H. Ug. 452 nb / 1

<36625631200010

<36625631200010

Bayer. Staatsbibliothek

Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Erster Band.

204 D

Leipzig 1896, Duncker & Humblot.

12/V 96

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Weltgeschichte

von

Leopold von Ranke.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

H. Un. 452 nb/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Übersetzungsrecht ist vorbehalten.

1 11 5

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Die Erde war bewohnbar geworden und wurde bewohnt; die Völker waren geschieden und standen in mannigfaltigen Beziehungen untereinander; sie besaßen Anfänge der Kultur, lange bevor die Schrift erfunden war: und auf diese allein ist doch die Geschichte angewiesen. Nur das kann sie unternehmen, was sie mit ihren Mitteln zu erreichen vermag. Wie könnte sich der Geschichtschreiber zutrauen, das Geheimnis der Urwelt, also das Verhältnis der Menschen zu Gott und der Natur, zu enthüllen? Man muß diese Probleme der Naturwissenschaft und zugleich der religiösen Auffassung anheimgeben.

An die Urwelt grenzen die Monumente einer noch immer unvordenklichen Zeit, gleichsam die Portale der Geschichte. Sie haben immer das Wunder und Rätsel der lebenden Generationen ausgemacht. In dem letzten Jahrhundert hat man sie besser kennen gelernt und ist ihrem Verständnisse näher getreten als jemals früher. In unseren Tagen sind in den Ruinen verschütteter Städte Bauwerke aufgedeckt worden, an deren Wänden die einst mächtigsten Fürsten der Welt ihre Thaten haben aufzeichnen lassen. Allenthalben widmet man der Erforschung der Altertümer ein Studium, das durch eine Art von Pietät belebt wird; Kunst und Altertum werden gleichsam identische Begriffe. Man verbindet damit die leider nur sehr fragmentarischen Denkmäler der alten Götterdienste, Religionen, Staatsverfassungen, welche auf uns gekommen sind. Jeder neue Fund wird als glückliche Entdeckung begrüßt. Um die verschiedenen Mittelpunkte her haben sich Studienkreise gebildet, deren jeder ein eigenes Fach ausmacht und eine besondere, ihm gewidmete Lebensthätigkeit erfordert. Und zugleich ist eine allgemeine Sprachwissenschaft emporgekommen, welche, auf ausgebreiteter und eingehender Gelehrsamkeit beruhend, die Völkerverwandtschaften voneinander zu scheiden und einander gegenüber zu bestimmen mit Erfolg unternimmt.

1*

Für den Unterricht der Laien nicht allein, sondern für die Orientierung der Mitarbeitenden selbst wäre nichts erwünschter, als eine genetische Durcharbeitung dieser Studienkreise und ihrer gegenseitigen Beziehungen. Eine solche Arbeit würde einer Encyklopädie des historischen Wissens zur Zierde gereichen; aber in die Weltgeschichte könnte sie keine Aufnahme finden. Diese hat sich nur die evidenten Resultate der Forschung zu eigen zu machen. Die Geschichte beginnt erst, wo die Monumente verständlich werden und glaubwürdige schriftliche Aufzeichnungen vorliegen. Dann aber ist ihr Gebiet ein unermeßliches. In der Bedeutung, die wir mit dem Worte verbinden, umfaßt Weltgeschichte die Begebenheiten aller Nationen und Zeiten, wohlverstanden jedoch, nicht ohne eine nähere Bestimmung, welche ihre wissenschaftliche Behandlung erst möglich macht.

Vor alters hat man sich mit der aus prophetischen Sprüchen überkommenen Vorstellung von den vier Weltmonarchien begnügt. Noch im siebzehnten Jahrhundert herrschte dieselbe vor; im achtzehnten aber wurde sie durch den Fortgang des allgemeinen Lebens zersprengt. Der Begriff der Weltgeschichte wurde durch den Umschwung der Ideen gleichsam säkularisiert. Besonders durch die Publikation einer voluminösen Völkergeschichte unter dem Titel „Geschichte der Welt", die in England ans Licht trat, bei den deutschen Gelehrten entgegenkommende Aufnahme fand und einen gleichartigen Fleiß bei ihnen hervorrief, wurde es unmöglich, an der bisherigen Auffassung festzuhalten.

Aber auch bei der Geschichte der verschiedenen Völker konnte man nicht stehen bleiben. Eine Sammlung der Völkergeschichten in engerem oder weiterem Rahmen würde doch keine Weltgeschichte ausmachen: sie würde den Zusammenhang der Dinge aus den Augen verlieren. Eben darin aber besteht die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft, diesen Zusammenhang zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, welcher alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen. Daß eine solche Gemeinschaft stattfindet, lehrt der Augenschein.

Die Ursprünge der Kultur gehören einer Epoche an, deren Geheimnis wir nicht zu entziffern vermögen. Aber ihre Entwickelung bildet die durchgreifendste Erscheinung der Zeiten, von welchen eine glaubwürdige Überlieferung vorhanden ist. Nur unvollkommen wird ihr Wesen durch ein einzelnes Wort ausgedrückt. Es umfaßt zugleich das religiöse und das politische Leben, die Grundlagen des Rechts und der menschlichen Gesellschaft.

Zuweilen sind wohl die von uralter Zeit vererbten Zustände eines oder des anderen orientalischen Volkes als Grundlage von allem betrachtet worden. Unmöglich aber kann man von den Völkern eines ewigen Stillstandes ausgehen, um die innere Bewegung der Weltgeschichte zu begreifen. Die Nationen können in keinem anderen Zusammenhange in Betracht kommen, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nacheinander erscheinen und miteinander eine lebendige Gesamtheit ausmachen.

In dem, was wir Kultur oder Civilisation nennen, liegt eines der wirksamsten Motive ihrer inneren Entwickelung. Wollte man für diese ein bestimmtes Ziel angeben, so würde man die Zukunft verdunkeln und die schrankenlose Tragweite der welthistorischen Bewegung verkennen. Innerhalb der Grenzen der historischen Forschung treten uns nur die mannigfaltigen Phasen, in denen dies Element zur Erscheinung kommt, vor Augen, und zwar zugleich mit dem Widerstande, den es bei jeder seiner Formen in den eingeborenen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völker und Stämme findet. Auch diese haben ihr ursprüngliches Recht und ein unbezwingliches Innere. Keineswegs allein auf den Kulturbestrebungen aber beruht die geschichtliche Entwickelung. Sie entspringt noch aus Impulsen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang untereinander kämpfen. In diesem Kampfe, der allezeit auch die Gebiete der Kultur umfaßt, bilden sich historische Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrschaft miteinander ringen, wobei denn das Besondere durch das Allgemeine umgestaltet wird, zugleich aber auch sich gegen dasselbe behauptet und reagiert.

Die Weltgeschichte würde in Phantasien und Philosopheme ausarten, wenn sie sich von dem festen Boden der Nationalgeschichten losreißen wollte; aber ebensowenig kann sie an diesem Boden haften bleiben. In den Nationen selbst erscheint die Geschichte der Menschheit. Es giebt ein historisches Leben, welches sich fortschreitend von einer Nation zur anderen, von einem Völkerkreise zum anderen bewegt. Eben in dem Kampfe der verschiedenen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen, sind die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen; denn nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so großer Macht und so eigentümlichem Gepräge wie die englische, die italienische, sind nicht sowohl Schöpfungen des Landes und der Rasse, als der großen Abwandlungen der Begebenheiten.

Was hat es nun aber auf sich, das allgemeine Leben der Menschheit und das besondere wenigstens der vorwaltenden Nationen zu erforschen und zu verstehen? Man dürfte dabei die Gesetze der historischen Kritik, wie sie bei jeder Untersuchung im einzelnen geboten sind, nicht etwa hintansetzen. Denn nur kritisch erforschte Geschichte kann als Geschichte gelten. Der Blick bleibt immer auf das Allgemeine gerichtet. Aber aus falschen Prämissen würden sich falsche Konklusionen ergeben. Die kritische Forschung auf der einen, das zusammenfassende Verständnis auf der anderen Seite können einander nicht anders als unterstützen.

Im Gespräche mit vertrauten Freunden habe ich öfter die Frage erwogen, ob es überhaupt möglich sei, eine Weltgeschichte in diesem Sinne zu verfassen. Der Schluß war: den höchsten Anforderungen zu genügen, sei wohl nicht möglich; aber notwendig sei, es zu versuchen.

Einen solchen Versuch biete ich dem Publikum dar. Mich leitet dabei noch der folgende Gesichtspunkt.

Im Laufe der Jahrhunderte hat das Menschengeschlecht gleichsam einen Besitz erworben, der in dem materiellen und dem gesellschaftlichen Fortschritt, dessen es sich erfreut, besonders aber auch in seiner religiösen Entwickelung besteht. Einen Bestandteil dieses Besitzes, sozusagen das Juwel desselben, bilden die unsterblichen Werke des Genius in Poesie und Litteratur, Wissenschaft und Kunst, die, unter lokalen Bedingungen entstanden, doch das allgemein Menschliche repräsentieren. Dem gesellen sich, unzertrennbar von ihnen, die Erinnerungen an die Ereignisse, Gestaltungen und großen Männer der Vorzeit bei. Eine Generation überliefert sie der anderen, und immer von neuem mögen sie aufgefrischt in das allgemeine Gedächtnis zurückgerufen werden, wie ich das zu unternehmen den Mut und das Vertrauen habe.

I.

Die älteste historische Völkergruppe

und

die Griechen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Amon-Ra, Baal, Jehovah und das alte Ägypten.

Ich beginne mit den Vorstellungen über die göttlichen Dinge, welche in der ältesten Zeit mit den Antrieben des Lebens und dem Geiste der Landesverfassung zusammenfallen, aber die Summe derselben erkennbarer, begreiflicher ausdrücken, als es durch die Beschreibung der Zustände und Einrichtungen im einzelnen geschehen könnte. Das Göttliche ist immer das Ideale, das den Menschen vorleuchtet; dem menschlichen Thun und Lassen wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz inne, aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin.

In dem alten Ägypten nun begegnen wir drei verschiedenen Formen des menschlichen Bewußtseins von den göttlichen Dingen. Die erste ist die gleichsam eingeborene, aus der Natur des Landes entsprungene, ihr entsprechende, wie ja die Menschen in allen Zeiten eine unmittelbare und lokale Einwirkung ihrer Gottheiten vorausgesetzt und annehmen zu dürfen geglaubt haben; ich bezeichne sie mit dem allgemeinsten Namen der Verehrung der Ägypter. Sie entsprach den Grundlagen des Lebens und der Bildung der Nation. Aber der Besitz der Erde ist nun einmal der Kampfpreis, um den die Völker ringen. Das reiche, sich selbst genügende Ägypten reizte die Habgier benachbarter Stämme, welche anderen Göttern dienten. Unter dem Namen der Hirtenvölker haben fremde Dynasten und Stämme Ägypten Jahrhunderte lang beherrscht. Diese folgten den Fahnen eines anderen Gottes, der aber kein ihnen eigentümlicher war, sondern allen vorderasiatischen Völkern angehörte, des Gottes Baal, welcher in Ägypten unter dem Namen Sutech erscheint und als das böse Prinzip verflucht wird. Zwischen den beiden Diensten brach der Natur der Sache nach ein mörderischer Kampf aus, in dessen Folge der ägyptische sich nicht allein wiederherstellte, sondern den, welchen er ausgestoßen, in seiner Heimat aufsuchte und bekämpfte. Aber eben,

indem diese beiden Dienste miteinander rangen, entsprang ein dritter, in welchem sich die göttliche Idee über die Natur erhob. Ägypten stieß ihn nicht eigentlich aus; er emancipierte sich durch seine eigene Kraft. Wie diese Religion, nachdem sie sich einmal selbständig konstituiert hatte, die Oberhand über alle anderen Gottesverehrungen erlangt hat und eines der Grundprinzipien so des Islam wie der christlichen Welt geworden ist, bildet eines der wichtigsten Momente der Universalgeschichte überhaupt; sie hat sich von Anfang an im Gegensatz gegen den altägyptischen Dienst entwickelt.

Was war nun aber der Sinn und der Inhalt der ägyptischen Religion, die aus einer Epoche stammt, welche zu ergründen und aus den entfernten Anfängen des Menschengeschlechtes herzuleiten uns die Mittel fehlen? Wenigstens wollen wir nicht in die Arbeit eintreten, mit der die Forschung unserer Tage dieses Dunkel aufzuhellen sich bemüht. Ägypten bildet den Abschluß einer Vorgeschichte des Menschengeschlechtes, deren beste Hinterlassenschaft die älteren ägyptischen Denkmäler sind — ein unvordenklicher Zeitraum, in welchem dann auch die Religion des Landes entstanden ist, der bei allen ihren Mängeln doch eine universale Bedeutung zukommt.

Die kosmischen Erscheinungen, von denen das Leben auf Erden überhaupt bedingt wird, beherrschen dasselbe doch nirgends so eingreifend, wie auf dem dunklen Erdreich, das man Ägypten nannte. Alles beruht darauf, daß der Nil durch seine Überflutungen die Uferlande mitten in der Wüste zu einem kulturfähigen Boden machte und durch seine steten Anschwemmungen den Meerbusen, an den es zunächst stieß, nach und nach zu einer der reichsten Ebenen umschuf, welche die Erde kennt. Chemische Analyse hat erwiesen, daß es nirgends einen fruchtbareren Boden giebt, als den vom Nilschlamm gebildeten. Nun sind aber diese Ergießungen, die das Land nicht allein fruchtbar gemacht, sondern zum Teil selbst geschaffen haben, an bestimmte Zeiten in dem Wechsel des Jahres gebunden. Sie treten, obwohl nicht immer in gleicher Stärke, aber doch unfehlbar zu den einmal bestimmten Zeiten ein.

Ganz von der Natur umfangen, bildete das ägyptische Volk, in dessen Sprache man Urverwandtschaft mit den semitischen zu entdecken meint, eine ihm doch selbst ausschließend eigentümliche Religion, die eben in jenen kosmischen Beziehungen wurzelte, und eine entsprechende Staatsverfassung aus. Denn wie das Ereignis der Überflutung das gesamte Land beherrschte, überall wirksam, aber doch nur Eines war, so bedurfte dasselbe auch Einer allgemeinen Macht, um die Gewässer in die Landschaften zu leiten, die sie sonst vielleicht nicht erreicht hätten, die jeden Augenblick zerstörten Grenzen des individuellen Eigentums wiederherzustellen. Denn ein solches gab es; das Volk würde sonst nur zur Sklaverei verdammt gewesen sein. Wo die Verhältnisse des Landanbaues die regelmäßig eingewohnten sind und bleiben, kann sich ein Landadel einrichten, der, in Städte zusammentretend, republikanische Formen annimmt. Hier aber, wo der Bestand des Besitzes von Ereignissen, die alle gleichmäßig treffen, abhängig wird, ist die Voraussicht einer höchsten

Gewalt und deren lebendige Fürsorge notwendig. Die Gottheit, deren ordnende Hand in dem Laufe der Sonne, von welchem alles abhängt, zu erkennen ist, und der König, welcher die sichernden Anordnungen auf Erden trifft, gehören in der Idee unbedingt zusammen. Auf den Denkmälern sieht man wohl den König die bildlichen Repräsentanten der Bezirke, einen jeden mit Attributen, die sich auf den Landbau beziehen, dem Gotte vorstellen. Die Götter treten unter abweichenden Namen auf, eben wie sie in den Hauptstädten und den Landbezirken verehrt werden. Den vornehmsten von ihnen, Ra, Ptah, Amon, werden dieselben Bezeichnungen beigelegt. Sie bilden nur eine einzige Gottheit unter verschiedenen Namen. Einem Heros, der den Gott Amon schauen wollte, wurde dies versagt: denn die Gottheit gebe sich nur in ihren Wirkungen kund unter mancherlei Gestalt. Der Gott ist nicht eigentlich Weltschöpfer. Er hat nicht gesagt: „Es werde Licht" — „und es ward Licht"; er hat die Sonne gerufen, die also schon da war, und ihren Lauf geordnet. Es giebt doch entgegengesetzte Elemente, welche die von der Gottheit eingeführte Weltordnung zu zerstören bemüht sind. Die Gottheit wird mit dem das Leben begründenden Nil wieder identifiziert, sowie mit der Sonne selbst; sie tritt noch unmittelbarer in der animalischen Natur hervor, als in dem Menschen.

Der Stier Apis ist das lebendige Abbild des Gottes Osiris, der besonders als der Geber alles Guten gedacht wird.

Der Mensch wird nicht als eine Inkarnation des Gottes betrachtet, obwohl die Sage ihn aus dem Auge desselben, der Sonne, entspringen läßt. Aber er war anfangs selbst ohne die Sprache; diese und alles andere haben ihm die Götter gelehrt. Der religiöse Kultus ist das vornehmste Geschäft des Ägypters; es giebt eigentlich nichts profanes in diesem Lande: eine zahlreiche Priesterschaft vertritt diesen Kultus an jeder Stelle; aber diese Priesterschaft ist zugleich im Besitz der Kenntnisse und der Erfahrungen, welche alles regeln. Und nicht etwa verächtlich darf man von diesen Kenntnissen reden. Die Ägypter haben den Lauf der Sonne, wie er auf Erden erscheint, nach welchem das Jahr abgeteilt wurde, hierin wetteifernd mit Babylon, auf eine wissenschaftlich und praktisch anwendbare Weise bestimmt, so daß Julius Cäsar den Kalender von den Ägyptern herübernahm und im römischen Reich einführte, dem die anderen Nationen folgten, worauf er siebzehn Jahrhunderte lang in allgemeinem Gebrauch gewesen ist. Der Kalender möchte als die vornehmste Reliquie der ältesten Zeiten, welche Einfluß in der Welt erlangt hat, gelten können.

Damit hängt nun aber auch die Autorität des Königtums zusammen. Der König ist nicht allein von Gott gesetzt; er ist selbst vom Stamme Gottes; er geht zu demselben zurück, wenn er stirbt. Niemals hat es Herrscher gegeben, welche es sich mehr hätten angelegen sein lassen, der Vergänglichkeit der Dinge unvergängliche Denkmäler entgegenzusetzen. Wie wird dem Wanderer auf dem Pyramidenfelde zu Gizeh so still zu Mute, im Angesicht der gigan-

tischen Denkmäler des höchsten Altertums und inmitten ihres Geheimnisses! Einsam stehen sie da, in der Zeit wie in dem Raume. Was ein großer Feldherr neuerer Zeit seinen Truppen zurief, vierzig Jahrhunderte sähen auf sie herab, ist vielleicht noch nicht ausreichend. Ungezählte Jahrhunderte sind es, die von den Pyramiden auf die heutigen Geschlechter herabblicken.

Durch alle Forschung sind wir doch, wie einer der namhaftesten Ägyptologen ausdrücklich zugestanden hat, in positiver Kenntnis der alten ägyptischen Geschichte nicht weit über Herodot hinausgekommen. Noch immer erscheint als der Urheber des Reiches, wie damals, Menes, der, von Thinis herabsteigend, Memphis, „die gute Wohnung", gründete. Indem er die Stadt durch einen gewaltigen Damm gegen die Fluten des Nil schützte, gab er zugleich der Herrschaft über das Delta einen sicheren Rückhalt. Einer anderweit aufbehaltenen Sage nach erlag Menes im Kampfe mit einem Krokodil, eben in der Bekämpfung der feindlichen Naturgewalten. Von alle den Namen, aus denen man drei, auf Menes zunächst folgende Dynastien zusammensetzt, findet sich doch nichts denkwürdiges erwähnt; in der vierten Dynastie erscheinen nun die Erbauer der großen Pyramiden, der erhabenen Grabdenkmäler aus unvordenklichen Epochen.

Man erkennt noch heute, wie die Felsen so weit abgetragen wurden, um eine Umgangsfläche um das zu errichtende Denkmal herzustellen. Dann wurden die Unterlagen des Baues mit Granit umkleidet. Die regelmäßigen Eingänge wurden durch granitne Fallthüren verschlossen. Die langen Gänge der Grabkammern bilden ein musterhaftes Gefüge. Die Grabkammern selbst waren ganz in Felsen gehauen mit Ausnahme des Daches, das aus mächtigen Kalksteinblöcken formiert wurde. In der Tiefe befindet sich der Sarkophag, in den beiden größten Pyramiden ohne alle Inschrift. Doch war der Name des Erbauers durch eine Inschrift auf einer äußeren Granitfläche angegeben. Alles verrät ebensoviel Kraftanwendung wie architektonische Einsicht. Es gehört einzig diesem Lande an. Die Sage war nicht einig darüber, ob sie in vollem Einverständnis mit den ägyptischen Göttern oder vielmehr in Opposition gegen dieselben aufgerichtet worden seien; sie bezeichnet die ersten der Erbauer als übermütige Feinde, den letzten als Freund und Diener der Götter und ihres Volkes.

Aber auch nach ihnen finden wir doch nur Namen verzeichnet, ohne Angaben von Handlungen, die solchen erst Bedeutung geben würden; durch lange Reihen von Herrschern gelangen wir bis zu der sogenannten sechsten Dynastie, die durch den Namen der Nitokris, der als Nitaqrit auch auf den Denkmälern gelesen wird, Bedeutung erhält. Man kennt die großartige Sage, die Herodot erfuhr, nach welcher Nitokris durch die Machthaber im Lande, die ihren Gemahl getötet hatten, zur Königin erhoben wurde; sie rächte den Getöteten an ihnen, indem sie den an der Schuld Beteiligten in einem unterirdischen Saal ein Fest gab, aber einen Kanal des Flusses in denselben leitete, so daß

sie umkamen. Für sie selbst wurde es dadurch unmöglich, zu leben. Sie warf sich in einen ummauerten, mit glühender Asche erfüllten Raum.

Die Ermordung eines Königs, die Rache durch ein hinterlistiges Weib, der Untergang der Schuldigen durch den Fluß, der Selbstmord der Königin durch glühende Asche unterbricht die erste Reihenfolge der ägyptischen Könige mit einer Sage, die nur im Nilthale gedacht werden konnte. Ich wage nicht, eine Zeit zu bestimmen, in welche diese Begebenheiten gesetzt werden könnten. Sie gehören, wenn ich nicht irre, zu den Erinnerungen, welche aus dem höchsten Altertum zu den späteren Generationen forterbten. Ein halbes Jahrtausend vergeht, über welches die Denkmäler so gut wie schweigen. Die Begebenheit, welche die sein wird, die der Sage von Nitokris zu Grunde liegt, konnte nicht anders als die mannigfaltigsten Verwirrungen zur Folge haben. Aber die Einheit von Ägypten wurde erhalten; die Dynastie, welche in der Reihenfolge als die zwölfte erscheint, und deren Hauptsitz nicht mehr Memphis, sondern Theben ist, hat das Land nach Norden und Süden hin erweitert und mit sicheren Marken umgrenzt und ein Wasser-Bauwerk hinterlassen, dessen Zweck eben den Zusammenhang des gesamten Nillandes in sich schließt und ausdrückt. Schon Herodot bewunderte den Möris-See; der Name des Königs Möris, dem er denselben zuschreibt, beruht auf Mißverständnis. Aber das Werk ist noch heute in großartigen Ruinen vorhanden. Es ist nicht ein natürlicher See, sondern ein gegrabener Wasserbehälter mit mächtigen, ungefähr fünfzig Fuß breiten Dämmen, welcher dazu bestimmt war, bei anschwellendem Nil die Gewässer, welche etwa im Delta schädlich hätten wirken können, in sich aufzunehmen und sie für Zeiten zu reservieren, in denen die Überschwemmung des Landes nicht die für seine Fruchtbarkeit erforderliche Höhe erreichte. Im Wasser sah man den steinernen Koloß, der das Gedächtnis seines Stifters aufbewahrte; es war Amenemha III. Denn die Überschwemmungen zu regeln, war eben das Hauptgeschäft eines Herrschers von Ägypten. Es wird damit zusammengehangen haben, wenn es auch nicht das Motiv dazu war, daß dieser Fürst und die Dynastie, der er angehörte, über die alten Grenzen hinausgingen, um von dem Anschwellen des Nil rechtzeitig Kunde zu erhalten und sie nach dem Niederlande zu befördern.

In der Grabkammer eines der Landpfleger dieser Dynastie, Chnumhotep, lernt man ihre Namen kennen. Überhaupt sind diese Grabkammern sehr unterrichtend, und wir dürfen wohl, da sie uns die Zustände des Landes in einer bedeutenden Periode wenigstens in einzelnen Fällen zur Anschauung bringen, einen Augenblick dabei verweilen.

In den Grabkammern von Beni-Hassan erscheint dieser Chnumhotep in der Mitte seiner eigenen Besitzungen, die sich von den Bezirken, deren Obhut ihm vom König im Osten anvertraut ist, bis tief in den Westen erstrecken. Man sieht ihn in großer Gestalt, in der Mitte der Gewässer, Felder, Haine, welche die Inschrift ihm zuschreibt, während seine Leute auf Barken den Nil durchschneiden. In dem Gewässer erblickt man Krokodile, Nilpferde und

Fische, an dem Ufer Papyrusstauden, über und in denen man einen Iltis gewahrt, nach dem er den Speer richtet, darüber Wasservögel und einen Baum, auf dessen Zweigen Vögel sitzen. Auf der anderen Seite sieht man ihn seine Jagdbeute an Wasservögeln in der Hand halten. Noch bedeutender aber ist er als Landpfleger und Vertreter des Königs. Es ist derselbe, dem benachbarte Stämme in einer vielbesprochenen Darstellung ihre Huldigung darbringen. Dem Landpfleger überreicht ein ägyptischer Schreiber ein Papyrusblatt. Sie sind gekommen, Augenschminke, doch wohl zum Schmucke der Frauen, als Geschenk darzubringen. Ein anderer Ägypter, dem die Sorge für die Ankömmlinge aufgetragen ist, führt sie gleichfalls ein. Man erblickt den Häuptling, stattlich gekleidet, mit gesenktem Angesicht, ihm zur Seite einen prächtigen Steinbock, hinter ihm seinen Sohn gleichfalls mit einem jungen Steinbock; hinter beiden treten einige wohlgekleidete Männer mit Bogen und Speer auf. Sie gehören, wie die Inschrift sagt, dem Stamme Amu an. Steinböcke, wie sie sie bringen, kommen auf der Sinaihalbinsel noch heute vor. In einer zweiten Abteilung des Zuges stellen sich vornehmlich vier sorgfältig bekleidete, wohlgewachsene Frauen dar, deren reiches, auf den Rücken fallendes Haar vorn auf der Stirn durch ein Band zusammen gehalten wird. Zweifelhaft erscheint es, ob sie zur Familie der Ankommenden gehören oder als Geschenk dargebracht werden. Vor und hinter ihnen sieht man waffentragende Lasttiere und einen Lautenschläger, der im Spiel begriffen ist, zuletzt abermals einen stattlichen Kriegsmann, mit Bogen, Köcher und Keule bewaffnet. Sie scheinen Verbündete zu sein, welche dem Statthalter, der hier den König repräsentiert, ihre Huldigung darbringen. Es ist eine Scene aus der Blütezeit der ägyptischen Macht. Daß sie um Aufnahme bitten, ist nicht ersichtlich. Alle Beziehung auf die Kinder Israel wird durch den Anblick ausgeschlossen.

Es erhellt, wie weit die Kunst, das Leben bildlich zu reproduzieren, in Ägypten bereits gediehen war. Die vornehmsten Hervorbringungen bleiben immer die Bauwerke selbst, kolossal und das Auge befriedigend, nicht immer das, was wir klassisch nennen würden, aber immer Beweise von weit vorgeschrittener technischer Kunstfertigkeit. Das Kolossale ist zugleich ein durchaus Gestaltetes, wie jene Memnonsäulen, welchen die Sage einen lauten Gruß an die aufgehende Sonne zuschreibt. Es ist die Morgenröte für die Kunstentwickelung des Menschengeschlechtes überhaupt.

In jenen Grabkammern treten überdies die Symbole des Götterdienstes vor Augen, der, mit dem Leben in dem Nillande auf das innigste verwachsen, doch zugleich einen religiösen Inhalt hat. Wie prächtig erscheint die Gestalt des Amon, selbst mit seinem Widderkopf, wie ein Gott denen gegenüber, die ihm ihre Geschenke, die Krüge in der Hand, darbringen! Sehr auffallend ist es, daß die verschiedenen Gottheiten, die neben ihm genannt werden, doch immer dieselben Prädikate haben, nach denen sie ihre Existenz nur sich selbst verdanken und die Welt beherrschen. Die Gottheit, welche, wie berührt, sich

nicht in ihrer eigentlichen Gestalt zeigen wollte, tritt auch mit dem Kopf eines Sperbers, selbst in der Gestalt eines Käfers und in tausend anderen Gestaltungen auf. Der Tierdienst der Ägypter beruht auf einer Voraussetzung des Göttlichen in einigen Tiergestalten. Das artete nun in einen groben Götzendienst aus; aber man vergaß doch nie, daß alles symbolisch war: der Dienst gilt allezeit dem in der Erscheinung verborgenen Gott. Die ägyptischen Auffassungen können trotz ihrer Abarten noch immer als Religion bezeichnet werden; sie bilden einen Pantheismus, der die ganze erscheinende Welt umfaßt und selbst in den Menschen wiederkehrt. Mit dem Tode war das Leben nicht abgeschlossen; man setzte voraus, daß es zu dem göttlichen zurückkehre, und imaginierte sich ein neues Nilland jenseit des Grabes: denn von den lokalen Anschauungen konnte und wollte man sich nicht losreißen. Die Seele des Reinen wird mit der Gottheit vereinigt; doch scheint sie ihre Individualität behalten zu haben; sie wird von den Nachkommen angebetet. Daher rührt die unvergleichliche Sorgfalt, welche auf die Gräber verwandt wird; in den Sarkophag werden Schriften gelegt, die die Würdigkeit zu dem Eintritt in eine andere Welt beweisen sollen.

In den Grabkammern lernen wir auch einige Momente der Landesverfassung kennen. Der erwähnte Landpfleger rühmt von dem Könige Amenemha II.: er habe nach Niederwerfung eines Aufruhrs, „indem er von einer Stadt nach der anderen Besitz ergriffen, sich unterrichten lassen von einer Stadt und ihren Grenzen bis zur nächsten Stadt, ihre Grenzsäulen aufgestellt und ihren Ertrag abgeschätzt". In derselben Inschrift wird nichts so sehr betont, als die Erblichkeit der Landpfleger und der Gaufürsten. „Meine Mutter," so sagt Chnumhotep, „trat ein in die Würde der Erbherrin und als Tochter eines Fürsten des Gaues von Memphis. Es führte mich ein König Amenemha II. als Herren-Kind in das Erbe des Fürstentums des Vaters meiner Mutter, gemäß der Größe seiner Gerechtigkeitsliebe."

Chnumhotep rühmt sich besonders der Art und Weise seiner Thätigkeit in Bezug auf die Verehrung der Toten. „Ich that Gutes für die Wohnungen der Verehrung (d. h. der Toten) und ihre Häuser, und ließ herbeiziehen meine Bilder zur heiligen Wohnung und spendete ihnen ihre Opfer an reinen Gaben, und setzte ein den dienenden Priester und that ihm wohl durch Geschenk an Feld und an Bauern." Eine andere Angelegenheit, die ihn beschäftigte, war die Anordnung der Feste, in denen sich die Verbindung der himmlischen und irdischen Erscheinungen kalendarisch abspiegelt. Er führt Jahresfeste an: Fest des Neujahrs, Fest des kleinen Jahres, Fest des großen Jahres, Fest des Jahresschlusses; dann Monatsfeste: Fest des großen Brandes, Fest des kleinen Brandes, Fest der fünf Schalttage des Jahres, sowie eine ganze Reihe anderer Festlichkeiten, die gleichsam ägyptische Fasti, wie die römischen, darstellen. Der Priester, der sie verabsäumt, soll ein Nichts werden, sein Sohn soll nicht auf seinem Stuhle sitzen.

Ägypten bestand in seiner, alle Teile des Landes umfassenden Einheit.

Es war reich und blühend, die Kornkammer für alle benachbarten Stämme, die das Land damals umschwärmten, wie eigentlich noch heute. Aber die Angriffe wurden allmählich stärker, als die Verteidigung. Die Fremden nahmen das Delta ein und drangen selbst noch weiter vor. Es waren arabische Beduinenstämme; in den Grabkammern finden sich auch phönizische Namen. Eine alte Behauptung ist, daß kanaanitische Stämme, namentlich Philister, an der Eroberung Teil hatten; sie werden von den Späteren Hyksos genannt, unter welchem Namen man arabische Führer angedeutet zu sehen meint. Es sind die Hirtenkönige, welche die Sage mehrere Jahrhunderte hindurch über das niedere Ägypten herrschen läßt: denn auf zweifelhafte Berichte sind wir auch hier angewiesen. Auf den Denkmälern hat man noch nicht einmal den Namen Hyksos gefunden. Unleugbar ist, daß durch den Götterdienst, den sie mitbrachten, der ägyptische verdrängt wurde; der Name des Gottes Sutech, den sie vor allem verehrten, bezeichnet keinen anderen, als Baal, den die Kanaaniter anbeteten. Es war ebenso ein religiöser Gegensatz wie ein politischer. Aus einem fragmentarischen Papyrus entnimmt man, daß eine Botschaft von dem Häuptling der Hirten an den Fürsten des Mittags gerichtet wurde, wahrscheinlich doch den Pharao der Thebaïs, daß dieser aussprach, er könne nicht zugeben, daß in dem Lande ein anderer Gott verehrt werde, als Amon-Ra. Aus diesem doppelten Gegensatze entsprang dann ein Krieg, durch welchen Ägypten sich nach und nach der schweren Fremdherrschaft entledigt hat. Darin würde nun an sich keine Begebenheit von universaler Wichtigkeit liegen; Ägypten stellte sich eben nur so her, wie es früher gewesen war. Aber der große Erfolg hatte das Selbstbewußtsein der Ägypter erweckt. Es gab jetzt nur Einen König, der den Titel des oberen und des unteren Landes führte. Man hatte die Feinde allenthalben ausgestoßen; man trat mit den Arabern in kommerzielle Verbindung; man fühlte sich mächtig in den Waffen und reich versehen mit allem, was man zum Kriege brauchte. Da geschah es, daß Tuthmosis I. (Tutmes) den Entschluß faßte, die in den letzten Epochen erlittene Unbill an den Feinden des Landes zu rächen, wie es eine Inschrift ausdrückt, „sein Herz zu waschen". Ähnliches ist wohl alle Zeiten und aller Orten geschehen; hier aber hatte der Versuch der Rache einen Erfolg, der über die bisherigen territorialen Verhältnisse hinausführte und immer fortwirkend die größten Weltveränderungen veranlaßt hat. Tuthmosis I. gehört der glänzenden Reihe von Pharaonen an, welche als die achtzehnte Dynastie bezeichnet werden. Seine Züge gingen besonders gegen Ruten, unter welchem Namen man Palästina und Syrien versteht.

Nicht an dessen älteren Sohn Tuthmosis II., wohl aber an seine Tochter Haschop knüpft sich der Fortgang dieser, über das dunkle Land hinausreichenden Bewegung. Sie, die sich selbst in Besitz der beiden Kronen setzte, erscheint als König oder Landesherr unter dem Namen Makara. Unter ihre Verwaltung fällt die erste Seefahrt, deren die Weltgeschichte urkundlich gedenkt, nach dem Balsamlande Punt, demselben, aus welchem die Ägypter ihre Ab-

kunft herleiteten, und das sich jetzt der Doppelkrone unterwarf; die Schiffe kehrten, mit reichen und wundervollen Landesprodukten beladen, zurück. Man entnimmt die Nachricht aus einer plastischen Darstellung, die mit Beischriften versehen ist. Was der Stein erzählt, nimmt sich beinahe märchenhaft aus; aber die Thatsache einer engen Verbindung Ägyptens mit Arabien tritt daraus unumstößlich hervor. Der Königsfrau Makara gebührt hiernach der erste Platz in den Annalen der Marine. Ihr Unternehmen ist lange Jahrhunderte der Fahrt Salomos und der Phönizier nach Ophir vorausgegangen. Gesichert im Süden, welcher das Gold lieferte, und gestärkt durch den reichen Ertrag der Handelsverbindungen, konnte nun Tuthmosis III., der jüngere Bruder der Makara, den man in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vor unserer Ära setzt, den großen Kampf aufnehmen, welcher für Ägypten der vornehmste von allen war, gegen die semitischen Völker im Osten und Norden von Ägypten, die Retennu. Es wird erlaubt sein, die Nachrichten, welche sich in den Inschriften finden, ihrer einseitigen Färbung zum Trotz zu wiederholen. Dem ersten maritimen Zuge tritt nun auch der erste, in dem Dunkel des Altertums unterscheidbare systematische Landkrieg zur Seite. Denn durch Seefahrten und Kriege zwischen den Nachbarn zur Entwickelung zu reifen, war nun einmal die Bestimmung des Menschengeschlechts. Was wir erfahren, eröffnet uns zugleich den Einblick in Länder eigentümlicher Organisation, von der keine andere Kunde vorhanden ist, und auf eine sehr eigentümlich geartete Kriegführung ältester Zeit.

Jene Völker waren bereits einmal unterworfen worden, hatten sich aber wieder losgerissen; besonders die benachbarten Stämme von Ruten und die Phönizier, mit Ausnahme jedoch von Gaza, hatten sich feindselig aufgestellt. In den Inschriften am Amontempel zu Theben wird nun der erste und vornehmste Feldzug Tuthmosis' III. geschildert. Dem heranziehenden König gegenüber haben sich die Stämme, die bis zum Lande Naharain (Mesopotamien) hin ihre Sitze haben, die Chalu (Phönizier), die Keu (Kittim), zu großem Heereszuge vereinigt und Mageddo genommen. Gegen den Rat seiner Feldhauptleute wählt Tuthmosis III. die gefährlichste Straße, um weiter vorzudringen, im Vertrauen auf seinen Gott. Diese fügen sich ihm, weil der Diener seinem Herrn Folge zu leisten schuldig ist; sie wenden nun ihren ganzen Eifer darauf, ihrem Könige zu folgen und ihn zugleich zu schützen; es gelingt ihnen, in der Schlacht den Platz zu behaupten und selbst das Zelt des feindlichen Königs zu erobern.

Die Ägypter stoßen ein Freudengeschrei aus und geben Ehre dem Amon, dem Herrn von Theben, welcher seinem Sohne den Sieg gegeben hatte. Alle benachbarten Fürsten kamen samt ihren Kindern, „um anzubeten vor dem König und um zu erflehen Odem für ihre Nase," d. h. das Leben, welches durch den empörerischen Widerstand gleichsam verwirkt worden war. Die Denkmäler enthalten ein Verzeichnis der Länder, die, wie es heißt, früher unbetreten waren, und aus welchen jetzt Gefangene weggeführt werden.

Erkennbar erscheinen Megiddo, Damaskus, Berytus, Taanach, Joppe, Mamre. Die Art und Weise des Krieges lernt man aus der Inschrift eines Feldhauptmanns kennen, der von sich sagt: „Damals, als Se. Heiligkeit bis zum Lande Naharain gekommen war, führte ich daraus drei erwachsene Leute weg im Faustkampf. Ich führte sie Seiner Heiligkeit vor als lebende Gefangene."

In dem nubischen Tempel von Amada, welchen Tuthmosis III. zum Gedächtnis aller Vorfahren und Götter aufgeführt hatte, rühmt er seine Siege und die Hinrichtung seiner Gegner. Er hatte sieben Fürsten mit seiner Schlachtkeule eigenhändig niedergeschlagen, welche sich auf dem Gebiete des Landes Thachis befanden. Geknebelt lagen sie da auf dem Vorderteil des Königsschiffes, dessen Namen Schiff des Amenemhotep II. (Tuthmosis' Sohn), des Erhalters des Landes, lautet. Aufgehängt wurden sechs dieser Feinde vorn an der Mauer von Theben.

Überall in den Denkmälern erscheint der von dem König an seine Kriegsleute reichlich gespendete Lohn.

Das so gegründete Übergewicht Ägyptens über seine Nachbarn hat sich nun lange Jahre erhalten. Unter einem der folgenden Könige Tutanch-Amon (Amen-Tutanch), sieht man auf der einen Seite eine Negerkönigin mit reichen Gaben des Landes, auf der anderen die rötlichen Fürsten des Landes Ruten. „Bewillige uns," sagen diese, „die Freiheit aus Deiner Hand. Unbeschreiblich sind Deine Siege, und keinen Feind giebt es in Deiner Zeit. Alle Länder ruhen in Frieden."

Das Königshaus setzte sich abermals nicht eben regelmäßig fort. König Seti I. aus der 19. Dynastie hatte die schwersten Kämpfe zu bestehen. Als seine vornehmsten Gegner erscheinen die Cheta, um die sich eine Völkervereinigung gebildet hatte, welche einen großen Teil von Vorderasien umfaßte. Ihr Fürst saß zu Kadesch und hatte bereits mit den Ägyptern Verträge, die er gebrochen zu haben beschuldigt wird, geschlossen. Kanaan, dessen Name in den dem Seti gewidmeten Inschriften vorkommt, erscheint hier in einem charakteristischen Schwanken zwischen Autonomie und Abhängigkeit: einige Städte und ihre Könige, Verehrer und Anbeter des Baal in seinen verschiedenen Formen und der Astarte, in Krieg und Frieden an die Ägypter geknüpft, aber doch unabhängig. Seti wird durch die Verfolgung der Beduinen-Araber, Schasu, die in Ägypten eingedrungen waren, in das kanaanitische Gebiet geführt. Einige Lokalitäten werden erwähnt, die wir in den israelitischen Überlieferungen wiederfinden. Die Schasu und die mit ihnen verbündeten, aber untereinander uneinigen phönizischen Völkerschaften werden besiegt; dann wendet sich Seti gegen Kadesch. Die Inschriften schildern ihn nicht allein als sehr kampflustig und tapfer, sondern auch blutgierig. „Seine Freude ist es, den Kampf aufzunehmen, und seine Wonne, sich in denselben zu stürzen. Sein Herz wird nur befriedigt beim Anblick der Blutströme, wenn er den Feinden die Köpfe herunterschlägt. Sein Zweigespann hieß Siegesgroß." So richtete er seinen Zug gegen Kadesch, wo er die

Rinderherden vor den Thoren weidend findet; die Stadt vermag dem unerwarteten Angriff des Seti nicht zu widerstehen. Dann erst kommt es zur Feldschlacht. Obwohl die bartlosen, hellroten Cheta mit ihren Streitwagen einen guten Widerstand leisten, so werden sie dennoch besiegt. Hierauf unterwerfen sich die Fürsten und Ältesten der benachbarten Landschaft, welche die göttliche Mission des Seti gleichsam anerkennen: „Du erscheinst," sagen sie, „wie Dein Vater, der Sonnengott; man lebt bei Deinem Anblicke."

In der bildlichen Darstellung sieht man die Einwohner die hohen Cedern des Libanon fällen „zum Bau eines großen Schiffes auf dem Strome zu Theben und in gleicher Weise für des Königs Seti hohe Mastbäume am Amons-Tempel von Theben."

Die Inschriften rühmen, daß er seine Grenze am Anfange der Welt und an den äußersten Grenzen des Stromlandes Naharain, welches das große Meer umkreist, gesetzt habe.

Bei der Rückkehr mit einer Beute, wie man sie noch nie gemacht hatte, wird Seti feierlich empfangen; man ruft ihm zu: „Deine Lebensdauer möge sein wie die der Sonne am Himmel. Der Sonnengott selber hat Deine Grenzen festgestellt." Dann werden die besiegten Länder verzeichnet: Cheta, Naharain, Ober-Ruten (Kanaan), Unter-Ruten (Nord-Syrien), Singar (Sinear der heiligen Schrift), ferner auch Kadesch, Megiddo und die Schasu-Araber. Die Beute wird dem Gotte Amon dargebracht. Die Gefangenen der Länder, welche Ägypten nicht kannten, erscheinen als Knechte und Mägde des Gottes Amon.

Sowie aber Seti gestorben, oder, wie die Ägypter sagen, sich mit der Sonne wieder vereinigt hat, finden wir die Besiegten in voller Empörung. Ramses II. Miamun, der Sohn des Seti, war doch genötigt, gleich in seinem ersten Feldzuge die Waffen Ägyptens gegen Kanaan und gegen eben die Cheta zu richten, um welche sich alle übrigen Völker aufs neue scharten. Er lieferte ihnen eine Schlacht, die durch historische Inschriften sowohl wie durch ein Heldengedicht, das auf den Mauern eingegraben wurde, unsterblich geworden oder vielmehr für spätere Entzifferungen aufbehalten worden ist. Die mehr geschichtliche Inschrift auf den Tempelwänden erzählt, daß der König durch die Fehler seiner Beamten in große Gefahr geraten sei; er habe nicht genugsame Kunde über seine Feinde erhalten, so daß er sich unerwartet diesen gegenüber befunden habe. Die Feinde hatten einen Graben überschritten im Süden von Kadesch. Sie umzingelten den Pharao mit seiner Begleitung. In dieser Gefahr legt der König seine Rüstung an. Er war ganz allein. Er stürzte sich mitten in die feindlichen Scharen von Cheta. „Ich hieb sie nieder," sagt der König, „und stürzte sie in das Wasser des Arantha (Orontes); ich dämpfte alles Volk und war doch allein; denn es hatten mich im Stich gelassen meine Krieger und meine Wagenkämpfer. Da wandte der König von Cheta seine Hände, um anzubeten vor mir."

Nach der bildlichen Darstellung in den Tempeln waren die Scharen der Kriegsvölker nach den Göttern benannt. Pharaos Zelt befindet sich in der

Mitte des Lagers, daneben das wandernde Heiligtum der großen Götter Ägyptens.

Schon die Beischrift zu der bildlichen Darstellung findet kaum Worte, um die Tapferkeit des Königs zu schildern. Noch umständlicher ist das Heldengedicht, das wir nicht übergehen dürfen, da es auf die Zustände und Vorstellungen jener Zeit ein neues Licht wirft. Danach hatte der König von Cheta kein Volk auf seinem Wege gelassen, ohne es mit sich fortzuziehen. Er hatte all' ihr Hab und Gut genommen, um es den Völkern zu geben, die ihn in den Krieg begleiteten. Seine Reisigen und Zweigespanne waren zahlreich wie der Sand. Je drei Mann standen auf einem Wagen; die besten Helden waren vereinigt an Einer Stelle. Ein Teil der ägyptischen Truppen ist schon geschlagen. Der König, der sich dann an einer anderen Seite in den Kampf wirft, sieht sich umzingelt von 2500 Paaren von Rossen. „Wo bist Du," ruft er in dieser Not aus, „mein Vater Amon?" Er erinnert den Gott an alle die Bauten und Dienste, die zu seinen Ehren ausgeführt wurden; nach dem Ausspruch seines Mundes sei er gegangen und gestanden.

Sein Gebet findet Erhörung. Der König vernimmt die Worte des Gottes: „Ich bin herbeigeeilt zu Dir, Ramses Miamun. Ich bin es, Dein Vater, der Sonnengott Ra. Ja, ich bin mehr wert, als Hunderttausende vereinigt an einer Stelle. Ich bin der Herr der Siege, der Freund der Tapferkeit."

Es ist mythologisch bemerkenswert, daß der König unter dem Beistand des ägyptischen Gottes gleich wird den Göttern seiner Gegner; er ist wie ein Baal hinter ihnen her. Die Feinde rufen aus: „Kein Mensch ist der! Wehe! Der, welcher in unserer Mitte, ist Sutech. Der ruhmreiche Baal ist in allen seinen Gliedern." Der König aber schilt die Feigheit seines Kriegsheeres. „Ich erhebe Euch zu Fürsten Tag für Tag, ich setze den Sohn ein in das Erbe seines Vaters und halte allen Schaden vom Ägypterland fern, und Ihr verlaßt mich? Solche Diener sind nichtig. Ich war allein so kämpfend und habe Millionen von Fremden widerstanden, ich ganz allein."

Am nächsten Tage erneuert sich das Gefecht; die ägyptischen Krieger stürzen sich hinein, „gleichwie losstößt der Sperber auf die Ziegen." Da läßt der König von Cheta den Pharao um Frieden bitten. „Du bist," so redet er ihn an: „Ra Hormachu, Du bist Sutech, der ruhmreiche, der Sohn der Nut, Baal zu seiner Zeit." „Weil Du der Sohn Amons bist, aus dessen Leibe Du entsprossen, so hat er Dir die Völker allzumal übergeben. Es soll das Volk von Ägypten und das Volk von Cheta verbrüdert sein, beide Deine Diener."

Nach dem Rate der Führer seines Kriegsvolks, der Wagenkämpfer und Leibwächter geht der König auf diese Bitte ein.

Bei seiner Rückkehr wird er von dem Gott Amon selbst mit einem feurigen Glückwunsch empfangen: „Mögen Dir die Götter unendlich viele

dreißigjährige Jubelfeste gewähren in Ewigkeit auf dem Stuhle Deines Vaters Tum und alle Länder unter Deinen Füßen sein!"

In dem Vertrage, der dann geschlossen wird, erscheint der König von Cheta nicht mehr, wie in den Kriegsberichten, als „der elende", sondern als „der große König". Nicht allein zwischen den Königen selbst wird Freundschaft geschlossen, sondern es heißt: „Die Söhne der Söhne des großen Königs von Cheta werden zusammenhalten und befreundet sein mit den Söhnen der Söhne von Ramessu-Miamun, des großen Fürsten von Ägypten." Der Vertrag ist zugleich ein Bund zwischen den Göttern beider Länder. Die von Cheta werden nach den einzelnen Städten alle genannt; Astarte ist darunter. Die Menschen verpflichten sich gleichsam für ihre Götter. „Demjenigen, der diese Gebote, welche die silberne Tafel (des Bundes) enthält, beobachten wird, sei er vom Volke der Cheta, sei er vom Volke der Ägypter, — darum, weil er sie nicht vernachlässigt hat, dem soll die Götterschar des Landes Cheta und die Götterschar des Landes Ägypten den Lohn gewähren und das Leben erhalten: ihm und seinen Dienern und denen, welche mit ihm sind und seinen Dienern."

Wenn die Denkmäler bisher nur Namenreihen ohne rechte Bedeutung darboten, so stellen sie hier — es scheint unleugbar — wirklich ein Stück altägyptisch-kanaanitischer Geschichte vor Augen. Die Erzählung überwuchert in Lobsprüchen und religiös-poetischen Verknüpfungen; aber sie enthält Thatsachen. Man erkennt den vordringenden Geist der ägyptischen Macht, jedoch zugleich die entgegengesetzte Bewegung der kanaanitischen Stämme; Kadesch spielt eine bedeutende Rolle.

Von alle dem, was die Steine erzählen, besaß man bisher keine Kunde, dagegen aus dem Altertum die Erzählung von einem großen Eroberer, des Namens Sesostris, der die ägyptischen Waffen weit und breit in der Welt furchtbar gemacht habe. Aber man wird doch den Inschriften den Vorzug vor der Sage geben müssen. Wahrscheinlich knüpft diese an die Thaten an, welche die ägyptischen Könige, die Tuthmosen und Sethosen, wirklich vollzogen haben; aber sie ist erst in späteren Zeiten, und zwar nicht ohne bewußten Gegensatz gegen andere Weltmächte, erfunden worden. Wie sie bei Herodot vorkommt, ist sie dazu bestimmt, den Persern einen ägyptischen König entgegenzusetzen, der die ihren übertroffen habe. Sesostris soll die Scythen überwunden haben, was jenen mißlungen war. Wie später Diodor, der sich selbst in Ägypten aufhielt, sie vernahm, war sie dahin erweitert, daß auch der Ruhm Alexanders des Großen vor dem Ruhm eines Sesostris erbleichen mußte: diesem wurde eine Eroberung der Gangesländer zugeschrieben. Die alten Denkmäler sind weit davon entfernt, einen solchen Gesichtskreis zu eröffnen. Auch sie sind ruhmredig, und man könnte wohl zweifeln, ob die Thaten der ägyptischen Könige wirklich große Erfolge gehabt haben, da sie zuletzt doch nur eben zu einem friedlichen Vertrage mit den Landesfeinden führen. Aber das kann man nicht in Abrede stellen, daß auch Ägypten eine

Epoche glücklicher Feldzüge und einflußreicher kriegerischer Aktionen gehabt hat. Die großartig entworfenen und mit Genius ausgeführten Bauten von Luxor bezeugen die Macht Ägyptens in dieser Epoche.

Vollkommen überwunden war jedoch Baal und das Völkersystem, das ihn anbetete, keineswegs. Die Baalreligion, die sich von den Euphratländern über einen großen Teil von Vorderasien ausgebreitet hatte, war ebenso mit Kulturelementen durchdrungen wie die ägyptische. Der Hauptunterschied möchte darin liegen, daß die ägyptische, indem sie von dem Anbau des Niltales abhing, einen lokalen Charakter trug, während die babylonische von universaler Natur war und einen Glauben handeltreibender Nationen bildete. Aber die astronomischen Studien und Wahrnehmungen waren ein Gemeingut; die Chaldäer, deren Ruhm in der ersten Begründung der Astronomie liegt, gaben sich selbst für eine Kolonie der Ägypter aus. Man hat bemerkt, daß die reine Luft, deren man sich in Babylon wie in Ägypten erfreut, die Beobachtung des Himmels und der Gestirne erleichtert, unter anderem schon dadurch, daß sie die Schwierigkeit hebt, die anderwärts aus der Wirkung des Luftdruckes auf das Wasser, dessen Ablaufen in einem gewissen Maße die Zeit bestimmt, entstehen würde. Damit hängt die Übereinstimmung beider Völker in vielen Dingen, die das tägliche Leben und seinen Verkehr regeln, zusammen, namentlich in Maß und Gewicht. Auch das Duodecimalsystem des Wassermaßes, das wir anderwärts finden, scheint sich von den Babyloniern herzuschreiben. Die Einteilung von Tag und Nacht in zwölf Stunden stammt allem Anschein nach von den Babyloniern her. Die Baal-Religion hatte zwei Mittelpunkte, den einen in Tyrus, den anderen in Babylon. Baal ist die Sonne, Astarte der Mond; die Planeten vereinen sich mit denselben zu einem einzigen System. Daß dies alles mit der Beobachtung der Gestirne überhaupt zusammenhängt und, wenn nicht ein theogonisches, doch ein kosmogonisches Prinzip in sich enthält, ist unbestreitbar.

Die Naturkräfte werden zugleich als siderisch und tellurisch betrachtet; neben Sonne, Mond, dem Heere der Gestirne, erscheint die Erde als Mutter von allem. In den Naturkräften aber unterschied man die schaffenden und die vernichtenden, sowie in unaufhörlicher Wechselwirkung das männliche und das weibliche Prinzip, aus denen alles hergeleitet wird. Diese Anschauung dürfte als die älteste gelten, der sich aber sogleich eine zweite Stufe hinzugesellt, die Lokalisierung dieser Götter in den verschiedenen Landschaften. Daß die babylonische Mythologie vielfach an die oberasiatische und auch die indische anlautet, erklärt sich aus den geographischen Verhältnissen. So vermischte sich der phönizische Aberglaube mit den Kulten von Afrika und Europa, welche die Schiffahrten berührten. In der ganzen Anschauung liegt etwas vom Standpunkt der Natur aus großartiges und selbst tiefsinniges; doch läßt es sich schwer ergreifen. Aus den verschiedenen Mythologien hat Kaiser Julian in einer Zeit des entscheidenden Antagonismus zwischen monotheistischen und polytheistischen Doktrinen ein Gewebe zusammengesetzt, das etwas sinn-

reiches und bedeutungsvolles hat. Darauf aber kommt es bei den populären Auffassungen doch wenig an. Diese Religionen waren zugleich Götzendienst, und als solcher erscheinen sie in der Welt. Es mag wohl sein, daß Baal nicht ohne Beziehung auf ein höchstes Wesen, das über allem schwebt, gedacht war, und möglich ist, daß der Kreis der Gestirne zugleich den Umschwung derselben, also eine aktive göttliche Kraft andeutet. So mögen die Priester die Sache gefaßt haben. In dem Dienste des Volkes aber treten andere Momente hervor. Baal ist zugleich der Gott des Feuers und insofern furchtbar und verderblich; um dieser Gewalt nicht zu erliegen, bringt man ihr Opfer dar. Welche aber sind das? Moloch, der auch unter dem Namen Baal erscheint, fordert das eben in der ersten Entwickelung Begriffene, Geschöpfe, die noch an der Mutter saugen, eingeschlossen die Erstgeburt der Menschen. Die Kinder müssen ihm dargebracht werden. Unstreitig lag in dem Ausdrucke „hindurchgehen durch das Feuer zu Moloch" eine religiöse Beziehung, nämlich die der Vereinigung des Geschaffenen mit dem Gott, und wir wollen nicht ableugnen, daß das mit der kosmischen Vorstellung von dem endlichen Weltbrande, der alles auflösen wird, zusammenhängt. Bei alledem ist es doch nicht anders, als daß der Dienst des Moloch in einen gräuelvollen Götzendienst ausartete, der die Völker darniederhielt und die Idee von menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung nicht aufkommen ließ. Die gelehrten Untersuchungen machen es zweifelhaft, ob Astarte, die mit ihrem Stern erscheint und den Speer in der Hand hat, zugleich durch die Namen von Gottheiten bezeichnet wird, welche durch geschlechtliche Ausschweifungen gefeiert wurden; ob die mit diesem Dienst zusammenhängende Venus Urania wirklich eine unsinnliche oder aber eine im höchsten Grade sinnliche sei, wofür fast die meisten Zeugnisse sprechen. Mit dem Götterdienst schon in Babylon, noch mehr mit dem in Askalon waren Gebräuche verbunden, welche jedes sittliche Gefühl empören und die Natur des Weibes tief herabwürdigen. Die wilden, alle Sinne betäubenden Festlichkeiten, die sich an diese Vorstellung knüpften, nahmen von den beiden genannten Mittelpunkten her die Welt in Besitz. Das vornehmste Verdienst der Naturwissenschaft ist es, nach und nach jenes Dunkel zerstreut zu haben, welches diese Naturkulte über die Welt ausbreiteten; allein aber wäre sie dazu nimmermehr fähig gewesen. Wie irrig ist es doch, Naturwissenschaft und Religion im Gegensatz gegen einander zu denken! Ohne eine reine, dem Geist des Menschen entsprechende Religion, die man wirklich annahm und glaubte, wäre die Wissenschaft der Natur und des Menschen überhaupt nicht möglich geworden. Den geistigen Gegensatz gegen Amon-Ra und Baal, zugleich gegen Apis und Moloch, bildet die Idee und das Wort Jehovah, wie sie Mose verkündigte.

Die Schöpfungsgeschichte der Genesis ist nicht sowohl eine ursprüngliche, kosmogonische Erinnerung, sondern vor allem der positive Gegensatz gegen die ägyptischen und babylonischen Vorstellungen. Diese haben sich in fruchtbaren oder durch einen frühen Weltverkehr belebten Regionen gebildet. Die mosaische

Idee tritt auf den einsamen Höhen des Sinai hervor, die von allen tellurischen Abwandlungen frei geblieben sind, wo nichts ist zwischen Gott und der Welt.

Wenn nun bei den Ägyptern und bei den Babyloniern alles Entwickelung der eingeborenen Kräfte der Sonne, der Gestirne und der Erde selbst ist, so erscheint hingegen Jehovah als der Schöpfer des Himmels und der Erde, als der Urheber zugleich und der Ordner der Welt. Alles erreicht dann seinen Mittelpunkt in der Schöpfung des Menschen. Wenn bei den Ägyptern der Mensch gleichsam ununterscheidbar aus der Sonne hervorgeht, nicht als Geschöpf, sondern als Produkt, so ist das auch in der babylonischen Kosmogonie der Fall, wo das göttliche Element im Menschen nur durch das zufällig auf die Erde herabströmende Blut eines Gottes zum Vorschein kommt. Alle Geschöpfe sind dem Menschen gleichartig. In der mosaischen Kosmogonie dagegen werden die Elemente, Pflanzen und Tiere durch einen höchst intelligenten Willen hervorgebracht, der dann auch den Menschen schafft als sein Ebenbild. Die Abweichung ist unermeßlich; der außerweltliche Gott tritt hervor; er erscheint dem Propheten in dem Feuer, ist aber nicht das Feuer, er ist in dem Worte, das aus dem Feuer gehört wird. Dem Menschen ist die Sprache verliehen, er giebt allen Kreaturen ihren Namen. Darin liegt der Vorzug des Menschen, dem, wie schon Locke bemerkt, durch angeborene Abstraktion der Gattungsbegriff eigen ist, während andere Geschöpfe das einzelne nur als solches fassen. Die Abkunft von der Sonne oder den Sternen begründet einen Unterschied unter den Menschen; die Schöpfung durch den Hauch Gottes macht sie alle gleich. Unter dem außerweltlichen Gott erscheint die den Menschen eingepflanzte Würde als ein Prinzip, wir möchten fast sagen, der Gleichheit.

In einem Spruch, den die Kritik für die älteste Fassung der Urkunde vindiziert, wird dem Menschen die Herrschaft über die Fische im Meer, das Gevögel des Himmels und alle Tiere, die sich regen auf der Erde, erteilt, was einen Unterschied vom Ägypterland konstituiert, wo der Stier als der Ausdruck der schaffenden Naturkraft göttlich verehrt wurde. Die Idee von Jehovah ist nicht etwa aus dem Naturdienst entsprungen, sie ist ihm entgegengesetzt. Die mosaische Schöpfungsgeschichte ist ein Manifest gegen die Abgötterei, welche die Welt beherrschte. Dieser Gegensatz ist es, welcher der nationalen Tradition der Hebräer, ohne Zweifel einer unschätzbaren Reliquie aus den Zeiten des hohen Altertums, ihren vornehmsten Wert verleiht.

Die Erinnerung der Hebräer haftet an dem Stammvater, der aus dem nördlichen Mesopatamien mit seinen Herden in Kanaan einwandert und mit den Hetitern, welche als die vornehmsten der Einwohner Kanaans erscheinen, Freundschaft schließt, so daß ihm eine Landstrecke zu dem Grabmal käuflich überlassen wurde. Abraham genießt als der Stammvater großer Völkerkomplexe eine weitverbreitete Verehrung, welche die langen Jahrhunderte ausgedauert hat. Er ist nicht selbst ein Gott, wie die ägyptischen Könige; aber er ist ein Freund Gottes. In dieser Freundschaft gründet er sein Volk. Die Über-

lieferung hat einige Züge von ihm aufbewahrt, in denen die Ideen der ältesten, noch nicht nationalen Religion in Kanaan erkennbar hervortreten.

Ein ähnlicher Hirtenfürst und Stammeshäuptling, wie er selbst, sein Brudersohn Lot, Stammvater von Moab und Ammon, ist in die Kriege der kleinen Fürsten, in deren Gebiete er wohnt, verwickelt und von dem Sieger gefangen abgeführt worden. Es ist ein Vorbild der späteren Unabhängigkeit Israels, wenn nun Abraham, der unter einem anderen Fürsten wohnt, sich mit seinen Hausgeborenen erhebt, die Sieger niederwirft, den Brudersohn befreit und wieder herstellt. Ich wage nicht, das alles für geschichtlich zu erklären, da dadurch zu viel des Wunderbaren und Unglaublichen bestätigt sein würde. Das Wesentliche der Sage ist die großartige Stellung des Erzvaters inmitten der eingeborenen und eingewanderten Kanaaniter. Daran aber knüpft sich ein anderer Zug, der eine Auffassung ausspricht, die über das Nationale hinausreicht. Es giebt noch ein anderes Oberhaupt, dessen Ansehen sich über alle diese Stämme und Stammesfürsten erstreckt. Melchisedek segnet Abraham und bringt ihm Brot und Wein. Er ist ein Priester des El Eljon, des höchsten Gottes, der Himmel und Erde besitzt. Es ist dieselbe Religion, welche die Israeliten immer bewahrt haben. Unter Abraham erscheint sie als die allgemein anerkannte höhere Religion. Dieser giebt dem Priesterkönige selbst den Zehnten; der Priesterkönig preist den Gott, der Abraham den Sieg verliehen hat. Von allen Seiten ist man von Anbetern des Baal umgeben, und auch an Abraham trat die Versuchung heran, sich diesem System anzuschließen und, wie dasselbe es mit sich brachte, seinen Sohn zu opfern. Schon schickte er sich an, diesen Gebrauch zu vollziehen; aber Gott der Höchste setzt sich durch ein Wunder der Vollziehung des Opfers entgegen. Die Erzählung von jenem Sieg und Segen sowie von diesem vereitelten Opfer sind die prächtigsten Episoden der fünf Bücher Mosis und gehören zu dem Schönsten, was je geschrieben worden.

Das Wesentliche ihres Inhalts ist, daß sich inmitten der kanaanitischen Bevölkerung ein mächtiger Stamm bildete, der an der Idee des höchsten Gottes festhielt und jede Zumutung, Baal-Moloch zu verehren, von sich wies. Der Stamm, der mit Jakob, Isaaks Sohne, dem Enkel Abrahams, zum großen Volke erwuchs, mußte bald erfahren, daß seines Bleibens in Kanaan nicht sei; er wandte sich nach dem reichen Ägypterlande, mit dem schon Abraham in Verbindung gestanden, und wo jetzt — so meldet die Sage — einer seiner Söhne, Joseph, von den Brüdern dahin verkauft, zu einer hohen Stellung emporgestiegen war, einer Stellung, von der wir auch sonst in den ägyptischen Inschriften Beispiele finden. Der ganze Stamm fand Aufnahme in dem Lande Gosen, wo er unter dem Pharao Frieden genoß und seine Herden weiden konnte. Nach einem langen Aufenthalt aber, dessen Zeit wir nicht zu bestimmen vermögen, wurden die Nachkommen Israels und seiner Söhne inne, daß sie auch hier nicht verweilen könnten, ohne ihr eigenes Selbst vollkommen einzubüßen. Der Stamm wurde zu einer Dienstbarkeit genötigt, wie sie der

Religion und der Verfassung des Nillandes entsprach, aber für jeden, der sich ihr nicht anschloß, erdrückend wurde.

Da trat Mose unter dem Volke Israel auf: ein Mann, von dem die einstimmige Tradition ist, daß er, in ägyptischer Zucht und Sitte, in dem Hause eines Pharao erzogen, die Gewaltsamkeiten, denen sein Volk unterlag, nicht länger mit ansehen konnte, darüber mit den Eingeborenen in Streit geriet, einen derselben erschlug und alsdann flüchtete.

Von den stammverwandten benachbarten Hirtenkönigen aufgenommen, weidete auch er seine Herde am Sinai. Eusebius sagt, er habe in der Wüste philosophiert, und manchem wird die wunderbare Regung bekannt sein, welche der Mensch in einer einsamen und wilden Gegend mit sich selbst allein, Gott gegenüber, empfindet; den höchsten Schwung erreichte sie in dem um seines Volkes willen verbannten Mose.

Da erscheint ihm der Gott seiner Väter; er schaut ihn nicht — denn davor weicht er zurück —, er hört ihn; er vernimmt seinen Namen unter dem erhabenen Wort: „Ich bin, der Ich bin". Das ewig Seiende setzt sich dem Phantom, dem die Welt anhängt, entgegen. Mit Freuden vernimmt das Volk von dieser Erscheinung. Wie dort in Kanaan der Baalsdienst zurückgewiesen war, um dem höchsten Gotte zu dienen, so erhebt sich in Ägypten der Wunsch, von dem drückenden Joch der ägyptischen Götterdienste und des Königtums von Theben, in welchem sich eben Amon-Ra repräsentiert, bei dem höchsten Gott Befreiung zu suchen. Die Israeliten fordern von dem Pharao eine kurze Frist, um diesem Gott an der geweihten Stätte zu dienen. Da die Erlaubnis versagt wird, so wandern sie aus.

Der Lobgesang, durch welchen das Wunder des Auszugs verherrlicht wird, drückt sich über denselben sehr einfach aus. „Die Wagen Pharaos und seine Macht warf Jehovah ins Meer, und die auserlesensten Wagenkämpfer versanken im Schilfmeer."

So gelangten sie an jene urweltlichen Höhen, in welchen Mose mit dem Gott ihrer Väter zuerst geredet hatte. Sein Sinn war, das Volk dahin zu führen, wo er über den Gesichtskreis des ägyptischen Götterdienstes erhoben worden war.

Hier nun, als sich das Volk dem Berge gegenüber gelagert hat — dahergetragen, wie die Stimme Gottes sagt, von ihm selbst auf Adlersfittigen —, vollendet sich das Ereignis. Der Gott, der von sich selbst sagt: „Die ganze Erde ist mein", will doch dies Volk als sein besonderes Eigentum ansehen und es zu einem Priesterkönigtum gestalten. Festlich geschmückt und vorbereitet tritt das Volk herzu.

Am Fuße des Sinai, wenn man eine Zeit lang bergan gegangen, breitet sich die Ebene er-Râhah aus, durch rauhe Berge von dunklem Granit eingeschlossen, wilde, gezackte, einander überragende Felsenspitzen, einsam, stolz und erhaben; sie wird durch die senkrechte, dunkle, majestätische Wand des Horeb, die sich 12—1500 Fuß hoch erhebt, begrenzt. In dem Thale sammelte

sich das Volk; es ist ein geheimnisvoll heiliger Ort, von der Welt durch Gebirge abgeschlossen. Hier nun wird der Wille Gottes dem Volke offenbart.

Gott spricht: „Ich bin Jehovah, Dein Gott, der ich Dich ausgeführt aus dem Lande Ägypten, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine anderen Götter haben vor meinem Angesicht. Du sollst Dir kein Bild machen, noch irgend ein Gleichnis weder des, was im Himmel oben, noch des, was auf der Erde unten und was im Wasser unter der Erde ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch Dich dazu bringen lassen, ihnen zu dienen.“ Man könnte den Gegensatz gegen Ägypten, in welchem der Dienst mannigfaltiger Gottheiten herrschte, welche doch alle das Abbild der göttlichen Kraft selbst sein sollten, nicht schärfer ausdrücken. Dem Polytheismus entschwand in seiner Vielgestaltigkeit die Idee selbst, aus der er hervorgegangen: er verwandelte sich in Götzendienst. Dem gegenüber trat hier die absolute Idee der reinen Gottheit auf, frei von jeder Zufälligkeit der Anschauung.

Diesem Sinne ist der Dekalog entsprungen. Man hat es tadeln wollen, daß das sittliche Gesetz in demselben als das Gebot des Gesetzgebers betrachtet werde. Darin aber liegt eben das Wesen der Sache: denn zwischen Religion, Sittengesetz und bürgerlicher Ordnung konnte kein Unterschied gemacht werden. Der Sabbath, der an die Stelle der unzähligen Naturfeste der Ägypter trat, wird an die Schöpfung, wie sie in der mosaischen Kosmogonie erscheint, angeknüpft. Und da der Ruhetag auch den Sklaven gilt, so liegt darin eine Umfassung aller Menschen in dem Gottesstaat, wie er nun gedacht wird, eine Art Emancipation von dem persönlichen Dienst. Dann folgen die einfachsten bürgerlichen Gesetze. An die Beobachtung des Gebotes, die Eltern zu verehren, worauf das Familienleben beruht, wird die Verheißung eines Segens geknüpft. Die Ehe wird noch besonders geheiligt, ebenso dringend, wie das Leben, das Eigentum.

Unter den unmittelbaren Schutz Gottes tritt dergestalt das individuelle Leben mit den Anrechten, auf welchen alle bürgerliche Verfassung beruht. Hat sich nicht aus dem Begriff und Bedürfnis der Sicherheit des Lebens und des Eigentums alles das entwickelt, was die modernen Staaten ihre Verfassung nennen? Der mosaische Staat enthält eine Opposition gegen das Königtum, welches eine Emanation der Gottheit sein will, — eben im vollsten und stärksten Gegensatz gegen Ägyptenland. Eine erhabenere Inauguration des sittlichen Lebens in der menschlichen Gesellschaft könnte nicht gedacht werden. Ägypten ist auch dadurch bedeutend, daß es das Gegenteil seiner Art und Sitte in den Auswanderern hervorrief. In dem einfachen Fortgang eines nationalen Naturdienstes hätte es keine Geschichte des Menschengeschlechtes gegeben. Diese gewinnt erst in dem Monotheismus, der sich von dem Naturdienst losreißt, Grund und Boden. Er gründet eine bürgerliche Gesellschaft, die sich von aller Vergewaltigung fernhält.

Zweites Kapitel.

Das israelitische Zwölfstämmereich.

So traten drei große Formen des religiösen Dienstes neben einander auf: die lokale Religion der Ägypter, der universale Naturkult des Baal und die intellektuelle Gottheit Jehovahs. Auch der Dienst Jehovahs bedurfte einer nationalen Grundlage, oder vielmehr er hatte eine solche gewonnen, aber in einer der Knechtschaft der Ägypter kaum entronnenen und von den anderen zurückgewiesenen, bisher nicht anerkannten Nation. Mose hatte fortwährend mit der Widerwilligkeit der Menge, die doch Ägypten, nachdem sie es verlassen hatte, wieder vermißte, zu kämpfen. Sein Werk ist es, wenn das aus Ägypten geflohene ohnmächtige Volk nach einer für den Erfolg doch nicht allzulangen Reihe von Jahren zu einer wahrhaften, waffengeübten Kriegsmacht sich entwickelte. Aber die erste Generation mußte erst abgestorben sein, ehe die Israeliten daran denken konnten, sich ein eigenes Gebiet zu erwerben. Den Anlaß dazu gab jener Aufenthalt der Erzväter in dem Lande der Kanaaniten, wo sie ein besonderes Eigentum erworben hatten. Mose selbst führte sie noch dazu heran. Darin liegt nun keineswegs eine Feindseligkeit gegen Ägypten. Die Direktion, welche man einschlug, war eigentlich die nämliche, welche die Pharaonen innegehalten hatten, ohne jedoch zum Ziel zu gelangen. Will man aber darangehen, sich diesen Kampf zu vergegenwärtigen, so wird man durch die religiöse Färbung der Erzählungen eher gehindert, als gefördert. Gott der Höchste, der Schöpfer der Welt, ward nun als der Nationalgott der Hebräer betrachtet, und nicht mit Unrecht: denn ohne diese würde die Anbetung Jehovahs keinen Platz gehabt haben in der Welt. Der Krieg der Israeliten erscheint als der Krieg Jehovahs. Die Überlieferung ist mit Wundern durchwoben. Der alte Wahrsager der Feinde muß wider seinen Willen Israel segnen, statt ihm zu fluchen; der Jordan wird trockenen Fußes überschritten; ein Engel Jehovahs erscheint dem Heerführer gleichsam als fortwährend unsichtbarer Bundesgenosse; die Mauern von Jericho fallen bei dem Schalle der Posaunen. Wenn bald darauf ein Nachteil erlitten wird, so wird dieser daher geleitet, weil ein Teil der für Jehovah bestimmten Beute an Gold, Silber, Kupfer und Eisen von einem Wortbrüchigen zurückbehalten und vergraben worden ist. Nachdem aber das Vergehen an dem, der es begangen hat, und seinem ganzen Hause gräßlich gerächt worden ist, folgt ein Sieg auf den anderen. In der entscheidenden Schlacht gegen die Amoriten verlängert Jehovah den Tag auf Bitten des Heerführers. Die Eroberung wird als ein Sieg Jehovahs selbst, dessen Name sonst wieder vertilgt worden wäre, betrachtet. Neben dem Religiösen hat aber das Ereignis auch eine andere, menschlich begreifliche Seite, welche dem Geschichtsforscher, dem es

obliegt, die Ereignisse aus menschlichen Motiven zu erklären, hervorzukehren zukommt. Vor allem bemerkt man, daß der Zustand des kanaanäischen Landes, den das Buch Josua schildert, im allgemeinen dem entspricht, den wir aus den ägyptischen Inskriptionen kennen lernen.

Das Land ist von einer großen Anzahl unabhängiger Stämme, an deren Spitze Fürsten stehen, die sich Könige nennen, eingenommen. Die Notwendigkeit der Verteidigung gegen die vordringenden Ägypter hat sie vereinigt; nachdem die Gefahr vorüber ist, treten sie wieder in ihre alte Unabhängigkeit zurück. Die gemeinschaftliche Richtung aber geht notwendig gegen Israel, welches sich einst in ihrer Mitte nicht hat behaupten können und nun in einer späteren Generation zurückkommt, um seinen Sitz einzunehmen, — ähnlich wie später die Herakliden im Peloponnes, aber doch, wie wir sehen werden, mit wesentlicher Verschiedenheit. Die israelitischen Stämme sind zu einer zahlreichen und tapferen Kriegsgenossenschaft erwachsen, die durch die Idee ihres Gottes, den sie einst in Kanaan verehrt haben und der sie aus Ägypten geführt hat, zusammengehalten und angefeuert wird. Noch unter Mose werden sie stark genug, um einen der mächtigsten Stämme, dessen auch im Kampfe gegen Ägypten Erwähnung geschah, den der Amoriten, in seinen Sitzen aufzusuchen. Was ihm hierzu eine unmittelbare Gelegenheit giebt, ist die Entzweiung zwischen Amoriten und Moabitern, welche letzteren zu der näheren Stammverwandtschaft der Hebräer gehören. Die Amoriten bilden zwei kleine Königreiche, Hesbon und Basan. Von Hesbon war, wie ein altes Lied meldet, Feuer ausgegangen und hatte Moab verzehrt, d. h. doch: Moab war in einen Krieg mit den Amoriten verwickelt, in welchem es unterlag. In diesen Streit nun mischt sich Mose. Der König von Hesbon, der ihm mit seinem ganzen Volke entgegenzieht, erleidet eine Niederlage. Zu spät erhebt sich der König Og von Basan; auch er wird besiegt. Eine Tradition bei Josephus berichtet, daß die aus der Wüste anrückende Kriegsmannschaft besonders durch den Gebrauch der Schleudern ihren Feinden überlegen war. Dem Siege folgt Beraubung der Städte, Besetzung des Landes. Mit besonderer Schonungslosigkeit werden die Stämme behandelt, welche eine alte Verbindung mit Israel hatten, wie die Midianiter. Moab selbst graut bereits vor Israel. So unterwarf sich Mose das transjordanische Land und machte einen Entwurf, wie das Gebiet, das er für die Stämme in Anspruch nahm, unter dieselben ausgeteilt werden sollte.

Die Idee, durch welche er sie von Ägypten ausgeführt hatte, sollte auch fortan ihren geistigen und politischen Mittelpunkt bilden. Mose ist die erhabenste Persönlichkeit der ältesten Geschichte. Der Gedanke des außerweltlichen und intellektuellen Gottes ist von ihm gefaßt und in dem Volke, das er führte, gleichsam verkörpert worden. Niemand wird annehmen, daß das nun ganz identisch wäre. Der höchste Gott, wie er sich am Horeb offenbart, ist eine Idee für alle Zeiten, alle Völker; die Verkörperung kann nicht in der unendlichen Reinheit der Idee geschehen; aber sie schwebt über allem, was

der Gesetzgeber anordnet und der Heerführer unternimmt; man möchte sagen: er ist der Pädagog seines Volkes, der es aus der Sklaverei befreit, organisiert zu Frieden und zu Krieg, und es dann auch in Kanaan einführt, unter dem Antrieb der Verheißung, die ihm geworden ist, zu seinem alten Erbe zu gelangen. So stellt ihn die Überlieferung dar. Aber ihm selbst war es nicht beschieden, die Eroberung des Landes, die er beabsichtigte und begann, auch zu vollenden. Er legte seine Hand auf Josua, den Sohn des Nun, der es ausführen sollte und es ausgeführt hat. Amon-Ra war von dem Kampfe gegen Baal abgestanden; denn wie hätte eine landschaftlich fixierte Religion die Welt bezwingen sollen? Etwas durchaus anderes war es nun, wenn ein neu gebildetes Heer, das die Stiftshütte, gleichsam als Dokument seines Bundes mit Jehovah, bei sich führte, den Kampf unternahm. Das hinderte aber nicht, daß erst noch alles durch die Gewalt des Schwertes in der Weise der Epoche, nicht viel anders, als es unter den Ägyptern geschehen wäre, vielleicht selbst noch gewaltsamer und schonungsloser, vollzogen wurde. Wir begleiten die Hauptmomente dieses Ereignisses. Josua überschreitet, ohne Widerstand zu finden, den Jordan und stellt sich bei Gilgal auf, wo er im Lager die Beschneidung nach dem Vorbilde Abrahams erneuert. Die Sitte war eine solche, durch welche man sich von den Kanaanitern unterschied; sie war recht eigentlich ägyptisch, wie denn von den Ägyptern alles herübergenommen ward, was mit dem Begriff einer von allem Naturdienste losgelösten Gottesverehrung vereinbar war. Das Heer hat Überlegenheit der Zahl, der Kriegsübung und des idealen Impulses für sich. Die große Stadt, auf welche Mose seine Augen gerichtet hatte, als er starb, Jericho, fällt in die Hand Josuas; die andere, Ai, wird durch einen Hinterhalt besiegt; indem die Einwohner mit dem Hauptheere streiten und es verfolgen, wird ihre Stadt von einer anderen Schar in ihrem Rücken genommen. Sie sehen sie plötzlich hinter sich in Feuer aufgehen. In diesem Schrecken werden sie besiegt und niedergemacht.

Diese Erfolge haben nun eine zwiefache Wirkung. Die einen, erschreckt durch die Vertilgung, welche die Sieger verhängen, bitten um Gnade und Bund, der ihnen auch gewährt wird, da sie Jehovah anerkennen; es sind die Gibeoniten. Hierüber aber entbrennt der Haß der übrigen gegen die Abtrünnigen. Von diesen zu Hülfe gerufen, zieht Josua zur Nachtzeit heran und bezwingt durch einen plötzlichen und unerwarteten Anfall die Hauptmacht seiner Gegner. Die Fürsten, welche ihre Stämme herangeführt haben, verbergen sich nach der Niederlage, die sie erleiden, in einer Höhle. Hier aber werden sie entdeckt. Die Kriegsführer setzen ihre Füße recht eigentlich wörtlich verstanden, auf die Hälse der Könige; die fünf Könige werden dann an fünf Bäumen aufgeknüpft. „Und so schlug", sagt die Urkunde, „Josua das ganze Land, das Gebirge und den Süden und die Niederung und die Abhänge und alle ihre Könige; er ließ keinen Entronnenen übrig, und alles, was Odem hatte, verbannte er, so wie Jehovah, der Gott Israels, geboten." Das Heer der Eroberer nahm dann wieder Stellung bei Gilgal, bis sich eine

Anzahl anderer Fürsten und Städte gegen sie rüstet und sich an dem Landsee Merom, durch welchen der obere Jordan fließt, aufstellt. Ungesäumt zieht Josua gegen sie heran. Es gelingt ihm, sie zu überraschen, in die Flucht zu jagen und auf der Flucht zu vertilgen, so daß keiner von allen entrinnt. Ihre Kriegswagen werden verbrannt, ihre Rosse werden gelähmt. Die Macht der Israeliten liegt in dem Fußvolk und seinen Waffen, dem Speer und der Schleuder. Alle Städte, welche sich gegen sie erhoben, werden eingenommen; die vornehmste von denselben, Hazor, wird „mit Feuer verbrannt"; die übrigen läßt man auf ihren Hügeln bestehen; aber auch in denen wird alles vertilgt, was Odem hat. Über der Erzählung schwebt ein herber Geist der Übermacht und Gewaltsamkeit. Alles muß sterben, um Israel Raum zu machen.

Es sind demnach zwei Überfälle gewesen, welche die Sache entschieden: der eine bei Gibeon gegen die fünf Könige, welche sich aufgemacht hatten, die Gibeoniten zu züchtigen, der andere der Überfall der bei dem See Merom zur Wiedervertreibung Israels vereinigten Eingeborenen. Militärische Handlungen, wie der Übergang über den Fluß, den niemand zu hindern wagte, die Aufstellung eines Kriegslagers, durch welches das Land nach allen Seiten bedroht wird, und das rasche Vorrücken Josuas gegen Gibeon auf der einen und später auch gegen Merom auf der anderen Seite, beide Überfälle unvorbereiteter Feinde, konstituieren eine Reihe von militärisch-strategischer Aktionen, deren Erfolg die Eroberung des Landes war. Alles war Occupation und mit wenigen Ausnahmen Vertilgung. Den religiösen Geist, der die Menschen erfüllte, bezeichnen die Wunder der Überlieferung. Wenn man die ägyptischen Inschriften unter Ramses-Miamun und die Völkerverhältnisse, die man hieraus kennen lernt, kombiniert, so haben die Israeliten eine Handlung vollzogen, an welcher Ramses scheiterte. Die Konföderation der kanaanitischen, doch ohne Zweifel amoritischen Stämme, vor welcher der Ägypter zurückgewichen war, wurde von Josua zersprengt und eigentlich vernichtet. Dem historischen Josua kommt eine größere Bedeutung zu, als dem fabelhaften Sesostris. Als bewußte Verbündete der Ägypter lassen sich die Israeliten jedoch nicht auffassen, denn zwischen den Ägyptern und den Kanaanitern war indes Freundschaft geschlossen worden. Mose hatte sich von den Ägyptern losgerissen. Politisch ist gerade das seine Handlung, daß er in Kanaan eindringt und eine Stellung gewinnt, von welcher aus die Landschaft überzogen werden kann, was den Inhalt jenes tiefen und dunklen Spruches, der ihm, ehe er stirbt, in den Mund gelegt wird, ausmacht. Die Verteilung des Landes unter die Israeliten wird nach den Siegen Josuas ins Werk gesetzt. Sie wird vor der Bundeslade in Silo, also gleichsam durch ein Orakel, wenn auch durch das Los entschieden. Als eine vollständige Besitznahme darf sie nicht betrachtet werden. Die Stellungen, welche die einzelnen Stämme einnehmen, sind, so zu sagen, militärische Positionen. Die Absicht dabei ist: die Eroberung, die eben erst begonnen wurde, dem aufgestellten Entwurfe nach auszuführen und zu vollenden.

Der Zug der Stämme war zugleich militärisch angeordnet. Der Stamm Levi war bei dem Lagerzelt, in der Mitte. Die anderen standen nach den verschiedenen Weltgegenden: Juda gegen Morgen, Ruben gegen Mittag, Ephraim gegen Abend, Dan gegen Mitternacht. Beim Zuge waren die beiden ersten dem Zelte voran, die anderen folgten ihm; alle waren unter ihren Panieren mit den Zeichen ihres Stammhauses. Es war ein wanderndes Geschlechterheer, eine einzige Kaste, alle Kriegsleute; der zum Dienste des Heiligtums abgesonderte Stamm hatte keinen Vorrang.

Bei der Besitznahme bleibt nun das Heiligtum in Silo, dessen Lage man noch heute in Ruinen seiner Bauwerke erkennt.

Die Stiftshütte war zunächst unter der Obhut des Stammes Ephraim, der sich hier im Norden über das Gebirge, das seinen Namen führt, ausgebreitet hat, ohne doch vollkommen Meister des ihm zugeteilten Gebietes zu werden, wie denn Geser, das wir später als ein kleines, wohlverwaltetes Königreich finden, kanaanäisch blieb. Josua war aus dem Stamm Ephraim. Sichem scheint der Hauptsitz der weltlichen Macht geworden zu sein. Es war die von Jakob erkaufte Stätte, wo die Penaten Labans begraben worden waren und wohin man die Gebeine Josephs brachte. Später war es der Mittelpunkt des nördlichen Reiches. Nördlich von ihm saß halb Manasse, vermischt jedoch mit Ephraimiten; doch lagen in seiner Mitte noch fünf kanaanäische Städte; südlich lehnte sich Benjamin an. Josephus erklärt die Kleinheit des Gebietes des letzteren aus der Vortrefflichkeit seines Bodens. In diesem Gebiete liegt Jebus, das spätere Jerusalem, das die Benjaminiten vergeblich zu erobern versuchten. Der zweitmächtigste Stamm ist Juda. Er erhielt seinen Anteil auf dem südlichen Gebirge, wo die streitbarsten feindlichen Völker saßen und der Kampf noch weiter fortging. Juda hatte nur das Gebirge inne, nicht die Ebenen, deren Bewohner sich eiserner Wagen bedienten. Unter seinem Schirme waren Simeon und Dan. Der letztere Stamm wird als besonders kühn und unternehmend geschildert. Wie Juda, so hatte auch Dan nur das Gebirge inne und durfte sich eine Zeitlang aus demselben nicht hervorwagen.

Im Norden von Ephraim ließen sich die Stämme Issaschar, Naphtali, lang hingestreckt am Jordan Zebulon und Ascher nieder. Aber von Naphtali heißt es: er wohnte unter den Kanaanitern. Zebulon hatte zwei kanaanäische Städte in seiner Mitte. Aschers Gebiet lag an dem schmalen Saume des phönizischen Meeres: es hätte Sidon erobern sollen; aber daran konnte es niemals denken; sechs Städte blieben in seinem Gebiete unerobert. Ruben, Gad und die Hälfte von Manasse wohnten in den wald- und wiesenreichen Gegenden östlich des Jordan.

Man hat das Auftreten der Israeliten mit dem der Araber unter Mohamed verglichen, und die Identität des religiösen und volkstümlichen Impulses bietet allerdings eine gewisse Analogie dar. Aber der Unterschied ist, daß die Araber in Kontakt mit großen Reichen und bei weitem mächtiger

an sich an eine Welteroberung denken konnten. Die Israeliten suchten nur erst eine Wohnstätte im Kampfe mit kleinen Königreichen, die eine sehr zähe Lebenskraft bewährten. Eher könnte man ihre Aufstellung mit den Conquistas der Spanier auf der pyrenäischen Halbinsel vergleichen, abgegrenzten Gebieten zu einer künftigen Eroberung.

Die Israeliten nahmen die gebirgigen Landschaften ein, wie einst die Amoriten; doch fanden sie auch eben wie diese lebhaften und energischen Widerstand. Zunächst regten sich jene stammverwandten Völkerschaften, Ammoniter und Moabiter, welche durch die Israeliten verkürzt zu sein glaubten, wider sie; dann dringen die Midianiter, Wüstenbewohner, wie die Israeliten selbst, schon einmal besiegt, in die von diesen eingenommenen Landschaften ein. Von Mesopotamien her erscheint ein mächtiger Fürst, der eine Zeitlang einen großen Teil dieser Gebiete und Völkerschaften beherrscht. An den Küsten haben sich die Philister angesiedelt in fünf Städten, deren jede unter einem Könige steht, die aber alle ein Gemeinwesen von eigentümlich religiösem Charakter bilden. Unter diesen Feindseligkeiten, die doch eigentlich Rückwirkungen der früheren Züge sind, haben sich nun die Israeliten zu behaupten. Der Baaldienst, mit dem schon die Ägypter gerungen, erhielt sich den Israeliten gegenüber gerade durch den Kampf in unverwüstlicher Kraft und wurde oft, wie das Buch der Richter klagt, sehr gefährlich für den Gott, dessen Namen Israel vor sich her trug. Dagegen sahen die streitbaren Stämme ihre beste Waffe eben darin, daß sie an dem nationalen Gott festhielten. Die Führer, unter deren Leitung das geschah, erscheinen unter dem Namen Schophtim, solche, wie man es erklärt hat, die dem Volke sein Recht verschafften. In dem Buche, das ihnen gewidmet ist, dem Buche der Richter, werden einige der Vornehmsten unter ihnen geschildert, keineswegs ohne Einmischung der Sage — denn wie könnte das sein? —, aber doch deutlich erkennbar.

Man genießt Jahrzehnte hindurch den Frieden; dann erheben sich fremde Gewalten, die denselben stören, zuweilen fremde Fürsten von ausgebreiteter Macht, die eine drückende Dienstbarkeit auflegen, zuweilen benachbarte Stämme alter Verwandtschaft, die tief in das Innere eindringen und die Stadt der Palmen, d. h. das alte Jericho, wieder besetzen, zuweilen aber auch die früher besiegten Eingeborenen in erneuertem Bündnisse. Dann treten Männer oder auch Frauen auf, welche dem auf eine oder die andere Weise ein Ende machen. Die Überlieferung, die immer sehr ehrlich ist, scheut nicht davor zurück, Handlungen, welche sonst Abscheu erwecken würden, mit Dankbarkeit als rettende zu preisen; zuweilen sind es Männer, welche Thaten vollführen, wie sie lange Jahrhunderte hernach ein Clement an Heinrich III. verübte, oder auch Frauen, welche sich der Ermüdung eines feindlichen Heerführers bedienen, um seine Schläfe grausam zu durchbohren. Man erkennt eine gefährdete Nationalität, welche ihr Dasein und ihre Religion durch jedes Mittel, wie es auch beschaffen sei, zu retten sucht.

Dem äußeren geht ein innerer Kampf zur Seite, der in derselben

gewaltsamen Weise sich vollzieht. Eine gräuelvolle Missethat, die in dem Stamme Benjamin begangen worden, wird mit dem Ruin des Stammes gezüchtigt. Das ganze Volk erhebt sich. In diesem Ringen religiöser und nationaler Ideen und Kräfte treten einige, besonders großartige Gestalten hervor: vor allen Deborah, die unter der Deborahpalme im Gebirge Ephraim das Volk richtete, als in jenem Hazor, das schon Josua am See Merom überwunden, ein neuer König auftrat, dem Jehovah sein Volk zur Züchtigung überließ. „Es fehlten Fürsten in Israel; sie fehlten, bis ich, Deborah, auftrat, bis ich auftrat als Mutter für Israel." Auf ihren Ruf sammelt sich ein Heer aller nördlichen Stämme auf dem Berge Thabor; sie selbst war dabei und hat den Sieg, den die Israeliten über die Schwerbewaffneten des Feindes samt ihren Streitwagen davontrugen, in einem herrlichen Liede gefeiert. Es beginnt mit den Worten: „Daß Führer führten in Israel, daß willig das Volk war, preiset Jehovah!" Der Gesang, dunkel und groß, ist eine historische Reliquie ersten Ranges.

Nicht geringer ist Gideon aus dem Stamme Manasse. Die Midianiter und andere Söhne des Ostens haben das Land überflutet und den Anbau verderbt. Israel muß in die Schluchten des Gebirges und dann auch seinerseits hinter Mauern und Wälle flüchten. Unter der Terebinthe seines Vaters eben beschäftigt, seinen Weizen in der Kelterkufe auszuklopfen, wird Gideon erweckt. Er zerstört den Altar Baals, vor welchem die Umwohner bereits anbeten, um dagegen für Jehovah ein Brandopfer anzuzünden. Auf den Schall seiner Posaunen sammelt sich dann Manasse um ihn. Von allen aber behielt er nur dreihundert um sich, die durch eine gewisse Enthaltung ausgezeichnet sind. Ihr Anlauf unter Posaunenschall und Fackelschein bringt den Feind in Verwirrung und bewirkt seine Flucht. Hierauf sammelt sich das Volk der nördlichen Stämme, hauptsächlich auch die Ephraimiten, mißvergnügt darüber, daß sie nicht früher gerufen waren; sie nehmen alle Furten der Flüsse ein; noch einmal schlagen sie die Midianiter am Felsen Oreb und töten ihre Anführer, Oreb und Seeb. Gideon, der über den Jordan geht, den letzten medianitischen Fürsten gefangen nimmt, überall den Baalsdienst verfolgt, erwirbt sich den Namen Jerub-Baal; nachdem er vor dem verderblichsten Feinde gerettet hat, trägt man ihm an, erblich über Israel zu herrschen. Gideon spricht: „Ich will nicht herrschen über euch, meine Kinder sollen nicht herrschen über euch, Jehovah soll herrschen über euch."

Das sind die beiden größten Gestalten. Sie gehören den Stämmen an, die auf Joseph und dessen ägyptische Gemahlin zurückgeführt werden.

Eine sehr eigentümliche Erscheinung ist Simson, der dem kleinen streitfertigen Stamme Dan angehört: er war dem Dienste Jehovahs durch himmlische Zeichen schon vor seiner Geburt geweiht; seine Stärke wird unwiderstehlich, sobald der Geist Gottes über ihn kommt. Er kämpft gegen die Philister, welche bereits die Oberhand und selbst die Herrschaft erlangt

haben. Er unterliegt aber ihrer Hinterlist; der Name des Weibes, das ihn fesselt, Delila, bedeutet Verräterin.

Seine Thatkraft und Gesinnung drängt sich in seinem Ende zusammen. „Meine Seele sterbe mit diesen Philistern", ruft er, von ihnen seines Augenlichtes beraubt, aus und stürzt die Säulen ein, welche das Haus tragen, in welchem sie versammelt sind; er begräbt sich selbst unter den Ruinen. Die Handlung ist, wie manche andere, die hier vorkommt, grandios und bizarr. Die Summe von allem ist die Selbstaufopferung einer gottgeweihten Kraft.

Wie hatte sich aber die Situation so durchaus verändert! Die Eroberer waren zur Verteidigung genötigt; die Philister, die besonders dadurch stark wurden, daß die verjagten Ureinwohner sich auf sie zurückgezogen hatten, erfochten nochmals einen Sieg, in welchem sogar die Bundeslade in ihre Hand fiel. Bei dieser Nachricht stürzte der achtundneunzigjährige Hohepriester Eli von seinem Stuhl und starb. Silo selbst scheint verwüstet worden zu sein. Wenn die Philister die Bundeslade, die keinem, der sie gewaltsam antastete, Segen brachte, den Israeliten wieder zurückschickten, die sie auf der Höhe bei Gibeon aufstellten, so behaupteten sie doch die eroberten Landesteile. Die Götter der Philister, Baal und Astarte, die sie mit ins Feld führten, schienen den Sieg über Jehovah errungen zu haben. Die Lade ist einmal in dem Tempel des Fischgottes Dagon gleichsam gefangen gehalten gewesen, ehe sie zurückgegeben wurde. Wenn jemals, so mußte sich nun der nationale und religiöse Geist in Israel wieder regen. Ein Richter aber, der zugleich das Land und das Volk mit den Waffen verteidigt hätte, trat nicht wieder hervor. Es war ein Levit, ein schon vor seiner Geburt Gott geweihter Prophet, Samuel, der die religiösen Gefühle in das Bewußtsein zurückrief, so daß es ihm wirklich gelang, die Baalim und Astarten von den Höhen zu entfernen und dem Vertrauen auf Jehovah abermals Bahn zu machen. Dem Kampfe, der nun beginnt, gehen Fasten und gottesdienstliche Gebräuche voraus. Man kann zu Mizpa ein Siegeszeichen setzen; von da begiebt sich der Prophet nach Gilgal, dem alten Mittelpunkt der Eroberungszüge. Aber das Volk war damit noch nicht befriedigt; noch war ein großer Teil des Gebietes in den Händen der Feinde, den man unter der Führung des Propheten wiederzuerobern nicht hoffen konnte. Das Volk meinte den Krieg nicht anders, als in der Form führen zu können, welche bei allen seinen Nachbarn üblich war; es forderte einen König, — ein Verlangen, das unter den obwaltenden Umständen sehr verständlich ist, das aber doch eine Abweichung durchgreifender Bedeutung von den bisherigen Impulsen und Gestaltungen des israelitschen Gemeinwesens enthielt. Denn so war am Horeb verkündigt worden, daß Jehovah sich an Israel sein Eigentum vorbehalte; so hatte noch der letzte der siegreichen Heroen das ihm angebotene Königtum ausgeschlagen, weil Jehovah König sein solle über sein Volk. Die benachbarten Könige waren in der Regel Stammesfürsten, die sich des göttlichen Ursprungs rühmten: eine Idee, die hier nicht stattfinden konnte. Wie sollte sich besonders der

Prophet, in welchem der göttliche Wille sich eigentlich kundgab, zu einem König verhalten, dem doch eine unabhängige und allumfassende Macht zugestanden werden mußte? Die Frage hat für alle Gestaltungen der monarchischen Gewalt der späteren Zeit eine hohe Wichtigkeit. Der an sich freien Gemeinde und dem durch den Propheten verkündeten Willen Gottes sollte hier ein drittes, unabhängiges Moment, eine königliche Gewalt, zu der kein Geburtsrecht vorlag, hinzugefügt werden. Die Israeliten forderten einen König, der vor ihnen herziehen und „ihre Streite streiten", überdies aber über sie richten sollte. Von den Zufälligkeiten des Prophetentums und der momentanen Existenz heroischer Anführer erwarteten sie ihr Heil nicht mehr. Welche Rechte aber sollen dagegen dem Könige zustehen? Was Samuel der Erzählung nach in Erinnerung bringt, um das Volk abzuschrecken, läuft darauf hinaus, daß der König in das bisher freie Privatleben eingreifen, die Söhne und die Töchter zu seinen Diensten in seinem Palast oder im Kriege gebrauchen, den Zehnten einfordern, die besten Teile des Landes für sich nehmen und alle als Knechte betrachten würde. In der Freiheit des Stammes- und Familenlebens beruhte das Wesen der mosaischen Verfassung, Aber die Gefahr, daß alles zu Grunde gehe, ist so dringend, daß das Volk im Widerstreit mit dem Propheten auf seiner Forderung besteht. Ohne den Propheten konnte jedoch nichts geschehen, und er selbst erwählt sich aus der Jugend des Landes den Mann, den er für die in Israel neue Würde bestimmt. Als er sich eines Tages ganz allein mit ihm sieht — denn den übrigen hatte er geboten, sich zu entfernen, um ihn das Wort Gottes hören zu lassen —, gießt er die Ölflasche über ihn aus mit den Worten: „Siehe, Dich salbt Jehovah über sein Eigentum zum Fürsten". Die Worte sind insofern zu beachten, als das Eigentum Jehovahs an dem Volke vorbehalten wird. Es war doch nicht ganz der Begriff der benachbarten kanaanitischen Stämme, der hier zum Ausdruck kam; denn das Wesen der alten Verfassung Israels wurde zugleich vorbehalten. Die Salbung ist wohl von Ägypten herübergenommen worden. Auf den ägyptischen Denkmälern wenigstens erscheinen Götter, welche den König salben. Das Königtum entspringt nicht allein aus den realen Verhältnissen, welche das Volk vor Augen hat, sondern es ist zugleich ein göttliches Geschenk. Zunächst hatte der Vorgang nur eine zweifelhafte Wirkung; viele verachteten den jungen Mann aus dem kleinsten Geschlecht des kleinsten Stammes, der ihnen nichts helfen könne.

Um den Gedanken des Königtums, das ihm erteilt worden war, zu verwirklichen, muß er sich erst persönliches Ansehen verschaffen. Ein König der stammverwandten Ammoniter dringt gegen Jabes in Gilead vor; selbst die Überlieferung des Ortes will er nur unter der Bedingung annehmen, daß er den Einwohnern das rechte Auge aussteche. Sie sind dahin gebracht, sich auch dieser gräßlichen Bedingung, die zugleich ein Schimpf für Israel sein würde, zu unterwerfen, wenn niemand sie rettet. Der von dem Propheten als König bezeichnete, aber noch nicht anerkannte Sohn des Kis

aus Benjamin, Saul, lag wie einst Gideon seinen ländlichen Beschäftigungen ob, als er durch das Geschrei des Volkes die Nachricht davon empfing.

Alles hat eine große innere Wahrheit, alles ist zugleich symbolisch. Von der Idee seines Berufes ergriffen, zerstückt er ein Joch Ochsen und läßt die Stücke nach den zwölf Stämmen tragen mit der Drohung: so solle es den Rindern eines jeden geschehen, der nicht hinter Saul und Samuel hinziehe. Die imminente Gefahr wirkt demnach nicht allein; die Drohung der Strafe des neuen Herrschers für die Säumigen mußte hinzugefügt werden. Aber nun vereinigt sich Israel wie Ein Mann, Jabes wird errettet und Saul als König anerkannt. Es geschieht in dem alten Lager von Gilgal vor Jehovah. Hier wird dann bald ein Sieg über die Philister erfochten. Ihr Lager zu Michmas an dem Ausgang eines nach Gilgal in das Jordanthal herabführenden Felsenpasses wird von dem Sohn Sauls erobert, indem die Stammesgenossen, die sich in demselben befinden, zu ihm übergehen. Mit der Anerkennung des Königs und dem Fortgang seines Glückes tritt nun aber ein neues Moment hervor: der Streit zwischen diesem und dem Propheten, in dem man nicht sowohl den Gegensatz, als die Eifersucht der beiden Gewalten erkennt.

Die früheren Richter waren zugleich Propheten gewesen und hatten selbst die Opfer dargebracht. Jetzt aber sollten ein Prophet und ein Kriegsführer, nunmehr König, miteinander gehen. Bei einer neuen Gefahr, in welcher das Opfer dem Streite vorangehen muß, vermißt sich nun der König — denn der Prophet zögert —, das Opfer selbst zu verrichten. Der Prophet erklärt dies für ein großes Vergehen. Bei diesem Anlaß verkündigt er bereits, daß ein anderer gefunden sei, der an Sauls Stelle treten solle. Aber noch eines Ereignisses bedarf es, um den Streit zu seinem vollen Ausbruch zu bringen. Saul hat Moab, Ammon, Edom und die Philister besiegt; die Plünderungen hören auf; er besitzt das Herz des Volkes; mit dem Propheten kann er sich nicht verständigen. Bei dem Kriege gegen Amalek hat der Prophet in dem alten, schroffen und gegen die Nachbarn durch und durch feindseligen Geiste alles verflucht, Mann und Weib, bis auf die Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kamele und Esel. Der Krieg gegen Amalek wird noch in Erinnerung an den Widerstand geführt, den dieses von Esau stammende Volk, also stammverwandt so gut wie Ammon, dem aus Ägypten von Jehovah herangeführten Israel entgegengesetzt hatte. Dafür soll es nun durch vollkommene Vernichtung gezüchtigt werden. Saul erficht den Sieg und folgt nun wohl dem grausamen Gebote des Propheten, jedoch nicht ohne Ausnahme. Er schont des feindlichen Königs, und von der gemachten Beute sträubt er sich doch das Gute und Brauchbare zu vertilgen. Er führt es bei der Rückkehr mit sich heran. „Was ist das,“ fragt Samuel, „für ein Blöken der Schafe in meinen Ohren und ein Brüllen der Rinder, das ich höre? Weil du des Herrn Wort verworfen hast, hat er dich wieder ver-

worfen.“ Er selbst haut vor dem Heiligtum in Gilgal den gefangenen König in Stücke. Von dem Tage an sieht er Saul nicht mehr.

Wollte man sich die Motive des Streites präcis vergegenwärtigen, so würde man diese in dem eigensten Berufe des Königs und Heerführers, zur rechten Zeit zu schlagen und die Beute nicht zu vernichten, sondern zu verwenden, finden müssen, dem sich der Prophet, festhaltend an dem gewohnten Ritus, mit der Grausamkeit der alten Zeiten widersetzt. Es ist die auf die Forderung des Moments angewiesene Autonomie des Königtums und das Festhalten des Propheten an dem Herkömmlichen ohne alle Rücksicht. Ein anderer Grund zum Streite liegt in dem natürlichen Wunsche des Königs, den Thron an seine Nachkommen zu vererben, und dem Anspruch des Propheten, über die Thronfolge nach seinem Sinne zu entscheiden. Auch das Verhältnis der Stämme kommt hiebei in Betracht.

Bisher hat Ephraim den Vorkampf gehabt und eifersüchtig darüber gehalten. Saul war aus dem nahe verwandten Benjamin. Seine Stammesgenossen hatte er zu Obersten gemacht und ihnen Weinberge gegeben. Dagegen erwählt der Prophet den Nachfolger aus dem Stamme Juda: es ist David, der Sohn Isais. Über dessen Haupte schwebt bereits der Ruhm, den er sich durch seinen Zweikampf mit dem wohlausgerüsteten Riesen, welchen kein anderer zu bestehen wagte, er aber mit der Schleuder erlegte, verschafft hatte. Er hatte Zutritt zu dem Hause des Königs gefunden, dessen Trübsinn er durch sein Harfenspiel zerstreute, und gewann die Freundschaft seines Sohnes, die Liebe seiner Tochter. Eine eigentümliche Verwickelung liegt nun darin, daß der Sohn Sauls, Jonathan, an den die Krone nach dem natürlichen Laufe der Dinge gelangen würde, seinen Freund David vor den Gewaltsamkeiten beschützt, die der Vater, der denselben nicht länger um sich dulden mag, eben zu Gunsten seines Sohnes gegen ihn ausübt. In dem jetzt beginnenden Gegensatz steht auf der einen Seite der Prophet und sein Gesalbter, welche die religiöse Autorität nach allen Seiten hin behaupten wollen, auf der anderen der Vorkämpfer und Retter der Nation, der, von den Gläubigen verlassen, sich den dunklen Gewalten zuwendet und seine Zuflucht zu einer Weissagung durch Totenbeschwörung nimmt. Saul ist die erste tragische Gestalt in der Welthistorie.

David war zu den Philistern geflohen. Hier, wo er als Kriegsführer auf eigene Hand lebte, schlossen sich ihm die Gegner des Königs an, aber noch andere, welche die freie Waffenübung liebten, wie es in der Urkunde heißt, „Bogenschützen, mit der Rechten und Linken Steine werfend und Pfeile schießend vom Bogen.“ Die Philister waren überhaupt besser bewaffnet, als die Israeliten; diese mußten das Schwert erst gebrauchen lernen; die freibeuterische Kriegsschar war die Schule der Helden Davids. In der schwierigen Lage, die daraus erwuchs, daß die Philister ihn schützten und sein König gegen ihn war, legte David ebensowohl Klugheit und Umsicht wie unternehmende Tapferkeit an den Tag. Bei einem ernstlichen Kriege gegen die

Israeliten, wie ein solcher eben ausbrach, würden ihn die Sarim der Philister nicht unter sich geduldet haben. David zieht es vor, sich abermals gegen die Amalekiter zu wenden, welche zugleich Feinde der Philister und Juden waren. Da geschieht nun, daß Israel von den Philistern geschlagen wird; die Söhne des Königs kommen um; in der Gefahr, den Feinden in die Hände zu fallen, tötet Saul sich selbst. Indes hat David mit seinen Freibeutern die Amalekiter geschlagen und ihnen die zusammengebrachte Beute entrissen, die nun in Juda verteilt wird. Da hört man von dem Tode Sauls. Doch hat David keinen Augenblick vergessen, daß Saul durch die prophetische Salbung eine unantastbare Würde erlangt hatte, auf die er den höchsten Wert legt. Den Amalekiter, der ihm von dem Tode Sauls Nachricht giebt, läßt er töten, weil derselbe seine Hand an den Gesalbten Jehovahs gelegt habe; denn er hatte behauptet, dem gefallenen König auf dessen Bitten den letzten Todesstoß versetzt zu haben. Auch in dem Klagegesang Davids wird Wehe über Jehovah gerufen, weil dort dem Könige Saul Schimpf widerfahren sei, gleich als sei er nicht gesalbt mit Öl.

Denn nur die Nachfolge des Sohnes hatte ihm der Prophet versagt; die höchste Würde, die er besaß, war unangetastet geblieben.

Der Gesang Davids ist unvergleichlich; er enthält nur Lob und Anerkennung des Feindes, und nochmals erscheint darin die Freundschaft mit Jonathan.

In dem Gefühl, der berechtigte Nachfolger Sauls zu sein — denn auch ihm war die Salbung vorlängst zu Teil geworden —, begiebt sich David nach Hebron, dem alten kanaanitischen Königssitz, der seitdem den Priestern überlassen und zu einer Freistatt erklärt worden war, im Gebiet von Juda, und wurde daselbst unter Teilnahme des Stammes Juda nochmals gesalbt, — jedoch nur für Juda selbst; denn die übrigen Stämme, vor allem Ephraim und Benjamin, hängen dem noch am Leben gebliebenen Sohne Sauls, Isboseth, an. Darin lag die wesentliche Frage. Saul war nicht allein durch die Salbung, sondern infolge einer Rettung des Landes, die ihm gelang, als König anerkannt worden. Nochmals erneuerte sich der Streit, der in der Idee des Königtums lag. Die meisten Stämme hielten an dem dynastischen Rechte auch nach dem Tode Sauls fest; der erste Waffengang, zu dem es zwischen den beiden Heeren kam, wurde von zwölf vom Stamme Benjamins gegen zwölf aus der Mannschaft Davids ausgefochten, führte aber zu keinem Ergebnis; denn sie töteten einander gegenseitig, so daß keiner übrig blieb.

Aber in dem ernstlichen Kampfe erfochten die Scharen Davids, ausgebildet wie sie waren in verwegenen und mannigfaltigen Kriegsunternehmungen, den Sieg über Isboseth; und da sich der nichtgesalbte König doch auch nicht der vollen Unterwürfigkeit seines Feldhauptmanns, der ebensoviel zu bedeuten meinte, wie dieser selbst, erfreute, so errang David Schritt für Schritt die Oberhand; er hatte die Großmut, sich über den Untergang seiner Feinde nicht zu freuen, obwohl derselbe ihm den Weg zum Throne bahnte. Die Ältesten

der Stämme kamen nach Hebron. Infolge der alten prophetischen Weisung, die sie jetzt anerkannten, geschah die Salbung Davids zum König über ganz Israel. Er hatte die Stämme nicht bezwungen, noch ihr Land erobert; freiwillig kamen sie. Unbedingt aber war die Herrschaft des Königs darum nicht. Es heißt: die Ältesten schlossen einen Bund mit ihm. Ihr vornehmstes Motiv lag darin, daß David auch unter dem vorigen Könige das Beste für Israel gethan hatte: Gott hat ihn zum Heerführer über Israel erklärt.

Hatte nun aber der Kern des Widerstandes, welchen David fand, in den Benjaminiten gelegen, so gereichte die erste Handlung, die er als allgemein anerkannter König unternahm, zum Vorteil derselben, der jedoch zugleich das wichtigste Anliegen des israelitischen Gemeinwesens bildete. Noch erhielt sich eine von den Burgen der Amoriten, welche Josua besiegt hatte, unüberwunden, Jebus, gegen die Benjamin seine Kräfte vergebens angestrengt hatte. Dahin nun richtete David zunächst seine siegreichen Waffen und eroberte den Platz. Er zögerte nicht, seinen Königssitz dahin zu verlegen; es ist Jerusalem; das Wort Zion hat dieselbe Bedeutung, wie das Wort Jebus. Man kann das wohl als eine seiner bedeutendsten Handlungen betrachten. Er wurde dadurch zugleich zum Meister über Benjamin, was für ihn wichtiger war, als der Besitz des judäischen Hebron allein. Zugleich aber sollte die von seinen Waffen eingenommene Burg der Mittelpunkt für das gesamte Volk werden.

Und wenn nun erzählt wird, daß gleichsam der Armzaum der Hauptstadt noch in den Händen der Philister gewesen sei, so sieht man wohl, wie mächtig diese in der Nähe noch waren; als König von Juda war David mit ihnen noch verbündet gewesen, als König von Israel wurde er ihr Feind. Sie selber ziehen gegen ihn heran und lagern sich in der hochgelegenen Ebene Rephaim gegenüber von Morijah. David greift sie zweimal mutig an. Das Rauschen in den Wipfeln der Balsamstauden ist ihm ein Zeichen der persönlichen Nähe Jehovahs. Er schlägt dann die mächtigen Feinde, vertreibt sie in ihre Grenzen zu Gezer, ihre Götzenbilder fallen in seine Hand. Es waren die in seinen früheren Kämpfen und Zügen ausgebildeten Kriegsleute, die ihm den Sieg verschafften. Diese erhielten sein Königtum, und er konnte nun in Zion, wie es heißt, der Stadt Davids, sich ein prächtiges Haus aus den Cedern des Libanon errichten lassen. Dahin führt er auch das Heiligtum der Gesetze, die Bundeslade. Eine Priesterschaft, welche die Übersiedelung des Heiligtums geleitet hätte, kennt die älteste Erzählung hiebei nicht. David selbst vollzieht die Opfer, kein Samuel thut ihm Eintrag. Er hat den unermeßlichen Vorzug vor Saul, daß er selbst König und Prophet ist.

Diese Stellung spiegelt sich in den Psalmen, die man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf ihn zurückführt. Man lernt in ihnen zugleich die Seele eines im Kampfe begriffenen Fürsten kennen, der jeden Augenblick seinen Untergang befürchtet. „Vor mir stehen alle seine Rechte, sein Gebot entferne ich nicht von mir. Durch Dich zertrümmerte ich Scharen. Wer ist Gott außer Jehovah,

der meine Hände zum Kriege gegürtet?" Herr und Meister in dem israelitischen Gebiete geworden, richtete David nun seine Waffen gegen die noch immer feindseligen Nachbarn. Wie oft hat er noch mit den Philistern geschlagen, die sich darüber nicht gerade beklagen konnten: denn, als sie ihn schützten, wußten sie wohl, daß er zugleich der vorbestimmte Nachfolger desjenigen war, den sie bekämpften. Die Philister waren bisher den Israeliten durch ihre bessere Bewaffnung überlegen gewesen; an den Helden Davids wird nichts mehr gerühmt, als die Fertigkeit und der Erfolg, mit dem sie sich ihrer Waffen bedienten. Wir wiederholen selbst die Übertreibung, soweit sie bezeichnend ist. Einer der Helden Davids wird gerühmt, weil er seinen Speer über achthundert erschlagene Feinde schwang; ein anderer, weil er das Schwert so lange führte, ohne zu ermüden, daß seine Hand unwillkürlich krampfhaft daran festhielt; der dritte wegen der Tapferkeit, mit der er Stand hielt, als die Israeliten schon flohen, bis auch er hunderte der Feinde mit dem Speere erlegt hatte. Auch gegen die Ägypter hat man noch zu streiten, besiegt sie aber auf die alte Weise, gleichsam in einem Faustkampf, wie die ägyptischen Inschriften einen solchen zuweilen erwähnen. Einem gewaltigen Ägypter, der mit dem Speer in der Hand auf ihn zukommt, stürmt sein israelitischer Gegner mit seinem Stabe in der Hand entgegen, entreißt ihm seinen Spieß und tötet ihn mit demselben. Diese Menschen hatten auch zugleich mit den Tieren der Wildnis zu kämpfen; wie David selbst, so erprobten auch seine Helden ihre Kraft im Kampf mit Löwen. So erwuchs ein mutiges und kriegsgeübtes Geschlecht.

Dieses Geschlecht warf sich nun, sobald es von den Philistern nichts mehr zu fürchten hatte, in den Kampf mit den anderen feindseligen Nachbarn, dabei immer in der Überzeugung, daß es den Krieg Jehovahs führe.

Die Gesinnung Davids erkennt man, wenn man liest, daß er an einem Trunk Wasser, den ihm seine Tapferen mit großer persönlicher Gefahr aus einem Brunnen geholt hatten, sich zu laben ablehnt und ihn für Jehovah ausgießt — denn er wolle nicht, daß die Tapferen für ihn ihr Blut vergießen —, aber eben sowohl dann, wenn er, nachdem er Moab und Ammon besiegt hat, die beide dem Feuerdienst anhingen, keine Spur von Erbarmen gegen sie zeigt. Zwei Dritteile der Moabiter werden getötet, die besiegten Streiter von Ammon werden wie das Getreide auf der Tenne niedergeworfen, umgebracht und dann ihre Reste verbrannt. Indes setzt sich David die goldene, mit Edelsteinen geschmückte Krone von Ammon triumphierend auf das Haupt. Er wollte die Schuld des Erbarmens nicht auf sich laden, durch welche Saul, dem Propheten ungehorsam, zu Grunde gegangen war. Darin möchte der vornehmste Unterschied zwischen Saul und David liegen, daß jener sich von den strengen Regeln des israelitischen Dienstes loszureißen suchte, David aber an den Gewaltsamkeiten, welche die erste Eroberung bezeichnet hatten, unverbrüchlich festhielt. So ließ er auch in Edom alles vernichten,

was von männlichem Geschlechte lebte; nur ein Sprosse der Könige vom Stamme Esaus flüchtete nach Ägypten.

Vor Augen liegt, welche durchgreifende Veränderung aller Verhältnisse hiemit eingetreten war: an Stelle jener Stammesverfassung, die ihr Heiligtum nicht mehr hatte verteidigen können und auf allen Seiten von entgegengesetzten Elementen durchbrochen wurde, hatte sich ein waffengewaltiges Königtum erhoben, welches alles fremdartige ausstieß, der Jehovah-Religion mit einemmal wieder eine kraftvolle Stellung verlieh und zunächst die stammverwandten Völker niederwarf. Aber diese hatten Verbindung mit anderen Nachbarn, welche ihren Untergang nicht ruhig mit ansehen konnten, sodaß der einmal entbrannte Krieg sich noch in andere Regionen fortwälzte.

Eine hochbedeutende Stellung nahm seit den ältesten Zeiten Damaskus ein, eine Oase, welche die Geschicklichkeit der Einwohner zu einer Art von Paradies umgeschaffen hatte, ein Mittelpunkt für den Karawanenhandel Vorderasiens, wo die große Handelsstraße, die von Babylonien her dahin führte, sich in zwei Arme spaltete, von denen der eine nach Ägypten, der andere nach Phönizien ging. Phönizien war damals in der vollsten Handelsblüte; es erreichte den entlegensten Westen, sowie es durch die Karawanen von Babylon in Beziehung mit dem fernsten Osten gesetzt wurde. Man kann sagen, daß dort in Damaskus Osten und Westen sich begegneten; es war eine der reichsten Verkehrsstätten der alten Welt. Damals stand es unter einem syrisch-aramäischen Fürsten, mit welchem David in Streit geriet. Nicht so sehr das religiöse, als vielmehr ein militärisch-kommerzielles Interesse war es, das ihn dahin zog. Wenn das Zwölfstämmereich und sein König in den Besitz von Damaskus gelangten, so wurde ihnen eine dominierende Stellung in Vorderasien zu teil. Eine ganz andere Welt, die sich ihnen eröffnete, als die kanaanitische. Es läßt sich als die entscheidende Unternehmung für die Macht Israels ansehen, daß David Damaskus angriff. Dem Könige gelang das zunächst vollkommen. Er eroberte Damaskus; das Kupfer, das aus Cypern, das Gold, das aus Indien gekommen sein mag, wurden die Beute des Siegers; er bestimmte es zur Pracht des Jehovahdienstes, den er nun nahe seiner Burg eingerichtet hat. Allenthalben legte David Besatzungen in die Städte; er war Meister wie von Palästina, so von Syrien und überaus furchtbar. Bei einer Musterung aller Stämme von Dan bis Beerseba, fand man, daß sich die Zahl der kriegstüchtigen und waffenfähigen Mannschaft auf 1 300 000 belief; und man ermißt, welch' eine ansehnliche Kriegsmacht David jederzeit ins Feld führen konnte. Die Phönizier, in deren Händen der Handel war, suchten seine Freundschaft. Aber von anderen Nachbarn — wie hätte es anders sein können — erfuhr er mannigfache Feindseligkeit. Der eigentliche Widerstreit gegen ihn entsprang jedoch zunächst in dem Innern des Zwölfstämmereiches selber.

Wenn irgend ein Volk nicht geeignet war, eine erobernde Macht zu bilden, so waren es die Juden. Das Stammesgefühl war der Kern ihres Staates. Im Namen Jehovahs, der keine anderen Götter neben sich duldete,

ließen sich Völker, welche solche anbeteten, nicht wohl beherrschen; und ein starkes Königtum lief den Gewohnheiten der Stämme überhaupt entgegen. Gewöhnt an ein friedliches Regiment, wie denn die Herrschaft der Richter immer sogleich nach erfochtenem Siege zurückgetreten war, empfanden sie die Staatsveränderung, die in der permanenten Autorität eines Königs lag, als eine überaus drückende. Nicht dazu hatten sie sich einen König erbeten, um fremde Völker zu überwältigen, sondern nur um sich zu verteidigen und dann einen gerechten Richter in ihren eigenen Streithändeln über sich zu haben. Jetzt aber war eine Art von militärischer Regierung entstanden. Die Gibborim bildeten eine Klasse streitbarer und mächtiger Großen, und zwar in einer bestimmten Organisation, als Oberste und Hauptleute über Zwanzig oder Zweihundert unter einem allgewaltigen Feldhauptmann; dann eine Leibwache: Scharfrichter, wie es heißt, und Läufer; denn auch die Exekution der königlichen Befehle war ihnen übertragen. Die Entscheidungen des Königs erweckten mancherlei Beschwerden, was man seiner Umgebung schuld gab. Es würde zu erklären sein, wenn nun die Stämme, die erst später, nach dem Tode Sauls, ihm beigetreten waren, ohne Saul jemals zu vergessen, darüber in eine Bewegung der Unzufriedenheit geraten wären; aber auch Juda, auf das sich die Macht Davids gründete, war mißvergnügt, sodaß der angesehenste unter den Söhnen des Königs, Absalom, daran denken konnte, sich noch bei Lebzeiten desselben zur königlichen Macht zu erheben. Er säumte nicht, den Unzufriedenen bessere Tage zu versprechen, wenn er selbst zur Herrschaft gelange, und sammelte sie endlich in Hebron um sich her, einverstanden mit einem der angesehensten Ratgeber seines Vaters. Plötzlich wurde David inne, daß alles Volk ihn verlasse und der Ruin seiner Hauptstadt und seines gesamten Hauses zu erwarten sei. Er faßte den Entschluß, mit seinen Kriegsgewaltigen aus der Hauptstadt zu weichen. Absalom nahm dieselbe ein und ließ sich verleiten, selbst den Harem seines Vaters anzutasten, worin er ein Ergreifen der königlichen Würde sah; dagegen versäumte er, mit der überlegenen Kriegsmacht, die um ihn war, dem flüchtigen Vater nachzueilen, sodaß dieser, nachdem er den Jordan überschritten hatte, Zeit fand, sich zur Wehr zu setzen, nicht ohne die Unterstützung aus den von ihm überwältigten benachbarten Landschaften; der Kriegsherr also, der Eroberer, geriet in Gegensatz mit seinen landgesessenen Unterthanen, an deren Spitze sich sein eigener Sohn stellte. Wir berühren dies Ereignis hauptsächlich deshalb, weil es umfassende Wirkungen für die Folgezeit gehabt hat.

Sowie nun die weniger kriegsfertigen Scharen im Feld erschienen, wurden sie, obwohl an Zahl bei weitem überlegen, von den kriegeübten Mannen des Königs, an deren Spitze sein Feldhauptmann Joab stand — sie sollen etwa 4000 Mann betragen haben —, auseinandergeworfen und vollkommen besiegt. David war nicht in der Schlacht erschienen; sein Kriegsvolk selbst hatte es nicht gewünscht, weil ein Unfall des Königs sie insgesamt zu Grunde richten würde. Sie hielten ihn hoch und wollten ihn schonen; aber sein Sohn

fand bei ihnen keine Gnade. Zu tiefem Herzeleid des Vaters ward Absalom von Joab umgebracht. Aber aus dem Ereignis selbst entsprangen nun neue Verlegenheiten. Durch den Sieg wurde David wieder König des gesamten Reiches. Sein eigener Wunsch war, sich hauptsächlich an Juda anzuschließen, dessen Älteste, nunmehr gewonnen, ihm entgegen kamen und ihn nach Jerusalem zurückführten. Auch auf Benjamin konnte er zählen. Darüber aber murrten die übrigen zehn Stämme: denn auch ihnen gebühre ein Teil an dem Königtum. Joab überwältigte auch diese Bewegung; der vornehmste der Empörer wurde in der Stadt, in die er sich geflüchtet, die aber nicht seinetwegen sich der Zerstörung preisgeben wollte, ermordet und sein Kopf über die Zinnen der Mauern zu Joabs Füßen hinausgeworfen.

Auch der alte Hader mit dem Hause des Vorgängers wurde durch eine Verbindung von Gewalt und Wohlwollen beseitigt. Alle die, welche den Bruch der alten Verträge der Gibeoniten verschuldet hatten, wurden diesen ausgeliefert; die unmittelbare Nachkommenschaft Jonathans aber blieb in Gnaden; die sterblichen Überreste von Saul und Jonathan wurden in das Erbbegräbnis ihrer Familie im Stamme Benjamin gebracht.

Genug, diese Gewalt, welche dem Reiche einen Mittelpunkt gegeben, die stammverwandten Völker niedergeworfen, gegen die Landesfeinde eine große Stellung eingenommen und endlich ein reiches Gebiet jenseit aller dieser Verwickelungen unterworfen hatte, in der sich die Idee von Jehovah und Königtum vereinigte, behielt auch den widerstrebenden inneren Bewegungen gegenüber den Platz.

Aber kaum war es so weit, so trat die Frage über die Nachfolge im Hause Isai von neuem hervor. Der älteste und äußerlich begabteste der Söhne Davids, Adonija, noch in Hebron geboren, traf Anstalt, bereits bei Lebzeiten seines Vaters sich der königlichen Gewalt zu versichern. Der König hatte ihm nachgesehen, daß er dazu allerlei vorbereitende Schritte that; endlich lud Adonija seine Freunde zu einem Gastmahl, das zugleich zur Inauguration der Thronfolge dienen sollte. Für sich hatte er die Großwürdenträger des Reiches, den Feldhauptmann Joab und von den beiden Hohenpriestern den, der der zweiten aaronischen Linie Ithamar angehörte, durch welche die erste verdrängt worden war, Abjathar, und die übrigen Söhne des Königs mit Ausnahme des jüngsten, Salomo. Aber an eben diesen und die Mutter desselben, Bathseba, knüpfte sich eine andere Kombination. Zwar Joab, aber nicht das bewaffnete Gefolge des Königs, stimmte mit Adonija überein. Das Buch der Könige sagt: Die Helden des Königs, d. h. doch wohl jene jüdischen Prätorianer, welche die Ausübung der Gewalt in den Händen hatten, waren von Adonija nicht eingeladen. Der Führer derselben, Benaja, und der zweite Hohepriester, der der älteren Linie der Aaroniten angehörte, waren gegen Adonija und für Salomo. Und was der anderen Partei fehlte, das hatte diese — die Unterstützung eines Propheten. König David war früher gleichsam selbst der Prophet gewesen; jetzt aber trat ihm Nathan zur Seite, und

durch dessen Veranstaltung gelang es, den König für die Succession seines jüngsten Sohnes zu gewinnen. Das wirksamste Moment hierbei ist, daß die prophetische Idee, durch deren Vereinigung mit dem Sohne Isais dieser zu einem so hohen Grade von Macht gelangt war, vor Adonija, der das Thronfolgerecht des Ältesten in Anspruch nahm, in den Hintergrund gedrängt worden wäre, dagegen bei der Erhebung Salomos zu vollem und vorwaltendem Einfluß gelangte. Das war nun auch die Gesinnung der Leibwache des Königs, die sich jetzt unter dem ergebensten Führer Benaja dem Propheten anschloß; denn der Feldhauptmann war doch immer sehr eigenmächtig gewesen und hatte manche Blutschuld auf sich geladen, mit der man die neue Regierung nicht belasten wollte. So geschah es, daß der König, der immer zwischen verschiedenen Einwirkungen schwankte, sich für den jüngsten seiner Söhne erklärte und dieser von dem zweiten Hohenpriester, Zadok, unter dem Schutz Benajas gesalbt wurde. Die Leibwache scharte sich um das Maultier des Königs, auf welchem Salomo nach der Stiftshütte hinabritt. Der alte heroische, zugleich gewaltsame und großmütige, idealistisch gehobene und praktisch geschulte David verschwindet hierauf; er stirbt bald darnach.

Salomo kam eben in dem Kampfe der beiden Parteien empor. Adonija wurde anfangs geschont; aber als er eine Verbindung suchte, die ihn doch wieder als den Nachfolger des Königs vor dem Volke hätte erscheinen lassen, wurde er getötet. Joab fiel durch Benaja, obwohl er die Hörner des Altars umfaßt hatte. Der Hohepriester Abjathar wurde aus der Stadt verwiesen; die oberste Würde kehrte an die Linie zurück, welche sie anfangs besessen und bis in späte Zeiten vererbt hat. Der auf diese nicht eben regelmäßige Weise in Besitz gelangte König Salomo konnte doch aber die Stellung seines Vaters nicht in ihrem ganzen Umfange behaupten. Wahrscheinlich gleich im Anfang seiner Regierung verlor er Damaskus; ein Verlust, der für das innere Land von Israel nicht eben nachteilig sein mochte, allein nach und nach sehr empfindlich werden sollte. Damals fiel Damaskus in die Hände eines aramäischen Häuptlings, der fortan ein Gegner Salomos war. Aber Salomo trug Sorge, daß die großen Handelsstraßen, inwiefern sie durch sein Gebiet führten, indem er sie durch Befestigungen schützte, in seiner Gewalt blieben. Ob er Tadmor in der syrischen Wüste begründet hat, darf man bezweifeln, nicht aber, daß er den kommerziellen Verhältnissen möglichste Aufmerksamkeit widmete. Es ist für Salomo bezeichnend, daß er sich weniger durch Krieg, als durch freundschaftliche Verhältnisse mit seinen Nachbarn zu sichern suchte. Er vermählte sich mit der Tochter eines Pharao (doch wohl des letzten aus der einundzwanzigsten Dynastie), der ihm sogar einige wichtige Plätze abtrat, so daß er der feindseligen Einwirkungen Ägyptens los und ledig wurde, und trat in den engsten Bund mit dem Könige von Tyrus, eine Allianz, durch die er in den Stand kam, von Idumäa aus, mit den Phöniziern vereinigt, an dem allgemeinen Weltverkehr teilzunehmen. In diesem Besitz einer friedlichen und gesicherten Herrschaft legte er Hand an das Werk, das seinen

Namen auf alle Zeit unsterblich gemacht hat, an den Tempelbau zu Jerusalem. Die Vorbereitungen, die er dazu traf, erinnern an die Fronden, die einst den Unterthanen der Pharaonen auferlegt worden waren, um die Pyramiden und die Tempel von Theben aufzurichten. Eben darin lag der Unterschied der Zeiten, daß die Israeliten nun selbst ein großes Heiligtum dem Gott erbauten, der sie von dem Dienste der ägyptischen Götter erlöst hatte. Sie waren ein mächtiges, selbständiges Volk geworden. Als den Urheber der Idee muß man wohl den Propheten Nathan ansehen, der die Skrupel beseitigte, die aus der bisherigen Verfassung und namentlich der Wanderung der Stiftshütte von einem Stamm zum anderen hätten hergenommen werden können. Auch das scheint seine Idee gewesen zu sein, daß nicht König David selbst, der durch Krieg und Blut zur Gewalt gekommen war, den Tempel bauen solle, sondern dessen Sohn. Nachdem die Siege errungen waren, zu denen das Prophetentum so bedeutend mitgewirkt hatte, vereinigte sich dies mit dem Reiche des Friedens, welches Salomo aufrichtete. Der Tempel ist ein Monument des in Juda zur Erscheinung gekommenen erblichen Königtums in der engsten Verbindung mit der religiösen Idee. Noch glaubt man die großen Quadern zu unterscheiden, welche Salomo zur festen Grundlegung herbeiführen ließ. Das Holz lieferten ihm die Cedernwaldungen unter Vermittelung der kunstfertigen Meister von Tyrus. In dem Tempelgebäude waren die Hauptbestandteile der Stiftshütte, das Heilige, die Cella, und das Allerheiligste, das Sanktuarium, wiederholt, jedoch in verdoppeltem Maßstabe von Höhe, Länge und Tiefe. Das Allerheiligste war, wie das auch bei den ägyptischen Tempeln vorkommt, niedriger als die Cella. Hier fand die Bundeslade mit den beiden Gesetzestafeln vom Sinai ihren Platz. An dem Getäfel der Wände erschienen die Cherubim mit ausgebreiteten Flügeln. Sie sind das Symbol der Macht Jehovahs und seiner Nähe. Neu hinzugefügt war die Vorhalle, so daß das ganze Gebäude aus der Vorhalle, dem Heiligen und dem Allerheiligsten bestand, dem Verhältnis entsprechend, welches auch bei anderen Tempeln alter Zeit stattfand. Zwei prächtige Säulen prangten vor dem Eingange, wie die Obelisken vor den ägyptischen Tempeln.

Zur Translation der Lade in das neue Heiligtum berief der König die Ältesten der Stämme und die Oberhäupter der vornehmsten Häuser in denselben; Priester und Leviten vollzogen die Überführung. Es ist etwas Pharaonisches in dem Könige Salomo. Zur Dienstbarkeit bei seinen Bauten waren besonders die Reste der alten kanaanitischen Bevölkerung verpflichtet. Von den Israeliten nahmen viele an der Herrschaft teil; die übrigen genossen friedlicher Tage, ein jeder bei seinem Weinstock und seinem Feigenbaum. In dem Gericht vereinigte sich Einsicht und Autorität. Salomo ist das Ideal für große orientalische Herrscher aller Zeiten.

Der Tempelbau, der Besitz eines blühenden Reiches, der Ruf gedankenvoller Weisheit verschafften ihm schon in seiner Zeit Beweise der Verehrung von nah und fern. Es klingt beinahe wie ein späteres orientalisches Märchen,

wenn man liest, die Königin einer durch seltene Produkte und reichen Handelsverkehr ausgezeichneten Landschaft des glücklichen Arabiens, Scheba, habe sich aufgemacht, um den König Salomo, von dem sie durch den allgemeinen Ruf vernommen hatte, persönlich aufzusuchen; aber es ist wohl historisch bezeugt. Sie legte ihm Fragen vor, die sie ungelöst in ihrem Geiste trug. Salomo wußte sie alle zu beantworten. Dann sah sie seinen wohlgeordneten, prächtigen Hofhalt und das Brandopfer, welches er seinem Gott darbrachte. Sie rief aus, soviel sie auch von Salomo gehört, so sei das doch nur die Hälfte dessen, was sie jetzt mit Augen sehe. Sie pries das Volk glücklich, welches einen solchen König besitze, und lobte Jehovah, daß er einen solchen Mann zum König über Israel ausersehen habe.

So erzählt das ernste und glaubwürdige Buch der Könige. Salomo brachte ein allgemein Menschliches zur Erscheinung. Aber dem nationalen Begriff entsprach seine Regierung schon nicht mehr. Ganz und gar auf dem Wege der bisherigen strengen Entwickelung der Jehovahreligion wäre ein Salomo nicht möglich gewesen. Mit einer solchen hätte sich die enge Verbindung mit den benachbarten Herrschern, die Vermählung mit einer Tochter des Pharao nicht vertragen. Der Harem, den Salomo sich zugleich einrichtete, zog aus den Nachbarvölkern auch fremde Gottesdienste herbei, welche geduldet werden mußten. Von ägyptischen Diensten verlautet nichts; aber die Astarten von Sidon fanden Platz auf den Höhen von Jerusalem; Moloch selbst und der Feuergott Kamosch lebten wieder auf. Mochte darin vielleicht die Bedingung einer ruhigen Herrschaft liegen, so konnten doch die Prophetenschulen, die einst Samuel zur Behauptung des strengen Jehovahdienstes gegründet hatte, nicht zufrieden sein. Die Erblichkeit des Thrones hatte noch keineswegs in den Überzeugungen feste Wurzel geschlagen. Noch bei Lebzeiten Salomos hat ein Prophet den Mann aus anderem Hause und Stamme bezeichnet, der auf Salomo folgen sollte, wie denn auch diesem die Fortsetzung des Reiches aus seinem Geschlechte nur mit der Bedingung, keinen anderen Göttern nachzuwandeln, die aber nicht von ihm erfüllt wurde, zugestanden war.

Noch immer war jene Bewegung, die einst bei den entscheidenden Siegen Davids sich geregt hatte, nicht erstickt. Bei dem Tode des weisen und reichen Königs brach sie unerwartet hervor.

Die zehn Stämme waren eines Königtums müde, an dessen Autorität ihnen kein Anteil zufiel nnd von dem sie nur eben beherrscht wurden. Der Glanz, der den Thron umgab, blendete sie nicht. Überdies aber: mit dem Tode Salomos löste sich das politische Verhältnis auf, das ihm vor allem anderen förderlich geworden war: die Pharaonen sonderten sich von seinem Hause ab. Und schon hatte sich auch unter den Israeliten ein Gegner der Dynastie erhoben, ein Ephraimit Jerobeam, der dem Könige Salomo bei Erhebung der Frondienste und den Bauten zur Seite gestanden, dabei aber, einer alten, unverwerflichen Überlieferung zufolge, Begierde nach der Herrschaft verraten hatte und, deshalb von Salomo verfolgt und bedroht, nach

Ägypten geflohen war; von dem Propheten war er bereits zum künftigen Könige designiert. In Ägypten vermählte er sich nun mit der Schwägerin des neuen Pharao, die in dem Frauengemach eine große Rolle spielte, des Namens Ano, und trat mit demselben in die engste Verbindung. Der Thronfolger Salomos, Rehabeam, war der Sohn einer ammonitischen Gemahlin Salomos, nicht der ägyptischen. Vielleicht nicht mit der Unterstützung, aber mit der Einwilligung des Pharao begab sich nun Jerobeam, nachdem Salomo gestorben, in das Gebirge Ephraim zurück. Indem aber versammelten sich die Stämme, welche nur durch die Kriegsgewalt Joabs sich dem König David zu unterwerfen gezwungen worden waren, in der Stätte, welche das Andenken Jakobs und Josephs besonders lebendig erhielt, Sichem, um den Sohn Salomos als König entweder anzuerkennen, wenn er ein leichteres Regiment verheiße, oder auch nicht, wenn dies nicht geschehe. Rehabeam war persönlich nach Sichem gekommen, wo ihm die Forderung, das Joch seines Vaters zu erleichtern, in jener Form, die zugleich eine Drohung enthielt, vorgelegt wurde. Er rief die Ältesten des Volkes zusammen, um über die Antwort, die er hier geben solle, zu beraten, — die Ältesten, gewiß die der Stämme, die sich ihm opponierten, wahrscheinlich aber auch der um Jerusalem vereinigten. Und diese nun rieten ihm sämtlich, den Forderungen des Volkes gerecht zu werden. Aber weder Rehabeam selbst, noch die jugendlichen Altersgenossen, die um ihn waren, wollten sich zu der mindesten Nachgiebigkeit verstehen. Sie ließen nicht etwa eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung der bestehenden Lasten erwarten. Werde sich das Volk widersetzen, so werde es nicht mit Geißeln gezüchtigt werden, sondern mit Skorpionen, d. h. knotigen, mit Widerhaken versehenen Stäben, welche eine Wunde hervorbrachten, wie der Biß des Skorpions.

Wie die Stämme, die sich einst David zugesellten, ein Bundesverhältnis mit diesem eingegangen waren, so wollten sie auch jetzt die härtere Regierungsweise, die sich seitdem eingeführt hatte, nicht ruhig sich fortsetzen lassen. Sie wiederholten, was sie schon früher gesagt hatten: zwischen ihnen und dem Hause Isai im Stamme Juda bestehe keine Gemeinschaft. Sie fühlten sich eben nicht durchaus als Unterthanen. Entrüstet über die ihnen erteilte Antwort, erhoben sie sich, der glaubwürdigsten Nachricht zufolge, wie Ein Mann. Das Geschrei des Aufruhrs erscholl: „Zu Deinen Gezelten, Israel!" — ein Ruf, der in großen Momenten der späteren Zeit widerhallen sollte.

Unter diesem Ruf ist die Erhebung der Engländer gegen Karl I. erfolgt, eine Erhebung, aus der sich die konstitutionellen Verfassungen der letzten Jahrhunderte herschreiben. In jener alten Zeit ist er für die Geschicke Israels entscheidend geworden.

Rehabeam, der unter demselben seinen Wagen bestieg, um sich nach Jerusalem zu begeben, wo er die Anerkennung fand, die David und Salomo genossen hatten, traf Anstalt, die abgefallenen Stämme durch einen großen Kriegszug zu überwältigen. Dem setzte sich doch wieder ein Prophet entgegen,

Semaja, der den König und sein Volk davor warnte, ihre Brüder mit Krieg zu überziehen. Dann aber blieb es bei der Spaltung, die in Sichem zu Tage getreten war. Der Führer des Widerstandes, Jerobeam, trat als König der zehn Stämme auf. Wenn die Israeliten insgesamt vereinigt blieben und die Stellung, die ihnen zu teil geworden, ausbildeten, so würden sie in den vorderasiatischen Regionen eine dominierende Macht behauptet haben. Wahrscheinlich, daß dies nur unter einer strengen rücksichtslosen Autorität möglich gewesen wäre; aber eine solche wollte Israel nicht mehr erdulden. Es besteht immer ein Gegensatz zwischen der politischen Macht eines Fürsten und der für dieselbe unentbehrlichen Teilnahme der Bevölkerung: denn die anwachsende Macht kann dem Volke leicht unerträglich werden. Indem die zehn Stämme dem Königtum, das erst vor kurzem gegründet worden, den Gehorsam aufkündigten, schädigten sie seine Stellung und ihre eigene Sicherheit fremden Nationen gegenüber.

Den Büchern Samuels und der Könige wird man in Bezug auf die Darstellung der weltlichen und, wenn wir dies Wort gebrauchen dürfen, der politischen Geschichte ein hohes Verdienst zuzuerkennen haben. Wie ein Volk, das, von allen Seiten angegriffen, seine Verfassung ändert, der Republik entsagt und sich der einheitlichen Gewalt des Königtums unterwirft, ist niemals besser geschildert worden. Der natürliche Widerstreit zwischen den geistlichen Antrieben und den der weltlichen Macht inhärierenden Tendenzen einer vollen Unabhängigkeit ist, wie er hier hervortritt, symbolisch für alle Zeiten. König Saul ist eine große, unnahbare, in ihrer Art einzige, aber historisch doch sehr verständliche Gestalt. In seinem Kampfe mit Samuel könnte man bereits den deutschen Kaiser im Gegensatz gegen das Papsttum erkennen. So sind die beiden Könige, der kriegerische schwungvolle David, der friedliche weise Salomo, Vorbilder für alle Jahrhunderte. In Rehabeam und Jerobeam erscheint dann der Zwiespalt zwischen centraler Macht und provinzieller Unabhängigkeit, wie er sich unzählige Mal wiederholt hat. Sie sind jedoch nicht als Vorbilder gedacht, sie haben die Realität historischer Erscheinungen. Man wird befriedigt und belehrt, wenn man sie studiert.

Drittes Kapitel.

Tyrus. Assur.

Indem wir in der Überlieferung des Buches der Bücher über Israel wirkliche Geschichte erkennen, vermissen wir um so mehr ähnliche Berichte über die benachbarten Nationen. Eine ethnographische Urkunde liegt vor, die sogenannte Völkertafel, die nicht in die ältesten Zeiten, in die sie gesetzt wird, gehören mag, aber doch einen Begriff davon giebt, wie sich Israel,

wahrscheinlich in der Zeit der Richter oder Samuels, das Menschengeschlecht und die Völkerwelt dachte.

Mit der religiösen Idee hängt es doch wohl zusammen, daß hier nichts von einer Verachtung des Fremdländischen, von einer Scheidung in Stammesverwandte und Barbaren zu finden ist. Alle Völker erscheinen darin als gleiche, freie, durch den gemeinschaftlichen Stammvater, der nicht Adam, sondern Noah ist, untereinander selbst verwandt. Diesen Sinn hat die genealogische Herleitung der Völker von den drei Söhnen Noahs.

Wir begnügen uns, den Umfang des Gesichtskreises überhaupt wahrzunehmen.

Auf der einen Seite war den Israeliten das südliche Arabien bekannt, wahrscheinlich doch durch die Seefahrten der Ägypter, die auf den Denkmälern verzeichnet sind, während ihnen auf der anderen durch die Seefahrten der Phönizier die kaukasischen Länder und Küsten des Mittelmeeres wenigstens durch Hörensagen bekannt geworden waren. In der Völkertafel findet sich eine Idee von den kaukasischen Völkern, einigen Handel treibenden Völkerstämmen am Schwarzen Meer, den Inseln des Mittelmeeres, wohl auch schon von Gallien und Spanien, worauf Rodanim und Tharschisch hindeuten; allein daß sie nun auch die innerhalb dieser äußersten Marken begriffenen Landschaften und ihre Bewohner wirklich gekannt hätten, dürfte man nicht annehmen.

Sehr gut kannten sie Ägypten, Libyen, Äthiopien und die Euphratländer, Elam, Sinear, wahrscheinlich auch Assyrien. Mit den Hebräern im engsten Verhältnis der Nationalität, des Wohnplatzes und des Verkehrs standen die Phönizier. Ursprünglich waren die Absichten der Hebräer auf die Besitznahme des gesamten Landes, auch seiner Küstenstrecken, gerichtet gewesen. Hier aber hatte sich eine Macht von anderem Charakter, als der den kanaanitischen Königreichen eigen war, gebildet, die sie nicht zu überwältigen vermochten, wie die der Philister. Die Küstenstrecke bietet bedeutende Krümmungen dar, in welchen sich eine gewerbfleißige, kunstfertige und seefahrende Nation entwickelt hatte. Die Promontorien sind so geartet, daß sie in frühen Zeiten sichere Hafenplätze darboten, an denen sich maritime Ansiedlungen festsetzten. Die älteste von allen ist Sidon, von dem ursprünglich die ganze Nation ihren Namen führte. Tyrus ist erst die zweite. Doch ergiebt sich nicht, daß es eben eine Kolonie von Sidon gewesen sei, wie man freilich im Altertum annahm. Denn Kolonialverbindungen, welche die Religion heiligte, würden noch andere Denkmäler hinterlassen haben, als wir finden. Die ganze Küste ist mehr wie irgend eine andere in der Welt zu weiten Seefahrten geeignet. Die Windesströmungen führen wie von selbst nach Cypern und Rhodus, von wo eine leichte Kommunikation nach Ägypten reicht. Hier aber kommt dann eine Seeströmung längs den Küsten der Schiffahrt zu statten und bringt auf das rascheste nach Phönizien zurück. Infolge dieser Naturverhältnisse wurde das östliche Becken des Mittelmeeres früh von phönizischen Kauffahrern be-

lebt. Dann drang Tyrus in das westliche vor, erreichte Gades und gründete Karthago. Allmählich wurde die phönizische Küste das Emporium für den Handel zwischen Orient und Occident. Der Handelsverkehr gab ihr zugleich eine hohe politische Bedeutung. Wir berührten schon, wie in Damaskus der phönizisch-orientalische und der babylonisch-orientalische Verkehr sich die Hand reichten. Phönizisch und punisch ist identisch, namentlich für den Occident. Im Orient bedienten die Phönizier sich der mannigfaltigsten Handelsstraßen, für welche ihnen auch die Verbindung mit Judäa von dem größten Werte war. Die Stämme, welche am weitesten gegen Phönizien vorgedrungen waren, gerieten sogar in Abhängigkeit von demselben. Der Tempel Salomos selbst ist nur mit Beihülfe der Phönizier erbaut worden. Aber dabei blieben doch die beiden Nationalitäten, wiewohl demselben Sprachstamme angehörig, immer in einer durchgreifenden Differenz. Israel war binnenländisch, Phönizien hatte den allgemeinen Weltverkehr zu Lande und zur See in seinen Händen.

In derselben Zeit nun, in welcher das israelitische Königtum sich mächtig erhob, war in Tyrus eine monarchische Verfassung eingeführt worden. König Hiram war der Freund Davids und Salomos. Als nun aber nach dem Tode Salomos das Zwölfstämmereich sich spaltete, gewannen die nächsten Nachbarn, Ägypten und Phönizien, ein Übergewicht, das sie früher nicht besessen hatten. Der Pharao Sisak, der als Stifter der zweiundzwanzigsten Dynastie betrachtet wird, derselbe, der mit Jerobeam in Verbindung trat, ward hierdurch veranlaßt, Juda mit Krieg zu überziehen.

Die großen Reichtümer, welche unter Salomo im Tempel aufgehäuft worden waren, werden einen besonderen Reiz auf ihn ausgeübt haben; sie fielen in seine Hände, besonders alle die goldenen Schilde, mit denen der König an den hohen Festtagen zu erscheinen liebte. Man hat an der Außenwand eines thebanischen Tempels eine Inschrift gefunden, in welcher die Juden als mit der Siegeskeule des Pharao betroffen bezeichnet werden. Damit hörte dann die politische Macht von Juda überhaupt auf. Noch bei weitem tiefer aber, nicht durch Waffen und Eroberung, sondern durch Sitte und Religion, wirkte Phönizien auf Israel ein

Einer der mächtigsten Könige des Zehnstämmereiches, der achte in der Reihe derselben, Ahab, war mit Isebel, der Tochter des tyrischen Königs Ethbaal (Ithobaal), der früher Priester der Astarte gewesen war, verheiratet. Es waren die Zeiten, in welchen sich die tyrischen Götterdienste durch die Handelskolonien in aller Welt ausbreiteten und festsetzten. Die Tochter des Königs, der ein Priester gewesen war, brachte mehr als achthundert Theophoreten, d. h. Priester und Diener ihrer Götter, mit, denen nun der Jehovahkult weichen zu müssen schien.

Ahab baute in Samarien einen Tempel des Baal, welcher von vierhundert Priestern bedient wurde, und errichtete einen Orakelhain der Astarte bei Jisreel in einer fruchtbaren, durch Gartenanlagen in Weise der Phönizier

geschmückten Landschaft, wo Isebel Wohnung nahm. Hier aber entbrennt ein heftiger Kampf zwischen den beiden Religionen. Der Königin und den Baalim gegenüber tritt der Prophet Elias auf, der von keiner Rücksicht wußte und in dem Gefühl der Unabhängigkeit der Religion lebte, das ja niemals stärker ist, als wenn sie bedroht wird und in den Fall kommt, Widerstand zu leisten.

Die Königin verfolgte die Jehovahpropheten, die sich in den Höhlen des Landes verbargen, wo ihnen Brot und Wasser, eine Gabe der gläubigen Jehovahverehrer, das Leben fristete. Einer von den flüchtigen Propheten war Elias, aus den Beisassen von Gilead entsprungen; die Sage läßt ihn durch Raben mit Brot und Fleisch nähren an dem Bache Kischon, der die Ebene durchläuft. Unaufhörlich flüchtig, erscheint er immer wieder zum Schrecken Ahabs, den er, man möchte sagen, wie ein böses Gewissen, belästigt. „Bist Du es," sagt Ahab, als er sich ihm wieder darstellt, „Verderbenbringer Israels?" „Verderber Israels", antwortet Elias, „bist Du selbst, da Du Jehovah verlassen hast und dem Baal dienest." Einst kam es auf dem Berge Karmel zu einer Art von Wettstreit zwischen den beiden Religionen. Elias, der einen zerstörten Jehovahaltar zu einem Opfer herrichtet, zwischen zwölf Steinen, welche die Stämme bedeuten, und dann den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs anruft, behält den Sieg. Das anfangs schweigsame und unentschiedene Volk tritt auf seine Seite. Jehovah, der das Opfer entzündet und nach langer Dürre Regen giebt, wird von dem Volke als der wahre Gott anerkannt. An jenen Theophoreten Baals wird dann eine schreckliche Rache vollzogen; sie werden, so lautet der Text wörtlich, am Bache Kischon geschlachtet. Aber auf Isebel hat das Ereignis vielmehr eine entgegengesetzte Wirkung; sie bedroht den Propheten unverzüglich mit demselben Schicksal, das ihre Priester erfahren haben; ihm bleibt nichts übrig, als eine neue Flucht in die Wüste. Wir finden ihn an dem Berge Horeb, an der Stelle des Ursprungs der Jehovahreligion. Von dort kehrt er in der Überzeugung zurück, daß der Jehovahdienst nur durch Wiederherstellung einer gläubigen Regierung zu retten sei. Noch eine geraume Zeit hindurch stehen nun Isebel und Elias einander gegenüber.

Der Prophet zieht in seinem härenen Gewande, mit ledernem Gürtel gegürtet, durch das Land, oder er sitzt auf einer Anhöhe, unantastbar auch in seiner Einsamkeit für die königlichen Scharen, bis diese ihn selbst und dadurch Jehovah verehren.

Mitten in diesen Kämpfen verschwindet er selbst. Die Überlieferung läßt ihn in einem feurigen Wagen mit feurigen Rossen — denn alles ist ein Bild des Krieges — den Augen entrücken. Doch hinterläßt er einen Schüler Elisa, der sein Vorhaben ausführt.

Noch herrschte Isebel, wie über Ahab, so nach dessen Tode über seine Söhne. Sie ist die erste, den finsteren Mächten verbündete Frauengestalt der Weltgeschichte; in ihr stellen sich die Einwirkungen der Religion des Baal

und der Astarte leibhaftig dar. Auch über Juda hatte Isebel durch die Vermählung ihrer Tochter mit dem Königssohne beherrschenden Einfluß gewonnen. Genug, es stand etwas auf dem Spiele in diesen Tagen, das Bestehen oder der Untergang der Jehovahreligion in den beiden Reichen. Elisa schritt dazu, den Sinn seines Meisters ins Werk zu setzen. Auf sein Wort wurde der Oberste des israelitischen Heeres, Jehu, mit dem magischen Öl zum Könige gesalbt. Durch den nun starben die beiden Könige von Israel und Juda; dann begab er sich nach jenem der Astarte geheiligten Platze, wo Isebel lebte; sie sah ihn kommen. Es gab eine ägyptische Schminke, welche die Augen größer erscheinen machte; auf diese Weise, in geisterhaftem und götzendienerischem Schmuck trat Isebel an das Fenster, als Jehu heranfuhr. Auf seinen Zuruf ward sie von den Hämlingen, die sie umgaben, aus dem Fenster gestürzt; ihr Blut bespritzte die Mauern. Jehu fuhr mit seinem Wagen über ihre Leiche. Noch einmal siegte das Prophetentum Jehovahs. Elias triumphierte nach seinem Tode. Durch diese Thronumwälzung wurde nun das Jehovahtum gerettet: fünfundvierzig Jahre lang stand dann Elisa dem Hause Jehu zur Seite.

Noch aber war eine Tochter Isebels, des Namens Athalja, Königin in Jerusalem. Sie hatte dem Tempel Jehovahs zur Seite einen Tempel Baals eingerichtet; ihr Sinn schien zu sein, das ganze Haus David zu vernichten: denn diese Frauen teilten den Blutdurst des Baal-Moloch. Nur ein Sprößling des Stammes Isai war gerettet worden, des Namens Joas, und zwar durch eine Schwester des Königs Ahasja, die mit dem Hohenpriester Jojada verheiratet war. Dieser ließ den Knaben insgeheim bis zum siebenten Jahre erziehen; dann schritt er dazu, in seinem Namen die verbrecherische Mutter zu stürzen. Der Hohepriester war der Nachkomme jenes Zadok, durch den Salomo auf den Thron gesetzt worden war, und auch ihm gesellten sich die Führer der Leibwache zu. Der junge Joas stand bereits an der Stätte der Verehrung, die dem König im Tempel gebührte. Das Volk rief ihn zum König aus. Durch den Lärm aufgeschreckt, eilt Athalja nach dem Tempel. Mit dem Worte: Aufruhr, Aufruhr! flieht sie nach dem Königshause zurück. Da an der Thüre wird sie ermordet: denn in dem Tempel hatte man nicht Hand an sie legen wollen, weil sie doch eine Tochter von Königen sei. Spätere haben erzählt, sie habe den Knaben umbringen lassen wollen; und ohne Zweifel würde das die Folge gewesen sein, wäre sie Meisterin geblieben. Nun aber war der Knabe Joas König an ihrer Statt. Wie in Israel der Prophet, so herrschte in Juda nun der Hohepriester. Der Tempel Baals wird zerstört, die Priester des Götzen getötet; alles kehrt zu den Gebräuchen der davidischen und salomonischen Zeiten zurück. Auf dieser gewaltsamen Reaktion der Jehovahreligion gegen den eingedrungenen Dienst des Baal beruht das fernere Bestehen der alten Religion.

Wollte man nun aber bei dieser Wendung der Dinge fragen, wie sie vor sich gehen konnte, ohne daß die Königin und ihr Geschlecht von Tyrus unter-

stützt wurden und ihr die innere Macht der phönizischen Dienste zu statten kam, so fürchte ich nicht, zu irren, wenn ich das Unerwartete ausspreche, daß das Emporkommen des assyrischen Reiches und sein Vordringen bis an die Küsten des Mittelmeeres den größten Anteil daran hatte.

Im Altertum hat man viel von einer assyrischen Großmacht zu erzählen gewußt, die von Ninus und Semiramis aufgerichtet worden und mit Sardanapal zu Ende gegangen sei. Aber Semiramis und Sardanapal sind mythologische Gestalten. Der Name Ninus ist eine Personifikation von Ninive, welches Wort „Ansiedelung" bedeutet. Von diesen Erzählungen muß die allgemeine Geschichte absehen. Ihr stellen sich überhaupt anfangs nicht große Monarchien dar, sondern kleine Stammesbezirke oder staatenähnliche Genossenschaften, welche eigenartig und unabhängig nebeneinander bestehen. Die altassyrischen Denkmäler, die in unseren Tagen aufgefunden und dem Verständnis angenähert worden sind, enthüllen uns vor allem die Thatsache, daß im 10. und 9. Jahrhundert vor unserer Ära, in welche die Macht von Tyrus und das äthiopische Pharaonentum in Ägypten, zugleich aber die Spaltung des Reiches Israel in zwei Stammesgruppen fällt, noch eine große Anzahl unabhängiger kleiner Reiche diesseit und jenseit des Euphrat und des Tigris, sowie in dem Quellenlande der beiden Ströme bestanden, alle blühend, reich und wohlbegründet. Überall finden wir Fürsten und einigermaßen befestigte Städte, volkstümliche Streitkräfte und angesammelte Schätze. Die meisten sind semitischen Ursprungs. Wenn Babel eine große religiöse Metropole bildete, so waren doch überall lokale Verehrungen im Schwange, welche das besondere Bestehen gleichsam heiligten.

Eine entschiedene Übermacht bildete sich in keinem derselben aus. Sie waren alle in gegenseitigen Feindseligkeiten und kleinen Kriegen beschäftigt. Da trat nun Assur auf. Die ältesten Traditionen leiten es von Babylon ab. Allgemeine Bedeutung bekam es dadurch, daß ihm Ninive zufiel, eine große Handelskapitale zwischen dem östlichen und dem westlichen Asien, an einer Stelle, die auch später zu demselben Zwecke vorzüglich geeignet befunden worden ist. Früher waren Assur und Chalach, deren Ruinen noch übrig sind, die Hauptstädte der Könige gewesen. Allmählich wurde es Ninive. Was wir nun aus den neuentdeckten Denkmälern entnehmen, füllt eine Lücke in der Weltgeschichte aus, die immer sehr empfindlich war; nicht als ob wir darin eine zuverlässige und haltbare Auskunft über das höhere Altertum erhielten: alles bleibt fragmentarisch und ungewiß; aber über die Zeit von der Spaltung des jüdischen Reiches bis zur Erhebung der Perser erhalten wir sehr willkommene geschichtliche Belehrung.

Niemals hat es Fürsten gegeben, welche eifersüchtiger gewesen wären, in der Nachwelt fortzuleben, als diese assyrischen. Die Mauern ihrer Paläste wurden mit einer Erzählung ihrer Handlungen beschrieben und über alle, welche dies Andenken verletzen würden, eine Art von Verfluchung ausgesprochen; dennoch sind sie zwei Jahrtausende vollkommen vergessen geblieben,

bis sie von der europäischen Wissenschaft wieder aufgefunden worden sind. Mit reger Wißbegier unternimmt man eine Rekapitulation des Inhalts dieser Inschriften, soweit sie bekannt geworden sind, immer mit dem Vorbehalt, daß fernere Studien denselben bestätigen und ergänzen werden.

Vor allem stößt man auf eine stete Verbindung, aber auch einen steten Gegensatz mit Babylon. Ein König wird genannt, der zwei Söhne hinterläßt, von denen der eine Assur, der andere Babel beherrscht. In Babel erscheint der Kampf dieser Macht mit den Ureinwohnern, Akkad und Sumir, von denen angenommen wird, daß sie dem turanischen Stamme angehörten. Der König Hammurabi rühmt sich, daß Bin und Bel, die Götter seiner eigenen Stammesgenossenschaft, diese Völkerschaften in seine Hand gegeben, daß er dann das Land durch umfassende Wasserbauten erst bewohnbar gemacht habe. Aber die Hülfe von Assur gehörte immer dazu, um die Unterwürfigkeit der Einwohner zu befestigen und den erbberechtigten König in seinem Besitz zu erhalten. Zuweilen treten auch Könige von Babylon auf, welche in Assur vordringen, dann aber wieder geschlagen werden, so daß Assur immer im Besitz der Überlegenheit bleibt. Es folgen Verträge, Verschwägerungen und nach einiger Zeit abermalige Zwistigkeiten und Heereszüge.

Unter den assyrischen Königen tritt nun in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts der Mann auf, der als der eigentliche Begründer der Größe Assyriens bezeichnet werden kann. Er war nicht ohne Vorgänger in seinen Unternehmungen; einen seiner Vorfahren rühmt er als einen Mann ohnegleichen unter den Königen der vier Weltgegenden; allein dieser wird durch ihn selbst verdunkelt. Es ist Assur-nasir-habal, der Fürst, aus dessen Palast die meisten Reliquien von Assyrien, die nach den europäischen Museen gebracht worden sind, herrühren. Wir dürfen an der Inskription, in der er seine Thaten verzeichnet, nicht vorübergehen, ohne ihren Inhalt, soweit er verständlich ist, anzugeben. Vor allem gedenkt Assur-nasir-habal der Befestigung seiner Macht und seines Ansehens in den babylonischen Gebieten, namentlich dem Lande der Chaldäer Kardunias, die er dem Schrecken seines Namens zuschreibt. Dann folgt ein sehr gefährlicher Feldzug gegen Nairi, eine Landschaft, die in dem Hochlande, wo der Tigris entspringt, gesucht wird; die Bewohner hatten ihre besonderen Fürsten. Der König von Assyrien legte ihnen einen Tribut auf, der in Silber und Gold, Wagen und Pferden und allerlei Lieferungen besteht, und setzt einen Statthalter daselbst ein. Aber ein Aufruhr bricht aus, der den König veranlaßt, diese Landschaft nochmals mit Krieg zu überziehen; er nimmt die Städte, sucht die Flüchtigen in den Gebirgen auf und tötet viele ihrer Leute. Bei ihm erscheint die Gewaltsamkeit des Eroberers, der den Aufruhr aufs härteste zu bestrafen sich berechtigt glaubt. Auch benachbarte Völkerschaften erwähnt er, über die er sich ergossen habe „wie der Gott der Überschwemmung“. Er errichtet Pyramiden von den Köpfen der Erschlagenen, wie später die Mongolen-Khane. Er läßt die Bezwungenen aufpfählen oder ans Kreuz schlagen.

Ein folgender Feldzug führt ihn gegen die Sukhi, die am Euphrat wohnen und, durch die Hülfe ihrer Nachbarn, der Chatti, ermutigt, gegen ihn angehen. Man hat hier die ganze Kriegführung vor Augen. Die Feinde sind gut gerüstet, sie haben mutige Anführer. Eine erste Feldschlacht bleibt unentschieden. Aber dem Könige von Assur gelingt es, die Hauptstadt einzunehmen, wo auch viele Leute der Verbündeten in seine Hand fallen. Unter der Beute, die er macht, werden Kriegswagen, Kleidungen der Männer, überdies Gold und Silber in Fülle gefunden. Es verbreitet sich der Schrecken seiner Waffen, alles unterwirft sich. Bald aber wird der König durch einen neuen Aufruhr in das Land zurückgerufen. Er besiegt abermals die Feinde und ihre Verbündeten, verhängt zugleich Zerstörung und Verbrennung der Städte und führt einen Teil der Eingeborenen nach Assyrien mit sich fort. Dann gründet er selbst einige feste Plätze.

Die Namen, welche in den Inschriften erscheinen, gehören einer beinahe unbekannten Welt an, die erst in späteren Zeiten in den Kreis der Geschichte gezogen werden sollte; von dem größten Belang aber ist es, daß die assyrischen Eroberungen unverzüglich die Schauplätze der bisherigen universalhistorischen Völkerbewegungen erreichen.

Assur-nasir-habal zieht nochmals aus, dringt an den Orontes vor und bezwingt die festen Plätze, welche ihm Widerstand leisten; den mächtigsten Häuptling unterwirft er selbst seinem Joche; in den vornehmsten Plätzen siedelt er seine Assyrer an. Dann übersteigt er den Libanon und gelangt an das große Meer. Hier nötigt er Tyrus, Sidon und andere Städte, ihm Tribut zu zahlen. Er bringt dort seinen Göttern Opfer dar und läßt im Amanus Cedern fällen, die zu seinen Tempelbauten nach Ninive geschafft werden, wo die Göttin Astarte ihre Heiligtümer hat. So bildete sich zwischen den Kapitalen am Tigris und dem Mittelmeere durch die Gebiete unterworfener Bevölkerungen eine dauernde Verbindung des Schwertes und der Eroberung. Ich denke nun, daß der Rückgang des Baaldienstes von Tyrus in Israel und Juda mit diesem Vorrücken der Assyrer, von welchem die phönizischen Städte erreicht wurden, zusammenhängt. Denn wie hätten die tyrischen Gottheiten Israel unterwerfen sollen, da sie eben in ihrer Heimat den größten Abbruch erfuhren? Als ein Weltereignis von unermeßlicher Tragweite muß es betrachtet werden, daß sich aus dem inneren Asien her in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine Macht erhob, die ihre Waffen nach dem Westen richtete und alles, was ihr entgegentrat, unterwarf. Phönizien, am Saume der Gebirge emporgekommen, konnte nicht bestehen, wenn eine überlegene Macht sich des Gebirges bemeisterte. Es büßte damit die Grundbedingung seiner Unbhängigkeit ein. Noch einmal erinnert man sich hiebei des Königs David. Wenn es den Israeliten gelungen wäre, Damaskus zu behaupten und mit den Seestädten eine enge Allianz zu schließen, so würde es möglich gewesen sein, die Assyrer in ihre Grenzen zurückzudrängen. Seitdem aber das Zwölfstämmereich sich in zwei Bestandteile aufgelöst hatte, von denen der

eine den ägyptischen Waffen, der andere dem phönizischen Götzendienste unterlag, wurde es unmöglich. Damaskus, das sich von Salomo losriß, war seitdem zu einer selbständigen Macht gelangt, die eben auch die Israeliten bekämpfte. Während man aber hier in blutigen Kriegen auszumachen suchte, ob Jehovah ein bloßer Berggott sei, wie die Syrer sagten, oder ob er auch in einer Schlacht auf dem Blachfelde Macht habe, kam das große Reich im Osten empor, dem dann nur noch ein partieller und unfruchtbarer Widerstand geleistet werden konnte.

Auf Assur-nasir-habal, dessen Tod in das Jahr 859 gesetzt wird, folgt Salmanassar, den man als den zweiten König dieses Namens bezeichnet, der nun weiter nach Syrien vordrang. Wie eine seiner Inschriften erzählt, ist er bei seinem sechsten Feldzuge auf Flößen über den Euphrat gegangen und hat Ben-hadad (Dadibri) von Damaskus, der mit Hamath und anderen Nachbarn verbündet war, geschlagen. Fünf Jahre später kommt es zu einem neuen Feldzuge, in welchem Ben-hadad, der mit zwölf anderen Königen verbunden ist, abermals geschlagen und zur Flucht genötigt wird. Aber Syrien ist damit noch nicht besiegt. An Ben-hadads Stelle erscheint Hazaël (Khaza-ilu), derselbe, von dem in der hebräischen Tradition gemeldet wird, er sei vorlängst von Elias zum Könige von Syrien bestimmt worden, wie Jehu von Elisa zum Könige von Israel. In den assyrischen Inskriptionen wird berichtet, daß Hazaël dem Könige von Assyrien entgegenging, um mit ihm zu schlagen. Er ist mit Pferden und Streitwagen aufs vortrefflichste gerüstet; aber Salmanassar besiegt ihn und erobert sein Lager. Man könnte dies als die entscheidende Schlacht ansehen, in deren Folge Salmanassar drei Jahre später auch die festen Plätze eingenommen und dem Lande einen Tribu auferlegt hat. Unter den Tributpflichtigen wird auch der König von Israel erwähnt. Auf einem Obelisken Salmanassars zu Chalach sieht man die Juden Tribut darbringend. Salmanassar sagt: Goldbarren, Silberbarren, goldene Schalen empfing ich. Die Inschriften des Obelisken werden durch Inschriften auf zwei geflügelten Stieren ergänzt.

Wie nach Westen, so richtet Salmanassar auch nach Osten seine siegreichen Waffen.

Unter den dargebrachten Tributen vom Lande Muzri sieht man Kamele, ein Rhinoceros, ein Flußpferd und Affen, woraus der Schluß gezogen werden kann, daß Salmanassar auch auf dem Hochlande von Iran weit vorgedrungen sei.

Als das große Ereignis des 9. Jahrhunderts kann man es hiernach betrachten, daß die Kriegsmacht von Assur, in ihrem eigenen Gebiete Meisterin geworden, nach Westen vordrang und auf der einen Seite das Gebirge, welches Phönizien beherrscht, und dadurch dieses selbst unterwarf, auf der anderen die Kriegsmacht von Damaskus brach und in Syrien zu dominieren anfing. Die notwendige Folge davon war, daß es einen gewissen Einfluß auf die beiden israelitischen Reiche gewann, der unverzüglich weiter führen sollte.

Die historische Thatsache besteht darin, daß das Zehnstämmereich nach dem Ausgang der Dynastie Jehu in einen Zustand innerer Verwirrung geriet. Drei Fürsten neben einander stritten um den Thron; Menahem, welcher denselben behauptete, übte doch die größten Gewaltsamkeiten aus. Man vernimmt, daß auch diejenigen ermordet wurden, die nach den gesetzlichen Asylen flüchteten. Der Moment ist insofern sehr wichtig, als Hosea, den ich, wenn nicht für den ersten aller Propheten, doch für den dem ersten am nächsten stehenden erklären möchte, nichts mehr ausrichten konnte und Israel sich selbst überließ. Da kamen nun die Assyrer über das Land. Menahem, den sie in der Behauptung seiner Macht unterstützten, wurde doch zur Zahlung eines Tributs genötigt, den er von den angesehensten unter seinen Unterthanen erst eintreiben mußte, ehe er ihn zahlen konnte. Israel ward dadurch faktisch eigentlich unterworfen. In den Inschriften, in denen Tiglat-Pilesar die tributpflichtigen Fürsten aufzählt, erscheint Menahem neben den Fürsten von Comagene, Damaskus, Tyrus, Byblus, Karchemisch. Es sind kleinasiatische, phönizische und syrische Dynasten, welche Tiglat-Pilesar als seine Vasallen aufführt. Juda, Edom und die Philister fehlen darunter. Wer ermißt aber die Gedankenlosigkeiten der kleinen, bloß auf ihren nächsten Vorteil bedachten Fürsten, durch die es trotz der bedrohenden Nähe eines übermächtigen Feindes dennoch geschah, daß die in Israel und Damaskus belassenen Gewalthaber vereinigt den König von Juda angriffen, für den es dann keine andere Rettung gab, als daß er sich an Tiglat-Pilesar anschloß, worauf er zinspflichtig wurde, so daß er bald darauf in der Reihe der tributären Fürsten erscheint.

So wurde um die Mitte des 8. Jahrhunderts der Unabhängigkeit beider Teile des alten israelitischen Reiches faktisch ein Ende gemacht, und zwar nicht gerade durch große Anstrengungen, sondern infolge von Uneinigkeiten, die zwischen den beiden Königreichen und innerhalb derselben ausgebrochen waren. Sobald der in Samaria von Assyrien eingesetzte König Hosea dem König von Assyrien, Salmanassar, den man als den vierten zählt, den Tribut zu versagen wagte, wurde er von diesem gefangen. Salmanassar schickte sich eben an, Samaria zu belagern, als auch in Phönizien eine Bewegung ausbrach, so daß Salmanassar genötigt wurde, seine Macht zu teilen.

Was er auszuführen durch einen frühen Tod verhindert wurde, setzte nun sein Nachfolger Sargon ins Werk, in den Inschriften Sarkin oder Sarrukin. Er erzählt seine eigenen Thaten: „Mit Hülfe des Gottes Samas, der mir Sieg über meine Feinde giebt, habe ich eingenommen die Stadt Samaria. Ich habe 27280 Einwohner zu Sklaven gemacht und habe sie in das Land Assur abführen lassen; die Menschen, welche meine Hand bezwungen, habe ich inmitten meiner Unterthanen wohnen lassen." Man sieht wohl, daß Sargon als der eigentliche Zerstörer des samaritanisches Reiches zu betrachten ist.

So verfuhr er auch mit den syrischen Landschaften und mit Damaskus, deren Empörung er niederwarf, so daß es ihm möglich wurde, Armenier und Assyrer auch auf diesem Gebiete anzusiedeln.

Das Auffallende ist, daß das alles geschehen konnte ohne den Widerstand von Ägypten, in dessen alten Machtbereich der König von Assyrien auf das gewaltsamste eingriff.

Über den Zustand Ägyptens in dieser Epoche sind wir nur dürftig unterrichtet; aber unleugbar ist, daß das Reich der Ramessiden nach jener Unternehmung Scheschonks gegen Juda von den verderblichsten inneren und äußeren Veränderungen heimgesucht worden war. Wir erfahren, daß die Herrscher von Äthiopien sich auch Ägypten unterworfen, das Land aber dann doch aus Besorgnis vor der Macht der Priester wieder verlassen haben. Dann brach ein innerer Kampf zwischen den Kriegern, welche einen großen Teil des Landes besaßen, ohne es verteidigen zu können, aus, in welchem ein Priester gegen alles alte Herkommen sich selbst zum Pharao erklärte. Eine neue Landverteilung wurde vorgenommen; aber man begreift, daß dadurch alles in konvulsivische Zerrüttung geriet. Wir können Jahr und Tag der verschiedenen Katastrophen nicht angeben; aber eine lange Epoche hindurch herrschten Zustände, in denen Ägypten den alten syrischen Bundesgenossen keine Hülfe zu leisten vermochte. Der König von Gaza, gegen welchen Sargon zunächst anging, brachte einen der damaligen Machthaber in Ägypten, der unter dem Titel Siltan (Sultan) erscheint, auf seine Seite. Sargon erzählt, daß die Heere von Ägypten und Gaza vereinigt ihm entgegengegangen, von ihm aber mit der Hülfe Assurs, seines Herrn, aus dem Felde geschlagen worden seien; der Siltan sei entkommen, Hanno von Gaza aber in seine Hand gefallen. Er verfuhr mit Gaza, wie mit Samaria und Damaskus: die Städte wurden geplündert und eingeäschert, ein großer Teil der Einwohner, mehr als 9000, nach Assyrien abgeführt. Weniger darauf kam es ihm an, Ägypten einzunehmen, als auf die Besetzung von Gaza, durch welche seine vorderasiatischen Eroberungen konsolidiert wurden. Auch die Philister konnten ihm keinen weiteren Widerstand leisten. In einer ihrer vornehmsten Fünfstädte, Asdod, lebte ein Fürst, der alle Nachbarn gegen die Herrschaft der Assyrer aufzuregen beflissen war und seinen Tribut zu zahlen verweigerte. Sargon berichtet, er habe die Unterthanen desselben von ihm abwendig gemacht und einen anderen an seine Stelle gesetzt; der aber habe sich nicht behaupten können; von dem Volke sei ein dritter, Namens Jaman, aufgestellt worden, der wieder die Obmacht von Assyrien nicht habe anerkennen wollen. Im Zorn seines Herzens wendete sich Sargon mit seinen Streitwagen und der Reiterei, die ihn begleitete, gegen Asdod und brachte es in seine Hand. Er führte die Götter der Philister mit sich fort, ohne Zweifel auch den Fischgott, in dessen Tempel einst das abgeschlagene Haupt König Sauls niedergelegt worden war. Er setzt einen Statthalter in Asdod ein. Er habe, sagt er, die Einwohner so behandelt, wie die Assyrer selbst, so daß sie seinen Verordnungen folgten.

Ein philistäischer Häuptling hatte seine Zuflucht nach Ägypten genommen; allein der Schrecken, den die assyrischen Waffen verbreiteten, war so groß, daß er von den ägyptischen Herrschern ausgeliefert wurde. Auch nach Arabien erstreckte sich Sargons Autorität; die Inschriften gedenken eines Königs von Saba, von welchem Sargon Tribut erhob. Die Inskriptionen sind ruhmredige Bulletins eines Eroberers; aber unschätzbar sind doch die Notizen, die sie enthalten. Wir lernen daraus, daß den Erfolgen in Westasien unaufhörliche Kämpfe im Osten und Norden des Reiches zur Seite gingen. Dreimal empören sich die Urarti (Armenier) und ihre Nachbarn am Ararat. Sie werden besiegt; aber gräßlich, selbst unter Barbaren kaum erhört, ist die Züchtigung, die über sie verhängt wird. Man zieht ihnen die Haut von dem noch lebendigen Leibe. Wahrscheinlich aus Furcht vor einem solchen Schicksal tötet sich Ursa, der Führer dieses Aufstandes, mit eigener Hand. Unaufhörlichen Widerstand leisten die Meder, unter deren Fürsten wir den Namen Dayaukku (Dajukbu, vermutlich der den Griechen wohlbekannte Dejokes) finden. Sargon verwandelt vier medische Städte in assyrische Festungen; er erwähnt in einer früheren Inschrift achtundzwanzig, in einer späteren fünfundvierzig medische Fürsten, von denen er Tribut empfangen habe. Fast am meisten aber hat er mit dem einst verbrüderten, dann oft bezwungenen, jetzt wieder feindseligen Babylon zu kämpfen.

Ein von Salmanassar eingesetzter König ist von einem einheimischen Häuptling und Gewalthaber, Merodach-Baladan (Marduk-habal-iddina), gestürzt worden. Sargon sieht sich anfangs genötigt, ihn als Herrscher von Süd- und Nord-Chaldäa bestehen zu lassen. In kurzem erneuerte sich der Kampf, zu welchem Merodach-Baladan arabische Wanderstämme herbeigerufen hatte, indem er zugleich sich mit dem Könige von Elam verband und eine feste Stellung hinter einem aus dem Euphrat abgeleiteten Kanal einnahm. Sargon besiegt ihn aber und zwingt ihn zur Flucht. Dann erscheint er selbst als großer Monarch in Babel; er empfängt Tribute von einer Insel (Dilmun) im persischen Golf. In den Ruinen von Citium auf Cypern hat man vor einigen Decennien eine Siegessäule von Gabbroynstein mit keilförmiger Inschrift gefunden, die zum Gedächtnis Sargons aufgerichtet war. — Er ist überall siegreich, noch mehr jedoch über die Empörungen, die sich erhoben und die er auf das gewaltsamste niederwirft, als durch neue Eroberungen. Sargon nahm, wie man sieht, eine höchst bedeutende Stellung in der damaligen Welt ein, illegitim wie er war, martialisch und schonungslos: er starb im Jahre 705. Die Überwältigung Israels, Philistäas, Gazas, eines Teiles von Arabien durch die Assyrer muß als das Ereignis des 8. Jahrhunderts angesehen werden. Man darf nicht annehmen, daß die Unterjochung vollständig gewesen sei, was auch deshalb unmöglich war, weil Ägypten noch immer eine Gegenwirkung ausübte. Den Krieg gegen Ägypten haben nun die Sargoniden im Laufe des 7. Jahrhunderts durchgeführt. Der Sohn Sargons, Sanherib, ging vor allem anderen daran, sich mit den Ägyptern zu messen. Ägypten

war es ohne Zweifel müde, einen Tribut an Assyrien abzuführen, und hatte diesmal die Unterstützung von Äthiopien.

In einer Inschrift Sanheribs wird erzählt, wie unzählbare Scharen mit Kriegswagen, Reiterei und Bogenschützen herangezogen und mit den Ägyptern vereinigt gegen die Assyrer vorgerückt seien. Bei Altaku hielten sie eine große Heerschau. „Unterwürfig dem Gotte Assur, meinem Herrn", sagt Sanherib, „habe ich mit ihnen gekämpft und sie in die Flucht geschlagen". Die Söhne des Königs von Ägypten und die Anführer des Königs von Ägypten und Meroë wurden im Handgemenge gefangen. Man darf dies als die Schlacht ansehen, durch welche das Übergewicht der Assyrer in Vorderasien entschieden worden ist. So wurden alle die Unabhängigkeiten unterworfen, welche den Vordergrund der Historie einnehmen.

Assur hatte keine breite nationale Grundlage; es hatte weder eine landschaftliche Religion, wie Ägypten, noch eine auf die Beobachtung des Himmels und der Gestirne gegründete, wie Babylon; es ist eine in dem Kampfe mit den Eingeborenen erstarkte Kriegsgenossenschaft eines semitischen Stammes, welche nach und nach alles überwältigt, was sie mit den Waffen erreichen kann. Assurs Götter sind Kriegsgottheiten, welche in der Macht der Oberhäupter zur Erscheinung kommen. Die anderen Stämme und Städte müssen ihm Tribut zahlen, oder sie werden einer gräßlichen Züchtigung preisgegeben.

In dem allgemeinen Ruin hielt sich allein Jerusalem aufrecht. Hier hatte Hiskia allen religiösen Abweichungen seiner Vorgänger abgesagt, den Götzendiensten ein Ende gemacht und den Jehovahkult in seiner Reinheit wiederhergestellt. Man muß sich die Verhältnisse der Zeit vergegenwärtigen, um eine Erscheinung, wie den Propheten Jesaias, den gedankenvollsten und geistig mächtigsten von allen Propheten, zu begreifen und zu würdigen. Er vereinigt das Volk mit dem Könige, so daß Jerusalem als ein Bollwerk gegen die Assyrer angesehen werden konnte, wohin die Nachbarn, die sich vor denselben zu retten suchten, ihre Zuflucht nahmen. Jedermann kennt aus den Büchern der Könige die Belagerung, mit der Sanherib Jerusalem heimsuchte; nur vergeblich bemühte er sich, das Volk von seinem Könige zu trennen. Eins der vornehmsten Motive, welche die Assyrer für eine Unterwerfung geltend machen, liegt darin, daß alle anderen Länder und Städte samt ihren Göttern den Waffen Assurs unterlegen seien: wo sei ein Gott, der sein Volk gegen diese habe schützen können? Die Israeliten und ihr Prophet erklärten: Jehovah sei der Gott, der dies Werk vollbringen werde; der habe Himmel und Erde gemacht und sei allein wahrhaft Gott. Auch Jehovah ward als nationaler Gott gedacht und verehrt. Er erschien in dem Kampfe der Landschaften, die mit ihren Göttern identifiziert werden, gleichsam auch als einer derselben. Aber in Israel hatte man doch dabei nie die Eigenschaften aus den Augen verloren, welche ihm von Mose zugeschrieben werden; indem die Nation als sein besonderes Eigentum betrachtet wurde, erschien er doch in seiner Wesenheit als Herr über alle Kreatur auf Erden und als der allgemeine

Gott. Eben in den obschwebenden Bedrängnissen erhob sich diese Idee zu voller Kraft und Klarheit. Jesaias hat damals den in eminentem Sinne prophetischen Spruch geschrieben, in dem er verkündigt, daß dereinst alle Welt bei den heiligen Stätten von Jerusalem ihr Heil suchen werde. Man vertraute noch auf den nationalen Gott; aber in dem Augenblick, wo man mit dem Untergange bedroht war, tauchte dunkel und tief die Idee empor, daß der monotheistische Grundgedanke der Religion ein unvergänglicher sei, dem die Welt angehöre.

Noch einmal behauptete sich Jerusalem. Sanherib mußte seine Belagerung aufgeben, hauptsächlich, wie es scheint, durch Bewegungen veranlaßt, die in Babylon ausgebrochen waren. Assarhaddon, Sanheribs Nachfolger, bewegt sich in denselben Bahnen wie dieser. In seinen Inschriften wird berichtet, daß er Babylon seinen Gesetzen unterworfen und medische Stämme nach Assyrien verpflanzt habe. Vornehmlich aber war sein Augenmerk gegen Vorderasien gerichtet. Er erzählt, daß er den König von Sidon verjagt, daselbst die Großen getötet, die Häuser zerstört, die Mauern in das Meer geworfen habe. Er erwähnt zwölf Könige der Meeresküste und die Könige der Insel Cypern, die ihm unterthänig gewesen seien. Auch der König von Juda hatte sich dieser Notwendigkeit unterworfen. Aus den entferntesten Landen, soviel wir sehen Arabiens, das er weit und breit beherrscht und wo er sogar eine Königin einsetzt, führt er einen Teil der Einwohner nach Assyrien. Die Karawanenzüge werden, wie schon Jesaias klagt, durch sein Schwert gefährdet und gestört.

Alles aber tritt davor zurück, daß er die älteste und stärkste Feindseligkeit, die sich seiner Macht bisher entgegengesetzt hatte, überwältigte. Der Sieg seines Vaters hatte ihm dazu den Weg gebahnt. In der allgemeinen Unordnung, die dann eintrat, führte Assarhaddon eine glückliche Invasion in dem Nillande aus. Die Inschriften versichern, er habe ganz Ägypten durchzogen; er nennt sich König von Musur (d. i. Ägypten), vom Lande Miluhhi (Meroë) und vom Lande Kusch. Man wird an den alten Gegensatz zwischen Ägypten und Cheta erinnert, den die Ramessiden nicht auszufechten vermochten. Die Assyrer können nach langem Intervall gleichsam als Fortsetzer jenes Reiches betrachtet werden, dessen Bestandteile ihnen unterthänig waren. Ihnen gelang es nun, Ägypten selbst zu unterwerfen. Was Sanherib begonnen, Assarhaddon schon großenteils ins Werk gesetzt hatte, führte Assurbanipal vollends durch. Eine glücklicherweise erhaltene und in mehreren Übersetzungen vorliegende Inskription läßt erkennen, unter welchen Wechselfällen der Absichten und der Ereignisse das geschah. Wir erfahren daraus, daß Assarhaddon die Regierung des Landes einer Anzahl von Unterkönigen anvertraut hatte, welche ihm Tribut zu zahlen verpflichtet waren. Aber noch lebte Taraco, König von Kusch, der von Assarhaddon aus Ägypten verjagt worden war. Bei dem Tode seines Besiegers regte er sich aufs neue. Es wird als eine Verschuldung betrachtet, daß er die Kriegsgötter der Assyrer mißachtet und sich auf seine eigenen Kräfte

verlassen habe. Die von Assarhaddon eingesetzten Befehlshaber wichen vor Taraco und flohen nach der Wüste. Er nahm Memphis wieder in Besitz, welches Assarhaddon ausdrücklich mit dem assyrischen Reiche vereinigt hatte. Dagegen nun erhebt sich Assurbanipal auf Befehl eben dieser Götter mit all' der Macht, welche sie in seine Hand gelegt haben. Auf dem Wege bringen ihm zweiundzwanzig Könige der unterworfenen westasiatischen Landschaften und der Inseln des Mittelländischen Meeres ihre Huldigungen dar. So gelangt er ohne Schwierigkeit nach Ägypten. Taraco sendet ihm eine ansehnliche Streitmacht entgegen; Assurbanipal schlägt dieselbe mit Hülfe der Götter, seiner Herren, aus dem Felde. Furcht vor diesen Göttern ergreift nun Taraco selbst; er entschließt sich, zurückzuweichen. Die Bilder seiner Götter werden dann in das Feldlager Assurbanipals gebracht. Ein Gesichtspunkt, der in der Inskription des Königs besonders stark hervortritt; der Kampf zwischen den Fürsten ist zugleich ein Kampf ihrer Götter. Assurbanipal rückt den Geschlagenen nach Theben nach. Er legt Wert darauf, daß sein Volk in Theben Wohnung genommen habe. Es war, wie wir wissen, die vornehmste Stätte des Ruhmes der Ramessiden und der ägyptischen Religion. Damit hängt nun aber noch ein anderes Motiv zusammen. Die Unterkönige sind zurückgekommen und werden in ihre alten Bezirke wieder eingesetzt; aber Assurbanipal erschwert die Lasten des Landes, mit deren Erhebung und Auszahlung diese höchsten Beamten beauftragt waren. Daraus erwachsen dann die unangenehmsten Folgen. Die Unterkönige vergessen ihre Verpflichtungen, obgleich sie dieselben, wie die Worte lauten, zugleich gegen die Götter von Assur übernommen hatten. Sie wenden sich an Taraco, den König der Äthiopen, um, von diesem unterstützt, mit gegenseitiger Hülfeleistung sich den Assyrern entgegenzusetzen. In der Inskription wird nun erzählt, die Befehlshaber der assyrischen Truppen seien diesem Vorhaben auf die Spur gekommen; sie bemächtigten sich der vornehmsten Unterkönige, deren Seelen von der Last des gebrochenen Eides gedrückt werden, und verwüsten ihre Städte, die sie jetzt erst erobern. Sie kennen keine Schonung: das Land erfüllt sich mit den Leichen der Erschlagenen. Einige von den Unterkönigen aber werden nach Ninive gebracht. Assurbanipal hält es doch nicht für ratsam, sie in der Weise seiner Vorfahren zu bestrafen. Denn wie hätte Ägypten unmittelbar durch die Assyrer regiert werden können? Er trifft eine Abkunft mit Necho, dem angesehensten von allen; er beschenkt ihn mit einem Schwerte von Stahl in goldener Scheide und erweist ihm fast königliche Ehren. Zugleich aber legt er ihm noch schwerere Bedingungen auf, als die früheren gewesen waren. So schickt er ihn in seine Bezirke, Memphis und Sais, zurück. Um die Unterwürfigkeit von Ägypten vollständig herzustellen, begiebt sich dann der König selbst in das Land. Taraco ist indes gestorben; seine Seele, sagt die Inschrift, floh in das Dunkel; aber seinem Nachfolger gelang es, Theben wieder in Besitz zu nehmen. Dem König Assurbanipal kann derselbe jedoch keinen Widerstand leisten. Dieser rühmt sich, nicht allein unschätzbare Reichtümer

aus Theben davongeführt, sondern auch die Stadt dem Kultus der assyrischen Gottheiten Assur und Istar unterworfen zu haben. Es ist zugleich ein Sieg der assyrischen Religion und der assyrischen Verwaltung über Ägyptenland und seine Götter, was die Inschrift feiert. Wenn der König weiter erzählt, er sei auch gegen Kusch vorgedrungen und habe daselbst großen Ruhm erworben, so wird man, ohne dies in Zweifel zu ziehen, doch auch nicht annehmen dürfen, daß er das Land unterworfen habe, da er es nicht ausdrücklich sagt. Das hochwichtige Ergebnis seiner Inschrift ist, daß Ägypten wiederholt und vollkommen unterworfen, von den assyrischen Waffen und der Religion der assyrischen Kriegsgötter abhängig geworden ist.

Der mächtige Assurbanipal wußte die Unterthanen von Assyrien allerwärts im Zaume zu halten. Er rühmt sich, daß er den König von Tyrus gezwungen habe, Meerwasser zu trinken, um seinen Durst zu löschen. Den größten Widerstand fand er in Elam; aber er bezwang ihn.

Die Göttin erscheint ihm im Traume, umgeben von Strahlen, und verspricht ihm den Sieg, der ihm zu teil wird. Der feindliche König wird getötet, das Volk unterwirft sich. Auch hier aber ging es ungefähr wie in Ägypten und zwar aus demselben Grunde. Assurbanipal sagt, er habe die Abgaben erhöht; dem aber habe sich sein eigener Bruder, den er einst in Babylon mit den Waffen behauptet hatte, entgegengesetzt und eine große Anzahl anderer Völker mit ihren Fürsten auf seine Seite gebracht. Die assyrische Herrschaft war ihnen neu und wurde immer schwerer. Die Völkerschaften waren zur Anerkennung von Assur gebracht, aber ohne doch ihre Rechte aufzugeben. Der König von Babylon stellte sich gleichsam an ihre Spitze, um sie gegen seinen Bruder zu verteidigen. Er wird eines religiösen Vergehens beschuldigt: er habe sich von Bel, der vornehmsten Gottheit, und den assyrischen Kriegsgottheiten abgewendet, was sich wohl darauf bezieht, daß er die Schätze des Beltempels zur Durchführung seines Vorhabens aufwandte. Von größter Bedeutung war, daß auch der von Assurbanipal eingesetzte König von Elam sich der Bewegung anschloß. Dieser Erhebung mußte ein Ende gemacht werden, was diesmal ohne große Mühe geschah. Der Fürst von Elam wurde mit einem Teil seiner Familie von einem Empörer des Namens Tammaritu umgebracht. Assurbanipal rückt, indem er seine Götter anruft, gegen ihn vor. In diesem Augenblick wird der Empörer von einem anderen Aufruhr getroffen und erleidet eine vollkommene Niederlage. Tammaritu warf sich, den Kopf mit Staub bedeckt, vor den Fußschemel Assurbanipals nieder, zum Ruhme der assyrischen Götter. Er erhält Verzeihung und wird wieder eingesetzt. Hierauf kann sich auch der rebellische Bruder in Babylon nicht behaupten. Die Götter, die vor Assurbanipal hergehen, haben, wie dieser sagt, den König von Babylon in ein verzehrendes Feuer gestoßen und seinem Leben ein Ende gemacht. Über die Anhänger desselben, die in die Hände des Siegers fallen, wird eine entsetzliche Strafe verhängt. Die Institutionen, gegen die sie sich empört hatten, werden hergestellt, die Provinzen, die sich

ihnen angeschlossen, den Gesetzen der assyrischen Götter unterworfen. Auch die Araber, die es mit den Rebellen gehalten, beugen sich vor dem Könige; von seiner Macht in Ägypten heißt es, sie habe bis an die Quellen des Nil gereicht.

Und auch nach Kleinasien hin dehnte Assurbanipal seine Macht aus. Er bezeichnet Lydien als entferntes Land auf der anderen Seite des Meeres, von welchem seine Vorfahren nie reden gehört hätten. Gugu, König der Luddi, d. h. Gyges von Lydien, schickte Gesandte und bat um die Protektion von Assyrien.

Die ungeheure Ausdehnung dieser Macht erscheint dann in der Nachricht, daß ein König von Ararat Geschenke, die als eine Huldigung betrachtet wurden, nach Ninive geschickt, daß Empörungen medischer und saktischer Häuptlinge unterdrückt wurden; fünfundsiebzig Städte wurden daselbst eingenommen. Das assyrische Reich vereinigte die semitischen Stämme zum ersten und wohl zum letztenmale unter einander zu einer Herrschaft, die sich weit über ihre Grenzen erstreckte und ihnen gewiß den ersten Rang unter den damaligen Mächten der Welt gab. Dabei darf man nicht vergessen, daß auch die phönizischen Kolonien, Karthago und das ferne Tartessus, obgleich sie sich freihielten, doch ein stammverwandtschaftliches Interesse in dem Westen von Europa geltend machten, während von Medien aus der asiatische Osten eröffnet wurde. Arabien erfuhr die Einwirkungen Assyriens, ohne gänzlich zu unterliegen.

Assyrien ist die erste erobernde Macht, der wir in der Weltgeschichte begegnen. Das wirksamste Mittel, das es in Anwendung brachte, um die Unterwürfigkeiten zu befestigen, bestand in der Wegführung der vornehmsten Einwohner aus den bezwungenen Landschaften nach Assyrien und der Ansiedlung von Assyrern in den neu erworbenen Gebieten. Es sollte doch scheinen, als ob dieses gewaltsame Regiment einen entsprechenden Erfolg hätte haben müssen. In Ninive besaß das assyrische Reich eine Kapitale, in welcher alle Elemente des damaligen Völkerlebens sich begegneten und notwendig einen gegenseitigen Einfluß ausübten.

Die wichtigste Einwirkung Assyriens auf die Welt möchte darin zu suchen sein, daß es die lokalen Selbständigkeiten und die lokalen Dienste in Vorderasien einengte und brach. Es hatte einen Sinn, daß die Völker verpflanzt werden; in ihrer Heimat waren sie immer in Versuchung, den lokalen Diensten wieder zu verfallen; mit dem Grund und Boden sollten sie auch ihre Götter wechseln.

Ein welterschütterndes Ereignis war es nun, daß diese Macht, die noch in lebendigstem Fortgange begriffen war, plötzlich aufhörte zu existieren. Seit dem 10. Jahrhundert waren alle bedeutenden Ereignisse von ihr ausgegangen; in der Mitte des 7. brach sie plötzlich zusammen. Die Einwirkungen der Macht der Assyrer haben jedoch keineswegs wieder vertilgt werden können; sie haben vielmehr die folgenden Zeiten beherrscht. Vorderasien hat allezeit einen der wichtigsten Schauplätze der welthistorischen Ent=

wickelung gebildet; Perser, Griechen, Römer, Araber, Mongolen, Türken haben, freilich in verschiedenen Richtungen, die einen der Kultur zugewandt, die anderen sie vernichtend, an das angeknüpft, was die Assyrer angebahnt hatten.

Wie nun aber der Ruin von Ninive herbeigeführt worden ist, wird nirgend authentisch überliefert.

Xenophon hörte später im Lande, die Stadt hätte sich verteidigen können; aber sie sei durch himmlische Zeichen, Blitze des höchsten Gottes, davon abgeschreckt worden. Eine spätere Erzählung ist, bei dem Übergewicht, das den feindselig gegen Ninive heranziehenden Babyloniern und Medern zu Teil geworden, habe sich der damalige Herrscher, Sarakos, in seiner Burg verbrannt, was dann zu einer neuen Ausschmückung der alten Sage von Sardanapal geführt hat. Abgesehen von dem Wunderbaren ist das Konstante in den Erzählungen, daß Assyrien durch die Verbindung der Meder und Babylonier zu Grunde gerichtet worden sei. Alles weitere, was darüber gesagt wird, streift an das Märchenhafte; und die Allianz selbst wird zweifelhaft, da Herodot, der der Zeit noch am nächsten stand, davon nichts weiß; er schreibt die Eroberung einfach den Medern zu. Wir werden auf die Verhältnisse, die den Sturz des assyrischen Reiches und das Emporkommen des medischen verursachten, zurückkommen; Ereignisse, auf denen der Fortgang der allgemeinen Geschichte beruht. Hier bleiben wir noch bei den Babyloniern stehen, welche, durch den Fall Ninives von der Herrschaft der Assyrer befreit, in Vorderasien die Rolle Assurs ihrerseits fortsetzten. Sie wurden hier Herr und Meister. Nebukadnezar trat auf: der vornehmste Begründer des chaldäisch-babylonischen Reiches, der sich auf die Erbfolge und die Beistimmung der Priesterschaft stützte. Er fand aber dabei Widerstand von Ägypten her. Aus der Mitte jener Unterkönige, welche die Assyrer in Ägypten eingesetzt hatten, erhoben sich unabhängige Oberhäupter, die nach dem Falle von Ninive als selbständige Könige erschienen, Nachkommen des ersten Necho.

Schon bei Lebzeiten Assurbanipals hatte der Sohn Nechos, Psammetich, namentlich durch seine Verbindung mit Lydien, diese Richtung eingeschlagen. Auf das entschiedenste aber kam sie in dem Sohne Psammetichs, dem zweiten Necho, zu Tage, einem Fürsten, der überhaupt für die spätere Geschichte Ägygtens eine neue Bahn eröffnete. Seine Bestrebungen gewannen durch die Verbindung mit Phöniziern und Griechen eine universale Tendenz für Handel und Kultur. Zugleich mit der Statthalterschaft über Philistäa betraut, wendet er seine ganze Macht gegen Syrien. Da nun stießen Babylonien und Ägypten, in kräftigem Emporkommen begriffen, gegeneinander.

Die kleineren Königreiche, die sich wieder regten, gerieten in die unglückliche Notwendigkeit, sich entweder an das eine oder das andere anschließen, zwischen ihnen wählen zu müssen. Verhängnisvoll wurde die Situation für das Reich Juda. Man begreift es, wenn in dem Buche der Könige das Ereignis, an welches sich nur schmerzliche Erinnerungen knüpften, nicht mit der Ausführlichkeit behandelt ist, aus welcher man Einsicht in die Motive

und Wechselfälle der Ereignisse gewinnen könnte. Nur soviel sieht man, daß Juda unter dem König Josia sich dem Vordringen des ägyptischen Pharao, der den Durchzug durch das Gebiet von Judäa verlangte, widersetzt hatte; aber bei dem ersten Zusammentreffen bei Megiddo unterlag er und verlor das Leben. Hierauf wurde Necho Meister von Jerusalem. Er setzte einen König ein, der, wie einst der samaritanische König Menahem den Assyrern, so jetzt den Ägyptern dazu dienen mußte, Geld von seinem Volke aufzubringen, um sie in ihren Unternehmungen zu unterstützen. Diese mißlangen aber. Bei Karchemisch wurde Necho von dem jungen Nebukadnezar besiegt, so daß das Übergewicht der Macht von den Ägyptern auf die Babylonier überging; Nebukadnezar wurde der mächtigste Fürst in Vorderasien. Er wird von dem Propheten mit einem Löwen verglichen, der aus seinem Dickicht hervorbricht und das Land zur Wüste macht, oder auch mit einem Adler, der seine Flügel über Moab breitet, d. h. unwiderstehlich zu Schutz und Trutz. Noch einmal vereinigen sich die Fürsten von Sidon und Tyrus untereinander und mit dem Könige von Juda, um dem Babylonier zu widerstehen. Nachdem Nebukadnezar seine Götter befragt, wohin er seine Waffen zunächst wenden soll, belagert er der Weisung derselben gemäß Jerusalem. Josephus meldet, Necho habe einen Versuch gemacht, Jerusalem zu entsetzen, und unbezweifelt ist es, daß die Großen und das Volk wie der König selbst mehr ägyptisch gesinnt waren, während der Prophet Jeremias in der Übermacht Babyloniens eine Schickung Gottes sah. Jerusalem wird eingenommen; der König wird gefangen und fortgeführt, mit ihm eine große Anzahl angesehener Juden, namentlich die Kriegsleute zugleich mit den für den Krieg brauchbarsten Handwerkern, mehrere Tausend an Zahl. Vor allem wollte Nebukadnezar Juda, das sich ihm widerspenstig erwies, und dessen Hauptstadt entwaffnen. Nebukadnezar setzte dann einen neuen König, Zedekia, auf den Thron; nur mußte sich dieser verpflichten, das ganze Gebiet für ihn, den König von Babel, zu bewahren, keiner Hinneigung zu Ägypten Raum zu geben. Aber Zedekia gerät unter den Einfluß der Volksmenge; er wird von den Propheten Ezechiel und Jeremias gewarnt. Da aber die Weissagungen derselben doch nicht ganz zusammenstimmen, so verwirft er beide und tritt mit den Ägyptern in Verbindung, in der Hoffnung, mit deren Hülfe Babylon zu stürzen. Hierauf rückt Nebukadnezar in Judäa ein, erobert die Kastelle und belagert Jerusalem. Der König von Ägypten zieht zum Entsatz heran; der babylonische geht auf ihn los und schlägt ihn. Die Entfernung des babylonischen Königs mit seinem Heere giebt zu der Meinung Anlaß, er werde gegen Jerusalem nichts weiter unternehmen, sondern sogar die aus dem Tempel genommenen kostbaren Geräte zurückgeben. Jeremias warnt vor diesen Einbildungen. Und in kurzem kehrt Nebukadnezar zur Belagerung Jerusalems zurück. Nach der von den Assyrern eingeführten Methode schließt er es mit einer Cirkumvallation ein und legt endlich eine Bresche in die Mauer. Zugleich wird die Stadt von Hunger und Pestilenz heimgesucht. Unter diesen Umständen flieht

der König. Bei Jericho aber wird er eingeholt; man setzt ein Gericht über ihn ein, nach dessen Spruch seine Kinder vor seinen Augen geschlachtet werden. Das war das letzte, was ihm vergönnt war zu sehen; er wird dann geblendet und in Ketten nach Babel geführt. Einen Monat darauf wurden der Tempel und der königliche Palast von den Chaldäern verbrannt. Was David und Salomo geschaffen, schien auf immer vertilgt zu sein. Hierauf erfolgten neue Exilierungen. Ob wirklich eine Deportation des Volkes stattgefunden hat, ist doch nicht so gewiß, wie man annimmt. Wir erfahren nur, daß niemand zurückgelassen wurde, außer denen, die zum Anbau des Landes oder der Weinberge unentbehrlich gewesen wären.

Eigentlich religiöse Motive waren es nicht, die zu dieser Katastrophe führten. Die Einwirkungen der beiden benachbarten Mächte waren so stark, daß sie in Jerusalem selbst eine Spaltung herbeiführten. Die Könige hielten sich immer aufs neue an Ägypten, die Propheten waren für Babylon. In diesem Zwiespalt, der selbst eine Wirkung der allgemeinen Angelegenheiten war, ist das Reich Juda vernichtet worden. Es war doch zuletzt der Gegensatz zwischen Baal und Jehovah, welcher den Untergang des jüdischen Reiches entschied. Baal beherrschte Vorderasien; Nebukadnezar, der ihn jetzt vertrat, war vortrefflich gerüstet. In Jerusalem dagegen war alles entzweit. Selbst die Propheten, die an Jehovah festhielten, rieten doch, weil sie sich über die Überlegenheit von Babylon keine Illusionen machten, zu einem friedlichen Verhalten. Eine Beobachtung der von Nebukadnezar auferlegten Bedingungen wäre ihnen nicht zuwider gewesen. Aber die Könige und mit ihnen der größte Teil des Volkes neigten sich zu Ägypten, das doch zu schwach war, um sie zu retten.

Wenn nicht alles täuscht, waren es nur die vornehmeren Klassen, welche in die Gefangenschaft, das babylonische Exil, abgeführt wurden. Darin aber erkennen wir auch wieder die Grundlage einer Gegenwirkung. Denn diese Klassen waren am lebendigsten von den altisraelitischen Ideen durchdrungen, welche sich in den letzten Zeiten besonders durch König Josia im Kampfe mit den eindringenden Götterverehrungen konsolidiert hatten. Diese konnten es vielleicht noch ertragen, wenn sie jetzt von Jerusalem, das doch aller politischen Macht beraubt war, nach anderen Gebieten des Siegers weggeführt wurden. Gerade im Unglücke bewährte sich die unverwüstliche Kraft des Glaubens. Sie feierten die großen Unglückstage als Bußtage. Ihre Erinnerung wandte sich auf Abraham zurück, der unter allen ihren Führern allein gegen seinen Gott nicht gefehlt hatte. Sie bildeten die Summe ihrer Glaubenssätze tiefer und reiner aus als bisher, eine Befreiung erwartend, die ihnen auch bald zu teil ward.

Nach der Einnahme Jerusalems wendet Nebukadnezar seine Waffen gegen Phönizien; nur Tyrus leistet ihm Widerstand; deutlich sieht man nicht, ob er es wirklich unterworfen hat. Man erzählt, die Belagerung habe dreizehn Jahre gedauert. Nebukadnezar griff nun auch Amon und Moab an und

unterwarf sie. Nach einer sehr bestimmt auftretenden Nachricht wäre er selbst in Ägypten eingedrungen und hätte die dahin geflüchteten Israeliten als Gefangene nach Babylon geführt. Alle diese Handlungen sind doch nur eine einzige, nämlich die Vernichtung der ägyptischen Einflüsse in Vorderasien.

Die Keilinschriften aus dieser Zeit sind nicht historischen Inhaltes, wie die assyrischen; sie beziehen sich nur auf die Bauten des Königs. „Den Tempel des Fundaments der Erde, den Turm von Babylon errichtete ich und vollendete ich, und aus Ziegeln und bedeckendem Kupfer setzte ich seine Spitze darauf.“ Den Tempel der sieben Leuchten der Erde, welcher verfallen war, wiederherzustellen, fühlt er sich durch den Gott selbst angetrieben. „An einem günstigen Tage besserte ich die Backsteine seines Gebäudes und die Ziegel seiner Bedachung zu fest verbundenem Mauerwerke aus.“ Bisher war der Tempel immer ohne Spitze gewesen; Nebukadnezar richtete dieselbe auf.

Seine Geschichte verfiel der Sage. Die jüdische Überlieferung bei Daniel sagt, er sei von den Menschen verstoßen worden und habe Gras gegessen. Ganz anders die griechische Tradition. Sie erzählt, er sei größer gewesen, als Herkules; er sei bis Libyen, bis an die Säulen des Herkules und bis nach Iberien vorgedrungen; er habe die Iberer an die Küste des Schwarzen Meeres versetzt. Dann sei er, von einem Gott ergriffen, einst auf die Zinne seines Hauses gestiegen und habe den Babyloniern ihren Untergang geweissagt. Darauf sei er verschwunden.

Viertes Kapitel.

Medo-persisches Reich.

Ich komme nochmals auf den Untergang des assyrischen, die Gründung des medo-persischen Reiches, ein in sich zusammenhängendes Ereignis, das, nur sehr unvollkommen bekannt, vielleicht durch eine allgemeine Ansicht erläutert werden kann.

Es könnte als ein Mißbrauch des Wortes erscheinen, wenn man ein durch die mannigfaltigsten Gewaltsamkeiten zusammengebrachtes Reich, wie das assyrische, als ein wesentliches Moment in der Kultur des Menschengeschlechtes betrachtet. Aber so verhält es sich doch. Durch die vorangegangenen Ereignisse und Verwickelungen war bereits eine Kulturwelt begründet: seßhafte Völker in begrenzten Gebieten, die sich in stetem Kampf untereinander doch behaupteten; gesetzliche Ordnungen, ohne welche kein Gemeinwesen bestehen kann; Gottesverehrungen, in deren Mitte die Idee des Monotheismus zwar noch in lokalen Formen, aber doch mit allumfassender Intention festgehalten wurde; ein Schriftwesen, durch welches die Grundlagen

aller Überlieferung in einem unübertrefflichen Werk zusammengestellt, zugleich aber auch die Ereignisse der Zeit, wiewohl nur in einseitigen Aufzeichnungen, der Nachwelt aufbehalten worden sind; eine Kunstübung, die, sich an die Religion anschließend, Denkmäler von einer Größe und inneren Bedeutung schuf, welche den Späteren immer zur Bewunderung gedient und ihre Nachahmung erweckt haben. Diese Welt, die das Fundament aller menschlichen Gesittung in sich enthielt, war nun durch den natürlichen Fortgang der Begebenheiten unter die assyrische Monarchie geraten, die auch ihrerseits an derselben teilnahm. In den Ruinen von Ninive hat man Arbeiten von hoher technischer Ausbildung gefunden, wie denn die Religion nur eben eine besondere Abart des Baal-Dienstes war, dessen Metropole zu besitzen, als ein besonderes Nebenreich zu regieren, die assyrischen Könige sich zur größten Ehre rechneten. Indem sie nach allen Seiten hin die Gewalt an sich brachten, schützten sie zugleich die gebildete Welt vor dem Eindringen fremder Elemente. Wenn man einen allgemeinen, in der Sache liegenden Grund für das Aufhören der assyrischen Macht aufsuchen will, so würde ein solcher darin liegen, daß ihr das zuletzt nicht mehr gelang.

Die Selbständigkeiten der einzelnen Völker und Stämme waren bezwungen, aber nicht unterdrückt; nach jedem Thronwechsel brachen sie hervor. Wie ließe sich überhaupt denken, daß eine, nur durch ein überlegenes Kriegswesen emporgekommene Potenz die Nationen, die sie beherrschte, befriedigt hätte? Oder will man glauben, daß die Hauptstadt der Religion von Ägypten sich ernstlich der Verehrung Assurs unterworfen habe? Sollten Fürsten wie Gyges, dem die kleinasiatischen Griechen gehorchten, ihre eigene Unabhängigkeit vollständig aufgeben? Wie vollends dann, wenn das assyrische Reich sich gegen andere Barbaren nicht mehr zu schützen vermochte?

In dieser Epoche drangen cimmerische und scythische Stämme, jene in das vordere, diese in das obere Asien verwüstend ein. Deren Ursprung, ihr Verhältnis zu den Nachbarn, den Gang und die Wirkung ihrer Züge zu erforschen, ist noch immer eine, soviel ich sehe, ungelöste Aufgabe. Aber aus der ältesten Erzählung erkennt man doch den Charakter der Bewegung; sie entsprang aus den feindseligen Berührungen der barbarischen, noch auf Wanderungen begriffenen Stämme, von denen die einen die anderen aus ihrem Besitz ausstießen. Die Scythen, von den Massageten gedrängt, rückten ihrerseits gegen die Cimmerier vor. Die Könige der Cimmerier und deren unmittelbare Anhänger forderten die Verteidigung des Landes. Aber das lag nun einmal nicht in der Gewohnheit dieser Völker. Das Volk der Cimmerier neigte sich zur Fortsetzung seines bisherigen Wanderlebens und setzte in einem Kriege diese Absicht durch, die, wie man sieht, zugleich mit einer Auflösung der bisherigen Verfassung verbunden war. Die Fürsten wurden getötet, und um so ungebundener drangen dann die Cimmerier von den Küsten des Pontus her in Asien ein. Aber die Scythen waren mit dem dergestalt ihnen überlassenen Gebiete nicht zufrieden. Der einmal gegebene Anstoß riß

sie fort; sie drangen siegreich im oberen Asien vor, wo sie eine Zeit lang die Herrschaft ausübten. Man erkennt den Gegensatz: nomadische Völker vollführen einen Einbruch in Regionen, die bereits das sind, was wir Kulturwelt nennen können, d. h. in Landschaften fester Ansiedelung, wo ein Anfang der Gesittung und ein auf Gesetze begründetes ruhiges Dasein angebahnt war. Wenn nun die Assyrer in diesen Regionen die oberste Gewalt ausübten, so hatten sie auch die Pflicht, diese Angriffe abzuwehren, wie denn auch Gyges von Lydien eben bei Assyrien Schutz suchte und sich deshalb zu einer Art von Unterwürfigkeit verpflichtet hat. Aber Assurbanipal war viel zu sehr mit dem Niederschlagen der unaufhörlich aufwogenden Empörungen beschäftigt, als daß er die Grenzen von Lydien hätte sichern können; die Cimmerier und die Scythen durchzogen Lydien. Wir finden sie in Kleinasien; der Göttin von Ephesus wird es zugeschrieben, wenn ihnen hier Einhalt geschah. Und immer weiter dringen sie vor: bis nach Philistäa, wo einer jener ägyptischen Machthaber, die als Unterkönige der Assyrer emporgekommen, der Sohn des ersten Necho, Psammetich, durch eine Art von Brandschatzung, die er ihnen zahlte, das Delta vor einer verwüstenden Invasion zu sichern wußte. Die Verteidigung wurde also von den untergeordneten Gewalten vollzogen; die Lydier erwarben sich dabei Ruhm und Ansehen. Außer Psammetich finden wir auch den Fürsten von Cilicien als den Verbündeten der Lydier erwähnt. Die Scythen ihrerseits stießen auf den Widerstand des eben in seiner Bildung fortschreitenden und im Kriege mit Assyrien begriffenen Mediens. Der medische König Kyaxares (Uvakshatara) wurde von ihnen über den Haufen geworfen; doch sammelte er nach und nach im Stillen seine Kräfte, so daß es ihm gelang, nachdem er unter dem Schein der Freundschaft die Fürsten der Scythen vernichtet hatte, auch des Volkes selbst Meister zu werden. Assyrien war bereits nicht im stande oder versäumte es doch, entscheidend einzugreifen. Lydien und Medien, die bei der Abwehr der Barbaren das Meiste geleistet, gerieten, weil die Lydier den Einbruch der Scythen den Medern selbst zuschrieben, miteinander in Krieg; die beiderseitigen Heere trafen am Halys zusammen. Aber die Schlacht wurde abgebrochen, weil ein Naturereignis eintrat, das die beiden Teile als Mahnung der Götter zum Frieden betrachteten; es ist die Sonnenfinsternis, welche am 30. September 610 vor unserer Ära stattgefunden hat. Und lag es nicht ohnehin den beiden Königen nahe, sich nicht untereinander zu zerfleischen, sondern stark genug zu bleiben, um dem gemeinschaftlichen Feinde Widerstand entgegenzusetzen? Die beiden Fürsten, Alyattes und Kyaxares, schlossen eine enge Familienverbindung. Ihre Freundschaft war eine Vorbedingung der ferneren Abwehr der Barbaren. Einige Jahre darauf haben diese wirklich Asien verlassen müssen. Dann aber konnte Ninive den durch die glückliche Abwehr der Scythen verstärkten empörten Medern keinen weiteren Widerstand leisten.

Es war um das Jahr 606, daß es in die Hände der Meder fiel. Ob dabei die Babylonier mitgewirkt haben, ist, wie angedeutet, sehr zweifelhaft.

Verbündete des Kyaxares aber waren sie ohne Zweifel. Die Unternehmungen in Vorderasien, deren wir gedachten, beruhen darauf. In dem oberen Asien wurden dagegen die Meder Herr und Meister; sie erscheinen nach dem kurzen Intervall des scythischen Einfalls als das weltbeherrschende Volk.

Einbrüche dieser Art, die die mühsam errungene Kultur mit Verderben bedrohen, sind von Zeit zu Zeit immer wieder vorgekommen. Zu den spätesten gehören die Einfälle der Magyaren in das karolingische Reich im 10. Jahrhundert unserer Ära. Kyaxares kann als das unbewußte Vorbild unseres Heinrich I. betrachtet werden, der dadurch, daß er den Magyaren Einhalt that, die höchste Gewalt über die Deutschen zunächst an die Sachsen gebracht hat.

Bleiben wir aber bei den Weltverhältnissen des 7. und 8. Jahrhunderts vor unserer Ära stehen, so bietet sich dabei, wenn wir nicht irren, eine allgemeine Kombination der verschiedenen Stämme des Menschengeschlechtes dar.

Wenn Assyrien seinem Wesen und seinen vornehmsten Bestandteilen nach dem semitischen Stamme angehörte, so war es doch so groß, daß es allenthalben über die Grenzen der semitischen Nationalitäten hinausreichte. Das geschah schon, indem es Ägypten unterwarf. Äthiopen und Libyer, die Griechen in Cypern und auf dem Mittelmeere überhaupt, sowie die medo-persischen Stämme von anderer Nationalität und Religion, wurden von Assyrien berührt und zum Teil unterworfen. Die Meder und Perser gehörten einer östlichen Völkergruppe an, die Griechen den Stämmen, welche das Abendland erfüllten. Gehen wir auf die vorgeschichtlichen Zeiten zurück, die wir aus dem Verhältnisse der Sprachen entnehmen, so würden die einen und die anderen den indo-germanischen Völkern beigezählt werden müssen, von denen die semitische Welt sehr verschieden war, welche eben einen Versuch machte, jene Zweige der indo-germanischen Völkerfamilie zu überwältigen. Ob nun eine Ausgleichung der lebendigen Elemente in der semitischen Welt mit den ihr zunächst gesessenen, dem griechischen sowohl wie dem medisch-persischen, stattfinden würde, war eine Frage der Weltgeschichte. Mit beiden aber traten Nationen in Konflikt, welche der dritten Klasse der urweltlichen Stämme angehören. Der Einbruch der Scythen, die mongolischen Stammes sind, bedrohte die semitische Welt, wie sie damals unter dem Scepter der assyrischen Könige vereinigt war, mit Verderben. Wer war es nun, der sie zurückwies? Nicht die Assyrer, sondern die Meder, die darüber auch mit den benachbarten Nationen, wie den Lydiern, in denen ebenfalls semitische Elemente sich erkennen lassen, in Konflikt gerieten und endlich die Welt, die wir bereits als Kulturwelt bezeichnen können, gegen jenen Einbruch sicherten.

Wenn in den Inschriften der Könige von Assyrien nicht selten auch der Unternehmungen derselben gegen Medien, welches den Königen unaufhörlich widerstrebt, gedacht wird, wobei die Assyrer immer siegreich erscheinen, so

läßt sich daraus wenigstens soviel mit Sicherheit abnehmen, daß sich hier bis in das letzte Viertel des 7. Jahrhunderts hin keine selbständige Macht gebildet hatte.

Wie es nun aber zu der Bildung einer solchen zuerst bei den Medern gekommen, darüber haben wir abermals nichts als Sagen, die, durch die Griechen aufbehalten, doch wieder ein ganz anderes Gepräge tragen, als die orientalischen Aufzeichnungen. Die Erzählung Herodots über den Ursprung des medischen Königtums durch Dejokes ist eben eine sinnvolle und wohlgedachte Sage. Ihre Eigentümlichkeit liegt besonders darin, daß sie das Königtum nicht von den Waffen, die sonst allenthalben vorwalteten, sondern von der anderen Aufgabe der höchsten Gewalt, Gerechtigkeit zu handhaben, herleitete. Der Gerechteste wird durch freie Wahl zum Oberhaupt erkoren, und, um ihm ein höheres Ansehen als seinen Stammesgenossen zu verschaffen, wird ihm eine Burg gebaut, in der er dann seinen Sitz hat. Wenn einst das Volk Israel einen König forderte, nicht allein, um ihm in Schlachten voranzugehen, sondern auch um Recht und Gericht auszuüben, so war in Medien das letzte nach jener Sage die Hauptsache; die Burg wird sogar gebaut, um nicht von Fremden behelligt zu werden. Niemand wird an die wörtliche Richtigkeit dieser Erzählung glauben. Sie beweist nur eben, daß die Tradition in Medien noch andere Motive voraussetzte, als die gewöhnlichen. Kyaxares, dem die Abwehr der Scythen und die Eroberung von Ninive gelang, ist eine unzweifelhaft historische Person. Wie nun aber die Herrschaft, die er erwarb, an die Perser übergegangen und auch in Vorderasien ausgebreitet worden ist, bildet den Gegenstand sagenhafter Erzählungen, die man unmöglich so, wie Griechen und Römer sie überliefert haben, annehmen kann.

Als der Vollbringer dieser Handlung erscheint die große, mit fabelhaften Zügen verhüllte, später unter die Götter erhobene, aber doch historisch erkennbare Gestalt des Cyrus (Curus, Cores). Von seiner Jugendgeschichte, die ihn in ein nahes Verhältnis zum medischen Könige Astyages setzt, wodurch er gleich bei seiner Geburt in Lebensgefahr gerät, läßt sich wohl nur als die ursprünglich persische Dichtung erkennen, daß eine Hündin den Stifter des persischen Reiches gesäugt hat, wie eine Wölfin den ersten Begründer des römischen Reiches. Ein nationales Gepräge trägt auch die Erzählung, daß er die Perser, aus deren vornehmstem Stamme, den Pasargaden, und wieder dem vornehmsten Geschlecht unter diesen, den Achämeniden, Cyrus entsprungen war, um sich versammelt und ihnen durch Zwangsarbeit untergeordneter Art die Dienstbarkeit, in der sie sich befanden, hernach aber durch ein glänzendes Gastmahl den Genuß der Herrschaft, zu dem sie späterhin gelangen könnten, zum Bewußtsein gebracht habe, so daß sie von dem Verdruß über die erste zu dem freudigen Erwerben der zweiten angefeuert worden seien. Dagegen darf man es wohl für eine ursprünglich medische Tradition halten, daß es die Verbindung medischer Könige mit dem eine erbliche Berechtigung in An-

spruch nehmenden jungen Perser war, wodurch der König von Medien besiegt wurde und seine Macht auf Cyrus überging. So wird es veranlaßt, daß Cyrus in engster Verbindung mit den Medern, aber doch von anderer Nationalität und Religion, an der Stelle der assyrischen eine medisch-persische Monarchie gründet. Der reiche Blätterschmuck der Sage umgiebt seinen Kampf mit den Lydiern, in welchem er Kyaxares fortsetzte, den König von Lydien, Krösus, besiegte und Sardes zum Sitz einer persischen Satrapie machte. Dann schreitet er zur Eroberung von Babylon fort. Die Sage verbindet das eigentlich Mythische (die Auflösung eines Stromes z. B. in dreihundertsechzig Bäche) mit einer an das Unglaubliche streifenden Überwältigung der an die Bewässerung durch den Euphrat anknüpfenden Vorkehrungen der Babylonier für ihre Hauptstadt. Kluge Führung und wunderbarer Erfolg vereinigen sich in der Persönlichkeit des Cyrus; sie sind das Wesentliche der Sage. Eine, soweit man urteilen kann, historisch begründetere Information bieten uns zwei vor kurzem entdeckte Keilinschriften dar. In denselben erscheint Cyrus als erblicher König; er selbst und drei seiner unmittelbaren Vorgänger werden als große Könige, als Könige von der Stadt Ansan bezeichnet. Angegriffen von den Medern, überwindet er diese infolge eines Aufruhrs, der unter ihnen gegen ihren König ausbrach. Die reichen Schätze von Ekbatana führte er nach seiner Heimat fort. Zweimal gerät er in einen Krieg gegen Babylon. Im zweiten Kriege wird er durch eine einheimische Empörung der Männer von Accad unterstützt. Von verschiedenen Seiten greift er Babylon an; es fällt ohne Schwertschlag in seine Hand. König Nabonid wird ihm gefesselt überliefert; Cyrus spricht Frieden über Babel und alle seine Gebiete aus. Das Bemerkenswerte ist, daß den Inskriptionen zufolge die Siege des Cyrus mehr durch Abfall, als durch Gewalt der Waffen gewonnen wurden. Cyrus wurde Meister des gesamten, von Nebukadnezar in Unterwerfung gehaltenen Gebietes; aber er teilte die Verehrung der Götter nicht, welche Syrien und Babylon der Jehovah-Religion entgegengesetzt hatten.

Wenn der Perser, der dem Monotheismus huldigt, dem Exil der Juden, die an Jehovah glauben, ein Ende macht, und sie nach Jerusalem zurückziehen läßt, so hat das außer der religiösen auch noch eine politische Beziehung; den in Kanaan angesiedelten Assyrern wird dadurch ein Gegengewicht gegeben in einer unmittelbar von dem König eingerichteten und ihm unbedingt ergebenen Volksgemeinde, welche den Besitz von Vorderasien sichert. Dann wendet sich Cyrus gegen die Feinde, welche einst durch ihr gemeinsames Vordringen den Bestand des assyrischen Reiches erschüttert hatten, vornehmlich gegen die Massageten, die zu dem erwähnten Zuge der Scythen, zu deren Stämmen sie selbst gehörten, den Anstoß gegeben hatten, jenseit des Jaxartes. Wer wollte die bewunderungswürdige Erzählung Herodots zu wiederholen wagen? Auch andere Traditionen finden sich noch, die, im einzelnen abweichend, doch darin übereinstimmen, daß der große Eroberer von

diesem Zuge nicht zurückkehrte. Die Sage erfindet keine Thatsachen, sie zeichnet auch keine Charaktere, sie ergreift nur die großen Unternehmungen und begleitet ihren Erfolg oder auch ihr Mißlingen mit Ausschmückungen, die demselben entsprechen. Die Scythen blieben unbezwungen; aber auch von weiteren Einbrüchen in das persische Reich standen sie ab. Wir brauchen nur bei den großen Thatsachen stehen zu bleiben, welche unleugbar historisch sind. Die Summe von allem ist, daß Cyrus das assyrische Reich durch die medo-persische Kraft wieder verjüngte und so in gewissem Sinne wiederherstellte, indem er jedoch die religiöse Gewaltsamkeit, welche die Assyrer und Babylonier ausgeübt hatten, abstreifte. Er brachte in die Monarchie einen Zug, der sie von der Zwingherrschaft unterscheidet. Aber noch war nicht das ganze Weltreich, wie es die Assarhaddon und Assurbanipal besessen hatten, vereinigt. Der Sohn des Cyrus, Kambyses, hat sich wohl sagen lassen, er sei größer als sein Vater, weil er auch Ägypten erworben und die Herrschaft zur See erlangt habe. Ägypten eroberte er mit Hülfe der Araber, also durch die Wüste heranziehend wie ein assyrischer und vielleicht auch ein babylonischer König, im Gegensatz mit den Griechen, auf welche die damaligen Pharaonen sich mehr verließen, als auf die Kraft ihres Reiches. Man darf kaum wiederholen, was die griechische Sage, welche Herodot mitteilt, von ihm meldet; denn während diese ihn als einen Verächter der ägyptischen Religion darstellt und dem wieder erschienenen Apis am Schenkel eine Wunde beibringen läßt, an welcher das Tier verendet, finden wir ein ägyptisches Denkmal, auf welchem er den Apis anbetend dargestellt wird, und die Inschrift eines höheren Beamten, der sein Zeitgenosse war, bezeugt umständlich, daß der König die ägyptischen Dienste geschont und selbst gefördert habe. Er würde hiernach als ein Gegner der von den assyrischen Königen in Ägypten vorgenommenen Neuerungen betrachtet werden müssen, wie sein Vater in Judäa.

Einen besseren historischen Grund hat die Erzählung von den Unternehmungen gegen die langlebenden Äthiopen und die Ammonier. Die Denkmäler zeigen, daß die Perser nach beiden Seiten hin vorgedrungen sind. Meroë selbst wurde von Kambyses bezwungen und vielleicht wiederhergestellt und erneuert. Auch auf dem Wege gegen das Ammonium finden wir Spuren der persischen Herrschaft. Die Erzählung giebt nur im allgemeinen die Grenzen der Expeditionen an. Die weiteren Ziele sind, wenn sie angestrebt wurden, doch nicht erreicht worden. Und die Herrschaft auf dem Mittelmeere hatte auch ihre Grenze gefunden. Wir hören, daß die Phönizier es ablehnten, mit ihrer Seemacht einen Angriff auf Karthago zu unterstützen. Dort also erhielt sich ein Mittelpunkt der semitischen Seeherrschaft in voller Unabhängigkeit. Genug, dem persischen Reiche waren, wie nach dem Norden, so auch nach dem Westen hin Grenzen gezogen. Mit einem Schlage finden wir das assyrische Reich vernichtet, nach kurzem Intervall das persische emporgekommen. Die Begebenheiten sind dunkel und in allen Einzelheiten sagenhaft überliefert.

Die Thatsache ist, daß in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, nachdem das assyrische Reich plötzlich verschwunden war, auf den Ruinen desselben ein medo-persisches Reich sich erhob, durch dessen Umfang das erstere weit übertroffen wurde. Für die universale Verbindung der Völker war es von wesentlicher Bedeutung, daß der Mittelpunkt des Weltreiches nach Osten hin vorgerückt wurde; von ihren vornehmsten Sitzen in Iran erreichte die persische Monarchie Indien. Von einer Welteroberung durch die Perser kann man, wenn man die Worte streng nimmt, nicht reden. Durch die Einnahme einer einzigen Stadt war die Macht in die Hände der Medo-Perser gefallen. Waren doch auch die Lydier schon in Abhängigkeit von Assyrien gewesen; wenn Babylon wieder unterworfen wurde, so war doch dessen Unabhängigkeit von neuem Datum; auch in Ägypten wurde nur die erst vor kurzem verloren gegangene Herrschaft der Assyrer wieder erneuert. Über die alten Grenzen sind die Perser nur insofern hinausgekommen, als ihr eigenes Vaterland dem Reiche nicht allein beigesellt wurde, sondern ihm auch indische Landschaften hinzufügte und überhaupt den Osten eröffnete. Wenn man aber in Betracht zieht, wie auch unter den Assyrern die lokalen und territorialen Unabhängigkeiten sich unaufhörlich regten und nur durch das Übergewicht der Waffen niedergehalten wurden, und dann die natürlichen Schwierigkeiten erwägt, die sich der Behauptung einer höchsten Gewalt über alle diese verschiedenen Gebiete in den Weg stellten, so springt in die Augen, was es auf sich hatte, wenn das herrschende Geschlecht, das soeben erst emporgekommen war, plötzlich wieder zu Ende ging. Dies war ein Zweig, doch wohl der ältere, der Achämeniden. Das Ereignis, welches die große Frage, die sich daran knüpfte, zur Evidenz brachte, war die Unthat des Kambyses, der seinen Bruder väterlicher-, wie mütterlicherseits aus dynastischer Eifersucht beseitigte. Wie man sich das alles in Ägypten zurechtgelegt hat, zeigt die Erzählung Herodots, der nichts anderes, als das wiederholen konnte, was ihm berichtet wurde: aus Neid über die Körperstärke seines Bruders habe Kambyses diesen aus Ägypten zurückgesandt und hierauf, durch einen Traum gewarnt, den Befehl gegeben, ihn zu töten; aber statt der Nachricht von dem Tode des Bruders sei vielmehr die entgegengesetzte eingetroffen, daß alles Volk sich ihm anschließe; vergewissert, daß der Mord wirklich vollzogen worden sei, habe sich Kambyses zur Unterdrückung des Aufruhrs, der unter dem Vorwand, der Bruder lebe noch, ausgebrochen war, mit seinem ägyptischen Heere in Bewegung gesetzt, jedoch bei dem Anfang des Feldzuges sich durch Zufall eine gleiche Wunde beigebracht, wie die, durch welche er einst den Apis getötet hatte, und sei an derselben bald darauf gestorben. Wie soll das aber wahr sein, wenn er den Apis nicht umgebracht, sondern vielmehr verehrt hat? Alles beruht auf fabelhaftem Hörensagen. Der Name Kambyses ist gleichsam symbolisch für alle Abscheulichkeiten einer gehässigen Tyrannei. Das wird er auch immer bleiben. Aber der Zusammenhang, in welchem seine Geschichte den Griechen und von diesen der Welt überliefert wurde, läßt sich nicht be-

haupten. Glücklicherweise haben wir eine persische Inschrift, die die assyrischen, deren Form sie sonst wiederholt, durch eingehende Ausführlichkeit bei weitem übertrifft, aus der wir den Verlauf der Begebenheit besser kennen lernen. Wie die assyrischen Inskriptionen, so ist auch die persische im Namen des Königs abgefaßt. Daraus nun erfahren wir, daß Kambyses seinen Bruder noch vor seinem Unternehmen gegen Ägypten umgebracht hatte; doch war es verborgen geblieben. Sowie man es inne wurde, geriet alles in Bewegung, vornehmlich das Kriegsheer. Das Wort, welches „das Heer“ bedeutet, kann auch den Staat bezeichnen. Das eine zugleich und der andere gerieten in Gefahr, wenn es nur einen einzigen Sprossen des Geschlechtes gab, dem sie anhingen. Man hat gezweifelt, ob „das Heer“ die Abteilung bedeute, welche mit nach Ägypten gegangen, oder die andere, welche zurückgeblieben war. Kein Grund liegt vor, weshalb es nicht beide gewesen sein könnten. In diesem Konflikt hat Kambyses sich selbst getötet.

Hierdurch aber trat die Frage der Erbfolge, welche die Truppen zur Bewegung veranlaßt hatte, in ein Stadium, das sie zu voller Bedeutung brachte; denn die Macht der Achämeniden beruhte auf der verwandtschaftlichen Verbindung der persischen Herrscherfamilie mit der medischen, was man doch nicht gering anschlagen darf. Wenngleich nicht selten Völker, welche besiegt waren, darin gleichsam einen Trost gesucht haben, daß sie den neuen Fürsten genealogisch an die alte Dynastie anknüpften, so ist es doch noch häufiger vorgekommen, daß verwandtschaftliche Verbindungen dieser Art wirklich zu dem Zweck geschlossen wurden, um den Übergang von einer Dynastie zur anderen minder empfindlich zu machen. Die mächtige Nation der Meder würde sich den Persern ohne eine solche Verbindung schwerlich jemals unterworfen haben. Mit Kambyses aber brach die Linie ab, welche ein geneaologisches Recht auf den medischen Thron in Anspruch nehmen konnte. Die Achämeniden, die noch in einer anderen Linie fortlebten, hatten doch keinen Anteil an dieser Verwandtschaft und waren dadurch von einem dynastischen Anspruch ausgeschlossen. Andererseits aber hatten auch die Meder kein Recht, die Herrschaft über die Perser in Anspruch zu nehmen. Wenn sie dies dennoch thaten, so geschah es doch nur versteckter Weise durch einen Mager (die Mager aber sind einer von den Stämmen der Meder), welcher sich für den Bruder des Kambyses ausgab, so daß er zugleich auf den Gehorsam der Perser zählen zu dürfen meinte. Es ist der durch die griechische Tradition allgemein bekannt gewordene Pseudo-Smerdis; er erscheint bei den Persern unter dem Namen Gaumata. Es ist ganz wahr, daß er sich in strenger Zurückgezogenheit hielt, um von niemandem gesehen zu werden, der den jüngeren Sohn des Cyrus gekannt hätte, wie sich denn in den griechischen Erzählungen überhaupt manches findet, was an die Wahrheit anlautet. Nur die Vorfälle des Harem, das wiehernde Pferd und was sie sonst angenehmes zu hören und zu lesen darbieten, wird man aus denselben zu wiederholen Anstand nehmen müssen, ebenso wie die Erörterungen über die beste Staatsform, die der

Thronbesteigung des neuen Königs vorangegangen sein sollen. Dieser selbst nämlich berichtet nur, daß die Perser von der Ermordung des jüngeren Sohnes des Cyrus überzeugt und nicht gesonnen gewesen seien, die Usurpation des Magers zu dulden.

Unter den Achämeniden gab es einen jungen Mann, welcher entschlossen war, sein Recht zu behaupten; einverstanden mit den Oberhäuptern der sechs anderen persischen Stämme drang er in den Palast des Gaumata und brachte ihn um. Es war gleichsam eine gemeinschaftliche Handlung aller Perser, deren Stammeshäupter sich hiezu vereinigten, die von keinem Meder regiert sein wollten, namentlich nicht von einem solchen, der ihre alten Satzungen und Gebräuche, auch die religiösen, zu verletzen kein Bedenken trug. Darius sagt in der Inschrift: „Ich nahm ihm das Reich und stellte es so wieder her, wie es vor ihm bestanden; ich war König.“ Durch diese gewaltsame Besitzergreifung kam aber die andere Seite der Frage zum Vorschein. Sollten die Meder einem persischen Manne gehorchen? Sollten die anderen Nationen die Herrschaft eines Usurpators anerkennen?

Vor allen anderen regten sich die Babylonier, welche unmittelbar vor Cyrus ihre volle Selbständigkeit besessen hatten. Beinahe der erste Akt der neuen Regierung war, daß Darius einen Feldzug gegen die Babylonier unternahm. Es wurde ihm nicht leicht, sie zu überwältigen. Sie leisteten ihm bei seinem Übergang über den Tigris Widerstand und noch einmal in einer offenen Schlacht. Die Sage ist, daß er dann zu einer langen Belagerung habe schreiten müssen, die durch eine ins Unglaubliche fallende Überlistung gelungen sei. Er selbst spricht nur von seinen Siegen, in deren Folge er die Stadt eingenommen und sich seines vornehmsten Gegners, der sich fälschlich König nannte, entledigt habe. Darius legt Wert darauf, daß Auramazda, sein Gott, sich für ihn erklärt habe. Wir lassen diese religiös-dynastische Idee auf sich beruhen. Aber auch aus anderen Umständen muß man schließen, daß die Eroberung von Babylon die Grundlage der neuen Herrschaft wurde; denn dadurch wurde ein Heer gebildet und zwar ein solches, welches zugleich aus Medern und Persern bestand und sich nun unüberwindlich in der Mitte der aller Orten auftauchenden Empörungen aufstellt. Die bedeutendste von allen war ohne Zweifel die von Medien, wo Phraortes als Nachkomme des Kyaxares, des eigentlichen Gründers der medischen Monarchie, als König auftritt, wodurch dann die vornehmste von allen Fragen über das Verhältnis der vorwaltenden medischen und persischen Familien in Evidenz trat. Welcher von beiden sollten Krone und Heerführung verbleiben? Das entscheidende Ereignis war nun, daß das aus Persern und Medern zusammengesetzte Kriegsheer hierdurch nicht irre, noch wankend gemacht wurde, sondern in Treue gegen König Darius verharrte. Darius konnte es wagen, einem seiner Feldobersten die Kriegführung in Medien anzuvertrauen. Hier war doch Phraortes, der sich nur in einem Teile des Landes der Anerkennung erfreute, den krieggeübten

Truppen des Darius zu widerstehen nicht imstande. Er wurde mit leichter Mühe geschlagen. Die Sieger konnten mit Ruhe die Ankunft ihres Königs in Medien erwarten.

Nachdem diese erfolgt war, stellte sich Phraortes selbst dem Darius entgegen. Er wurde überwunden und zog sich dann mit seinen getreuesten Leuten nach Ragha zurück, wo er den Truppen des Darius in die Hände fiel und vor ihn geführt wurde. Er erlitt die gräßliche Strafe der Verräther: Zunge, Ohren und Nase wurden ihm abgeschnitten; so sah ihn alles Volk; dann wurde er in Ekbatana ans Kreuz geschlagen. Die namhaftesten seiner Anhänger blieben dort in der Festung gefangen.

Ich denke: man muß in diesem Ereignis die definitive Erwerbung der Krone sehen. Was der Mager versucht hatte, war doch in sich selbst unhaltbar, durch einen durchsichtigen Betrug verschleiert. Viel mehr hatte es zu bedeuten, wenn ein Führer sich erhob, der seine Herkunft von Kyaxares herleitete; dieser stellte das den Persern entgegengesetzte medische Interesse in Wahrheit dar. Daß er unterlag, war das Werk eines Kriegsheeres, an dessen Spitze der König stand und das aus Medern und Persern zusammengesetzt war. Die Eroberungen des Cyrus und Kambyses waren doch nur vorläufige gewesen; erst jetzt, unter Darius, vollzog sich die feste Begründung des Reiches.

Unmittelbar an die Ereignisse in Medien schließt sich eine Erhebung in Sagartien, das zu Medien gerechnet wird, wo sich ebenfalls ein vermeintlicher Nachkomme des Kyaxares erhob, der aber dasselbe Schicksal hatte, wie Phraortes; er wurde besiegt, gefangen, verstümmelt und gekreuzigt. Auch in Parthien und Hyrkanien hatte Phraortes zahlreiche Anhänger. Vistaçpa, der Vater des Darius, zog gegen sie aus und schlug sie. Darius hielt es dennoch für nötig, sowie er des Phraortes Meister geworden war, von Ragha aus seinem Vater persische Hülfsvölker zu senden. Diese lieferten den Widersachern eine siegreiche Schlacht; dann, sagt Darius, war die Provinz mein.

Ein Aufstand in Margiana wurde von den Satrapen in Baktrien gedämpft. Aber auch des Volkes von Persien war Darius nicht vollkommen sicher, da er ja nicht zu der Linie der Achämeniden gehörte, welche bisher regiert hatte. In Persis erhob sich ein Machthaber, der sich für den Sohn des Cyrus, Bardija, ausgab, und der wirklich Anhang fand. Der König schickte ein medo-persisches Heer gegen ihn. Die Meder mußten ihm jetzt helfen, die Perser zu überwinden. Über beide erhob sich das neue Königtum. Aber der falsche Bardija war so mächtig gewesen, daß er ein Heer nach Arachosien gegen die Truppen des Darius hatte senden können: gegen das Heer, „welches sich das des Königs Darius nennt". Nachdem er nun in Persis geschlagen und vernichtet worden, konnte sich sein Heer in Arachosien nicht behaupten. Arachosien wurde von dem Feldherrn des Darius, Vivana, unterworfen. Dieser großen Aktion, die ein Jahr erfüllt zu haben scheint, ging ein hartnäckiger Aufstand in Armenien zur Seite. Die Bekämpfung

desselben wurde von dem Könige zuerst einem Armenier anvertraut, der sich in seinem Dienste bewährt hatte; und diesem gelang es, die Aufständischen in drei verschiedenen Schlachten niederzuwerfen. Aber der Aufstand erhob sich immer aufs neue; er scheint sogar gefährlicher geworden zu sein, da wir das armenische Heer gleich darauf in Assyrien finden. Darius schickte den Aufständischen nun einen Perser entgegen, der ihnen am 15. Dezember 520 eine Niederlage beibrachte. Ein zweites Treffen folgte in Armenien selbst, in welchem die Perser die Oberhand behielten.

Man bemerkt hier den Unterschied zwischen den assyrischen Keilschriften und den persischen. Jene widmen den Gegnern eine größere Aufmerksamkeit und geben mehr von ihren Rüstungen und Hülfsmitteln an; die Inschrift des Darius begnügt sich mit der Aufzählung der letzten Ergebnisse. Eine andere Unterscheidung liegt darin, daß Darius mehr durch seine Feldherren agiert, während die assyrischen Könige fast ausschließend selbst an der Spitze stehen.

Auf diese Weise wurden die Provinzen, welche den Kern des persischen Reiches bildeten, unter langen blutigen Kriegen, in welchen die Gegner vernichtet wurden, zur Unterwerfung gebracht. Der Achämenide behauptete den Platz und den Thron. Das vornehmste Werkzeug zur Erreichung dieses Zieles war die medisch-persische Armee, die, soviel man sieht, gleich nach dem Tode des Magers gebildet, Babylon unterworfen hatte und alsdann beim Ausbruch der inneren Zerwürfnisse getreu an Darius festhielt. Es sind immer zweierlei Heere, die miteinander kämpfen: das eine, welches den König Darius anerkennt und eben deshalb zuweilen angegriffen wird, und ein anderes, von dem der König sagt, es wolle nicht sein Heer sein, das feindlichen Heerführern folgt. Wenn Darius nun bei der Erzählung seiner Siege jedesmal versichert, diese seien ihm zu teil geworden durch die Gnade Auramazdas, so scheint das ungefähr dasselbe zu bedeuten, was wir bei Assarhaddon und Assurbanipal lasen: daß alle ihre Siege dem Gotte Assur zuzuschreiben wären; doch ist auch hier eine bedeutsame Abweichung nicht zu verkennen. Denn Assur und die Göttin, die meistens mit ihm genannt wird, sind Kriegsgötter; Auramazda ist ein Gott der Gerechtigkeit und Wahrheit. Unterthänigkeit bedeutet bei den Assyrern Unterwerfung durch die Gewalt, bei den Persern Erfüllung eines höchsten Willens. Was Darius am meisten hervorhebt, ist, daß seine Gegner, weil ihr Vorgeben auf Lüge gegründet war, untergehen mußten. Den Schutz, den ihm Auramazda verleiht, leitet er daher, daß er der wahre König ist, vor dem die Könige der Lüge untergehen müssen. Die Voraussetzung ist dabei, daß den Achämeniden die Herrschaft mit Recht zugefallen und durch den Abgang der einen Linie auf die andere, die sich in Darius Hystaspis repräsentierte, gelangt sei. Insofern ist er der wahre König, als welcher er von Auramazda anerkannt wird. In diesem Sinne richtete Darius an seinen Nachfolger auf dem Throne die Ermahnung, alle Lüge zu vermeiden, keinen Lügner, keinen Verräter jemals zu begünstigen; denn dies

würde der Idee des wahren Königtums zuwiderlaufen. Die Autorität bekommt dadurch einen moralischen Inhalt, dem das ganze Gefüge des Reiches und des Staates entsprechen soll.

Damit hängt aber die religiöse Weltansicht auf das innigste zusammen. Im Zend-Avesta, das als die Haupturkunde der persischen Religion betrachtet werden muß, findet sich vieles, was an die Mythologie und Gebräuche des alten Indiens anlautet. Identisch aber sind diese Auffassungen doch keineswegs. Man hat bemerkt, daß der höchste Gott der Perser, Ahura, bei den Indern als Asura zu einem bösen Geiste geworden ist, wogegen dann wieder die Devas der Indier bei den Persern als Dävas zu bösen Geistern und Gehülfen des Angro-mainyus geworden sind. Wir wagen nicht, die Annahme einer Identität beider Systeme in der Urzeit abzuleugnen, ebensowenig sie geradehin vorauszusetzen. In der Epoche, wo die Religionen historisch nebeneinander erscheinen, sind sie einander doch auch wieder entgegengesetzt. Der Glaube der Inder und der Glaube der Perser mögen Brüder sein; gewiß aber sind sie feindliche Brüder. Der Charakter der persischen Religion liegt in ihrem Dualismus.

Wenn man die Gegensätze der Länder und der Völkerschaften innerhalb Persiens und seiner Provinzen ins Auge faßt, den unaufhörlichen Kampf der angesiedelten Bevölkerungen und der Bewohner der Steppe, des angebauten Landes selbst und der zurückgeworfenen, aber immer wieder vordringenden Wildnis der Wüste, so erscheinen die Ideen des Zend-Avesta gleichsam wie autochthonisch und naturgemäß. Auramazda ist der Gott der Landbauer. In dem Gespräche, mit welchem der Vendidad beginnt, zwischen dem doch auch zur Mythe gewordenen heiligen Stifter der Religion, Zarathustra, und dem Gotte des Guten, der hier in der Form Ahuramazda erscheint — eine dritte Form ist Ormuzd —, spricht dieser aus, er habe, als noch nirgends eine Möglichkeit war zu wohnen, einen Ort der Anmut geschaffen: „eine Schöpfung der Anmut als die erste habe ich geschaffen; die zweite — ein Gegenteil derselben —, eine menschenverderbende, hat Angro-mainyus geschaffen". „Den ersten und besten der Orte und Plätze habe ich geschaffen, ich, der ich Ahuramazda bin." Es ist gleichsam eine successive Schöpfung der iranischen Länder, welche sich Ahuramazda nun zuschreibt. In den Namen erscheinen ziemlich erkennbar Sogdiana, Merw, Baktrien, Arachosien, Ragha in Medien, wahrscheinlich auch Taberistan, Indien. Alledem setzt nun Ahriman, der voll Todes ist, Schöpfungen des Verderbens entgegen, große Schlangen, langdauernde Winter, tödliche Wespen, merkwürdigerweise aber auch eine intellektuelle und moralische Opposition: große Zweifel, Trägheit, woraus Armut folgt, unaussühnbare Handlungen, Knabenliebe, Mord.

Der vornehmste Gott, Ormuzd, erscheint allerdings als Weltschöpfer und Geber alles Guten; aber nirgends war der Begriff des Bösen so stark, wie in der Religion des Zend. Im Anfang, heißt es im Zend-Avesta, gab es Zwillinge, den Geist des Guten und den des Bösen. Der Weltschöpfer ist der

Geist des Guten, dem die verderbende Macht des bösen Geistes, Ahriman, beinahe ebenbürtig gegenübersteht. Wohl finden sich Andeutungen, als habe man, hiemit nicht zufrieden, ein uranfängliches, über beiden Prinzipien stehendes Wesen angenommen. Nach einer Stelle des Bundehesch ist es die Zeit, in der sich alles entwickelt, wie denn zum Kampfe zwischen Ahriman und Ormuzd bestimmte Perioden festgesetzt werden; allein das beweist doch, daß eine höchste Intelligenz, von der alles abhing und die das Böse nur zuläßt, von den Persern nicht angenommen wurde. Alles, was geschaffen ist, wird als zum Kampfe gegen das Böse bestimmt betrachtet. Was sonst als heilbringende Naturkraft hervortritt, wird hier als die dem Ahuramazda gegen das Böse dienende Kriegsgenossenschaft angesehen. Alles ist der Kampf zwischen Licht und Finsternis, der sich in dem Weltall und auf Erden vollzieht. Den Griechen fiel es auf, daß die Gottheit ohne Bild noch Altäre verehrt wurde, daß das Opfer nichts als ein Darbringen war. Aus Xenophons Cyropädie sieht man, daß sie auch den moralischen Impuls wahrnahmen, der die persische Religion beseelte. Darin dürfte man wohl den unterscheidenden Charakter des persischen Dualismus zu erkennen haben. Der Mensch ist der Verbündete Ahuramazdas oder soll es doch sein. Alle Tugenden aber werden ihm dadurch zur Pflicht.

Das dem Gott auf Erden Wohlgefälligste ist ein weiser Mann, der seine Opfer bringt; das Zweite ein heiliger und wohlgeordneter Haushalt mit allem, was zu demselben gehört; das Dritte die Stelle, „wo durch Anbau das Meiste erzeugt wird an Getreide, Futter und an Früchte tragenden Bäumen, wo man trockenes Land bewässert oder allzufeuchtem Lande das Wasser entzieht".

Die ägyptische Religion ist auf die Natur des Nillandes gegründet, die persische auf den Anbau von Iran. In den Satzungen der heiligen Bücher, die in eine spätere Epoche fallen, ist von dem Königtum wenig die Rede. Aber von selbst leuchtet ein, welch' eine hohe Stellung demselben nun in den alten Zeiten zukam, denen Darius angehörte. Der König, der von dem höchsten Gott zwar nicht gesetzt, aber als der berechtigte anerkannt wird, ist zugleich der Vorfechter alles Guten, das sich dem Bösen entgegensetzt; er vollzieht den Willen des Auramazda; das ganze Reich ist in diesem Sinne organisiert: der König, als der Ausdruck des göttlichen Willens, hat gleichsam ein Recht, die Welt zu beherrschen. Daran wäre aber nicht zu denken, wenn die dualistische Religion bereits in ein System gefaßt gewesen wäre und mit Gewalt den unterworfenen Nationen hätte aufgedrungen werden sollen. Man bemerkt vielmehr, daß sie schon in den westlichen Regionen von Iran fremden Einflüssen zugänglich gewesen ist, die aus Mesopotamien stammen. In Armenien herrschte der Dienst der Anahit, urverwandt den Diensten der Astarte. Wenn, wie Herodot berichtet, die Perser von allen Nationen fremde Gebräuche am leichtesten bei sich aufnahmen, so konnten sie solche unmöglich aus religiösem Eifer verfolgen. Die persische Religion, welche dem Könige den höchsten An-

spruch vindizierte, duldete doch in den Provinzen die einheimischen Kulte. Aber das gehörte dazu, um die universale Stellung, welche das persische Königtum einnahm, zu behaupten; darin besteht der Charakter des Reiches, welches nun eben unter Darius in eine haltbare Ordnung und Verfassung gebracht wurde. Die Festigkeit der persischen Macht beruhte darauf, daß sie im Osten nichts zu fürchten hatte; sie beherrschte selbst einen Teil von Indien, wiewohl sie den Indus nicht überschritten hat.

Die Befestigungen am Jaxartes wehrten das Eindringen der Massageten und anderer Nomadenstämme ab. So bildete auch der Kaukasus eine Grenze, die man nicht überschritt; zum erstenmale ist das durch Dschingis-Chan geschehen, was dann einen Kampf zwischen Orient und Occident veranlaßt hat, der noch heute fortdauert. Die Perser hatten auch von dieser Seite nichts zu fürchten. Dann folgten die großen Wasserbecken, das Schwarze und das Ägäische Meer, dessen Küsten sie einnahmen, ohne die See selbst zu beherrschen. Die weiteren Gestade des Mittelländischen Meeres standen zu den Persern in einem ähnlichen Verhältnis wie zu den Assyrern; in Ägypten drangen die Perser über die Grenzen des alten Pharaonenreiches nicht hinaus; aber auch von den Feindseligkeiten der Äthiopen hören wir nichts mehr. Die Grenzen blieben dieselben bis in die römischen Zeiten. Am meisten hätten sie von Arabien her zu besorgen gehabt; allein diese Stämme hatten noch nicht den aggressiven Antrieb, der ihnen später aus der Religion gekommen ist; sie waren nicht zuverlässig, aber auch nicht feindselig. In den von diesen Marken eingeschlossenen Landschaften finden sich überall Satrapien, in welche Darius das persische Reich teilte und die er großenteils Persern aus dem königlichen Hause oder auch aus anderen besonders hervorragenden Geschlechtern zur Verwaltung anvertraute. Den Satrapen standen unmittelbar vom König abhängige Beamte zur Seite, welche die Machtbefugnisse derselben beschränkten und sie dem höchsten Willen unterworfen hielten. Alles beruht darauf, daß die Autorität des Königs, welche dem Streit der Nationalitäten, in den derselbe eingriff, ein Ende gemacht hat, anerkannt und gehandhabt wurde. Es versteht sich ja wohl, daß dabei die eigentümliche Entwickelung der Nationen nicht fortschreiten konnte. Das Regiment des Königs erschien überall als eine Fremdherrschaft. Die Perser begnügten sich nicht mit einem zweifelhaften Tribut, wie die Assyrer; die Abhängigkeit wurde durch eine bestimmte Schatzung ausgesprochen. Aber die alten nationalen Selbständigkeiten wurden doch auch nicht geradezu unterdrückt. Noch gab es Völkerschaften, welche ihre angestammten Oberhäupter behielten oder überhaupt zu keinem Gehorsam zu bringen waren; man lag mit ihnen häufig in Fehde, duldete aber gern oder ungern ihre Existenz. Die kriegsberühmten Karer leisteten unter ihren alten Oberhäuptern die Heeresfolge. Sardes, wo jetzt eine persische Besatzung die Burg inne hatte, war nicht viel weniger eine Kapitale, als ehemals unter eigenen Königen; und die engere Verbindung, in die es mit dem Osten trat, verschaffte seinem Handel und seiner Industrie einen neuen Aufschwung. In Kappadocien, dessen

Satrapen von achämenidischer Herkunft sich später in den Königen von Pontus fortgepflanzt haben, stoßen wir auf beinahe unabhängige Priesterstaaten und Völkerstämme mit höchst beschränkten Königen. In Paphlagonien findet man Häuptlinge, welche imstande waren, 120000 Mann ins Feld zu führen. Auch die östlichen Bithynier standen unter ihren eigenen Fürsten, ebenso die Cilicier, deren Oberhäupter oft im Kriege mit den Satrapen lagen. Tarsus kam durch den großen Verkehr zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen des Reiches empor. Auch unter der persischen Herrschaft behaupteten Damaskus und Palmyra ihren alten Glanz und Ruf.

Wie von jeher, so lebten die Armenier auch jetzt in ihrer patriarchalen Sitte fort; ihre tägliche Beschäftigung war die Viehzucht. Der Satrap mußte in einem offenen Orte wohnen. Aus Xenophons Anabasis sieht man, welchen hohen Grad von Unabhängigkeit die Völkerschaften zwischen Mesopotamien und dem Schwarzen Meere besaßen. Babylon blieb die Hauptstätte des Gottesdienstes und des Handels, die es von jeher gewesen war. Das alte Elam war gleichsam der Mittelpunkt des Reiches geworden. Hier, in der Stadt der Lilien, Schûschan (Susa), war die vornehmste Residenz der Könige, wovon die dortigen Trümmer zeugen, ähnlich denen von Babylon und Ninive. Die Städte waren eben alle Backsteinbauten. In den Gebirgen erhielten sich unabhängige Völkerschaften, wie die Kuschäer und Uxier, denen die Könige reiche Geldgeschenke gewähren mußten, damit sie unbelästigt nach Persepolis ziehen konnten. Zu der Satrapie Medien gehörte eine Anzahl widerstrebender Bergvölker, wie denn der Gegensatz zwischen Unterworfenen und Widerstrebenden dem agrarischen zwischen Ackerland und Wüste beinahe entspricht. Vollkommen frei waren die Marder, die man nicht einmal anzugreifen wagte. Baktrien wetteiferte mit Medien an Anbau und Dichtigkeit der Bevölkerung; doch bot es dieselben Gegensätze dar, Steppen und überaus fruchtbare Landschaften. Hier hatte die Religion des Zoroaster ihre vornehmste Wurzel. Später ist es ein besonderer Mittelpunkt griechisch-asiatischer Kultur geworden. Parthien und Hyrkanien waren zu Einer Satrapie vereinigt: die Parther arm, die Hyrkaner in besseren Gegenden, aber in ihren Waldungen frei. Sie scheinen, wie man aus dem Namen ihrer Hauptstadt schließt, ihre alten Oberhäupter behalten zu haben. Ihr Gebiet hat in alter und neuer Zeit als die Heimat vortrefflicher Kriegsleute gegolten. Jenseit des Oxus Sogdiana, die wichtigste Grenzprovinz, die den Einfall der nördlichen Nomadenvölker unaufhörlich abzuwehren hatte; zu diesem Zweck war sie mit einer Reihe von Festungen versehen, von welchen eine den Namen des Cyrus trug: die äußerste von denen, die an den Namen des Stifters erinnerten. In der Mitte von Iran, in Persien, der Heimat des Stammes und Volkes, hat sich Darius eine prächtige Königsburg gegründet, deren Ruinen durch ihre Quadergefüge und die benachbarten Königsgräber an die ägyptischen Bauwerke erinnern. Wie bei diesen, nahm man den Marmor aus den nahen Gebirgen, wodurch man sich über die assyrischen und babylonischen Vorbilder erhob. Persepolis scheint gleichsam

aus dem Gebirge hervorgewachsen zu sein. Auf breiten Stufen, die aus ungeheuren Marmorblöcken auf das sorgfältigste gearbeitet sind, ersteigt man die erste Terrasse, deren Eingang mit den wunderbaren Tiergestalten der iranischen Mythologie verziert ist, dem Einhorn, dem Symbol der Stärke, dem geflügelten Löwen, der, mit dem Diadem geziert, die unwiderstehliche Kraft des Königtums versinnbildet. Bei dem Aufgang zur zweiten Terrasse sind auf der einen Seite die Meder und Perser, denen die Herrschaft gehörte, in ihren besonderen Trachten abgebildet, auf der anderen die Deputationen der unterworfenen Völker, welche ihre Geschenke darbringen. An den Bekleidungen erkennt man die Regionen, aus denen sie kommen; die einen sind in Pelzwerk gehüllt, die anderen nur mit einem Schurzfell um die Hüfte gegürtet.

Ein Abbild des Königs wird von drei Reihen männlicher Figuren getragen, die mit aufgehobenen Armen, gleich Karyatiden, über einander stehen. Die erste Reihe hat völlig medisch-persische Kleidung. In der untersten meint man Tracht und Haar der Neger zu unterscheiden.

Auf der zweiten Terrasse ist der König abgebildet, wie er einem Gesandten Audienz erteilt. Hinter ihm steht ein Verschnittener mit verhülltem Munde und mit dem Fliegenwedel. Der Gesandte erscheint in ehrerbietiger Stellung, auch mit der Hand vor dem Munde, damit sein Odem den König nicht berühre. Ein prächtiges Monument des alten Völkerkönigtums, voll von Würde, phantastisch und groß. Was ihm aber noch höheren Wert giebt, als die Säulen und Reliefs, das sind die Inschriften, die an dem Bauwerk selbst und an den Grabmälern in den verschiedenen Sprachen des Reiches das Selbstgefühl und die Herrlichkeit des Herrschers ausdrücken.

An mehreren Stellen des Baues liest man die Inschrift: „Darius, der große König, der König der Könige, der König der Länder, der Sohn des Vistaçpa, der Achämenide, hat dieses Haus errichtet.“ Es ist vor allem die Herkunft und die ausgedehnte Macht des Königs über andere Könige und Völker, was dem Urheber des Baues zugeschrieben wird und seinen Ruhm begründet.

An den Wänden der zweiten Terrasse finden sich noch zwei Inschriften, in denen zugleich die Hülfe des Gottes Auramazda, welcher der größte der Götter ist und die Länder beherrsche, gepriesen und angerufen wird. In der ersten derselben tritt das persische Königtum selbst in den Vordergrund; es heißt: „Dieses Land Persien, welches mir Auramazda verlieh, welches schön und wohlbevölkert ist, fürchtet durch den Schutz des Auramazda und den meinen, des Königs Darius, keinen Feind.“ „Kein Feind möge in dieses Gebiet kommen, kein Heereszug, nicht Mißwachs, nicht Lüge. Um diese Gunst bitte ich Auramazda und die Götter des Landes.“ Bemerkenswert ist, daß neben Auramazda die Götter des Landes überhaupt angerufen werden. Man könnte daraus schließen, daß die Religion des Ormuzd erst eine später eingeführte gewesen sei. Mit Bestimmtheit aber ergiebt sich, daß Ormuzd andere Götter neben sich duldete; aber er war der vornehmste von allen. Von ihm

stammt die Herrschaft, die zugleich Herrschaft des Gesetzes und der allgemeinen Ordnung war.

In der zweiten Inschrift wird nun auf die unterworfenen Länder und Völker besonders Bezug genommen. Der König bezeichnet sich als „großer König, der König der Könige, König der zahlreichen Länder", die er nun, an Zahl vierundzwanzig, nach einander aufführt. Ausdrücklich sagt er, er regiere sie mit dem persischen Heer; damit er vor keinem Feinde zu zittern brauche, möge Auramazda das persische Heer schützen. „Wenn das persische Heer geschützt ist, so wird das persische Glück ununterbrochen bis in die fernste Zeit währen". Es sind nicht Phrasen und Übertreibungen, wie auf den ägyptischen und assyrischen Inschriften, die gleichwohl zum Muster gedient haben mögen, was wir hier lesen: dies ist der Ausdruck der realen Verhältnisse des Reiches. Man erkennt darin eine Stufenfolge der Bedingungen der Herrschaft. Zuerst erscheint der geborene König, der aber nicht mit der Gottheit identifiziert wird; er unterscheidet den Schutz des Gottes und seinen eigenen, durch welche das Land Persien vor jedem Feinde gesichert sei. Mit dem volkreichen Persien beherrscht er dann die übrige Welt. Auf dem Heere beruht die Wohlfahrt und das Gedeihen des Reiches, das jedoch nicht eigentlich als ein Ganzes gedacht wird, sondern als eine Vereinigung verschiedener unterworfener Stämme. Wie es dazu gekommen und was die Grundlage der Herrschaft sei, erläutert dann eine vierte Inschrift, mit welcher das Grabmal des Darius versehen ist. Der König selbst ist auf der Außenseite vorgestellt mit einem vor ihm lodernden Feuer, die rechte Hand zum Gebet erhoben, über demselben eine geflügelte Gestalt, die unser Herder für den Ferver des Königs hielt. In dem Ferver liegt vielleicht die tiefste moralische Idee des Zend-Avesta. Er ist das von Ormuzd gebildete reine Wesen des geistigen Geschöpfs, von demselben unzertrennbar und doch wieder von ihm geschieden, geschaffen eben zum Kampfe gegen Ahriman und deshalb streitbar. Der König hat den Bogen in der linken Hand, wie bei den Assyrern der Gott, der die Schlacht entscheidet, mit gespanntem Bogen auftritt. Der starke Bogen, den man zu spannen versteht, ist das Symbol der Kraft. — Was die Älteren für den Ferver hielten, erklären die Neueren für das Bild des Gottes selbst.

In der über dieser Abbildung angebrachten Inschrift heißt der König nicht allein der große, sondern der König der Länder aller Zungen, der König dieser großen und weiten Erde.

Nochmals werden die Länder aufgezählt, welche der König außer Persien regiert. Das Verzeichnis ist vollständiger als das frühere, so daß man es auch wohl in ein späteres Jahr setzen darf; in demselben erscheinen vor allen die Meder und ferner die „flechtentragenden" Jonier. „Ich beherrsche sie", sagt der König, „sie bringen mir Tribut; was ich ihnen befehle, das thun sie; mein Gesetz wird gehalten." „Auramazda übergab mir diese Länder, als er sie im Aufruhr sah, und verlieh mir über sie die Herrschaft; durch die Gnade Auramazdas habe ich sie wiederum geordnet." Abermals betont er

dann die Tapferkeit der Perser, durch welche es soweit gekommen sei. „Wenn du fragst, wie viele waren der Länder, die König Darius regierte, so sieh das Bild derer an, welche meinen Thron tragen, auf daß du sie kennst. Alsdann wirst du wissen, daß die Lanze des persischen Mannes weit vorgedrungen ist, daß der persische Mann Schlachten geschlagen hat fern von Persien."

Wenn der Grund der Aufrichtung der Herrschaft darin gesetzt wird, daß alle Länder in Aufruhr gewesen seien, ein Zustand, welchem der höchste Gott habe ein Ende machen wollen, was dann durch die Tapferkeit der Perser geschehen sei, so liegt darin nicht geradezu eine Überhebung; denn soweit die geschichtlichen Nachrichten überhaupt reichen, war es, namentlich in den westlichen Regionen, immer ein innerer Gegensatz, in welchen die Perser mit ihrer Übermacht entscheidend eingriffen, wodurch das ganze Gebäude der Macht zu stande kam. Die Idee der Ordnung, des Guten und der Wahrheit waltet über allem.

Wir können hier innehalten: denn nur darauf kam es an, die inneren Konflikte der ältesten Welt so weit in Erinnerung zu bringen, bis ein ruhiger und haltbarer Zustand aus ihnen hervorging. Einen solchen drücken die erwähnten Denkmäler und Inschriften aus. Darius selbst ist, wenn wir so sagen dürfen, eine monumentale Gestalt in der Historie. So haben ihn die Perser der späteren Zeit angesehen; er ist das Urbild des Dschemschid, des vornehmsten Königs der Sage, dem alle friedlichen Einrichtungen zugeschrieben werden. Bei Äschylus, der diesen Zeiten nahe stand und sein Feind war, erscheint Darius in Großheit, Güte und Glück als eine Art von Vorbild.

Das Heldenbuch von Iran, das Gedicht Firdusis, welches alle Anschauungen des Orients lange Jahrhunderte hindurch beherrscht hat, ist eine Art von Weltgeschichte, die sich an die Stellung der Achämeniden und des großen Königs der Meder, Perser und Baktrier, der drei Stämme, aus denen das alte Iran besteht, anknüpft. Wenn dies Königtum von den Söhnen Feriduns demjenigen zufällt, welcher der mildeste und verständigste ist, so wird damit die Idee der Kultur angedeutet, welche das alte persische Königtum in der That belebte. So hat es schon, näher jener Epoche, Xenophon aufgefaßt, der den Orient selbst gesehen hatte. In seinem Cyrus stellt er das Ideal eines Monarchen auf, der jede Art von Kultur mit der Macht verbindet. Nicht ganz dieser Ansicht war Aristoteles; er meinte, die Macht würde noch bei weitem besser entwickelt werden können, wenn die Völker frei wären, wie die Griechen.

Fünftes Kapitel.

Das ältere Hellas.

In dem Vordergrunde der Weltgeschichte stellen sich, wie oben angedeutet, nicht sowohl große Reiche dar, als vielmehr Volksgenossenschaften in beschränkten Gebieten, welche umfassenderen Stammesverbindungen angehören, aber doch für sich selbst besondere Gemeinwesen von eigentümlicher Energie und Lebenskraft bilden. Durch die Religionen sind sie verbunden, aber zugleich lokal von einander gesondert, ungefähr wie die kanaanitischen Stämme vor den Angriffen der Ägypter und dem Eindringen der Israeliten. Die bedeutendste Erscheinung aus diesem Kreise sind die Phönizier in ihren getrennten und doch zusammengehörigen Städten und Gebieten mit ihrer die Welt umspannenden merkantilen und industriellen Thätigkeit. Unabhängige Gemeinwesen behaupteten sich über ganz Syrien hin, in Mesopotamien, an den Quellen des Euphrat, selbst jenseit des Tigris im eigentlichen Iran; sie waren in vollem Bestehen, als das assyrische Reich sich erhob, welches sie infolge ihrer Entzweiung untereinander unterwarf, aber nicht geradezu unterdrückte.

Zu den Völkerschaften dieser Art gehören nun die alten Hellenen.

Man hat bemerkt, daß das Griechische von allen indogermanischen Idiomen, von denen es einen Zweig ausmacht, das grammatisch ausgebildetste, der Logik des menschlichen Geistes angemessenste ist. Die ursprüngliche Begabung mag durch die Naturbeschaffenheit des Landes, das sie bewohnten, gefördert worden sein.

Daß Griechenland ein kontinentales Land ist, verschwindet gleichsam bei der eigentümlichen Gestaltung des Bodens, der, allenthalben von Golfen und Buchten durchsetzt und doch wieder in sich selbst konzentriert, beinahe einen insularen Charakter annimmt. Die Gebirge im Norden schieden es von dem benachbarten Kontinente ab, nicht viel anders als die Alpen lange Zeit Italien vor den nordischen Nationen gesichert haben. Griechenland ist verhältnismäßig noch reicher an einer mannigfaltigen und nach allen Richtungen hin ausgedehnten Küstenentwickelung, als das Apenninland. Die Halbinsel des Peloponnes bietet neben dem Grundstock ihrer Gebirge wieder eine Anzahl von Halbinseln dar. Das mittlere Hellas läuft nach Akarnanien und nach Attika hin in ausgedehnte Vorgebirge aus. Das gesamte Gebiet aber war dann wieder auf beiden Seiten von Inseln umgeben, die, obwohl meistenteils von mäßigem Umfang, doch wieder jede ein Ganzes für sich bildeten. Hier beruhte das Leben auf einer freien Bewegung von Völkerschaften, welche sich vor allem in ihrer Besonderheit gefielen. Das Meer, unfruchtbar, wie die Griechen es nannten, bildete doch für sie das eigentliche Lebenselement; es bedingte alle Verhältnisse.

Die Mannigfaltigkeit der besonderen Gestaltungen von Land und Volk, von denen eine jede ihre eigenen Erinnerungen bewahrte, macht es erklärlich, daß die älteste griechische Geschichte, welche erst in späten Zeiten zusammengestellt wurde, eine Verwirrung darbietet, die man wohl als chaotisch bezeichnet hat. Hier war kein Boden für Königsreihen, wie in Ägypten. Es fehlte an einem gemeinschaftlichen, zugleich zusammenhaltenden und ausschließenden Heiligtum, wie der Tempel in Jerusalem war; das delphische Orakel hat damit doch nur eine entfernte Ähnlichkeit. Für große weltbeherrschende Städte, wie Babylon und Ninive, war hier kein Raum. Alles ist ein eigentümlich geartetes, überall scharf markiertes, mit Bewegung und Geist durchdrungenes Leben.

Man könnte einwenden, daß die Urbevölkerung von den ausgebildeteren fremden Nationen, die über die See kamen, Einwirkungen erfahren hat; aber diese wurden dann doch durch das eigentümlich griechische Wesen umgestaltet und nationalisiert. Die Sage von Herakles, dem größten ihrer Heroen, hat unleugbar Verwandtschaft mit indischen, babylonischen, phönizischen Mythen; aber zugleich ist sie durch und durch griechisch. Selbst einem Herodot gegenüber wollten sich die Argiver und Böotier ihren einheimischen Herakles nicht entreißen lassen. Herakles erscheint als Bändiger der Ungetüme, die das Land unsicher und unbewohnbar machen, des unverwundbaren Löwen in der Gebirgsschlucht, der neunköpfigen Hydra in dem Sumpfgelände; er ist bei den Griechen das Symbol der von göttlichem Ursprung stammenden, aber zur Dienstbarkeit verdammten, im Vollbringen des Notwendigen unter Mühe und Arbeit emporstrebenden Menschenkraft. Herakles wendet seine unwiderstehliche Stärke auch gegen die Ungeheuer in menschlicher Gestalt; er ist, wie ein Alter sagt, der gerechteste aller Mörder; er brach die Bahn für ein gesetzliches Leben. Der mächtigen Göttin, die ihn mit ihrem Haß verfolgt, zum Trotz erringt er sich doch einen Platz im Olymp, wo er die ewige Jugend in die Arme schließt.

Darüber ist an sich kein Zweifel, daß fremde Götterdienste auch in Hellas eindrangen; sie sind wohl dann und wann in aller ihrer Gräßlichkeit zur Vollziehung gekommen. Auch auf griechischem Boden sind Menschen den Göttern geopfert worden, nach der Weise der Phönizier; auch die Griechen haben dadurch die Macht verderblicher Gottheiten zu versöhnen gemeint. Allein schon in früher Zeit fand bei ihnen, wie bei den Hebräern, eine rationelle Abweichung von diesen blutigen Diensten statt. Die Sage von Iphigenia in Aulis läßt sich mit der Erzählung von der Opferung Isaaks vergleichen. Da man aber in Griechenland nicht den ganzen Kult verließ, wie in Palästina, so entschloß man sich zu einer Milderung desselben. Man tötete nicht mehr die Menschen, sondern begnügte sich, ihr Blut zu vergießen, ohne sie zu töten. Die Götter selbst wurden milder gedacht. Es wird erzählt, Dionysos, der anfangs einen Knaben zum Opfer forderte — es war in Delphi —, habe dann denselben mit einem Widder vertauscht. Das Wesentlichste der

Sage von Theseus ist doch gewiß, daß er jenem Ungeheuer von menschlicher Gestalt mit dem Stierkopf, dem man Verbrecher und Gefangene und auch den Tribut an Kindern, den die Athener liefern mußten, zum Fraße vorwarf, ein Ende machte. Sie enthält ein Moment, durch das sich Griechenland von dem Orient losriß. Irre ich nicht, so liegt das auch der Sage von Pelops zu Grunde; er ist der entsetzlichsten Tötung, die der Vater selbst vollbracht hat, um ihn den Göttern zu einem scheußlichen Mahle vorzusetzen, durch die Gunst und Voraussicht derselben entgangen; dann langt er mit den geflügelten Rossen, die ihm Poseidon geschenkt, in Hellas an, wo er ein Herrschergeschlecht gründet, das als das vornehmste von allen betrachtet werden kann. Man darf vielleicht selbst die Befreiung der Thebaner von dem Ungetüm, welches eine ägyptische Farbe trägt, der Sphinx, die zugleich grausam und sinnreich ist, aus dem Gegensatz gegen die fremden Dienste herleiten; denn weniger darauf kommt es an, was aus der Fremde eingedrungen ist, als darauf, wie sich die Eingeborenen der Herrschaft desselben erwehrt haben. Von diesen Beziehungen auf die Bewohnbarkeit des Landes und seine Unabhängigkeit von den den Menschen zum Opfertier herabwürdigenden fremden Diensten geht dann die Sage auf eine spontane Bewegung nach außen über. Jason, in dem die maritime Thätigkeit der Minyer versinnbildet ist, durchbricht mit seinem Fahrzeuge, in welchem sich die namhaftesten Helden aus allen Landschaften versammelt haben, den Zauber, der den Griechen bisher den Eingang in das Schwarze Meer verwehrt hat, mit Keckheit, um das goldene Vließ aus Aia oder, wie die Späteren sagten, Colchis zurückzubringen. Dann folgt der trojanische Krieg.

Die Sage knüpft an den Gegensatz zwischen Asien und Europa an, der, ohne eigentlich geographische Bedeutung, doch ein sehr reelles Gewicht in historischer Hinsicht hat. Denn auf der einen Seite wurden die asiatischen Küsten in die allgemeinen Völkerverhältnisse, aus denen dann die Errichtung der großen Reiche hervorgegangen ist, verwickelt; auf der anderen hatten die insularen und peninsularen Griechen einen ihnen gleichsam angeborenen Trieb, in Kleinasien festen Fuß zu fassen; es war die Grundlage ihres nationalen und selbst landschaftlichen Daseins.

Aus diesen Gegensätzen entspringt nun der trojanische Krieg. Teukrer und Dardaner sind identisch mit den Troern; sie gehören den nördlichen Völkern von Kleinasien an; sie bilden Teile des thracischen Völkerstammes, der sich — unbestimmt, welches sein erster Wohnsitz war — auf beiden Seiten der Propontis ausbreitete, und standen mit den Phrygiern, Karern und all den kleinasiatischen Stämmen, in deren Gebiete die Griechen eindrangen, in Verbindung. Aus den lokalen Erinnerungen, von denen wir in einem Fragment des Mimnermus unverkennbare Spuren finden, übereinstimmend mit einigen herodoteischen Aufzeichnungen, ergiebt sich mit aller Bestimmtheit, die man erwarten kann, daß die Kolonisationen der Griechen nicht ohne Gewaltsamkeit vor sich gegangen sind und heftigen Widerstand

fanden. Ein uraltes, vorhistorisches Ilion hat es, wie die Ausgrabungen zeigen, ohne allen Zweifel gegeben; an diesen Namen knüpfen nun die homerischen Gesänge an. Aber der Kampf ist kein vereinzelter; um Ilion scharen sich die asiatischen Völkerstämme; ebenso aber ist es eine Vereinigung aller Griechen, unter denen noch der achäische Stamm der vorwaltende war, welche den Kampf gegen Ilion gemeinschaftlich unternimmt. Dieses Weltverhältnis giebt den homerischen Gesängen ihren Hintergrund und Charakter; doch ist in denselben von den eigentlich nationalen Gegensätzen dabei nicht die Rede. Solche wären unbrauchbar für die poetische Auffassung gewesen, welche ein anderes Interesse bedarf, um fortzuleben. Die beiden Parteien, die einander bekämpfen, müssen gleichartiger Natur sein. Auch das Interesse der Eroberung muß zurücktreten; nur ein menschlich allgemeines darf vorwalten. Die Troer müssen sein, wie die Griechen; sie müssen dieselben Götter verehren und in ähnlichen Formen des Lebens sich bewegen. Von diesen Formen aber dürfen wir in Bezug auf die Griechen wohl sagen, daß sie nicht erdichtet sind, sondern daß sie den Zeiten entsprachen, in denen das Gedicht entstanden ist, lange nachdem die Ereignisse, welche den Anstoß gaben, vorübergegangen und bereits verschollen waren.

Die deutsche Nation hat den Vorzug, daß ein Moment ihrer ältesten Vergangenheit durch einen gleichzeitigen Historiker ersten Ranges geschildert worden ist; unvergleichlich größer ist der Vorzug der Griechen, aus uralter Zeit ein einheimisches Gedicht zu besitzen, welches ihre früheren Zustände mit unverkennbarer Wahrhaftigkeit und in vollendeter Form vergegenwärtigt.

Ob Agamemnon und Priamus, Achilles und Hektor, Menelaos und Paris historisch sind, oder in welcher Beziehung diese Namen zu den Begebenheiten stehen, lassen wir hier unerörtert. Wir verzichten darauf, die Zeiten zu bestimmen, in denen ein troischer Krieg, wenn es einen solchen jemals gab, wirklich stattgefunden hat. Aber die Zustände, wie sie sich in dem homerischen Gedichte darstellen, können nicht erdichtet sein. Von den Griechen ist dasselbe immer als vollkommen wahr betrachtet worden, gleichsam als Urkunde, aus der sehr bestimmte Ansprüche und Rechte hergeleitet wurden. Obgleich diese Urkunde ein Gedicht ist, so halte ich es doch, indem ich von den Griechen zu sprechen beginne, für erlaubt und angemessen, die Zustände, die sie schildert und auf denen alles Spätere beruht, in ihren Grundzügen in Erinnerung zu bringen.

An der Spitze steht überall ein König, nicht identifiziert mit den Göttern wie bei den Ägyptern, kein Gewalthaber, über unterworfene Gebiete herrschend, wie bei den Assyrern, eher den Häuptlingen zu vergleichen, die in den kanaanitischen Städten walteten, aber doch durch und durch eigentümlich, Oberhaupt einer gegliederten Gesamtheit. Daß die königliche Gewalt eine unbedingt erbliche sei, läßt sich nicht behaupten; denn sonst würde z. B. Telemach, wie als Sohn, so als Nachfolger des Odysseus in Ithaka anerkannt worden sein, was doch nicht der Fall ist. Der Stuhl seines Vaters bleibt

leer in den Versammlungen, obwohl man ihm sagt, sein Stamm sei königlicher als die anderen, worin zwar kein Recht läge, aber doch ein Anspruch auf die Erbfolge. Der König wird nicht ohne göttliche Autorität gedacht. Von Zeus kommt das Scepter; der Gott verleiht Ruhm und Glanz. Die Ehre des Königs ist von Zeus. Es ist eine Autorität, welche hohe persönliche Vorrechte gewährt, aber keine unbeschränkte Macht.

Im Frieden genießt er die Einkünfte des Temenos, d. h. der für ihn abgesonderten Landbezirke; von ihm hängt Rat und That ab; er sammelt vom Volke Geschenke, etwa für Fremde; man muß seinen Befehlen nachkommen und ihm Gaben darbringen, womit man ihn verehrt wie einen Gott, was ihm dann Reichtum verschafft.

Im Kriege finden wir ihn Opfer vollziehen. Er beruft den Rat und entläßt ihn; er redet im Volke; ihm wird die Beute gebracht, und er verteilt sie; er empfängt das größte Geschenk. Bei ihm schmausen die Alten. Das Volk gehorcht ihm, wo er einen Weg zu gehen oder tapfer zu streiten gebietet. „Ein zeusernährter König hat große Gedanken.“

Im Frieden ist der König von einem Rate, welchen die Ältesten bilden, umgeben. Es sind die Greise, die nicht mehr in den Krieg gehen, aber der Rede pflegen; sie geben den Rat; sie sitzen bei dem König zu Hause, wie die Zwölf beim Alkinoos, und schmausen bei ihm und spenden den Göttern und hören die Sänger. Der König der Phäaken erscheint an der Spitze der zwölf Volkshäupter als dreizehnter. Sie haben in der Versammlung einen besonderen Sitz. An dem Blutgerichte haben sie den größten Anteil.

So ist es nun auch im Kriege. Hier sind es die Ausgezeichnetsten der Achäer, welche zugleich als die „Alten“ erscheinen. Auch sie sind scepterhaltende Könige; sie ordnen das Volk zur Schlacht; das Volk bricht sein Geschrei ab und hört auf sie; sie halten sich dem Könige, dem die oberste Führung gebührt, dennoch für gleich, wie Achill; sie sind bei dem Gastmahle des Königs, und immer steht ihr Becher voll; nach dem Sieg über Hektor wird Aias besonders mit dem Rücken des geopferten Stiers geehrt. Dem Könige stehen sie mit Rat bei; er thut nichts ohne diesen.

Im Frieden ist es mehr das Alter, im Kriege ist es mehr die Tapferkeit, welche in den Rat des Königs bringt.

Wenn eine Sache vor allem Volke beraten wird, hat auch dies eine Stimme. Indem von Agamemnon die Rückgabe der Chryseïs verlangt wird, rufen ihm alle zu, er möge sie geben. Bei Agamemnons Schiffe haben sie ihre Versammlung. Sie werden mit dem Könige angeredet. Sie sind die Freunde, Heroen, Danaer, Diener des Ares. In der Regel werden sie still durch die Herolde zur Versammlung beschieden. Es kommt aber auch vor, daß Achill sie mit lauter Stimme zusammenruft. Hier reden dann auch die Greise; und Nestor unterscheidet, wenn er sagt: wir waren nie verschiedener Meinung, weder im Rat noch in der Versammlung. Sie antworten durch

Zuruf, jauchzendes Geschrei und andere Kundgebungen. Wie im griechischen Lager, so geht es auch in Troja her; bei dem Turme des Priamos versammeln sie sich, Alte und Junge, nicht ohne Lärm. In der Odyssee finden wir zuweilen eine Art von Abstimmung, wo die Mehrheit sich ausspricht; in der Ilias wird ein Rechtsstreit vor versammeltem Volke geführt.

Ebenso ist es in Ithaka. Telemach läßt die Achäer durch die Herolde berufen; dann setzt er sich auf den Sitz seines Vaters, die anderen, die „Alten", um ihn herum. So ist der Markt der Phäaken voller Sitze.

Auf diese Weise ist ihre öffentliche Verfassung beschaffen. Jugend und Alter machen den Unterschied zwischen ihnen. Die Abstammung bleibt keineswegs unberücksichtigt; aber ein ausgebildeter Adel findet sich nicht.

Das Gedicht gewährt einem jeden seine Ehre; es bezeichnet, welches der beste Mann nach dem Achill, wer das beste Pferd reitet nach dem seinen, wer der Schönste, der Häßlichste ist, wer der Trefflichste in seinem Gewerbe und in seiner Kunst. Die Milden, Gütigen bekommen ihr Lob. Für die Familienverhältnisse haben sich herkömmliche Bezeichnungen gebildet: „mildgebig" von der Mutter, „ehrwürdig" von den Eltern überhaupt, „lieb, traut" von dem älteren Bruder; die heranwachsenden jungen Menschen heißen „die Verschämten". Das Einzelleben kommt zur Anschauung: der einsame Mann, der fern von den Nachbarn auf der äußersten Landspitze den Brand in die schwarze Asche steckt; der Jäger, der den weißzahnigen Hund auf den Eber hetzt; andere, die, in der Tiefe des Gebirges Bäume schlagend, Getöse verursachen; die Schnitter, die sich auf dem Gute des glücklichen Mannes von verschiedenen Seiten her entgegenarbeiten; der Herbsttag, wenn Zeus regnet und alle Flüsse voll sind. Das ganze Leben mit all seinem Wert, mit all seinen Schwächen ist vor die Augen gestellt. Das ist es, was das Gedicht vor allen anderen auszeichnet und daran fesselt. Die Farbe der Erdichtung verschwindet vor der Gegenständlichkeit der Darstellung selbst.

Diese Menschenwelt aber ist von einer analogen Götterwelt umgeben. Der Kampf der Urkräfte, der den Kosmogonien, wie sie bei Hesiod erscheinen, zu Grunde lag, tritt in dem homerischen Gedichte zurück. Die olympischen Götter bilden das einzige System einer Religion, die von dem letzten Grunde der Dinge absieht und nur die vor den Augen liegenden allgemeinen Triebe symbolisiert. Es ist eine Religion der Küsten und Inseln des Meeres und der durch den Menschenverkehr geschaffenen Verhältnisse, unter der Obhut eines obersten Gottes, dessen Name die Bezeichnung wiederholt, welche auch andere Völker dem göttlichen Wesen geben, das aber doch wieder in dem Kreise, in dem es erscheint, eine Stellung einnimmt, wie sonst nirgends. Gewiß hängen auch die anderen Gottheiten der Griechen mit den Vorstellungen von Licht und Finsternis, den elementaren Begriffen überhaupt und den Überlieferungen anderer Nationen, welche diese Küsten berührt haben, zusammen. Aber in ihrer weiter ausgebildeten Erscheinung treten diese Beziehungen doch nicht hervor. Die Götter bilden eine große herrschende Familie, mit einem Ober-

haupt, das zuletzt Gehorsam findet, jedoch mit verschiedenenartigen Charakteren und auseinandergehenden eingeborenen Bestrebungen, durch die Menschen in jedem Augenblicke berührt werden. Es ist nicht ein Glaube von allgemeiner idealer Konception; die wirksamen Momente der Religion sind gleichsam von autochthonem, an Grund und Boden festhaltendem Ursprung; sie fließen mit den Menschenwesen in ein einziges Ganze zusammen. Die Wohnsitze der Götter sind in unmittelbarer Nähe. Eine Gestalt für sich bildet der Gott des Meeres, dessen Ungunst jeden Augenblick alles zerstören kann. Andere greifen in die Beschäftigungen des Lebens ein: der Gott des Krieges und der Künste, der unaufhörlich beschäftigte Gott des täglichen Verkehrs und die Göttin der sinnlichen Liebe. Aber aus dem Haupte des höchsten Gottes entspringt die Göttin der Gedanken. Neben den übrigen erscheint der Gott der Weissagung und des Gesanges, der aber auch der in die Ferne treffenden Waffe vorsteht.

Bei der Ausbildung dieser Vorstellungen ist nun nicht Priestertum und Politik, sondern die gestaltende, schaffende Phantasie eines dichterischen Zeitalters maßgebend gewesen. Einzelne Götter gehören einzelnen Landschaften an; der Götterkreis ist die Nationalität; wenigstens hatte diese keine andere Repräsentation.

Aber verweilen wir nicht länger in dieser poetischen Vorhalle; wenden wir unseren Blick zur eigentlichen Geschichte! Da kommen wir denn auf ein Ereignis, das den alten Zustand des achäischen Zeitalters, wie Homer ihn schildert, mit einem Schlage vernichtet hat.

Die Dorier, deren bei Homer kaum Erwähnung geschieht, erscheinen ganz im Gegensatz mit den im Gedicht festgehaltenen Anschauungen als Herren und Meister im Peloponnes und als der vorwaltende Stamm in Griechenland. Wie sie es aber geworden sind, ist doch niemals glaubwürdig und einleuchtend dargestellt worden. Wenn Herodot die Dorier und Herakliden bei dem Unternehmen gegen den Peloponnes gleichsam als Verbündete darstellt, so stimmt die Sage im allgemeinen damit überein, indem sie das Recht, mit welchem die Dorier ihre Eroberungen begründeten, von Herakles herleitet, der nicht zu ihnen gehörte, aber aus dessen Stamme ihre Könige waren. An und für sich wäre es nichts unerhörtes, wenn eine verjagte Dynastie sich mit einem Kriegsvolk verbündet, um ihr wahres oder vermeintes Recht durchzusetzen, was dann auch jenem zu gute kommt, indem es die Eroberung vollbringt. In der Geschichte der Israeliten haben wir ein Beispiel der Eroberung eines Landes auf den Grund alter Rechte, welche die Vorfahren erworben hatten; doch würden die Israeliten dabei nicht in dem Verhältnisse der Dorier, sondern in dem der Herakliden erscheinen; sie stammen eben alle von den Erzvätern ab, welche die Rechte begründet haben. In Griechenland liegt dagegen das Hauptmoment darin, daß sich ein Volksstamm mit dem berechtigten Herrschergeschlechte zu dem Unternehmen vereinigt. In den alten Erzählungen hierüber tritt die Schwierigkeit ein, daß die Herakliden selbst als Achäer be-

trachtet werden; es giebt Könige von Sparta, welche sich selbst so bezeichnet haben; ich weiß nicht, ob man das unberücksichtigt lassen darf; es beruht eben darauf, daß die Dorier eine Sache führten, welche ursprünglich nicht die ihre war.

Auch auf den politischen Charakter des Ereignisses wirft die Vergleichung mit den Israeliten ein gewisses Licht. Diese vertilgten in den Landschaften, in denen sie Meister wurden, die Eingeborenen geradezu, so daß ihre alte Stammesverfassung ihren volkstümlichen Charakter behielt und sich weiter entwickeln konnte. Von den Doriern dagegen wurde die alte Bevölkerung nicht vertilgt, sondern unterworfen, was dann einen steten Gegensatz zwischen dem einen und dem anderen Element innerhalb derselben Grenzen hervorrief. Der Staat, den die Dorier gründeten, wurde ein zwieschlächtiger, der Sieger und der Besiegten; die Dorier konservierten ihre alte Stammesverfassung; allein die Unterworfenen setzten sich ihnen überall entgegen und hatten Verbündete in der Nähe und in der Ferne; ein Verhältnis, welches in Wirkung und Gegegenwirkung die ganze spätere griechische Geschichte beherrscht hat.

Aber bleiben wir bei den Anfängen stehen! Wenn man den Ursachen der Erfolge der Dorier nachforscht, so dürfte die vornehmste in ihrer Kriegsweise, namentlich ihrem enggeschlossenen Vorrücken mit eingelegter Lanze, zu erblicken sein; diesem Anfall einer überlegenen Kriegsübung erlag die alte Kampfesweise der Achäer, welche Homer schildert. Im Peloponnes bildeten sich drei Königreiche nebeneinander. Zwischen den drei Brüdern, den Nachkommen des Herakles, welche die Eroberung vollbringen, hat das Los entschieden. Dem ältesten, Temenos, fällt Argos anheim: es wird mit Mühe von der See her eingenommen. Von da aus wird von einem Sohne des Temenos, Phalces, Sicyon erobert, von wo die Herrschaft sich bis nach Phlius ausbreitet; ein Schwiegersohn des Temenos besetzt Epidaurus, mit welchem Ägina ebenfalls durch Eroberung zu einem einzigen Gemeinwesen verbunden wurde. Auch Korinth, das Ephyra der äolischen Sisyphiden, wurde durch einen selbständig herumziehenden Dorier, der anfangs nur aus Hohn eine Erdscholle empfängt, eingenommen, nicht von Argos her, wie das nahe Sicyon.

Lakonika war dem Eurysthenes und Prokles, den Söhnen des zweiten Bruders, zugefallen; unbestimmt, ob es erst nach oder schon vor dem Tode des Vaters erobert wurde. Sie schlugen ihren Hauptsitz in Sparta auf, in der Nähe des alten Sitzes der Pelopiden. Aber es dauerte lange, ehe sie das Bergland des Taygetus den Achäern entrissen; diese behaupteten sich im Besitze von Amyklä. Kresphontes, dem Messenien zufiel, und der seinen Sitz zu Stenyklarus nahm, richtete kleinere Herrschaften der Eingeborenen ein, wo die Unterthanen den herrschenden Geschlechtern gleich sein sollten: sie hingen wohl nur von dem Könige ab. Seine Nachfolger schlossen sich den Eingeborenen noch enger an. Hierüber gerieten sie in einen Krieg mit den Lacedämoniern,

dessen Heftigkeit dadurch bezeichnet wird, daß diese sich mit einem Eidschwur verpflichteten, das Schwert nicht niederzulegen, bevor sie Messenien erobert hätten.

An das Ereignis hat sich eine in mannigfaltigen Farben spielende Sage geknüpft. Man darf nicht vergessen, daß der Widerstand der Messenier gleich von vornherein durch ein nicht zu voller Ausführung gekommenes Menschenopfer, das also hier noch einmal erscheint und doch nicht erscheint, für hoffnungslos erklärt wird. Aristodemos, der König, tötet sich selbst. Dann wird die Hauptfeste des Landes, Ithome, von den Lacedämoniern erobert und das Land in der Weise von Lakonika zu Gunsten der Sieger verteilt. Noch einmal erhebt sich Messenien zur Empörung und zwar unter der Führung eines Nachkommen des Kresphontes; aber die Enkel führen den Krieg, den die Großväter begonnen, standhaft zum Ziele. Auswanderungen in großer Anzahl bestätigen die Unterthänigkeit des Landes unter Lacedämon.

In diesen Kämpfen ist es gewesen, daß Sparta, dem es bestimmt war, oftmals einen entscheidenden Anteil an den allgemeinen Angelegenheiten zu nehmen, die Form seiner Verfassung entwickelte. Von vornherein war sie noch mehr das Werk des in sprödester Strenge durchgeführten aristokratischen Gemeinwesens, als des Königtums selbst. Auch dieses aber schloß sich mit unbedingter Hingebung an. Wie es dahin gekommen sei, ist in der beinahe mythischen Sage von Lykurg ausgesprochen. Es gab Streitigkeiten unter den herrschenden Geschlechtern miteinander und dem Königtum, denen der durch göttliche Autorität bevorrechtete Mann, der dem Königsgeschlechte angehörte, durch Gesetze ein Ende machte. Lykurg ließ sich die Aufrechterhaltung der von ihm begründeten Ordnung versprechen; dann zog er sich nach Delphi zurück, wo er, nachdem er die göttliche Sanktion seines Werkes erhalten, sich durch Hunger getötet haben soll. Die Sage symbolisiert die Unerschütterlichkeit der Verfassung, auf der die Größe von Sparta beruht.

Eine ganz andere Politik als die lacedämonische befolgte Argos. Die größte Gestalt, wenigstens in Beziehung auf die politische Haltung und Absicht, ist Phidon von Argos. In den Besitz der Häfen von Argolis gelangt, nahm er den lebendigsten Anteil an der kommerziellen Bewegung der Epoche, die nun im Verkehr mit dem Orient dahin gekommen war, daß sie eines sicheren Maßstabes des Wertes der Dinge nicht mehr entbehren konnte. Phidon nahm Maße und Gewichte, wie sie nach babylonischem Vorgang die Phönizier in den Handel eingeführt hatten, herüber; dem geprägten Gelde, das von Lydien kam, setzte er eine eigene griechische Prägung entgegen, die für den Verkehr mit Vorderasien bestimmt war. Man glaubt sein Gepräge unter den ältesten Münzen von Griechenland unterscheiden zu können; der Stempel derselben entspricht dem phönizischen Aphroditekultus. Der kommerziell geschulte, mächtig übergreifende Heraklide von Argos ist, soviel ich weiß, die erste chronologisch einigermaßen bestimmbare Persönlichkeit in der griechischen Geschichte. Er fällt in die Zeit der assyrischen Weltherrschaft, welche Cypern und Ägypten

umfaßte und Phönizien beherrschte. Man setzt seinen Tod in das Jahr 660 vor unserer Ära, in welcher Zeit Assurbanipal die ägyptische Empörung zu Boden geschlagen haben wird. Phidon beherrschte Epidaurus und das seegewaltige, waffenfertige Ägina, wo er seine Münzen schlagen ließ. Daß die Lacedämonier in dem messenischen Krieg beschäftigt waren, trug dazu bei, ihm die Obmacht in dem übrigen Peloponnes zu verschaffen. In die olympischen Spiele, in deren Stiftung sich ein Austrag zwischen den unbezwungenen Eingeborenen und den Eingewanderten ausspricht, griff er eigenmächtig ein. Herodot bezeichnet sein Verhalten als einen Schimpf, den er allen Hellenen angethan habe. Aber schon in seiner Zeit wurde in den Spielen die gewohnte Ordnung wiederhergestellt; in einem Kampfe mit Korinth ist Phidon, wie man sagt, im Handgemenge umgekommen. Obgleich geborener Heraklide, erscheint er doch in der Geschichte als Tyrann, was mit Wahrscheinlichkeit daher abgeleitet wird, daß er die gewohnten inneren Stammesverhältnisse durchbrochen habe.

Eine Gestalt, wie Phidon, führt den Gedanken von selbst in einen weiteren Gesichtskreis von universaler Bedeutung: die maritime Entwickelung der Griechen. Sie hängt insofern mit der Einnahme des Peloponnes zusammen, als die dreigeteilten Dorier, wie sie die Odyssee nennt, auch in Kreta eine bedeutende Macht erworben und es großenteils dorisiert hatten. Das Übergewicht zur See, das mit dem Worte Thalassokratie bezeichnet wird, war ohne Zweifel hauptsächlich in dorischen Händen. Allein auch die anderen Stämme der Griechen, die von dem Ruin des Peloponnes nicht betroffen worden waren und sich in ursprünglicher Freiheit bewegten, nahmen daran den thätigsten Anteil.

Die Gründung der Kolonien kann man als die erste Handlung des griechischen Volkes nach außen überhaupt betrachten. Es ist die merkwürdigste Eroberung, die je gemacht worden ist. Die phönizischen Kolonien hatten mehr ein merkantiles und religiöses Interesse, das sich nur in Karthago zu einem politischen erweiterte. Aber die Besitznahme aller benachbarten Küsten durch Kolonien, welche das eigentümliche griechische Leben nach allen Seiten ausbreiteten, hatte eine politische und nationale Bedeutung.

Die Kolonien liebten es, ihren Ursprung auf Apollo und das delphische Orakel zurückzuführen; in der That aber haben innere Katastrophen und Streitigkeiten den vornehmsten Anlaß zur Ausführung gegeben. Einen eigenen uralten Mittelpunkt hatten die östlichen Kolonien in Delos, wo schon in den ältesten Zeiten Zusammenkünfte der benachbarten Inseln stattgefunden haben; man wallfahrtete dahin mit Weib und Kind; es wurden Kampfspiele und Wettspiele in den Künsten der Musen angestellt.

Ein homerischer Hymnus rühmt, weder Alter noch Tod scheine Macht zu haben über die Jonier. Das Fest wurde nicht bloß von den zwölf ionischen Städten Kleinasiens, sondern auch von Chalcis und Athen besucht.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Diese zwölf Städte, deren Gründung auf die Bedrängnisse zurückgeführt wird, welche die Einwanderung der Dorier in dem inneren Griechenland verursacht habe, waren nicht durchaus ionisch; aber das ionische Element war doch das überwiegende. Man kann es mit dem Raube der Sabinerinnen vergleichen, wie die Einwanderer sich Frauen verschafften; doch geschah es noch viel gewaltsamer: nicht allein die Männer, wie es in einer ersten Stelle bei Herodot heißt, sondern auch die Väter und Kinder der Frauen wurden umgebracht. Nach Herodot wären die Nachwirkungen hiervon immer bemerkbar geblieben. Auch die äolischen Pflanzungen, mehrenteils auf einem schmalen Landstrich um den elaitischen Meerbusen her gegründet, die von argivischen Anführern hergeleitet werden, waren ursprünglich zwölf. Aber zwischen den griechischen Kolonisten wurde so wenig Friede gehalten, wie zwischen den Stämmen im Mutterlande. Smyrna wurde von den Joniern eingenommen und behauptet. In sich selbst waren jedoch die Stämme zu einer gewissen Einheit verbunden. In der Mitte zwischen Ephesus und Milet, bei dem Vorgebirge Mykale, war das Panionion, bei welchem die Priester das Opfer darbrachten. Die mächtigsten und regsamsten Städte blieben aber allezeit Milet und Ephesus: das letzte mehr auf Landbesitz bedacht, Milet dagegen eine der größten kolonisierenden Pflanzstädte, die es jemals gegeben hat; fünfundsiebzig verschiedene Kolonien werden ihm zugeschrieben, großenteils am Schwarzen Meere, dessen Küsten dadurch in den Kreis des griechischen Lebens gezogen wurden. Die Phönizier wichen hier überall zurück oder gräcisierten sich, wie denn der große Milesier Thales von altphönizischer Herkunft war.

Für die Äolier wurde nach und nach Lesbos eine Art von Metropole; Mitylene ist einer der vornehmsten Sitze der älteren griechischen Kultur. Gerade in diesen Regionen blieb das homerische Zeitalter in der lebendigsten Erinnerung; das ionische Chios ist der Sitz der Homeriden, welche die Überlieferung festhielten.

So wichtig und bedeutend für die Welt das nun aber auch alles ist, so hält es doch keinen Vergleich mit den dorischen Ansiedlungen aus. Die südwestliche Küste von Kleinasien war von dorischen Ansiedlungen umsäumt. Halikarnaß, „die Burg des Meeres", bildete mit Knidos, Kos und Rhodos eine besondere dorische Amphiktyonie. Eine Reihe von Inseln im südlichen Teile des ägäischen Meeres beschrieb gleichsam eine Linie dorischer Pflanzungen, darunter Thera; auch die kretensischen Kolonien an den Küsten Lyciens dürfen als dorisch betrachtet werden. Die Sage vergißt nicht, der Vermittelung von Kreta zu gedenken, wenn eine dorische Gründung an der lybischen Küste, Cyrene, die von Thera ausgegangen sein soll, zu motivieren ist. Nach einer anderen Seite hin griff Megara ein. Dieser Stadt wird die Ehre zuerkannt, Chalcedon gegründet, die weltbeherrschende Stellung von Byzanz zuerst erkannt zu haben. Es könnte Bewunderung für den dorischen Namen einflößen, wenn man die Kolonisation an der Propontis, in dem südwestlichen Kleinasien und in Libyen als im Zusammenhange gedacht betrachten dürfte;

es ist gleichsam eine Besitznahme der wichtigsten maritimen Positionen in dem östlichen Mittelmeer. Das ist aber noch nicht genug; man muß damit die Pflanzungen verbinden, die den griechischen Namen zugleich über Sicilien und das südliche Italien ausbreiteten.

Die große Metropole für die westlichen Gründungen war Korinth. Von hier aus ist Korkyra und die gegenüberliegende illyrische Küste kolonisiert worden; Epidamnus (Dyrrhachium) ist eine korinthische, Tarent eine spartanische Anlage. Der Tradition nach war es ein Zufall, durch welchen die Chalcidier nach der sicilischen Küste getrieben wurden; diese Überlieferungen haben beinahe den Reiz von Entdeckungsreisen. Die Hauptsache aber war die Niederlassung auf Sicilien. Von Ortygia aus, das sich zu Sicilien ähnlich verhält, wie Mitylene zu Lesbos, wurde Syrakus gegründet. Rhodos hat keine Gründungen im Osten, wohl aber die wichtigsten im Westen vollbracht. Von Rhodos stammen Gela und Agrigent. Der Grund davon ist ohne Zweifel, daß es im Orient benachbarte mächtige Reiche gab, welche jeden weiteren Fortschritt hemmten, im Westen dagegen die Phönizier, d. h. die Karthager, mit den ihnen am bequemsten gelegenen Küsten fürs erste zufrieden waren und die anderen Teile der Insel den Griechen überließen, die dann die Eingeborenen leicht überwältigten, wie das auch in Libyen geschah. Syrakus und Agrigent kamen bald empor, sowie Cyrene.

So breiteten sich die Hellenen nach beiden Seiten ihres Mutterlandes, das selbst eine Art von Littorale ist, nach Osten und nach Westen hin aus. Das zu bilden, was man eine Macht nennt, davon waren sie weit entfernt, es lag sogar nicht in ihrer Natur; aber sie bildeten ein Element, dem die größte Einwirkung auf die Welt bevorstand, und das sogleich nach allen Seiten sich Geltung verschaffte. Wohl das meiste hiezu hat die Kriegsübung zu Lande und zur See beigetragen, in welcher die Dorier zu einer außerordentlichen Vollendung reiften. Überhaupt erscheinen die Griechen als vortreffliche Kriegsleute. Sie waren schon durch ihre Bewaffnung den Nachbarn überlegen. Die Erzarbeiten in Chalcis galten für die besten der Welt, und obgleich sie ihre Waffen als Ware betrachteten und in die Fremde verbreiteten, so war doch die Ausrüstung der Hopliten eigentümlich hellenisch. Einen ähnlichen Aufschwung nahm nun aber auch das maritime Kriegswesen. Die Triremen sind in Korinth erfunden worden und haben dann gedient, Samos zu einer Seemacht zu erheben.

Ein lebensvolles, wiewohl in tausend Besonderheiten gespaltenes Volkstum, das sich an jeder Stelle nach einem eigenen Antrieb bewegte. Diesen Mannigfaltigkeiten in jeder Beziehung nachgehen zu wollen, würde zu weit in die Erörterung lokaler Zustände führen. Aber das griechische Gemeinwesen bietet noch eine für alle Zeit bedeutende Eigentümlichkeit dar. Eine allgemeine Politik hatten die Hellenen nicht. Mit den großen Potenzen, deren wir gedacht haben, lassen sie sich nicht vergleichen; ihre Landschaften und Städte waren doch nur von geringem Umfang. Aber wie diese Men-

schen, welche von niemandem Antrieb und Muster nahmen, untereinander lebten und ihre öffentlichen Angelegenheiten ordneten, verdient die aufmerksamste Betrachtung. In ihrer Unabhängigkeit und Beschränktheit haben sie, in stetem Kampfe in sich selbst und untereinander, die Grundlagen der Staatsformen hervorgebracht, welche sich überhaupt in der Welt gebildet haben. Wir sehen Monarchie, Aristokratie, Demokratie neben- und nacheinander entstehen nach Maßgabe der Vergangenheit jedes Gemeinwesens und dem besonderen Interesse desselben für seine jedesmalige Gegenwart. Nicht einfach und einem bestimmten Begriffe gemäß traten diese Formen hervor, vielmehr modifiziert und erst durch diese Modifikation lebensfähig. Ein Beispiel davon ist Lacedämon. Wenn von den heraklidischen Geschlechtern das eine nach der Tyrannis strebte, das andere mit den unterworfenen Eingeborenen in ein Verhältnis trat, durch welches das Recht der Eroberer vernichtet wurde, so ist es verständlich, daß in dem dritten, dem spartanischen Gemeinwesen, das aristokratische Prinzip um so strenger festgehalten wurde. Schon an und für sich war dadurch, daß das Königtum in Lacedämon ein zwischen zwei Linien, von denen keine den Vorzug haben sollte, geteiltes war, dafür gesorgt, daß etwas ähnliches wie in Argos hier nicht leicht vorkommen konnte. Die beiden Könige waren vor allem eben nur gleichberechtigte Mitglieder der Gerusia, die eine Stellung gewann, wie sie jenen Alten des homerischen Zeitalters unerreichbar gewesen wäre.

Aber auch die Gerusia hatte eine Gemeindeversammlung neben sich, die, sehr aristokratisch in Bezug auf die Eingeborenen und Unterworfenen, doch dem Könige und den Alten gegenüber wiederum demokratisch war. Das innere Leben der spartanischen Verfassung beruhte nun auf dem Verhältnis der Gerusia und des aristokratischen Demos. Von Anfang an, laut einer uralten Rhetra, stand den Königen und der Gerusia die Initiative in der Versammlung zu. Sie hatten die Vorschläge zu machen; aber zu entscheiden hatte doch lediglich die aristokratische Gemeinde. Von seiten der Könige wurde der Versuch gemacht, dieses Recht, wenn es unzweckmäßig ausgeübt würde, zu beschränken; allein dagegen erhob sich aus dem aristokratischen Demos die Macht der Ephoren, denen die Befugnis zustand, die Versammlung zu berufen und die Könige selbst anzuklagen. Dagegen gewährleisten sie den Königen im Namen des Demos den Besitz ihrer Macht, inwiefern sie sich den Gesetzen unterwerfen. Zwei von ihnen begleiteten den König auf seinen Kriegszügen. Friedensschlüsse abzuschließen war das Vorrecht der Ephoren. In ihnen ruht der Nerv der höchsten Gewalt. Die spartiatische Aristokratie beherrschte den Peloponnes. Allein die Verfassung hatte zugleich durch die Ephoren ein demokratisches Element in sich, durch welches die Leitung der Angelegenheiten in allezeit kräftigen Händen vereinigt werden sollte.

Daneben konnten die rein aristokratischen Verfassungen, denen es an einem solchem Centrum fehlte, sich nirgends recht behaupten. Die Bacchiaden in Korinth, zweihundert an Zahl, an deren Spitze ein Prytane stand, fast

die Vornehmsten unter allen, die sich nur untereinander verheirateten, wurden durch Kypselos, den Sohn eines Vaters von niedrigem Stande, aber von der Mutter her ihnen verwandt, ihrer exklusiven Herrschaft beraubt. Die Rede ist berühmt, in der die Korinther sich einst über die Gewaltsamkeiten dieses Regiments bei den Lacedämoniern beschwert haben. Aber ganz recht hatten sie wohl nicht, wenn sie sich hiebei auf die Verfassung von Sparta selbst bezogen. Denn die Bacchiaden waren mehr der Gerusia zu vergleichen, die doch in Sparta den Ephoren gegenüber keine wesentliche Autorität behauptete. Ein zusammenfassendes Element, wie es in Sparta die Oberhand behielt, fehlte in anderen Städten. Nur in Theben gelang es einem ausgewanderten Bacchiaden, Philolaus, durch eine strenge Gesetzgebung, welche hauptsächlich eine zu große Verteilung des den Geschlechtern zugehörigen Grundbesitzes verhüten sollte, die aristokratische Herrschaft zu befestigen. Er führte eine Isonomie in der Oligarchie ein, in deren Folge sich diese behauptete.

Anderwärts wirkten die Gegensätze der elementaren Bestandteile der Städte und Landbezirke auf eine Weise ein, die man in Sparta unmöglich billigen konnte. Die Tyrannis stützte sich auf das achäische Volk, welches sich der exklusiven Herrschaft der dorischen Geschlechter widersetzte. Kypselos und sein Nachfolger Periander umgaben sich mit Leibwachen, mit deren Hülfe sie die Reihen ihrer Feinde aus den Geschlechtern durch Exil oder Hinrichtungen lichteten, aber das Volk, das sie zu beschäftigen Sorge trugen, im Zaum hielten. Am meisten ausgesprochen war dieser Gegensatz in Sicyon, wo die aus dem Volk hervorgegangenen Orthagoriden das Stammesverhältnis geradezu veränderten und die dorischen Phylen mit Schmach überhäuften, fortdauernd im Widerstreit gegen Argos, dem sie einst unterworfen gewesen waren. In Megara schwang sich Theagenes, der zu den vornehmsten Geschlechtern gehörte, mit Hülfe der Achäer, welche die Herrschaft der Geschlechter nicht dulden wollten, zur Tyrannis empor. In den ionischen Städten, wo die Geschlechter eine so feste Position, wie in den dorischen, bei weitem nicht hatten, namentlich auf den Inseln und in den Kolonien, bildete sich die Tyrannis selbständig aus. Man bedurfte einer Macht, um die Kräfte der Gesamtheit nach bestimmten Zielen zu leiten. Es gab Interessen, nicht allein der Unterworfenen gegen die eingewanderten Herrscher, sondern der Populationen überhaupt. Ähnlich wie die Kypseliden in Korinth, der westlichen Kolonialmetropole, erhob sich in der östlichen, in Milet, Thrasybul von der Prytanenwürde aus zum Tyrannen, in Ephesos Pythagoras, der die Basiliden stürzte, in Samos Polykrates, der auch die Cykladen beherrschte; von ihm erzählt man, daß er das Eigentum der Bürger eingezogen und es denselben dann wieder geschenkt habe. Durch die vereinigten Kräfte der Gemeinden erlangten die Tyrannen die Mittel, sich mit einem gewissen Glanze zu umgeben und vor allem Poesie und Kunst freigebig zu fördern. Polykrates eröffnete ihnen seine Burg, in der wir Anakreon und Ibykus finden; Kypselos hat dem Zeus ein berühmtes Standbild in Olympia gewidmet; die

Kunstschule von Sicyon war unübertrefflich; bei Periander sammelten sich die sieben Weisen, Männer, in denen sich eine ausgezeichnete politische Stellung mit sinnvoller Lebensweisheit verband. Zu dieser Zeitgenossenschaft gehörte nun auch der Gesetzgeber von Athen, Solon, der vor allen anderen die Aufmerksamkeit der Nachwelt auf sich gezogen hat. Er ist der Begründer der Demokratie von Athen.

Die Überlieferung über Solon hat manche fabelhafte Züge, z. B. sein Erscheinen auf dem Markte in der Fassung eines Mannes, der nicht ganz bei Sinnen ist, was an die Sage von Brutus erinnert. Auf sehr charakteristische Weise trifft die Erzählung, daß Lykurg bei seiner Abreise die Lacedämonier zur Beobachtung seiner Gesetze auf immer verpflichtet habe, mit der Überlieferung zusammen, daß Solon eine ähnliche Verpflichtung den Athenern, jedoch nur auf zehn Jahre, auferlegt habe. Sehr gerechtfertigt sind die Zweifel, die man gegen die Erzählung über die Zusammenkunft Solons mit dem letzten König von Lydien erhoben hat. Aber in der Hauptsache haben doch die Nachrichten von Solon einen bei weitem festeren Grund und Boden, als die über Lykurg. Die Gesetzgebung, die man ihm zuschreibt, rührt in der That von ihm her. Sie trifft auf der einen Seite mit den allgemeinen Gegensätzen zusammen, die in den griechischen Städten vorwalteten, und trägt auf der anderen das Gepräge eines der Welt kundigen, vielerfahrenen Mannes; ihre vornehmste Grundlage hat sie in den Zuständen von Attika selbst.

Die überwiegende Meinung des Altertums ging dahin, daß Attika zu den ionischen Landschaften zu rechnen sei. Die attischen Stämme, die sich in der Hauptstadt vereinigt hatten, werden ebenso unterschieden, wie die ionischen, und tragen dieselben Benennungen. Wenn nun hierin die Unvermischtheit der attischen Bevölkerung angedeutet ist, so entspricht es dem, daß die älteste Tradition bis auf die Gefahr einer Einwanderung zurückgeht, welche in dem Vordringen der Herakliden und Dorier lag, und die Rettung des Landes von der Selbstaufopferung des letzten Königs herleitet, dem dann kein anderer nachzufolgen würdig gewesen sei. Es ist einer allgemeinen historischen Wahrnehmung gemäß, daß die Autonomie der eingeborenen Bevölkerungen, welche durch die Herakliden in weitem Umfange unterdrückt wurde, dagegen an einer anderen Stelle sich um so kräftiger erhob. Auf die Verfassung hatte dies keine unmittelbare Rückwirkung. Auch in Athen traten große Geschlechter auf, welche die Herrschaft in der einen oder anderen Form ausübten und das Recht verwalteten. Die uralte Gerichtsstätte, wo das in primitiven Formen geschah, der Areopag, der durch mythische Erinnerungen geheiligt war, verschaffte ihnen eine bevorzugte, mit der Religion verbundene Autorität; dabei bestanden doch dem Herkommen gemäß Geschlechter und Phratrien fort. Die Phratrien sind heilig gehaltene Genossenschaften, in denen ein Geschlecht gleichsam das Bestehen des anderen gewährleistete; die vier Stämme werden

unmittelbar an die Götter angeknüpft, worin eben der Anspruch auf ihre Gleichberechtigung liegt.

Nun aber erfolgt auch in Athen eine Entzweiung der mächtigen Geschlechter, wie in den meisten anderen Städten. Von welcher Heftigkeit sie war, kann man aus dem drakonischen Gesetze entnehmen, welches für alle Verbrechen nur eine Strafe, die des Todes, kennt; denn in der allgemeinen Parteiung war das kleinste so gefährlich, wie das größte. Auch in Attika erhoben sich Oberhäupter, die nach der Alleinherrschaft trachteten. Einer der vornehmsten Eupatriden, Kylon, nahm einst die Akropolis in Besitz. Ihm setzte sich das Geschlecht der Alkmäoniden entgegen; aber indem es die Gehülfen Kylons, welche sich nach einem heilig geachteten Asyl geflüchtet hatten, von demselben weglocken und dann hinrichten ließ, verletzte es die Religion des Landes, d. h. doch, menschlich ausgedrückt, das höhere Gesetz, welches allem zu Grunde lag und die Einwohner untereinander zusammenhielt. Daß der Grund und Boden, auf dem man steht, durch gewisse Handlungen entweiht werde, war eine herrschende Vorstellung der Völker des Altertums. Das Geschlecht der Alkmäoniden, welches sich einer solchen Handlung schuldig gemacht hatte, ward von dem allgemeinen Abscheu betroffen und verbannt; aber das Land selbst mußte mit den Göttern wieder versöhnt werden. Es ist noch eine Rücksicht auf Kreta, von wo das delphische Orakel abgeleitet wurde, wenn ein kretensischer Kurete, berühmt als Vertrauter der Götter, nach Attika eingeladen wurde, um die heiligen Gebräuche einer Lustration zu vollziehen und das Land der Gnade der Götter wieder zu versichern.

Durch Ereignisse dieser Art konnte das Ansehen der vornehmen Geschlechter nicht anders als von Grund aus erschüttert werden. Das eine hatte die allgemeine Freiheit vernichten wollen, das andere die Götter beleidigt. Noch behaupteten sich jedoch, nachdem die Alkmäoniden verbannt waren, die übrigen Eupatriden in vollem Ansehen. Man könnte sie nicht mit der lacedämonischen Aristokratie vergleichen, da diese die Einwohner des Landes als ihre Unterthanen betrachtete. Die Einwohner von Attika waren einander gleich in angestammten Rechten; aber eine ähnliche Abhängigkeit, wie dort, schien sich doch auch hier bilden zu können. Es war eigentlich ein privatrechtliches Verhältnis, das den Anlaß dazu gab; denn nach den bestehenden Gewohnheiten und Gesetzen führte die Schuldhaft, wenn es nicht möglich war, sie durch Zahlung zu heben, unmittelbar zur Knechtschaft und Sklaverei. Der anwachsende allgemeine Verkehr brachte es mit sich, daß Menschen, welche athenienſische Bürger waren, in die Sklaverei verkauft werden konnten. Wenn das einen Fortgang hatte, so würde die Unterthänigkeit der niederen Klassen unter die höheren zur Regel geworden und das Land seiner besten Kräfte beraubt worden sein. Schon war das Gemeinwesen so tief herabgesunken, daß es sich Salamis, welches die Häfen von Athen beherrschte, hatte entreißen lassen.

In diesem Gewirre religiöser und rechtlicher Mißverhältnisse, politischer Schwäche und Unfähigkeit nach allen Seiten ist nun Solon aufgetreten. Er gehörte den Eupatriden an; sein Geschlecht ward auf Kodrus selbst zurückgeführt. Aber die Wohlfahrt seines Vaterlandes ging ihm über die Ansprüche seines Standes. Wenn man es wagen dürfte, in dem hohen Altertum von Motiven zu reden, welche jedermann verständlich sind, so würde man die Gesetzgebung Solons von dem Gefühl herleiten, das jeden Patrioten ergreift, der sein Vaterland in einer verderblichen Lage sieht, aus welcher ein Ausweg gefunden werden muß, wenn nicht alles verloren gehen soll. Ihm schreibt man jene Entsühnung des Landes zu, die gleichsam einen Friedensschluß mit den Göttern desselben enthält, überdies aber die Wiedereroberung von Salamis, durch welche der Piraeus erst wirklich brauchbar wurde. Solon selbst war in Handelsgeschäften thätig; schon bei dieser Beschäftigung mußte er inne werden, wie unendlich wichtig die freie Verfügung über Küsten und Häfen für Attika sei, und wozu es durch Benutzung seiner natürlichen Lage sich erheben könne. Dafür aber war vor allem eine, die Freiheit der Bevölkerung sichernde Einrichtung nötig. In dem Altertum verschwinden alle anderen Unterscheidungen gegen die eine zwischen Freigeborenen und Sklaven, und kein anderes Verhältnis hat zu bürgerlichen Unruhen mehr Anlaß gegeben, als der Versuch der Begüterten, durch das gesetzliche Recht der Schuldhaft die ärmeren Mitglieder des Gemeinwesens in die Klasse der Unfreien herabzudrücken; denn für die Zahlung der Schuld bürgte auch der Mensch; jeder mußte persönlich und mit seiner Familie für die Einlösung der Schulden dienstbar werden. Das juridische Recht wurde hierdurch zum größten politischen Unrecht. Die Zahlungsunfähigen wurden selbst in die Sklaverei verkauft. Noch war bisher der Betrieb des Sklavenhandels, der in Tyrus seinen Mittelpunkt hatte, niemals so schwunghaft gewesen, wie in dieser Epoche. Die Handelsleute folgten den Heerscharen ins Feld, die Kriegsgefangenen wurden sofort als Sklaven verkauft, und zu denen wurden auch die um bürgerlicher Ursachen willen der Freiheit Beraubten geschlagen. Was mußte ein angesehener Mann von Athen empfinden, wenn unter den Sklaven, welche verkauft wurden, auch die eigenen Landsleute waren, die sich vor kurzem noch der Freiheit erfreut hatten! Dies war der erste Übelstand, den Solon, als ihm durch allgemeine Übereinstimmung Autorität zu teil wurde, zu heben unternahm. Er sicherte seine Landsleute davor, fortan als Sache behandelt zu werden. Kein eingeborener Athener sollte von nun an wegen seiner Schulden zur Knechtschaft verdammt oder gar in die Fremde verkauft werden dürfen. Die, welche diesem Lose verfallen waren, kamen wieder nach Attika zurück. Manche waren so lange in der Fremde herumgeworfen worden, daß sie den heimischen Dialekt verlernt hatten. Ich weiß nicht, ob man darin nicht einen der ersten Schritte der Anerkennung der Menschenwürde sehen kann, wiewohl er nur auf das eigene Land beschränkt blieb.

Noch in anderen Beziehungen aber hatten die Geldverhältnisse zerrüttend

in Attika gewirkt. Auch die drückenden Belastungen der liegenden Gründe waren nimmermehr zu beseitigen, wenn alte Privatverträge wörtlich ausgeführt werden sollten. Wir fürchten nicht, zu irren, wenn wir es dem persönlichen Anteil, den Solon an dem Weltverkehr nahm, zuschreiben, daß er den Geldwert nicht mit der absoluten Strenge der Landeseingesessenen festhielt. Von ihm rührt es her, wenn bei den Prägungen, durch welche der orientalischen Goldwährung eine occidentalische, eine griechische Silberwährung entsprechen sollte, der Gehalt der Silbermine herabgesetzt und dem alten Realwert ein Nominalwert substituiert wurde, was dadurch erleichtert worden sein wird, daß der Zufluß des Goldes eben stärker wurde, wie man ja weiß, daß demgemäß der Wert des Goldes im Verhältnis zum Silber auch während des Altertums stieg und fiel. Die neue Silbermine wurde der alten gleichgestellt, und die Darlehen, die auf dem alten Fuße geschehen waren, konnten im neuen zurückgezahlt werden. Die politische Notwendigkeit gelangte zum Übergewicht über die privatrechtlichen Bestimmungen. Aber der in dem Handelsverkehr wohlbewanderte Gesetzgeber hielt darüber, daß Darlehen auf Zinsen in Attika gäng und gebe blieben, während man anderwärts viel gegen diese einzuwenden hatte. Wir befinden uns hier immer auf einem nicht hinreichend durch zuverlässige Überlieferung gesicherten Gebiete. Aber das leuchtet doch ein, daß durch Solons Vorkehrungen die socialen Verhältnisse in Bezug auf Religion, Menschenfreiheit, inneren Verkehr umgestaltet wurden. Dem schloß sich nun die politische Umwandlung an, durch welche Solon ein großes Gemeinwesen begründet hat.

Eine Neuerung von weitgreifender Bedeutung ist die sogenannte Timokratie, nach welcher ein bestimmtes Vermögen zur Beteiligung an den Staatsämtern nötig war. Die Timokratie durchbrach die bisherigen aristokratischen Institutionen, insofern sie die Rechte der Geburt durch Forderung eines Census beschränkte. Dieser wurde nach altherkömmlicher Sitte nach dem Maße des Ertrages, welchen der Grundbesitz abwarf, fixiert. Drei Klassen wurden eingerichtet mit bestimmten Vorrechten und Pflichten. Auch die dritte wurde jedoch auf eine Weise festgesetzt, daß es noch viele Eupatriden geben mußte, welche sie nicht erreichten und dadurch von den wichtigsten Staatsämtern ausgeschlossen wurden. Von einer Vernichtung des Vorrechtes, das sich von jeher an den Besitz knüpfte, war nicht die Rede, sondern nur von einer Fixierung desselben, die zugleich eine Bestätigung enthielt. Wie hätte sich auch denken lassen, daß der vorwaltende, noch immer sehr mächtige Adel die pekuniären Neuerungen, welche Solon einführte, angenommen hätte, wenn er nicht auf eine andere Weise gleichsam entschädigt worden wäre! Nur die drei höheren Klassen zahlten direkte Steuern und konnten zu den Ämtern gewählt werden. Auf den ersten Blick liegt nun darin ein Widerspruch gegen die anderwärts allenthalben obwaltenden Tendenzen.

Die Gesamtbewegung der griechischen Staaten und Städte ging dahin, die Oligarchien zu beschränken oder vielmehr ihnen die entscheidende Gewalt

in den allgemeinen Angelegenheiten zu entreißen. Diese Tendenz war es, auf welcher die Tyrannis beruhte. Sie begründete ihre Macht auf die Erhebung der unteren Schichten der Bevölkerung; aber die Repräsentation, die sie ihnen gab, war gewaltsam und vorübergehend. Das wesentliche Moment, welches der Tyrannis zu Grunde lag, suchte nun Solon dadurch zu erreichen, daß er den von der eigenen Amtsführung ausgeschlossenen Klassen, die doch nur deshalb ausgeschlossen waren, weil ihr Vermögen für die gute Verwaltung der Ämter nicht die genügende Bürgschaft gab, ein zwiefaches Recht von hoher Bedeutung zuerkannte: das Recht der Wahl zu den Ämtern und der Prüfung der jedesmaligen Verwaltung, nachdem sie beendigt war. Die Wahl war keineswegs eine allgemeine; sie mußte allezeit nach den gesetzlichen Bestimmungen geschehen, und da für die höchsten Ämter, auf die es besonders ankam, die Zahl der Berechtigten und Befähigten nur eine geringe sein konnte, so wird das Wahlrecht vornehmlich in einer Zurückweisung der minder Beliebten und Ehrenwerten bestanden haben. Durch die Prüfung wurden die höchsten Magistrate der Volksversammlung verantwortlich; die Archonten selbst konnten von der Ehre, im Areopag zu sitzen, ausgeschlossen werden. Die Vornehmen behielten Rang und Anspruch; aber sie hingen doch in dem, wohin ihr Ehrgeiz hauptsächlich hing, in der Ausübung der höchsten Gewalt, von dem Dafürhalten der Volksgemeinde ab. Darin liegt nun die große Handlung Solons: die Volksklassen, deren Mitglieder einzeln genommen von der Verwaltung des Staates ausgeschlossen waren, erhielten in ihrer Gesamtheit eine Befugnis, in der doch wieder die höchste Gewalt lag, wie sie anderwärts nur die Tyrannis ausüben konnte; die solonische Verfassung hat den Charakter der Versöhnung. Aristoteles, dem wir die Kenntnis jener beiden Zugeständnisse verdanken, erklärt sie für notwendig und unentbehrlich; denn ohne dieselben würde der Demos in eine feindliche Stellung gedrängt worden sein. Für den Demos trug Solon auch dadurch Sorge, daß er den Demoten eine eigene Gerichtsbarkeit verlieh, um ungerechte Eingriffe in ihre Verhältnisse abzuwehren. Der Zusammensetzung des Gemeinwesens aus zwei verschiedenen Elementen entspricht es nun, wenn Solon zwei verschiedene Senate einrichtete: den einen aus den gewesenen Archonten, mit der Bestimmung, die Gesetze aufrecht zu erhalten, von mehr aristokratischer Natur; es war der Areopag. Der andere, probuleutische Senat ist der Rat der Vierhundert, der die Befugnis hatte, der Volksversammlung die Gegenstände ihrer Deliberation zu bestimmen und die Ausführung ihrer Beschlüsse zu überwachen. Die vierhundert Mitglieder waren zu gleichem Verhältnis aus den vier Stämmen genommen. Solon soll gesagt haben, daß durch diese beiden Räte die Sicherheit der Republik bewirkt werde, wie die eines Schiffes inmitten der Meeresbewegung durch zwei starke Anker.

In den poetischen Reliquien, die das Altertum unter dem Namen Solons kannte, zeigt sich nicht gerade Tiefsinn und Größe, aber Kenntnis des Guten und Wünschenswerten in den menschlichen Verhältnissen, nicht ohne eine wahr=

hafte Sympathie für die göttlichen Dinge. Sein Wahlspruch, „Nichts zu viel" bezeichnet sein Wesen. Er war ein Mann, der da wußte, was die Zeit zu fordern das Recht hat, und die obschwebenden Verwirrungen benutzte, um es durchzuführen. Unaussprechlich ist es, was er dem Volk von Athen gewesen ist und für dasselbe geleistet hat. Jene Hebung der pekuniären Lasten, Seisachtheia, machte das Leben erst erträglich für die niederen Klassen. Indem er dann den Anteil der Vornehmen an der Regierung von der Billigung des Gemeinwesens abhängig machte, hat er die Demokratie zwar keineswegs eingeführt, aber begründet. Das Volk wurde von ihm mit Attributen bekleidet, welche es in der Folgezeit weiter zu entwickeln getrachtet hat. Ursprünglich erscheint das demokratische Element als unentbehrlich für das innere Staatsleben; es war dazu bestimmt, ein Gegengewicht gegen die Macht der Oligarchie zu bilden. Wenn der aristokratischen Versammlung in Sparta, wie gezeigt, die Vollgewalt angehörte, so ist es bemerkenswert, daß Solon in einem seiner berühmtesten Verse erklärt, er habe dem Volke nur eben so viel Gewalt zugesprochen, als notwendig sei. Sollte nun aber der athenische Demos sich mit dieser beschränkten Gewalt begnügen? Die ganze spätere Zeit zeigt das Streben, sie zu erweitern und zur obersten Autorität auszubilden.

In inneren Zerwürfnissen stellt sich dem gesetzgebenden Geiste immer als das erste Bedürfnis dar, das gestörte Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Gewalten und Ständen wiederherzustellen. Das ist es, was Solon für Athen beabsichtigte und großenteils ins Werk setzte. Darin besteht sein vornehmstes Verdienst. Doch ist seine Staatsveränderung nicht gleichsam durch natürliche Entwickelung aus heimatlichem Boden hervorgegangen; es war zugleich eine Rückwirkung des allgemeinen Zustandes der Welt, durch welche eine solche ausführbar und heilsam wurde. Wenn wir nicht irren, so hat zum erstenmale die Macht des Geldes in das Innere eines bedeutenden Gemeinwesens eingegriffen. Der allgemeine Verkehr bot Solon die Mittel zu seinen vornehmsten Anordnungen dar.

Ein anderes Moment liegt in der Unterscheidung des Menschen von der Sache und von dem Gelde. Das Geld wird, was es sein soll, ein Mittel der politischen Ausgleichnng. Es war nicht allein ein Vorteil für die ärmeren Klassen, daß sie von der Gefahr befreit wurden, von Haus und Hof vertrieben oder als Sklaven verkauft zu werden; durch die solonischen Gesetze wurden sie zugleich an das Gemeinwesen geknüpft, das sie von nun als untrennbare Glieder umfaßte.

Ewig denkwürdig ist es, daß dies durch einen Gesetzgeber geschah, in welchem sich allgemeine Anschauungen und patriotische Gesinnung durchdrangen. Man dürfte Solon nicht mit Mose vergleichen, der ein Volk aus eingelebten Vorstellungen herausriß und in der Idee einer allgemeinen Religion organisierte, zugleich Heerführer, Prophet und Gesetzgeber, von einer unnachsichtigen Strenge, welche die Nation umschuf und eine große Eroberung vorbereitete. Solon nahm keine göttliche Mission in Anspruch; noch weniger dachte er daran, eine

große Eroberung auszuführen; sein Ehrgeiz beschränkte sich darauf, ein nahes Eiland, das von alters dem Lande zugehört hatte, wiederzugewinnen und dann die verschiedenen Stände der Landeseingeborenen durch Vermittelung ihrer Streitigkeiten zu einem unabhängigen und starken Gemeinwesen zu vereinigen. Mose konnte nur symbolisch dargestellt werden; Solon erscheint in einer Büste des Altertums als ein wohlhäbiger, umsichtiger, kräftiger Mann; er war eine populäre Natur, gewandt und geschickt, voll von klugen Gedanken. Darin berühren sich die beiden Gesetzgebungen, daß sie der Idee der Sklaverei abhold sind; sonst sind sie von Grund aus verschieden.

Daß die Schöpfung des Solon haltbar sein würde, zeigte sich vom ersten Augenblick an zweifelhaft. Das Gleichgewicht, auf das seine Verfassung berechnet war, ließ sich doch im Kampfe der miteinander ringenden Elemente nicht behaupten. Tyrannis und Oligarchie hatten ihren Schwerpunkt in sich selbst. Ein solcher fehlte aber der Verfassung des Solon. Solon selbst hat noch erleben müssen, daß die von ihm eingerichtete Ordnung der Dinge doch der Tyrannis, die er vermeiden wollte, zur Grundlage diente: die Vierhundert waren es, welche selbst dazu die Hand boten. Der innere Grund lag darin, daß das demokratische Element zu schwach konstituiert war, um die Gewaltsamkeiten der Geschlechter zu beherrschen oder niederzuhalten. Um die Demokratie zu einer wirklichen Staatsgewalt zu erheben, waren noch andere Ereignisse erforderlich, welche die weitere Entwickelung derselben möglich gemacht und hervorgerufen haben.

Einen Augenblick beschwichtigt, erhoben sich die Konflikte der vornehmen Geschlechter noch unter den Augen Solons mit verdoppelter Heftigkeit. Die Alkmäoniden waren zurückgeführt und hatten besonders die Bewohner der Küste, die, bei dem Handel beteiligt, das Geld in den Händen hatten, um sich vereinigt; die echten Aristokraten, als die Bewohner der Ebene bezeichnet, welche das fruchtbare Land besaßen, standen mit den Alkmäoniden in fortwährendem Gegensatz; indem beide miteinander in Hader gerieten, bildete sich eine dritte Partei, aus den Bewohnern der Gebirgsgegenden, die den beiden anderen an Reichtum nachstand, aber in den populären Versammlungen jedweder der beiden anderen überlegen war. An deren Spitze trat Pisistratus, ein durch Kriegsthaten ausgezeichneter Mann, früher ein Freund Solons. Eben dadurch, daß sich seine Anhänger noch nicht stark genug fühlten, ihr Oberhaupt zu beschützen, wurden sie veranlaßt, demselben eine Leibwache aus ihrer Mitte zu bewilligen. Der Rat der Vierhundert selbst war es, der diesen Beschluß faßte; die Volksversammlung hat ihn bestätigt, ohne Zweifel, weil die Sicherheit der Ärmeren ein mächtiges Oberhaupt erforderte. Sobald nun aber die beiden ersten Parteien sich vereinigten, war die dritte im Nachteil, sodaß nach einiger Zeit über Pisistratus die Verbannung verhängt werden konnte. Er kehrte erst zurück, als er sich zu einer Familienverbindung mit den Alkmäoniden anheischig gemacht hatte. Er war schon ein Mann in Jahren und hatte Kinder; sein Ernst war es nicht, durch Verbindung mit dem schuld-

befleckten Hause der Alkmäoniden eine neue Familie zu gründen, wiewohl eine solche vielleicht ihn in den Stand gesetzt hätte, die Alleinherrschaft zu erlangen; er wurde aufs neue verwiesen. Aber in seinem Exil bereitete er dann alles vor, um wieder zurückzukehren.

Eines der wichtigsten Momente der Zeitgeschichte ist das Entstehen von Mietsvölkern. Pisistratus, der mit den Gewalthabern der benachbarten Inseln, besonders mit Lygdamus von Naxos, genaues Verständnis pflog, fand die Mittel, eine gemietete Schar tapferer Kriegsleute um sich zu sammeln, mit denen er dann, unterstützt von seinen alten Anhängern, in Attika eindrang. Die Gegner leisteten ihm keinen nachhaltigen Widerstand; ohne viel Mühe wurde er Meister in der Stadt und auf dem Lande. Er kam also, zwar unter Zustimmung des Volkes, aber doch durch die Waffen zur Gewalt: dem Volke wurden die Waffen versagt; es blieb auf anderweite Beschäftigungen des Friedens angewiesen. Ohne Beschäftigung wollte Pisistratus es so wenig dulden, wie mit den Waffen in der Hand. Besonders waren es thracische Mietsvölker, auf die er seine Gewaltherrschaft stützte. Die von Solon gegründete Verfassung gedachte er nicht zu zerstören; aber sie war eine solche, bei der es einer überlegenen Persönlichkeit möglich blieb, die Regierung in die Hand zu nehmen und nach Gutdünken zu führen. In dieser Stellung hat nun Pisistratus für die Macht von Athen eine Reihe von Jahren hindurch auf das ersprießlichste gewirkt, und zwar in einem auf die allgemeine Lage der Hellenen begründeten Sinn und Geist.

Die Perser waren im Besitz der Herrschaft von Kleinasien und Meister der an jenen Küsten angesiedelten ionischen Kolonien; sie streckten ihre Hände nach den Inseln aus. Es geschah im Gegensatz zu dem neuen Weltreiche, daß Pisistratus die Insel Delos, deren Beziehungen zu Kleinasien jetzt durch die Perser vernichtet wurden, auf das engste an Athen knüpfte. Im Bereiche der Kolonien faßte er selbst Fuß, indem er Sigeum auf einer Landspitze am Hellespont an sich brachte. Von hoher Bedeutung ist seine Ansicht, daß das von den Griechen eingenommene Land nicht allein dem Stamme gehöre, der es gerade inne habe; denn aus Homer sehe man, daß die ursprüngliche Besitznahme ein Werk aller Hellenen sei. Unsterbliche Verdienste hat sich Pisistratus um die Sammlung der homerischen Gedichte erworben; man möchte sagen, daß sie für ihn auch einen politischen Grund hatte. Denn darin lag doch eine Opposition gegen das Vordringen des orientalischen Geistes, der gegen Griechenland heranflutete. Die Art und Weise, durch welche sich Pisistratus der Herrschaft von Athen bemächtigt hat, könnte niemand gutheißen; es geschah infolge innerer Parteiungen und durch offene Gewalt von außen her. Aber nachdem er in den Besitz der Gewalt gekommen war, hat er sie zum Heile Athens verwaltet. Zuerst unter ihm erscheint Athen als eine Seemacht. Die Eroberung der Küstenlande von Thracien mit ihren Reichtümern, welche für die Geschichte von Athen eine große Bedeutung hat, vollzog sich unter seiner Verwaltung.

Athen erwarb einen gewissen Rang unter den Mächten, von denen es umgeben war. Man sträubt sich fast, Pisistratus einen Tyrannen zu nennen, da sich mit diesem Worte ein gehässiger Begriff von eigensinniger Gewaltherrschaft verbindet. Seine Autorität war vollkommen an ihrer Stelle; sie hatte zugleich eine athieniensische und eine panhellenische Ader. Ohne ihn würde Athen nicht geworden sein, was es später der Welt geworden ist. Wie so ganz Unrecht thut man dem ältesten exakten Historiker Thucydides, wenn man die gute Meinung, die er über Pisistratus ausspricht, von persönlichen Beziehungen herleitet, die einem Historiker, wenn er seines Amtes wirklich wartet, aus den Augen verschwinden! Aber bei alledem ist es doch wahr, daß Pisistratus Athen mit absolutem Gebot regierte und den Anlauf nahm, die Tyrannis auf alle Zeit daselbst zu begründen, wie es ihm dann wirklich gelang, die Gewalt, die er besaß, seinen Söhnen Hippias und Hipparch zu hinterlassen. Auch die Zeit dieser seiner Nachfolger wird in einem platonischen Dialog als eine goldene geschildert; so vollkommen war die Blüte Athens in jenen Zeiten der Ruhe. Aber niemals kann doch die öffentliche Wohlfahrt den Mangel an Berechtigung vergessen lassen. Und wie hätte man es nicht empfinden sollen, was darin lag, daß eine starke Grundsteuer dazu diente, die Gewalthaber mächtig zu machen, während das Volk unbewaffnet blieb? Die Volksgemeinde, die sich an das Haus des Pisistratus angeschlossen hatte, trennte sich allmählich von demselben. Gerade der von den beiden Brüdern, welcher das meiste Verdienst um die Kultur hatte, Hipparch, wurde beim Feste der Panathenäen ermordet. Es war ein Akt der Rache für eine persönliche Beleidigung. Aber kein Zweifel ist, daß republikanische Gefühle den Mordstahl schärften; die Mörder wurden als Männer gefeiert, die zur Wiederherstellung der Freiheit das eigene Leben aufgeopfert hatten. In der Besorgnis, von einem ähnlichen Schicksal heimgesucht zu werden, wurde nun Hippias wirklich ein odioser Tyrann und erweckte allgemeines Mißvergnügen.

Zugleich aber wurde durch die Erschütterung des Ansehens der herrschenden Familie bewirkt, daß die großen Verbannten, welche Pisistratus ausgestoßen hatte, sich zu dem Unternehmen, ohne welches ihre Rückkehr unmöglich war, dem Sturze des Hippias, vereinigten. Es waren vor allen die Alkmäoniden, die, von Pisistratus verbannt, ihren Sitz in Phocis aufgeschlagen, aber sich eine Stellung verschafft hatten, durch welche sie selbst im Exil furchtbar wurden. Besonders waren sie mit dem delphischen Orakel verbunden, dem sie einen prächtigen Tempel erbauten; und die Spartaner waren allezeit geneigt, eine aufkommende Tyrannis zu bekämpfen und oligarchische Regierungen, wie die ihre, an deren Stelle zu setzen. Die Alkmäoniden und ihre Bundesgenossen nahmen eine starke Position in Attika nahe der Grenze ein. Hippias seinerseits gewann den Beistand thessalischer Ritter; aber diese wollten zuletzt ihr Blut für eine ihnen fremde Sache nicht vergießen und zogen sich zurück. Hippias hatte das Unglück, daß seine Kinder, die durch die Flucht gerettet werden sollten, in die Hände der vereinigten Gegner fielen. Um sie zu be-

freien, mußte er sich entschließen, die Burg zu räumen. Die Staatsveränderung, welche hierdurch eintrat, schien nun nicht anders, als zu einem oligarchischen Regiment führen zu können. Denn auch andere vornehme Geschlechter hatten sich den Alkmäoniden angeschlossen, und man kann nicht zweifeln, daß der Sinn der Spartaner dahin ging. Der Erfolg aber war ein durchaus anderer. Die Oligarchie hätte nur dadurch zu stande kommen können, daß die Alkmäoniden und die übrigen Geschlechter sich vollkommen verständigt und vereinigt hätten. Zwischen denen aber bestand ein uralter, immer durch neue Zerwürfnisse geschürter Hader und Haß. Und noch ein anderes Moment aus früheren Zeiten wirkte hierauf ein. Man konnte in Lacedämon niemals vergessen, daß die Alkmäoniden ausgewanderte Messenier waren, welche in Athen eine Zuflucht gesucht und gefunden hatten. Es zeigte sich bald, daß zwischen den Alkmäoniden und den Spartanern zwar ein vorübergehendes, aber doch kein dauerndes Einvernehmen begründet werden konnte. In diesem Widerstreit einerseits mit den eupatridischen Geschlechtern, andererseits mit den Spartanern, hat nun der Alkmäonide Klisthenes den Gedanken gefaßt, den durch Solon geschaffenen demokratischen Einrichtungen vermittelst einer durchgreifenden Umbildung des Demos eine von dem Dafürhalten seiner Standesgenossen unabhängige Autorität zu verschaffen. Das vornehmste Mittel hiezu bildete für ihn die Auflösung der alten Stämme, deren gentilicische Verbände die altherkömmliche Einwirkung der Eupatriden unterstützten. Er hatte dafür ein Vorbild an seinem Großvater Klisthenes in Sicyon, der, um diese Stadt sich vollkommen zu unterwerfen, die alten dorischen Stammgenossenschaften auflöste und ihre Namen abschaffte. So verfuhr nun Klisthenes mit den ionischen in Athen, wohlverstanden jedoch, zu einem ganz anderen Zwecke. Der Großvater hatte die Tyrannis für sich selbst angestrebt; der Enkel setzte sich zugleich der Tyrannis und der Autorität der Eupatriden entgegen; er gründete eine neue Einteilung des Volkes in zehn Stämme, bei der das demokratische Prinzip die Oberhand erhielt. Wohl rief das nun unverweilt eine oligarchische Reaktion hervor, welche abermals die Spartaner auf ihrer Seite hatte, die, mit den peloponnesischen Verbündeten vereinigt, unter ihrem König Kleomenes heranzogen, um der begonnenen Neugestaltung Einhalt zu gebieten. Sie machten dem Klisthenes die alte alkmäonidische Verschuldung nochmals zum Verbrechen, so daß dieser für den Augenblick zurücktrat. Der athenienſischen Demokratie, die nun auch ohne ihn ihre neu erworbenen Rechte mit allen ihren Kräften verteidigen mußte, kam dabei nichts mehr zu statten, als daß die übrigen Peloponnesier schon damals nicht gemeint waren, die Spartaner zu Herren von Attika werden zu lassen. Statt ernstlich zu dem Kriege zu schreiten, gingen sie auseinander; es geschah auf der Ebene von Eleusis. Eines freien Athen bedurften die Peloponnesier selbst schon deshalb, um nicht in volle Abhängigkeit von Sparta zu geraten. Noch waren Böotier und Chalcidier im Felde, um die Sache der Oligarchie zu führen. Die Athener, an deren Spitze jetzt Klisthenes wieder erschien, verfochten die

ihre mit einem Mut, den sie bisher noch nie gezeigt hatten, und mit dem besten Erfolge. Denn eine treffliche Waffe, sagt Herodot, ist die Isegorie; ein jeder weiß, daß er für sich selber streitet.

So ist die Demokratie von Athen ins Leben getreten. Ihre Erhebung entsprang nicht etwa unmittelbar aus der Idee von allgemeinen unverjährbaren Gerechtsamen; so ist sie weder von Solon, noch von Klisthenes betrachtet worden; für diese war sie ein Moment von politischer Notwendigkeit. Aber einmal begründet, gewann sie eine unüberwindliche Kraft, die das wirksamste Element in der folgenden griechischen Geschichte bildet.

Sechstes Kapitel.

Zusammentreffen der Griechen mit dem persischen Weltreiche.

Gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts vor unserer Ära schien die Zukunft der Welt den Griechen anzugehören. Wir kennen die Ausdehnung ihrer Kolonien über alle Küsten und Buchten des Mittelländischen und des Schwarzen Meeres. Von welcher Bedeutung konnte es für sie werden, wenn ihr Verbündeter, der Pharao Necho II. von Ägypten, seinen Plan ausführte, das Rote Meer durch einen Kanal mit dem Mittelländischen in Verbindung zu setzen! Sie würden in unmittelbaren Verkehr mit Arabien und Indien getreten sein. Necho war ein Fürst auf der Höhe seiner Zeit, der aber nicht zu seinem Ziele gelangte; die Griechen konnten dienen, Ägypten zu verteidigen, jedoch nicht, es zu einer weltbeherrschenden Macht zu erheben.

Überhaupt aber breitete sich über das östliche Becken des Mittelmeeres eine Atmosphäre aus, welche eine Verschmelzung der orientalischen Potenzen mit den griechischen Aspirationen und Fertigkeiten in Aussicht stellte. Es waren die Zeiten zwischen der Zerstörung des assyrischen und dem Emporkommen des persischen Reiches. Die Staaten und Reiche, die sich alsdann erhoben und in mannigfache Zerwürfnisse mit einander gerieten, suchten und fanden bei den Griechen, welche die besten Waffen besaßen und die meiste Kriegsübung hatten, wetteifernde Unterstützung. Wir treffen griechische Hülfsvölker nicht allein bei Necho, sondern auch im entgegengesetzten babylonischen Lager an. Mittelgroße Reiche, die fremder Hülfe bedurften und mit Mitteln, sie zu besolden, hinreichend versehen waren, häufig untereinander entzweit und von mächtigeren geängstigt, waren eben erwünschte Nachbarn für die Griechen. Die Mermnaden, welche Lydien beherrschten, gerieten oft mit den an den kleinasiatischen Küsten angesiedelten Hellenen in Streit; sie nötigten dieselben

zur Anerkennung ihrer Landeshoheit; aber dabei nahmen sich die inneren Kräfte der ionischen und äolischen Städte täglich mehr auf.

Die Könige von Lydien, in denen das orientalische Element nicht eben sehr stark war, schlossen sich dem griechischen auf das lebendigste an. Wie viel griechische Heiligtümer haben dem Könige Krösus neuen Schmuck verdankt! Delphi erhielt die prächtigsten Weihgeschenke, die ihm zukamen, eben von Krösus. Die Pharaonen der saitischen Dynastie umgaben sich mit einer ionischen Leibwache. Sie hielten griechische Heerhaufen in ihren Standlagern an den Ausflüssen des Nil. Der Verkehr, wenigstens der Küste, war in griechischen Händen, und als sich hier wieder eine national-ägyptische Reaktion erhob, durch welche diese Dynastie gestürzt wurde, machte das doch keinen wesentlichen Unterschied. Auch Amasis, durch den es geschah, hatte eine griechische Leibwache. Er vertraute Memphis den Griechen an und stiftete ihnen jene Niederlassung zu Naukratis, die sich aus den benachbarten Inseln und Küstenstädten der Dorier, Jonier und Äoler zusammensetzte. Sie hatten ein gemeinschaftliches Heiligtum, das man Hellenion nannte, wie denn gerade in der Fremde die Nationen ihrer Zusammengehörigkeit eingedenk zu werden pflegen. Auch Halikarnaß, die Vaterstadt Herodots, hatte Anteil an diesen Einrichtungen. Der König gestattete den Griechen, die Götter nach ihrer Weise zu verehren, nicht nach der ägyptischen.

Und nicht viel weniger Verehrung, als Krösus, bewies Amasis den Gottheiten der Griechen. Wenn dann dieser König Cypern unterwarf, so war das nicht geradezu ein Verlust für Griechenland; die Insel wurde dadurch dem phönizischen und orientalischen Einfluß entrissen, dem sie schon seit Jahrhunderten unterlegen war. Man darf wohl hier ein zwiefaches Interesse unterscheiden, das unmittelbar politische und das nationale, welche nicht immer Hand in Hand gehen. Das letztere fand Unterstützung und Förderung in Lydien sowie in Ägypten, nicht immer das erstere.

Dem allen aber wurde nun durch die Erhebung des persischen Reiches ein Ende gemacht. Ein gar nicht zu ermessender Verlust für die Griechen lag in der Vernichtung des Königreiches Lydien. An die Stelle der gastlichen Königburg trat nun die Residenz eines persischen Satrapen, welcher wieder einen bestimmten Tribut, wie von dem Lande, so auch von den griechischen Städten eintrieb. Aus diesen Verhältnissen entsprang dort der erste Versuch einer Rebellion durch einen Eingeborenen, der mit der Eintreibung der Gefälle betraut war. Aber sobald die persische Macht sich regte, brach dieser Versuch in sich selbst zusammen und hatte keine andere Folge, als daß die neue Herrschaft sich um so fester begründete. Von den Städten, die sich an dem Aufruhr beteiligt hatten, wurden einige zerstört, andere durch die Überlegenheit der orientalischen Belagerungsmaschinen zu Grunde gerichtet. Die Flüchtlinge suchten die Hülfe ihrer Stammesgenossen nach. Das griechische Element, das bisher nach Osten vorgedrungen, wurde auf das Mutterland nach Westen hin zurückgeworfen.

Noch wichtiger war die Unterjochung Ägyptens durch Kambyses. Das vornehmste vorbereitende Moment für dies Ereignis lag darin, daß durch die Verbindung der Phönizier mit Persien die Insel Cypern der Herrschaft von Ägypten entzogen wurde. Ägypten lehnte sich auf die griechische Seemacht, die jetzt die Thalassokratie wieder verlor, welche sie bisher behauptet hatte. Bei der Unterwerfung von Ägypten selbst haben die Griechen dem Amasis eher geschadet, als genützt. Aber sein Untergang war doch auch für sie selbst ein großer Nachteil. In Ägypten gelangte eine Macht in Besitz der höchsten Gewalt, welche den griechischen Einfluß unmöglich dulden konnte: nur mit den Machthabern, die sich den Persern widersetzten, haben die Griechen Gemeinschaft gepflogen. Unleugbar ist, daß die Ausbreitung der persischen Herrschaft über Kleinasien, Syrien, Ägypten dem Vordringen des griechischen Wesens gewaltig Einhalt that. Dagegen schien das große Unternehmen des Darius Hystaspis gegen die Scythen die Griechen und Perser mit einander vereinigen zu sollen. Es lag im Zusammenhange der allgemeinen Politik des Darius, daß er, nachdem er so viele andere Gegner niedergeworfen, auch einer Wiederkehr jener Anfälle, mit denen die Scythen einige Jahrzehnte zuvor Asien und die Kulturwelt heimgesucht hatten, auf alle Zeit vorzubeugen unternahm. Er besaß Ansehen genug, um die verschiedenen Nationen, die seinem Scepter gehorchten, zu einem großen Kriegszuge gegen die Scythen zu vereinigen. Die Unterwerfung, zu welcher die Griechen an den Küsten von Kleinasien gebracht waren, so daß sie selbst auf den persischen Denkmälern als integrierende Teile des großen Ganzen erscheinen, legte ihm den Gedanken nahe, sich derselben zu bedienen, um an der Donau eine feste Stellung zu gewinnen und von da aus in die scythischen Steppen vorzurücken. Wahrscheinlich hat er wirklich die Absicht gehegt, bis zu den Pässen im Kaukasus vorzugehen, durch welche die Scythen einst in Lydien und Medien eingebrochen waren. Denn wie hätte es ihm sonst beikommen können, den Joniern, die ihm eine Schiffbrücke an der Donau bauten, eine bestimmte Zeit zu setzen, nach deren Verlauf, wenn er nicht zurückkehre, auch sie sich nach Hause begeben könnten? Die Griechen haben ihn bei seinem Zuge aufs beste unterstützt; sie haben ihm die Brücke gebaut, über die er den Bosporus passierte, und ebenso jene Schiffbrücke an der Donau, über die er dann in die feindlichen Landschaften eindrang. Der Erfolg war nicht eigentlich unglücklich zu nennen, aber er blieb doch überaus zweifelhaft; die Scythen vermieden es, dem übermächtigen König in einer offenen Schlacht zu begegnen. Und darin hat die Barbarei vor der Kultur immer den Vorzug, daß sie bei weitem schwieriger angegriffen und um so leichter verteidigt werden kann. Es gab hier keine Grenzen, wie dort am Jaxartes, welche durch angelegte Bollwerke befestigt werden konnten. Darius hat etwas ähnliches an der Wolga versucht, aber die Kastelle, die er errichtete, sogleich selbst wieder aufgegeben. Er entschloß sich, an die Brücke zurückzukehren, die indes doch wirklich für ihn gehütet worden war, und die

thracischen Völkerschaften, insofern er sie nicht bereits bei seinem ersten Durchzuge bezwungen hatte, vollkommen zu unterwerfen. Das war nun doch wieder ein namhafter Erfolg, der zum Nachteil der Griechen ausschlug. Den Griechen wurde ein großes Gebiet, auf das sie bereits eine mächtige Einwirkung erworben hatten, wieder verschlossen. Das persische Heer brachte die vielgeteilten und in sich schwachen Bevölkerungen am Strymon unter die Botmäßigkeit von Persien; selbst der König Macedoniens, aus einem Herrschergeschlechte griechischen Ursprungs, Amyntas, wurde genötigt, dem großen Könige zu huldigen. So setzte sich die Bewegung, durch welche die Griechen aus Ägypten und Kleinasien zurückgedrängt worden waren, auch in den europäischen Regionen, die Hellas im Norden umgrenzten, fort. Eine beinahe unvermeidliche Folge war es dann, daß die Griechen selbst in ihrer Heimat bedroht und bedrängt wurden.

Gegen die griechischen Inseln anzugehen, bot den Persern jener Gegensatz zwischen den städtischen Bevölkerungen und der Tyrannis, der die Einwohner in sich selbst mit ewigem Hader beschäftigte, Anlaß und Gelegenheit. Man kennt das Argument, durch welches nach dem Übergang des Darius über die Donau der Anschlag, die Brücke zu zerstören, dessen Ausführung die Heimkehr des Königs verhindert und den unterworfenen Nationen ihre Freiheit zurückgegeben haben würde, rückgängig gemacht wurde. Es waren eben die Tyrannen, welche dort mit ihren Leuten die Brücke bewahrten. Sie zogen in Betracht, daß, wenn jenes geschehe, die Völker und Städte sich empören und sie alle der Herrschaft, deren sie sich erfreuten, verlustig gehen würden. Von Milet her, wo diese Gesinnung am stärksten vertreten war, wurde unter der Führung des Tyrannen Aristagoras Hand daran gelegt, die mächtigste der noch freien Cykladen, Naxos, zu unterwerfen, worauf man dann auch einen Versuch auf Euböa zu machen gedachte. Die Erscheinung der großen, immer fortschreitenden Weltmacht beherrschte den allgemeinen Gesichtskreis. Die Bürger von Athen selbst haben, von Lacedämoniern und Böotiern bedrängt, daran gedacht, den Satrapen von Sardes um Hülfe zu bitten. Wie viel näher aber lag das den Pisistratiden, die nach Sigeum geflüchtet waren und in verwandtschaftlicher Beziehung zu dem Tyrannen von Lampsakos standen! Hippias brachte denselben Satrapen von Sardes, an den sich die Athener gewandt hatten, Artaphernes, einen Bruder des Königs, auf seine Seite. Wenn wir bemerkten, daß Pisistratus hellenische, den Orientalen entgegengesetzte Gesinnungen hegte, so liegt am Tage, daß ganz im Widerspruch damit die Zurückführung seines Sohnes die Unterwerfung Athens unter die Perser bedeutet haben würde. Alles greift ineinander. Die Griechen hatten ihr Übergewicht an den Küsten des östlichen Mittelmeeres verloren; sie waren in ihren kleinasiatischen Kolonien überwältigt, aus ihrem Machtgebiet in Thracien zurückgeworfen. Dieser Übermacht setzte sich dann eine Einwirkung auf den Inseln, die eben auch das Mutterland zu erreichen drohte, zur Seite. Es ist nicht abzuleugnen: die lebensvolle, eben in kräf-

tiger Entfaltung begriffene Griechenwelt war in Gefahr, erdrückt zu werden. Man könnte sagen, eine solche Unterdrückung des kräftig emporkommenden griechischen Geistes sei doch an sich unmöglich gewesen. Gewiß, wenn es eine Idee giebt, die in den Ereignissen waltet, so konnte die Tendenz der Weltbildung nicht dahin gehen, die Griechen den Persern zu unterwerfen; auf diesen Höhen aber bewegt sich die Menschengeschichte nicht allein. Die historische Frage ist, wodurch denn ein solches Ereignis verhindert worden ist. Ein Moment liegt wohl darin, daß es bei den Griechen keine Centralgewalt gab, die einen Pakt hätte eingehen können. Alles bewegte sich in freien Unabhängigkeiten, von denen die einen sich vielleicht anschließen konnten, die anderen aber alsdann um so gewisser sich widersetzen mußten. Die den Griechen innewohnende Spontaneität stand mit den Attributen, welche die höchste Gewalt in Persien besaß, in unvereinbarem Gegensatz. Zunächst bei denen kam das zur Erscheinung, welche den Persern bereits unterworfen waren: sie konnten die Herrschaft derselben auf die Länge nicht ertragen.

Vergegenwärtigen wir uns, wo und wie dieser Gegensatz zuerst hervortrat, obgleich es nicht eben eine bedeutende Persönlichkeit ist, durch welche es geschah! Denn nicht immer sind es große und selbstbewußte starke Naturen, die einen solchen Konflikt herbeiführen; zuweilen sind es Menschen von Flexibilität, die da, wo die Gegensätze einander berühren, von der einen Seite auf die andere übergehen. Eine solche Natur war Aristagoras von Milet. Eben bei jenem Unternehmen auf Naxos, das er den Persern an die Hand gegeben, kam es dahin, daß er sich von ihnen trennte. Die Ursache lag darin, daß eine von dem persischen Führer verhängte barbarische Strafe, die einen der Gastfreunde des Aristagoras betraf, diesem selbst unerträglich vorkam, zumal da ihm ja eigentlich die Unternehmung aufgetragen sei und dem persischen Anführer nur die zweite Rolle neben ihm zukomme. Die Perser forderten Unterordnung und strenge Zucht; die Griechen verlangten Bevorzugung im Dienst und nationale Rücksicht. Es war schon von Bedeutung, daß die Unternehmung auf Naxos mißlang: denn dadurch wurde Euböa und die Küste des kontinentalen Hellas gesichert. Noch höher aber ist es anzuschlagen, daß damit ein Zwiespalt zwischen den Persern und den ionischen Griechen eintrat. Aus dem Gewölbe, das sich eben aufgebaut hatte, wurde dadurch der Schlußstein hinweggenommen, in welchem sich alle Gefahr zusammenfaßte.

Moralisch ohne alle Haltung, aber intellektuell von einem unbegrenzten Ideenkreise, hat dieser Aristagoras sich dadurch ein unvergängliches Andenken gestiftet, daß er zuerst den Gedanken des Widerstandes aller Hellenen gegen die Perser gehabt und sogar die Möglichkeit, einen großen und glücklichen Angriffskrieg gegen dieselben zu führen, ins Auge gefaßt hat. Aristagoras begann sein Unternehmen auf der Flotte selbst, die von Naxos zurückgekommen war. Es gelang ihm, die Tyrannen, die mit ihren Schiffen an dem Angriff auf Naxos teilgenommen, listigerweise in seine Hände zu be=

kommen, und er lieferte sie den Städten aus, die nur widerwillig ihre Herrschaft ertragen hatten. Er brachte damit das größte Interesse, das es unter den Griechen gab, in eine Bewegung von weitester Aussicht. Er selbst erklärte in Milet, daß er seine Gewalt niederlege und dem Volke seine alten Gesetze zurückgebe. Auch die übrigen Städte führten eine demokratische Verfassung ein; man darf wohl voraussetzen, daß dabei das Beispiel von Athen, wo Klisthenes vor kurzem seine Staatseinrichtungen durchgeführt hatte, auf die Jonier zurückgewirkt hat. Es erfolgte ein allgemeiner Umsturz der Tyrannis, welcher zugleich einen Abfall von Persien in sich schloß; überall wurden Strategen ernannt. Die höchste Gewalt in den Städten begründete sich auf das Einverständnis der Inhaber derselben mit Persien; daß nun einer von ihnen die Autorität der Perser unerträglich fand, gab den Anlaß zu allem. Er selbst leistete freiwillig auf die Tyrannis Verzicht, die übrigen wurden dazu gezwungen, worauf die Städte, zugleich demokratisch organisiert, in offene Feindschaft mit Persien gerieten. Der geschichtskundige Milesier Hekatäus hatte seine Landsleute auf die Schwierigkeit, sich von Persien loszureißen, was er bei der Macht des Königs für eine Unmöglichkeit erklärte, aufmerksam gemacht; den so oft schon bezwungenen Städten und Inseln ließ sich nicht zutrauen, daß sie den Persern mit eigener Kraft würden widerstehen können. Auch Aristagoras kann das nicht erwartet haben.

Bei ihm selbst mag der Gedanke des Widerstandes daher entsprungen sein, daß er die Überlegenheit der hellenischen Kriegsrüstung über die persische kannte. Er meinte, die Orientalen mit ihrer Tiara auf dem Kopfe, in ihren langen Beinkleidern und mit ihrem kurzen Schwerte würden dem Zögling der nackten Paläſtra, dem griechischen Hopliten mit seinem langen Schild und gewaltigen Speer, in seiner ehernen Rüstung unterliegen müssen. Er begab sich selbst nach Lacedämon, welches die stärkste Macht der Hellenen bildete, um es dazu mit sich fortzureißen. Dem spartanischen Könige, Kleomenes, der an sich zu weitaussehenden Unternehmungen geneigt war, legte er die erste, auf Erz gezeichnete Landkarte, deren mit Bestimmtheit gedacht wird, vor, auf der die verschiedenen Provinzen des persischen Reiches abgegrenzt waren, so daß es nicht mehr wie ein allgemeines ungeheueres, sondern in seinen Teilen vor Augen trat, um ihm die Möglichkeit begreiflich zu machen, mitten durch diese Provinzen nach der Hauptstadt Susa vorzudringen und durch einen kühnen Handstreich das ganze Reich auseinanderzuwerfen. Der spartanische König soll von seiner eigenen Tochter, noch einem Kinde, die seinem Gespräche mit Aristagoras beiwohnte, erinnert worden sein, sich durch die Anerbietungen, die der Fremde ihm machte, nicht bestechen zu lassen. Aber ohnehin waren die Anträge des Aristagoras kaum annehmbar. Der vornehmste Grund, den er anführte, war, daß Lacedämon seine Kräfte in einem unnützen und blutigen Kampfe gegen die Nachbarn vergeude, während das Unternehmen, das er vorschlage, den größten Erfolg und die reichste Beute verspreche. Aber gerade die Entlegenheit des Zieles schreckte die Spar-

tiaten ab, den Vorschlag ernstlich zu erwägen. Ihre ganze Thatkraft war eben damals auf die Kämpfe mit ihren Nachbarn, in denen sie noch begriffen waren, gerichtet. Es reute sie, daß sie Hippias verjagt hatten, und die Schmach, in dem letzten Kriegszuge von den Athenern zurückgewiesen worden zu sein, regte ihren Ehrgeiz auf. Indem sie Hippias zurückzuführen dachten, waren sie, ohne es eigentlich zu wissen, Verbündete der Perser. Aber wie in dem letzten Kriege, so sonderten sich auch jetzt ihre Bundesgenossen von ihnen ab. Sie wollten nicht helfen, die Tyrannis herzustellen, deren Druck sie selbst auf das herbste empfunden hatten. Die spartiatische Politik ergriff weder das große Ziel, noch konnte sie die nächsten allgemeinen Absichten durchsetzen.

Von Sparta zurückgewiesen, begab sich Aristagoras nach Athen. Die Beweggründe, die an dem Könige von Sparta abgeglitten waren, brachten auf das Volk von Athen eben die Wirkung hervor, die Aristagoras beabsichtigte. Man darf annehmen, daß die große nationale Idee den Athenern einleuchtete; aber überdies, die Sache, welche Aristagoras verfocht, war zugleich ihre eigene. Die Zurückführung des Hippias im persischen Interesse hätte ihnen die doppelte Knechtschaft unter Hippias und die Perser auferlegt; aber sie hatten nun die Unabhängigkeit gekostet und genossen in vollen Zügen die ersten Vorteile, die sie im Besitz derselben über ihre Nachbarn erfochten. Man ist versucht, ihre Unternehmung gegen Lemnos und Imbros, welche Inseln sie nicht allein gräcisierten, sondern gleichsam zu einem Teil ihrer Republik machten, eben in diese Epoche zu setzen; sie hatten den Mut, sie den Persern vorwegzunehmen.

Das Entscheidende bleibt immer, daß die Athener dem Aristagoras zwanzig Schiffe bewilligten, denen die Eretrier aus Freundschaft für Milet noch fünf hinzufügten; denn dadurch wurde der Mut der Ionier belebt und ein Einfall in das persische Gebiet ins Werk gesetzt, der sich freilich nicht gegen Susa richtete, aber gegen die nächstgelegene Hauptstadt der Satrapie, welche ihnen am beschwerlichsten fiel, gegen Sardes. Wäre Lydien ihnen beigetreten, so würde alles eine andere Wendung haben nehmen können. Aber die Lydier waren entwaffnet und fern von aller Sympathie für die Ionier. Sardes mit seinen Tempeln ging in dem Tumult in Flammen auf; die Burg wagten die Griechen nicht einmal anzugreifen; vor den Streitkräften der Perser, die sich zusammengezogen, wichen sie zurück. Auf dem Rückzuge wurden sie eingeholt und vollkommen geschlagen. Aber damit war nun die große Frage aufgestellt. Durch den Brand von Sardes, bei welchem ein Heiligtum der Cybele zu Grunde gegangen, waren die syrischen Nationen in ihren Göttern beleidigt. Wir wissen, daß es persisches System war, die Götter des Landes in Schutz zu nehmen.

Wie aber hätte der Großkönig, der zum Herrn der Welt bestimmt zu sein glaubte, einen Einfall in sein Gebiet nicht als eine Beleidigung, welche Rache fordere, empfinden sollen? Die Feindseligkeiten der Ionier machten ihm keinen großen Eindruck; aber er fragte, wer denn die Athener seien,

deren Teilnahme an dem Zuge man ihm berichtete. Es waren Fremde, von deren Macht der König kaum gehört hatte. Man sagt, Darius habe den Bogen gespannt, dessen Stärke das Symbol der Macht war, und einen Pfeil in die Wolken geschossen, indem er seinen Gott — den die Griechen Zeus nennen, der aber ohne Zweifel als derselbe gedacht war, dessen er auf seinen Monumenten erwähnt, Ahuramazda, — anrief, ihm Rache an den Athenern, eigentlich Züchtigung derselben zu gewähren. Das Unternehmen des Aristagoras hatte indes eine allgemeine Bewegung veranlaßt; er hatte Cypern bei weitem zum größten Teile und die Karer für sich. Alles Land an der Propontis und am Hellespont war in Aufruhr. Notwendig mußten die Perser zuerst darauf bedacht sein, diese Empörung zu überwältigen, was doch, wenn es zur See versucht wurde, nicht so ganz leicht war.

In dem ersten Zusammentreffen mit den Phöniziern behielten die Jonier die Oberhand. Als aber die Kräfte des großen Reiches sich vereinigten, unterlag der Aufstand allenthalben. In Cypern geschah es hauptsächlich infolge der Uneinigkeit der Griechen untereinander, in Karien durch die kriegsmännische Überlegenheit der Perser. Einst hatten die Ägypter ihre Streitkräfte mit den griechischen gegen die Perser zu vereinigen getrachtet; jetzt vereinigten sich die ägyptischen Kriegsfahrzeuge mit den phönizischen. Mit einer ungeheueren Übermacht erschien die persisch-phönizische Flotte in See. Doch war hiedurch die Sache noch nicht entschieden. Vielleicht hätten die Jonier, die sich bei Lade, das damals noch eine Insel war, versammelten, einen Erfolg davongetragen, wenn sie auf die phönizische Flotte losgegangen wären, wozu der tapferste unter ihren Führern, Dionysius von Phocäa, der aber nur drei Triremen herbeigeführt hatte, zu überreden suchte. Aber die Jonier waren nicht geneigt, sich den beschwerlichen Vorübungen zu unterwerfen, die er anordnete. Überdies sagte man ihnen: wenn es ja gelinge, diese Flotte zu zerstreuen, so werde der König noch eine fünfmal größere Macht aufbringen. Und indessen hatte sich die Überlegenheit der persischen Landmacht entwickelt; unter den Joniern verbreitete sich die trostlose Meinung, alle ihre Anstrengungen würden vergeblich sein. Unter diesem Eindruck fanden die Anmahnungen der von ihnen verjagten Tyrannen, anfangs zurückgewiesen, endlich doch Gehör. Selbst die Samier hielten für besser, ihre Heiligtümer und ihr Eigentum durch Unterwerfung zu retten, als sie durch Widerstand zu verwirken. Als nun die Phönizier zum Angriff auf die Flotte heransegelten, fanden sie nur teilweisen Widerstand, wie denn besonders die Landsleute des Homer, die Chier, auf das tapferste fochten, aber ohne allen Erfolg: die Jonier erlitten eine vollständige Niederlage. Hierauf konnte Milet nicht behauptet werden; eine Stadt nach der anderen, eine Insel nach der anderen fielen in die Hände der Perser. Landschaften zu verwüsten und Städte zu zerstören, lag nicht in dem Sinne derselben; sie benutzten ihren Sieg dazu, um eine regelmäßige Verwaltung einzuführen, die eine Unterwerfung auf immer bewirken sollte. Sie sorgten dafür, daß die Jonier

den Landfrieden nicht untereinander brechen durften. Nach einiger Zeit haben sie sogar die Tyrannis abgeschafft, deren Existenz den regelmäßigen Gehorsam nur noch störte. Athen hatte an dem Seekriege nicht teilgenommen; doch empfand es das Unglück der Jonier als sein eigenes. Der Dichter, der dasselbe auf die Bühne brachte, wurde in Strafe genommen; die Athener fühlten, daß sie durch den Fortgang der Dinge selbst betroffen werden würden; sie mußten sich zur Verteidigung rüsten; sie allein gegen die ungeheuere Übermacht des Königs der Könige.

Es gehört zu den Folgen der Schlacht von Lade, durch welche die dem Reiche der Perser entgegenstehende Kombination vernichtet worden war, daß König Darius nicht zufrieden damit, seine Herrschaft in Jonien befestigt zu haben, den Plan, den er schon bei dem Unternehmen gegen die Scythen gehegt hatte, in Europa vorzudringen, wieder aufnahm. Mit der Ausführung der Absicht beauftragte er einen der vornehmsten Männer des Reiches und Hofes, den Sohn eines jener sieben Perser, die an der Erhebung der Achämeniden so großen Anteil gehabt hatten, des Namens Mardonius, den er durch Vermählung mit seiner Tochter der eigenen Familie verband. Von Mardonius schreiben sich die in Jonien getroffenen Einrichtungen her. Dann setzte er sein stattliches Heer über den Hellespont; allenthalben begleitete ihn die Flotte an den Küsten, während er in dem inneren Lande vordrang. Er unterwarf nochmals Macedonien, wahrscheinlich die Landschaften, die in das untergeordnete Verhältnis der dortigen Könige noch nicht eingetreten waren; er erklärte, sein Absehen gehe gegen die Feinde des Königs, Eretria und Athen. Zur Ausführung dieses Vorhabens schien es unerläßlich, das gesamte Festland zu unterwerfen, gleichviel, ob es barbarisch oder griechisch war. Damit aber konnte er doch nicht zu stande kommen. In den stürmischen Gewässern bei dem Berge Athos, welche die Schiffahrt auf dem ägäischen Meere immer schwierig gemacht haben, erlitt seine Flotte einen Schiffbruch. Wie hätte er aber, ohne maritimen Rückhalt, einer Insel und einer Seestadt an einem Vorgebirge beizukommen hoffen dürfen? Auch zu Lande erfuhr er Widerstand, so daß er es für ratsam hielt, den Fortgang seiner Unternehmungen auf andere Zeit zu verschieben. Dabei aber blieb es doch, daß die persische Macht als ein Ganzes sich immer weiter ausbreitete und das griechische Leben mit dem Untergang bedrohte.

Der größte Teil der Städte und Ortschaften, die man dazu aufgefordert hatte, gaben dem Könige Erde und Wasser. Um die Widerstrebenden zu unterwerfen, vornehmlich Eretria und Athen, wurde unverweilt ein anderer Versuch ins Werk gesetzt. Unter zwei Führern — von denen der eine, Datis, ein Meder war, der andere, Arthaphernes, der Sohn des gleichnamigen Satrapen von Sardes, Bruders des Darius, der sich mit Hippias verbündete — wurde eine maritime Expedition zu unmittelbarer Unterwerfung der Inseln und der Küstenlande unternommen. Ihre Absicht war nicht auf offenbare Feindseligkeit gegen die Griechen gerichtet. „Was flieht Ihr, heilige Männer,“

sagten sie zu denen von Delos. Datis verbrannte 300 Pfund Weihrauch an dem Orte, der als die Geburtsstätte der beiden Gottheiten verehrt wurde. Die Religion des Ahuramazda verbot ihnen nicht, fremde Kulte in ihren Schutz zu nehmen; sie wünschten, die griechischen Götter nicht gegen sich zu haben. Ihr Sinn war, zugleich mit Hülfe der inneren griechischen Streitigkeiten die vornehmsten Feinde, denen der große König Rache geschworen, zu bezwingen und als Gefangene zu seinen Füßen darzustellen. Auch gelang ihnen ihr Vorhaben bei Eretria. Trotz tapferer Gegenwehr fiel es durch Verrat in ihre Hände, und sie konnten den in Sardes begangenen Frevel durch Plünderung und Verwüstung griechischer Heiligtümer rächen. Mit leichter Mühe glaubten sie nun auch Athen überwältigen zu können, dessen Feinde, wie die Ägineten, eben deshalb dem Könige die Zeichen der Unterwerfung nicht versagt hatten, um sich seines Beistandes gegen Athen zu versichern. Und noch hatten in der Stadt und den Landschaften die Pisistratiden eine Partei, welche Hippias, der die Perser heranführte, in Bewegung zu setzen hoffte. Auf dem geraden Wege von der, der Insel Euböa, die nun unterworfen war, gegenüberliegenden Küste glaubte er die ihm wohlbekannte Straße daher nach Athen vordringen zu können. Noch hatte niemand vor dem Schrecken der persischen Kriegsmacht standzuhalten vermocht. Sollten die Athener sich zu einem Kampfe entschließen, der nach den bisherigen Erfahrungen keine Aussicht darbot? Der Augenblick war einer der größten in ihrer Geschichte. Hätten die Perser Athen erobert, so war es um die Demokratie wahrscheinlich auf immer geschehen; die Herrschaft der Pisistratiden wäre wiederhergestellt worden; sie wäre aber nicht mehr die alte gewesen, sondern eine bei weitem gewaltsamere und auf die persische Bundesgenossenschaft gestützte geworden. Athen wäre allem Anschein nach in ein Verhältnis geraten, wie einst die ionischen Städte unter den Tyrannen. Nach und nach hätte der persische Geist alles übermeistert.

Für die Athener war es von großem Wert, daß sich ein Mann unter ihnen fand, der das persische Heerwesen kannte: Miltiades, Sohn Cimons. Das alte vornehme Geschlecht, dem er entstammte, hatte sich besonders bei der Kolonisation des thracischen Chersones hervorgethan; und schon zwanzig Jahre vor dieser Zeit war Miltiades in diese Stellung eingetreten; er besaß dort eine Art von Fürstentum und vermählte sich mit einer thracischen Fürstentochter. Bereits damals geriet er in Kontakt mit den Persern. An ihm lag es nicht, wenn jene Donaubrücke, über welche König Darius gegen die Scythen vorgedrungen war, unversehrt blieb. Und als hierauf infolge des mißlungenen Versuches auf Sardes jene Reaktion eintrat, durch welche die Perser auf den Inseln des Ägäischen Meeres Meister zu werden den Anlauf nahmen, fand er es, zumal da er auch von anderen Feinden bedrängt wurde, unmöglich, sich wieder auf dem Chersones zu behaupten. Er war vor der phönizischen Flotte gewichen und mit vier Dreiruderern — der fünfte fiel in ihre Hände — nach Athen gelangt. Obgleich thracischer Fürst, war er

doch immer Bürger von Athen geblieben. Hier ist er wegen seiner Tyrannis angeklagt, aber freigesprochen und zum Strategen erwählt worden: denn die Demokratie konnte einen Mann nicht von sich stoßen, der sich am meisten eignete, ihr in den wechselnden Zerwürfnissen mit Persien voranzugehen. Miltiades führte seine eigene persönliche Sache, indem er die Verteidigung von Attika unternahm.

Wohl war nun die Macht der Perser unendlich überlegen; aber die Felder von Marathon, wo sie sich aufstellten, hinderten doch eine eigentlich strategische Entwickelung derselben; mit Erstaunen sahen sie von den athenischen Hopliten eine Fronte gebildet, die der ihren gleichkam. Und diese Truppen stürzten nun in heftigem und immer heftiger werdendem Anlauf gegen sie heran. Es gelang den Persern leicht, die Mitte des athenischen Heeres zu durchbrechen; aber darauf kam es hier nicht an: denn die Macht des Anlaufes lag in den beiden Flügeln, wo jetzt Mann und Mann aneinander gerieten. Das allenthalben gefürchtete persische Schwert war doch nicht geeignet, gegen die eherne Rüstung der Hellenen und den Speer derselben etwas auszurichten. Auf beiden Flanken behielten die Athener die Oberhand und griffen nun das persische Mitteltreffen an, welches den kräftigen Söhnen hellenischer Gymnastik nicht zu widerstehen vermochte. Die Perser hatten zu ihrem Unglück auf Abfall in den Reihen der Gegner gerechnet: da das Gegenteil eintrat, wichen sie nach der Küste und ihren Schiffen zurück.

Nach einer Andeutung Herodots hätten die Perser ein Verständnis in Athen gehabt und ihren Lauf um das Vorgebirge Sunion nach der Stadt genommen, in der Hoffnung, diese zu überraschen; aber als sie anlegten, waren auch die Athener angekommen, und die Sieger von Marathon erschienen ihnen gegenüber.

Was einst Aristagoras von dem Unterschied der Griechen und der Orientalen vorgetragen, hatte sich jetzt bewährt, zwar nicht in einem Anfall, wie er, der Zukunft in weite Fernen vorausgreifend, ihn angeraten hatte, aber im Widerstand. Eine Eroberuug hatte man nicht gemacht; aber Athen war gerettet worden. Ich möchte nicht den Glanz dieser Handlung durch Berechnung von Wahrscheinlichkeiten verkümmern; die vorliegenden Traditionen sind lange nicht hinreichend, um solche zu begründen. Es ist ein Handstreich, den die Perser mit überlegenen Kräften zu Land und zur See versuchten, den aber die Athener mit gelenker Tapferkeit und unter glücklicher Führung zurückwiesen, ein Ereignis von nicht großer militärischer Dimension, aber voll von Zukunft, gleichsam ein ernstes Wort des Schicksals.

Noch lebte damals König Darius, in dem sich die Idee der persischen Macht recht eigentlich darstellte. Ihm gelang es noch, dem größten Mangel, der der orienialischen Monarchie anhaftet, der Unsicherheit der Thronfolge, zuvorzukommen. Unter den Söhnen, die ihm von verschiedenen Gemahlinnen geboren wurden, bestimmte er den, welcher auch durch seine Mutter ein Achämenide war, Xerxes (Khshayârshâ), zu seinem Nachfolger, so daß ein Thron-

streit, wie ein solcher später so oft ausgebrochen ist, vermieden wurde. Das Reich war in seiner vollen Macht und Blüte. Dem Umfall, welcher bei dem Angriff auf Attika erlitten wurde, trat eine Bewegung in Ägypten zur Seite. Darius dämpfte sie; man konnte nichts anderes erwarten, als daß er nun auch die Unternehmung gegen Griechenland wieder aufnehmen würde, als er im Jahre 485 starb.

Mit Vergnügen liest man bei Herodot die Beratungen, die der junge Xerxes, ein erster Porphyrogenitus, nach dem Tode seines Vaters über die Erneuerung eines Zuges gegen die Griechen gepflogen haben soll. Man vernimmt dabei alles, was sich dafür und was sich dagegen sagen ließ. Dafür war, daß man noch die stolze Überzeugung hegte, die Perser seien die ersten aller Menschen, denen die Herrschaft über die Welt gebühre, wobei ihnen nichts im Wege stehe, als der Widerstand der Griechen: wären diese überwältigt, so würden die Lüfte des Himmels die Grenze des Reiches bilden. Dagegen waren die schlechten Erfahrungen der letzten Eroberungszüge des Cyrus, des Kambyses, des Darius selbst, wobei dann die Idee der griechischen Religion hervorgehoben wird, daß die Götter das allzu Hohe und Große nicht begünstigen. Dennoch wird der Entschluß zu dem Unternehmen gefaßt, auf Grund drohender, sich immer wiederholender Traumgesichte. Daß das nun alles so vorgekommen sei, wird niemand behaupten wollen; es bildet den Anfang des historischen Epos, welches Herodot in bewundernswürdiger Ausführung, aber nicht ohne den Thatsachen ein sagenhaftes Element zuzugesellen, der Nachwelt hinterlassen hat. Dem spät nachlebenden Historiker könnte es scheinen, als ob die Unternehmung nicht sehr hätte in Frage gestellt werden können. Jene Expedition des Datis und Artaphernes war nur ein Versuch gewesen, die Sache mit Einem Schlage zu Ende zu bringen. Nachdem dieser gescheitert war, trat man wieder in die Unternehmung ein, die einst von Mardonius bei dem Zuge über die Donau ins Auge gefaßt und in großem Umfang ins Werk gesetzt ward, aber infolge unvorhergesehener Unfälle abgebrochen worden war. Es ist sehr verständlich, daß ein junger, eben zum Throne gelangter Fürst sie in die Hand nahm. Er that das mit Anstrengung aller Kräfte in dem vollen Bewußtsein der universalen Bedeutung der Sache. Es wäre unnütz, die Einzelheiten zu wiederholen, welche Herodot, persische und griechische Sage in einander verwebend, erzählt hat. Doch kommt dabei auch einiges historisch Bedeutende vor. Bei der Überbrückung des Hellespont lernt man den Unterschied zwischen den Zeiten des Darius und Xerxes kennen. Unter Darius waren die Jonier die Werkmeister der Brücke gewesen; unter Xerxes hatten die Phönizier und Ägypter den größten Anteil daran. Die Taue der ersten waren von Flachs, die der anderen aus der Byblosstaude hergestellt. Alles war die Arbeit der kunstfertigsten unter den Orientalen. Deren Werk war dann auch die Durchstechung des Isthmus, welcher den Berg Athos mit dem Festlande verbindet, so daß die Schiffe die Gefahren der Umschiffung, mit denen Mardonius zu kämpfen hatte, vermeiden konnten. Nicht

allein für den Kriegszug, in dem man begriffen war, sondern für die Herrschaft auf dem Ägäischen Meere überhaupt war das Unternehmen von der größten Wichtigkeit; es scheint unzweifelhaft, daß es der maritimen Technik der orientalischen Völker gelang.

An dem Thermäischen Meerbusen vereinigte Xerxes Landmacht und Seemacht. Eine und die andere erschien in kolossalen Dimensionen; die Landmacht wird auf mehr als eine Million Streiter angegeben, worunter 80 000 Mann zu Pferde, die Zahl der Schiffe auf mehr als 1200. Beim Landheer hatten die Perser, wie es scheint, die ausschließliche Führung; zur See war das phönizische Geschwader das ansehnlichste; der Idee, dem Reiche der Perser die Weltherrschaft zu vindizieren, entsprach diese Entfaltung der Macht. Dem gegenüber waren die Griechen entzweit und sorglos. Nicht allein die Aleuaden in Thessalien, welche sich die Herrschaft zu sichern gedachten, sondern auch mächtige Städte und Gemeinwesen, die so am besten für ihre Sicherheit zu sorgen meinten, wie Argos und Theben, traten auf die Seite des Königs. Der panhellenische Gedanke war wenig entwickelt und fern davon, die entzweiten Städte und Landschaften zu vereinigen. Von dem Tyrannen Gelon in Syrakus will man wissen, er habe nur die Entscheidung abgewartet, um sich selbst den Persern zu unterwerfen, wenn, wie zu vermuten, diesen der Sieg verblieb; er hätte dann hoffen dürfen, bei dem großen Könige Beistand gegen die Karthager zu finden, von denen er eben lebhaft bedrängt wurde. Eigentlich erscheinen nur Sparta und Athen als entschlossene Feinde der Perser. Sie hatten die Herolde des vorigen Königs, welche die Zeichen der Unterwerfung forderten, in Abgründe oder in Brunnen gestürzt: da möchten sie sich Erde und Wasser nehmen; sie hatten jetzt die Rache des Königs zu besorgen und hielten zu einander, ohne jedoch in sich selbst wahrhaft vereinigt zu sein. Die größte Gefahr für die Griechen lag in der Verbindung der persischen Landmacht und Seemacht. Der erste Versuch eines Widerstandes, zu dem sich eine für einen Gebirgskampf nicht unbedeutende Zahl von Mannschaften in dem Thal Tempe vereinigte, mußte erfolglos bleiben, da die persische Seemacht jeden Augenblick Truppen landen konnte, die den Verteidigern in den Rücken gekommen wären. Bei einer zweiten Position, die man zu halten gedachte, wirkten die maritimen Streitkräfte der Griechen bei weitem besser mit ihrer Landmacht zusammen; indem die Spartaner unter ihrem Könige Leonidas den Engpaß von Thermopylä behaupteten, verteidigten die Athener mit keckem Mut die Meerenge zwischen dem Festlande und dem Vorgebirge Artemisium auf Euböa. Bei Thermopylä bewiesen die Spartaner eine innerhalb der Schranken der Gesetze beharrende Tapferkeit, welche das Muster für alle folgenden Jahrhunderte geworden ist; aber der Menge der Feinde und dem Verrat, der auch an dieser Stelle nicht fehlte, fielen sie zum Opfer. So mußte dann auch die Flotte der Athener aus den euböischen Gewässern weichen, und der große Strom der persischen Welteroberer wälzte sich nun unaufhaltsam daher. Auch die meisten griechischen Völkerschaften, Böotien,

Phocis, Doris, schlossen sich dem großen König an. Seltsam ist es, daß Ansprüche mythologischen Ursprungs, die sich besonders auf Perseus und den Phryger Pelops gründeten, den Menschen ins Gedächtnis kamen. Sparta trug nur Sorge, den Landweg nach dem Peloponnes zu versperren; ungehindert konnten die Perser in die Grenzen von Attika eindringen.

Man muß sich dieser Gesamtlage erinnern, wenn man den Beschluß, den die Athener faßten, würdigen will. Die bewaffnete Macht, welche von Artemisium zurückkam, ließ bei ihrer Landung das Gebot ergehen, daß jedermann mit dem, was ihm gehöre, das Land verlassen und alles, was die Waffen tragen könne, sich zum Dienst in der Flotte anschicken solle. Mit Bestimmtheit findet es sich nicht, wenigstens nicht bei dem ältesten Autor, daß dies auf den Beschluß der demokratischen Volksversammlung geschehen sei.

Aber es lag in der Notwendigkeit der Dinge, welche die Beschlüsse der Menschen mit unwiderstehlicher Macht durchdringt: einen anderen Ausweg gab es nicht. Das Orakel von Delphi hatte in düsteren Worten angekündigt, daß alles verloren sei, auf eine verzweifelte letzte Anfrage jedoch mit der Weisung geantwortet, daß sich Athen hinter hölzernen Mauern schützen solle. Den Athenern kam es diesmal zu statten, daß ein geborener Seemann von weltumfassenden Gedanken unter ihnen war, Themistokles. Er hatte schon bisher alle Kräfte der Republik, selbst mit Hintansetzung der Vorteile jedes Einzelnen, auf die Verstärkung der Seemacht gewendet; nie hatte eine Stadt eine solche oder eine ähnliche besessen, und aus den Verlusten von Artemisium war sie dennoch mit seemännischer Ehre hervorgegangen. Mochten andere das Orakel antiquarisch deuten wollen, so behielt doch die Auslegung des Themistokles, daß die Schiffe die hölzernen Mauern seien, die Oberhand. Die Athener folgten der Aufforderung zwar ohne Widerstreben, doch begreiflicherweise nicht ohne Schmerz. Sie verließen das Land, das voll von Heiligtümern war, deren Schutz sie gleichsam den Göttern anheimstellten. Nichts verhinderte jedoch die Perser, von demselben Besitz zu nehmen; die hohe Akropolis, der Tempel der Aglauros mit dem ewigen Ölbaum wurden verbrannt. Die Pisistratiden, die dem Heere auch diesmal folgten, fanden nur wenige Überbleibsel der Einwohner bei den Priestern, welche die Tempel hüteten; alle anderen hatten das Land geräumt und waren auf die Schiffe gegangen. Man darf diesen Entschluß wohl den größten beizählen, welche die Weltgeschichte kennt; er erinnert an jene Geusen, welche sich mit all ihrem Besitz auf die Schiffe begaben, auf denen sie ihre Freiheit zu retten gedachten. Aber die Selbstaufopferung der Athener ist noch viel größer. Man könnte versucht sein, die Räumung von Attika dem Brande von Moskau gleichzustellen. Wozu jedoch vergleichen? Die Handlung hat wieder ihr eigentümliches, lokales Gepräge, worin ihr Wesen und ihr Ruhm besteht. Hier aber war nun die Frage, inwiefern diese Art von Auswanderung zum Ziele führen könne. Themistokles mußte sich in dem Rate der Verbündeten als ein Heimatloser betrachtet sehen. Er erhob sich dagegen mit stolzem Selbstgefühl; denn

innerhalb der hölzernen Mauern war jetzt die attische Heimat: sollte man die Athener hier verlassen, so würden sie sich ein neues Vaterland in Italien suchen. Seine Absicht aber und der Sinn des Volkes auf den Schiffen ging dahin, dort in der Nähe die Entscheidung durch eine Seeschlacht zu suchen. Den Gegnern, unter denen viele es vorgezogen hätten, nach dem Isthmus zurückzugehen, stellte Themistokles vor, daß mit der Entfernung der Flotte auch das persische Heer weiter vorrücken und den Peloponnes in ernstliche Gefahr bringen werde; ohne die Hülfe der Athener würden aber die übrigen Verbündeten gewiß verloren sein; und in der offenen See am Isthmus würde man sich schlechter schlagen, als in dem engen Golf von Salamis. Alles beweist, daß die Griechen dort zu schlagen in der unbedingten Notwendigkeit waren: die Athener, weil sie sich von dem Anblick ihres von den Feinden eingenommenen Vaterlandes gleichwohl anders nicht trennen wollten, als auf immer, und die übrigen, weil sie die Abfahrt der Athener nicht zugeben konnten, ohne ihr eigenes Dasein aufs Spiel zu setzen. Xerxes zweifelte nicht, daß er die einen und die anderen überwältigen werde; in seiner Siegeszuversicht ließ er sich an dem Felsen des Ufers einen Sitz errichten, um die Großthaten seiner Seeleute selbst zu beobachten; er glaubte den letzten Schlag zu führen, durch welchen Hellas in seine Hand fallen müsse. Aber in diesem Augenblick war er schon nicht mehr Meister der Situation; er ließ sich von dem verschlagenen Athener verleiten, die große Entscheidung in den Gewässern eines Golfes herbeiführen zu wollen, in welchen er seine Übermacht nicht entwickeln konnte. Die in der Erwartung, die Griechen in der Flucht zu finden, heransegelnden persischen Fahrzeuge wurden von dem mutigen Kriegsgesang der Griechen empfangen, der — so lautet die Erzählung — an den Gestaden der Insel und des festen Landes widerhallte. Der umsichtige Themistokles hielt den Anlauf der griechischen Fahrzeuge einen Augenblick zurück; er erwartete die Stunde, in welcher eine stärkere Luftströmung dort die Meereswogen aufzuregen pflegt, ein Umstand, welcher den Griechen zum Vorteil gereichte, während die schwerbeweglichen phönizischen Fahrzeuge auf einen Kampf in den engen Gewässern nicht eingerichtet waren. Dann erst ließ Themistokles den ernstlichen Angriff beginnen. Eine Überflügelung brauchte er nicht zu fürchten. Es kam nur darauf an, den heransegelnden Feind durch einen starken und geschickten Stoß in Unordnung zu bringen und zurückzudrängen. Die Entscheidung lag vor allem darin, daß der persische König dem Wetteifer der unter ihm vereinigten seefahrenden Nationen gleichsam wie einem Schauspiele zusah, während der geistvolle und geschickte Führer der Griechen alle Kräfte anspannte und jeden Vorteil benutzte, an der Spitze einer Bevölkerung, deren ganze Zukunft von dem Sieg in diesem Augenblick abhing. Die verschiedenen Geschwader der persischen Flotte verstanden sich nicht untereinander. Bei den ersten unerwarteten Erfolgen der Griechen gerieten sie in Unordnung und Verwirrung. Die Königin von Halikarnaß, Artemisia, die unter den Persern diente, hat, um sich zu retten, ein zu ihnen gehöriges

Schiff in den Grund gebohrt. Indem aber die persischen Schiffe aus dem Kampfe mit den Athenern zurückwichen, wurden sie von den Fahrzeugen der Ägineten, die jetzt in der allgemeinen Gefahr den Athenern beigetreten waren und ihre alte Eifersucht in ruhmvollen Wetteifer verwandelten, empfangen und gerieten zum Teil in ihre Hände. Für das Epos des Herodot ist es nun ein integrierender Moment, wie Xerxes auf seinem Sitz erstaunt, sich entsetzt, beinahe verzweifelt; denn in der That, auf ein glückliches Seegefecht war seine ganze Aufstellung berechnet. Jetzt wurde er inne, daß er unterlegen war; wenn aber seine Flotte die Seeherrschaft verlor, so wurde selbst seine Heimkehr zweifelhaft, auf die es doch für sein gesamtes Reich ankam.

Wie sehr man für die Heimkehr des Königs besorgt war, davon zeugt die Sage, er habe auf dem überfüllten Schiffe, das ihn über die nördlichen Buchten des ägäischen Meeres nach Asien führte, in persönlicher Gefahr zu sein geglaubt, aber sein Wort, er werde nun sehen, wer ihn liebe, eine Anzahl von Persern vermocht, sich selbst in die See zu stürzen, um ihren König zu retten.

So die Perser, deren innere Verfassung und äußere Macht an das Leben des Königs geknüpft waren, ohne welchen sie sich selbst nicht denken konnten. Die Griechen thaten ihrerseits nichts gegen die Rettung und die Heimkehr des Königs. Aber unverbrüchlich an ihren Göttern festhaltend, zweifelten sie nicht, daß dieselben, in ihren Tempeln und Diensten von den Persern beleidigt, Rache an ihnen nehmen würden. Zu Angriffsplänen, wie diejenigen, von denen einst Aristagoras geträumt hatte, wurden sie jedoch hierdurch nicht fortgerissen; aber sie meinten zu erkennen, der Wille der Götter sei es nicht, Asien und Europa unter einem Herrscher vereinigt zu sehen; das heißt nun doch: durch die Götter sei Hellas nicht bestimmt, einen Teil des großen persischen Reiches auszumachen. Das unmittelbar Vorliegende war dann, die Landmacht der Perser, die noch auf griechischem Boden lagerte, zum Abzug zu nötigen. Im folgenden Sommer sehen wir die beiden Flotten einander gegenüberliegen, die persische bei Samos, die griechische bei Delos, ohne daß sie miteinander geschlagen hätten. Alles kam auf die Entscheidung zu Lande an. Mardonius, der die erste Expedition geführt, die zweite eingeleitet hatte, dachte keineswegs zurückzuweichen; er hatte noch immer die Zuversicht, eine Entscheidung zu Gunsten der Perser herbeizuführen; er meinte selbst die Athener durch Zurückgabe ihres Landes und Anerkennung ihrer Freiheit zu sich herüberzuziehen. Allein wie so ganz mißkannte er dabei die durch seine Angriffe aufgeregte Stimmung des attischen Volkes! Nur Einer, des Namens Lycidas, fand sich in Salamis, der die Vorschläge vor das Volk zu bringen anriet. Aber schon der bloße Gedanke daran erweckte den populären Ingrimm. Lycidas wurde von dem Volke gesteinigt; und, wie bei jener Steinigung von Jericho, das ganze Haus des Verräters mußte büßen; die athenischen Frauen steinigten Frau und Kinder des Schuldigen. Denn wer nur immer an der Verschuldung gegen die Götter des Landes teilnahm, sollte von

dem Erdboden vertilgt werden. Wir wissen, nicht alle Hellenen teilten die Impulse der Athener. Noch stand eine Anzahl griechischer Bevölkerungen auf seiten der Medo-Perser. Aber Lacedämon erhob sich jetzt, um Athen zu unterstützen. Die von Grund aus entgegengesetzten Republiken, der Demos der Spartiaten und der Demos von Athen, machten gemeinschaftliche Sache. Noch war die Gefahr sehr dringend. Mardonius hatte Attika verlassen, weil es für seine Reiterei keinen geeigneten Boden darbot. Und schon waren die Athener in großer Zahl zurückgekommen. Sie stellten sich — 8000 Schwerbewaffnete — bei Eleusis auf. Gegen einen erneuerten Einfall hätten sie sich kaum verteidigen können; wahrscheinlich würden sie verloren gewesen sein, wären ihnen nicht die Spartaner mit der Macht des Peloponnes zu Hülfe gekommen. Einst, als es die Spartaner auf die Eroberung von Athen absahen, hatten sich eben bei Eleusis die Peloponnesier von denselben getrennt; jetzt, als es die allgemeine Freiheit galt, schlossen sie sich ihnen an: so weit wenigstens war der panhellenische Gedanke durchgedrungen. Korinth stellte 5000, Sicyon und Megara je 3000 ins Feld; kleine Scharen erschienen von Ägina, den arkadischen Städten, den benachbarten Küstenlanden und Ebenen. Die 5000 Spartiaten, die von ihrem König Pausanias, dem Vertreter des von Leonidas hinterlassenen jungen Sohnes, angeführt wurden, hatten ein jeder sieben Heloten bei sich. Ihnen schlossen sich ebensoviel schwerbewaffnete Periöken an. Alle Schichten der Bevölkerung, die Herrschenden, die Beherrschten, die Freien, waren zusammen. Das Kriegsheer wird auf mehr als 100000 Mann angegeben; es war ohne alle Reiterei, während die Stärke der Perser gerade in der Reiterei bestand. Es ist ein eigentümliches Schauspiel, den mannigfaltig gearteten Griechen, in denen eben die verschiedenen Landesarten zur Erscheinung kamen, gegenüber einen Blick auf die asiatischen Scharen zu werfen.

Mardonius hatte außer den Persern auch Meder, die vornehmsten Vertreter des alten Iran, Baktrier, nicht ohne stammverwandte Indier, endlich auch einige scythische Scharen, die Saken. Diese stellte er den Lacedämoniern und ihren dorischen Bundesgenossen gegenüber, den Athenern und ihren Stammverwandten dagegen die zu ihm übergegangenen Griechen: Böotier, Lokrer, Phocier und Thessaler. Die beiden Heere stießen in den Grenzgebieten von Platää aufeinander. Man hätte nun einen Völkerkampf im großen Stile erwarten sollen. Zu einem solchen ist es jedoch in der That nicht gekommen. An sich war Mardonius ohne Zweifel überlegen. Seine Reiterei, welche durch einige kleine Verluste nicht wesentlich geschwächt worden war, hinderte die Zufuhr von Lebensmitteln über den Kithäron; sie verwehrte selbst den Griechen den Gebrauch des Asopos: eine Quelle, die ihnen Wasser lieferte, wurde verstopft; sie sahen sich gezwungen, eine andere Stellung zu suchen. Eben bei dieser gefährlichen Schwenkung wurden sie von den Persern angegriffen. Wer hätte nicht glauben sollen, daß sie besiegt werden würden, zumal da sie auch jetzt sich unbotmäßig genug verhielten und jede Schar nur

ihrem eigenen Gutdünken folgte! Mardonius hatte früher einmal den Lacedämoniern vorgeschlagen, den großen Streit zwischen Barbaren und Hellenen durch eine Art von Zweikampf auserlesener Spartiaten und Perser, welche auf beiden Seiten die besten Kriegsleute seien, zur Entscheidung zu bringen. Man hatte darauf nicht geantwortet; aber der Gang der Dinge brachte es zu etwas ähnlichem. Als die Reiterei von ihrer Verfolgung abließ, rückten die waffengeübtesten Perser heran, um ihre Sache mit den besten der Griechen, den Spartiaten, auszufechten. Da aber zeigte sich der große Unterschied zwischen Barbaren und Hellenen. Auch die ersten wußten ihre Angriffswaffe wohl zu führen; allein sie hatten keine Schutzwaffen. Indem sie sich in kleinen Scharen, etwa von zehn Mann, den Spartiaten entgegenwarfen, erlagen sie ohne Ausnahme, so daß sie den weiteren Kampf aufgaben. Und da nun zugleich Mardonius auf dem weißen Roß, das ihn kenntlich machte, tödlich getroffen wurde und erlag, so riß unter den Persern eine allgemeine Entmutigung ein; und sie eilten zu ihrem Lager zurück, das nicht schlecht befestigt war. Sonderbar doch, daß es nur kleine Ereignisse waren, welche in diesen Schlachten entschieden, — bei Marathon der rasche Anlauf der Athener, bei Platää der entschlossene Widerstand der Spartiaten, die von ihrem Platze nicht wichen. Den Griechen, unter denen jetzt die Athener durch ihre Geschicklichkeit wieder den Preis davontrugen, konnte das Lager der Perser nicht widerstehen. Ein gräßliches Blutbad vernichtete das Heer, das zur Eroberung von Griechenland bestimmt gewesen war. Eine Schar desselben, von einem Perser geführt, hatte an der Schlacht keinen Teil genommen. Eilend zog sie sich zurück, nur deshalb ungestört, weil man von der Niederlage noch nichts erfahren hatte, nach Thracien, von da nach Byzanz, von wo sie zu Schiff nach Asien überging.

Das Unternehmen war ein Gedanke des Mardonius gewesen, der dabei selbst umgekommen war. Ein zur See und zu Land zweimaliges kurzes Zusammentreffen reichte hin, den Versuch der Perser, in Europa Fuß zu fassen und Hellas zu überwältigen, rückgängig zu machen.

Um den Gegensatz zu kennzeichnen, mag man wohl des Vorschlages gedenken, der dem spartanischen Könige Pausanias gemacht wurde, Leonidas dadurch zu rächen, daß er die Leiche des Mardonius ans Kreuz schlagen lasse, wie das auch dem Körper des Leonidas widerfahren sei. Pausanias wies den Vorschlag als einen Schimpf zurück und verbot, ihn jemals wieder vorzubringen: denn dies Verfahren sei eines Barbaren würdig, aber nicht eines Griechen. Eine Welt von Gedanken knüpft sich an diese Weigerung. Der Gegensatz zwischen Orient und Occident spricht sich darin auf eine Weise aus, wie er fortan geltend bleiben sollte.

In demselben Augenblick, daß die persische Macht in Hellas zu Grunde ging, wurde nun auch die Seeherrschaft der Hellenen in dem Ägäischen Meere eine Thatsache. Wir können das Zusammentreffen der Tage und die wundergleiche Verbreitung der Nachricht von dem Siege bei Platää nach der ionischen

Küste dahingestellt sein lassen. Augenscheinlich aber ist es, daß die beiden Ereignisse in Bezug auf die Impulse, aus denen sie hervorgingen, und die Erfolge, zu denen sie führten, gleichartig waren. Die persische Flotte verließ ihre Station bei Samos, wahrscheinlich doch, weil sich zeigte, daß auf die Jonier, in deren Fahrzeugen ihre maritime Stärke bestand, nicht würde gezählt werden können. Die Phönizier gaben den Kampf, insofern er der ihre war, vollständig auf und segelten nach Hause. Um die übrigen Schiffe zu retten, wußte man kein anderes Mittel, als sie an das Land zu ziehen und durch einen Wehrdamm gegen die feindlichen Anfälle in Verteidigungszustand zu setzen. Dadurch geschah, daß die Bemannungen der Schiffe miteinander zu Lande kämpften; es war am Vorgebirge Mykale. Die Geschicklichkeit der Hellenen behielt auch hier die Oberhand über die Tapferkeit der Perser. Man soll in Beratung gezogen haben, ob man nicht die hellenisch gesinnten Jonier wieder nach dem Mutterlande verpflanzen und ihnen die Landschaften der medisch gesinnten Stämme überlassen solle; ein solcher Wechsel war jedoch zu weit aussehend, um versucht zu werden. Zuletzt kam man nur dahin, die wichtigsten Inseln, Lesbos, Chios und Samos, in die kriegerische Bundesgenossenschaft der Hellenen, die Symmachie, aufzunehmen. Die Insulaner gelobten wirklich, von derselben nicht abzufallen. Auch schon hierin lag ein großer Erfolg, noch mehr für die Zukunft, als für die Gegenwart. Aber das persische Reich blieb in seiner Integrität.

Der Einfall der Perser in Griechenland muß mit jenen Unternehmungen gegen die Massageten, die Äthiopen, die Wanderscythen zusammengestellt werden, — alles Versuche, das Reich über seine natürlichen Grenzen hinaus zu erweitern. In den übrigen Grenzlanden blieb es bei dem passiven Widerstande; in Griechenland entwickelte sich ein höchst aktiver, der die Folgezeit beherrschte.

Im damaligen Augenblick wurde derselbe durch innere Entzweiungen gehindert oder vielmehr durchbrochen.

Nach großen Kriegsereignissen folgen, auch in den siegreich gebliebenen Staaten, in der Regel innere Bewegungen. So geschah es nach dem persischen Kriege, selbst in dem durch strenge Gesetze wohlbefestigten Sparta; denn ein Widerspruch lag doch darin, den Königen die Heerführung anzuvertrauen, damals noch ohne aristokratischen Beirat, und, wenn sie, hier an den Gehorsam aller Anderen gewöhnt, durch große Thaten berühmt zurückkamen, sie dann der strengen Beaufsichtigung der Ephoren unterwerfen zu wollen. Man begreift es leicht, daß die beiden spartanischen Könige, von denen der eine, Pausanias, zu Land, der andere, Leotychides, an der Spitze der Seemacht, der allgemeinen Sache die größten Dienste geleistet hatten, sich nach ihrer Zurückkunft den Gesetzen, durch welche sie gefesselt waren, zu fügen Anstand nahmen. Sie mußten einer nach dem anderen die Flucht ergreifen, Leotychides zu den selbständigsten Bundesgenossen, den Arkadiern, Pausanias nach Byzanz, wo ihm die Nähe des persischen Gebietes eine gewisse Selb-

ständigkeit verlieh, so daß er sogar in Verdacht geriet, sich mit dem Könige von Persien verbünden zu wollen. Die Spartiaten forderten Pausanias auf, zurückzukommen; wo nicht, so werde man ihn mit Krieg überziehen.

Mit der Widersetzlichkeit der Könige gegen die Aristokratie war auch eine Bewegung unter den Unterthanen verbunden; denn auch diese hatten ja an dem Kriege teilgenommen; es scheint, als sei es der Sinn der Könige gewesen, sich an der Spitze derselben von den Fesseln der Aristokratie freizumachen. Allein diese war bereits zu stark geworden und behauptete den Platz. Der Sieger von Platää, der der Weisung, zurückzukehren, gefolgt war, endigte unglückselig. Man wollte ihn in dem Heiligtum, in welchem er ein Asyl suchte, nicht töten, noch auch mit Gewalt aus demselben wegführen; denn das eine oder das andere wäre der Religion entgegengelaufen. Das Heiligtum wurde abgedeckt, die Thür verschlossen. Man hielt den König so lange eingesperrt, bis er vor Hunger verkam. Erst als er dem Verscheiden nahe war, führte man den Hinsterbenden heraus. Leotychides hütete sich wohl, zurückzukehren; er ist in Tegea gestorben. Allein wie mit dem Tode des Pausanias ein Aufruhr der Heloten und eine Empörung der Messenier zusammenhing, so knüpft sich an die Flucht des Leotychides nach Tegea ein arkadisch-argivischer Krieg, der nur durch ein paar große Schlachten beendigt werden konnte, sowie man gegen die Heloten bei Sparta schlagen mußte. Wir blicken hier in eine Welt voll Gärung, in welcher das nach Selbständigkeit strebende Königtum mit den unbotmäßigen Bundesgenossen und den empörten Unterthanen eine und dieselbe Sache verteidigt. Nur unter den schwersten Kämpfen behielt die Aristokratie den Sieg; sie war genötigt, zur Niederwerfung der Messenier selbst die Athener zu Hülfe zu rufen, wiewohl diese die Messenier als Stammesgenossen betrachteten.

In dem Gemeinwesen der Athener waren aber noch stärkere Gärungen ausgebrochen.

Oberhäupter kann die demokratische Republik noch weniger entbehren als die oligarchische, aber ebensowenig ertragen. Die Athener waren in den Zeiten der Gefahr der Führung des Themistokles zuweilen selbst blindlings gefolgt. In Themistokles bewundert Thucydides den eingeborenen Scharfsinn, durch welchen es ihm möglich geworden sei, in den obwaltenden Schwierigkeiten das Beste zu treffen, selbst die Zukunft zu durchschauen. Er schreibt demselben, wenn wir ihn recht verstehen, die höchste Ausbildung des gesunden Menschenverstandes zu, der in jedem Momente zur Stelle ist, ohne Vorbereitung noch Schule. Sein unermeßliches Verdienst um Griechenland und die Welt liegt darin, daß er die ganze Macht von Athen auf das Seewesen warf und sie durch Energie und List zum Ziele führte. Nicht allein gegen die Medo-Perser war aber hiebei sein Vorhaben gerichtet, sondern auch gegen die vornehmsten Bundesgenossen, die Lacedämonier. Ihm war es zu verdanken, daß die Mauern von Athen wieder aufgebaut wurden gegen den Wunsch der Spartaner. Themistokles verhinderte die Unterhandlungen, die

absichtlich in die Länge gezogen wurden, bis alles zu weit gediehen war, um wieder rückgängig gemacht zu werden. Überhaupt ist er ein Vorbild für die atheniensischen Staatsmänner der späteren Zeit: indem er die Invasion der Medo-Perser abwehrt, vergißt er doch nie, sich dem Übergewicht von Sparta entgegenzusetzen. Die Ausschließung der Städte, welche medische Gesinnung an den Tag gelegt hatten, von der Amphyktionie verhinderte er, weil dies den Spartanern das Übergewicht zu Lande verschafft hätte.

Auch die Befestigung des Piräus ist ihm zu danken. Dieser Hafen ist immer der schönste in Griechenland: zwei Meilen im Umkreise, bis zwanzig Faden tief, durchaus eben: hat Schutz gegen die Winde und guten Ankergrund. Vielleicht stammen die starken Grundmauern, die man noch vor dem Vorgebirge, das den Eingang bildet, in die Scheeren des Hafens laufen sieht, aus dieser Zeit von ihm her.

Indem er das durchführte, nährte er in sich ein lebendiges Gefühl von seiner persönlichen Würde. Die Überlieferung schreibt ihm das Wort zu: eine Zither verstehe er nicht zu stimmen; aber ein unbedeutendes Staatswesen zu einem großen zu machen, das verstehe er. Um die in der Seeschlacht Gefallenen schwammen goldene Ketten und Schmucksachen. „Hebe dies auf", sagte er zu seinem Begleiter; „denn Du bist nicht Themistokles."

In republikanischem Sinne persönlich zurückzutreten, lag nicht in ihm. Er trug gern die Kosten für tragische Wettkämpfe; aber auch die Aufschrift wollte er sich zueignen. Er war prächtig, verwegen, selbst grausam; er liebte den Glanz noch mehr als die Herrschaft. Themistokles gehört zu den Politikern, welche sich durch vorgängige Verpflichtungen nicht eben jeder Zeit gebunden erachten, sondern alles für erlaubt halten, was zum Ziele führt. Eine solche Natur, in welcher der Zug der emporstrebenden Gedanken alles Thun und Lassen bestimmte, konnte in der demokratischen Republik nur so lange eine Stelle haben, als die großen Angelegenheiten sie unentbehrlich machten.

Doch wohlerdachte Mittel der Republik der Athener, mächtige und der Gleichheit des Gemeinwesens gefährlich werdende Männer durch Ostracismus zu verbannen, wurden auch gegen ihn angewendet. Aber nicht allein Athen, sondern auch Sparta fand ihn unerträglich. Bei dem Verfahren gegen Pausanias wurden Umstände bekannt, die den Vorwurf begründeten, er habe um die Anschläge des spartanischen Königs gewußt, sie aber verheimlicht. Sparta und Athen trafen gemeinschaftlich Anstalten, den Sieger von Salamis, weil er mit den Feinden, die er damals abgewehrt, jetzt einverstanden sei, gefänglich einzuziehen. Themistokles wich von Argos, wo er sich eben aufhielt, nach Korcyra und dann zu dem Molosserkönige Admet, den er für seinen Feind halten mußte, weil er einst einem Begehren desselben in Athen widersprochen hatte. Die Aufnahme wurde dem Schutzflehenden nicht versagt; aber seines Bleibens war nicht daselbst. Er hatte hundert Talente bei sich; zweihundert hatte der Großkönig auf seinen Kopf gesetzt; das wäre für einen Seeräuber ein guter Fang gewesen. Themistokles kam doch hindurch bis Ephesus, von

wo er sich im Geleite eines Persers in das Innere des Reiches und zuletzt an das persische Hoflager begab, um bei dem Feinde, den er aus Griechenland verjagt hatte, seine Rettung zu suchen. Er wurde nicht als Feind, sondern als Freund aufgenommen. Drei namhafte Städte wurden ihm überliefert, um zu seinem Lebensunterhalte zu dienen; in der vornehmsten, Magnesia, wurde später sein Grab gezeigt.

Ungern nimmt man von den Erzählungen späterer Schriftsteller Abstand, nach welchen Themistokles noch zu Xerxes gelangt wäre, der nun den Mann, durch den er besiegt worden, gegen die Griechen ins Feld zu schicken gedacht hätte; Themistokles aber habe sich unfähig gefühlt, einem solchen Ansinnen zu entsprechen; bei einem Gelage mit seinen Freunden habe er den Göttern geopfert und dann sich selbst getötet. Man sieht daraus, in welchem Lichte Themistokles von dem nachfolgenden Geschlechte betrachtet wurde.

Das Wesentliche der Erzählung von den Schicksalen des Pausanias und des Themistokles, auch ohne die fabelhaften Züge, welche die Sage hinzugefügt hat, liegt darin, daß die beiden Führer, welchen die Erfolge des Krieges gegen die Perser hauptsächlich zu danken waren, nach der Hand mit den Gemeinwesen zerfielen, denen sie angehörten. Pausanias wurde durch die Gerusia umgebracht. Themistokles nahm seine Zuflucht zu den Persern, in deren Schutz er aufgenommen wird, aber dann verschwindet. Pausanias wird der Nachwelt nicht recht lebendig; das dürfte man aber von Themistokles nicht sagen; er ist vielleicht einer der ersten Menschen von Fleisch und Blut, die in der Universalgeschichte hervortreten, — keineswegs immer rühmenswert, aber immer groß. In den Konflikten der Weltkräfte wollte er herrschen, niemals beherrscht werden; aber sie waren zu stark: er ging in ihnen unter, er selbst persönlich; doch sein Werk überdauerte die Jahrhunderte; er ist der Begründer der historischen Größe von Athen!

Kommen wir auf den Krieg zwischen Hellenen und Persern zurück, so erhellt schon aus diesem Vorgang, daß der Großkönig von seinen Feinden im Westen für sich selbst nur wenig zu besorgen hatte. Es ließ sich nicht erwarten, daß aus der aristokratischen oder demokratischen Republik oder den griechischen Gemeinwesen überhaupt sich eine Macht oder eine Persönlichkeit, welche ihm selbst hätte gefährlich werden können, erheben würde. Auch ist es ein Irrtum, wenn man den Griechen Absichten dieser Art zuschreibt. An den Sturz des persischen Königtums, das auf ganz anderen Grundlagen beruhte, konnten sie überhaupt nicht denken; was aber in ihren Gesichtskreis fiel, was sie sehr ernstlich beabsichtigten, das war die Wiederherstellung des früheren, den persischen Einfällen vorangegangenen Zustandes. Unaufhörlich waren sie beschäftigt, die Perser aus Thracien zu vertreiben, die Städte an den asiatischen Küsten freizumachen, die Seeherrschaft in dem östlichen Mittelmeer wiederzugewinnen, Cypern und selbst vielleicht Ägypten von der großen Monarchie wieder loszureißen. Auch dazu aber ließ sich eine Verbindung aller Hellenen aus freiem Antriebe nimmermehr erwarten, nicht einmal eine

Verbindung zwischen Sparta und Athen; denn, wie gesagt, in Sparta fürchtete man den überwiegenden Einfluß, den ein siegreicher Heerführer auf den inneren Bestand ihrer Republik ausüben könnte. Die Spartaner hatten eigentlich nichts dagegen, wenn Athen in den Konflikten mit Persien die Führung übernahm, wie es auch der maritimen Entwickelung von Athen entsprach. Mit Konnivenz von Sparta wurde jener Seebund gegründet, in welchem die von den Persern bedrohten Eilande und Gestade sich an Athen anschlossen, welches sich dagegen mit mäßigen Beiträgen begnügte, ohne die innere Autonomie der Verbündeten zu beschränken. Es ist der delische Bund, von dessen Fortgang wir sogleich weiter reden werden. Die beiden großen Männer, Aristides, abwechselnd der Freund und der Gegner des Themistokles, und Cimon, der Sohn des Siegers von Marathon, wirkten hiebei zusammen, der erste durch Unterhandlung, der zweite durch entschlossene und glückliche Unternehmungen. Zuerst wandte sich Cimon nach dem Norden, wo er zugleich das eigentümliche Interesse seiner Familie, dessen wir gedachten, wahrzunehmen hatte. Am Strymon suchte er die Perser auf, durch welche einst die Athener von dort verdrängt worden waren; mit Hülfe der umwohnenden Völkerschaften wurde er ihrer Meister; der persische Führer verbrannte sich mit seinen Schätzen, wie einst Sardanapal. Auch den Chersones nahm Cimon im Kampfe mit den Persern und ihren Verbündeten, den Thraciern, in Besitz. Die eroberten Landstriche wurden unter athenische Ansiedler ausgeteilt. Wenn er dann die griechischen Städte an den asiatischen Küsten zur Wiedererwerbung der Freiheit aufrief, so konnte das keinen besonderen Erfolg haben, so lange die persisch-phönizische Seemacht im östlichen Mittelmeer das Übergewicht besaß. Gegen diese also richteten sich die Hauptanstrengungen Athens und seiner Verbündeten. Cimon unternahm an der Spitze eines Geschwaders von zweihundert Segeln einen Seezug, der darauf berechnet war, die griechischen Städte an der kleinasiatischen Südküste bei ihrer Emancipation zu unterstützen und die noch vorhandenen persischen Besatzungen zu vertreiben. Das gelang ihm nun auch in den Bezirken von Karien durch Überredung und Gewalt; aber weiter wollten ihn die Perser nicht fortschreiten lassen; sie setzten sich ihm mit der gewohnten zwiefachen Ausrüstung zu Lande und zur See entgegen. Cimon ging zuerst auf die Flotte los, wobei sich die Überlegenheit der Griechen über die Phönizier aufs neue bewährte. Hundert Fahrzeuge fielen mit ihrer Bemannung in die Hände der Griechen, noch viele andere aber, die von den Mannschaften verlassen worden waren. Und deren nun bediente sich Cimon, wenn wir der gäng und gebe gewordenen Erzählung Glauben schenken, zu einem der glücklichsten Strategeme. Es heißt, er habe die leeren Fahrzeuge nun seinerseits bemannt, aber seine Leute in persische Kleider gesteckt, deren man viele vorfand; so habe er bei Nacht das persische Lager am Eurymedon, wo man in den Heransegelnden Freunde erwartete, überrascht, sofort angegriffen und in der allgemeinen Verwirrung überwältigt. Cimon, besonnen mitten im Siege, trug Sorge, daß seine Griechen sich nicht beutegierig zerstreuten, und rief sie

durch ein verabredetes Feuerzeichen, dem sie dann auch gehorchten, zusammen. Hierauf errichteten sie ein Siegesdenkmal. Auf diese Weise wurde ein Doppelsieg zu Lande und zur See an einem Tage errungen.

War aber solchergestalt die Übermacht der Griechen im maritimen Kampfe entschieden, so öffnete sich ihnen gleich darauf die Aussicht, dieselbe in dem Lande geltend zu machen, das von jeher den Gegenstand ihrer Einwirkungen gebildet hatte, in Ägypten.

Xerxes, dem es noch beschieden war, die Niederlage am Eurymedon zu erleben, wurde im Jahre darauf ermordet; es war ein Ereignis, wie es in den despotischen Regierungen in alten und neuen Zeiten, in der Epoche des Kaisertums selbst bei den Römern sich öfter wiederholt hat; er erlag einer Konspiration derselben Männer, auf die er am meisten vertraute, des Befehlshabers der Leibwache Artaban und des Oberkammerherrn, der den Palast beherrschte. Die Verschwörung hatte noch einen weiteren Plan. In Xerxes vereinigten sich die beiden Linien der Achämeniden. Die Absicht der Mörder ging dahin, der Herrschaft dieses Geschlechtes überhaupt ein Ende zu machen. Wenn wir nicht irren, so hing dieses Vorhaben mit den Unglücksfällen zusammen, zu welchen die Politik des Darius und Xerxes geführt hatte. Das herrschende Geschlecht hatte sein Ansehen verloren und sollte gestürzt werden. Artaban selbst wollte den Thron besteigen. So weit kam es aber doch nicht. Schon war der ältere Sohn des Xerxes, wie dieser selbst, umgebracht worden; aber um so tapferer setzte sich der zweite Sohn, Artaxerxes, zur Wehr. Die Überlieferung ist, er habe im persönlichen Kampfe mit Artaban Leben und Thron behauptet. Bei aller Verschiedenheit der Erzählungen und Meinungen, die sich hierüber finden, können wir doch festhalten, daß der zweite Sohn des Xerxes, Artaxerxes, den die Griechen wegen eines körperlichen Mißverhältnisses durch den Beinamen Makrocheir (Langhand) von anderen Königen dieses Namens unterscheiden, die Herrschaft der Achämeniden auf mehr als 100 Jahre gesichert hat.

Nicht auf Erweiterung des Reiches, wie seinem Vater, der die Weltherrschaft im Sinne hatte, konnte es ihm ankommen, sondern nur auf Behauptung und Verteidigung der noch überaus umfassenden Macht, die er ererbte. Die vornehmste Frage war dann, inwiefern Artaxerxes von den unterworfenen Populationen, die ihre alte Selbständigkeit noch keineswegs vergessen hatten, anerkannt werden würde. Gewiß wirkte der Rückgang der Seemacht durch die Schlacht am Eurymedon auch darauf zurück, daß der Gehorsam, namentlich in der Landschaft, welche die meiste Selbständigkeit besaß, in Ägypten, zweifelhaft wurde. Der Fürst einer annektierten, aber keineswegs zu vollem Gehorsam gebrachten libyschen Landschaft, des Namens Inarus, brachte ohne viele Mühe die Ägypter zum Abfall von Persien und rief dann die Athener herbei, deren Flotte sich in Cypern befand, aber ihren Lauf unverzüglich nach Ägypten richtete, wo dann Griechen, Libyer und die abgefallenen Ägypter vereinigt Memphis bis auf die Burg, die weiße Mauer genannt,

in Besitz nahmen. Inarus benutzte den Getreidereichtum Ägyptens, um sein Bündnis mit Athen um so fester zu begründen; er schickte ansehnliche Vorräte hinüber. Wahrscheinlich gehörte dieser Verkehr zu den Motiven, die den Bau der langen Mauern, durch welche Burg und Stadt von Athen mit der Hafenstadt verbunden wurden, veranlaßt haben. Man bedurfte ihrer noch aus einem anderen Grunde. Die Mißverständnisse waren unterdessen zwischen Sparta und Athen auf eine Höhe gestiegen, welche einen Einfall der Spartaner in das Gebiet von Attika befürchten ließ. Dabei tritt uns eine Verwickelung der allgemeinen Angelegenheiten vor Augen. Artaxerxes soll den Versuch gemacht haben, die Spartaner zu einem Einfall in Attika zu vermögen, wodurch er der Feindseligkeiten, die er von Athen erfuhr, allerdings mit einem Schlage ledig geworden wäre. Eine solche Allianz war aber späteren Zeiten vorbehalten; damals wäre sie noch als eine Verräterei erschienen; die Spartaner lehnten die persischen Anträge ab. Welch' eine Stellung hätte sich Athen nun verschafft, wenn sich Inarus wirklich auf dem ägyptischen Throne behauptet hätte! Aber Athen war nicht im stande, all seine Macht für Inarus rechtzeitig einzusetzen. Wir finden eine Inschrift, in welcher die Mitglieder einer der zehn attischen Phylen, die in einem und demselben Jahre in Cypern, Ägypten, Phönizien, Ägina, Halieis und Megara erschlagen worden seien, genannt werden. Eine Zerstreuung der streitfähigen Mannschaften, welche die Schuld daran trug, daß für den vornehmsten Kriegsschauplatz, der ohne Zweifel Ägypten war, nicht die erforderlichen Anstrengungen gemacht wurden. Man darf jedoch den ägyptischen Krieg in der Geschichte von Athen nicht ganz vergessen. Artaxerxes wandte alle seine Streitkräfte, und zwar nicht ohne vorangegangene Kriegsübung, nach Ägypten. Auch hatte er den entsprechenden Erfolg. Als eine persisch-phönizische Macht an den Mündungen des Nil erschien, ohne daß die athenische Flotte zur Stelle gewesen wäre, konnte die Belagerung der Feste von Memphis, in der das griechisch-libysche Heer des Inarus begriffen war, nicht fortgesetzt werden. Die Athener meinten, sich auf einer Nilinsel behaupten zu können; aber die Perser wußten den Arm des Flusses, der sie schützen sollte, wahrscheinlich unter Begünstigung der Jahreszeit, trocken zu legen; die Griechen wehrten sich auf das tapferste; sie verbrannten ihre Schiffe, um sie den Feinden nicht in die Hände fallen zu lassen, und verpflichteten sich untereinander zu dem äußersten Widerstande. Sie sind fast sämtlich hiebei zu Grunde gegangen; nur eine geringe Anzahl gelangte nach Cyrene. Als eine athenienfische Flotte von fünfzig Schiffen an der Küste erschien, war bereits alles entschieden. Ägypten kehrte unter die Herrschaft der Perser zurück.

Eben in Ägypten waren einst Griechen und Perser auf einander gestoßen. Die Siege des Kambyses wurden durch Artaxerxes erneuert. Aber man begreift, daß der Ehrgeiz und die Thatkraft der Griechen es dabei nicht bewenden ließen; unmöglich konnte Athen ruhig zusehen, daß die phönizische Seemacht wieder zu der alten Bedeutung empor wuchs. Einige Jahre später, nachdem

es zu einer vorläufigen Abkunft zwischen Athen und Sparta gekommen war, unternahm Cimon eine neue Expedition, hauptsächlich gegen Cypern, bei der aber sein Augenmerk auf Ägypten gerichtet und sogar ein Umsturz des persischen Reiches in Aussicht genommen war. Der Gedanke wird durch den eben vorangegangenen Versuch, die herrschende Dynastie durch eine andere zu ersetzen, verständlich. Inarus war gefangen und gekreuzigt worden; allein im Delta erhielt sich noch ein eigentlich ägyptischer Prätendent, Amyrtäus, und da zwischen den Satrapen und dem Hofe des Großkönigs, wie so häufig, Irrungen hervortraten, würde ein glückliches Ereignis allerdings noch einen Umschlag haben herbeiführen können. Cimon hat das Orakel des Jupiter Ammon, bei dem doch Sympathien für Ägypten vorauszusetzen waren, befragen lassen; ehe er aber eine Antwort bekam, war er schon, wahrscheinlich an den Folgen einer vor Citium auf Cypern erhaltenen Wunde, verstorben. Leider sind wir über diese Ereignisse nur sehr unvollkommen unterrichtet. In einer Zeit, in der Herodot und Thucydides lebten, ist man über die wichtigsten gleichzeitigen Angelegenheiten, welche spätere Autoren niederschrieben, auf Hörensagen angewiesen. Nur soviel erfährt man aus Thucydides, daß nach Cimons Tode bei dem cyprischen Salamis nochmals eine Doppelschlacht zu Lande und zur See gegen die Phönizier mit vollkommen gutem Erfolge geliefert worden ist. Ägypten also wurde verloren, die Thalassokratie aber behauptet.

Nun aber erhebt sich an dieser Stelle eine historisch-kritische Schwierigkeit, die wir nicht unerörtert lassen dürfen. Die Aufmerksamkeit muß sogleich darauf gerichtet werden. Dem Cimon selbst wird noch der Abschluß eines Friedens mit Persien zugeschrieben, über welchen anderweit ein absolutes Schweigen herrscht. Man behauptet, daß ein förmlicher Vertrag zwischen der Republik Athen und dem Großkönig geschlossen worden sei, in welchem der letztere die ionischen Städte zu unterwerfen ausdrücklich aufgegeben und überdies versprochen habe, seine Flotte nicht über gewisse, genauer bezeichnete Marken hinaus in See zu schicken. Ihrerseits hätten die Athener sich verpflichtet, das Gebiet des Königs Artaxerxes nicht anzugreifen. Diese Erzählung ist der Gegenstand mannigfaltiger gelehrter Kontroverse geworden. Man hat den Frieden meistenteils in Abrede gestellt, weil er bei den namhaftesten gleichzeitigen Autoren nicht erwähnt wird. Aber wir berührten soeben, wie mangelhaft unsere Nachrichten über diese Periode sind. Und Herodot gedenkt doch einer Gesandtschaft des Atheners Kallias an den persischen Hof, deren Zweck wohl kein anderer sein konnte, als die Herstellung des Friedens; die Sendung selbst war eine friedliche Annäherung. Denn noch währte der Kriegszustand und hatte zu Ereignissen geführt, durch welche die Zugehörigkeit Ägyptens und Cyperns zum persischen Reiche zweifelhaft geworden war. Der Großkönig mußte trachten, denselben ein Ende zu machen. Was konnte er aber den Athenern dagegen bieten? Für Athen war nichts wichtiger als Meister der See zu bleiben und zugleich keinen Angriff der

Perser auf die griechisch-asiatischen Städte befürchten zu müssen. Das Erste zu erreichen, war die vornehmste Absicht der Seezüge Cimons; das Zweite war unendlich wichtig für die Konsolidation der athenischen Herrschaft im Archipelagus. Wenn man also festgesetzt hat, daß kein persisches Kriegsschiff über die Linie Phaselis und die Kyaneen hinausfahren und zugleich das Landheer der Satrapen sich drei Tagereisen weit von der Küste fernhalten sollte, so waren das eben die vornehmsten Bedingungen, die die Athener wünschen mußten. Nur, wenn dieselben erfüllt wurden, konnten sie versprechen, das Gebiet des Königs nicht anzugreifen. Ein Friede in aller Form ward nicht geschlossen, wohl aber ein Verständnis, das die allgemeine Ruhe gewährleistete.

Wahrscheinlich ist, daß der Zustand, welcher faktisch eintrat, als die Bedingung eines förmlichen Vertrages betrachtet wurde. Jene Doppelschlacht bei dem cyprischen Salamis kann als der letzte Akt des Krieges zwischen den Hellenen und Persern in diesem Stadium der Geschichte betrachtet werden. Die Hellenen hatten ihre Selbständigkeit behauptet und die Herrschaft zur See erobert; das persische Gesamtreich aber bestand in seiner Integrität und großen Weltstellung. Wollte man sich erkühnen, den Gang der Weltgeschicke nach ihren inneren Momenten zu ermessen und abzuwägen, so dürfte man wohl sagen, die Zeit für die griechische Weltherrschaft war noch nicht gekommen. Die Griechen waren infolge des medo-persischen Krieges und ihrer Siege in einer inneren Bewegung begriffen, in der sich der Kern ihres geistigen Daseins manifestierte. Ihre volle Ausbildung wurde durch die inneren Kämpfe, die immer fortdauerten, ohne zu großen Entscheidungen zu führen, nicht unterbrochen. Diese dienten vielmehr dazu, den Ehrgeiz zu erwecken, den litterarische und künstlerische Produktionen nicht wohl entbehren können. Ein Kampf mit Persien aber wäre dafür verderblich geworden, selbst dann, wenn die Griechen gesiegt hätten; das Glück der Waffen und der Reiz der Eroberung würde alle ihre Kräfte beschäftigt und nach anderen Zielen hin gerichtet haben. Eine Epoche des Gleichgewichts zwischen der persischen Monarchie und den griechischen Republiken, wie es schon nach der Schlacht bei Mykale bestand und durch die Schlacht am Eurymedon noch entschiedener zu Tage trat, gehörte dazu, um den Griechen Zeit zu ihrer inneren Entwickelung zu lassen. Dabei aber kam ihnen nichts so sehr zu statten, als die volle Unabhängigkeit Athens, wo sich jene Verfassung ausbildete, die gerade durch die Verschiedenheit der Elemente, die sie konstituierten, der inneren Bewegung des Geistes Bahn machte und Raum verschaffte.

Siebentes Kapitel.

Die Demokratie von Athen und ihre Führer.

Die Machtverhältnisse, die wir betrachtet haben, beherrschten die Welt, aber sie waren nicht das Einzige, was die Aufmerksamkeit beschäftigte, nach den großen Entscheidungen bei Platää und Mykale nicht einmal mehr das Wichtigste; eben in und mit denselben haben sich die Differenzen der griechischen Städte und Staaten untereinander entwickelt; hauptsächlich aber, eine der größten Erscheinungen, welche die Universalgeschichte kennt, ist dabei hervorgetreten: die Demokratie in Athen. Die inneren Bewegungen und die äußeren Gegensätze greifen ineinander. Absichtlich haben wir die letzten bis auf einen Punkt begleitet, in welchem ein Zustand des Gleichgewichts eintrat, — ohne der inneren zu gedenken. Auf diese können wir nun um so ungestörter unsere Blicke wenden.

1. Aristides und Perikles Cimon gegenüber.

Man denkt sich wohl die Verfassungsformen als voneinander in der Idee des Staates vollkommen verschieden: historisch aber sind sie das nicht.

Die Demokratie von Athen, wie sie wirklichen Bestand gewann, ist aus dem Kampfe zwischen der monarchischen Form der Tyrannis und der oligarchischen Gewalt der vornehmsten Geschlechter hervorgegangen. In der Epoche allgemeiner Verwirrung hatte Solon ein System des Gleichgewichts zwischen der Aristokratie und dem Volke zu Athen, dem er einige auf das Allgemeine bezügliche Rechte vorbehielt, zu begründen gesucht. Aber er hatte damit nicht verhindern können, daß sich nicht gleich darauf eine Tyrannis erhoben hätte, welche das Volk beherrschte und die Oligarchie niederhielt. Im Gegensatz gegen die Tyrannis nicht allein, sondern auch gegen die Oligarchie, die alsdann wieder emporkam, hatte der Alkmäonide Klisthenes die solonische Verfassung von Grund aus reformiert, die Bürgerschaft umgestaltet und vor allen Dingen ihr die Waffen in die Hand gegeben. Das Volk von Athen, das nun erst gleichsam selbstbewußt wurde, ergriff dieselben mit Freuden. Es wehrte jeden Versuch, den die Lacedämonier in Verbindung mit einer Faktion der Eupatriden machten, ihm die erlangten Zugeständnisse wieder zu entreißen, tapfer und glücklich ab und wurde fähig, die erste Invasion der Perser, die darauf zielte, die Tyrannis in Athen wieder herzustellen, zurückzuweisen und die zweite, bei der es auf eine Unterwerfung aller Griechen abgesehen war, mit einer Hingebung und Opferwilligkeit zu bestehen, von der noch kein Beispiel vorgekommen war.

Die Führer, unter denen Athen die Siege erfocht, erlangten dadurch keineswegs eine sichere Stellung in ihrer Stadt. Der aristokratische Miltiades wurde zu einer Geldbuße verdammt, die er nicht erlegen konnte, und ist, wie es scheint, im Gefängnis gestorben. Themistokles, der nach einer exceptionellen Stellung strebte, wurde verbannt.

Neben diesen heroischen Gestalten erscheint dann Aristides, der zu den thätigsten Anhängern und Gehülfen des Klisthenes gehört hatte, und der Sohn des Miltiades, Cimon: treffliche Männer, die dann auch ihrerseits den veränderten Umständen gemäß eine hohe Stellung in der Stadt behaupteten und eine große Wirkung ausübten. Noch in einem anderen Sinne, als in dem oben berührten, kamen die Nachwirkungen der Kriege zur Erscheinung.

An diesen selbst hatten die alten Geschlechter lebendig Anteil genommen, einverstanden mit der emporkommenden Demokratie; der Sieg, den sie erfochten, war ein gemeinschaftlicher. Allein die Folgen des Kampfes kamen doch hauptsächlich dem Volke zu gute. Das Übergewicht, zu welchem das populäre Element gelangte, ist hauptsächlich aus dem persischen Kriege entsprungen, und zwar auf eine doppelte Weise. Die Verwüstung, welche die Perser über das Land verhängten, betraf die Besitztümer der Aristokratie am empfindlichsten; nach dem Kriege waren sie tief herabgekommen. Die Siege dagegen hatten das Leben der untergeordneten Klassen gefördert und ihre Habe vermehrt. Dies Mißverhältnis trat dann auch inmitten des Kampfes hervor. Vor der Schlacht bei Platää, in dieser Stadt selbst, kam man einer Art von Konspiration der angesehenen Geschlechter auf die Spur. Ihre Absicht soll gewesen sein, die Demokratie aufzulösen, oder, wenn das mißlinge, zu den Persern überzugehen. Das Vorhaben wurde entdeckt; die beiden Schuldigsten retteten sich durch die Flucht; andere glaubten unentdeckt zu bleiben und scheinen über ihr Vorhaben Reue gefühlt zu haben. Aristides wäre bei seinem Ansehen vielleicht im stande gewesen, die alten Gerechtsame wiederherzustellen; allein er selbst hielt es nicht für thunlich, und zwar nicht allein deswegen, weil die Vermögensverhältnisse sich überhaupt verändert hatten, sondern vor allem deshalb, weil das Volk, nachdem es die Waffen geführt, nicht wieder in die frühere Unterordnung zurückgebracht werden konnte. Durch die Waffen und die Siege waren Berühmtheiten gebildet worden, die einen natürlichen Anspruch auf Teilnahme an den höchsten Ämtern in sich schlossen. Und überdies, das Volk gab die Meinung kund, daß es sich die alten Beschränkungen nicht länger werde gefallen lassen. Am Tage liegt, daß hierdurch jenes Gleichgewicht zwischen den alten Geschlechtern und dem Demos, welches die Grundlage der solonischen Verfassung bildete, vollends aufgehoben wurde; es war die natürliche Folge der Jahre des Krieges und des Sieges. Das Volk hatte die Freiheit gekostet und für sie geblutet; ohne Gewaltsamkeit und Gefahr hätten sich die alten Zustände nicht aufrecht erhalten lassen. Die Abschaffung der Vorrechte der vornehmen und reichen Geschlechter gehörte dazu, um die Demokratie zu voller Erschei-

nung zu bringen. Aristides ist nicht durch seine Liebe zur Gerechtigkeit, die seinen Ruhm ausmacht, davon abgehalten worden, dies Vorhaben zu begünstigen. Wie es in einer Stelle des Äschylos heißt, die mit Recht auf ihn bezogen wird, er wollte nicht allein gerecht erscheinen, sondern es sein. Als ein Moment für dieses große Wort darf man es wohl ansehen, daß er die im Kampfe erworbenen Rechte des Volkes — denn aus den Waffen entspringe die Freiheit — anzuerkennen kein Bedenken trug. Durch den Fortgang des Handels, des Seewesens und der damit verbundenen Herrschaft bekam die Demokratie, die jedoch auch jetzt noch nicht völlig ausgebildet war, das Übergewicht.

Damit trat nun aber die andere Frage ein, inwiefern sie zu der allgemeinen Wohlfahrt geleitet werden könne. Dazu war Aristides gerade der geeignete Mann. Wenn Themistokles sein persönliches Selbst auch in der Demokratie nicht verleugnen wollte, so war es das Verdienst des Aristides, daß er sein Selbst hintansetzte. Er hat einen Vorschlag zurückgenommen, als derselbe schon durchging, weil die vorangegangenen Reden und Gegenreden ihn überzeugt hatten, daß sein Antrag nicht vollkommen zweckmäßig sei. Unzweifelhaft nützliche Vorschläge hat er durch andere machen lassen, weil sie sonst infolge des Neides, den sein Name zu erwecken anfing, zurückgewiesen worden wären. Aristides wurde für arm gehalten und legte Wert darauf, daß er es sei; aber er hatte doch zu der ersten Klasse der Pentakosiomedimnen gehört und war, auf deren altes Vorrecht gestützt, Archon geworden. Eben dieses Vorrecht schaffte er ab.

Alle Beschränkungen, welche die größte Anzahl der Bürger von der Teilnahme an den höheren Ämtern ausschlossen, wurden unter seiner Führung aufgehoben. Die Wähler wurden sämtlich ebenfalls wählbar, wodurch sich denn eine ganz andere Verwaltung bildete, als die bisherigen, — eine Veränderung, die dem Prinzip der Verfassung doch nicht gerade zuwiderlief, da auch in dieser der Besitz eines Jeden das bestimmende Moment war, dieser Besitz sich aber im Laufe der letzten Jahre wesentlich verändert hatte. Darin liegt die vornehmste Handlung des Aristides für das innere politische Leben der Stadt.

Nicht geringeren Einfluß aber hatte er auf die äußere Stellung der Stadt. Schon Themistokles hatte den Inseln die Hoheit von Athen aufzudringen gemeint; was ihm zu seiner Zeit unmöglich wurde, das führte Aristides durch. Den Anlaß gab die den größten Anstoß erregende Handlungsweise des spartanischen Königs Pausanias; der Hochmut, mit dem er verfuhr, verletzte die Anführer der Marine der Inseln, welche von ihm mißhandelt zu werden behaupteten. Da sie dem ionischen Stamme angehörten, war es ihnen besonders empfindlich, daß sie einem dorischen Oberbefehlshaber gehorchen sollten. Bei weitem näher standen ihnen die Athener, ihre Stammverwandten, die im Seekriege das Beste geleistet hatten und besonders berechtigt erschienen, die Führung bei der Fortsetzung desselben in die Hand zu nehmen. Und da

nun Pausanias eben durch die Bedeutung, die er an der Spitze der griechischen Gesamtmacht gewann, zu einem Verhalten veranlaßt worden war, welches die lacedämonische Oligarchie nicht ertragen konnte, so hatte auch diese kein Interesse an der Behauptung des Oberbefehls über die Flotte. Es ist zwar erinnert worden, die Herrschaft der Lacedämonier werde dann eine hinkende sein, einem Orakelspruch zufolge, wenn sie nicht Land und See zugleich umfasse; und so glaubten die Athener, deshalb einen Krieg erwarten zu müssen; aber ein Mitglied der Gerusia wußte die übrigen zu überzeugen, daß die Herrschaft zur See für Sparta nicht angemessen sei. Man ließ von allen Gegenwirkungen ab, worin denn eine Verzichtleistung auf die Hegemonie überhaupt gesehen worden ist. Genug, Athen trat nun an die Spitze der griechischen Seemacht, wozu ihm die bescheidene, ruhige, Zutrauen erweckende Persönlichkeit des Aristides, der jetzt in diesen Angelegenheiten die größte Autorität besaß, besonders förderlich wurde. Wenn das oligarchische Sparta von der Seeherrschaft abstand, so gehörte es zum Wesen der athenischen Demokratie, daß sie dieselbe ergriff. Man hat es dem Aristides zugeschrieben, daß er die Athener auf die Vorteile aufmerksam gemacht habe, die ihnen eine solche Stellung gewähren würde. Er trug dann das Meiste dazu bei, daß es geschah. Nur auf bestimmte Beiträge konnte das neue Verhältnis gegründet werden. Aristides wurde beauftragt, die neuen Bundesgenossen zu schätzen. Die Beiträge wurden auf eine erträgliche Norm fixiert, 460 Talente, was später, als sie ums Dreifache gestiegen waren, als eine goldene, wie man sagt, saturnische Zeit gepriesen worden ist. In einer Zusammenkunft der Bundesmitglieder im Tempel des Apollo und der Artemis wurden dann die näheren Bestimmungen verabredet. Die Bundesglieder erschienen als gleichberechtigt, wodurch aber doch nicht verhindert wurde, daß sie nicht, da die Athener die Schatzmeister von Griechenland, d. h. des Bundes, einsetzten, unter die Abhängigkeit von ihnen geraten wären. Die Bundesgenossen lieferten selbst ihre Beiträge ein, die anfangs in dem Tempel von Delos verwahrt wurden. Auch hiebei kam der Begriff der aristideischen Gerechtigkeit ins Gedränge; die Alten haben diese Gerechtigkeit nicht auf die öffentlichen Angelegenheiten bezogen: in denen sei Aristides dem Begriff und der Bedingung des Vaterlandes gefolgt.

Aristides hat auf der einen Seite die demokratische Verfassung entwickelt und auf der anderen den Grund zu einer besonderen Seeherrschaft von Athen gelegt. Beides gehört genau zusammen. In letzterer Beziehung gesellte sich ihm Cimon bei, der aber, wie wir oben ausführten, zugleich den Krieg gegen die Perser in großem Umfang fortsetzte. Eben zu diesen Zwecken wurden alle Kräfte des Seebundes angestrengt. Aber mit den Siegen selbst, die Cimon erfocht, entsprangen Verwirrungen und Unruhen in dem Seebunde. Von den Mitgliedern desselben hatten doch die meisten ihr besonderes Interesse. Die Aufnahme der Bundesgenossen, welche durch die Siege selbst herbeigeführt wurde, schloß eine Veränderung in sich, die nicht jedermann genehm sein

konnte; da die Abführung der ausgeschriebenen Beiträge, wenn sie in Frage gestellt wurde, zugleich die Entfremdung eines Teiles der Flotte herbeiführen mußte; so lag darin eine Gefahr für den gesamten Bund überhaupt. Athen entschloß sich, die centrifugalen Bewegungen mit seiner ganzen Macht niederzuhalten. Zuerst erfuhr das Naxos noch vor, dann nach der Schlacht am Eurymedon Thasos. Der besondere Vorteil dieser Insel stieß mit dem athieniensischen insofern zusammen, als sie Ansprüche auf die benachbarten Goldbergwerke hatte, die jetzt in die Hände der Athener geraten waren. Ein förmlicher Abfall erfolgte, welcher einige Jahre hindurch die Streitkräfte von Athen beschäftigte, bis die Einwohner endlich genötigt waren, den Besitz einer eigenen Seemacht aufzugeben und die auferlegten Beiträge zu zahlen. Zu deren Entrichtung wurden nun zugleich allgemein bindende Maßregeln ergriffen. Man schrieb es wohl der Humanität Cimons zu, wenn er nachgab, daß die kleineren Gemeinwesen, denen es unbequem war, ihre gewohnte Landarbeit mit dem Dienste auf den Schiffen zu vereinigen, die Erlaubnis erhielten, ihre Beiträge überhaupt nur in Geld zu leisten; aber augenscheinlich ist es doch, daß die Macht des Vororts hierdurch umsomehr anwuchs, da die Festsetzung und Eintreibung der Beiträge in seine Hand gerieten.

Allmählich verwandelte sich der delische Bund in eine Herrschaft von Athen, die nicht ohne Gewaltsamkeit war, was dann nicht verfehlen konnte, die Antipathien besonders von Sparta zu erwecken.

Sparta befand sich damals in den schwersten Verlegenheiten. In dem zum dritten Mal erneuerten messenischen Kriege verzweifelte es, die Hauptfeste Ithome, in der sich die Nachkommen der ursprünglichen Bevölkerung hielten, durch seine eigenen Streitkräfte zu bewältigen, und rief kraft seines alten Bündnisses Athen zu Hülfe. Noch bestand dieses Bündnis; aber schon regten sich auch im Laufe der letzten Jahre mancherlei Mißverständnisse. In Athen behauptete man zu wissen, daß die Insel Thasos in ihren Bedrängnissen sich an Sparta gewendet und von demselben die geheime Zusage einer Hülfeleistung wirklich erlangt habe. Als von dem Ansuchen Spartas, gegen Ithome unterstützt zu werden, in der Volksversammlung zu Athen die Rede war, erinnerte Ephialtes, damals einer der populärsten Redner und Volksführer: da dies Gemeinwesen in einem naürlichen Widerstreit mit Athen begriffen sei, so habe man keine Ursache, es aus seinen Verlegenheiten zu retten. Cimon bestand darauf, daß das geschehen müsse; er hat gesagt, man dürfe Hellas nicht lahm legen und Athen selbst des mit ihm zusammengespannten Gefährten nicht berauben. Er behielt die Oberhand und wurde selbst beauftragt, ein stattliches kleines Heer gegen Ithome zu führen. Aber eben hiebei brach der Hader nun dennoch aus: denn dasselbe Gefühl einer Grundverschiedenheit der beiderseitigen Interessen, welches sich in Athen regte, kam nun auch bei den Spartiaten zu Tage. Sie fürchteten fast, Athen werde mit ihren Unterthanen, die demselben stammverwandt seien, gemeinschaftliche Sache machen. Sie entließen die Athener unter dem Vorwande, ihrer nicht mehr zu bedürfen.

Wie hätte man aber das nicht auf der anderen Seite als eine Beleidigung betrachten sollen? Der Widerstreit zwischen Athen und Sparta trat in voller Evidenz hervor; er hatte das Eigentümliche, daß er in Athen als ein innerer ersch'en: denn dahin brachte es das Emporkommen der Demokratie, daß die aristokratische Gesinnung einen Rückhalt an Sparta suchte und fand.

Ein Bruch mit Sparta war ein Nachteil für die Aristokratie in Athen, ein Vorteil für die Demokratie. Vor allem aber hatte das Cimon zu empfinden. Cimon war durch und durch Aristokrat. Er war ein hochgewachsener Mann mit reichem, krausem Haupthaar, kein Redner wie die anderen Athener, ohne die Verfeinerung des socialen Lebens, aber einfach, wahrheitliebend, wohlmeinend: eine durch und durch aristokratische Natur, und zwar eine solche, wie sie dem Volke imponiert, ohne es zum Haß zu reizen. Seine maritimen Siege, die Autorität, die er im Seebund ausübte, verschafften ihm ein hohes Ansehen. Er selbst war der reichste Mann in Attika. Durch die Freigebigkeit, mit der er seine Reichtümer brauchte, die baulichen und künstlerischen Arbeiten, zu denen er sie verwendete, erlangte er eine Art von Patronat in der Stadt. Er öffnete seine Gärten allem Volke; den Bedürftigen griff er durch Speisungen unter die Arme, was denn zur Folge hatte, daß der Einfluß der niederen Volksklassen ihm selbst zu statten kam. Wenn man von ihm sagt, er habe von den Künsten nichts verstanden, so ist doch dagegen der Einfluß, den er auf Kunst und Kunstwerke in der Epoche ausübte, überaus fördernd und stark gewesen. Von Thasos führte er den Polygnot nach Athen, der dann in den Hallen, die er ausschmückte, die Großthat des Miltiades verherrlichte. Man sah dort, wie dieser in der Schlacht bei Marathon die Streiter zum Angriff anfeuerte. Unter den dreizehn Broncefiguren, welche die Athener dem delphischen Orakel als Weihgeschenk darbrachten, erschien neben den Göttern der Stämme und des Landes die Gestalt des Miltiades. Wie dort Polygnot, so widmete sich ihm hier die Meisterhand des Phidias. Cimon lebte in der Verbindung der Erinnerung an seinen Vater mit der an die großen, gegen die Perser erfochtenen Siege. Darauf beruht auch seine Politik; denn wie die Siege über die Perser durch den Bund von Lacedämon und Athen errungen worden, so setzte auch er auf der einen Seite mit aller Macht den Kampf gegen die Perser fort; auf der anderen suchte er ein gutes Verhältnis mit Lacedämon aufrecht zu halten. Er hatte dabei alle die, denen noch die Überreste der aristokratischen Berechtigungen zum Vorteil gereichten, auf seiner Seite, während sich im Widerspruch gegen ihn die demokratische Bewegung vollzog. Zwei Parteien bildeten sich von entgegengesetzten Gedankenkreisen: die eine betrachtete den Kampf gegen die Medo-Perser als die vornehmste Aufgabe, wobei dann die alten Standesverhältnisse und die Verbindung mit Lacedämon aufrecht erhalten wurden; die andere stellte den Gegensatz gegen Lacedämon in den Vordergrund; ihr Streben war, die erste Macht in Griechenland zu werden: in diesem Sinne entwickelte sie die demokratischen Institutionen in vollstem Umfang.

An die Spitze der letzteren trat nun Perikles. Auch er entstammte einem der vornehmsten Geschlechter; er war der Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippus, desselben Mannes, durch welchen einst die Anklage gegen Miltiades eingebracht wurde, der dieser erlag. Die Söhne der Sieger von Marathon und von Mykale bekämpften einander, wie diese selbst.

Die Erfolge Cimons konnten nicht anders als Perikles beunruhigen. Die Eifersucht um den Besitz der höchsten Gewalt hat bedeutende Männer in jedem Staate mit einander entzweit. Wie oft ist es dann geschehen, daß ein Mann, der den vornehmsten Geschlechtern angehörte, um einen anderen Aristokraten zu bekämpfen, die populäre Sache ergriffen und den Tendenzen der Demokratie freie Bahn gemacht hat! Zur Seite des Perikles stand Ephialtes, derselbe, der den Zug gegen Ithome widerraten hatte; das Mißlingen desselben und die Aufregung, die es in Athen hervorrief, kam ihm und Perikles mächtig zu statten. Sie konnten zu Gesetzesvorschlägen schreiten, welche das gegenseitige Verhältnis der Parteien von Grund aus verändern mußten. Wenn schon die meisten Institute, auf denen das Ansehen der vornehmen Geschlechter beruhte, aufgelöst worden waren, so geschah dies nun auch dem Areopag, dessen gerichtliche Befugnisse, die noch eine obrigkeitliche Autorität repräsentierten, bis auf eine einzige, sehr exceptionelle, aufgehoben und der Heliäa übertragen wurden. Daß nun hiebei die Rücksicht auf bessere Gerichtspflege maßgebend gewesen sei, wird niemand behaupten. Der Areopag, im Besitz unvordenklicher, durch die Religion geheiligter Vorrechte, bildete die Körperschaft, in welcher sich die Prärogative der vornehmsten Geschlechter konzentrierte. Die Einrichtung des Aristides, nach welcher die abgehenden Archonten auch nach dem neuen Wahlsystem in den Areopag traten, hatte doch keine durchgreifende Wirkung auszuüben vermocht. Der vorwaltende Einfluß Cimons sicherte dem Areopag eine fortdauernde, ununterbrochene Autorität. Um dem ein Ende zu machen, gab es nur Ein Mittel: der Areopag mußte seiner gerichtlichen Befugnisse, die ihm noch immer das Ansehen einer Obrigkeit gaben, entkleidet werden. Die Heliäa, auf die sie bis auf einen geringen Rest übertragen wurden, war das Volk von Athen selbst, in einer dem Bedürfnis des Gerichtes entsprechenden Gestaltung. Sie bestand aus 6000, zu diesem Zweck erlosten Mitgliedern der Bürgergemeinde, welche wieder in zehn verschiedene Dikasterien verteilt waren, von denen jedes 500 Mitglieder zählte, so daß 1000 übrig blieben, welche zur Ergänzung bei entstehenden Vakanzen bestimmt waren. Die Klage wurde bei den Archonten angebracht, wie bisher; diesen aber blieb jetzt keine andere Befugnis, als sie einem von den Dikasterien der Heliäa vorzulegen, das darüber befand und entschied. Auf diese Weise wurde die gerichtliche Macht mit Einem Schlage der Körperschaft, die sie nach altem Herkommen besaß, entrissen und in die Hand des Volkes gelegt. War es nun aber, so muß man fragen, bei den täglichen Beschäftigungen eines Jeden auch nur möglich, einem solchen Berufe obzuliegen? Perikles und Ephialtes bewirkten, daß den fungierenden Heliasten eine kleine Remuneration bewilligt wurde.

Aus den Komikern sieht man, daß dazu in der Regel die älteren Männer, die von den täglichen Geschäften weniger in Beschlag genommen waren, ausgewählt wurden. Da nun aber die Autorität, welche dem Areopag entrissen werden sollte, zugleich eine politische war, so wurde den Heliasten ein Eid abgenommen, durch welchen sie sich vor allen Dingen verpflichteten, weder eine Alleinherrschaft, noch eine Oligarchie zu begünstigen, noch irgendwie die Volksherrschaft zu beeinträchtigen. Auch Verpflichtungen, welche sich auf die Rechtspflege beziehen, kommen in dem Eide vor; die bedeutendsten sind aber doch die eben berührten Punkte, aus denen man die Identität der politischen und juridischen Gesichtspunkte, die dabei obwalteten, erkennt. Der Areopag sollte eben seines Einflusses überhaupt verlustig gehen und dieser einer demokratischen Versammlung zu Teil werden. Man meine aber nicht, daß sie in modernem Sinne demokratisch gewesen sei.

Perikles und Ephialtes führen gesetzliche Bestimmungen durch, nach welchen beinahe ein Dritteil der bisherigen Bürger von dem Bürgerrecht ausgeschlossen wurde. Die Bürgerschaft war anfangs aus mancherlei verschiedenen Elementen zusammengewachsen. Das neue Gesetz verfügte, daß alle und jede vom Bürgerrecht ausgeschlossen sein sollten, die nicht sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite athenischer Herkunft wären. Man hat angenommen, das Gesetz sei absichtlich so gefaßt worden, daß es auf die Familie Cimons eine unangenehme Rückwirkung ausüben konnte. Aber zugleich bildete es doch eine der größten politischen Maßregeln, welche damals ergriffen worden sind. Indem die Bürgerschaft Rechte erlangte, die sie bisher noch niemals besessen hatte, wurde zugleich deren Anzahl wesentlich beschränkt. Erst von dieser Zeit an kann der athenische Demos als eine Genossenschaft betrachtet werden, die sich durch sich selbst, ohne fremde Elemente, fortsetzte und in der Welt zur Geltung gelangte. Die Bürgerschaft hatte bereits einen Genuß vom Staate. Die einen erfreuten sich der Remuneration, die den Heliasten gewährt wurde; andere wurden durch die Zahlung des Eintrittsgeldes in das Theater, welche das Gemeinwesen ihnen zu teil werden ließ, befriedigt. Von größerer Bedeutung war, daß für einen länger dauernden Dienst auf der Flotte ein bestimmter Sold gezahlt wurde. Die Verteilung eroberter Landstriche nach bestimmten Losen kam besonders den athenischen Bürgern zu gute. Ein Zuwachs ihrer Autorität war es, daß die Kasse des Seebundes von Delos nach Athen herübergeführt wurde und auch deren Verwendung in ihre Hände kam. Wir untersuchen hier nicht, inwiefern diese Einrichtungen der allgemeinen Idee eines Staates entsprechen, ob sie gerade die rechte Ausgleichung der persönlichen Obliegenheiten und der allgemeinen Interessen waren. Wir nehmen nur die Erscheinung einer städtischen Genossenschaft wahr, welche zugleich nach außen hin Macht besaß und ausübte und doch dabei die bürgerliche Gleichheit zum Vorteil eines jeden behauptete. Der Demos war eine wahrhafte Macht, welche andere beherrschte und immer weiter ausgriff. Wir sahen, die Demokratie war auch in Athen nicht natur-

wüchsig; sie verdankte ihr Entstehen den Ereignissen der Zeit und der Politik der Führer. Doch ist sie eine Erscheinung von einer intensiven Kraft, einer Stellung in der Welt, welche ihr die größte Bedeutung gab.

Wohin die Direktion der Athener damals ging, nimmt man besonders aus dem Bau der langen Mauern ab, die vor allem den Zweck hatten, Athen mit der Hafenstadt in Verbindung zu setzen, wie vor kurzem auf ihre Veranlassung die Stadt Megara mit ihrem Hafen verbunden worden war. Denn bei den wachsenden maritimen Beziehungen in jener Epoche — wie schon bemerkt, auch mit den einheimischen Herrschern von Ägypten — erschien es wünschenswert, Athen selbst gleichsam zu einer Hafenstadt zu machen. Dabei aber waltete noch eine andere Rücksicht vor. Das Einverständnis zwischen der Demokratie von Athen und der Aristokratie von Sparta, welches bisher erhalten war, wurde durch jenes Ereignis von Ithome unterbrochen. Die Ithomäer waren nach dem Abzuge der Athener von den Spartanern unterworfen, aber insofern von Athen unterstützt worden, als es ihnen eine Zuflucht in dem lokrischen Naupaktus verschaffte, das mit seinem Hafen für sie selbst eine der wichtigsten Positionen an der westlichen Küste bildete. Das ist nun gleichsam das Verhängnis von Griechenland. Immer von neuem bemerken wir die Nachwirkungen jenes Heraklidenzuges, durch welchen Sparta und seine Aristokratie begründet worden waren. Athen dagegen war die vornehmste Stätte, wo sich die nicht unterworfenen Populationen behaupteten. Es sah in den Messeniern seine Stammverwandten und bediente sich jetzt der Überreste derselben, um eine Position zu gründen, welche für den Peloponnes, namentlich für Korinth, sehr gefährlich war. Es hatte auch Megara von dem peloponnesischen Bunde losgerissen und in den Seebund gezogen. Überall machte sich der Gegensatz zwischen der Demokratie, die nun in Athen die Oberhand bekam, und den benachbarten Aristokratien geltend, nirgends mehr als in Böotien, wo die minder mächtigen Städte auf die Seite von Athen traten, Theben dagegen von Sparta in Schutz genommen wurde. In diesem gärungsvollen Zustande geschah es nun, daß die Spartaner, durch einen Streit zwischen Doris und Phocis veranlaßt, ein nicht unbedeutendes Heer nach Mittelgriechenland schickten, nachdem sie aber diesen Streit in ihrem Sinne beigelegt hatten, da sie bei ihrer Heimkehr Schwierigkeiten zu finden fürchteten, zunächst in Böotien Stellung nahmen und Attika selbst bedrohten. Vor nicht langer Zeit hatten sie den Antrag der Perser, im Verständnis mit ihnen einen Einfall in Attika zu machen, abgelehnt; was sie damals im Interesse des Königs von Persien nicht thun wollten, dazu trafen sie jetzt in dem eigenen Anstalt. Nicht allein wurden dadurch die Angriffe auf Persien in den erwähnten Verwickelungen gelähmt, sondern die Demokratie von Athen selbst wurde gefährdet. Man glaubte, die Landbesitzer von Attika, die mit der Aufrichtung der Mauern überhaupt unzufrieden waren, seien mit den Lacedämoniern einverstanden, um den Bau rückgängig zu machen, und die Demokratie in Athen überhaupt aufzuheben. Noch war der Krieg nicht aus-

gebrochen; aber jedermann sah ihn kommen. Und der in Athen vorwaltende Mann, dessen ganze Politik hiedurch bedroht wurde, war nicht gesonnen, die Gefahr abzuwarten; er gedachte, ihr durch eine rasche That zuvorzukommen. Wie sehr die Athener meinten, damit zugleich eine einheimische Faktion niederzuhalten, beweist ihr Verfahren gegen Cimon, der sich in dem Augenblick, als die Konflikte ernstlicher wurden, einstellte, um an dem Kampfe teilzunehmen, aber auf das Geheiß des Rates der Fünfhundert zurückgewiesen wurde, weil er als Freund der Lacedämonier galt. Und gewiß war er Philolakon, wie man ihn nannte, d. h. er wünschte die Herstellung des alten guten Vernehmens mit Sparta; allein dies bei einer einseitigen Einwirkung auf Attika zu unterstützen, davon war er doch weit entfernt. Indem er zurückbleiben mußte, bewog er seine Freunde und Anhänger zu dem Entschlusse, den Lacedämoniern den tapfersten Widerstand entgegenzusetzen. Sie waren dabei, als Perikles mit einem an sich zu der Unternehmung nicht hinlänglich geeigneten Heerhaufen den Peloponnesiern bei Tanagra entgegenging. Auf seiner Seite standen die damaligen Bundesgenossen Athens, Argiver und Thessaler; aber die thessalischen Reiter waren die ersten, die die Schlachtordnung verließen und zu den Gegnern übergingen. Das atheniensische Heer wurde geschlagen. Den Preis der Tapferkeit errangen die Anhänger des Cimon; sie sind, hundert an der Zahl, nebeneinander gefallen. Die Niederlage, welche die Athener erlitten, war sehr empfindlich, aber nicht eben entscheidend. Wahrscheinlich auch deshalb, weil die Eintracht von Athen keine Hoffnung zu einer wirklichen Intervention in Attika übrig ließ, zogen sich die Lacedämonier, nachdem sie noch einige Streifzüge im Gebiete von Megara ausgeübt hatten, nach dem Peloponnes zurück; sie überließen die mit ihnen verbündeten Böotier sich selbst. Diese aber wurden bereits zwei Monate nach der ersten Schlacht bei Önophyta von den Athenern niedergeworfen, so daß Athen seine Macht in Böotien nun erst recht befestigte. Auch die inneren Entzweiungen wurden beseitigt; Cimon, welcher durch die Haltung seiner Freunde jedes Verdachtes entledigt worden war, und nach dem das Volk eine gewisse Sehnsucht zeigte, wurde zurückberufen und gelangte, wenn auch nicht zu seiner alten Autorität, doch zu einem großen Ansehen. Nochmals warf er sich in jene kriegerischen Unternehmungen in dem östlichen Mittelmeer, die die Laufbahn seiner letzten Jahre bezeichnen. Es schien sogar, als würde man Lacedämon zu direkter Unterstützung vermögen können. Perikles stimmte hiebei in der vornehmsten Absicht mit Cimon überein. Wir werden von seinem Plan unterrichtet, eine panhellenische Genossenschaft zu stande zu bringen, um den Krieg gegen den König von Persien von neuem mit aller Kraft zu unternehmen. Das Motiv war immer das alte, daß die den griechischen Heiligtümern zugefügten Vergewaltigungen an denen, die sie verübt hatten, gerächt werden müßten. Delegierte der verschiedenen Stämme und Städte sollten sich in Athen vereinigen. Man berichtet, Perikles habe zu diesem Zweck vier verschiedene Gesandtschaften aus-

geschickt; die wichtigste wäre die nach Sparta gewesen; da aber fand er keinen Eingang. So weit hatten die Spartaner den Besitz der Hegemonie, dessen sie sich in den früheren Zeiten erfreut hatten, noch nicht aufgegeben, um dem nebenbuhlerischen Athen die vorörtliche Stellung, die ihm bei diesem Vorhaben zugefallen wäre, zuzugestehen. Sparta konnte dem Könige von Persien seine Hülfe gegen Athen verweigern; aber mit Athen gegen den König gemeinschaftliche Sache zu machen, dazu vermochte es sich nicht zu entschließen. Ohne Sparta konnte der Krieg gegen Persien nicht mit dem Nachdruck geführt werden, von dem ein großer Erfolg, wie ihn Cimon noch immer im Kopfe trug, hätte erwartet werden können. Alles, was sich erreichen ließ, war ein Stillstand zwischen Athen und Sparta, wie er im Jahre 450 wirklich zu stande kam. Athen mußte diese Auskunft ergreifen, weil es ohne dieselbe den Krieg gegen Persien nicht fortsetzen konnte. Und auch in Sparta erschienen die Feindseligkeiten nicht unmittelbar dringend, zumal solange Cimon wieder in Athen mächtig und angesehen war. Diese Verhältnisse — Krieg oder Friede mit Sparta, Fortsetzung oder Wiederaufnahme des persischen Krieges, Einfluß der beiden Staaten auf das übrige Griechenland, Anwachsen des delischen Bundes und dessen Abhängigkeit von Athen, Exil und Rückkehr Cimons, die damaligen Entwürfe des Perikles und seine persönlichen Beziehungen zu dem großen Antagonisten — hängen untereinander zusammen und bedingen einander. Es ist ein buntfarbiges Gewebe mannigfaltiger und an jeder Stelle eigenartiger Bestrebungen. Der Waffenstillstand mit Sparta gehörte dazu, um die Kriegszüge Cimons möglich zu machen. Wie sehr aber mußte sich alles verändern, nachdem Cimon in denselben umgekommen und jener Friede geschlossen worden war, durch welchen den Unternehmungen der Perser gegen die Griechen und denen der Athener gegen die Perser ein Ende gemacht wurde!

2. Staatsverwaltung des Perikles.

In dem Leben des Perikles trat gleichsam dadurch eine neue Phase ein, daß der große Nebenbuhler, mit dem er so oft gekämpft und sich dann auch wieder verbündet hatte, nicht mehr war. Frei von dessen Gegenwirkung und zugleich von den Gefahren eines persischen Krieges, konnte er um so mehr daran denken, den Streit mit Sparta durchzufechten. Den Anlaß gab diesmal eine Frage, welche die gesamte griechische Welt anging.

Wie später bei der großen hierarchischen Gewalt des Abendlandes, so war auch bei dem delphischen Orakel die völlige Unabhängigkeit des Heiligtums unter seinen Priestern von jeder fremden territorialen Gewalt eine Grundbedingung des religiös-politischen Lebens; denn das Orakel sollte eben ohne Rücksicht auf einen dominierenden Staat ausgesprochen werden, um eine höhere Autorität zu bilden. Aber die Athener meinten, daß die Priesterschaft, der doch immer wieder etwas menschliches anhaftete, mehr zu der

Partei von Sparta hinneige: sie hatten nichts dagegen, daß die Phocier sich der Oberherrschaft über das heilige Land bemächtigten. Eben hierüber aber erwachte die Sympathie der Lacedämonier für das Heiligtum. Sie zogen heran und stellten seine Unabhängigkeit von den Phociern her. Zugleich versicherten sie sich der Promanteia, d. h. des Rechts der ersten Anfrage beim Orakel, und ließen den darüber gefaßten Beschluß in die Stirn des ehernen Wolfes, eines neben dem großen Altar aufgestellten Weihgeschenkes der Delphier selbst, eingraben. Darin aber sah nun Athen eine Kränkung. Ohne hierdurch den noch bestehenden Waffenstillstand brechen zu wollen, rückte doch Perikles nun auch seinerseits gegen Delphi an, stellte die Territorialherrschaft der Phocier wieder her, ließ das Recht der ersten Anfrage den Athenern zusprechen und den Beschluß darüber auf die rechte Seite des ehernen Wolfes eingraben.

Es war wie eine Ehrensache zwischen den beiden vorwaltenden Staaten. Der Ehrgeiz von Athen war durch die neue Inschrift befriedigt; aber die Spartaner nahmen an dem ganzen Verfahren den größten Anstoß. Das Einverständnis löste sich auf, das seit einigen Jahren zwischen ihnen herrschte; ein solches aber gehörte dazu, um die allgemeine Ruhe zu erhalten. Auf der Stelle brachen die kaum vertagten alten Irrungen von neuem aus. Zunächst in Böotien regte sich die von den Athenern zuletzt niedergeworfene Partei wieder. Als die Athener unverweilt mit Gewalt zu Gunsten ihrer Anhänger einschritten, geschah ihnen diesmal, daß sie geschlagen wurden. Damit aber war das Signal zu einer allgemeinen Bewegung gegen die Macht von Athen gegeben. An der Schlacht hatte die den Athenern feindselige Partei in Lokris und in Euböa teilgenommen; der erfochtene Sieg verschaffte derselben hier und dort die Oberhand. Athen konnte die Herstellung der alten Autonomie in Böotien nicht verhindern, und als sich Perikles nach Euböa wandte, um wenigstens hier die Oberherrschaft zu behaupten, was für die maritime Macht von der größten Wichtigkeit war, erlebte man, daß Megara auf den Antrieb des stammverwandten Korinth von Athen abfiel und sich zu der peloponnesischen Bundesgenossenschaft schlug. Eine Krisis trat ein, als ein spartanisches Heer unter einem der beiden Könige, Pleistoanax, in Attika eindrang. Perikles erwarb sich das Verdienst, die Spartaner auf eine oder die andere Weise zu bewegen, den Rückzug anzutreten. Wohl gelang es den Athenern darauf, Euböa zu unterwerfen und in ihrem Sinne einzurichten; aber auf dem festen Lande blieben sie doch im größten Nachteil. Der peloponnesische Bund hatte sich neu verstärkt, und die Athener sahen sich genötigt, ihre Besitzungen im Peloponnes, namentlich Achaja, sowie Trözene und das für die Kommunikation des Landes wichtige Pagä und selbst Nisäa aufzugeben: ohne Zweifel ein sehr empfindlicher Verlust für ihre Macht auf dem griechischen Kontinent, der aber durch ein Zugeständnis aufgewogen wurde, welches noch mehr zu bedeuten hatte: die Anerkennung des delischen Seebundes. Den in keinem der beiden Bünde begriffenen Staaten und

Städten wurde freigestellt, sich nach ihrem Belieben dem einen oder dem anderen anzuschließen.

Diese Ereignisse sind in Ol. 83, 3 (445) erfolgt: der Abfall von Megara und Euböa, die Invasion des Pleistoanax, die Wiedereroberung von Euböa, der Abschluß des Vertrages, der in Form eines Waffenstillstandes auf dreißig Jahre zu stande kam. Man muß dieser Abkunft eine große Bedeutung beimessen; denn darin lag eine Anerkennung, welche dem einen und dem anderen Teile genugthat und den großen beiderseitigen Interessen entsprach. Wenn Athen auf jene Besitzungen Verzicht leistete, so war der Preis dafür, daß die Spartaner die Seemacht von Athen in ihrer Grundlage und ihrem Bestand anerkannten. Man darf vielleicht annehmen, daß die Abkunft zwischen Perikles und Pleistoanax auf der Überzeugung der beiden Oberhäupter beruhte, daß eine gründliche Auseinandersetzung des peloponnesischen und des delischen Bundes notwendig sei. Die Spartaner wollten Herren und Meister des einen bleiben und überließen den anderen den Athenern. Von Perikles kann nicht zweifelhaft sein, daß er ein vollkommenes Bewußtsein davon hatte, was er aufgab und was er gewann. Nachdem es ihm gelungen war, Athen nicht allein aus einer großen Gefahr zu retten, sondern es zugleich in seinen wesentlichsten Interessen zu fördern, bekam er um so unbedingter die öffentlichen Angelegenheiten in seine Hände. An der Spitze eines geistvollen, beweglichen, unternehmenden Demos, welcher zugleich zu leiten und zu befriedigen war, nimmt er eine große, der historischen Betrachtung würdige Stellung ein.

Perikles, der Sohn des Siegers bei Mykale und der Agariste, der Nichte des Klisthenes, welcher der Demokratie in Athen das Übergewicht verschafft hatte, gehörte durch seine Geburt beiden Tendenzen an, der äußeren Machtentwickelung und der Durchbildung der Verfassung. An den großen Perserkriegen hat er nicht persönlich teilgenommen; den Kampf um Sein und Nichtsein hat er nicht mit durchgefochten; er trat erst ein, als die Verhältnisse nach beiden Seiten hin gesichert waren. Für die Stellung, die er als leitendes Oberhaupt des Demos einnahm, war er durch seine Erziehung und Bildung recht eigentlich vorbereitet. Seine erste Bildung — ganz im griechischen Sinne — erhielt er durch einen geübten Lehrer, von dem man aber sagte, sein ganzes Sinnen sei auf die Redekunst gerichtet nach der Weise der sicilischen Schule, in welcher man Politik und Rhethorik verband, wie das denn auch in Athen jetzt Sitte wurde. Noch mehr vielleicht hatte es zu bedeuten, daß die Philosophen in Athen Eingang fanden und besonders in dem Hause des Perikles gern gesehen wurden. Der beherrschende Geist in dieser Gesellschaft war Anaxagoras; wir werden seiner noch später gedenken. Wenn wir unter seinen Ansichten diejenige hervorheben sollten, welche unmittelbar den größten Einfluß ausübte, so würde es die Lehre sein, daß die Erscheinungen, welche andere mit Besorgnis vor der Zukunft erfüllten, als natürliche Ereignisse, derenthalben man nichts zu fürchten habe, aufzufassen

seien. Es liegt am Tage, wie sehr ein Mann, der sich den Philosophen anschloß, in seinen Entwürfen, seinem Thun und Lassen über andere emporgehoben werden mußte, welche noch durch den herkömmlichen, an ungewohnte Phänomene anschließenden Aberglauben, der als Deisidämonie bezeichnet wird, gefesselt wurden; er konnte allezeit nur die Sache selbst im Auge behalten. Man hat im Altertum oft gesagt, Perikles habe ursprünglich oligarchische Hinneigungen gehabt; persönlichen Wettstreit habe er vermieden und gestrebt, sich im Kriege hervorzuthun; aber gleich im Anfange seiner Teilnahme an den öffentlichen Geschäften, in denen eine ihm entgegengesetzte aristokratische Partei auftrat, sei er zu der Einsicht gelangt, daß er nichts zu bedeuten haben werde, wenn er sich nicht auf das Volk stütze. Wir sahen bereits, wie entschieden er das gethan hat; er hat den Bestand des Demos als einer selbständigen Potenz in Verbindung mit Ephialtes eigentlich begründet. Ephialtes war indes ermordet worden, ohne daß man mit Bestimmtheit sagen könnte, durch wen es geschah; wäre dabei die Absicht gewesen, die Demokratie zu sprengen, so wäre eher das Gegenteil erfolgt. Perikles stieg um so höher empor. In seinem persönlichen Verhalten hatte Cimon mehr eine Ader von Popularität als Perikles. Dieser wird der Hoffahrt bezichtigt; nicht diese Untugend, aber die entsprechende Eigenschaft einer stolzen Zurückgezogenheit lag in seinem Charakter. Ohnehin über das Treiben des Tages erhaben, hielt er für gut, sich den gewöhnlichen Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens zu entfremden. Perikles hatte keinen anderen Gang, als den von seinem Hause nach der Versammlung, in der er redete. Ruhig schritt er einher; er soll gebetet haben, daß ihm nie ein unpassendes Wort entschlüpfen möge. Daraus, daß dies von ihm erzählt wird, darf man wohl schließen, daß er es wirklich dahin brachte. Nie ließ er einen Affekt wahrnehmen; Schmähungen selbst reizten ihn nicht auf.

Man muß sich erinnern, was alles auf den Demos von Athen einwirkte: eine Bühne, deren gleichen es nie wieder in der Welt gegeben hat, und eine gleich großartige plastische Kunst: der Schwung, den die aufstrebende Kultur überhaupt den Geistern mitteilt. Es gehörte etwas dazu, eine Versammlung dieser Art zu leiten und selbst zu beherrschen, wie das Perikles gelang. Wie Thucydides sagt, er sei nicht der Menge gefolgt, sondern diese ihm; er schmeichelte ihr nicht; er schlug nicht selten eine der vorherrschenden entgegengesetzte Richtung ein; er machte Mut, wenn man fürchtete, und betonte, wenn das Volk ein unzuträgliches keckes Selbstgefühl verriet, alle daraus zu erwartenden Gefahren. Das Volk besaß die entscheidende Macht; aber Perikles wußte die Versammlung auf eine Weise zu leiten, daß die Macht des Volkes nur die Grundlage seiner eigenen Autorität wurde. Jedermann erkannte, daß er nichts für sich selber suche, daß es ihm nur um die Größe und die Wohlfahrt von Athen zu thun war. Die Demokratie bekam fast einen monarchischen Charakter; der erste Bürger regierte die Stadt. Man hat von ihm eine aus

dem Altertum stammende Büste, welche von vorn angesehen Würde und Energie, im Profil aber Beweglichkeit und selbst Absichtlichkeit auszudrücken scheint. Indem er den Staat in seinen allgemeinen Geschäften verwaltete, mußte er doch alles anwenden, um die Gegner niederzuhalten. Es waren Aristokraten, die sich noch immer an Sparta hielten. Er hat mit ihnen mannigfache Kämpfe bestanden; aber er hatte den Demos auf seiner Seite; es gelang ihm, die Gegner durch Ostracismus zu beseitigen; im Laufe dieser Streitigkeiten erwarb er eine höchst außerordentliche Macht. Die Summe der Staatsgewalt vereinigte sich in seiner Hand; denn er führte den Vorsitz über die Strategen, womit auch die Befugnis, für die Ruhe der Stadt zu sorgen, verbunden war. Ihm war die Fürsorge für die öffentlichen Feste und, worauf es am meisten ankam, die Verwaltung des Geldwesens übertragen.

Im Besitz dieser Macht, durch welche dem Staate überhaupt seine Richtung gegeben wurde, dachte nun Perikles nicht etwa, die erlittenen Verluste durch direkte Aggression, die doch vergeblich gewesen wäre, wieder herbeizubringen; sein Vorhaben ging vielmehr dahin, die maritime Autorität Athens, die durch den letzten Waffenstillstand bestätigt worden war, nicht allein zu behaupten, sondern zu einer Macht zu entwickeln, die auf die Peloponnesier keine weitere Rücksicht zu nehmen brauche. Die Insel Samos, welche den Ruhm hatte, die erste namhafte hellenische Seemacht ausgebildet zu haben, wollte sich der Führung von Athen, welches jetzt den Schatz von Delos in seine Mauern gezogen hatte und auch auf die inneren Verhältnisse der Bundesgenossen einen empfindlichen Druck ausübte, nicht unterwerfen. Auch in ihre Sonderverhältnisse, z. B. zu Milet, wollte die Insel keinen Eingriff dulden. Es kam so weit, daß die Samier, die noch eine oligarchische Verfassung hatten, mit den Satrapen von Sardes in Verbindung traten, so daß sie die Hülfeleistung einer phönizischen Flotte erwarten durften. Perikles, welcher eben Anstalten getroffen hatte, Samos zu belagern, hielt es doch für notwendig, unter allen Umständen die phönizische Einwirkung zu verhindern. Aber während er sich nach Karien wandte, um den Phöniziern, wenn sie herankämen, entgegenzutreten, glückte es den Samiern, seine Belagerungsanstalten anzugreifen und zu vernichten. Er mußte nach Samos zurückkehren, wo es ihm dann infolge der herangezogenen Beihülfe von Athen und zum Teil von den Inseln selbst gelang, die Samier vollkommen zu überwältigen und zur Unterwürfigkeit gegen Athen zu zwingen. Dadurch wurde das Heransegeln einer phönizischen Flotte zwecklos; wir hören nichts weiter von ihr. Sehr wahrscheinlich erinnerte man sich in Persien der vor einigen Jahren geschlossenen Abkunft. Man wollte nicht dem Prätendenten in Ägypten, der sich noch behauptete, die Hülfe der griechischen Seemacht verschaffen. Inwiefern nun der Widerstand von Samos zugleich oligarchischer Natur war und sich auf einen Eingriff von Persien her zu stützen suchte, gewann die Demokratie von Athen wieder eine panhellenische Färbung, die

ihr sehr wohl stand. Durch das Unterliegen von Samos beherrschte Attika um so entschiedener den Bund.

Perikles hatte jährliche Übungsfahrten eingerichtet, allemal von sechzig Schiffen, welche acht Monate in See waren. Eben hiebei empfingen die Bürger, die daran teilnahmen, eine Besoldung. Es fiel dann besonders in die Augen, daß das Geld der Bundesgenossen dazu dienen mußte, die Flotte von Athen zu erhalten, durch welche dieses den Bund im Zaume hielt. Perikles erachtete die stete Kriegsbereitschaft der maritimen Streitkräfte für unentbehrlich und wenn dann hiebei auf die Werkzeuge der Belagerung, welche schon vorher den Vorzug der atheniensischen Kriegführung ausgemacht hatten, neue Sorgfalt gewendet wurde — Perikles selbst ist wegen der Erfindung des Widders und der Schildkröte, an der jedoch wohl Artemon den größten Anteil hatte, gerühmt worden —, so mußte auch das zur Behauptung der Unterwürfigkeit der Bundesgenossen beitragen.

Die vornehmste Beschwerde der Bundesgenossen, daß das zum gemeinschaftlichen Kampf bestimmte Geld, das sie zusammenbrachten, in Athen nach Belieben verwendet werde, hatte auch Widerhall in Athen gefunden; denn immer gab es hier eine gewisse Opposition. Perikles antwortete, Athen sei den Bundesgenossen schuldig, sie zu schützen; wenn es diese Pflicht erfülle, stehe es vollkommen in seiner Hand, mit den Beiträgen derselben nach seinem Gefallen zu verfahren. Diese Verfügung über die öffentlichen Gelder unter Teilnahme einer Volksgemeinde, welche die übrigen beherrschte, war etwas neues in der Welt. Wir besitzen noch ein Denkmal dieses Momentes in den Ruinen der Bauwerke des Perikles, die noch heute die allgemeine Bewunderung fesseln. In der perikleischen Zeit scheint die bildende Kunst das Trefflichste geleistet zu haben, was ihr überhaupt gelungen ist. Wer kennt nicht die Schicksale des Parthenon, welches Perikles aufrichtete, und an dem sich dann die Wogen der Ereignisse der späteren Jahrhunderte bis in die neueste Zeit gebrochen haben! Selbst die Wegführung der noch erhaltenen Reste hängt mit dem Verhältnis des Orients zu dem Occident zusammen. — Suchen wir nur die historischen Beziehungen, in denen sich das Bauwerk in seiner Fülle und Größe erhob, zu fassen. Die von den Persern zerstörten Heiligtümer der Burg von Athen waren bereits wiederhergestellt. Zur Errichtung eines neuen wählte Perikles einen schon von den Pisistratiden zu einem ähnlichen Zweck bestimmten Platz, das Hekatompedon, der damals noch leer war. Der Blick reicht von dieser Anhöhe von den marmorreichen Bergen Attikas über die Küsten und das Meer nach Ägina hin. Hier nun wurde ein Heiligtum aufgeführt, das nicht gerade zum Kultus bestimmt war, aber doch zu Festzügen, und überdies einen sehr realen, selbst politischen Zweck hatte. Dieser lag in der Bewahrung des Staatsschatzes, der damals bedeutender war, als jemals früher oder später; er betrug gegen 10000 Talente, wozu die Bundesgenossen einen ansehnlichen Teil, etwa drei Fünftel, eingeliefert hatten. Diese Geldsumme, gemünzt oder auch nicht, war zu ferneren

großen kriegerischen Unternehmungen bestimmt, wie Perikles selbst einmal ausgesprochen hat; sie bildete den Rückhalt, auf den man sich bei etwa eintretenden Verlegenheiten verlassen konnte. Die Verwaltung des Schatzes war einer Anzahl athenischer Bürger anvertraut; das Geld selbst wurde aber, wie mehr als eine Inschrift bezeugt, in dem Opisthodomos des Parthenon verwahrt.

In der Cella befanden sich noch andere kostbare Weihgeschenke; an dem Eingang stand das Kolossalbild der Göttin, welches die Macht und den Geist von Athen, seine Zuversicht zu sich selbst versinnbildet: es war ein chryselephantines Bildwerk der Athene, wie der olympische Zeus von der Hand des Phidias. Sie trug eine Nike — denn den Siegen verdankte man alles —, die mit Kränzen geschmückt war, auf der einen Hand; auf der anderen Seite sah man Speer und Schild und auf ihrer Brust die gorgonische Ägis. Wer sollte es wagen, ihr mit frevelnden Händen zu nahen!

Auch in den großen Angelegenheiten giebt es etwas persönliches. Die Verherrlichung der Siege über die Perser diente zugleich zur Verherrlichung des Miltiades und des Cimon. So war auch hier am Schilde der Göttin das Bild des Perikles angebracht. Man dürfte sagen, daß in diesem Monument die ganze Staatsverwaltung des Perikles zur Erscheinung kam: einmal die große Weltstellung selbst, die er erworben, dann das maritime Übergewicht, denn die Bundesgenossen dienten dem mächtigen Vororte, sie hatten selbst über die Verwendung ihrer Gelder nicht mitzureden. Diesen Sinn bekunden auch die übrigen Bauten des Perikles: jenes Theater am Vorgebirge Sunium, für welches die Übung der Triremen das Schaugebiet bildete im Angesichte der Cykladen, vor allem die Hafenstadt des Piräeus mit geräumigen Plätzen und weiten, in rechtwinkligen Linien aufeinander stoßenden Straßen, mit der Einrichtung der Häfen selbst für die Kriegsmarine und die Handelsmarine, welche die Fruchtbarkeit und Opulenz des perikleischen Athen in sich schlossen und allen späteren Hafenbauten zum Vorbild gedient haben. In der Akropolis wurden die alten städtischen Heiligtümer durch eine Karyatidenreihe gleichsam abgeschlossen.

Prächtige Säulengänge verbanden die obere Stadt mit der unteren und schieden sie doch wieder. Es sind die Propyläen, die bis in die spätesten Zeiten, sobald die Kunst sich regte,. zum Vorbild geworden sind. In der unteren Stadt errichtete Perikles Übungsplätze für die heranwachsende Jugend im alten Lyceum sowie in den Gärten der Akademie, welche durch die Gewässer des Ilissus belebt, wieder ein ländliches Ansehen gewannen. Man braucht nur die Bezeichnungen zu nennen: Gymnasium, Lyceum, Akademie, um inne zu werden, wieviel diese Institute, die für die körperliche und die geistige Ausbildung zugleich bestimmt waren, der Nachwelt wert gewesen sind. Sie sind gleichsam typisch für die Kultur. Man mag die Politik des Perikles bewundern oder nicht; aber durch die geistige Energie, mit welcher

er seine mit treffendem Sinn entworfenen Schöpfungen ins Leben rief, hat er sich ein Denkmal für die Menschheit errichtet.

Bei der Ausführung der Bauwerke war Perikles von einer Anzahl bewährter oder emporkommender Talente unterstützt, an deren Spitze wir Phidias finden, der eine gewisse Direktion über die anderen führte. Man könnte mit Grund sagen, Perikles habe mit seinen Bauunternehmungen socialpolitische Intentionen verbunden: seine Meinung war, auch der niedrige Bürgerstand, der nicht gerade an den Seefahrten und den kriegerischen Unternehmungen teilnahm, müsse den Vorteil des Staates genießen. Er beschäftigte das Handwerk und zwar dergestalt, daß auch der Handwerkerstand, der von den zunächst Beteiligten herbeigezogen wurde, eine angemessene Beschäftigung fand. Niemand sollte feiern, niemand saumselig sein und jedermann zu leben haben. Die Bauwerke erhoben sich mit einer Geschwindigkeit, über welche die Welt erstaunte. Athen wurde nun eine wirkliche Stadt, während die anderen griechischen Orte Dörfer blieben, — es war die erste Stadt des Occidents und der Welt.

Die Kunstwerke, welche Perikles hervorrief, waren religiöser Natur; die Göttin, die er dadurch verherrlichte, war der Gegenstand der allgemeinen Anbetung. Aber wenn, wie berührt, der mächtige Staatsmann zugleich die Philosophie beschützte, so hatte das bei ihm noch einen besonderen persönlichen Grund. In seiner Stellung war es ihm förderlich, daß er ein Alkmäonide war; denn nichts fesselt die Gemüter mehr als die Verbindung von persönlichem Verdienst, hoher Geburt und populären Bestrebungen. Bei Perikles hatte es aber auch eine Kehrseite. Das Schicksal der Alkmäoniden knüpft sich an ein Vergehen gegen die Götter des Asyls, das sie schwer hatten büßen müssen. Durch jene Entsühnung des Epimenides war das keineswegs in Vergessenheit geraten. Auch gegen Perikles ist es noch einmal in Erinnerung gebracht worden. Die Lacedämonier, die ihren vornehmsten Feind in ihm sahen, forderten einst die Athener auf, den Schuldbefleckten zu entfernen. Wir erfahren jedoch, daß sie damit auf das Volk von Athen wenig Eindruck machten, weil die Anklage eben vom Feinde kam. Aber hatten nicht auch die Lacedämonier fortdauernd Freunde in Athen? Man darf vielleicht annehmen, daß für Perikles in der Verwundbarkeit seiner Stellung von dieser Seite ein Grund lag, weshalb er sich der Philosophen und besonders des Anaxagoras annahm, dessen Lehre ein rationelles Prinzip in sich schloß, welches Anklagen dieser Art nicht aufkommen ließ.

Auf ein ähnliches Moment führen auch die Vorwürfe zurück, die man gegen seine Freundin Aspasia, die nicht seine Gemahlin werden konnte, weil sie keine Athenerin war, aber als seine Gattin in seinem Hause lebte, erhob. Sie war eine Sophistria, wie man sagte, die nicht in dem gewöhnlichen Gesichtskreise griechischer Frauen, wie sie damals waren, befangen war und ihn nicht allein durch Schönheit, sondern auch durch Geist und Redegabe fesselte. Man beschuldigte sie aber nicht allein der Begünstigung von allerlei

häuslichen Unordnungen, sondern auch des Mangels an Ehrfurcht gegen die Götter; sie soll die Frauen ihres Hauses mit den Namen der Musen unterschieden haben. Phidias geriet in den gleichen Verdacht, da er auf dem Schilde der Athene die Figur des Perikles und seine eigene angebracht hatte. Diese Verbindung populärer Alleinherrschaft mit religiös-philosophischen Abweichungen von dem Volksglauben rief eine Reaktion hervor, welche zu Zeiten unbequem wurde.

Und wer wollte überhaupt leugnen, daß untergeordnete persönliche Beweggründe zu Zeiten auch auf die großen Angelegenheiten eingewirkt haben? Hier aber lagen die Dinge doch ganz anders. Die Politik, welche Athen die letzten Jahre daher befolgt hatte, führte unvermeidlich zu einer Entzweiung mit Sparta. Besonders waren es zwei Differenzen, die hierauf einwirkten.

Perikles und das athenische Volk, der Seefahrt im Osten Meister, hatten doch nie den Westen aus den Augen verloren. Wie nach Sinope am Schwarzen Meere, so führten sie Kolonien ionischen Ursprungs nach Italien aus, wie Thurii; sie haben an der Gründung von Neapel Anteil gehabt. Nun aber besaßen im Westen die dorischen Kolonien, namentlich die korinthischen, die Oberhand, denen etwas abzugewinnen unmöglich war, solange sie vereinigt blieben. Sehr willkommen mußte daher den Athenern die Zwietracht sein, welche zwischen der vornehmsten korinthischen Kolonie Korcyra und der Mutterstadt selbst ausbrach. Es kam zu einem Kriege zwischen ihnen, in welchem die Korcyräer gerade in dem Augenblick, als sie überwältigt zu werden Gefahr liefen, Unterstützung und Rettung bei Athen fanden. An sich war die Eifersucht der Athener nicht so sehr gegen Sparta, als gegen Korinth gerichtet. Schon die Schwankungen der Verhältnisse von Megara beruhten darauf, und soeben kam es noch zu einem anderen Widerstreit in der Nähe der thracischen Besitzungen der Athener. Hier hatten diese zu ihrem Bunde Städte herbeigezogen, welche korinthische Kolonien waren und noch immer mit ihrer Mutterstadt mannigfaltige Beziehungen unterhielten, was besonders bei Potidäa der Fall war; Athen wollte dies nicht dulden, Potidäa aber nach altherkömmlicher Sitte davon nicht ablassen. Es fand dabei Rückhalt an dem Könige von Macedonien, der das Anwachsen der athenischen Macht in seiner unmittelbaren Nähe ungern sah. Ein hohes Interesse hatte es für Athen, die Pflanzungen im Norden und das maritime Übergewicht, das sich an ihren Besitz knüpfte, einem mächtigen Könige gegenüber zu behaupten. Schon Cimon war getadelt worden, daß er nicht dem Königtum von Macedonien, als die Gelegenheit sich darbot, einen Schlag beibrachte, der es hätte vernichten müssen. Wenn man bedenkt, was später aus diesem Verhältnis entsprang, so kann man sich die Augen nicht dagegen verschließen, daß hier ein großes Interesse für die Gesamtheit der Hellenen vorlag. Die Macht der Athener im Norden bildete eine gemeinsame Schutzwehr für alle. Aber die Erfordernisse der auswärtigen Politik stehen nicht selten mit den Bedingungen der inneren Ruhe in Widerspruch. In dem Verfahren der Athener, die in die Zwistigkeiten der einen Kolonie mit

ihrer Mutterstadt eingriffen und eine andere davon abhielten, an eben dieser Mutterstadt festzuhalten, liegt doch — daran kann kein Zweifel sein — eine Verletzung der grundlegenden Ideen der alten hellenischen Welt, welche dazu angethan war, nachhaltige Feindseligkeiten gegen die Urheber derselben zu provozieren. Die Athener konnten das vielleicht nicht vermeiden; ihre Macht im Westen und Norden brachte sie in Konflikt mit Korinth. Wollte Athen seine Macht im Norden verstärken, nach dem Westen hin erweitern, so war ein Krieg mit Korinth unumgänglich. Ein solcher aber mußte den alten Gegensatz Athens gegen Sparta zum vollen Ausdruck bringen. An beiden Stellen, in Potidäa und Korcyra, stieß Athen mit dem Element des Dorismus zusammen, welches an der Macht von Lacedämonien den vornehmsten Rückhalt hatte. Die Lacedämonier zögerten eine Zeit lang; dann aber stellten sie Forderungen auf —, namentlich die einer Autonomie aller hellenischen Städte —, denen sich Athen nicht unterwerfen konnte, ohne sein ganzes System aufzugeben. Die Handlung des Perikles ist nun, daß er trotz dieses Widerspruchs den Entschluß faßte, auf seinem Wege weiter zu schreiten. Die Frage war nicht, ob er den Krieg unternehmen solle, sondern ob er ihn vermeiden könne. Perikles wollte die bisherige Politik nicht verlassen, selbst auf die Gefahr hin, daß es darüber zu einem Kampfe mit Sparta komme. In der Rede an das Volk, die man ihm zuschreibt, wird besonders der Vorteil, den die Seemacht in einem offenen Kampfe über die Landmacht habe, hervorgehoben. Denn von dem Gesichtspunkte der Seemacht ging eben alles aus; das demokratische Volk schloß sich dem Gedankengange seines Führers an.

Der Gesichtspunkt von Sparta erhellt aus der Äußerung eines der Ephoren, daß man die Athener nicht größer werden lassen, noch die Bundesgenossen aufopfern dürfe.

Man darf hiebei wohl an die letzte Abkunft erinnern, durch welche die athenische Macht, auf dem Kontinent zurückgedrängt, auf die See angewiesen worden war. Hier war sie jetzt so stark geworden, daß sie sich eine Unterordnung unter Sparta, wie eine solche darin gelegen hätte, wenn sie vor den Verbündeten desselben im Norden und Westen zurückgewichen wäre, nicht gefallen lassen konnte; der delische Bund griff, sozusagen, in das Bereich des peloponnesischen ein. Dagegen stellten auch die Spartaner Zumutungen auf, wie die Aufhebung eines gegen den Verkehr der Megarenser in Attika gerichteten Beschlusses, welche dem Selbstgefühl eines freien Gemeinwesens entgegenliefen. Und schon machten in unmittelbarer Nähe die mit Sparta verbündeten Thebaner einen Versuch, sich des mit Athen verbündeten Platää zu bemeistern, welcher zu den gewaltsamsten Thätlichkeiten Anlaß gab. So wurde der Krieg unvermeidlich.

Die Lacedämonier rückten unter ihrem König Archidamus ins Feld. Einen Abgeordneten derselben, der sich eigentlich vergewissern sollte, ob nicht die Athener, durch die Gewißheit des Krieges geschreckt, zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen wären, wiesen diese zurück, ohne ihn auch nur gehört zu haben;

denn aus dem Feldlager des Feindes wollten sie keine Vorschläge annehmen. Perikles, von dem jener Beschluß herrührte, hatte bereits Vorkehrungen getroffen, bei denen er einem Einfall der Feinde ohne Besorgnis entgegensehen zu können meinte. Niemals war die Autorität des leitenden Mannes, der doch nur ein Bürger war wie die übrigen, stärker herausgetreten. Er wollte die Verteidigung auf die Stadt und wenige feste Plätze beschränken; das offene Land gab er ohne weiteres dem Feinde preis. In der Landschaft war der alte Zustand der Unabhängigkeit der verschiedenen Bewohner, welcher in einem früheren Jahrhundert durch die Vereinigung in eine Stadt gebrochen worden war, noch nicht vergessen; die Besitzer hatten sich nach der Verwüstung der persischen Kriege wieder eingerichtet und liebten es, auf ihren Landgütern zu verweilen. Durch die Verfügung, welche Perikles durchsetzte, daß sie Haus und Hof verlassen und alle nach der Stadt ziehen sollten, wurden sie auf das empfindlichste betroffen; sie fügten sich jedoch; manche haben sogar das Holzwerk ihrer Häuser abgebrochen und es mit sich hereingeführt; allein für ihre Einrichtungen waren sie auf die freien Plätze, so viele es deren noch gab, angewiesen, oder die Tempel und Kapellen, die man ihnen überließ. Die Unbequemlichkeit vermehrte ihre Verstimmung, die noch wuchs, als die Lacedämonier in Attika einbrachen und die Eingeschlossenen fast vor ihren Augen ihre Güter verheeren sahen, ohne daß ihnen gestattet worden wäre, sich mit den Waffen zu verteidigen. Eben dahin ging die Absicht des Perikles, einen Kampf im offenen Felde zu vermeiden. Nur die festen Plätze und Mauern sollten behauptet, der eigentliche Kampf zur See ausgefochten werden. Es war die Idee, die man dem Themistokles zuschrieb, in ihrer vollsten Ausdehnung, in der sie jedoch wieder unter ganz anderen Umständen ins Leben trat. Denn Themistokles hatte den Nationalfeind bekämpft, der das Land mit ewiger Knechtschaft bedrohte. Die Lacedämonier wollten doch nur das Übergewicht von Athen verhindern und das Gleichgewicht der Macht erhalten. Die Folge aber war, daß auch jetzt das offene Land weit und breit wüst gelegt wurde. Perikles meinte, die Verwüstungen in Attika mit Verwüstungen in Lakonika zu vergelten; aber die Lacedämonier wußten doch die Ortschaften, auf die es ankam, im rechten Augenblick zu verteidigen. Von großem Belang waren die Landungen der Athener damals noch eigentlich nicht. Aber eine andere Handlung führten sie aus, welche die gewaltsamsten Feindseligkeiten ankündigte.

In jenen Irrungen, welche durch den Beitritt Megaras zu dem Bunde von Athen veranlaßt worden waren, wogegen Korinth, Epidaurus und Ägina einen Bund schlossen, war es den Athenern gelungen, Ägina selbst in ihre Hand zu bringen; die Insel mußte ihre Flotte ausliefern und die Oberherrschaft von Athen anerkennen. Die Spartaner hatten dies geschehen lassen, weil sie eben in Frieden mit Athen waren. Sobald nun aber der Krieg ausbrach, war Ägina, in der Mitte des Machtbereiches beider Staaten gelegen, der natürliche Gegenstand der beiderseitigen Eifersucht. Sparta forderte die Befreiung von Ägina; Athen schrieb die Feindseligkeit von Sparta eben den

Einwirkungen der mißvergnügten Ägineten zu und entschloß sich, sobald der Krieg ausbrach, die Insel unfähig zu jedem Widerstande zu machen und sie nicht sowohl zu unterwerfen, was schon geschehen war, sondern sich selbst anzueignen. Es war, als trete der alte Gegensatz zwischen Doriern und Ioniern in unverhüllter Nacktheit hier wieder hervor. Die Ägineten, die dem dorischen Stamme angehörten, wurden mit Weib und Kind aus ihren Besitzungen vertrieben und diese unter athenische Kleruchen, die zu dem ionischen Stamme gerechnet wurden, verteilt. Ein Teil von ihnen fand eine Freistatt in spartanischem Gebiete, wie die Athener einst eine solche den Messeniern verschafft hatten.

Wie sehr aber mußte das Ereignis den alten Haß zwischen Doriern und Ioniern aufregen! Es ließ sich nichts als ein erbitterter langer Kampf erwarten. Niemals waren die Athener mächtiger gewesen; aber auch die Lacedämonier waren im stande, ihnen die Wage zu halten. In dieser Lage, welche zwar Gefahren in sich schloß, aber zugleich die größten Aussichten darbot, sind die Athener von einem Unglück betroffen worden, auf das kein Mensch gefaßt sein konnte. Im zweiten Jahre des Krieges brach eine pestartige Seuche aus, gegen welche kein wirksames Heilmittel aufzufinden war, und die unzählige Opfer forderte. Ganze Häuser sind ausgestorben. Wahrscheinlich wurde die Seuche aus Äthiopien und Ägypten, wo sie zuerst erschienen sein soll, durch den Seeverkehr eingeschleppt; denn zuerst in der Hafenstadt kam sie zum Vorschein. Aber nicht zu bezweifeln ist, daß die Ansammlung der Bevölkerung in der Hauptstadt unter den schon erwähnten, dem physischen Wohlsein verderblichen Umständen zu ihrer Intensität und Verbreitung viel beigetragen hat. Man hatte einen Orakelspruch, nach welchem ein Fluch auf die Bebauung gewisser, von der Mitte der Stadt entfernter Regionen gelegt worden war. Thucydides bemerkt, daß das Unglück wohl nicht aus dem Fluche, sondern aus der Notwendigkeit, diese Regionen zu bebauen, entsprungen sei. Nur in volkreichen Ortschaften ist die Pest damals überhaupt zum Ausbruch gekommen; der Peloponnes, wo alles in alten, gewohnten Zuständen verharrte, blieb von ihr verschont. Eben als die Seuche in Athen ausbrach, war Archidamus mit seinem Heere nochmals in Attika vorgedrungen. Während infolge des hiedurch veranlaßten neuen Zuzugs, besonders der niederen Klassen, daselbst die Seuche noch stärker anwuchs, fanden die Spartaner keinen eigentlichen Widerstand; aber der Qualm, der von den Totenverbrennungen in der Stadt empor stieg, erinnerte sie daran, daß sie auch selbst von einer Ansteckung betroffen werden konnten; sie zögerten nicht, zurückzugehen. Indessen brach die Krankheit, die mit den Spartanern gleichsam im Bunde war, auch auf der athenischen Flotte aus. Die Flotte hatte abermals Landungen versucht, die ihr besser gelangen, als das Jahr zuvor, und Verwüstungen vorgenommen. Fürwahr ein gräßlicher Anblick: die beiden Mächte, welche vereinigt eine universale Bedeutung in der Welt hätten erlangen können, in diesem wütenden und hoffnungslosen Kampfe einander zerfleischen zu sehen!

Perikles geriet nun auch in Athen in eine immer schwieriger werdende Situation. In Folge der Verwüstung des Landes und der Seuche verlor er die Gunst des Volkes, welches jedes Mißgeschick den Führern zuzuschreiben pflegt. Kaum aber war er wieder in Besitz seiner Autorität gelangt, als die Nachwehen der Seuche auch ihn ergriffen und hinrafften.

Perikles gehört zu den Volksführern aristokratischer Herkunft, welche sich an die Spitze der Demokratie stellten und das eigene Leben derselben erweckten. Mit Aristides oder gar mit Solon wird man ihn nicht vergleichen. Er hat nicht die moralische Reinheit der Impulse, welche diese leiteten. Er schritt ganz auf den Spuren seines Großoheims Klisthenes einher. Den Demos, den Klisthenes eigentlich begründet hatte, hat Perikles zum Herrn des Gemeinwesens gemacht und vollkommen konstituiert, sodaß eine Wiederbelebung des aristokratischen Prinzips kaum mehr zu erwarten stand. Der Gesichtspunkt, von dem bei ihm alles ausging, war die Entwickelung der Macht von Athen. Das lag schon insofern in der Beförderung der Demokratie, als es überall demokratische Regungen in Griechenland gab, die sich nun an Athen anschlossen. Zugleich aber erhob Perikles die Autorität Athens über den Seebund zu einer Stärke, gegen die kein Widerstand etwas vermochte. Es schloß alle Beziehungen aus, welche mit den Persern innerhalb des Bundes angeknüpft werden konnten, und schlug den Versuch, den die angesehenste der Inseln machte, eigenmächtig aufzutreten, mit den Waffen nieder. Diese demokratische und maritime Macht bildete das Fundament zu der Größe der Stadt. In beiderlei Hinsicht stieß Perikles mit Sparta zusammen, mit dem er sich ohnehin in dem alten alkmäonidischen Gegensatze befand. Er wußte wohl, daß er der Macht der Peloponnesier zu Lande nicht gewachsen sei; um derselben aber nicht gleich bei dem ersten Anfall zu unterliegen, griff er zu einer Maßregel, die, großartig in sich selbst, verhängnisvoll für ihn und Athen werden sollte. War es nicht in der That möglich, indem er das offene Land den Einfällen der Peloponnesier preisgab, dabei dennoch das Wesen der Macht nicht allein zu behaupten, sondern zu verstärken und auf diese Weise das maritime Übergewicht unerschütterlich festzusetzen? Auch die Angriffe von der Landseite her hätten, wenn sie keine Wirkung hervorbrachten, nach und nach unterbleiben müssen. Es liegt ein tragisches Geschick darin, daß dies Vorhaben durch das Eingreifen unberechenbarer Naturkräfte, deren wir gedachten, gebrochen wurde. Jene Seuche brach aus, die durch Thucydides' unvergleichliche Schilderung jedermann vor Augen steht. Sie lähmte die Schwingen Athens auf immer und machte dem Leben des Perikles mitten in seiner Wirksamkeit ein Ende. Wohin Perikles Athen auf seinem Wege geführt haben würde, wer könnte das sagen zu wollen sich vermessen? Mitten in den umfassendsten Unternehmungen war seine Seele immer auf das Ideale und Schöne gerichtet. Die Doppelseitigkeit seiner Natur, indem er durch die Förderung der Kunst die Religion stärkte und durch die Förderung der Philosophie der freien Wissenschaft Raum machte, hat bewirkt, daß eines der großen Zeitalter der Kultur mit seinem Namen

bezeichnet wird. Das ist die Unsterblichkeit auf Erden. In dem Staate aber trat mit seinem Tode eine Veränderung von Grund aus ein.

Männer von hoher Bedeutung können überhaupt nie ersetzt werden; denn die Bedingungen müßten sich wiederholen, aus denen ihre individuelle Stellung erwachsen ist.

Der Tod des großen Führers, des ersten Bürgers, war dadurch doppelt empfindlich, daß er keinen Nachfolger hatte. In der demokratischen Bewegung hatte Perikles die Einheit, die aus dem leitenden Gedanken entspringt, aufrecht erhalten. Nach seinem Tode mußte sich alles zersetzen und die Parteiung Platz greifen, die er zu beseitigen gewußt hatte.

3. Kleon und seine Zeit.

Unter den Gegnern des Perikles, welche die Gewalt, die er besaß, in späteren Jahren bekämpften, war einer der wirksamsten jener Kleon, den der große Komiker der Zeit dem Spott und der Verachtung der Nachwelt preisgegeben hat. Kleon war ein Industrieller, der sich durch eine von Sklaven betriebene Gerberei nährte, durch sein Gewerbe den Klassen der Bürgerschaft, welche die Mehrheit ausmachten, nahe stand, ihre Gefühle teilte und ihre Gesinnungen in durchgreifenden Reden zum Ausdruck brachte, sodaß er nach dem Tode des Perikles einen dominierenden Einfluß gewann, — ein Mann von niedriger Herkunft, ohne die Erziehung, welche damals als ein Erfordernis für Leben und Staat betrachtet wurde. Aber es lag nun einmal im Wesen der Demokratie, daß im Strudel des politischen Antagonismus sich ein Mensch dieser Art geltend machen konnte. Bei Aristophanes erscheint er als der „gottverhaßte Gerber", der „lästerliche Schreier", von dessen Wut alle Beratschlagungen und Gerichte voll seien, als „Aufwühler des Unrats". Er stellt ihn einmal als den Haushofmeister des Demos dar, den er dann wieder beherrscht und dessen andere Sklaven er mißhandelt. Es gehört zu den Handlungen, die sich Aristophanes zur Ehre rechnet, daß, da niemand es wagte, zu der an dem Feste der Lenäen beabsichtigten Aufführung des Stückes die Maske Kleons anzufertigen, er selbst die Rolle übernahm, was ihm notwendig den tödlichen Haß des Verspotteten zuzog.

Diese Darstellung ist in späteren Zeiten als geschichtlich betrachtet worden; allein ich möchte nicht wagen, auch nur einzelne Züge aus derselben in die Geschichte aufzunehmen; denn in der Natur der Komödie lag es, ein Zerrbild, das den Stimmungen der Zeit entsprach, auf die Bühne zu bringen. Sie hat Züge der Wahrheit, darauf beruht ihre Wirkung; aber alles wird doch von gehässiger Fiktion getragen. Will man Kleon, ich sage nicht verteidigen, sondern beurteilen, so darf man nur den Anteil erwägen, den er an der Staatsverwaltung wirklich nahm, und in welchem er ein gewaltsames, wildes Naturell an den Tag legt. Wir dürfen nicht versäumen, der Konflikte

zu gedenken, in denen er hervortrat, weil sie das Verhältnis Athens zu seinem Seebunde, welches eines der wichtigsten Momente der Zeit bildet, ins Licht stellen.

Kleon erscheint als ein demokratischer Volksführer, der kein Mittel verschmähte, um die Gunst der Menge zu erwerben und zu fesseln. Von ihm stammte eine Verstärkung des Heliastensoldes, dessen Vermehrung auf das Dreifache beschwerlich für den Staat war, doch zugleich dazu diente, eine Partei in der Volksversammlung zu gründen, über welche der Demagog verfügen konnte. Welcher Art dann seine Einwirkung war, zeigt sein Verfahren bei dem Abfall von Lesbos. Dieser Abfall enthielt den Versuch, das ganze System zu brechen, auf welchem die Macht von Athen beruhte. Die Lesbier waren die mächtigsten von den Bundesgenossen der Athener und die am wenigsten belästigten; aber, wie in der Rede, die Thucydides ihren Gesandten in den Mund legt, ausgeführt wird, es war nur gegenseitige Furcht, wodurch ein einigermaßen erträgliches Verhältnis zwischen Athen und Lesbos aufrecht erhalten wurde; den Athenern war die ansehnliche Seemacht der Lesbier verdächtig und widerwärtig; in den Lesbiern erweckte die Überlegenheit der Athenienser mißtrauische Besorgnis: sie fürchteten, sie würden zuerst dazu gebraucht werden, um andere zu unterwerfen, und zuletzt demselben Schicksal verfallen. Solange nun Athen im vollen Besitz seines Übergewichtes war, verhielten sie sich ruhig. Als aber die Athener durch die mannigfaltigen kostspieligen Unternehmungen, zu denen sie schritten, und besonders durch die Seuche geschwächt waren und zugleich die Wechselfälle des Krieges die Hoffnung erweckten, Lacedämon, wo eine erste Anfrage abgewiesen worden war, jetzt doch zur Teilnahme herbeizuziehen, wurde der Gedanke, sich den Athenern zu widersetzen, ernstlicher gefaßt. Die Athener hörten von den ersten Vorbereitungen und eilten, ihnen zu begegnen. Aber auch die Mitylenäer, die an der Spitze der lesbischen Bewegung standen, erfuhren, was man gegen sie vorhatte, und trafen Sicherheitsanstalten. Als nun die Athener die Forderung an die Mitylenäer richteten, ihre Festungen zu zerstören und ihre Schiffe auszuliefern, beschlossen diese, eine solche Zumutung zurückzuweisen. Und ohne viel Mühe gelang es ihnen, die Lacedämonier und den peloponnesischen Bund auf ihre Seite zu ziehen. Der Beweggrund war, daß dann alle Genossen des delischen Bundes in den Stand kommen und dazu vermocht werden würden, sich von Athen loszureißen, was dessen Macht geradezu vernichten würde. Ein bedeutungsvoller Wechsel war es schon, daß Lesbos den athenischen Bund verließ und zu dem peloponnesischen übertrat. Allein für Mitylene folgte daraus das größte Unglück. Die Peloponnesier schickten in der That eine Flotte in See, die jedoch erst dann im Ägäischen Meere erschien, als es bereits zu spät war. Die rasch entschlossenen Athener hatten alle ihre Kräfte gegen Mitylene gewendet, sie hatten einen Teil der Insulaner auf ihrer Seite; was ihnen aber am meisten zu Hülfe kam, war eine demokratische Bewegung in der Stadt. Die Verfassung von Mitylene war oligarchischer Natur und

gab der Stadt auch insofern eine Beziehung zu den Peloponnesiern. Bei der dringenden Gefahr, welche durch die Belagerung der Athener, die dabei kleinere Befestigungen anlegten, von denen aus sie die Stadt bedrängten, entstand, entschlossen sich die Mitylenäer, die Stadtgemeinde zu bewaffnen und zwar, auf den Rat eines herbeigekommenen lacedämonischen Abgeordneten, selbst mit schweren Waffen. Aber die Wirkung war der, welche man erwartete, ganz entgegengesetzt. Einmal im Besitz dieser Waffen, glaubte die Gemeinde von Mitylene, den Geschlechtern den Gehorsam aufkündigen zu können; dadurch, daß sie drohte, zu den Athenern überzugehen, nötigte sie die Oberhäupter, einen Frieden mit diesen zu schließen, dessen Bedingungen jedoch in der That eine Überlieferung auf Gnade und Ungnade enthielten. Die Demokratie von Athen war mit den Demokraten von Mitylene verbündet. Die Volksversammlung von Athen, in der jetzt Kleon das große Wort führte, kam in den Fall, über ihre Feinde, zugleich politische Feinde und Widersacher ihrer Macht, zu Gericht zu sitzen. Der erste Beschluß der Athener entsprach nun der Leidenschaft, in welche sie durch das Verhalten von Mitylene versetzt worden waren und die der gewaltige Demagoge schürte.

Die vornehmsten Schuldigen, gegen tausend an Zahl, hatte der Heerführer ihrer Flotte nach Tenedos geschickt. Der Beschluß der Versammlung war, sie hinzurichten — nicht allein aber diese, sondern mit ihnen auch alle mannbaren Mitylenäer —, die Weiber und Kinder aber zu Sklaven zu machen; es war das furchbare Kriegsrecht, aus welchem, wie angedeutet, die Sklaverei zunächst im Orient hauptsächlich hervorgegangen ist. Kleon drang darauf, weil ja nicht die Führer allein schuldig seien, sondern das gesamte Volk; der Abfall sei ohne allen eigentlichen Grund geschehen; man müsse denselben schonungslos strafen, um dadurch andere abzuschrecken, welche etwa geneigt wären, diesem Beispiel zu folgen; sonst würde die Macht von Athen, die aus den Beisteuern der Bundesgenossen erwachse, in Gefahr geraten, zu Grunde zu gehen. Die Sache schien so einleuchtend, daß er alle, die einer abweichenden Neigung seien, verdächtigte, den Bestechungen durch die Mitylenäer Raum gegeben zu haben. So war der Sinn des Mannes, mit unbedingter Strenge zugleich Rache auszuüben, die um so mehr wirke, je rascher sie vollzogen werde, und durch die Vollziehung der Strafe den gesamten Bund im Zaume zu halten. Er setzte durch, daß ein Schiff an den Befehlshaber in Lesbos mit der Anweisung abgefertigt wurde, die Strafe unverzüglich zu vollstrecken. Noch einmal aber fand Kleon Widerspruch in Athen; die Sache wurde des nächsten Tages nochmals vor die Volksversammlung gebracht, und ein Antagonist Kleons, Diodotos, erhob sich, um die Gegengründe geltend zu machen. Er wies die Verdächtigungen Kleons mit siegreichem Selbstgefühle zurück. Indem er den Grundsatz desselben, daß um jeden Preis die Seemacht mit ihren Hülfsquellen behauptet werden müsse, zu dem seinen machte, führte er aus, daß dies nicht dadurch geschehen könne, wenn man alle Abweichungen mit Tod und Verderben ahnde — denn solche würden doch nicht unterbleiben,

und unmöglich könne man sich immer mit Belagerungen und Überwältigungen verdächtiger Bundesgenossen beschäftigen, die durch die Androhung der äußersten Strafe auch ihrerseits zur Verteidigung bis auf den letzten Blutstropfen veranlaßt werden würden —, sondern dadurch, daß man Sorge für sie trage und es vermeide, sie über die Gebühr zu reizen. Rede und Gegenrede sind bei dem Geschichtschreiber der Epoche in unnachahmlicher Ausführung einander gegenübergestellt. Kleon leugnet nicht, daß die Herrschaft, die man ausübe, eine Tyrannis sei; habe man kein Recht dazu, so müsse man von derselben abstehen und zu Hause ein ruhiges Leben führen; glaube man aber zur Herrschaft berechtigt zu sein, so müsse man sie auch mit äußerster Gewalt behaupten. Wenn Diodotos dagegen einwendete, daß darin vielmehr eine Gefährdung der Herrschaft liegen würde, als eine Begründung, so läßt sich doch bezweifeln, ob er mit diesem Argument, das seiner Natur nach zweifelhaft ist, viel Eindruck gemacht haben würde; er führte aber auch ein anderes an, welches sehr geeignet war, durchzuschlagen. In allen bundesverwandten Städten gab es zwei Parteien, eine aristokratische von einer den Athenern abgewandten Tendenz und eine demokratische, die ihnen zuneigte; die letzte Entscheidung in Lesbos war eben dadurch erfolgt, daß die Bürgerschaft, sobald es möglich wurde, der Aristokratie entgegentrat. Den schon gefaßten Beschluß auszuführen, würde geheißen haben, die eigenen Verbündeten Athens zu vernichten. Alle Demokratien unter den Bundesgenossen würden dadurch mit Einem Schlage entfremdet worden sein. Die Entscheidung war bei dem Übergewicht Kleons auch dann noch zweifelhaft; als es aber zur Abstimmung kam, erfolgte der Widerruf des am Tage zuvor erlassenen Beschlusses, und dem schon mit demselben abgegangenen Schiffe wurde ein anderes nachgeschickt, bei dem man die Ruderer durch reichliche Fürsorge in den Stand setzte und willig machte, einander abzulösen, wodurch dann eine Geschwindigkeit der Fahrt erreicht wurde, durch welche das zweite Schiff in dem Augenblicke eintraf, als der athenienfische Befehlshaber den ersten Befehl las, der ihm eben zugegangen war und der nun widerrufen wurde. Der Stadt geschah nun nichts weiter zu Leide; aber jene vornehmsten Schuldigen auf Tenedos wurden sämtlich hingerichtet, und diese Grausamkeit war, wie man sieht, noch eine Gnade. Das große Ergebnis war dann doch, daß die Seeherrschaft im Archipelagus ungeschmälert behauptet wurde. Eine lacedämonische Flotte, die in diesen Gewässern erschien, kehrte nach Hause zurück, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben. Die Feier eines großen Festes in Delos diente dazu, der wiederbefestigten Herrschaft Athens auf den Inseln eine religiöse Weihe zu verleihen.

Auf dem festen Lande dagegen behielten die Peloponnesier die Oberhand. Es war ein empfindlicher Verlust für Athen, daß Platää nach langem kräftigem Widerstande doch in die Hände der Thebaner fiel. Die siegreichen Thebaner überboten noch die Athener durch Grausamkeit. Sie hatten den abziehenden Besiegten die Sicherheit ihres Lebens versprochen; als dieselben herauskamen,

wurden sie sämtlich niedergemacht. Es war ein kecker Gedanke des athenischen Feldherrn Demosthenes, durch eine Einmischung in die Streitigkeiten zwischen Akarnanien und Ätolien sich zu Lande einen Weg zu eröffnen, der ihn nach Böotien führen sollte, um auch hier das Gleichgewicht wieder herzustellen. Aber sein Vorhaben scheiterte an der unverweilten Erhebung der ätolischen Gaue, die noch in ihrer alten Einfachheit dahinlebten. Und als das Kriegsglück doch wieder einmal zu Gunsten der Athener umschlug, hielten es die Akarnanen für das Beste, den Streitigkeiten mit ihren Nachbarn durch eine Abkunft auf hundert Jahre ein Ende zu machen. Diese landschaftlichen Verwickelungen haben später einmal in die großen Weltbegebenheiten entscheidend eingegriffen; damals war es nicht der Fall. Dagegen gelang es den Atheniensern, im Peloponnes selbst einen Schlag auszuführen, der den Lacedämoniern höchst empfindlich wurde. Fast zufällig beim Vorüberfahren nach den westlichen Gewässern setzten sich die Athener unter der Führung eben wieder des Demosthenes, mit dem die anderen Obersten der Flotte hierüber nicht einmal einstimmig waren, in dem von Sparta vernachlässigten Hafen von Pylos fest. Sie errichteten an den steilen Abhängen der Küste eilig, aber mit glücklicher Hand eine kleine Feste, die sie besetzten. Die Lacedämonier empfanden es als einen Schimpf, daß der verhaßte Feind auf ihrem eigenen Gebiet eine Burgfeste besitzen sollte. Unverzüglich trafen sie Anstalt, denselben daraus zu verjagen; aber die Athener waren kriegsfertig genug, den ersten Landungsversuch, bei dem der tapfere spartanische Führer Brasidas verwundet wurde, zurückzuweisen. Dann drang auch ihre Hauptflotte, von der westlichen Fahrt zurückkehrend, in den Hafen ein und brachte den Lakonen, die ebenfalls mit ihrer Flotte herbeigekommen waren, um denselben zu schützen, Verluste bei, die an eine Niederlage grenzten. Das vornehmste Ereignis war das folgende. Auf die vor dem Hafen liegende Insel Sphakteria hatten die Lacedämonier eine, aus ihrer eigenen Mitte und aus den Scharen ihrer Bundesgenossen gebildete Abteilung von Schwerbewaffneten geworfen; diese wurden nun durch die Überlegenheit der atheniensischen Flotte, welche die See beherrschte, abgeschnitten und schienen dem schrecklichen Schicksal, das damals der Sieger über den niedergeworfenen Feind zu verhängen pflegte, nicht entgehen zu können. In Lacedämon aber erregte diese Gefahr die größte Bewegung, zumal da viele der auf der Insel Eingeschlossenen zu den angesehensten Familien des Landes gehörten. Die Spartaner entschlossen sich, in Athen Friedensanträge zu machen, bis zu deren Annahme oder Verwerfung nach einer mit den atheniensischen Strategen getroffenen Verabredung die Feindseligkeiten im Hafen von Pylos und auf der Insel eingestellt werden sollten. Eine lacedämonische Gesandtschaft ging ab, um den Athenern nicht allein Frieden und Freundschaft, sondern Symmachie anzubieten, wenn die auf der Insel befindlichen Mannschaften freigegeben würden. Den Athenern wurde vorgetragen, sie möchten nicht unversöhnliche private Feindseligkeiten den öffentlichen hinzufügen; sie möchten den günstigen Augenblick benutzen, um

den beiden Republiken und den Griechen überhaupt den Frieden zurückzugeben. Auch in den Athenern war eine starke Sehnsucht nach dem Frieden erwacht. Aber der leitende Demagog stellte ihnen vor, daß ein Preis in ihren Händen sei, der noch viel höher verwertet werden könne; er war mit der Herstellung des Zustandes vor dem Kriege, der in den Anerbietungen der Lacedämonier lag, nicht zufrieden. Er meinte, sie würden dahin zu bringen sein, die Plätze wieder herauszugeben, die einst Perikles bei Abschluß des dreißigjährigen Stillstandes ihnen überlassen hatte. Diese Plätze waren aber entweder in ihrer alten Freiheit wiederhergestellt oder ihren früheren Besitzern zurückgegeben worden. Alles war durch einen Vertrag geschehen, der den Atheniensern dagegen große Vorteile eingeräumt hatte Die lacedämonischen Gesandten, über diese Zumutungen betroffen, trugen auf die Niedersetzung einer Kommission an, um die einzelnen Punkte mit ihr ruhig zu besprechen. Dadurch aber reizten sie erst den heftigsten Widerspruch Kleons auf, der von keiner Verhandlung hören wollte, als von einer, die vor allem Volk geführt werde: denn in einer solchen hing die Entscheidung von ihm ab. Man mag nun über Kleon übrigens denken, wie man will: eine geschichtliche Figur von Bedeutung ist er immer; er setzte durch, daß in einem für die Beendigung des Krieges, der keinen rechten Zweck mehr hatte, überaus günstigen Moment die Friedensunterhandlung abgebrochen wurde. Man könnte zwei Arten von Politikern unterscheiden: die einen haben nur immer die gegenwärtige Lage vor Augen, den unmittelbaren einseitigen Gewinn, die anderen die nach der Hand zu erwartenden Folgen und den Gegensatz der allgemeinen Kräfte, den man zu provozieren und zuletzt doch nicht bestehen zu können Gefahr läuft. Zu den ersten gehörte der hochfahrende, stürmische Demagog von Athen. Ihm lag alles daran, den momentanen Vorteil einseitig auszubeuten, was eben das Mittel für ihn war, die Mehrheit der Stimmen an sich zu fesseln. Die Betrachtung, daß der Krieg, wenn er wieder anging, einen unglücklichen Ausgang für Athen haben könne, lag ihm fern; Rücksicht auf das allgemeine Beste der griechischen Welt war nicht in ihm.

Trotz der mannigfachen Thorheiten, die Kleon beging, war ihm das Glück günstig. Er selbst ließ sich gern und ungern zum Feldherrn ernennen, um Sphakteria, dessen Bewachung viele Ungelegenheiten verursachte, einzunehmen. Der Zufall, daß die Waldung, womit die Insel bedeckt war und die den Angriff schwierig machte, durch eine Unvorsichtigkeit in Brand geriet, und die Anstalten, welche Demosthenes hierauf zur Besitznahme der Insel traf, kamen dem neuen Strategen so gut zu statten, daß sich die auf der Insel eingeschlossenen Spartiaten, von einer überlegenen Macht auf das geschickteste angegriffen, zuletzt wirklich gefangen geben mußten; man zählte ihrer ungefähr noch dreihundert; die übrigen waren dem heißen und raschen Angriff erlegen. Kleon führte sie triumphierend nach Athen; die Spartaner erneuerten dann ihre Friedensanträge, die aber wegen der immer steigenden Ansprüche der Athener zu keinem Ziele führten.

Von dem Entschluß des Demos, den Krieg mit der größten Anstrengung fortzusetzen, zeugt unter anderem die Erhöhung der Steuern, die unter demselben Archontat des Stratokles, in welches die Eroberung von Sphakteria fällt, den Bundesgenossen aufgelegt wurde, zuweilen etwas über das Doppelte des bisherigen Beitrages, zuweilen etwas unter demselben.

Fürs erste bot es den Athenern einen nicht zu unterschätzenden Vorteil dar, daß sie die Gefangenen von Sphakteria in der Hand hatten. Wie sehr sie gesonnen waren, sich desselben bis zum äußersten zu bedienen, sieht man aus dem Beschluß, die Gefangenen umzubringen, sobald die Lacedämonier einen neuen Einfall in Attika ausführen würden. Da ein solcher nun wirklich unterblieb, so warfen sich die Athener, durch die Tribute der Bundesgenossen dazu in Stand gesetzt, mit wachsendem Eifer in den Krieg, der besonders da zu namhaften Erfolgen führte, wo ihnen die Demokratie gegen eine herrschende Aristokratie zu Hülfe kam. So wurden sie Meister von Korcyra und bemächtigten sich Cytheras; auch an anderen Küstenplätzen trugen sie Vorteile davon. Große Unternehmungen aber, wie gegen Korinth und Theben, mißlangen ihnen doch auch jetzt. Bei Tanagra brachten ihnen die Böotier eine Niederlage bei. Und endlich erhoben sich auch die Spartaner wieder zu offenen Feindseligkeiten; sie griffen Attika nicht geradezu an; aber für die allgemeine Lage der Dinge war es vielleicht noch wichtiger, daß sie ihre Wagen gegen die nördlichen Besitzungen der Athenienser wendeten. Ihre Absicht hiebei war dieselbe, die schon zu den Ereignissen von Lesbos Anlaß gegeben hatte, nämlich den Athenern ihre Bundesgenossen zu entziehen. Was zur See mißlungen war, wurde nun zu Lande versucht. Wohl hatte sich Potidäa nach langem Widerstande infolge einer zweijährigen Belagerung den Athenern wieder unterwerfen müssen. Aber jene Regionen waren überhaupt in fortwährender Gärung begriffen. Von einem Teil der Bevölkerung, der bereits zur Empörung geschritten war, waren die Lacedämonier zu Hülfe gerufen worden; ein anderer, der nicht auf Empörung dachte, hoffte doch durch Annäherung an Lacedämon eine freiere Stellung zu gewinnen. Und von dem Könige Perdikkas in Macedonien, der einst bei seiner Thronbesteigung von den Athenern beleidigt worden, wußte jedermann, daß er diesen grolle. Auch gegen andere Nachbarn wünschte er lacedämonische Unterstützung zu erlangen. Für Lacedämon, das von Pylos und Cythera aus den Athenern belästigt und wegen der Unzuverlässigkeit der Heloten, die zu diesen neigten, sogar gefährdet wurde, bildete es einen Gegenstand der Fürsorge für sich, den unermüdlich beweglichen Gegnern an einer anderen Stelle Feindseligkeiten zu erwecken. So begab sich Brasidas, nicht jedoch ohne bei dem Durchzug in Thessalien viele Schwierigkeiten zu finden, nach jenen Regionen; er dachte die Bundesgenossen der Athener zu Bundesgenossen von Sparta zu machen. Dabei aber hatte er den Gedanken, in die inneren Zwistigkeiten der Städte nicht einzugreifen, namentlich nicht die Aristokratie gegen die Demokratie zu begünstigen. Die herrschenden Gewalten in Lacedämon hatten ihm auf das feierlichste ver-

sichert, daß sie die Freiheit der Gemeinden, die zu ihnen überträten, ungeschmälert lassen würden. So trat Brasidas zuerst in Akanthus mit dem Versprechen auf, den Einwohnern und allen Hellenen Freiheit von dem Joche der Athenienser zu verschaffen; indem er die Götter und Heroen des Landes als Zeugen anrief, drohte er zugleich, jede Weigerung mit Verwüstung desselben zu rächen. Also Übertritt auf der einen, gewaltsame Unterwerfung auf der anderen Seite. Die Einwohner waren im allgemeinen nicht geneigt, ihre Zugehörigkeit zu Athen mit der Gefahr von Leib und Leben zu verteidigen. Dort in Akanthus wurde über den Antrag des Brasidas förmlich abgestimmt; die Mehrheit trat demselben bei. Man darf vielleicht annehmen, daß die Verdoppelung der Beiträge, die damals ins Werk gesetzt wurde, dazu mitgewirkt hat. Dadurch erwuchs nun aber den Athenern eine Feindseligkeit von einer größeren Tragweite, als sie bisher zu bestehen gehabt hatten. Brasidas war eine gesetzte, soldatische Natur, tadellos und heldenmütig; er besaß die Gabe, indem er mit den Feinden schlug, das Vertrauen der Freunde zu befestigen.

Ein großes Ereignis war, daß er sich der Kolonie, welche die Athener zwischen den beiden Armen des Strymon gegründet hatten, Amphipolis, bemächtigte, unterstützt von den Nachkommen der alten Einwohner in Stadt und Land. Er befolgte dabei immer dasselbe Verfahren; den Gemeinden sagte er nicht allein Sicherheit zu, sondern auch eine eigene unabhängige Regierung. Wer es vorzog, an Athen festzuhalten, den ließ er mit seiner Habe abziehen, wie in Amphipolis, so auch in Torone, das er bald darauf einnahm. Die Einwohner der thracischen Städte traten nach und nach von der beschwerlichen Herrschaft Athens zur Bundesgenossenschaft der Lakonen über. Unter den Eingeborenen in der Chalcidice verteilte Brasidas Waffen und übte sie in seiner Kriegsweise ein. Es kam hinzu, daß Perdikkas in Gemeinschaft mit Brasidas die Illyrier angriff, wodurch dann das Übergewicht der Lacedämonier in diesen Regionen verstärkt werden mußte.

Dergestalt sahen sich die Athener in den Landschaften, auf deren Besitz ihre politische Größe vornehmlich beruhte, unerwartet beeinträchtigt und gutenteils ihrer beraubt. Das hatte aber zugleich eine Rückwirkung auf die Seeherrschaft. Noch einmal griff hiebei das Verhältnis von Lesbos ein. Die in großer Anzahl geflüchteten Lesbier, welche anderweitige Hülfe zusammengebracht hatten, setzten sich in Antandros fest, von wo sie nach Mitylene zurückzukehren, die Hoffnung faßten.

Auch auf anderen Inseln ließ sich Widerstreben bemerken. Mit der Besorgnis vor einem allgemeinen Abfall mag es zusammenhängen, daß die Athener die Einwohner von Delos, denen eine durch die frühere Lustration noch nicht beseitigte Verunreinigung der Insel Schuld gegeben wurde, mit Weib und Kind von derselben entfernten und durch attische Bürger ersetzten, so daß sie genötigt wurden, bei den benachbarten persischen Satrapen Aufnahme zu suchen. Die Athener waren nicht im mindesten gemeint, dem ungünstigen

Geschick, das über sie hereinbrach, zu weichen; aber sie hielten doch für gut, einen Stillstand auf ein Jahr einzugehen, wobei ein jeder behalten sollte, was er besaß. Über diesen Stillstand brach jedoch sogleich ein neuer Streit aus. In diesem Augenblick waren die Skionäer auf der Halbinsel Pallene zu den Lacedämoniern übergetreten: man wußte nicht recht, ob das vor oder nach dem Abschluß des Stillstandes vorgefallen war. Die Athenienser hatten vollkommen recht, wenn sie behaupteten, es sei zwei Tage nach dem Abschluß geschehen, und waren nun entschlossen, ihr Recht zu wahren und die Stadt wiederzuerobern, die jedoch die Lacedämonier der Rache derselben zu überlassen Bedenken trugen. Das Jahr hindurch wurde der Stillstand ziemlich gut beobachtet. Aber indes veränderte sich die allgemeine Lage auch dadurch, daß Perdikkas mit Brasidas zerfiel und den Athenern Bündnis anbot. Hierauf hauptsächlich stützte sich Kleon, der nun selbst in Erinnerung an seine Erfolge in Pylos zum Feldherrn ernannt wurde und mit einer ansehnlichen Flotte nach den thracischen Küsten abging, zugleich mit einem stattlichen Heere von Landtruppen ausgerüstet. Es gelang ihm, Skione wiederzuerobern, wo er das damalige Recht der Oberherren gegen ihre abgefallenen Unterthanen auf das gewaltsamste geltend machte: Weiber und Kinder wurden zu Sklaven gemacht, die wehrhaften Mannschaften als Gefangene nach Athen abgeführt. Und nun segelte er nach dem Strymon, wo er bei Eïon, das Thucydides, der Geschichtschreiber, damals Führer der Flotte, beim Verlust von Amphipolis hatte in die Hände des Brasidas fallen lassen, Stellung nahm, um die Hülfstruppen des Perdikkas und anderer benachbarter Herrscher zu erwarten und dann den Krieg mit aller Macht zu beginnen. Er hatte aber nicht die Geduld, an dieser Stelle, wo er sich verteidigen konnte, auszuharren, da seine Völker Mißtrauen gegen seine Führung hegten und sich mit beißenden Bemerkungen gegen ihn vernehmen ließen. Bei weitem mehr Demagog als Heerführer, vergaß er an der Spitze seiner Truppen, was seine militärische Pflicht gewesen wäre. Er verließ seine gute Position, um von der Stimmung im Lande persönlich Kunde zu nehmen. Hiebei aber wurde er von dem kriegsgeübten Brasidas überrascht. Der kecke Demagog erlag dem gewiegten Strategen.

Brasidas, der in die Nähe von Amphipolis gerückt war, traf Anstalt, daß die Athener, die nichts vermuteten, indem er mit einer auserlesenen Schar auf sie losging, auch von der Stadt aus angegriffen wurden. Indem die Athener betroffen eine rückgängige Bewegung machten, wurden sie vollends geschlagen. Kleon selbst wurde getötet. Brasidas war verwundet worden und starb kurz darauf.

In diesem Ausgang lag keine Entscheidung, aber ein großes Ereignis. Nachdem auf der einen Seite der tapfere Kriegsmann, der so großes ausgerichtet, daß er bereits die Eifersucht der lakonischen Aristokratie erweckte, gefallen war, zugleich aber auf der anderen der gewaltige Demagog, dessen Stimme vor allen anderen in Athen gehört wurde, so ließ sich hoffen, daß

eine Abkunft zu stande kommen würde; an Frieden zu denken, hatte man auf beiden Seiten guten Grund.

Die Lacedämonier konnten nichts mehr wünschen, als der steten Invasionen, die von Pylos und Cythera her in ihr Gebiet geschahen und die Ureinwohner des Landes gegen ihre Beherrscher aufregten, sich zu entledigen; ihre ganze Existenz kam in Gefahr, wenn Argos, mit dem sie nur einen Stillstand geschlossen, der in kurzem ablief, die alten Feindseligkeiten erneuerte. Die Athener aber empfanden, daß ihr Bundessystem, die Grundlage ihrer Macht erschüttert war. Durch einen plötzlichen Überfall hatten sie Delion eingenommen, das zur Behauptung ihres Übergewichts über Euböa vortrefflich gelegen war; aber sie hatten dann dort unglücklich gefochten; Böotier und Korinther hatten ihnen Delion wieder entrissen, was das Ansehen ihrer Macht schon nicht wenig erschütterte. Noch bei weitem mehr aber mußte die Niederlage von Amphipolis, eine der schwersten, welche die Athener je erlitten haben, auf den Seebund zurückwirken.

Jetzt hatte Lacedämon einen Preis für die vollkommene Evacuation des Peloponnes zu bieten, nämlich die Rückgabe von Amphipolis. Dadurch wurde zwar die Abhängigkeit der thracischen Bundesgenossen zu Athen nicht völlig so, wie sie zuletzt gewesen war, wiederhergestellt; nur die alten Schatzungen, die ihnen einst von Aristides aufgelegt waren, sollten fortan statthaben. Man vereinbarte Bedingungen, bei denen die innere Freiheit der Städte trotz ihrer Abhängigkeit von Athen gewahrt blieb. Aber die Feindseligkeit hörte auf, welche sich dort am Strymon so rasch und drohend entwickelt hatte. Der Friede, der auf diese Grundbedingungen zu stande kam, hatte nun auch die Folge, daß die Gefangenen von Sphakteria, unter denen hundertundzwanzig Spartiaten waren, herausgegeben wurden. An Bedingungen, wie sie einst Kleon dafür gefordert hatte, war nicht zu denken.

Der Friede war eine Abkunft zwischen Lacedämon und Athen. In Athen wurde er von denen gefördert, die schon immer im Gegensatz gegen Kleon darauf gedrungen hatten, namentlich von Nicias, dem namhaftesten der athenischen Heerführer, dem man aber die Betrachtung zuschreibt, daß er nicht in Gefahr sein wollte, auch einmal einen Nachteil zum Schaden seines Vaterlandes zu erleiden: ein verzeihlicher Egoismus, da er in einem Mißtrauen gegen sich selbst wurzelt. In Lacedämon wurde der Friede hauptsächlich von Pleistoanax gefördert, der damit die Bahn innehielt, welche er bei seinem Rückzug aus Attika, den man jetzt nicht weiter an ihm ahndete, beschritten hatte. Der Friede kam, wie man bei Aristophanes sieht, einem allgemeinen Bedürfnis und allgemeinen Wunsche entgegen. Dem Charakter der alten Komödie entspricht es, daß Aristophanes dem Stücke, in welchem er den Frieden feiert, eine Ermahnung hinzufügt, denselben durchzuführen. Darin aber lag nun eben die Schwierigkeit.

4. Alcibiades.

Sehr eigentümlich ist das Verhältnis zwischen Sparta und Athen überhaupt: in derselbeu Nationalität ein Gegensatz der Geschichte und der Verfassung und doch ein stetes Bedürfnis des Zusammenhaltens, nicht allein ein panhellenisches, wie einst in den Perserkriegen zu gemeinschaftlicher Rettung, sondern auch insofern, als Athen keinen Anfall der Lacedämonier ertragen, aber auch Sparta die Anwesenheit der Athener in dem Peloponnes nicht aushalten konnte. Jetzt war der Friede zwischen ihnen geschlossen. Die vorwaltenden Staaten waren aber doch nicht die Gesamtheit der Hellenen; man erlebte sogleich, daß die nächstmächtigen Städte sich gegen denselben erklärten. Theben sollte einen Grenzplatz, um den schon lange gekämpft worden, Panakton, Korinth Anaktorium, eine Kolonie, die es einst in Verbindung mit Korcyra in Akarnanien gegründet hatte, verlieren: sie empfanden das als ein schweres Unrecht, das ihnen Sparta anthue. In der Agitation, die darüber entstand, tritt die Natur der griechischen Staaten und Städte recht eigentlich zu Tage.

Alle waren selbständig und voll von dem Eifer, sich in ihrer Besonderheit zu behaupten. Jeder hatte seine innere sowie seine äußere Politik mit allem den Griechen eigenen Scharfsinn nach den verschiedenen Seiten hin abgewogen. Unaufhörlich gingen ihre Gesandten hin und her, um das Anliegen eines jeden bei dem anderen aufrecht zu halten. Es ist nicht wieder vorgekommen, daß eine Anzahl zwar kleiner, aber in sich höchst ausgebildeter Gemeinwesen ohne eine höhere, wenigstens aus der Ferne dominierende Macht ein System gebildet hat, das nur auf seinen inneren Sympathien und Antipathien beruhte. In den folgenden Zeiten des Altertums wirkten Macedonier und Römer auf die Griechen ein, und bei den italienischen Republiken des Mittelalters verlor man doch nie die Rücksicht auf Papsttum und Kaisertum völlig aus den Augen. Eben dadurch erwecken die an sich nicht bedeutenden Begegnisse derselben den Anteil, den man ihnen noch heute widmet.

Damals ging alles von den Korinthern aus. Benachteiligt durch die Bestimmungen des Friedens, stellten sie den anderen vor, der Sinn von Athen und Sparta gehe nur dahin, die Übrigen gemeinschaftlich zu beherrschen. Sie wandten sich an Argos, welches in den letzten Jahren an Kräften mächtig gewachsen war; es hatte sich eine demokratische Verfassung gegeben, so daß die Fortsetzung des Stillstandes mit Sparta auch aus diesem Grunde nicht zu erwarten war. Kam es dann zur Erneuerung des alten Kampfes, so hatte Argos in seiner Nähe an Mantinea, das in dieser Zeit mächtig emporkam, und an den Eleern, die sich ebenfalls demokratisch konstituiert hatten und in den nachbarlichen Streitigkeiten, bei denen man doch nicht sagen kann, auf welcher Seite das Recht war, mit Sparta zerfallen waren, bereitwillige Verbündete. Dies keimende Bündnis hatte vorzüglich die weitere Wirkung, daß die Thebaner Anstand nahmen, die Grenzfeste Panakton, befestigt wie sie war, den Athenern auszuliefern. Sie bezogen sich dabei auf ein früher ein-

mal geschlossenes Abkommen, nach welchem Panakton für beide Teile offen stehen sollte. Und darauf nun sind die Lacedämonier wirklich eingegangen. Aber die Athener waren darüber erstaunt und entrüstet. Sie hielten es für eine Täuschung, daß die Grenzfeste ihnen nicht, wie sie war, ausgeliefert würde, was ihnen doch im Frieden zugesagt sei. Die Lacedämonier, statt die Böotier zur Auslieferung der Festung zu zwingen, wie der Friede verlangte, nahmen vielmehr Partei für dieselben. So entstand aus der Aktion der kleineren Staaten, indem sie die volle Ausführung des Friedens hinderte, ein neues Mißverständnis zwischen den beiden vorwaltenden, die ihn geschlossen hatten.

Noch einmal wurde Nicias an die Spartaner geschickt, um sie aufzufordern, ihren Bund mit Theben aufzulösen; aber seine Bemühungen waren vergeblich. Das hatte aber wieder die Folge, daß die Gegner des Nicias und seiner Partei Boden in dem Demos von Athen gewannen; an ihre Spitze trat dann der junge Alcibiades. Alcibiades stammte aus einer der vornehmsten Eupatridenfamilien; seine Mutter war eine Alkmäonide; er war in dem Hause des Perikles erzogen. Die Politik desselben setzte sich in ihm fort, inwiefern sie auf Ausbildung der Seemacht von Athen und Ausdehnung seiner Herrschaft ohne Rücksicht auf Sparta hinzielte. Alcibiades soll es den Spartanern übel genommen haben, daß sie bei ihrer Annäherung an Athen sich der Vermittelung des Nicias bedienten, während er doch durch alte Gastfreundschaft seiner väterlichen Vorfahren mit Sparta, die er dann selbst erneuert hatte, einen gegründeten Anspruch zu haben meinte, mit der Führung ihrer Geschäfte betraut zu werden. Und sehr möglich, daß ein junger Mann, der sich fühlte, stolz auf seine Herkunft und begierig, persönliches Ansehen zu erlangen, diese Vernachlässigung mit Verdruß empfunden hat. Überhaupt entfremdete sich Athen dem Spartanern. Die oligarchische Regierung von Sparta und die Demokratie von Athen zu einer gemeinschaftlichen Politik zu vereinigen, war ein kaum ausführbares Unternehmen. Allein auch den alten Krieg zu erneuern, konnte man doch nicht gesonnen sein. Auch Alcibiades war es nicht; aber er hielt für gut, der Verbindung Spartas mit Theben, welche höchst gefährlich werden konnte, wenn Argos sich ihr anschloß, dadurch entgegenzuwirken, daß er Athen wieder mit Argos in Verbindung brachte.

In dieser Welt von kleinen Staaten findet jede Wirkung ihre Gegenwirkung. Wenn Korinth eine Verbindung mit Argos nachgesucht hatte, um den beiden größeren Staaten Widerstand zu leisten, so geschah jetzt, daß Athen im Gegensatz gegen Sparta in einen Bund mit Argos trat, wodurch Korinth auf sein altes Verhältnis zu Sparta zurückgedrängt wurde. Die demokratische Verfassung von Argos war ein Motiv mehr für die Annäherung Athens. Auch in Argos hatte Alcibiades persönliche Freunde; nach kurzer Zeit wurde ein Bündnis zwischen Argos, Mantinea und den Eleern einer-, Athen andererseits geschlossen zu gemeinsamer Verteidigung: der Feind, der die Einen angreife, sollte als der Feind aller betrachtet werden.

In welche Spannung schon hiedurch alles geriet, sieht man daraus, daß die Spartaner durch die Eleer, denen Mantinea, Argos und nun auch Athen zur Seite standen, verhindert wurden, an den olympischen Spielen teilzunehmen, welche dazu bestimmt waren, den Friedenszustand der übrigens allezeit kriegsbereiten Stämme auszudrücken und festzuhalten. Gegen alles Erwarten verhielten sich die Spartaner hiebei ruhig. Sie regten sich erst, als die Argiver unter dem Einfluß von Alcibiades einen Versuch machten, Epidaurus zu unterwerfen. In der Absicht, die Besorgnisse der Argiver zu heben, schickte man von Athen aus eine Schar von Heloten in das lacedämonische Gebiet, um dasselbe zu beunruhigen. Auch jetzt hüteten sich die Spartaner vor aller Feindseligkeit gegen Athen; ihr Absehen ging vor allem dahin, Argos zu überwältigen oder zu gewinnen. Dazu nun zog König Agis ins Feld. Es gelang ihm auch in der That durch Beihülfe eines Einverständnisses, das er in Argos unterhielt, einen viermonatlichen Stillstand abzuschließen, der alle Hoffnung auf einen Frieden gewährte. Indem aber traf Alcibiades wieder in Argos ein. Unter seinem Einfluß wurde der Vertrag für ungültig erklärt; Argos und seine Bundesgenossen, nicht ohne die Athener, gingen, wie es in ihrem Bündnis bestimmt war, auf die Lacedämonier los. Sie nahmen Orchomenos ein und befreiten daselbst die von den Lacedämoniern dahin gebrachten Geiseln der unterworfenen Städte; dann zogen sie weiter gegen Tegea, welches von jeher der treueste Verbündete der Spartaner gewesen war. In dieser Gefahr, von einem übermächtigen Feinde im Herzen des Peloponnes bedroht, erhoben sich die Lacedämonier in alter Energie. Der Zufall wollte, daß sie, hin und herziehend und nicht dazu vorbereitet, mit ihren Feinden, die eine gute Position genommen hatten, bei Mantinea zusammenstießen; aber ihre alte Kriegserfahrung, infolge der spartanischen Zucht und Sitte niemals erstorben, bewährte sich auf das trefflichste; ihr König Agis wußte den Tadel, der wegen seines früheren Rückzuges auf ihm lastete, von sich abzuwälzen. Die Schlacht fiel zum Vorteil der Lacedämonier aus und hatte, wenngleich nicht augenblicklich, doch bald darauf die Folge, daß die lakonisch gesinnte Partei in Argos wieder emporkam und die Argiver samt den Eleern und Mantineern nicht allein Frieden, sondern eine Bundesgenossenschaft mit den Lacedämoniern schlossen, die vornehmlich dahin zielte, die Athener auf immer vom Peloponnes auszuschließen. Eben darin liefen die Bestrebungen von Athen und Sparta einander am meisten entgegen. Die Lacedämonier wollten keine Athener in dem Peloponnes dulden, die Athener aber ihre Verbindungen innerhalb desselben nicht aufgeben. Nochmals begab sich jetzt Alcibiades nach Argos; sein agitatorisches Talent hat sich niemals glänzender bewährt. Er bewirkte den Sturz der unter dem spartanischen Einfluß eingesetzten Oligarchie; alle die vornehmsten Anhänger dieser Partei wurden entfernt und unter athenische Obhut gegeben. Die Argiver schlossen sich mit großem Eifer an Athen an; auf den Antrieb des

Alcibiades errichteten auch sie nun lange Mauern, wie kurz zuvor schon Paträ, um mit Athen in steter maritimer Verbindung zu bleiben.

Trotz dieses auffallenden Gegensatzes der politischen Haltung ist es doch damals zu keinem offenen Bruch zwischen Sparta und Athen gekommen. Die Lacedämonier ließen es sich selbst gefallen, daß die kleine Insel Melos, eine ihrer Kolonien, von den Atheniensern, zu deren Bunde zu treten dieselbe verweigerte, überwältigt und auf das grausamste gezüchtigt wurde. Was einst Kleon gegen Mitylene vorgeschlagen, wurde hier schonungslos ins Werk gesetzt: die Männer wurden getötet, Frauen und Kinder in die Sklaverei geführt.

Von Alcibiades erzählt man, daß er zu dem ersten Beschluß das Meiste beigetragen und dann doch eine Gefangene, die ihm gefiel, für sich behalten und mit ihr einen Sohn erzeugt habe, den er in seinen Hause aufziehen ließ. Die Gesinnung der Zeit war eine solche, daß man ihm das nicht zum Vorwurf machte, im Gegenteil, man lobte es als einen Zug von Menschlichkeit.

Alcibiades erschien jetzt als der vornehmste Mann von Athen, wie einst Cimon, obwohl er der entgegengesetzten Partei angehörte. Es hat etwas wahres, wenn er bei dem prächtigen Erscheinen seiner Viergespanne in Olympia, die ihm einen ersten, zweiten und dritten Sieg verschafften, versicherte, er habe dabei nur den Glanz seiner Vaterstadt im Auge: denn Hellas werde daraus sehen, daß Athen noch immer kräftige und reiche Bürger habe. Er war freigebig für den öffentlichen Dienst und für das Vergnügen des Volkes. Aber in seiner ganzen Art und Weise lag etwas, was über das republikanische Maß und das bürgerliche Herkommen hinausging. Er hatte etwas von einem Fürsten an sich; aber nur durch die Demokratie selbst und durch Popularität gelangte er zu Einfluß. Seine glanzvolle Erscheinung verblendete; aber sie beleidigte nicht. In seiner Schönheit, seinem Gespräche, den Fehlern selbst, die er durch Verwechselung der Laute beging, lag etwas, was für ihn stimmte. In seiner Jugend hat man ihm gesagt, er könne in den öffentlichen Geschäften Perikles an Autorität übertreffen. Dagegen aber machte ihn Sokrates auf seine Unvollkommenheiten aufmerksam. Alcibiades hatte einmal geäußert: wenn er den Perikles höre, so habe er den Eindruck, derselbe habe gut gesprochen. „Wenn ich aber", fuhr er fort, „die Worte dieses Marsyas" — so bezeichnet er Sokrates — „vernehme, so klopft mir das Herz, ich vergieße Thränen, und er richtet mich so zu, daß mir zu Mute wird, als könnte ich in dem Zustande, in dem ich bin, nicht mehr leben." Die gegenseitige Verbindung älterer und aufwachsender Männer, die in dem griechischen Leben fast den meisten und wohlbegründeten Anstoß giebt, wurde durch ein Verhältnis, wie das des Sokrates zu Alcibiades, über das Gemeine erhoben und gewann eine pädagogische, man möchte sagen eine politische und militärische Bedeutung. Nur durch geistige Überlegenheit und moralischen Einfluß erwirbt Sokrates die Gegenliebe des Alcibiades, die sich dann vor den Feinden bewährt, indem erst Sokrates bei Potidäa den schon hingesunkenen

Alcibiades, ein andermal Alcibiades bei dem Rückzuge von Delion den Sokrates errettet. Das eingeborene Wesen des Alcibiades wurde dadurch in seiner Entwickelung nicht gestört; seine ehrgeizige Prachtliebe, die das Volk bezauberte — es liebte und haßte ihn, sagt Aristophanes, aber es wollte ihn haben —, erweckte die Besorgnisse der ruhigen und besonnenen Männer; sie sahen von ihm nichts als Unheil voraus. „Nur zu", sagte ihm der Menschenfeind Timon, als er ihn einst im vollen Genuß der Popularität erblickte, „Du wirst diese alle ins Verderben führen". Trotz der sokratischen Zucht blieb Alcibiades ungezähmt und unberechenbar. Daß er nun von Anfang an große Pläne gehegt, etwa den, sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen, oder gar Italien und Afrika den Athenern zu unterwerfen, darf man ihm so schlechthin nicht nachsagen. Aber sich und seine Vaterstadt groß zu machen, dahin ging sein Sinn. Er lebte immer in den augenblicklichen politischen Verhältnissen, die er zu diesem Zwecke weiter zu entwickeln wußte. Man versteht es, daß er Partei gegen den Frieden des Nicias nahm. Die Unsicherheit der Lage, in welche Athen dadurch geriet, daß der Friede nicht vollkommen ausgeführt wurde, bahnte ihm den Weg, um sich selbst an die Spitze des Volkes zu stellen und, obwohl noch jung, die Leitung der Angelegenheiten in seine Hand zu bringen. Die Demokratie bedurfte eines Führers. Alcibiades wurde ein solcher, aber der gefährlichste von allen. Schon hatte er große Erfolge aufzuweisen. Ein solcher lag vor allem in der Verbindung mit Argos, welches sich, durch ihn gewonnen, den Lacedämoniern im Peloponnes entgegensetzte; es war zugleich eine Allianz der demokratischen Verfassungen, was ihm auch in seiner Eigenschaft als Volksführer verdoppelte Autorität verschaffte. Das Zusammenwirken dieser Tendenzen schloß noch keinen Bruch mit Sparta ein; denn wie hätte es jemandem beikommen können, Sparta demokratisieren zu wollen? Aber der Weg, den man eingeschlagen, führte dahin, den Einfluß Spartas in eine möglichst enge Sphäre einzuschränken und den Athenern freie Hand zu verschaffen.

In diesem Sinne war es nun, daß ein Unternehmen Athens zur Unterwerfung von Sicilien in den Gesichtskreis trat. In sich selbst hat dieses Unternehmen eine universalhistorische Seite; es greift in die allgemeinen Verhältnisse ein und die Gedanken, welche dieselben bedingen. Von jeher hat man bemerkt, daß die griechischen Ansiedelungen in Sicilien und ihr Verhältnis zu den phönizisch-karthagischen mit dem Gegensatz zwischen Orient und Occident in einem gewissen Zusammenhange standen. Wer kennt nicht die Erzählung, daß dem Siege bei Salamis ein ähnlicher der sicilianischen Griechen über die Karthager bei Himera entsprochen habe! Doch ist das nur eine Sage, die auf der Voraussetzung und dem Gefühl dieses Zusammenhanges beruht. Ähnliche Ereignisse haben jedoch wirklich stattgefunden. Den sicilianischen Griechen war eine Zeit zu einer ruhigen Entwickelung vergönnt gewesen; sie wurden fähig, den Karthagern auf der Insel die Widerpart zu halten und sie auf ein paar Küstenplätze einzuschränken. Aber davon, daß

nun Alcibiades und Athen etwa beabsichtigt hätten, sich an die Spitze der sicilianischen Griechen gegen die Karthager zu setzen, findet sich keine Spur, obwohl er Libyen in seine Berechnungen zog. Die effektiv wirksamen Gedanken galten bloß den inneren Streitigkeiten der Griechen untereinander; es waren eben die dorischen Niederlassungen, welche in Sicilien emporkamen, nahe verwandt den Lacedämoniern und mit den ionischen, die den Athenern stammverwandt waren, in fortwährendem Hader begriffen. Den letzteren zu Hülfe zu kommen, lag sehr auf dem Wege der athenischen Politik.

Schon Perikles hat daran gedacht, und da nun die Leontiner, die zu den Joniern gehörten, von Syrakus, der vornehmsten der dorischen Kolonien, bedrängt wurden, so waren auch schon einige Jahre früher mancherlei Versuche gemacht worden, denselben Beistand zu leisten, die aber nur dazu führten, die Macht von Syrakus zu verstärken. Auch Egesta, mit dem benachbarten Selinunt in einen territorialen Zwist verwickelt, wurde von Syrakus, das dem letzteren zu Hülfe kam, gefährdet. Ein Stammesverhältnis war es nicht, was die Athener dazu veranlassen konnte, die Sache von Egesta zu der ihren zu machen; denn Egesta gehörte einer vermeinten troischen Kolonie an und stand mit den Karthagern sogar in gutem Vernehmen. Aber Egesta machte ein anderes Motiv geltend, nämlich die immerfort wachsende Macht von Syrakus, welches durch Niederwerfung, wie der Leontiner, so der Egestaner vollkommen Herr in Sicilien werden würde, zum Nachteil der Seemacht von Athen und der ionischen Stammesverwandten desselben. Man erkennt hier die Natur der Streitigkeiten der Griechen untereinander; sie beruhten auf dem Antagonismus der Stämme; aber eine Folge von so großer Tragweite hatte dieser Gegensatz noch nicht gehabt, wie sie damals in Aussicht trat.

In Athen waren die Anhänger des Friedens, vornehmlich Nicias, gegen alle Teilnahme für Egesta. Denn wenn die Egestaner vorgestellt hatten, daß Syrakus allemal auf Seiten von Sparta sein werde, so schien es doch auch gefährlich, durch einen Angriff auf Syrakus eine offene Feindschaft mit Sparta hervorzurufen: nach den Erfahrungen der letzten Jahre bot ein Krieg mit Sparta wenig Aussicht auf Erfolg, schloß aber die größten Gefahren ein, zumal da damit alle anderen Gegner erweckt werden würden. Diesen Betrachtungen aber trat nun, wie sich nicht anders erwarten ließ, Alcibiades entgegen. Was ihm hiebei zu statten kam, war die von ihm selbst zustande gebrachte Allianz mit Argos. Athen stand nicht wie früher für sich allein da, sondern es hatte Verbindungen, durch welche die exklusive Macht Spartas im Peloponnes höchlich beeinträchtigt wurde. Alcibiades machte seinen ganzen persönlichen, man dürfte sagen zugleich realen und idealen Einfluß geltend. Die herrliche Rede, welche ihm Thucydides in den Mund legt, wird man wohl nicht als wörtlich so von Alcibiades gesprochen betrachten dürfen; aber von größter Bedeutung für die politischen Anschauungen der Zeit sind die Grundsätze, die darin vorkommen. Schon bei der Überwältigung von Melos, die sonst nicht zu rechtfertigen war, hatten die Athenienser die Behauptung

aufgestellt, daß die geringere Macht sich allezeit der größeren fügen müsse; sie hatten gesagt, die Erfahrung zeige, daß das selbst der Wille der Götter sei, auf die sich Melos vergeblich berufe, d. h. doch: die territoriale Unabhängigkeit müsse nach dem Laufe der Ereignisse, in denen die göttliche Einwirkung erscheine, vor der Hoheit einer wirklichen, die Nachbarn umfassenden Potenz zurückstehen. Das Gefühl, daß die Überlegenheit der Kraft ein Recht in sich schließe, wurde nun von Alcibiades weiter dahin ausgedehnt, daß eine in stetem Fortschritt begriffene Macht, wie die athenische, wenn sie zu Hülfe gerufen werde, nicht ängstlich in Betracht ziehen dürfe, ob das Recht auf Seite der Hülfesuchenden sei, auch nicht, ob sie sich von denselben vorkommenden Falls einen gleichen Beistand versprechen könne, sondern sie könne nicht anders als die Hülfe leisten. Alles beruhe in Athen auf der Entwickelung der Seemacht; man könne gar nicht angeben, wo dieselbe stehen bleiben dürfe; denn die Macht erwecke eine natürliche Eifersucht; es sei allezeit geboten, einen Angriff nicht zu erwarten, sondern einem solchen zuvorzukommen. Und immer müsse man Partei nehmen. Der vorwaltende Gedanke ist also die Macht selbst, die, einmal begründet, immerfort wachsen muß, weil sie die ihr entgegenstehende Feindseligkeit nicht ermessen kann. Auf diese Weise hat, wie man weiß, Napoleon I. seine Kriege gerechtfertigt; er ist dabei erlegen. Es war der Grundsatz der Römer, die ihn wirklich durchgeführt und ihre Weltherrschaft darauf begründet haben. Hier in Athen ist er zuerst einem leitenden Staatsmanne zum Bewußtsein gekommen; dahin führte der Gang der Entwickelung von Athen überhaupt. Die Demokratie hatte von den Vorrechten der alten Aristokratie des Landes abstrahieren müssen, um sich zu konstituieren. So war die partikulare Unabhängigkeit der delischen Bundesgenossen nach und nach gebrochen worden. Nur an Sparta fanden die Einen und die Anderen noch einen Rückhalt. Alcibiades hatte damals vornehmlich im Auge, daß die Herrschaft über ganz Hellas, auf welche Athen ohnehin Anspruch habe, durch einen Sieg über Syrakus erlangt werden würde; die von Lacedämon zu erwartende Feindseligkeit, die er voraussetzte, schlug er doch nicht hoch an.

Daß nun diese Ansichten Widerspruch finden mußten, versteht sich von selbst; es mag sein, daß sie bereits befolgt worden waren, aber bekannt hatte man sich noch nicht dazu. Die älteren Männer neigten sich mehr zu Nicias; die jüngeren, thatendurstig, wie sie waren, stellten sich auf die Seite des Alcibiades. Nur aus beiden aber, sagte dieser, setze sich der Staat zusammen; die Macht desselben beruhe auf ihrem Zusammenwirken. In den Beratungen behielt er die Oberhand. Die Rüstungen wurden in großem Stile vorgenommen. Sehr wohl wußte man, daß der Feind, auf den man losgehe, zur See geübt und erfahren sei. Man setzte, um ihn zu überwinden, eine Flotte von hundert Triremen in Stand. Alle wetteiferten mit einander auch in Bezug auf die äußere Ausstattung. Besonders aber bemühten sie sich, in den erforderlichen Übungen, namentlich auch in Geschwindigkeit des Ruderns,

einer den anderen zu übertreffen. Sechzig waren eigentliche Kriegsschiffe, vierzig zugleich zum Transport bestimmt. Von den Bundesgenossen stießen noch vierunddreißig hinzu, so daß die maritime Überlegenheit über die Gegner keinem Zweifel unterliegen konnte. Nicht allein zur See wollte man bei dieser Unternehmung gerüstet sein, sondern auch darauf Bedacht nehmen, daß man in Sicilien zu Lande werde kämpfen müssen. Man trug Sorge, daß die Zahl der Hopliten, die eingeschifft wurden, über 5000 stieg; 1500 von ihnen waren athenische Bürger, die sich selbst bewaffneten, 700 solche, deren Bewaffnung der Staat übernahm; die übrigen waren Bundesgenossen, unter denen die von Argos und Mantinea sich besonders hervorthaten. Sie hofften alle, den bevorstehenden Krieg zu ihrem Ruhm und zu persönlichem Vorteil durchzuführen. Es blieb nicht unbeachtet, daß in Sicilien gleich bei der Landung auch gegen Reiterei zu schlagen sein werde. Man versäumte nicht, sich mit Bogenschützen und Schleuderern, namentlich aus Kreta, zu verstärken. Hauptsächlich rechnete man darauf, an den Stammverwandten in Sicilien Beistand zu finden und von den Egestanern mit reichen Geldmitteln versehen zu werden. Ein Unternehmen, wie in Griechenland noch kein ähnliches vorgekommen war. Alle Kräfte des Gemeinwesens und der Verbündeten wurden dazu angestrengt; das athenische Volk, immer zuversichtlich, ehrgeizig und für weite Aussichten zugänglich, setzte die größten Hoffnungen darauf. Und wer könnte behaupten, daß diese in dem Zustande der damaligen Welt unbegründet gewesen wären, da die Karthager, schon einmal zurückgedrängt, mit anderen Unternehmungen beschäftigt waren, unter den Griechen aber nirgends eine auch nur annähernd gleiche Macht zur See und zu Land aufgestellt werden konnte, die Perser ihrerseits durch den Cimonischen Frieden gefesselt waren? Ausdrücklich läßt Thucydides den Alcibiades sagen: er habe sein Augenmerk auch auf Italien und Libyen gerichtet, aber immer in der Absicht, mit der gewonnenen Macht auf den Peloponnes zu fallen, und zwar verstärkt mit barbarischen, namentlich iberischen Hülfsvölkern, zugleich mit neuen, aus italienischem Material ausgerüsteten Triremen; so habe er gehofft, der hellenischen Gesamtheit Meister zu werden. Die großartigste Position in der Mitte der einander bestreitenden Weltkräfte wäre damit eingenommen worden.

Von vornherein aber darf man fragen, ob Athen wirklich fähig war, einen Kampf dieser Art nicht allein zu beginnen, sondern auch durchzuführen. In Bezug auf die Streitkräfte, die in Aktion treten sollten, dürfte das sich nicht schlechthin in Abrede stellen lassen; allein dabei kommt noch ein anderes Moment in Betracht.

Zu einer Machtentwickelung, die nur auf sich selber beruht und der ganzen Welt entgegentritt, gehört die Einheit der leitenden Gesichtspunkte: etwa ein Fürst, der das, was er denkt, auch ausführt, oder ein Gemeinwesen, in welchem eine feste Politik ergriffen und dann behauptet wird. Gleich beim ersten Schritte aber zeigte sich, daß Athen das nicht war. Alcibiades, der das Unternehmen hauptsächlich herbeigeführt hatte, war doch weit davon

entfernt, eine wirklich beherrschende Stellung einzunehmen oder auch nur der beschränkteren, die er wirklich inne hatte, sicher zu sein. Indem man sich zur Abfahrt rüstete, brachte ein nächtlicher Unfug, bei dem die vor den Häusern der Bürger stehenden Marmorhermen verunstaltet wurden, eine innere Gärung ohne Gleichen hervor. Man sah darin ein Attentat gegen die Religion, gegen die Verfassung. Und da nun Alcibiades, wie Perikles, überhaupt mit dem herrschenden Götterdienst nicht eben einverstanden, sich vielmehr den philosophischen Meinungen zuneigte und wohl gar im Saus und Braus nächtlicher Gelage Gottesdienste nachgeäfft und verspottet hatte, vor welchen das Volk eine ehrfurchtsvolle Scheu bewahrte, so wandte sich die öffentliche Stimmung gegen ihn selbst. Es ist gewiß, daß er an jenem Unfug keinen Anteil hatte, aber durch die Anschuldigungen, die bei der Untersuchung über die Sache gegen ihn selbst laut wurden, fühlte er sich doch getroffen und gefährdet. Sein persönliches, dem alten Herkommen und der heimischen Sitte Hohn sprechendes Verhalten bewirkte, daß man ihm alles zutraute. Alcibiades hatte ein bestimmtes und sicheres Gefühl davon, daß er nicht in See gehen könne, es wäre denn, daß die Sache gerichtlich entschieden und er freigesprochen sei. Es wäre besser, sagte er, er käme um, als daß er, mit einem Verdacht dieser Art belastet, zu einer so großen Unternehmung schritte, entscheidend für das allgemeine Wohl. Gewiß war die abergläubische Menge gegen ihn erregt; ebenso unleugbar aber ist es, daß Alcibiades' politische Antagonisten die günstige Gelegenheit ergriffen, um sein Ansehen zu erschüttern. Sie mußten sich jedoch bei einigem Nachdenken bescheiden, daß sie augenblicklich, am Vorabend einer Unternehmung, auf welche aller Augen gerichtet waren, bei der Anwesenheit so vieler für den Kriegszug eingenommener Bürger unter den Waffen, gegen den Feldherrn, der, obwohl zwei andere, Nicias und Lamachos ihm beigesellt waren, doch die Hauptsache auszuführen hatte, nichts ausrichten würden. Sie wünschten selbst, daß der Zug nach Sicilien ins Werk gesetzt würde, um dann ungestört zu weiteren Machinationen schreiten zu können. Ohne auf die Sache einzugehen, entschied das Volk durch förmlichen Beschluß, daß die Flotte unverzüglich auslaufen solle. Alcibiades sah sich wenigstens nicht mit einer unmittelbaren Fortsetzung eines gegen ihn laufenden Verfahrens bedroht; aber auch die Gegner gaben nicht auf, ihm mit neuen Anschuldigungen beizukommen, wenn er nicht mehr anwesend sei. Konnte nun wohl unter solchen Umständen ein Unternehmen gelingen, bei dem alles auf dem ungebrochenen Mut des leitenden Feldherrn beruhte?

Noch eine sachliche Frage dürfen wir nicht unerörtert lassen, die nämlich, wohin nun die präcisen Absichten von Athen gerichtet waren; denn bei der allgemeinen, doch nur sehr vagen Idee einer Eroberung von Sicilien kann man nicht wohl stehen geblieben sein. Bei Diodor von Sicilien, der an dieser Stelle einige gute Ergänzungen zu Thucydides beibringt, findet sich die Nachricht: in einer Konferenz zwischen den erwählten Feldherren und den

leitenden Männern der Fünfhundert sei der Beschluß gefaßt worden, den Krieg gegen Syrakus und Selinus bis zur Vernichtung dieser Gemeinwesen durchzuführen; — denn diese waren es, gegen welche man von den Egestanern und Leontinern zu Hülfe gerufen war; man wollte eine solche in vollster Ausdehnung leisten. Die übrigen sicilischen Republiken dachte man bestehen zu lassen, aber sie bundespflichtig zu machen. Jenes Verhältnis bundesgenössischer Unterwürfigkeit, welches nach Osten den Persern gegenüber behauptet worden war, sollte auch auf den Westen den Karthagern gegenüber ausgedehnt werden, worin denn eben eine beherrschende Stellung von Athen über den größten Teil des Mittelmeeres und Griechenland selbst gelegen hätte. Das Volk hat von diesen Absichten schwerlich viel erfahren; es war nur von der Größe des Unternehmens, den Hoffnungen und den Befürchtungen erfüllt, die sich daran knüpften. Jedermann kennt diese Stimmungen aus Thucydides. Da liest man auch, daß bei der Abfahrt die gewohnten Gebete und Libationen nach dem Rufe der Herolde auf den Schiffen vollzogen wurden. Diodor fügt hinzu, das Ufer des Hafens sei mit Rauchfässern und geweihten Libationsgefäßen bedeckt gewesen; auch das Volk habe seine Spenden dargebracht; nicht jedoch eben einmütig sei das geschehen, sondern nur von solchen, denen es um die Verehrung des Göttlichen zu thun gewesen sei. So ging die Flotte in See unter dem Archontat des Chabrias, nach der Mitte des Sommers. Bei ihrer Ankunft an den italienischen Küsten, wohin sie den Lauf nahm, brachte man in Erfahrung, daß man von Egesta keineswegs die Geldhülfe erlangen werde, die man erwartete, und Nicias schlug vor, nur eben den übernommenen Bundespflichten Genüge zu thun, den Egestanern auf die eine oder die andere Weise Recht zu verschaffen, dann aber nach Hause zurückzufahren, um nicht Dinge zu unternehmen, die das Gemeinwesen in unerschwingliche Kosten verwickeln und die große Flotte in Gefahr bringen würden. Damit wäre aber dem ganzen Vorhaben die Spitze abgebrochen worden; die Meinung des Alcibiades war, daß man vielmehr festen Fuß auf der Insel fassen, Verbündete gewinnen und auf dieser Grundlage die Feindseligkeiten gegen Syrakus beginnen solle. Diese Ansicht drang durch, und man bemächtigte sich, dem von Athen proklamierten Rechte des Stärkeren gemäß, nicht ohne Hinterlist, der Stadt Katana, in deren Hafen die athenische Flotte alsdann Aufnahme fand. Von den stammverwandten Kolonien trat Naxos auf die Seite von Athen, und es hätte wohl nur eines glücklichen Erfolges bedurft, um einen großen Umschlag in Sicilien hervorzubringen. Aber eben in diesem Augenblick, als die Unternehmung im Sinne des Alcibiades in Gang gesetzt worden war, erschien in dem Hafen von Katana die salaminische Triere, um denselben abzurufen. Die Gegner, die gleich damals, als Alcibiades den Beschluß der Unternehmung durchsetzte, sich verbunden hatten, ihm bei der Ausführung entgegenzuwirken und seiner gefährlich werdenden Macht ein Ziel zu setzen, hatten ihre Angriffe erneuert; ein Sohn des Cimon war es, der die Verspottung der Göttinnen von Eleusis, Demeter

und Persephone zum Gegenstand einer Anklage machte und in der Abwesenheit des Alcibiades den Beschluß auswirkte, ihn wegen Verspottung der eleusinischen Geheimnisse zur Verantwortung zu ziehen. So viel Rücksicht nahm man in Athen noch auf sein Verhältnis zu den Argivern und Mantineern, die fortwährend an ihm hingen, daß man ihn nicht sogleich verhaften ließ, sondern ihm eine gewisse Freiheit bei der Rückfahrt nach Athen gestattete, bei der die italienischen Küsten berührt wurden. Aber in Thurii verließ Alcibiades mit einigen Mitangeklagten das Schiff, das ihn trug; es war sein eigenes. Es gelang ihm, zu entkommen; denn er fürchtete bei seiner Ankunft in Athen zum Tode verurteilt zu werden. Man hat ihn gefragt, ob er kein besseres Vertrauen zu seinem Vaterland habe; er antwortete, in einer Gefahr von Leib und Leben würde er selbst seiner Mutter nicht trauen, die ja leicht eine schwarze Kugel mit einer weißen verwechseln könne. Aber ohne Zweifel war sein Entschluß gefaßt, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, seiner Vaterstadt zu beweisen, nicht allein, daß er noch lebe, sondern auch, daß sie ohne ihn nichts vermöge, und die Gegner, die ihn vom heimischen Boden entfernt hatten, auch aus der Ferne her zu bezwingen. Es war das stolzeste Selbstbewußtsein, das ihn beseelte; er fühlte sich nicht mehr als Bürger des Gemeinwesens, dem er angehörte; er riß sich von demselben mit Entschiedenheit los, um eine Bahn einzuschlagen, in welcher er nur seinem eigenen Sterne folgte.

Etwas ähnliches hatte man schon bei Themistokles erlebt. Doch war diesem seine Stellung die Hauptsache und in dem Augenblicke, als er sein Vaterland bekämpfen sollte, hatte ihn sein Tod, wahrscheinlich durch seinen eigenen Entschluß herbeigeführt, dieser Notwendigkeit überhoben. Dagegen sah es Alcibiades von vornherein auf einen Angriff gegen Athen ab. Er ließ vernehmen, nicht die Lacedämonier seien so sehr Feinde von Athen, als die Partei seiner Vaterstadt, welche ihn vertrieben habe, ihn, den besten Freund des Volkes. Es wäre ihm sogar zuwider gewesen, wenn Athen die Herrschaft über Griechenland und die gebietende Stellung in der Welt, die er ihm hatte verschaffen wollen, ohne ihn erlangt hätte; denn sie würde dann in den Besitz seiner Gegner gelangt sein. Und diese vor allem wollte er niederkämpfen; es schien ihm besser, die Herrschaft über Griechenland an die Spartaner zu bringen, die sie mit Mäßigung ausüben würden, als sie der Regierung von Athen, die höchst ungerecht sei, in die Hände fallen zu lassen. Der Gedanke, der bisher Athen auf dem von Themistokles eingeschlagenen Wege unter den Führern verschiedener Parteien belebt und seine Thatkraft bestimmt hatte, die Seemacht nur immer weiter zu entwickeln, soweit wie möglich, wurde von dem Manne, der denselben am lebhaftesten ausgesprochen und verfochten hatte, selbst verlassen.

Der Geschichtschreiber der Epoche hat erfahren, daß Alcibiades, der sich unter sicherem Geleit nach Sparta verfügte, daselbst zwei Ratschläge gegeben habe, welche verderblich wirken mußten: einmal, in dem attischen Gebiete einen

festen Platz zu besetzen, um das Land fortwährend zu beunruhigen und ihm seine binnenländischen Hülfsquellen zu schmälern, wodurch der Aufbau der langen Mauern illusorisch wurde, und den anderen, den Syrakusanern, wenn nicht eine beträchtliche Hülfe, doch einen bewährten Führer zuzuschicken, um ihre Verteidigung zu leiten. An sich ließe sich wohl annehmen, daß die spartanischen Ephoren, Männer von Verstand und Umsicht, von selbst auf diese naheliegenden Gedanken gekommen wären; aber wir folgen der Autorität des gewissenhaften und wohlunterrichteten Historikers, der darin Inspirationen des Alcibiades sieht; und wer wollte leugnen, daß dieser dazu beigetragen hat, daß jene ergriffen wurden! Besonders die Sendung eines kriegskundigen Führers nach Syrakus war überaus dringend. Denn mit gutem Erfolg hatte Nicias indessen den Krieg gegen Syrakus eröffnet und weitergeführt, wiewohl dieses unter Hermokrates wacker verteidigt wurde; er hatte durch seine Schwerbewaffneten Vorteile auf dem Lande errungen und sich der Anhöhen bemächtigt, welche die Befestigungen von Syrakus beherrschten, während die Flotte alle Kommunikation der Einwohner mit Griechenland unterbrach. Es tauchten unruhige Bewegungen in der Stadt auf, und, wie es scheint, würde ein Vergleich sehr möglich gewesen sein, bei welchem Syrakus bestanden hätte unter Anerkennung der Oberherrschaft von Athen. Eben dies war die Besorgnis, welche Alcibiades in Sparta anregte; er riet vor allem, jeden Vergleich zwischen Athen und Syrakus zu verhindern. Und einem korinthischen Schiffe glückte es wirklich, der Flotte von Athen zum Trotz die Nachricht nach Syrakus zu bringen, daß der alte Vorort des dorischen Gemeinwesens, Lacedämon, die Syrakusaner nicht verlasse, sondern ihnen demnächst einen bewährten Führer zusenden werde. Diese Nachricht ist es, was den Krieg entschieden hat. Die Syrakusaner faßten wieder Vertrauen zu ihrer Sache; und nach einiger Zeit erschien der Spartaner Gylippus, um die Verteidigung in die Hände zu nehmen. Die alte Stammesverwandtschaft und das große Interesse wirkten zusammen, um ihm pünktlichen Gehorsam zu verschaffen; die Verteidigung verwandelte sich bald in einen Angriff auf die Belagerer, in welchem diese Schritt für Schritt in immer größeren Nachteil gerieten. Zugleich gelang es einem korinthischen Geschwader, in den Hafen von Syrakus einzudringen. Wenn die Athener Syrakus nicht allein zu überwältigen, sondern von da aus auch des Peloponnes Meister zu werden gedacht hatten, so vereinigten sich nun die Streitkräfte des Peloponnes zur Verteidigung von Syrakus. Eine nicht unbedeutende Verstärkung, welche aus Athen herbeikam, vermochte doch nicht, das Übergewicht der Athener herzustellen. Sie faßten selbst den Entschluß, ihr Heil in einer raschen Rückfahrt zu suchen, solange dies noch möglich sei. Da ist es nun merkwürdig zu erfahren, wodurch sie daran verhindert worden sind. Es war derselbe alte Aberglaube, welchen Perikles und die Philosophen bekämpft hatten, nahe mit dem verwandt, welchen Alcibiades mutwillig verspottet haben sollte, so daß er deshalb abberufen worden war. Wie konnte man auch auf der einen Seite nur

noch das Prinzip der Macht bis auf das äußerste verfolgen, z. B. in Melos, gleich als gebe es für die Schwächeren keine schützenden Gottheiten, und dabei doch an dem alten Götterglauben blindlings festhalten? Als alles zur Abfahrt bereit war, setzte eine eintretende Mondfinsternis die Truppen und ihren Führer Nicias dergestalt in Schrecken, daß sie die Rückfahrt aufgaben; sie wollten nach der Weisung der Wahrsager erst dreimal neun Tage abwarten, ehe ein Entschluß gefaßt werden könne. Aber in diesem Verzuge lag der Untergang. Der Hermokopidenprozeß hatte ihre Unternehmung eben in dem Augenblick aufgehalten, als sie unwiderruflich in Gang gesetzt worden war. Das Eintreten einer Mondfinsternis verhinderte die Rettung der Flotte, als dieselbe noch hätte bewerkstelligt werden können. Noch waren die Athener zwar zahlreicher als ihre Feinde in dem Hafen; allein die Enge der Gewässer raubte ihnen den Vorteil ihrer in raschen Bewegungen bestehenden Überlegenheit in dem Seekampfe. Ihre Gegner hatten Vorrichtungen an den Triremen angebracht, durch welche sie im Einzelkampfe den athenischen überlegen wurden. Bei dem ersten ernstlichen Zusammentreffen wurde die athenische Flotte, in welcher die Macht der Republik hauptsächlich bestand, vernichtet. Ein ähnliches Verderben erreichte dann die Landmacht. Die Übriggebliebenen von denen, welche die Welt zu erobern gedacht hatten, wurden von den Syrakusanern zur Arbeit in den Steinbrüchen verurteilt, die beiden obersten Führer zu Land und zur See umgebracht.

Wenn nun aber hiedurch das Vorhaben, die Macht von Athen nach Westen auszubreiten, wie es einst Perikles gefaßt hatte, vollkommen scheiterte, so bewirkten die Ereignisse, daß dieselbe auch in der anderen Richtung, in welcher sie durch Miltiades und Cimon befestigt worden war, noch mehr erschüttert wurde. Die ionischen Bundesgenossen erhoben sich jetzt zu dem Versuche, sich des drückenden Joches, das ihnen die Athener aufgelegt hatten, zu entledigen. Hier eben bemerken wir, daß das Ereignis auch auf die allgemeine Lage der Weltverhältnisse einen großen Einfluß ausübte. In Sicilien bekamen die Karthager, die einen Teil der athenischen Mietsvölker, deren Gedanken nicht über Sold und Waffen hinausgingen, an sich zogen, ein Übergewicht, das freilich erst nach und nach hervortrat. In Kleinasien erweckte die Bewegung der Bundesgenossen den Ehrgeiz des Satrapen von Sardes, Tissaphernes. Auch dies geschah unter Einwirkung des Alcibiades, der es befürwortete, daß Lacedämon mit den Persern in ein Bündnis trat, welches gegen die Seemacht von Athen gerichtet war, die im Ägäischen Meer und an den ionischen Küsten zwar noch bestand, aber doch schon Abbruch litt, wie denn auch das besonnene Chios jetzt von ihm abfiel. Um die maritime Autorität der Athener vollends zu brechen, gewährten die Perser den Lacedämoniern Subsidien, so daß diese eine ansehnliche Flotte in See schicken konnten. Das große Interesse der Welt nahm eine andere Richtung; der Mittelpunkt aller Fragen wurde, ob die Macht von Athen bestehen solle oder nicht. Alles andere trat dagegen in den Hintergrund. Man erlebte, daß die

Griechen jetzt selbst dazu beitrugen, abgefallene Häuptlinge dem großen Könige zu unterwerfen, und dieser dagegen den wider Athen vereinigten Peloponnesiern phönizische Schiffe zu Hülfe zu schicken versprach. Die bisherigen Verträge mit den Persern waren nur vorübergehender Natur gewesen; auch in den Gebieten, die den Persern nominell geblieben waren, war doch die Macht der Athener stark genug, um die in ihrem Bunde festgesetzten Tribute einzutreiben. Vorgänge, in denen das gerade Gegenteil von dem zu Tage tritt, was ein Menschenalter früher in der Abkunft, die man den Cimonischen Frieden nennt, festgesetzt war. Dieser beruhte auf unbedingter Ausschließung der Perser von den griechischen Angelegenheiten, zur See sowohl wie zu Lande, wogegen die Athener sich damals verpflichtet hatten, das persische Reich unbehelligt zu lassen. Jetzt aber wurde dieses, und zwar durch den großen Führer von Athen und die mit ihm verbundenen Lacedämonier, jener Verpflichtung überhoben und die Rückkehr der phönizischen Schiffe in den Archipelagus gutgeheißen. Die Lacedämonier gaben nach, daß das ganze Gebiet, welches des Königs sei oder doch gewesen sei, in seinem Gehorsam bleiben oder in denselben zurückkehren sollte. Sie ließen damit den Anspruch der Küstenländer, der persischen Herrschaft entledigt zu werden, thatsächlich fallen; und bei den Inseln, die der Herrschaft der Athener schon längst müde geworden waren, fanden sie hiebei eine nicht geringe Unterstützung. — Es hat immer Bewunderung erregt, wie sich die Athener auch unter dieser schwierigen Lage behaupteten. Sie griffen die tausend Talente an, die in der Burg für Fälle dieser Art aufgehoben waren. Die Idee eines Staatsschatzes, welche Perikles gefaßt hatte, zeigte sich dabei heilbringend. Auch hatten die Athener noch die Argiver auf ihrer Seite. Es gelang ihnen nochmals, an der kleinasiatischen Küste zu landen und das abgefallene Milet sowie die Lacedämonier, die der Stadt zu Hülfe gekommen waren, zu überwinden. Wir bemerken hier überhaupt, daß die Stammesverwandtschaften, die aus ältester Zeit vererbt und in neuerer in Erinnerung gebracht worden waren, dabei keinerlei Beachtung fanden. Den Milesiern traten trotz der ionischen Herkunft derselben die Lacedämonier zur Seite, sowie die Argiver, Dorier, an der Seite der Athener fochten. Von keinem allgemeinen Gefühl zusammengehalten, lösten sich die griechischen Staaten in momentane Allianzen auf. Bei jenem Zusammentreffen behielten die Milesier, also Jonier, gegen die Argiver, also Dorier, den Platz; dagegen erfochten die Athener, alte Jonier, über die mit den Milesiern verbundenen Lacedämonier den Sieg. Und der letzte Vorteil war der entscheidende. Die Athener faßten den Entschluß, Milet zu belagern, durch dessen Eroberung sie wieder Meister der ganzen Küste zu werden hofften. Alcibiades war zugegen; er soll die eben herankommende Flotte der Spartaner, bei der sich jetzt auch sicilische Trieren befanden, einundzwanzig von Syrakus und zwei von Selinus, erinnert haben, dem Falle von Milet nicht ruhig zuzusehen, sondern die athenische Flotte, die bei Milet vor Anker lag, unverzüglich anzugreifen. Die Athener fühlten

sich aber nicht stark genug, dieser großen Kombination zu widerstehen. Es war dieselbe, der sie im Hafen von Syrakus unterlegen waren. Der vornehmste ihrer Feinde in Syrakus, Hermokrates, war bei dieser Flotte, und von den Persern ließ sich nichts anderes als ein Anfall von der Landseite her erwarten. Der Strateg der Flotte, Phrynichos, wollte nicht das Schicksal des Nicias und Demosthenes über sich hereinziehen. Er wich noch beizeiten gegen Samos zurück, wodurch denn die Belagerung von Milet aufgehoben wurde. Es war nicht eben ein wirklicher Sieg, aber doch ein entschiedener Vorteil, den die Peloponnesier davontrugen. Der schon begonnene Abfall konnte nun nicht unterdrückt werden; er breitete sich vielmehr nach dem Süden und nach dem Norden hin aus. Wie Rhodos, so fielen auch Sestos und Abydos ab; Lesbos war sehr geneigt, diesem Beispiel zu folgen; das delische Bündnis, auf welchem die Größe von Athen beruhte, ging stückweise zu Grunde. Auch in Euböa regte sich der Aufruhr.

In diesem Wettstreit der Mächte geriet Alcibiades, der denselben veranlaßt hatte, in eine eigentümliche Situation, die zu einer allgemeinen Bemerkung Anlaß giebt, welche zu äußern gestattet sein möge. Was alle Staaten des Altertums zusammenhielt und in sich selbst belebte, war das Gefühl der bürgerlichen Gemeinschaft, in der die Souveränität lag, von welcher sich niemand trennen durfte, ohne sein Leben zu verwirken. Von diesem Grundgesetz war nun aber Alcibiades abgewichen. Er brachte seine persönliche Stellung seiner Vaterstadt gegenüber eigenmächtig zur Geltung. Der Bürger befolgte eine persönliche Politik, um der Gegner Meister zu werden, die Seinesgleichen waren, aber die höchste Gewalt in seiner Vaterstadt im Besitz hatten. Wir werden an einer anderen Stelle sehen, daß dies der Weg war, auf welchem die größte Republik aller Zeiten, die römische, in eine Monarchie verwandelt worden ist. Alcibiades war entfernt davon, einen Gedanken dieser Art fassen zu können; er gebot über keine eigene Macht, wie Cäsar, um sein Ansehen den Feinden gegenüber zu behaupten. Er konnte diesen Zweck nur dadurch erreichen, daß er die mächtigsten Nachbarn seiner Vaterstadt gegen sie in Bewegung brachte. Dabei aber stellte sich heraus, daß diese doch wieder verschiedene Interessen hatten. Ursprünglich mit den Lacedämoniern verbündet, fand es Alcibiades nach der Hand notwendig, sich denselben entgegenzusetzen. Sein Sinn konnte niemals sein, den Lacedämoniern das unbedingte Übergewicht zu verschaffen; er würde sich damit nur einen anderen Herrn gegeben haben. Erfüllt von dem eigensten Bestreben, dem Wunsche, in Athen wieder Fuß zu fassen, aber zugleich dessen Autonomie den Lacedämoniern gegenüber zu erhalten, traf er mit Tissaphernes zusammen. Ein an sich nahe liegender politischer Gedanke wird, wie in anderen Fällen, so auch in diesem von dem Einfluß des Alcibiades hergeleitet; er machte, so erzählt man, den Satrapen aufmerksam, daß es nicht im Interesse von Persien liege, die Seeherrschaft in die Hände von Sparta geraten zu lassen: das persische Interesse fordere es vielmehr, Athen und Sparta im Gleichgewicht zu halten. Es war der

Gedanke, in welchem die Rettung von Athen lag. Doch leuchtet ein, daß er nicht ausgeführt werden konnte, wenn die öffentliche Gewalt in Athen nicht selbst damit einverstanden war. Hier aber hatten sich nach dem natürlichen Laufe der Dinge verschiedene Ansichten und einander entgegengesetzte Parteien gebildet. Um den nicht ganz einfachen Gang der Bewegungen, die in der großen Angelegenheit entscheidend wurden, zu verstehen, müssen wir nochmals Athen selbst zu unserem Hauptaugenmerk machen.

5. Zustände von Athen in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges und den ersten nach demselben.

Zuerst begrüßten die Trierarchen der Flotte vor Samos, von der Unmöglichkeit durchdrungen, den Lacedämoniern und den Persern zugleich zu widerstehen, freudig die Aussicht, die ihnen eine Verbindung des Alcibiades mit Tissaphernes im Gegensatz mit den Lacedämoniern eröffnete; sie begünstigten eine Bewegung in der Stadt, welche sich der Alleinherrschaft der äußersten Demokratie widersetzte. Ohne Zweifel gingen die inneren Bewegungen des athenischen Gemeinwesens von den äußeren Verwickelungen aus. Die Demokratie, durch welche Alcibiades vertrieben worden war, wurde unhaltbar, insofern sie mit all den Anstrengungen, zu denen sie schritt, das Vaterland nicht mehr zu verteidigen vermochte; sie wurde es umsomehr, da Alcibiades zurückberufen werden mußte, wenn seine Unterhandlungen mit Tissaphernes die gewünschten Erfolge haben sollten. Alcibiades selbst aber wollte von denen, die ihn verjagt hatten, nicht zurückgeführt werden. Das war eben seine vornehmste Leidenschaft, diese zu stürzen und sich an ihnen zu rächen. Da kam ihm nun zu statten, daß die damalige Demokratie, wie sie war, durch den Heliastensold und das Übergewicht, das die niederen Klassen erlangt hatten, zu mannigfaltigen gerechten Beschwerden Anlaß bot. Unter den Gegnern der Demokratie gab es aber zwei verschiedene Tendenzen. Die Demokratie, wie sie jetzt bestand, sollte — darin waren alle einig — abgeschafft werden. Was hatte das aber in dem durch und durch demokratischen Athen zu bedeuten, und was ließ sich an ihre Stelle setzen? Es geschah, daß die Oberhäupter der Flotte und die Gegner der Republik in der Stadt ein in der That sehr gewaltsames Verfahren gegen die Demokratie einschlugen. Ungefähr wie in den italienischen Republiken im 14. und 15. Jahrhundert eine Balia mit der Gewalt, die Verfassung zu revidieren, eingesetzt zu werden pflegte, so wurde damals in Athen durch Volksbeschluß eine Kommission zu dem gleichen Behufe ernannt. Einige Männer von der größten Autorität stellten sich auf die Seite der werdenden Oligarchie. Der bedeutendste von allen ist Antiphon, der Vater der kunstgerechten Beredtsamkeit: von ihm scheint alles ausgegangen zu sein. Was er damals vorschlug, oder vielmehr was in der Kommission durchging, trug den Stempel einer gewaltsamen Reaktion. Fünf Einverstandene sollten sich durch Kooptation auf

hundert verstärken, von denen ein jeder wieder drei andere herbeizuziehen ermächtigt war, was dann einen Rat von Vierhundert bildete; dieser sollte die öffentliche Gewalt fortan ausüben. Wir werden auch hier an die italienischen Parlamente erinnert. Fast in deren Weise wurde dann das Volk auf Kolonos zusammenberufen und genehmigte alles. Hierauf wichen die Fünfhundert, welche Demokraten waren, aus dem Versammlungshause des Rates und überließen den vierhundert Oligarchen den Platz. Die Veränderung war ebenso durchgreifend, wie rasch. Wohl wurde eine Volksversammlung von Fünftausend vorbehalten; aber den Vierhundert war es überlassen, diese zu berufen oder auch nicht. Sie regierten nach ihrem Gutdünken. Die wichtigste Entscheidung, die ihnen vorlag, betraf das Verhältnis zu Sparta. Sie waren nicht etwa gemeint, sich den Lacedämoniern zu unterwerfen; ein Zug derselben von Dekeleia her fand Widerstand an den Mauern von Athen. Aber mit den Lacedämoniern Frieden zu machen und sich ihnen anzuschließen, waren sie allerdings gesonnen. Wir vernehmen sogar aus dem Munde des Theramenes, der sich dem Antiphon würdig zur Seite stellte, die Behauptung, daß die Staatsveränderung von dem Volke deshalb angenommen worden sei, weil sie den Lacedämoniern Vertrauen zu Athen einflößen würde. Eine Hinneigung zu Lacedämon aber war nun gerade das Gegenteil von dem, was auf der Flotte beabsichtigt worden war; wenn diese Form der Oligarchie bestand, konnte Alcibiades nimmermehr zurückkehren. Die Flotte von Samos, welche mit den Lacedämoniern um das maritime Übergewicht rang, vermochte ihren Ehrgeiz nicht soweit herabzustimmen, um den Frieden bei denselben gleichsam nachzusuchen; sie hielt vielmehr daran fest, daß Tissaphernes durch Alcibiades gewonnen werden müsse.

Gegen alles, was Alcibiades früher geplant und gethan hat, lassen sich sehr begründete Einwendungen machen. Damals aber, als es darauf ankam, Athen zu retten, war sein Verhalten untadelhaft und nicht ohne Größe. Er selbst kam nach Samos, eben in einem Augenblick, wo die bewaffnete Macht, empört darüber, was in Athen vorgegangen war, sich anschickte, einen Angriff auf den Piräeus zu machen, und die Oligarchie sich rüstete, denselben abzuwehren. Alcibiades zeigt sich jetzt über die Parteigesichtspunkte erhaben. Er stellte den Trierarchen vor, wie gefährlich für die gesamte Machtstellung von Athen ihr Vorhaben sein würde: denn sofort würden Jonien und der Hellespont von Athen abfallen; die Lacedämonier würden dort vollkommen Meister werden. Er trug auf Versöhnung der beiden Parteien an — denn er hatte jetzt selbst eine Stelle unter den Strategen eingenommen und also wieder einen gesetzlichen Wirkungskreis —; mit den Vierhundert, sagte er, werde er sich nie versöhnen, aber damit zufrieden sein, wenn dem erwähnten, noch nicht ausgeführten Beschlusse gemäß die Fünftausend zu einer wirklichen Autorität erhoben würden. Eine Auskunft, die wohl seiner persönlichen Gesinnung entsprach; denn dadurch wurde zwar die Demokratie wiederhergestellt, aber eine andere als die, durch welche er vertrieben worden war. Zu den

Fünftausend gehörten nämlich nur solche, welche sich selbst bewaffnen konnten. Und dahin führte auch der Gang der Dinge in Athen. Zwischen den Vierhundert brach eine Entzweiung aus, hauptsächlich deshalb, weil die strengen Oligarchen in der Verbindung mit Sparta viel weiter zu gehen gedachten, als die gemäßigten mit dem Wohle von Athen für vereinbar hielten. Noch war alles sehr zweifelhaft, als es bei Euböa zu einer Seeschlacht zwischen Athenern und Lacedämoniern kam, in welcher die ersteren, denen auch die dortige Einwohnerschaft grollte, geschlagen wurden, so daß die Insel in die Hände von Lacedämon überging, ein Ereignis, welches die äußersten Besorgnisse in Athen erweckte. Wer hätte den Lacedämoniern widerstehen wollen, wenn sie sich unverzüglich gegen den Piräeus gewandt hätten? Der Geschichtschreiber der Epoche gesteht, daß nur die Langsamkeit der Lacedämonier Athen gerettet habe; die Gefahr aber war eminent, und da nun Heer und Flotte in Samos die einzige Hülfsquelle bildeten, welche noch übrig war, so konnte man nicht zögern, den Forderungen derselben zu genügen. So ward denn allen Bedenken ein Ende gemacht; in der Volksversammlung auf der Pnyx wurden die Vorschläge der Flotte angenommen, Alcibiades zurückberufen, der Rat der Vierhundert abgeschafft; dagegen traten jene Fünftausend nunmehr ins Leben; sie wurden als das souveräne Volk von Athen anerkannt.

Thucydides hält diese Staatsveränderung für die wohlerwogenste, die bei seinen Lebzeiten in Athen eingeführt worden sei. Es wird sich bald zeigen, daß damit doch wieder andere Mißstände verknüpft waren; aber zunächst wurde die Idee der Demokratie gerettet: sie erschien in gemäßigteren und haltbareren Formen. Dennoch würde nach der Ansicht des Geschichtschreibers alles verloren gewesen sein, wenn die phönizischen Schiffe, gegen einhundertundfünfzig an Zahl, die sich bereits in der Nähe befanden, herbeigekommen wären und den Spartanern Hülfe geleistet hätten. Alcibiades hat sich immer das Verdienst zugeschrieben, daß Tissaphernes durch ihn bewogen worden sei, die Schiffe nach Hause gehen zu lassen. Ich sehe keinen Grund, ihm dieses Verdienst abzustreiten. Die zweifelhafte Politik des Tissaphernes läßt sich nur dadurch erklären, daß er Athen doch nicht wollte zu Grunde gehen lassen, eine Absicht, die nur dann erreicht werden konnte, wenn Alcibiades, zu dem er Vertrauen gefaßt hatte, sich in Athen befand. Wohl hielt der benachbarte Satrap Pharnabazus von Phrygien an dem zwischen dem Könige von Persien und den Peloponnesiern geschlossenen Bunde fest und unterstützte diese nach Kräften. Aber da nun die phönizischen Schiffe nicht anlangten und von den Satrapen der angesehenere nicht mehr die Partei der Peloponnesier hielt, so konnten die Athener wieder mit größerer Zuversicht in See erscheinen. Diese Zuversicht wuchs unendlich, als es ihrer Flotte bei dem ersten Zusammentreffen mit den Lacedämoniern und Syrakusanern bei Kynossema gelang, einen entschiedenen Sieg über dieselben davonzutragen; denn dadurch erst schien die im Hafen von Syrakus erlittene Niederlage wett gemacht. Die Athener faßten hierauf wieder Hoffnung auf die Zukunft,

worin sie ein neuer großer Erfolg bestärkte. Bei Kyzikos wurde abermals unter Teilnahme des Alcibiades eine Doppelschlacht geschlagen, in welcher die Peloponnesier eine schwere Niederlage erlitten und Kyzikos an die Herrschaft von Athen zurückfiel. Die lacedämonischen Heerführer empfanden das aufs tiefste; ihr Bericht begann mit den Worten: „Das gute Glück ist vorüber.“ Wie der Abfall des Alcibiades von der Sache seiner Vaterstadt die größten Verluste für dieselbe herbeigeführt hatte, so trug dann seine Aussöhnung mit Athen vornehmlich dazu bei, daß es nicht völlig überwältigt wurde. Auch die Wiedererwerbung von Byzanz hatte es ihm zu danken.

Wäre es dabei geblieben, hätte er wirklich die Macht von Athen gerettet und inmitten der kämpfenden Weltmächte befestigt, so würde er als Wiederhersteller der Macht von Athen sich ein unsterbliches Andenken gesichert haben.

Aber nochmals trat ihm eine Differenz in der Politik seiner Verbündeten in den Weg. Alles beruhte doch darauf, daß der Satrap von ihm bewogen wurde, Athen zu schonen und sich von Lacedämon abzuwenden. Allein Tissaphernes war kein unabhängiger Fürst, und der Großkönig fühlte sich durch den vor kurzem geschlossenen Vertrag an Lacedämon gefesselt. Wenn ein Satrap in der Verwirrung des Momentes sich entschloß, den Athenern die Hand zu bieten, so konnte das in Susa keinen Beifall finden; es war vielmehr ein persönlicher Entschluß desselben, durch den er mit seinem Hofe zerfiel, so daß er die kaum eingeschlagene Bahn wieder verlassen mußte. Alcibiades selbst bekam hierauf eine Veränderung in der Gesinnung des Satrapen zu empfinden. Voll von Selbstgefühl über alles das, was ihm zuletzt gelungen war, begab er sich aufs neue zu Tissaphernes; man darf wohl nicht anders annehmen, als daß er seinen Bund mit ihm nun erst recht zu befestigen gedachte; aber der Satrap war schon nicht mehr der alte; Alcibiades, nicht mehr so gut wie früher empfangen, sah sich in der Gefahr, festgehalten zu werden, so daß er den Entschluß faßte, so rasch wie möglich davonzugehen. Der Satrap mag den alten Freund nicht mit all dem Eifer verfolgt haben, den man sonst in Fällen dieser Art anwendet; aber eine Fortsetzung ihres früheren Verhältnisses war doch unmöglich. Die Allianz Athens mit dem Satrapen von Sardes hörte auf. An Stelle des Tissaphernes trat in kurzem der jüngere Sohn des Königs, Cyrus, der als Karanos von Vorderasien auftrat — wir werden seiner später noch näher zu gedenken haben —; und der stellte nun die alte Bundesgenossenschaft zwischen Persien und Sparta wieder her. Der aus der Ferne der Jahrhunderte her diese Angelegenheiten betrachtende Historiker ist selbst betroffen darüber, in welchem Maße die Entscheidung über die Geschicke von Griechenland, namentlich von Athen und Alcibiades selbst, von diesem Wechsel der persischen Politik abhängig ist. Alcibiades kam nach Athen zurück, an dem Feste der Plynterien, an welchem die Bildnisse der Schutzgöttin verhängt zu werden pflegten. Man hielt den Tag für unglücklich. Bei den Späteren ist seine Rückkunft als ein Triumphzug beschrieben worden; der nächste zeit-

genössische Zeuge sagt das jedoch nicht. Demzufolge stieg Alcibiades, nachdem er angelegt hatte, nicht sogleich aus; er wartete, bis seine nächsten Anverwandten an dem Hafen erschienen waren. Dann zog er, von einer starken Menge begleitet, nach der Stadt. Nicht ganz einmütig aber waren seine Begleiter: viele hielten ihn für den Urheber alles Unglücks, welches Athen betroffen habe; die Mehrzahl aber nahm Partei für ihn: denn mit Unrecht sei er einst angeklagt worden; er sei genötigt gewesen, sich mit den Feinden der Stadt zu verbinden, doch unter steter Lebensgefahr. In der Volksversammlung erklärte Alcibiades das Gerücht, als habe er die eleusinischen Geheimnisse verspottet, für falsch: darauf wurde er zum obersten Anführer mit unbeschränkter Macht erwählt ohne Widerspruch; denn niemand hätte gewagt, durch einen solchen die allgemeine Stimmung der Versammlung gegen sich aufzuregen.

Alcibiades wurde als der Mann betrachtet, der allein fähig sei, die alte Macht von Athen zu erneuern. Er selbst hegte wohl schon damals nicht mehr die volle Zuversicht, daß ihm das gelingen werde; denn er wußte wohl, daß er den Rückhalt der persischen Macht verloren hatte. Um so trüber stimmte ihn der Anblick der von ihrer eigenen Höhe herabgestürzten Vaterstadt; er hatte das bittere Bewußtsein, selbst dazu das Meiste beigetragen zu haben; er schalt auf niemanden, weder auf das Volk, noch auf seine Feinde; er klagte nur über sein böses Geschick. Eine seiner vornehmsten Sorgen war dann, daß der Festzug nach Eleusis auf der altgewohnten Straße erneuert würde unter einem so starken bewaffneten Geleit, daß die nahen Lacedämonier die Prozession nicht zu stören wagten. Alcibiades wollte sich mit dem Lande und mit dessen Göttern versöhnen. Dann ging er mit einer stattlichen Flotte wieder in See. Noch erwartete man von ihm, daß er die Größe von Athen wiederherstellen würde. Allein an den indes wiedererstarkten Lacedämoniern fand er unüberwindlichen Widerstand. Es begreift sich, daß, selbst wenn er zur See Vorteile erfocht, besiegte Städte dennoch alle ihre Kräfte zusammennahmen, um sich den Athenern nicht wieder unterwerfen zu müssen. Dann aber begegnete ihm auch an den ionischen Küsten, daß die Flotte einen sehr empfindlichen Nachteil erlitt. Persönlich hatte er keine Schuld dabei; aber es wurde ihm als solche in Athen angerechnet, daß er einen Mann zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, der sich unfähig erwies; und die Liebe des Volkes auch in dessen gegenwärtiger Verfassung hat er doch niemals wiedergewonnen. Bei den Mannschaften der Flotte genoß er kein Vertrauen. Man darf sich hierüber nicht eben wundern; denn nur durch große Handlungen hätte er seine Wiederaufnahme in Athen rechtfertigen können. Aber eben darin kommt die erwähnte entscheidende Einwirkung Persiens auf diese Angelegenheiten zu Tage, daß glückliche Erfolge unmöglich wurden, seitdem das persische Geld den Lacedämoniern reichlich zufloß. Alcibiades täuschte sich nicht über die veränderte Lage; da das Volk von Athen andere Heerführer an seine Stelle setzte, so hätte er nicht wagen können, dahin zurück-

zukehren. Sein individueller Charakter lag darin, daß er sein jedesmaliges Vorhaben soweit trieb, als möglich, und, wenn es unausführbar wurde und ihn selbst in Gefahr brachte, den Ausweg ergriff, der sich ihm noch zu seiner Rettung darbot. In der Bedrängnis, in die er jetzt wieder geriet, entschloß er sich kurz und gut, das Heer zu verlassen und sich nach seiner befestigten Burg unfern Paktye im thracischen Chersones znrückzuziehen, um als unabhängiger Dynast zu leben, womit er jedoch noch keineswegs sich von den öffentlichen Dingen völlig lossagte.

Kommen wir nun wieder auf den Krieg, in welchem Athen begriffen war! Das Eigentümliche desselben besteht darin, daß er gegen die verbündete Macht der Perser und Lacedämonier und zugleich die rebellischen Bundesgenossen geführt werden mußte; der athenischen Demokratie gebührt die Anerkennung, daß sie sich dem ungünstigen Geschick mit aller ihr eingeborenen Energie entgegensetzte.

Als die Spartaner unter Kallikratidas wieder die Oberhand zur See gewannen, strengten die Athener ihre Kräfte auf das äußerste an; sie erfüllten binnen dreißig Tagen einhundertundzehn Dreiruderer mit Freien und Sklaven; in Folge dieser Anstrengungen gewannen sie bei den Arginusen einen entschiedenen Sieg; die Lacedämonier verloren neunzehn Schiffe und ihre Anführer. Zugleich aber trat in Athen die alte Gewaltsamkeit der inneren Parteiung wieder hervor. Die acht athenischen Strategen waren durch Sturm verhindert worden, die Schiffbrüchigen zu retten und die Gefallenen zu bestatten; das athenische Volk machte ihnen dies zum Verbrechen. Es war immer von einem übertriebenen Gefühl für die religiösen Ceremonien erfüllt. Die Feldherren, die den großen Sieg erfochten hatten, wurden nicht allein ihrer Ämter enthoben, sondern — nur zwei ausgenommen, welche dieses Volk kennen mochten und sich durch die Flucht retteten — verurteilt und sämtlich hingerichtet. Männer, wie Sokrates, haben sich dem vergeblich entgegengesetzt. An den religiösen Antipathien war das Schlimmste, daß sich die politischen Parteien derselben zum Kampf gegen ihre Widersacher bedienten, wie das schon in der Anklage des Alcibiades geschehen war. Einer von den Feldherren, Diomedon, starb, indem er das Volk ersuchte, die Gelübde zu lösen, die er und seine Genossen dem Zeus-Erretter, dem Apollo und den heiligen Göttinnen gelobt hatten: denn durch deren Hülfe sei der Sieg erfochten worden. — Indem Athen seine besten Männer von sich stieß oder umbrachte, gewann es die spartanische Oligarchie über sich, der geeignetsten Persönlichkeit, die sich finden ließ, soviel auch sonst gegen dieselbe gesagt werden konnte, den Oberbefehl zu übertragen; es war Lysander, ein Mann, der der ältesten Nachricht zufolge von Geburt nicht zu den herrschenden Geschlechtern, sondern zu den Mothaken gehörte, d. h. solchen, die, von freier Herkunft, in die Familien der Spartiaten aufgenommen und mit den Söhnen aus denselben erzogen und, der ganzen lakonischen Disciplin teilhaftig, zu großen Stellungen aufzusteigen fähig wurden. Lysander nahm den ganzen Eifer, den die spartanische Er-

ziehung hervorrief, sich auszuzeichnen, in sich auf und hat sich nie von dem Gelde verführen lassen. Aber er wußte, was mit Geld zu erreichen sei. So tapfer, wie irgend ein anderer, soll er doch gesagt haben: „Wo des Löwen Haut nicht hinreicht, da müsse man den Fuchspelz daransetzen.“ Der Einfachheit und Wahrhaftigkeit des Kallikratidas setzte er Verschlagenheit und List an die Seite. Er sagte, die Lüge sei ihrer Natur nach nicht schlechter, als die Wahrheit; es komme nur auf den Gebrauch an. — Diesem Manne nun übertrugen die Spartaner den Oberbefehl gegen die Athener. Der Kampf war an sich ungleich. Wenn die Spartaner besiegt wurden, waren sie doch nicht verloren. Dagegen hing das Bestehen Athens völlig an diesen Brettern in der See.

Dennoch nahmen die Athener damals ihre Sache nur mit großer Sorglosigkeit wahr. Noch einmal schlug man am Hellespont. Lysander hatte Lampsakos genommen; die Athener stellten sich ihm gegenüber bei Ägospotamoi auf. Alcibiades, der sich in der Nähe aufhielt, ritt an die Athener heran und gab ihnen den Rat, sich näher an Sestos heranzuziehen, weil sich ihre Schiffe zerstreuten, um das Nötige von dort zu holen. „Wir sind die Feldherren“, antwortete man ihm, „nicht Du.“ Eben aber in ihrer Unordnung griff sie Lysander, der sie schon öfter bedroht, aber dadurch nur sicher gemacht hatte, mit vollem Ernste an. Er fand sie ungerüstet. Von allen leistete ihm eigentlich nur Konon Widerstand. Dreitausend Männer, übrigens tapfer, wurden gefangen; sie wurden sämtlich getötet. Siebzig Schiffe fielen in die Hand Lysanders.

Dies war der Schlag, durch den Athen zu Grunde gehen sollte. Eine andere Flotte gab es nicht, noch ein Heer. Lysander nahm jetzt alle Inseln in Besitz, er stellte die Ägineten und Melier her. Er erfreute sich dabei der Verbindung mit dem jüngeren Cyrus, der damals in Kleinasien die oberste Autorität ausübte. Das Übergewicht Lysanders über die anderen Spartaner und die Besorgnis, die er nach allen Seiten hin einflößte, lassen sich durch dieses Verhältnis erklären. Zu gleicher Zeit erschien seine Flotte und ein lacedämonisches Heer vor der Stadt. Die Athener fürchteten, es möchte ihnen so ergehen, wie sie anderen gethan; und schon war es nahe daran. Die Frage ist wirklich erhoben worden, ob Athen noch ferner bestehen solle. Die Thebaner gaben einmal den Rat, Attika wieder zur Schafweide zu machen und die Menschenherde wegzutreiben. Dagegen erinnerten andere mit Recht, man solle Griechenland nicht einäugig machen. So aber stand es doch, daß Athen nur von der Gnade Spartas abhing. Die langen Mauern und die Befestigungen des Piräeus wurden bei dem Schall der kriegerischen spartanischen Musik geschleift; es war die Bedingung, unter der Athen bestehen blieb.

Man kann den Gedanken kaum ausdenken, daß Athen von Sparta und seinen Bundesgenossen vernichtet worden wäre. Wie aber konnte und sollte es fortan bestehen? Es verlor alle seine auswärtigen Besitzungen, seine ganze

Seemacht bis auf wenige Schiffe. Der Zusammenhang der Stadt mit dem Hafen wurde durchbrochen. Es versteht sich von selbst, daß die Sieger eine unabhängige Verfassung, die ihnen immer widerstrebt haben würde, so wenig in Athen dulden wollten, als in anderen Städten, die sie eroberten. Das hatte man allezeit als Recht angesehen, daß der Sieger in den eingenommenen Ortschaften seine Freunde und Anhänger zur Herrschaft erhob. Wenn nun die Rückkehr des Alcibiades und alles, was darauf folgte, der letzte Krieg gegen Sparta, von der Demokratie ausgegangen war, so konnte man sich nicht darüber täuschen, daß diese selbst nicht bestehen bleiben könne. Der Schutz der Spartaner wandte sich auf die Partei zurück, welche vor der Heimkehr des Alcibiades mit ihnen Frieden und Bündnis hatte eingehen wollen. Von der Herstellung der Vierhundert konnte nicht die Rede sein; auch bedurfte es einer solchen Anzahl nicht; es war schon genug, wenn die Summe der Gewalt in die Hände einer Partei kam, in der sich jetzt die oligarchische Tendenz verkörperte. Die Art und Weise, wie man das ausführte, war der früher befolgten ähnlich. In einer Volksversammlung, in welcher Form sich zuletzt immer die Souveränität repräsentierte, wurde abermals ein Ausschuß gewählt, der eine Verfassung entwerfen, aber bis zur Vollendung derselben die höchste Gewalt ausüben sollte. Es waren an Zahl dreißig, deren Andenken in der späteren Geschichte unter dem Namen der dreißig Tyrannen fortgedauert hat. Eigentlich gewählt wurden sie nur zum dritten Teil. Zwanzig waren bereits entweder durch die Lacedämonier oder durch die Häupter der oligarchischen Bewegung bezeichnet; sie wurden aber alle vom Volke genehmigt. Wenn hiernach ihr Ursprung nicht als ungesetzlich bezeichnet werden kann, so streift es doch nahe daran, daß sie, wie es oft bei verfassunggebenden Körpern der Fall gewesen ist, die Ausführung ihres Auftrages verschoben und indessen ihre Autorität in der Hand behielten. Sie ernannten zu allen öffentlichen Ämtern. Unter ihnen übte Kritias, ein geistvoller Schüler des Sokrates, der aber in dem Besitz der Gewalt das höchste Ziel für einen Staatsmann erblickte, die leitende Autorität aus; er wollte den Staat erst reinigen, ehe er ihn konstituierte. Aber die Reinigung geschah durch gewaltsame Blutthaten. Nicht allein demokratische Sykophanten wurden verfolgt, sondern auch gute und ehrenwerte Männer, welche verdächtig waren, der Oligarchie nicht beizustimmen. Mit dem politischen Haß verband sich, wie es zu geschehen pflegt, die Habsucht. Eine lacedämonische Schutzwache diente zur Ausführung dieser gewaltsamen Beschlüsse, sodaß, da hier keine Rettung war, eine Auswanderung in Masse begann und in den Zurückbleibenden eine allgemeine Gärung entstand. Kritias sagte: das sei nun einmal die unausbleibliche Folge einer großen Staatsveränderung, zu deren Durchführung es unerläßlich sei, ihre Gegner zu beseitigen, namentlich in einer so volkreichen, der Unabhängigkeit gewohnten Stadt. Er verlor dabei sogar den damals in Persien weilenden Alcibiades nicht aus den Augen.

Alcibiades war mit dem Satrapen Pharnabazus in Verbindung getreten,

und man hielt für möglich, daß er diesen für Athen gewinne. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die Gegner der Oligarchie in Athen in der Hoffnung auf einen allgemeinen Umschlag dieser Erwartung Raum gaben. Kritias hat erklärt, er könne in Athen nicht fertig werden, so lange Alcibiades lebe. Hierauf haben, so viel man weiß, die Spartaner, die schon von jeher mit Pharnabazus verbunden waren, denselben vermocht, Alcibiades, der sich zum Könige nach Susa begeben wollte, umbringen zu lassen. Man hat das Haus, in welchem er die Nacht zubrachte, mit Holz und Reisig umgeben und dieses in Brand gesteckt; mitten in den Flammen, die plötzlich aufschlugen, ist Alcibiades umgekommen. Durch die Kombination der persischen und spartanischen Politik, die er selbst gefördert hatte, ist er zuletzt vernichtet worden, der Mann, der das Schicksal von Athen in seiner Hand trug.

Wie tritt die Verflechtung menschlichen Thuns und Leidens oder, sagen wir, des Schicksals in Alcibiades so recht eigen an den Tag! Von jeher nicht durch und durch ein Bürger, sondern persönlichen Antrieben folgend, erlebte er einen Augenblick, in welchem die Macht von Athen und seine eigene Größe ein und dasselbe zu sein schienen. Aber in seinem Siegeslauf durch seine Gegner in der Republik aufgehalten und gefährdet, wandte er sich an die alten Feinde seiner Vaterstadt; er wollte nur seine inneren Gegner vernichten; allein er zertrümmerte die Fundamente der athenienſischen Macht. Noch hoffte er diese zu retten, verbündet mit dem einen der von ihm angeregten äußeren Feinde, den er im Gegensatz zu dem anderen mit seiner Vaterstadt versöhnte. Aber indem er nun noch einmal an der Spitze von Athen erschien und große Hoffnungen fassen durfte, versagte ihm diese Verbindung. Die beiden Feinde vereinigten sich nochmals gegen ihn und Athen. Mit einander gingen sie zu Grunde: die Macht und Größe von Athen und er selbst.

Unter den Oligarchen, die in Athen an der Regierung teil nahmen, griffen doch auch verschiedene Meinungen Platz. Manche von denen, die den Frieden mit Lacedämon, die Beschlüsse, auf welchen die Herrschaft der Dreißig beruhte, herbeigeführt hatten, schraken endlich vor den Konsequenzen der getroffenen Einrichtungen zurück. Das war die Stellung des Theramenes, der nicht viel daraus machte, daß die langen Mauern niedergerissen wurden: wenn einst das Heil der Stadt die Errichtung derselben veranlaßt habe, so sei jetzt ihre Niederreißung zum Heile der Stadt notwendig. Dagegen nahm er an dem gewaltsamen Verhalten des Kritias Anstoß, weil durch die Hinrichtung unbescholtener Bürger nur die Besorgnis und Unbotmäßigkeit der anderen wachse. Unmöglich könne es der Sinn der Lacedämonier sein, Athen seiner besten Männer und aller seiner Streitkräfte zu berauben; wäre das ihre Absicht, so hätte sie leicht durch Verhinderung der Zufuhr erreicht werden können; den Seuchen, die infolge des Mangels ausgebrochen wären, würden alle erlegen sein. Theramenes wird also ein gemäßigtes Regiment unter dem Schutze von Lacedämon für ratsam gehalten haben. Aber die sind unglücklich, welche die Existenz eines Gemeinwesens durch Unterwerfung, zugleich aber seine innere

Wohlfahrt durch Mäßigung zu retten vermeinen: denn nur die absoluten Gedanken sind mächtig in der Welt. Kritias wollte die Demokratie, von der man so viel gelitten habe, nicht wieder emporkommen lassen; in der Vernichtung derselben erblickte er das wichtigste Moment für die Aufrechterhaltung der allgemeinen politischen Situation.

Wenn Theramenes im Schoße der Dreißig und in der Ratsversammlung selbst andere Tendenzen zur Geltung bringen wollte, so erschien er nicht allein als ein Abtrünniger, sondern sogar als ein Verräter. Kritias selbst trat als Ankläger gegen ihn auf und strich seinen Namen aus der Liste der vollberechtigten Bürger, gegen die nur ein rechtliches Verfahren stattfinden dürfe, und verhängte dann eigenmächtig das Todesurteil über ihn. Theramenes flüchtete zum Altar der Hestia, wurde aber von demselben hinweggerissen. Er hat den Tadel, den er sich in seiner vermittelnden Haltung zuzog, durch seinen heldenmütigen Tod gleichsam verwischt. Besonders in den bürgerlichen Unruhen von Rom ist sein Andenken von denen, welche ähnliche Gesinnungen hegten, namentlich Cicero, gefeiert worden.

Die Männer dieser Epoche erwecken noch heute Sympathie und Antipathie, weil ja die politisch-religiösen Gegensätze, die sich in ihnen repräsentieren, solche sind, die unter anderen Bedingungen und Gestalten in jeder Zeit wiederkehren. Der merkwürdigste Versuch der Dreißig ging dahin, die Bürgerschaft von oben her zu konstituieren; alle wurden entwaffnet, ausgenommen dreitausend; diesen wurden nicht allein die Waffen gelassen, sondern ein Recht gewährt, nach welchem sie als die einzigen vollberechtigten Bürger erschienen, dasselbe, das man eben dem Theramenes versagte, daß nämlich gegen sie lediglich ein rechtliches Verfahren anzuwenden und jeder Gewaltstreich unzulässig sei. Der Staat bestand also aus den dreißig Inhabern der Gewalt, den Rechtskollegien, welche von denselben eingesetzt worden, und den ausgewählten Bürgern, welchen die Waffen gelassen wurden. Das volle Gegenteil einer gleichberechtigten Volksgemeinde mit den aus derselben aufsteigenden Ratskollegien, einer Regierung durch Los oder durch Wahl.

War es nun aber wirklich die Bestimmung des lebensvollen Athen, einer gewaltsamen Herrschaft, wie diese, auf alle Zeit zu unterliegen? In großen politischen Krisen kommen häufig Faktoren zum Vorschein, welche dem äußersten Übel, wenn es unabwendbar bevorzustehen scheint, doch auch Widerstand zu leisten vermögen. Hier beruhte alles darauf, daß in Griechenland das Übergewicht von Sparta auf das drückendste empfunden wurde. Wie jener Satrap von Sardes ein Gleichgewicht zwischen Sparta und Athen des persischen Interesses halber zu erhalten suchte, so machte sich auch unter den Griechen selbst das Bedürfnis geltend, ein Gegengewicht gegen die spartanische Übermacht, die jetzt sehr einseitig ausgeübt wurde, zu schaffen. Zunächst in dem bisher gegen Athen so überaus feindseligen Theben trat das hervor. Es ist nicht geradezu ein Widerspruch, wenn die Thebaner zuerst die völlige Vernichtung des athenischen Staates beantragt hatten, wobei sie selbst die Ver-

fügung über Attika in ihre Hand gebracht haben würden, und wenn sie nun, da Athen in einer Verfassung, wie sie den Spartanern beliebte, fortbestehen sollte, sich laut gegen diese Form erklärten: denn dadurch erlangte hinwiederum Sparta eine für ihre Selbstbestimmung verderbliche Macht in ihrer unmittelbare Nähe. Lysander, der die in Athen getroffene Staatseinrichtung nicht der Gefahr aussetzen wollte, von Ausgewanderten angegriffen zu werden, erließ den Befehl, daß dieselben in keiner der mit Sparta verbündeten Städte Aufnahme finden sollten.

In Theben wollte man sich dieser Verfügung, deren Tragweite einem jeden einleuchtete, nicht unterwerfen. Die ausgewanderten athenischen Demokraten fanden in dem oligarchischen Theben Aufnahme und Schutz. Denn wie die Stammesunterschiede, so traten jetzt auch die Verfassungsformen vor dem höheren politischen Interesse in den Hintergrund. Und als nun diese Ausgewanderten unter der Führung Thrasybuls, eines Mannes, der in den letzten Kämpfen mit den Lacedämoniern den besten Ruf erworben hatte, Anstalt machten, in Attika einzudringen, versprachen ihnen die Thebaner, für diese Bewegung keine Augen haben zu wollen. So geschah, daß Thrasybul mit einer zahlreichen demokratischen Schar in Attika einrückte und in dem Piräeus, dessen Bevölkerung die gleichen Gesinnungen hegte, eine freudige Aufnahme fand. Von der Stadt her suchte die oligarchische Partei diesem Beginnen einer Schilderhebung ein Ende zu machen; die Demokraten hatten das Glück, daß der vornehmste ihrer Gegner, Kritias, dabei umkam. Allein auch sie wären doch nicht im stande gewesen, die Stadt zu bezwingen, und ihre Lage wurde sehr bedenklich, als der spartanische König Pausanias mit einer Heeresmacht anrückte und sogleich einen entscheidenden Vorteil über sie erlangte, sodaß es nur von diesem Könige abhängig schien, in welcher Form Athen fortan bestehen solle. Da aber kam den Spartanern selbst das Bedürfnis, ein autonomes Athen neben sich zu haben, zum Bewußtsein. Denn durch die attische Oligarchie wurde der spartanische Strateg, der sie eingerichtet hatte und von dessen Wink sie abhing, auch in Sparta übermächtig. Pausanias mußte einen Rückschlag, der gegen ihn selbst hätte gerichtet werden können, befürchten, wenn er die Oligarchie in Athen aufrecht erhielt. Das geborene Haupt der oligarchischen Verfassung in Sparta und Griechenland offenbarte eine der Demokratie in Athen günstige Gesinnung. Unter diesen Umständen ist eine Vereinbarung getroffen worden, in deren Folge Thrasybul mit seinen Anhängern in die Stadt einzog. In der Burg selbst führte er den Beschluß durch, die alte Verfassung von Athen, die solonischen nicht allein, sondern auch die drakonischen Gesetze, wieder herzustellen. Man hat ihnen einige Modifikationen hinzugefügt, worauf es jedoch nicht sehr ankommt. Der große Umschlag lag darin, daß anstatt der von oben her gesetzten Ratsversammlung wieder eine erwählte eintrat.

Die Demokratie hatte in Athen zugleich einen konservativen Charakter. Sie war durch die ältesten historischen Erinnerungen geheiligt; es entsprach

der Geschichte sowohl wie den Sympathien der Menge, wenn sie wieder hergestellt wurde. Thrasybul hatte glücklich den Augenblick ergriffen, wo dies möglich war. Ihm aber und seinen Genossen gebührt immer der Ruhm, daß sie ihr Unternehmen in der schwierigsten Lage mit Mut und Geschicklichkeit begonnen hatten. In Thrasybul repräsentierte sich jetzt die Autonomie von Athen; der spartanische König hatte nur das Verdienst, sie zugelassen zu haben. Die Dreißig, die sich in Eleusis aufstellten, wurden, da sie die Spartaner nicht mehr für sich hatten, durch Abfall und überlegene Waffen der Gegner vernichtet. Der allgemeinen Verwirrung suchte man nun durch eine umfassende Amnestie, welche auf eine Versöhnung der Oligarchen und Demokraten berechnet war, ein Ende zu machen. Es ist die erste Amnestie, welche die Geschichte kennt.

Das war jedoch nicht mehr das alte seegewaltige Athen, welches allenthalben auch zu Lande eine nach der allgemeinen Herrschaft aufstrebende Autorität besessen hatte. In dem Vorhaben, der leitende Vorort von Hellas zu werden, war es gescheitert; allein die geistige Entwickelung, die es eben unter jenen Bestrebungen gewonnen, war ein Erwerb, den kein Mißgeschick zerstören konnte. Athen war dadurch der Vorort der geistigen Kultur der Menschheit geworden. In einer universalhistorischen Betrachtung darf manche, für das Ganze nicht entscheidende Bewegung übergangen werden und muß es sogar; aber die Kultur, welche Gemeingut anderer Nationen und der folgenden Jahrhunderte geworden ist, wird man um so größerer Aufmerksamkeit würdigen.

Achtes Kapitel.

Antagonismus und Fortbildung der Ideen über die göttlichen Dinge in der griechischen Litteratur.

Dem politischen Leben, dessen Grundzüge wir betrachtet haben, ging eine geistige Entwickelung durch die Litteratur zur Seite, welche sich mit jenem nahe berührte, aber doch nicht identisch mit demselben war. Denn darin besteht das Wesen der Hervorbringungen des Geistes, daß sie zwar nicht ohne Einwirkungen des allgemeinen historischen Lebens entstehen können, zugleich aber doch von ihm unabhängig sind. In der griechischen Litteratur vom ausgehenden 6. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 4. vollzieht sich ein geistiges Ereignis von der größten Bedeutung für die Menschheit. Die Dichter und Denker suchen die schwersten Probleme, die das Verhältnis des Göttlichen zu dem Menschlichen betreffen, zu lösen, jeder auf seine Weise, alle in ununterbrochener Kontinuität, so daß sich in ihrer Gesamtproduktion

ein Resultat darstellt, welches für die Menschheit einen unschätzbaren Wert hat, — nicht so sehr als Lehre und Dogma, sondern als Vergegenwärtigung der großen Gedanken, aus denen das innere Leben der geistigen Welt entspringt.

Man wird es, hoffe ich, nicht mißbilligen, wenn ich eine Erörterung darüber in die Erzählung der Geschichte selbst aufnehme.

Ältere Philosophen in den östlichen, vornehmlich aber in den westlichen Kolonien.

Es ließe sich nicht denken, daß die Berührungen der orientalischen Anschauungen mit der griechischen Welt keine Rückwirkung auf diese ausgeübt hätten. Davon aber, daß die mythologischen und religiösen Systeme des Orients in Griechenland eingedrungen und etwa in den ältesten Philosophemen wieder zur Erscheinung gekommen wären, findet sich in den historischen Zeiten keine Spur. Was auf den griechischen Geist wirkte, war nicht der Mythus, von dem er selbst genug hatte, sondern die Wissenschaft. Durchdenkt man die Kosmogonie, wie sie von Hesiod aufgefaßt und mitgeteilt worden, in ihrem Zusammenhange, so stand sie in schroffstem Widerspruch zu der Astronomie der Babylonier, die auf die Phönizier übergegangen war und nun zu den Griechen, namentlich in den ionischen Kolonien, vordrang.

Aus dem Dunkel der Jahrhunderte erhebt sich die Gestalt des Thales von Milet, eines Mannes von alter phönizischer Herkunft, der an der Spitze aller griechischen Philosophen steht. Er ist berühmt durch die Vorhersagung einer Sonnenfinsternis und zugleich als der Begründer einer neuen Theorie über die Entstehung der Dinge, die er aus dem Urstoffe, dem Wasser, herleitete. Das hängt beides auf das genaueste zusammen. Die Kosmogonie der Griechen wurde durch die erste Berührung mit der Wissenschaft der Astronomie zersprengt. Damit aber verband sich der Versuch, einen realen Grund für die Weltbildung, von der man umfaßt war, zu finden. Sehr bald bekam die Philosophie eine der Mythologie entgegengesetzte Gestalt. Anaximander erklärte die unzähligen Weltkörper, welche er annahm, für die himmlischen Götter, unterschied aber von ihnen einen ewigen und unveränderlichen göttlichen Urgrund. In vollem Widerspruch mit der herrschenden Religion finden wir Xenophanes, der bei dem Einfall der Meder Jonien verließ und nach langen Wanderungen eine Freistatt in der phocäischen Elea fand. Unter anderem wollte Xenophanes nichts von dem goldenen Zeitalter hören; er sagt, der Mensch sei es vielmehr, der im Fortgang der Zeit sein Geschick verbessert habe. Er sprach unverhohlen aus: ihm wolle scheinen, als ob die Götter von den Menschen stammen, nicht die Menschen von den Göttern; so menschenähnlich seien die Götter gedacht. Der Regenbogen ist ihm ein Gewölk, das in verschiedenen Farben spielt.

In diesem dem Götterglauben entgegengesetzten Sinne haben die Schüler des Xenophanes, die Eleaten, ihre Gesetze geschrieben. Kosmogonie, Religion

und Politik waren noch eines und dasselbe. Und soeben kam diese Verbindung auf einer anderen Stelle glänzend und groß zur Erscheinung.

Pythagoras ist gleichsam eine heroische Gestalt in der Geschichte der alten Philosophie, umgeben von einer Verehrung, die wieder zur Dichtung wird und sein Wesen verdunkelt. Samos, von wo er stammt, bildete damals einen Mittelpunkt für die gegenseitigen internationalen Berührungen; es stand in den engsten politischen Beziehungen zu Ägypten. Für Pythagoras würden die Reisen in die entferntesten Regionen, welche ihm die Sage zuschreibt, an sich nicht notwendig gewesen sein; dort in Samos konnte er die Nationalität der Orientalen aus eigenster Anschauung kennen lernen und sich über ihre Denkweise unterrichten. Aber in Samos, wo man einmal Miene machte, einen Philosophen zu verfolgen, weil er den Herd des All verrücke, war seines Bleibens nicht. Er begab sich nach den dorischen Kolonien in Unteritalien; in Kroton sammelte er eine Schule um sich, die in ihm ein unfehlbares Oberhaupt verehrte. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß dabei auch Überlieferungen aus dem Orient eingewirkt haben mögen; das ist aber nicht das Wesentliche der pythagoräischen Doktrin. Diese begründete sich auf die Wahrnehmung der unabänderlichen, durch mathematische Gesetze bestimmten Bewegungen der Himmelskörper, in denen das Verhältnis der Zahl von so großer Bedeutung erschien, daß der Philosoph, die Form mit der Substanz identifizierend, in der Zahl eine weltbindende göttliche Macht zu erkennen glaubte, welche die Dinge von Anfang an beherrsche. Die Zahl, deren Bedeutung in der Musik unabweislich vorlag, erscheint zugleich als eine Grundlage der Harmonie aller Dinge. Seinem System lag es nahe, wenn er von der Musik der Sphären sprach. Bei diesen Anschauungen aber konnte von einer Anbetung der Götter, wie sie bei den Griechen angenommen war, die Rede nicht sein. Auch die ältesten Zeugnisse stimmen darin überein, daß Pythagoras der öffentlichen Religion eine geheime gegenüberstellte, im Zusammenhang mit seiner Naturansicht, welche geheimnisvoll und großartig allem widersprach, was man für wahr hielt.

Ich fürchte nicht, zu weit zu gehen, wenn ich in dem pythagoräischen Bunde ein Institut sehe, das sich dem Vordringen des phönizischen Aberglaubens, der von Karthago her den Westen der Welt umfaßte, erfolgreich entgegensetzte und selbst auf die Naturreligion der occidentalischen Völker Einfluß gewann. Es gewährt eine weite Aussicht, wenn man behauptet, daß die Lehre der Druiden in Gallien mit der pythagoräischen zusammenhänge. In den Kolonien hat sie durch die Wahlverwandtschaft, in der sie mit der Aristokratie stand, den Untergang über sich hereingezogen. Aber in der unmittelbarsten Nähe, in Sicilien, trat ein Denker von originaler, wiewohl doch wieder sehr abweichender Richtung hervor.

Von allem, was Sicilien hervorgebracht, findet ein alter Dichter nichts und niemanden so bewunderungswürdig und heilig, wie den Agrigentiner Empedokles. Agrigent stand um diese Zeit in ausnehmender Blüte, die sich

besonders von dem Verkehr mit Karthago herschrieb, das die Produkte des fruchtbaren sicilischen Bodens von dort bezog. Man giebt an, es habe damals, die Fremden mit eingeschlossen, 200 000 Einwohner gezählt. Hier nun brach sich Empedokles, der einer der reichsten und angesehensten Familien angehörte, politisch und auch religiös eine Bahn. Er stürzte die Aristokratie der Tausend, welche damals die Stadt beherrschten; und zur Seite der Tempel, welche die Machthaber der Stadt für Zeus Olympios, Herakles und andere Götter aufrichteten, deren Ruinen fast den besten Begriff der altdorischen Baukunst geben, entwickelte er eine Doktrin, die von allen Göttern absah und ihrem Dienste sich selbst mit Wegwerfung entgegensetzte. Sein Gedanke war nur auf die Natur gerichtet, deren Erscheinungen eben dort nahe dem Ätna Aufmerksamkeit und Studium herausforderten. In die Lehre vom Urstoff, welche aus Jonien herüberkam, brachte er dadurch einen gewissen Zusammenhang, daß er die vier Elemente zuerst unterschied; eine Grundansicht, welche, in alten und neueren Zeiten festgehalten, erst durch die Forschung unseres Jahrhunderts in den Hintergrund gedrängt worden ist. Hauptsächlich hob er die Bedeutung des Feuers als einer Urkraft hervor. Er soll selbst in dem Krater des Ätna seinen Tod gefunden haben. Wir haben einige Reliquien von ihm, welche von der Tiefe und Kühnheit seines Geistes Zeugnis ablegen; sie geben noch immer zu denken. An Pythagoras knüpfen sie weniger an, als an die Lehren von dem ewig Seienden, welche durch die Nachfolger des Xenophanes in Elea eben emporgebracht waren.

Wie merkwürdig ist doch diese Trias alter Stätten der Philosophie: Kroton, Elea, Agrigent! In den hellenisch-sicilischen Kolonien wurden die Ideen entwickelt, die in Jonien aus der Berührung des griechischen Geistes mit dem orientalischen entsprungen waren. Sie bilden die Grundlage aller Philosophie des menschlichen Geschlechtes. Damals aber, in den Zeiten unmittelbar vor den Perserkriegen oder während derselben, konnten Vorstellungen dieser Art in das innere Griechenland nicht eindringen. Die Götterverehrung stand hier unerschütterlich fest und wurde durch die Natur der Kriege selbst, welche von Anfang an eine religiöse Färbung trugen, bestätigt. Die Siege, welche die Griechen erfochten, waren zugleich Siege ihrer Götter. Eine dumpfe Gläubigkeit aber lag nicht in dem Sinne der Nation. Die Ideen der Philosophen, welche dem hergebrachten Glauben widerstrebten, konnten nicht ohne alle Wirkung verhallen. Auch wenn man sie nicht annahm, trat doch dem denkenden Geiste der Widerspruch der hesiodeischen Kosmogonie und der Idee von der Gottheit vor Augen. Wie man sich dann die göttlichen Dinge auf den Grund der griechischen Anschauungen, die man im ganzen festhielt, dachte, läßt sich vor allem aus den Poeten erkennen: denn der Anteil, welchen die Poesie an der Gründung des mythologischen Systems genommen, setzt sich auch bei der Bekämpfung und Umgestaltung desselben fort.

Pindar.

Den nächsten Anlaß zu einer poetischen Kunstübung gaben die gymnastischen Spiele, durch die man zugleich die Götter feierte und mit Anstrengung aller Kräfte, auch derer, welche Reichtum und Weltstellung verleihen, um den Preis rang. Die Epinikien, mit welchen die Sieger festlich gefeiert wurden, dienten zur Verherrlichung des Götterdienstes und der hervorragenden Männer, welche bei diesen Festen den Preis davontrugen. Ein günstiges Geschick hat uns die Siegesgesänge erhalten, in denen sich die Gesinnung ausspricht, die sich den höchsten Ideen widmet, ohne doch dem althergebrachten Götterdienste abzusagen.

Pindar steht in der Mitte dieser Bewegung des griechischen Geistes.

Es ist nicht abzuleugnen, daß ihm pythagoräische und thaletische Philosopheme bekannt waren, und daß er sich einiges davon aneignete. Wir erörtern das nicht weiter; wir suchen nur die Haltung zu erkennen, die er im allgemeinen annimmt.

Die einst kosmogonische Mythe war anthropomorphisiert worden; Pindar widersetzt sich selbstbewußt der unwürdigen Vorstellung, die dadurch auf den Begriff der Gottheit fällt.

Er will nicht glauben, daß die Götter, wie bei der Erzählung von Tantalus und Pelops vorausgesetzt ward, gefräßig seien; er ersinnt sich eine andere Art von Rettung des Pelops, die dem griechischen Sinne gemäßer ist; das Unheil des Tantalus leitet er von dessen Überhebung her.

So weist er es von sich ab, des Herakles, den er sonst nicht genug preisen kann, Siege über die Götter zu erzählen. Nur das Geziemende muß man von den Göttern sagen; die Götter zu schmähen, hält er für eine Art von Raserei.

Sein Bemühen ist, überall in der Sage die religiösen und moralischen Momente hervorzuheben, wie bei Peleus dessen keusche Enthaltsamkeit aus Rücksicht auf Zeus Xenios, in dem Irion den Übermut, der die Rache der Götter auf ihn herabziehe; denn den Göttern ist alles unterworfen. Der alte Kampf mit den Titanen ist geschlichtet; Typhoeus, Symbol einer ungebändigten Naturgewalt, wie er auch hier noch dargestellt wird, erscheint doch zugleich übermütig und gewaltsam, ein Feind der Götter und der Musen. — Die Götter sind dem Dichter unnahbar und schreckend; aber ihre Macht hat auch sittliche Grundlagen, die den Idealen des Menschenwesens verwandt sind. Von diesen hat Pindar einen erhabenen Begriff.

Einer seiner Grundgedanken ist: daß alles von der eingeborenen Tugend und der natürlichen Begabung herrührt. Wir leben nicht alle zu demselben Zwecke. Die Göttin der Geburt und die Göttin des Schicksals sind verbündet, Eileithyia und die tiefdenkende Moira. Die Tugend, von dem Geschick gegeben, wird von der Zeit dem Geschick gemäß vollendet. Wer nur das weiß, was er gelernt hat, der schreitet nicht mit festem Fuß zum Ziele; er versucht

das Verschiedenste, ohne etwas zu vollbringen. — „Werde, der du bist!“ — eine der großartigsten Ermahnungen, welche man jemals gegeben; denn was könnte der Mensch wohl überhaupt werden, als das, wozu die eingeborene Natur ihn bestimmt?

Aber ohne Mühe ist kein Glück: das Werk erprobt den Mann, und nichts ist ohne die Götter. Von ihnen stammt das Vermögen, etwas zu vollenden; von ihnen kommen die Tapferen, die Weisen und die Beredten. Pindar fordert Bescheidenheit und Eifer. Gleichsam als ein Vorbild dessen, was er von dem Menschen verlangt, erscheint Jason, der Recht hat, aber sein Recht mit edler Milde und bescheidener Jugendlichkeit in Anspruch nimmt, vor der Arbeit nicht zurückschrickt, die ihm der unrechtmäßige Besitzer der ihm gebührenden Gewalt auflegt, und den die Götter unterstützen, Hera und Poseidon, selbst Aphrodite, vor allen Zeus. Da schöpfen die Helden in der Argo Mut, als sie das Glück verkündende Zeichen des Zeus vernehmen. Zu dieser Welt voll eingeborener Thatkraft, mühevoller Arbeit und göttlicher Gunst gehört der Ruhm. Gabe, Tugend, Ruhm ist eigentlich einerlei oder fällt doch zusammen. Ruhm ist das Heilmittel der Mühe; die Tugend wächst, wenn sie von den Worten der Weisen, wie der Baum vom Thau, befeuchtet wird. Der Gesang, der aus der tiefen Seele kommt mit der Gunst der Chariten, ist der natürliche Genosse der Thaten. Bleiben diese unbesungen, so verschwinden sie nach dem Tode. So erscheint der Dichter selbst in der Mitte dieser Welt als dazu gehörend, davon untrennbar.

Pindar preist die Sieger in den Wettkämpfen, ihre Geschlechter, ihr Vaterland und die Kampfspiele selbst; er sieht alles in dem großen mythischen, poetischen und vaterländischen Zusammenhang. Er verknüpft Cyrene und Rhodus, Syrakus, Agrigent und das epizephyrische Lokri mit dem Mittelpunkte der einheimischen Dienste. Der Mittelpunkt der Religion ist ihm der Omphalos zu Delphi. Insofern hielten Männer, wie er, das Bewußtsein des griechischen Wesens zusammen. Pindar weiß Glück und Wohlstand zu schätzen; aber er fordert immer, daß es mit einer Tugend vereinigt sei. Seinen Lobeserhebungen flicht er Ermahnungen ein. In diesem Lichte sieht er die jenseitige Zukunft an. Er unterscheidet sich sehr von allen Vorhergegangenen, wenn er die Übelthaten von „notwendiger Feindseligkeit“ oder „feindseliger Notwendigkeit“ richten läßt, während die Guten, von den Göttern geehrt, denen sie ihre Eidschwüre hielten, bei Tag und Nacht die gleiche Sonne schauen; sie pflegen Umgang mit einander in Erzählungen und Erinnerungen. Er denkt sich das Jenseits gleichsam wie ein fortwährendes Fest nach den Kampfspielen; das Leben selbst ist ihm ein solches. Anderswo stellt er die Geister der Frevler unstät über die Erde unter dem Himmel dahinschweifend vor, die Geister der Frommen in dem Himmel „den großen Seligen preisend“.

Wenden wir den Blick auf die realen Zustände, wie sie bei Pindar erscheinen, so tritt uns die alte aristokratisch-griechische Welt in ihrem Glanze vor Augen: allenthalben vornehme, reiche Geschlechter, die das Viergespann

nähren können. Es gehört zum Ruhme der Geschlechter, daß die Füllen unter ihren Händen gebändigt werden. Die Herren legen ihnen das glänzende Geschirr auf; Poseidon anrufend, spornen sie die Kräfte der Pferde an. Pindar führt uns in die Behausung der Gefeierten. Man sieht bei ihm wie bei Homer, die Mauern, die den Hof umgeben, welcher das eigentliche Haus enthält, auf Säulen ruhend, alsdann den Oikos, die Männerwohnung, wo die Festlichkeiten nach den Spielen stattfinden.

Vornehme und geringe Geschlechter, alle kommen von den Göttern her. Die Euneiden in Athen, ein Geschlecht von Tänzern und Citherspielern, zur Aufführung heiliger Aufzüge bestimmt, leiten ihre Herkunft von Euneus, dem Sohne des Jason, ab. So stammen die Weissager, die Jamiden, von Jamus, dem Sohne Apollos. Zu ihnen gehört Tisamenos, Wahrsager der Spartaner. Am Pelion wohnen die Chironiden, ein Geschlecht, das sich der Arzneikunde widmete und seinen Ursprung auf den homerischen Chiron zurückführte.

Man sieht die Ärzte schmerzstillende Tränke reichend, die verwundeten Glieder mit heilenden Kräutern umwindend, nicht ohne zauberähnliche Formeln, für den Gewinn empfänglich.

Alles hat Charakter und Würde. Die aleuadischen Brüder — ihrer drei an der Zahl — regeln die Republik der Thessaler; es giebt eine angestammte Regierung in den Städten, welche von den Guten weise geführt wird. Das Gedicht an Thrasydäus in Theben ist in der Absicht geschrieben, ihn vor jedem Versuche zur Erlangung der Tyrannis abzuschrecken.

Für Ägina hat der Dichter, der aus Theben stammt, eine große Vorliebe.

Asopus, ein Fluß in Böotien, ward zugleich als Vater von Ägina und von Thebe und diese beide als Schwestern betrachtet. Zwischen Herakles, dessen Heiligtum beim Hause des Amphitryon in Theben war, und den Äaciden von Ägina wird alte Waffenbrüderschaft angenommen. Das Bündnis Thebens mit dem waffenfähigen Ägina hatte Veranlassung und Gründe ganz anderer Art. Bei Pindar aber erscheint die Welt in dem Lichte der Verbindungen der Menschen mit den Heroen und Göttern.

Zu allem jedoch gehört eigene Tugend, wie denn auch Ägina so gerühmt wird, daß es die vornehmsten Helden in der Schlacht erzeugt habe und zugleich eine Stätte der Gerechtigkeit sei.

Pindar war zur Zeit der Schlacht bei Marathon bereits über dreißig, zur Zeit der Schlacht bei Salamis über vierzig Jahre alt. Sehr jung hatte er seine Stellung genommen und bereits ausgebildet, als die Perserkriege ausbrachen, an denen er schon deshalb keinen Anteil nahm, weil er ein Thebaner war. Bei Pindar lernen wir Griechenland kennen, wie es im allgemeinen vor der Entscheidung der Perserkriege beschaffen war.

Äschylus.

Äschylus war ein Zeitgenosse Pindars, wahrscheinlich sogar um einige Jahre älter als dieser; aber er war ein Athener; — kein Demokrat, eher ein Aristokrat durch seine Geburt; er stammte von einem angesehenen Geschlechte in Eleusis her; und, wie ja alle Parteien in Attika in dem Kriege zusammenwirkten, so hat auch Äschylus bei Marathon, Salamis, Platää mitgefochten; er hatte ehrende Narben der Wunden, die er damals erhielt, aufzuzeigen. Seine Werke gehören ganz der neuen Epoche an, die nach den Perserkriegen eintrat; sie stellen den in sich selbst gärenden Geist der Griechen dar; von der neu entstandenen Bühne aus, die auch auf religiösen Festlichkeiten beruhte, zieht er das Volk selbst in den Streit der Gedanken hinein. Die versöhnende Milde Pindars lag ihm fern.

In dem gefesselten Prometheus, einem der kühnsten und originalsten dramatischen Werke, die je geschrieben worden sind, faßt Äschylus die großen Fragen über die Welt und über die Götter von dem Standpunkt auf, welchen der Titanenmythus darbietet. Zu den ursprünglichen Gottheiten und ihren Kreationen, welche durch Zeus besiegt und so gut wie vertilgt werden, gehört auch der Mensch; er ist ebenfalls zur Vertilgung bestimmt, wäre wenigstens, in sonnenlosen Höhlen lebend, einem unwürdigen tierischen Dasein verfallen, hätte sich nicht einer der Titanen, der mit Zeus gegen die übrigen verbündet gewesen, seiner angenommen. Prometheus bringt den Menschen das Feuer, durch welches sie auf die Künste geführt werden; er lehrt sie die Jahreszeiten unterscheiden, die Tiere ihrem Dienst unterwerfen, den Bau der Häuser, die Schiffahrt; er stärkt und schärft ihr Verständnis. Man kann in dem Prometheus, der ein Titan und Gott ist, eine Personifikation des Menschengeistes erblicken, der in seinem Ursprung von Zeus und den Zwölfgöttern unabhängig ist. Die griechischen Götter waren in dem Kampfe mit den Persern siegreich geblieben. Äschylus erkannte ihre Herrschaft an, jedoch nicht eben die Allmacht, noch weniger die Gerechtigkeit derselben. In dem uns vorliegenden Stück, das eine erhabene Einsamkeit atmet, wo nur Elemente und Ideen mit einander streiten, erscheint der Menschengeist mit seiner immanenten Mächtigkeit als einer der Titanen, die von den Göttern übrigens besiegt sind. Die Herrschaft der siegreichen Götter, die doch nur durch das Menschenähnliche den Sieg über die Naturgewalten davongetragen haben, ist neu und gewaltsam, denn nunmehr ist niemand frei, ausgenommen Zeus: er bestimmt das Gericht, er ist der Alleinherrscher, der keiner Rechenschaft unterworfen ist; dem Widerstrebenden legt er eine täglich sich wiederholende, qualvolle Züchtigung auf; er würde ihn töten, wenn er vermöchte. Aber Prometheus weiß sich mit Gewalten verbündet, welche jenseit der gegenwärtigen Herrschaft liegen, und will eher alles erdulden und warten, bis sich dies erfüllt, als daß er sich unterwerfen sollte. Wir verlassen ihn, indem sich die Erde bewegt,

das Meer und der Himmel sich vermischen. Noch einmal klagt er den uralten Gewalten, daß er Unrecht leide.

Nie ward der auf sein Recht pochende, hochfahrende, trotzige und unüberwindliche Mut des menschlichen Geistes, der sich niemals unterwirft, hinter jeder Gestalt der Dinge noch eine andere kommen sieht, großartiger geschildert, als hier am Eingang der dramatischen Poesie. Es ist ewig schade, daß der folgende Teil des Prometheus — der befreite Prometheus — uns nicht aufbehalten worden ist, weil da, wo das Rätsel am schroffsten und schärfsten aufgestellt ward, auch die Lösung desselben besonders unterrichtend sein müßte. Man erfährt nur, daß Prometheus darin das Wort ausgesprochen hat, das dem Zeus seine Herrschaft sichert; zum Zeichen seiner Unterwerfung trägt er einen Kranz von Weide, deren Zweige sonst zur Fessel werden.

Ein ähnlicher Widerstreit aber tritt nun auch in den anderen äschyleischen Stücken auf.

In den Sieben gegen Theben liegt der lebendige Moment in dem religiösen Gegensatz der Angreifenden und der Verteidiger. Jene mißachten die ungünstigen Opferzeichen; sie rühmen sich, die Stadt zu nehmen mit dem Willen oder wider den Willen der Götter; auf ihren Schilden tragen sie die Abzeichen des Übermuts, wie denn auf einem derselben Typhoeus Rauch und Feuer speiend abgebildet ist; dagegen schließt man sich in der Stadt auf eine Weise an die Götter an, die dem Heerführer selbst unbequem ist. Eine prächtige Gestalt ist auch dieser Eteokles, voll Thatkraft, entschlossener Besonnenheit, jenem Übermut gegenüber des Sieges durch die Gunst der Götter gewiß. Er hat den Vorzug vor Polynices, daß er die einheimischen Altäre und sein Vaterland verteidigt. Aber jenseit dieses Kampfes ist noch das Geschick: die durch die unheilvolle Heirat geweckten und ungesühnten Erinnyen; denen fällt er zum Opfer, indem er den Sieg erringt.

Ein anderes Moment des Sieges im Bunde mit den Göttern erscheint in den Persern. Was dem Xerxes verderblich wird, ist der Frevel, welchen er durch Beraubung der Götterbilder, Verbrennung der Tempel begehen ließ, die Gewaltsamkeit selbst, indem er den Fluß des Gottes, den Bosporus und den heiligen Hellespont, zu fesseln sich vermaß. Aus der Unterwelt wird der Vater heraufbeschworen, um die Geschicke zu deuten. Mit den Göttern war nun, wie der Dichter hinzufügt, das Land verbündet, Klugheit und unendliche Tapferkeit.

Es sei gestattet, auch noch auf die anderen Stücke des Äschylus unter diesem Gesichtspunkte einen Blick zu werfen!

In den Schutzflehenden muß wohl der König als der Protagonist angesehen werden. Wenigstens entspringt alles aus seinem Entschluß, die Flehenden, als sie drohen, sich an den Bildsäulen der Götter umzubringen, lieber aufzunehmen, als diese Verunreinigung des Landes zuzulassen. Er wagt es samt seinem Volke auf die Gefahr, daß er einen Krieg deshalb zu be-

stehen haben werde. Das folgende Stück, die Danaiden, von dem wir nur wenige Verse übrig haben, zeigte ohne Zweifel, daß seine Voraussetzung ihn nicht täuschte.

Die Beziehungen zwischen Göttern und Menschen gewinnen in diesem Drama noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß die einheimischen Götter Fremde abwehren oder in Schutz nehmen. Denn immer mit den großen Gegensätzen geht dieser Dichter um.

In die Tiefe derselben führt uns die Orestie ein.

Gleich der erste Chor im Agamemnon bringt den alten Streit der Götter untereinander in Erinnerung. Er hält sich an den, der in diesem Kampfe dreifach der Sieger geblieben, Zeus, wer auch immer er sein möge, der die Menschen durch Leiden zum Denken führt. Der Knoten wird geschürzt, indem Agamemnon, den Zorn der Artemis zu versöhnen, sich zu der Opferung des Kindes entschließt. Er fügt sich der Notwendigkeit und faßt deswegen unheilige frevelhafte Gedanken. Mit Mitgefühl und Abscheu erzählt der Chor, wie die Missethat an dem unschuldigen Kinde ausgeführt wurde. Das ist eben der Widerspruch in dieser Religion, daß man, um den Göttern zu gefallen, das Unheilige thun muß. Glorreich, nach ausgeführter Unternehmung, kehrt Agamemnon endlich zurück; aber hier wartet seiner die Rache. Die in ihrer Kälte und heuchlerischen Voraussicht großartige Mörderin kann wenigstens sagen, daß ihre Hand nur das Recht vollstrecke, daß der Gemahl das Unheil über das Haus gebracht habe; der Chor wagt nicht, ihr Unrecht zu geben. Nur gegen das unsittliche Verhältnis zu Ägisth und gegen diesen selbst, der das Bett des Helden befleckt und ihn dann hat morden helfen, ergießt er seinen Zorn und Abscheu. Auch ist es zunächst dies, was die Rache herbeiführt. Apollo will nicht, daß das unter dem Schutz der Ehegöttin Hera und des Zeus stehende Bündnis zwischen Mann und Weib auf diese Weise verunehrt werde; durch jede Art von Ermunterung und Drohung treibt er den Sohn des Ermordeten an, die Schuldigen auf gleiche Weise zu morden, wie sie den Vater gemordet. Die Choephoren zeigen, wie Orestes diesen mächtigen Orakelspruch vollzieht. Er tötet Ägisth; als er seine Mutter töten soll und sie vor ihm niederkniet, hält er einen Augenblick inne; der Freund treibt ihn vorwärts: denn von des Apollo Worten dürfe keines unvollzogen bleiben; eher könne man alle anderen zu Feinden haben, als die Götter. Aber kaum ist das Entsetzliche geschehen, so fühlt Orest sich von einer anderen Gewalt gezwungen. Apollo hat ihm versprochen, daß er von Verschuldung frei sein soll. Das hindert aber nicht, daß Orest nicht sofort seine Sinne irre gehen fühlt, wie einen aus dem Geleise der Rennbahn herausgetriebenen Wagen, und die mit Schlangen umwundenen Furien, der Mutter grimmige Hunde, auf ihn stürzen. Sie sind die Töchter der alten Nacht; sie haben Klytämnestra nicht verfolgt, weil Agamemnon nicht vom Blute der Klytemnestra war; aber eine Blutschuld zu rächen, wie sie der Sohn an der Mutter begangen hat, dazu sind sie da, das ist ihr Recht und

ihr Amt; das Gefüge der Welt würde auseinanderreißen, wofern sie es nicht thäten. Daß Apollo sich des Armen, den sein Spruch veranlaßt hat, sich in diese Gefahr zu stürzen, annimmt, erregt ihren Zorn gegen die neuen Götter, durch welche sie ihrer Ehre beraubt werden und neue Gesetze die alte Ordnung der Welt verkehren sollen. Dem Apollo weichen sie nicht, wiewohl er sich auf Zeus bezieht, noch auch der Pallas, zu der Orest geflüchtet ist, obgleich sie ihre Klugheit anerkennen. Wer soll entscheiden zwischen dem Recht der Urwelt und den Satzungen der neuen Götter, zwischen Verletzung der Ehe, über welche die letzten, und der Kindespflicht, über welche die ersten wachen? Äschylus legt die Entscheidung wunderbarer Weise vor ein menschliches Gericht. Die Stimmen sind gleich geteilt, und von der Göttin, deren Recht anerkannt wird, kommt die Entscheidung zu Gunsten Orests und damit der Götter selbst; der Grund ist nur der Wille des Zeus; noch wichtiger ist — und der Dichter legt den größten Wert darauf, wie die Ausführlichkeit zeigt, mit der er davon handelt —, daß die Erinnyen, wenn sie auch diesmal ihre Beute fahren lassen müssen, doch für alle Zukunft verehrt werden sollen. Kein Haus soll gedeihen ohne sie; wer sie ehrt, dessen Schicksal soll erhöht werden.

Es sind Scenen aus dem Kampfe zwischen göttlichen und menschlichen Dingen, den Gewalten der Natur, die eine sittliche Bedeutung haben, und den eingeführten Gesetzen; die letzten behalten die Oberhand. Die Götter sind Mächte, welche man anerkennen und verehren muß, weil sie das Recht handhaben und Wohlfahrt gewähren.

Äschylus führt uns mitten in den Kampf, welchen Pindar als beendet betrachtet. Bei Äschylus ist das Ideal Thatkraft, Tapferkeit, bei Pindar Ruhm und Ruhe nach erlangtem Kampfpreise.

Zwischen dem dramatischen Dichter und seinem Publikum, welches hier das Volk ist, besteht immer eine unmittelbare Wechselwirkung. Wenn die Gedanken, welche Äschylus vortrug, noch dadurch einen besonderen historischen Wert erlangen, weil sie bei dem Volke Verständnis und Anklang fanden, so mußte er auch noch erleben, daß zuletzt die aus den zehn Stämmen ernannten Preisrichter einem dreißig Jahre jüngeren Mitbewerber, dem Sophokles, den Preis zuerkannten; denn die Gemüter waren für eine Modifikation der Darstellungen selbst und ihres Gegenstandes empfänglicher geworden.

Sophokles.

In Sophokles finde ich nicht jenen Zwiespalt zwischen den Göttern und den Gewalten der Urwelt, von dem Äschylus voll ist; diese Gedanken liegen seinem Zeitalter und seiner Weltansicht fern.

Ich finde auch nicht einen eigentlichen Widerstreit gegen die Götter, wie ihn die Sieben oder andere Helden des Äschylus unternehmen. Das Äußerste, wozu sich bei Sophokles Menschen fortreißen lassen, ist ein gewisses Trotzen

auf ihre Kräfte, wie es z. B. bei Ajax hervortritt; doch beruhen die großen Geschicke nicht darauf. Sie sind von dem Thun und Lassen der Menschen gleichsam unabhängig.

In Ödipus, dem Könige, ist keine Schuld; selbst keiner früheren wird gedacht, welche nun zu rächen wäre; er ist ein König, den man gewählt hat, weil er die Stadt von dem gräßlichen Zoll der Sphinx befreit; er genießt die vollkommenste Verehrung als der erste der Männer, auf den man in allen Verwickelungen sein Vertrauen richtet; er zeichnet sich bei eintretenden Unfällen durch die Sorge für das Gemeinwesen und jeden Einzelnen in demselben würdig aus. Aber über ihm liegt ein Geschick, das er nicht kennt. Das Königshaus in Theben, von unheilverkündenden Orakelsprüchen betroffen, thut alles, um die Erfüllung derselben zu vermeiden, führt aber eben dadurch eine solche herbei. Indem die Mutter den Sohn aussetzt, der erwachsene Sohn die vermeinten Eltern flieht, vollziehen sie das ihnen Bestimmte. Die Tragödie Ödipus hat ein lebendiges dramatisches Interesse, welches darin liegt, daß man im Gefühl vollkommener Schuldlosigkeit, die sich heftig und gereizt ausspricht, dem Geheimnis nachforscht, aus welchem das Unheil entspringt, von dem die Stadt bedrängt wird, bis sich das Unerhörte enthüllt, das die Sonne nicht hätte bescheinen sollen, das keine Flut abwaschen kann, — das Glück, welches ein wirkliches Glück ist, in Unglück und Thränen verkehrt wird und Ödipus sich als den den Göttern verhaßtesten Menschen betrachten muß; durch seine Blendung stößt er sich selbst aus der Gemeinschaft der irdischen Dinge und Geschöpfe aus. Die Ordnungen der Natur, welche bei Sophokles als die Ordnungen der Götter erscheinen, sind durch seine Geburt gebrochen; seine Vernichtung soll sie wiederherstellen.

Ebensowenig könnte man eine Schuld, die zu rächen wäre, an Deianira und Herakles entdecken. Die Trachinierinnen, so heißt das Stück, schließen mit einer anklagenden Auslassung gegen die Götter. Ein furchtbares Verhängnis waltet auch hier, das man über sich hereinzieht, indem man ihm entfliehen will; jenen Tod des Centauren Nessus wenigstens, an welchen sich alles anknüpft, kann man nicht als Schuld ansehen, da derselbe eine wohlverdiente Strafe war; und die Verbindung mit Jole dahin zu deuten, würde der griechischen Auffassung widerstreben. Die dahinschreitende Moira enthüllt eben ein furchtbares Mißgeschick.

Es wäre ein Mißverständnis, zu sagen, daß allenthalben eine des Geschickes würdige Schuld vorliegen müsse; die Geschicke entwickeln sich auch ohne dies. Zu den Verdiensten des Herakles gehört es, die Welt von dem gewaltsamen und zugleich sinnlich lüsternen Centauren befreit zu haben. Aber der Getötete hat ein Vermächtnis hinterlassen, infolge dessen der Held, der ihn gezüchtigt hat, umkommt. Man muß keine Lehre darin suchen; die Götter sehen es kommen, wehren es aber auch von ihren Kindern nicht ab.

Im Ajax treibt sogar die beleidigte Göttin den Helden in den Wahnwitz hinein, der ihm das Leben unmöglich macht; sie rühmt sich dessen.

Auch für die Leiden des Philoktet ist kein Grund ersichtlich. Er muß nur darum neun Jahre lang in der jammervollen Öde ausharren, weil Troja erst im zehnten erobert werden soll.

Hier ist kein Zwiespalt zwischen Göttern und Schicksal; sie haben vielmehr einen furchtbaren Bund geschlossen, dem die Menschen unterliegen. In allem, was geschieht, ist nichts, worin die höchste Gottheit nicht zur Erscheinung käme.

Zweifle niemand, daß das den nunmehr herrschenden Ansichten entsprach: Unterwürfigkeit unter die Götter als eine unnahbare, unbedingt gebietende Gewalt; die Weissagungen haben eine Realität; was sie verkünden, glaubt man, mag auch die Erfüllung derselben noch so unerwartet sein.

Der Dichter selbst, von der Nichtigkeit des menschlichen Wesens durchdrungen, glaubt daran und hält es für seine Pflicht, das Volk in diesem Glauben zu bestärken. Unerträglich aber würde die Bühne werden, wenn das ganze Bemühen nur eben dahin ginge, die Entwickelung des Schicksals zur Anschauung zu bringen. Das ist jedoch nicht der Sinn des Sophokles. Bei ihm liegt der Nachdruck immer darauf, wie der Mensch von dem Ereignis berührt wird. Ödipus entwickelt die Erhabenheit eines edlen, von Abscheu vor sich selbst eingegebenen Entschlusses; Ajax, der sich unterwerfen zu wollen schien, tötet sich selbst; unvergleichlich ist der Monolog, mit dem er sich dazu anschickt. In den Trachinierinnen liegt das psychologische Moment mehr in der Deianira, die ohne eigentlich von der Eifersucht ergriffen zu sein, ihren Gemahl sich doch durch ein scheinbar unschuldiges Mittel zu sichern denkt, aber in dem Augenblick, daß sie sich dazu entschlossen, wieder daran irre wird und eher umkommt, als der, dessen Tod sie verschuldet.

Sophokles hat immer eines oder das andere der wirksamsten Motive des persönlichen Lebens in seine Tragödie verwoben; wie hier die Liebe der Gattin, so in Ödipus auf Kolonos die der Tochter, in Antigone die der Schwester, in Ajax die männliche und zum Ziele führende des Bruders. Dem Sophokles wurde außer den beiden Schauspielern, welche schon Äschylus verwenden konnte, noch ein dritter zugestanden, der Tritagonist. Dadurch wurde ihm möglich, die Charaktere mehr zu sondern und sie mannigfaltiger, einen jeden auf seinem Standpunkt vor Augen zu stellen. Das Verdienst des Dichters liegt in der vollständigen Ausarbeitung der einfachen inneren Beweggründe der Handelnden. Antigone sowohl wie Elektra erinnern an Äschylus, das erste Stück dadurch, daß das Recht der Dike, der Unterwelt und selbst der Erinnyen als unverletzlich erscheint. Bei Sophokles sind jedoch Zeus und Dike verbündet. Der Widerstreit, der die Welt bewegt, tritt in dem König hervor, der nicht geradehin Unrecht hat, indem er ein strenges Gebot eben gegen den richtet, welcher seine Vaterstadt feindselig überzogen hat. Aber durch diese Strenge verletzt er die ewigen und unnahbaren Gewalten. Er versagt dem Gefallenen das Begräbnis, auf welches doch der Hades gleichsam ein Recht hat; er wird grausam, indem er die Schwester

desselben, die die Weihe des Begräbnisses gegen seinen Befehl vollzieht, zum Tode verurteilt, obwohl sie den Göttern der oberen und sichtbaren Welt angehört. In kurzen Zügen wird dabei sein Sohn vorgeführt, der Verlobte der Jungfrau, der die väterliche Autorität verehrt, aber aus Sympathie für die Braut sich selbst den Tod giebt. Unnachahmlich ist der Charakter der Antigone, in der sich Ehrfurcht vor dem Göttlichen, stolzes Widerstreben gegen die regierende Gewalt und jungfräulich verschämte Anmut verbinden. Was sie gethan, hat die öffentliche Stimme, die sich jedoch nicht recht getraut laut zu werden, besonders die Beistimmung der Angehörigen des Hauses, endlich auch das Wort des blinden Sehers für sich, welcher als der Interpret der göttlichen Gesetze auftritt. Kreon richtet sich zu Grunde, indem er allen so lange widersteht, bis es zu spät ist.

Nirgends hat Sophokles Äschylus mehr vor Augen, als in Elektra.

Der Gegenstand ist derselbe, wie in den Choephoren. Eben das vornehmste Motiv, was die Entwickelung herbeizuführen dient, die durch einen Traum hervorgerufene Absicht der Klytemnestra, dem Ermordeten ein Totenopfer zu bringen, sowie die Erdichtung vom Tode des Orestes sind aus Äschylus herübergenommen. Aber dabei waltet doch eine durchgreifende Verschiedenheit ob. Die Fäden werden da abgeschnitten, wo sie mit dem großen Ganzen, das Äschylus im Sinne hat, zusammenhängen: von den Furien, die den Orestes ergreifen, ist nicht die Rede. In dem Traum erscheint seine That wie die Erinnerung an angestammte Herrschaft, das Scepter Agamemnons treibt neue Knospen; von jener Differenz zwischen einem Attentat auf Ägysth und auf die Mutter, die bei Äschylus das Fundament bildet, kommt bei Sophokles nichts vor. Der Dichter billigt die Handlung und erkennt sie als recht an. Der ganze Nachdruck liegt in der Persönlichkeit der Elektra. Sie hat Orest gerettet und leidet dafür eine Unterdrückung, die ihr höchst beschwerlich fällt und eben noch weiter gehen soll; aber niemals unterwirft sie sich. Sie ist die Weise und Beste, gegen welche sich das Schlechte bewaffnet. Aus Furcht vor Zeus hält sie an dem Gesetzlichen fest: sie wäre entschlossen, die That der Rache selbst zu versuchen, wenn nicht in dem Augenblick der Totgeglaubte erschiene. Sophokles läßt sich angelegen sein, diesen Charakter näher zu entwickeln im Verhältnis zu ihrer Schwester, zu ihrer Mutter, endlich auch zu dem Bruder, den sie im Augenblick der That bis zum gräßlichen mannhaft anfeuert, dieselbe auszuführen. Um die Rache zu vollziehen, dient ihr der Betrug, den sie mit wilder Ironie mischt. Sie ist die rechte Tochter jener Klytämnestra, die im Agamemnon des Äschylus erscheint.

Der Widerstand gegen tyrannische Gewalt ist überhaupt ein dem Sophokles eigentümliches Element. Es erscheint auch in Ajax und Hämon, in Tiresias, schon in Ödipus dem Könige, am meisten in der Antigone. Der Gegensatz des ewigen Rechts gegen ein willkürlich gemachtes Gesetz ist nirgends tiefgreifender dargestellt.

Die Ideen treten alle dem gerade herrschenden Staatsinteresse entgegen, das List und Gewalt verbindet, wodurch das Leiden selbst einen Zug gewinnt, der das menschliche Gemüt von Grund aus ergreift und hinreißt.

Kreon selbst in Ödipus dem Könige, ist eine anerkennungswerte Gestalt; und sehr treffend wird der Unterschied des Einflusses eines hochgestellten Mannes von der wirklichen Staatsgewalt und das Vorteilhafte des ersten dargestellt.

Das giebt dem Philoktet seine eigentliche Bedeutung, daß Neoptolem, nachdem er erst dem Odysseus versprochen, für die gemeine Sache List und Betrug anzuwenden, wieder in sich geht, zu den Gesetzen der Menschlichkeit zurückkehrt und seine Dienste versagt; ein junger Mann, von vertraulicher Offenheit, der die heimlichen Wege nicht ertragen kann.

Der Seher sagt dem Ödipus: er sei nicht in dem Dienste des Königs, sondern in dem Dienste Gottes.

Staats- und Götterverehrung stehen einander schon hier mit ähnlichen Ansprüchen gegenüber, wie in der ganzen Geschichte. Überall tritt im Sophokles die Ehrfurcht vor den ungeschriebenen Gesetzen der Götter hervor. Der Olymp ist ihr Vater; in dem ewigen Äther sind sie gezeugt; vom menschlichen Verstande rühren sie nicht her, nie können sie vergessen werden.

Es ist vielleicht der alte Widerstreit; er ist nur aus den Regionen der göttlichen Dinge in die der menschlichen herabgezogen, insofern deutlicher und belehrender; ein Kampf sittlicher Mächte gegen die momentan herrschende Gewalt. Den eingeführten Verfassungen, den Ideen, auf denen das Gemeinwesen beruht, der Götterverehrung selbst wird immer das Wort geredet; sie erscheinen unantastbar. Die Atmosphäre der Gedanken ist bereits politisch. Wenn Menelaus von den Spartanern als ein spartanischer Heros verehrt ward, wie Ajax als ein atheniensischer, so kann es unmöglich zufällig sein, daß sie im Stücke einander entgegentreten; der erstere, ausdrücklich König von Sparta genannt, keineswegs zu seinem Vorteil. Der Ödipus auf Kolonos hat das Verhältnis zwischen Theben, das seinen König ausstößt, und Athen, das ihn aufnimmt und ihm ein Grab gewährt, zu seinem Gegenstande. Die Götterfurcht und vernünftige Mäßigung von Athen erscheint glänzend und heilbringend. Theseus ist eine geniale königliche Natur; an sein Verhalten werden Verheißungen geknüpft, welche den Athenern Sicherheit und eine große Zukunft verkündigen. Aber indem der Dichter diese Saite berührt, ist er um so eifriger bemüht, den Tod des unglücklichen Ödipus mit allem Schmuck der Darstellung zu umgeben. Der Zwiespalt, in dem sich seine Seele befindet, zwischen der Liebe zu seinen Töchtern, die ihn pflegen, und dem Hasse gegen seinen Sohn, der ihn verjagt hat, ist gräßlich und erhaben. Jene politischen Beziehungen werden durch die ideale Darstellung des Tragischen in den Hintergrund gedrängt; man gedenkt ihrer nicht mehr.

Besonders gelungen sind die eingemischten Erzählungen; mit ihnen wetteifert die Dialektik des Gesprächs; unübertrefflich ist der Schwung der gedankenvollen Chorgesänge. Die Sprache des Sophokles ist die gediegenste, reinste, schönste, in der sich der menschliche Geist jemals ausgedrückt hat.

Euripides.

Euripides war zu jung, um noch mit Äschylus um den Preis zu kämpfen; sein unmittelbarer älterer Zeitgenosse war Sophokles. Zwölf Jahre nach dessen Auftreten brachte Euripides sein erstes Stück auf die Bühne, fünfundzwanzig Jahre alt; die erhaltenen Stücke sind beinahe gleichzeitig: von 440 bei dem einen, 438 bei dem anderen; sie fallen hauptsächlich in die Zeiten des peloponnesischen Krieges.

Euripides ergriff, wie seine Vorgänger, jenes Element der Götter- und Heldensage, in welcher die Nation ihre Vorstellungen über himmlische und irdische Dinge niedergelegt hatte.

Er ist weit davon entfernt, die Frage im Sinne des Äschylus zu fassen; er betrachtet die olympischen Götter, wie Sophokles und wie schon Pindar, als unbedingte Herrscher; er abstrahiert von ihrem Kampfe mit den Naturmächten oder von dem Gegensatz einer eingerichteten und herrschenden Weltordnung mit den physischen und geistigen Kräften, welche unterlegen waren. Wollen wir aber seine besondere Sinnesweise unterscheiden, welche die seines Zeitalters war oder wurde, so dürfen wir die Mühe nicht scheuen, auf die innere Zusammensetzung seiner Stücke einzugehen.

Was in dem sophokleischen Ajax hervortritt, daß die Göttin an dem Unglück des Helden eine persönliche Schuld hat, ist bei Euripides die Regel.

Phädra liebt den Hippolyt, wie Aphrodite sagt, nach ihren Ratschlägen. Nachdem die von Eurystheus gebotenen Arbeiten vollzogen sind, treibt Hera den Herakles zur Raserei. Iris selbst führt Lyssa, die Tochter der Nacht, gegen ihn herbei; daß der Artemis und der Demeter Opfer fallen sollen, bewirkt die Geschicke der Iphigenie und Makaria; und wie ein Gott erscheint auch Achilles, die Schiffe der von Troja abfahrenden Griechen zurückhaltend, bis ihm Polyxena geschlachtet wird; Neoptolem muß sterben, weil er Apollo beleidigt hat, obwohl er es bereut; eine Stimme aus dem Innern des Tempels fordert im entscheidenden Augenblick hiezu auf; daß Apollo Schuld an allem Unglück Orests trage, tritt hier noch greller, als bei Äschylus, heraus.

Das Hauptmotiv in der euripideischen Tragödie ist der persönliche Groll der Götter, der jedoch keine tiefere Begründung hat, der eigentlich auch keinen Widerstand hervorruft, sondern nur das Schicksal bestimmt.

Es ist wesentlich, daß die Ereignisse durch einen Prolog eingeleitet und durch einen plötzlich erscheinenden Gott zum Ziele geführt werden; dazwischen bewegen sich die Helden auf menschliche Weise, ohne eine definitive

Einwirkung auszuüben, mit ihren Trieben, Leidenschaften, Tugenden und Gedanken.

Zuweilen verleiht dies Verhältnis den Dramen einen unendlichen Reiz, wie in den Troaden. Der Gegenstand ist die Verteilung der gefangenen Weiber, deren Ermordung das einzige, wovon eine Wiederherstellung Trojas erwartet werden kann. Die Griechen vollziehen ihr Werk mit schärfster Konsequenz. Aber mit glücklichem Gefühl hat Euripides diesmal seinen Prolog um vieles weiter reichen lassen, als der Zuschauer im Drama geführt wird. Unheilverkündende Weissagungen durchbrechen das Ereignis. Man weiß, daß alle diese grausamen Sieger auch schon selbst dem Verderben geweiht sind. Was giebt es ergreifenderes, als den Hymenäus, den Kassandra sich selbst singt! Sie hat die innere Gewißheit, daß der Verderber auf diese Weise zu Grunde gerichtet wird.

Euripides nahm sein Vorbild von jenem Vollkommenzugrunderichten nach geschehener Eroberung, wie es in Griechenland an der Tagesordnung war. Wie manche Hekuba mag es gegeben haben!

Was mir besonders auffällt, ist der Gegensatz zwischen Barbaren und Hellenen, der im allgemeinen mit der Auffassung Herodots übereinstimmt. Er erscheint in der Medea, der taurischen Iphigenie und den Stücken selbst, die aus dem troischen Fabelkreise genommen sind. — Auch die Troer rechnet Euripides zu den Barbaren; sie unterscheiden sich durch laxere Sinnesweise, prächtigere Kleidung, unbedingten Gehorsam unter den Herrn, etwas unfeines auch in ihrem Gemüte; zwischen ihnen und den Hellenen kann nie Freundschaft sein. Eben darum ziehen die Griechen schon nach Troja, um den Barbaren einen Schlag beizubringen.

Euripides giebt sich nicht die Mühe, sich in die vergangenen Zeiten der heroischen Welt zurückzuversetzen. Die Zustände, welche er vor sich sieht, trägt er auf die Heroen über. Gar manche seiner Verwickelungen beruhen auf gewechselten Schreiben. Theseus und Herakles philosophieren über die Natur der Götter. Nicht allein die politischen, sondern auch die Familienverhältnisse seiner Epoche versetzt er in die Heroenwelt, und an den großen Geschicken entwickelt er die Gesinnungen der Glieder der verschiedenen Familien. Wenn in dem äschyleischen Stücke über den Angriff auf Theben nur Eteokles erscheint, auf dessen Gesinnung der ganze Nachdruck beruht, so zieht Euripides in den Phönissen noch einmal die Mutter hervor, die nach der andern Sage längst gestorben war, und läßt sie den Versuch der Versöhnung zwischen den feindlichen Brüdern machen. Im Orest treten auch der Oheim und seine zurückgekehrte Gemahlin eingreifend hervor, der alte Tyndareus: man sieht das ganze königliche Haus; — so in der Andromache Peleus der widerwärtigen Schwiegertochter gegenüber, in der Iphigenie in Aulis der Vater und der Oheim, die Mutter und der Bräutigam.

Elektra macht trotz des tragischen mythischen Ereignisses, welches das Stück vorstellt, fast den Eindruck eines bürgerlichen Trauerspiels. Elektra ist

jungfräulich verheiratet; in ihrem Hause geschieht die ganze Entwickelung. Farbe und Ton der Mythe werden Wahrscheinlichkeiten untergeordneter Art aufgeopfert. Wie bei Sophokles, streitet auch bei Euripides Elektra mit Klytämnestra. Dort liegt der Nachdruck auf dem Rechtsbegriffe, hier bei weitem mehr einerseits auf dem Verhältnis des Agamemnon zu Kassandra, andererseits auf der schlechten Behandlung der Kinder in der mit Ägisth geschlossenen Ehe.

Mit diesen Gesichtspunkten hängt es zusammen, daß Euripides gleichsam eine Philosophie des häuslichen Lebens vorträgt; wenigstens zusammenhängende, darauf bezügliche Gedanken kommen bei ihm allenthalben vor.

Als die gelungensten Dichtungen des Euripides darf man Medea und Phädra betrachten; sie wurzeln beide auf diesem Grunde.

Medea mag man wohl mit der Deianira des Sophokles vergleichen; aber wenn diese ihren Gemahl nur zu fesseln wünscht, so richtet Medea ihre ganze Wut gegen die Nebenbuhlerin und gegen ihre eigenen Kinder. Sie will Jason nicht töten, sie will ihn moralisch zerstören; die Zukunft, die er sich aufzuerbauen gedenkt, ihr zum Trotz und zum Hohne, erfüllt ihre Seele mit wilder Entschlossenheit. Nie ward wohl etwas zugleich sinnreicheres und schrecklicheres gedichtet, als der Abschied, den Medea von ihren Kindern nimmt. Nicht einen Seelenkampf möchte ich es nennen: denn sie zweifelt nicht; sie hat ein vollkommenes Gefühl der Kindesliebe, das sie auf das lebendigste ausdrückt; allein viel stärker ist ihre Wut und ihr Haß: sie opfert sie dennoch, — die barbarische Löwin.

Von der Phädra ist es längst gezeigt, wie weit die Entwickelung der Leidenschaft über jede Nachahmung späterer Zeit erhaben ist.

Denn einer der mächtigsten, erfindungsreichsten Dichter, die je gelebt haben, ist bei allen seinen Mängeln dieser Euripides; es ist kein Stück, das nicht durch irgend eine große Situation den Zuschauer fesselte. Er hat zu dem reichen Stoffe der heroischen Sage, den seine Vorgänger bearbeiteten, auch noch die heraklidische Fabel herbeigezogen und sich ihrer bemächtigt. In allem sucht er das menschlich Ansprechende hervorzuheben, besonders die Momente, wo ein Widerstreit der Leidenschaften entsteht. Die Unschuld der männlichen Jugend im Tempeldienst, oder ihre frische, spröde Mannhaftigkeit in Jagd und Weidwerk; die Hingebung der Jungfrauen für das Große und Allgemeine, wie in Iphigenie, so in Polyxena, oder für den Gemahl, wie in Alceste, sind ebenso wie Eifersucht und rasende Leidenschaft mit unvergänglichen Zügen gezeichnet.

Ich weiß nicht, ob Euripides das erreicht, was die Theorie der Tragödie fordert; aber er ist ein durch und durch lebendiger Mensch von größtem Talent, der sich dessen mit unendlichem Erfolge bedient hat. Noch bei seinen Lebzeiten erwarben sich seine Arbeiten Ruhm und Ansehen in Sicilien; aber allmählich haben sie in dem ganzen Umkreise der griechischen und später römischen Welt das Volk durchdrungen, sie selbst oder ihre Nachahmungen.

Man hat mit Recht bemerkt, daß sie eines der wichtigsten Elemente der späteren Bildung gewesen seien. Gewiß haben sie auch zu der vorwaltenden Gesinnung viel beigetragen.

Wir dürfen deshalb wohl noch einmal auf die religiöse Denkungsart zurückkommen, welche sie aussprechen.

Euripides schließt sich an Pindar an, welcher an das Mahl des Tantalus nicht glaubt. Seine Iphigenie sagt, daß es menschenmordende Menschen gewesen sein müssen, durch welche den Göttern Dinge dieser Art aufgebürdet worden.

In jenem Gespräch zwischen Theseus und Herakles nimmt der eine den größten Anstoß an der Vermählung zwischen Geschwistern wie Zeus und Hera, an der Fesselung des Kronos; der andere hält das für eine Erfindung der Poeten.

Aber nicht so leicht war damit durchzukommen, wo die Unsittlichkeiten der Götter, wie meistenteils, in die Mitte der Handlung verflochten sind. Dann tragen die Menschen, die von den Göttern leiden, kein Bedenken, sie zu tadeln. Selbst der fromme Jon findet es anstößig, daß sie, welche die Gesetze geben, sie selber nicht halten. Er spricht gegen das Asyl, worin den Verbrechern Straflosigkeit gewährt wird. In der Andromache wird Apollo angeklagt, daß er handle wie ein schlechter Mensch, der eines alten Zwistes gedenke. In dem Hippolyt heißt es, daß der Mensch durch Kühnheit und Gewaltsamkeit seine Absicht erreiche, nicht durch Frömmigkeit; in dem Bellerophon, daß die Kleinen, wenn auch fromm, doch den Starken unterliegen. „Es giebt keine Götter", so lautet der Ausruf, „sie sind nicht."

Das ist wohl klar, daß nur ein philosophischer Geist, wie dieser, sich über die Überlieferung des Götterdienstes, oftmals Götzendienstes, erheben konnte. Wie Herakles in der angeführten Stelle sagt: Der Gott, der wahrhaft Gott ist, ist frei von Bedürfnis.

Euripides zweifelt, ob der Gott die Notwendigkeit der Dinge oder der menschliche Geist ist. Sitte und Gesetz macht, daß wir die Götter annehmen. Gerechtes und Ungerechtes wird von den Menschen unterschieden.

Was kann der Idee der Eumeniden, wie sie Äschylus hat, mehr entgegenstehen, als die Erklärung des euripideischen Orestes: das Gewissen sei es, was ihn verfolge: daß er sich dessen bewußt sei, was er gethan habe.

Die Gerechtigkeit ist eine Tochter der Zeit; sie bringt alle Bosheit an den Tag. Erde und Himmel haben die Dinge gezeugt; das Irdische kehrt zur Erde zurück, das Ätherische zum Himmel. Der glücklichste Mann ist der, welcher die Weltordnung der unsterblichen Dinge anschaut.

Man dürfte sagen, daß durch diese Behandlung die Heldensage, der große geistige Besitz der Nation, doch auch tief erschüttert und so gut wie vernichtet wurde.

War es nicht besser, die Menschen, wie sie vor Augen standen, unmittelbar zu schildern, als ihr Thun und Lassen in die Heroenwelt zu übertragen?

Philosophie und Historie waren nun eine Notwendigkeit geworden.

Herodot und Thucydides.

Herodot und Thucydides verhalten sich chronologisch nicht viel anders, als Sophokles und Euripides. Herodot ist der ältere; einer alten Berechnung zufolge, die zwar oft bestritten, aber niemals durch eine besser bewiesene ersetzt worden ist, war er beim Anfange des peloponnesischen Krieges dreiundfünfzig, Thucydides vierzig Jahre alt. Aber die Lebensstellungen und Lebensschicksale der beiden Begründer aller historischen Wissenschaft und Kunst waren sehr verschiedener, ja entgegengesetzter Art. Herodot, an der asiatischen Küste in einer Stadt geboren, die in enger kommerzieller und politischer Verbindung mit den orientalischen Nationen stand, so daß er einen Teil seines Lebens der Erforschung derselben widmete, wurde dann nach der großen Metropole des Handels, Samos, und endlich nach Athen gezogen, welches so eben die höchste Stufe seiner maritimen Macht erreichte. Er war ein Fremder in Athen, schloß sich aber den Athenern von ganzer Seele und mit Bewunderung an. Thucydides dagegen, ein geborener Athenienser von vornehmer Herkunft und dort bereits zu einer der wichtigsten Stellungen, welche es gab, der selbständigen Führung eines Geschwaders der Flotte, gelangt, hatte das Unglück, daß ihm die Peloponnesier vielleicht nur um Einen Tag zuvorkamen und Amphipolis besetzten, ehe er herangesegelt war. Hierdurch aber verlor er die Gunst des athenischen Volkes, das damals von einem rücksichtslosen demokratischen Führer beherrscht wurde. Er wurde mit dem Exil bestraft, das er in einer erblichen Besitzung, zum Teil unter dem Schutze der Lacedämonier verlebte. Dieses Mißgeschick gereichte ihm für die Abfassung der Geschichte des Krieges, die er bei dem Anfang desselben zu unternehmen beschlossen hatte, zum Vorteil. Er war nicht mehr lediglich auf die Gerüchte und Erzählungen seiner Vaterstadt angewiesen und fand die Mittel, um zu einer unparteiischen Auffassung und Darstellung schreiten zu können. Der Fremde hatte Antrieb zur Vorliebe für Athen, der Athenienser guten Grund, um die Handlungen seiner Landsleute ohne einseitigen Patriotismus anzusehen. Nicht minder aber fällt der andere Unterschied ins Gewicht. Herodot lebte in Anschauung des großen Kampfes zwischen Persern und Griechen, der, als er schrieb, den Gesichtskreis der Welt beherrschte. Thucydides wurde in die Mitte der Kämpfe unter den Griechen selbst, zwischen Athen und Sparta, gezogen. Die inneren griechischen Zwistigkeiten kommen schon bei Herodot zum Vorschein, der Gegensatz zwischen Persern und Griechen auch bei Thucydides; aber das Erste tritt bei Herodot, das Zweite bei Thucydides in den Hintergrund. Herodot richtete seine vornehmste Aufmerksamkeit auf den allgemeinen äußeren Kampf, Thucydides auf den inneren. Herodot war vor allen Dingen Reisender. Seine Vaterstadt Halikarnaß hatte Anteil an der Handelsniederlassung in Naukratis, durch welche den Griechen der Verkehr mit Ägypten eröffnet wurde. Man darf annehmen, daß dies Verhältnis den Blick Herodots frühzeitig auf Ägypten gelenkt und ihm später, auch als das-

selbe nicht mehr bestand, dort eine gute Aufnahme vermittelt hat. Er hat unter allen Fremden den Denkmalen des alten Ägyptens zuerst die Aufmerksamkeit gewidmet, die sie verdienten; er hat Phönizien besucht und die Wunder von Babylon gesehen; auf der großen Straße, die von Ephesus nach Sardes, von Sardes nach Susa führt, ist er in das innere persische Reich gelangt; er ist in Ekbatana gewesen. Doch zog ihn der Orient nicht in seine Kreise, wie etwa einige Zeit nachher Ktesias. Für die Vorzüge der Hellenen hatte Herodot ein offenes Auge; er vergaß keinen Augenblick, daß er ein Grieche war. Auch über die Küsten und Landschaften Griechenlands spricht er mit einer Genauigkeit, aus der man sieht, daß er sie größtenteils in Augenschein genommen hatte. In Athen war er gleichsam zu Hause. Denn mit Athen war seine Vaterstadt, die gleichwohl dem Großkönige ihre Abgaben leistete, doch politisch enge verbunden. So umfaßte Herodot alle die Gebiete, welche die damalige kultivierte Welt ausmachten, durch eigene Anschauung; er hatte sie mit dem eingeborenen Triebe, sich zu unterrichten, besucht. Wir nehmen wahr, wie ihn seine Wißbegierde von Ort zu Ort begleitete.

Das Werk, in welchem er nun die Erkundigungen, die ihm zu Teil geworden waren, zusammenfaßte, bildet selbst einen Moment in der Geschichte des Jahrhunderts. In Herodots Geiste reflektierten die Eigentümlichkeiten der Nationen. An jeder Stelle hat er sich über Land und Volk Informationen verschafft, die sich in seinem Werke neben einander unterscheiden lassen. Die ethnographischen Mitteilungen, die wir ihm verdanken, sind schon an sich von hohem Werte; doppelte Bedeutung aber bekommen sie durch das geschichtliche Element, mit welchem sie in ein Ganzes verwebt wurden.

Über den Gesichtskreis der damals lebenden Menschen konnten diese Informationen nicht weit in die Vergangenheit hinausreichen. Auffallend ist, daß Herodot über die Herrschaft der Assyrer, obwohl er selbst die Anwandlung gehabt hat, ihre Geschichte zu schreiben, doch in dem Buche, das er wirklich schrieb, sich nur sehr wenig unterrichtet zeigt. Er würde sonst die ägyptischen Verhältnisse unter der saitischen Dynastie ganz anders aufgefaßt haben, als er es thut. Aber Assyrien war den Zeitgenossen schon aus dem lebendigen Gedächtnis verschwunden. Die Erinnerung wurde von dem Emporkommen und den Unternehmungen der persischen Könige beherrscht. Über deren Ursprung selbst hatte man nur sagenhafte Berichte, welche Herodot so mitteilt, wie er sie von Persern und Ägyptern vernahm.

In frischem Gedächtnis aber war das feindliche Zusammentreffen zwischen Persien und Griechenland. Die großen entscheidenden Kämpfe waren geschlagen; Herodot hat kaum eine persönliche Erinnerung an dieselben gehabt; aber noch lebte man in ihren Nachwirkungen; sie beherrschten noch immer die gegenseitigen Beziehungen des Orients und der griechischen Welt. Alle Kräfte auf beiden Seiten waren dadurch in Bewegung gesetzt worden und hatten sich mit einander gemessen. Auf dem Unternehmen der Perser gegen die Griechen, dem Mißlingen desselben, dem Rückschlage, den die Griechen dagegen aus-

übten, beruhte der Zustand der Welt. Diese Ereignisse bilden nun einen anderen Teil der Erkundigungen Herodots; sie mit den ersteren zu vereinigen und alle in ihrem Zusammenhange darzustellen, war der würdigste Gegenstand, der sich finden ließ: die erste wirkliche Geschichte, welche geschrieben wurde. Denn nicht auf nationalem Boden allein könnte die Geschichte erwachsen; die Nationen werden erst durch ihr Zusammentreffen mit anderen ihrer selbst bewußt. Ein umfassender Geist kann dann auch wohl den beiden mit einander kämpfenden Völkerkomplexen gerecht werden. Herodot ist durchaus gerecht. Er haßt die Barbaren nicht; wie könnte er sie sonst schildern? Man hat ihn oft einer Vorliebe für die Athener angeklagt und das günstige Urteil, das er über ihre Haltung im Kriege fällt, aus persönlichen Motiven hergeleitet. Ich trage Bedenken, dem beizustimmen. Die berühmte Stelle, in welcher er ausführt, daß die Rettung Griechenlands dem Entschlusse der Athener, sich zur See zu verteidigen, zu verdanken sei, hat doch eine einleuchtende Wahrheit. So verhielt es sich in der That; die Anschauung dessen, was ohne Zweifel eingetreten wäre, wenn das Erste nicht geschah, hat ihm jene Stelle eingegeben, welche, als historisch-politisches Urteil gefaßt, vielleicht die beste in dem ganzen Werke ist.

Herodot besaß die Gabe einfacher anmutender Erzählung einzelner Vorfälle, die seinem Buche einen unvergleichlichen Reiz verleiht, aber auch eine sympathische Einsicht in die allgemeinen Verhältnisse. In seiner großartigen Kombination ist das Werk niemals erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Nun aber versteht es sich ja, daß damit nicht alle Anforderungen, die an geschichtliche Darstellung gemacht werden können, erfüllt wurden. Alles beruhte auf mündlicher Überlieferung; und es war eben eine schon mehrere Decennien zurückliegende Begebenheit, welche der Geschichtschreiber nicht unmittelbar miterlebt und wofür auch nicht allenthalben zuverlässige Gewährsmänner zu finden waren, was den Gegenstand seines Werkes bildete. Es blieb noch ein anderes Verdienst, welches durch die Darstellung einer unmittelbar vor den Augen des Geschichtschreibers vorgegangenen Begebenheit erworben werden konnte. Dann konnte man von mündlichen Berichten über eine frühere Epoche, die doch immer auf unsicheren Erinnerungen beruhten, abstrahieren. Exakte Darstellung der Begebenheit im einzelnen mußte den Reiz allgemeiner Umfassung ersetzen. Dies hat nun Thucydides geleistet. Sein Gegenstand war nicht ein Kampf, der den Erdkreis umfaßt, sondern der Widerstreit zweier in sich hochbedeutender Republiken. Von dem Augenblick, als ihr Hader in offene Feindseligkeiten ausbrach, begleitete Thucydides ihren Verlauf mit der Absicht, denselben zu beschreiben. Ein Autor allein hätte nicht beides leisten können. Zwei Männer von verschiedenem Charakter, verschiedener Begabung waren dazu notwendig. In dem einen und dem anderen treten dann auch Anschauungen hervor, wie sie ihrem Gegenstande und ihrer Zeit entsprechen. Herodot hatte in seinem Verkehr mit verschiedenen Nationen, bei denen er immer die Religion in Betracht zog, andere Gedanken gefaßt, als bei dem griechischen

Volke gäng und gebe waren. Er setzt sich dem fabelhaften Götterwesen zugleich historisch entgegen. Nach seiner Meinung verehrten die alten Pelasger und mit ihnen die Hellenen die Götter ohne besondere Namen. Die Griechen empfingen ihre Götternamen aus Ägypten. In Dodona erzählte man dem Geschichtschreiber, es sei einst förmlich bei dem Orakel angefragt worden, ob man sie annehmen solle, und das Orakel habe es gebilligt; dann seien Homer und Hesiod gekommen, welche die Beinamen der Götter, ihre Beschäftigungen festgesetzt und die Theogonie erfunden hätten; aber das sei, so zu sagen, von heut und gestern, namentlich mit dem Altertum der Ägypter nicht im entferntesten zu vergleichen.

Herodot war nicht allein in Dodona gewesen; er kannte die eleusinischen Mysterien, er war eingeweiht in die Mysterien der Cabiren von Lemnos. Er legt sich darüber Stillschweigen auf; aber er deutet zuweilen an, daß hinter dem Götterglauben noch etwas zurückliege, was er nicht sagen wolle, noch könne. Darum leugnet er aber das Dasein der Götter und Heroen nicht etwa ab. Ganz im Gegenteil, indem er diese Dinge sagt, fürchtet er, die Ungunst derselben zu erregen. Wenn er eine Erzählung über Herakles bestreitet, bittet er sich von Göttern und Heroen Nachsicht aus.

An dem Dasein und der Wirklichkeit der Götter also zweifelt er nicht; er wiederholt die Lehre, daß sie dem Geschick nicht entgehen können, das er also außerhalb ihres Beliebens setzt; auf die Wirksamkeit der einzelnen Götter geht er nicht ein; er nimmt ein Göttliches an, das auf die menschlichen Dinge einen stets eingreifenden Einfluß ausübe. Besonders zweierlei ist es, was er davon aussagt.

Die Götter unterstützen den Mut und Verstand; aber sie verfolgen durch eine Art Neid das Hochstehende. Wenn man sein Buch eine Weile vor sich hinliest und sich dem Eindruck hingiebt, den er, von einem auf das andere kommend, hervorbringt, so ist das Konstante eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit. Er verehrt die Götter als faktische Potenzen, welche Rache an dem ausüben, von dem sie, selbst auch nur in der Intention, beleidigt werden, ihren Willen durch Orakel ankündigen und denselben unfehlbar vollstrecken. So war die Auffassung des Äschylus, im Grunde auch die des Euripides, der den Göttern ihre Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten vorrückt. Die Götter regieren die Menschenwelt; aber eine unbedingt dominierende Macht besitzen sie nicht. Es giebt eine noch weiter zurückliegende, tiefere Religion, die sich unter anderem in der Nemesis offenbart, welche Herodot auch da annimmt, wo die Menschen sie in der Regel verkennen.

Von jeher hat man bemerkt, wie sehr Thucydides von dem Götterglauben Herodots entfernt ist. Es ist kein vollkommener Gegensatz: denn ein solcher hätte mit sich gebracht, daß die altertümlichen Ideen über die Götter, die ja Herodot verwarf, wieder aufgenommen worden wären. Aber Thucydides war von der allgemeinen Richtung, welche die Poeten aussprachen und durch welche der Glaube an die Götter beschränkt oder vernichtet wurde, auch seinerseits

durchdrungen. Ein Göttliches in den menschlichen Dingen nahm auch er an; er klagt darüber, daß man sich nicht vereinige, um die göttlichen Gesetze zu halten, sondern um sie zu brechen. Er spricht mit Mißbilligung von einem um sich greifenden Mangel an Frömmigkeit. Von der Annahme aber, daß die Götter unmittelbar in die menschlichen Dinge eingreifen, läßt sich bei ihm keine Spur entdecken. Es ist wahr: er leugnet die Orakel nicht geradezu; er bringt einiges bei, was die Vorhersagungen sogar bestätigen könnte; aber er verhält sich dabei allezeit skeptisch. Wenn man z. B. ein Erdbeben in Lacedämon dort von der Verletzung eines Asyls, zu dem die Heloten geflüchtet waren, herleitet, so erzählt er das zwar, aber ohne im mindesten anzudeuten, daß er diese Meinung teile. Denn von der aufkommenden Naturkunde war er nicht unberührt geblieben. Mit einer gewissen Ironie gedenkt er der Meinung der Liparäer, daß die Schmiede des Hephästos auf ihrer Insel sei; er hat einen ganz anderen Begriff von dem Rauche bei Tage, dem Feuer bei Nacht, das sie aufsteigen sehen. Wenn irgendwo Erscheinungen der Natur einen Einfluß auf die Beschlüsse ausüben, welche die Menschen fassen, so spricht er seine Mißbilligung darüber aus. Charakteristisch ist es, wie er sich zu der Behauptung verhält, daß ein Fluch auf die Verwendung des sogenannten Pelasgikons in Athen zu Wohnungen gelegt worden sei; er weist es zurück, wenn man die späteren Unglücksfälle davon herleiten wollte, daß man diesen Fluch unbeachtet gelassen; er erkennt darin lediglich die Voraussicht, daß dieser Platz nur unter ungünstigen Umständen zu Wohnungen werde dienen müssen. Der wahre Fortschritt des Thucydides möchte darin liegen, daß er das historische Motiv in den moralischen Beschaffenheiten der Menschennatur erblickt. Man wird sich dabei nicht der Stellen zu bedienen haben, die er in seinen Reden einflicht: denn diese sind nach dem Charakter dessen geformt, den er redend einführt. Aber zuweilen läßt er sich selber als Beobachter der menschlichen Dinge vernehmen; die menschliche Natur bringe es so mit sich; sie werde von ihren Leidenschaften beherrscht; sie verachte das Gerechte und könne das Höherstehende nicht über sich dulden: ein anderes Übel sei die Sucht und Wut, sich zu rächen; man verletze dabei die Gesetze, von denen man doch wieder geschützt werde, sodaß man sich sein eigenes Verderben zuziehe. Die Ursache, aus der alle Unordnungen in den Städten hervorgehen, sieht er in dem Umsichgreifen der Mächtigen; in der Regel sei es nur ein Vorwand, wenn man von den Vorzügen einer gemäßigten Aristokratie oder einer demokratischen Isegorie spreche; man denke nur die Gegner zu übermeistern; der Ruhm der Tugend gelte weniger, als pfiffige Verschmitztheit. Unglücksfälle auf der einen Seite, auf der anderen die Verwickelungen des Krieges geben zu alledem Anlaß und bewirken neues Unheil. Der Mensch selbst, besonders in seinen Lastern und Leiden, ist der Mittelpunkt seiner Geschichte. Es ist wohl nicht anders, als daß er sich hiebei zu Herodot verhält, wie Euripides zu Sophokles und noch mehr zu Äschylus. Doch war seine Abweichung noch gerechtfertigter, als die des Euripides: denn die Tragödie läßt

sich ohne Fiktion nicht denken; die Geschichte aber hat eben den Menschen selbst zu ihrem Gegenstande. Eine ihrer immanenten Bedingungen ist es, daß sie die menschlichen Dinge, wie sie sind, zu ergreifen, zu verstehen und verständlich zu machen sucht. Thucydides abstrahiert von aller Sage und Fiktion. Er legt einmal besonderen Wert darauf, daß er die Ereignisse ebenso, wie sie vorgekommen sind, zu erforschen gesucht habe. Das Wunderbare, das Herodot liebt, verschwindet hier vollkommen hinter den einfachen Thatsachen. In der Erzählung hat Thucydides zuweilen den Ton einer einfachen Chronik; sie macht den Eindruck der Zuverlässigkeit und zugleich des Verständnisses. Wenn er gleich den Lacedämoniern die Sicherheit verdankte, deren er genoß, so könnte man ihm doch nicht nachsagen, daß er lakonisiere. Sein eingeborenes Talent war es eben, beiden Teilen gerecht zu werden. Daß er sich an die einfache Thatsache hält und nur die menschlichen Absichten ergründet, giebt seiner Geschichte für den kurzen Zeitraum, den sie begreift, den Vorzug der Deutlichkeit und vollen Vergegenwärtigung, den wir bewundern.

Die Erzählung des Thucydides ist durchaus analistisch; genaue Chronologie liegt ihm besonders am Herzen. In seinen Sommer und seinen Winter reiht er Ereignisse ein, die anderen unbedeutend scheinen könnten; denn sein Sinn ist, das, was vorgekommen ist, zu verzeichnen. Aber in diesem selbst liegt eine Entwickelung, die er dann und wann hervorhebt, sodaß die Aufmerksamkeit des Lesers immer zugleich auf das Allgemeine gerichtet bleibt. Das Verdienst der Erzählung steigt und fällt mit den Begebenheiten. Er hat einmal alle die mit der Entzweiung zwischen Argos und Lacedämon zusammenhängenden politischen Bewegungen und Diskussionen so hin erzählt, daß sie nur eben einen mäßigen Anteil erwecken können. Da tritt die Schlacht von Mantinea ein. Thucydides schildert sie mit Beziehung auf lacedämonische Gewohnheiten und Kriegserfahrung: indem er angiebt, worüber er nichts sicheres weiß, befestigt er das Vertrauen zu dem, was er sagt. Er hebt dann das Verhalten jeder einzelnen Truppe und jeder völkerschaftlichen Abteilung, die dabei mitwirkte, besonders hervor, ohne doch die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Die Schlachtbeschreibung ist unübertrefflich, deutlich selbst in den Verwickelungen. Auch der spartanische König, der die Vorwürfe widerlegen will, die ihm wegen seines früheren Verhaltens gemacht werden, in dem Ungestüm seines Vordringens, seiner dann eintretenden Zurückhaltung, endlich seiner Anordnung zur Schlacht, ist eine kriegsgeschichtliche Figur. Die Unparteilichkeit führt eben zur Gegenständlichkeit. Bei Herodot wäre das schwerlich möglich gewesen, da die Götter bei ihm eine fast zu große Rolle spielen. Thucydides vergegenwärtigt die menschliche Handlung an und für sich, obwohl er nicht versäumt zu erzählen, wie das lacedämonische Heer zuweilen nach Hause geht, bloß weil es an der Grenze ungünstige Opferzeichen erhalten hat.

Zu seiner Weise gehört es dann, daß er die verschiedenen Verträge in ihrem Wortlaut, selbst in ihrem ursprünglichen Dialekt beibringt, auch dann, wenn sie nicht gerade vielen Einfluß gehabt haben. Bei dieser Genauigkeit

im einzelnen stößt man doch auf eine Schwierigkeit, die wir hier zu berühren nicht umhin können. Wie läßt sich erklären, daß Thucydides den Brief, welchen Nicias über die Lage der Angelegenheiten in Sicilien nach Athen geschrieben hat, nicht wörtlich reproduziert, sondern einen anderen einflicht, welcher die Sachen bündiger erläutert? Aber noch mehr: wie verhält es sich mit der Echtheit der Reden, die fast den vornehmsten Bestandteil seines Werkes ausmachen? Sind sie wirklich so gehalten worden, wie er sie mitteilt? Auffallend ist es doch, wie sehr sie der historiographischen Idee des Autors dienen.

Wenn man in dem ersten Buche die Rede der Korinther in Lacedämon liest, so ist die Hauptsache, eine Vergleichung zwischen Athen und Lacedämon, sehr willkommen für den Historiker am Anfang eines Werkes, welches den Streit dieser beiden Städte schildert.

So ist in der alsdann folgenden Rede des Perikles der Hauptinhalt die Überlegenheit der Seemacht über die Landmacht, worin ebenfalls ein großes Moment für den Verlauf der Geschichte liegt, so daß es sehr gut in den Vordergrund gestellt wird. Dabei sind doch aber in beiden auch die sachlichen Motive, welche die jedesmalige Lage bedingten, mit schlagender Richtigkeit angegeben. Die Rede, welche die Mitylenäer in Olympia halten, und die auf die Empörung von Lesbos bezügliche Rede Kleons stellen zusammengenommen das Mißverhältnis, das zwischen dem herrschenden Athen und den mächtigen Bundesgenossen Platz griff, in volles Licht. Ob aber auch Kleon ebenso gesprochen, wie hier seine Worte lauten, darf doch in Zweifel gezogen werden. Wenigstens wird dem Demagogen eine politische Bildung, wie sie sich in dieser Rede herausstellt, sonst nicht zugeschrieben.

Auch bei den Deliberationen, die dem Unternehmen nach Sicilien vorausgehen, hat es Thucydides nicht so sehr darauf angelegt, die persönlichen Motive, die zu dem Entschlusse führten, zur Anschauung zu bringen, als die Beweggründe, die in der Sache lagen.

Immerhin muß es auffallen, daß bei einem ebenfalls sehr beachtenswerten Autor dem Nicias bei dem Plane, Syrakus anzugreifen, eine Rede zugeschrieben wird, die sich von der bei Thucydides ihm beigelegten weit entfernt, doch in der Hauptsache sehr treffend ist. Man wird uns nicht zumuten, jenes lange Zwiegespräch zwischen Atheniensern und Meliern, in welchem die letzteren auf ihrer Unabhängigkeit bestehen, die ersteren Unterwerfung und Eintritt in ihren Bund verlangen, wörtlich für wahr zu halten. Die Grundsätze, auf welche die beiden Parteien sich stützen, sind universalhistorisch; bei den Athenern sind es dieselben, welche auch bei dem Zuge gegen Syrakus in Anwendung kommen. Das Eigentümliche ist die Dialektik, mit der beide ihre Sache verteidigen.

Es ist wahr, das Augenmerk des Thucydides ist überwiegend auf Athen gerichtet; aber sein Vorzug besteht doch darin, daß er sich auch von den Gegnern einen deutlichen Begriff gemacht hat, den er in den Reden ausspricht. Vor-

trefflich sind die Reden des Brasidas, in welchen sich Gesichtspunkte finden, die über die Zeit hinausreichen; nicht minder hoch muß man die Rede des Hermokrates anschlagen, in welcher den Unternehmungen der Athener gegen Syrakus ein unglückliches Ende aus derselben Ursache geweissagt wurde, welche das Mißgeschick der Perser herbeigeführt hatte. Dabei geschieht auch der Stellung und Macht von Karthago Erwähnung. Wenn man daraus den Gesichtskreis des Historikers abnehmen kann, so darf man doch fragen, wie es möglich gewesen wäre, daß Thucydides Rede und Gegenrede, die in Syrakus gepflogen worden, genau hätte erfahren können, oder jene andere Rede, welche Demosthenes an die Truppen bei Pylos hielt. Die Darstellung des Kampfes bei Pylos ist ein Juwel der Historiographie; aber die Reden als wörtlich gehalten anzusehen, möchte ich nicht wagen. Wir werden durch die Reden in die inneren Gegensätze eingeführt, welche die griechische Welt in Bewegung hielten. Diese werden mit einer einleuchtenden Wahrheit geschildert; alle Theorie ist dabei vermieden; der Historiker selbst trägt keine solche vor. Wir werden mit dem Wirklichen um so vertrauter. Allein darin liegt zugleich eine Entfernung von dem Boden der exakten Wahrheit; die Ansichten des Historikers treten selbst als Historie auf. Es ist ein Moment, in welchem sich die Historie mit der Redekunst, die damals in Athen in Blüte stand, vereinigt.

Der Lehrer des Thucydides war jener Antiphon, dessen wir oben gedacht haben. Thucydides sagt von ihm, er sei ein Mann von starken Gedanken gewesen, die er ebenso kraftvoll ausgesprochen habe. Damit ist der Charakter der thucydideischen Reden selbst bezeichnet. Man weiß, daß sie als Muster der Beredtsamkeit galten; Demosthenes hat seine Studien an denselben gemacht. Thucydides war zugleich Redner und Geschichtschreiber: seine Erzählung ist von aller Rhetorik frei; diese selbst feiert in den Reden ihre großen Triumphe. Die Vereinigung des einen mit dem anderen entsprach so sehr dem öffentlichen Leben im Altertum, daß sie, von den späteren Historikern aufgenommen, gleichsam den Charakter der antiken Historiographie konstituiert hat. Häufig ist sie dann in ein bloßes Schaugepränge ausgeartet.

Geistiges Leben in Athen.

An das Wunderbare grenzt dies gleichzeitige oder doch fast gleichzeitige Erscheinen so verschiedenartiger Geister, die in Poesie, Philosophie und Geschichte das Höchste erreichen, was der Menschengeist überhaupt erreicht hat. Jeder ist Original und bahnt sich seinen eigenen Weg; alle wirken zusammen. In ihrer Gesamtheit vollzieht sich die Erörterung der größten Fragen über göttliche und menschliche Dinge. Athen war im Genuß eines Theaters, wie für Ernst und Scherz keine andere Stadt jemals wieder ein gleiches besessen hat. Es lebte im fortwirkenden Besitz der großen Hervorbringungen. Denn Sophokles wurde nicht etwa durch Euripides beseitigt; ihre Arbeiten traten nebeneinander auf. Die herodoteische Historie wurde in öffentlichen Versammlungen vor-

getragen; Thucydides blieb mehr dem besonderen Studium vorbehalten; seine Geschichte ist schriftlich verbreitet worden. Es setzt eine hohe Bildung in dem Demos voraus, daß er fähig war, den Reden des Perikles zu folgen und über die schwierigsten Fragen der Politik Beschluß zu fassen, sowie ein Urteil in den Verhandlungen der Heliäa abzugeben. Diese Demokratie selbst gewährte eine größere Freiheit der Diskussion, als irgendwo sonst in der Welt vorhanden war; sie zog die mitstrebenden Geister aus den Kolonien im Osten und Westen an sich und gewährte ihnen ein Asyl. Wie Herodot von Halikarnaß, so wanderte Anaxagoras von Klazomenae, wo es ihm zu enge wurde, so daß er sogar seine eigenen Angelegenheiten vernachlässigte, nach Athen, dessen wachsende Größe eine unendliche Aussicht darbot: denn nicht so sehr eine vollbrachte Machtentwickelung zieht die strebenden Geister an, als eine solche, die eben vor sich geht. In Athen fand Anaxagoras einen Wirkungskreis, wie er ihn bedurfte. Wir berührten schon das Verhältnis, in welchem er zu Perikles stand; und fürwahr, seine Lehre verdiente es, Eingang zu finden.

Wenn Empedokles die Ursache aller Bewegung in Liebe und Haß der Urstoffe selbst, d. h. in deren eigenen inneren Trieben sah, so fand Anaxagoras eine solche Erklärung unzureichend, in wiefern aus jener Bewegung der Elemente eine in fester Ordnung bestehende Welt hervorgegangen sein sollte. Diese Betrachtung war vielleicht die vornehmste, welche ihn auf die Idee von dem allwaltenden Geiste führte. Er stellte den Geist als die Ursache aller Bewegung dem Stoffe gegenüber. Eine Abwandlung so durchgreifenden Inhalts, daß sie ein neues System des Denkens ankündigt. „Der Geist ist unendlich, selbstherrschend, unvermischt; er lebt durch sich selbst; dieses einfache Wesen besitzt Macht und Wissen; es hat alles angeordnet, was war, ist und sein wird.“ Große Gedanken, in denen die Philosophie auf dem einmal eingeschlagenen Wege, annehmend und verwerfend, von einem Moment des Nachdenkens zum anderen fortschreitend, zur Idee der Einheit Gottes gelangt, welcher jedoch nicht der Weltschöpfer, sondern der immanente Ordner der Welt ist. Anaxagoras soll gesagt haben: der Zweck des menschlichen Lebens sei Betrachtung und Erkenntnis der Himmelskörper. Er war Physiker und Astronom; indem er Sonne und Mond als Weltkörper, gleichsam als Erden betrachtete, zerfiel er mit den populären Vorstellungen, hatte aber die denkenden Geister für sich.

An Anaxagoras schlossen sich Euripides und Thucydides an, in deren Schriften wir, besonders deutlich bei Euripides, die Ideen des Philosophen wiederfinden.

Schon wanderten, durch das politische Übergewicht von Athen angezogen, die Meister der Philosophie und Rhetorik aus Italien und Sicilien dorthin. Man nennt unter ihnen die Eleaten Zeno und Parmenides. Mit den philosophischen Doktrinen verband sich die Kunst der Argumentation und der Rede, die nun von Sicilien her ebenfalls in Athen eindrang. Athen wurde jetzt

der Mittelpunkt und Herd des griechischen Geistes. Um die geistige Arbeit zu ermessen, die damals in Athen vollbracht wurde, müssen wir uns erinnern, daß Polygnot und Phidias und der Baumeister des Parthenon, Iktinos, dieser Zeitgenossenschaft angehören.

Es ist kein Zweifel, daß die griechische Kunst auf der ägyptischen beruhte; aber das eigentliche Leben derselben war doch ein anderes.

Die Plastik der Griechen ist eine Tochter ihrer Gymnastik. Man sehe nur die Bildwerke von Ägina an, die ein günstiges Geschick aus den ältesten Zeiten in die unsere herübergerettet hat. Die Giebelfeder eines Tempels der Athene in Ägina stellen Scenen aus den trojanischen Kriegen dar; in der Mitte der um die Leichen der gefallenen Griechen Kämpfenden erscheint Athene in strenger altherkömmlicher Würde. Die Kämpfer sind dem unmittelbaren Leben angenähert; man will zwar noch in ihnen einige Überreste ägyptischer Gebundenheit erkennen; aber im allgemeinen sind die nackten Körper in ihren markigen Bewegungen, dem Gebrauch der Waffen bis zum Individuellen ausgebildet, nicht jedoch das Antlitz derselben. Hier sind die Proportionen zwischen dem oberen und dem unteren Teile des Gesichtes verfehlt, die Augen hervorstehend, die Mundwinkel emporgezogen. Man dürfte vielleicht sagen, daß eine individuelle Ausbildung der Gesichter und der Köpfe hier nicht einmal recht an ihrer Stelle gewesen wäre, da es nur auf den Waffengang ankam. Aber alles ist aus einem Guß, alles frisch und original, und erfüllt den Beschauer mit dem Gefühl der Gegenwart des Altertums. An dem Orte ihrer heutigen Aufstellung findet man auch einige Werke ägyptischer Bildnerei; allein physiologischen Kennern will es scheinen, als ob dabei skelettartige Modelle zu Grunde lagen; bei den Griechen ist alles das mark- und krafterfüllte Leben selbst.

Die Denkmale gehören, soviel man sehen kann, in die Epoche vor den Perserkriegen. Nach den Perserkriegen traten statt der troischen Erinnerungen die Ereignisse dieser Epoche in den Vordergrund, die doch auch als ein unmittelbares Werk der griechischen Götter betrachtet wurden. Gerade in der Verbindung des Götterdienstes und der tapferen Abwehr der eingedrungenen Fremdlinge liegt das Charakteristische. Wir gedachten schon jener Gruppe von dreizehn Broncefiguren, welche die Athener dem delphischen Orakel als Weihegeschenk darbrachten, unter denen die Götter der Stämme und des Landes, in ihrer Mitte auch der Held von Marathon, Miltiades, dargestellt waren. Es liegt etwas großartiges darin, wenn der Sieg zugleich als ein Triumph der Gottheiten erscheint, wie in jenem Koloß der vorkämpfenden Athene, den Cimon durch die Hand des Phidias aufrichten ließ. Der Meister der Skulptur und der Meister der Malerei boten einander gleichsam die Hand. Die einheimischen Sagen wurden Symbole. Athene ward zugleich als die Genossin des Zeus im Kampfe gegen die Titanen aufgefaßt; der alte Nationalheros, Theseus, erlangte durch Cimon, der seine Gebeine aus Thasos herbeiführte, ein besonderes Heiligtum, in dessen Ausschmückung seine Heldenthaten gegen

die Centauren, welche die wilde Naturkraft repräsentierten, und gegen die eingedrungenen Amazonen verherrlicht wurden. So beteiligte sich auch Polygnot an der Ausschmückung der Bauten des cimonischen Hauses. In jener Halle, der man den Namen der Vielfarbigen gegeben hat, erneuerte er nochmals die Erinnerungen an Troja, wobei er das Verdienst der Athener besonders hervorhob; vornehmlich jedoch gab er den Erzählungen von der marathonischen Schlacht Ausdruck und Gestalt. Es ist nun aber nicht allein das patriotische Gefühl, durch welches sich diese Bildwerke über die bisherigen erhoben; die beiden Meister, Polygnot und Phidias, verfolgten zugleich eine ideale Richtung. Polygnot suchte in der Lesche zu Delphi, wo die Unterwelt einer seiner Gegenstände war, die Gerechtigkeit der Götter zu versinnbilden. Er wird als Ethograph gerühmt, der die würdige Haltung der verschiedenen Charaktere niemals aus den Augen verlor. Von seiner Darstellung der Polyxena, die als Sühnopfer für Achilles fiel, sagt ein Alter: aus ihren Augen allein erkläre sich der ganze troische Krieg. Noch höher stieg der Ruhm des Phidias durch das chryselephantine Bild des Zeus in Olympia. Die alte Überlieferung ist, daß ihm die homerischen Verse, in denen von den Brauen und dem Haupthaar des Gottes, durch welche der Olymp erzittere, die Rede ist, vorgeschwebt haben. Ämilius Paulus, jener siegreiche Philhellene, hat gesagt: in dem Bilde erscheine vollständig der homerische Zeus, ja die Gottheit überhaupt. Ein anderer Römer fügt hinzu, Phidias habe die Götter noch besser gebildet, als die Menschen: er sei der Religion selbst zu Hülfe gekommen.

So griff auch die Kunst in die Überlegungen über das Göttliche und Menschliche, die den griechischen Geist beschäftigten, lebendig ein. Einwirkungen, wie die zuletzt geschilderten, konnten wohl auch den Ideen des Anaxagoras die Wage halten. Soeben aber bekam die geistige Bewegung noch eine neue Anregung durch den Einfluß von Sicilien.

In Sicilien durchdrang sich philosophische Bildung und politische Tendenz mit technisch ausgebildeter Redefertigkeit. Das erste theoretische Buch über irgend eine Kunst war eine Rhetorik, die in Sicilien geschrieben worden ist. Auch anderwärts entstanden Schulen, in welchen die Kunst der Argumentation und der Rede im Zusammenhang mit philosophischen Doktrinen gelehrt ward, — die ersten öffentlichen Schulen, in welchen sich freie Lernbegierde an einen Meister anschloß.

In den Zeiten des peloponnesischen Krieges finden wir die angesehensten Repräsentanten derselben in Athen.

Von Leontini kam zunächst, als Gesandter seiner Vaterstadt, Gorgias, der sich durch Pracht der Diktion und äußere Würde hervorthat; auch Protagoras von Abdera kam von Sicilien, wo er um Geld gelehrt hatte, nach Athen. Andere sind Hippias von Elis, Prodikus von Keos, die Brüder Euthydem und Dionysiodor aus Chios. Wir finden sie in den Vorhallen der vornehmsten Häuser oder den Gymnasien, von zahlreichen Schülern, Fremden oder Einheimischen begleitet, einhergehen; jede treffende Äußerung aus

ihrem Munde wird mit lautem Beifall aufgenommen; man verlacht die, welche von ihrer Dialektik geschlagen werden. Auf ihren Stühlen sitzend, geben sie den Fragenden Antwort, oder sie erfüllen, auf ihrem Bette ruhend, das Gemach mit ihrer lauten Stimme; ihre Schüler zahlen ihnen Geld; Protagoras soll mehr erworben haben, als Phidias.

Diese Männer, unter denen sich sehr würdige Persönlichkeiten fanden, nannte man Sophisten. Wenn das Wort dennoch den Beigeschmack eines üblen Rufes hat, so rührt derselbe vornehmlich von dem Verhältnis her, in welches sie sich zu den philosophischen Meinungen setzten.

Mochten sie sich mehr zu den Joniern halten, wie Protagoras, oder zu den sicilischen Schulen, wie Gorgias, so tritt in ihrer Auffassung die vollkommene Ungewißheit aller Dinge hervor.

Protagoras ging davon aus, daß alles auf zwei voneinander unabhängigen Bewegungen beruhe, der einen des Subjekts (des Empfindenden), der anderen des Objekts (des Empfindbaren); alle Wahrnehmung rühre von dem Zusammentreffen beider her, das der Natur der Sache nach in das Bereich des Zufalls gehöre. In der Wahrnehmung sieht er eine Empfindung, die etwas lediglich Subjektives und zugleich auf ein seinem Wesen nach selbst Schwankendes und eigentlich erst durch die Empfindung zur Realität Gelangendes gerichtet ist.

Und eben dahin oder noch weiter gelangen die Anhänger des Parmenides. Den Grundsatz der Sophisten, nach welchem das Nichtwirkliche überhaupt nicht ist, dehnen sie bis zu der Behauptung aus, daß die Lüge nicht möglich sei. Man muß damit anfangen, ihnen zu beweisen, daß es falsche Meinungen geben, Schein und Trug in den Gedanken eindringen könne.

Der Zweifel an aller Wahrheit wirkte notwendig auf die religiösen sowie die politischen Ansichten zurück.

Wenn man einmal sagte, daß die Götter nur nach Sitte und Gesetz angenommen würden, so hatte man nicht weit mehr zu der Behauptung, welche schon damals vorgekommen und die unter sehr abweichenden Umständen wiederholt worden ist, daß die Religion nur einem Kunstgriff alter Staatsmänner entsprungen sei, denen es weise geschienen habe, daß die Gottheit als Aufseher menschlicher Tugenden und Fehler gedacht werde.

An das momentane Dafürhalten der herrschenden Parteien aber knüpften andere den Begriff des Gesetzlichen und Gerechten an. Was in der platonischen Politie Thrasymachus behauptet, das Gerechte sei das, was dem Herrschenden fromme, muß wohl — nach Ciceros Andeutungen — auch in den Büchern des Thrasymachus gestanden haben. Es war eine Frage, die nach Xenephons Erinnerungen selbst Perikles beschäftigt hat, und zwar in unmittelbarster Beziehung auf den damaligen Staat. Er sagt dort, er habe gezweifelt, ob das, was die Menge festsetze durch Willkür, als Gesetz zu betrachten sei oder als Gewalt.

Sokrates.

Alles wurde zweifelhaft: die Objektivität der Wahrnehmungen, die Wahrheit oder Unwahrheit der Rede, das Dasein der Götter, das man vom menschlichen Dafürhalten abhängig machte, der Unterschied zwischen Recht und Unrecht.

Mitten in dieser Zersetzung der allgemeinen Meinungen erschien nun Sokrates, der immer barfuß einherging, in ärmlichem Anzug, der wenige leicht zu befriedigende Bedürfnisse hatte und keine anderen haben wollte, um den bedürfnislosen Göttern ähnlicher zu werden; täglich war er auf dem Marktplatze, in den Werkstätten, den Gymnasien zu sehen, verkehrte mit Alt und Jung, dem Niedrigsten wie dem Höchsten, ohne doch ein Lehrer sein zu wollen. Mit unausweichlicher Dialektik hielt er jeden, mit dem er in Berührung kam, fest und appellierte nur an den gesunden Menschenverstand, den er aber erst selbst zu seinem Bewußtsein zu bringen suchte. Die Sophisten lebten in den angenommenen Vorstellungen; darauf bauten sie ihre Anschauungen und Systeme. Sokrates hielt es für seines Amtes, dieselben zu untersuchen und an der dem Menschen eingepflanzten Einsicht zu prüfen. Sokrates stellte alle die Vorstellungen, von denen sie ausgingen, was sie als das Vernünftige, Rechte und Berechtigende erklärten, in Frage; er unterwirft sie einer Kritik nach Maßgabe der dem menschlichen Geist innewohnenden Begriffe, in denen er allein die Wahrheit sieht. Von den mannigfaltigen Meinungen gelangt er auf diesem Wege zu einer unumstößlichen Wahrheit, einem Wissen, welches man mit Recht als ein begriffliches bezeichnet hat, das auch dem sittlichen Verhalten erst eine wahre Grundlage giebt, so daß Wissen und Tugend ineinander fallen. Niemals war der menschliche Geist höher gestellt worden; er hat das Kriterium aller Wahrheit in sich; er ist im Besitz derselben. Daß es nur darauf ankommt, die haltbaren Begriffe von den Vorstellungen, die keine Lebensfähigkeit haben, zu sondern und loszureißen, darin kann man das Wesentliche der sokratischen Grundsätze sehen. Sokrates betrachtet den menschlichen Geist als die Quelle und die Gewähr aller Begriffe, vor allem der moralischen Ideen; diese aber selbst leitet er von der Einsicht ab, so daß die Wissenschaft einen anderen Charakter bekam; sie nahm die dem Menschen eingeborenen Begriffe zu ihrem Ausgangspunkt. Man hat schon im Altertum gesagt, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde zurückgeführt, was mit Bezug auf die Geschichte von Thucydides gesagt werden kann; es war auch die euripideische Tendenz gewesen; es ist die Tendenz der ganzen Epoche. Doch ging Sokrates mit großer Vorsicht zu Werke. Wenn Anaxagoras, in dessen gereifte Thätigkeit die Jugend des Sokrates fiel, ein unleugbares Verdienst dadurch hatte, daß er die Erscheinungen, welche den Menschen mit Furcht vor dem Zukünftigen erfüllten — die Mondfinsternisse, die Mißgeburten —, als Naturerscheinungen faßte, die ohne allen Bezug auf das menschliche Thun und Treiben seien, so setzte sich Sokrates

dem entgegen, weil doch die Erklärungen, die man davon vorbrachte, nicht eben zureichend und treffend waren. Er hielt dafür, daß es Dinge gebe, die sich die Götter als ihren besonderen Wirkungskreis vorbehalten hätten. Die Idee aber, daß eine einzige göttliche Intelligenz in allen Dingen walte, diese nahm er an. Als den Ausfluß dieser höchsten Intelligenz, also den Göttern verwandt, betrachtete er auch den menschlichen Geist. Er hielt seinerseits daran fest, daß er den Göttern unmittelbare Teilnahme an den menschlichen Dingen, eine gütige Fürsorge für die Menschen, die von ihnen auf wunderbare Weise ausgeübt werde, zuschrieb. Von der geheimnisvollen Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen hatte er die lebendigste Empfindung; er behauptete, daß ein ihm innewohnendes Dämonium, das er doch wieder von seinem Ich unterschied, bei jedem falschen Schritte, den er zu thun in Gefahr sei, warnend entgegentrete. Aber dadurch wurde er nicht gehindert, den gäng und geben Vorstellungen der Menschen über die Götter sich entgegenzusetzen; er meint, man dürfe sich nicht einbilden, daß die Menschen ihnen etwas angenehmes erweisen könnten. Er erkannte die göttliche Allgegenwart, Allmacht und Güte an. In ihm stellt sich eine der größten und erhabensten Aufgaben des athenienſischen Gemeinwesens dar: den alten Glauben von dem götzendienerischen Element zu reinigen, rationelle und religiöse Wahrheit zu vereinbaren.

Daß er verkannt werden mußte, liegt am Tage. Jedermann weiß, wie einer der kräftigsten Geister unter den Zeitgenossen, der große Komiker, seinen Namen mißbrauchte: denn von dem wirklichen Sokrates ist der aristophanische himmelweit verschieden. Man könnte vielleicht sagen, der Sokrates des Aristophanes ist der Protagoras der platonischen Dialoge; Aristophanes stellt eben das als sokratisch dar, was der historische Sokrates bekämpfte.

Aber indessen trat auch noch eine populäre Reaktion gegen die von dem Herkömmlichen abweichende Sinnesweise, wie sie selbst von Perikles gepflegt worden war, ein. Die Demokratie hielt an dem Götzendienste fest.

Es scheint, als habe sich Kleon des Wahrsagers Diopeithes und der Orakel überhaupt bedient. Auf den Grund eines Orakels führte er im sechsten Jahre des peloponnesischen Krieges eine sehr gewaltsame Reinigung der Insel Delos durch. Auch Nicias stand mit Diopeithes in Verbindung. In dem Hermokopidenprozeß tritt die ganze Wut einer durch Mysterienverletzung und Verhöhnung der Dienste, an die sie glaubt, gereizten Menge hervor.

Um dieselbe Zeit ist es gewesen, daß Protagoras wegen seiner gottesleugnerischen Bücher aus Athen verbannt und diese feierlich verbrannt wurden. Ob gerade einer der Vierhundert es war, wie einige sagen, der ihn anklagte, mag dahingestellt bleiben.

Der Dienst der Kotytto und Kybele wurde aus der Fremde eingeführt und fand den lebhaftesten Anklang. Wie nachhaltig man zu den alten Glaubensansichten zurückkehrte, zeigt am besten die nach der Schlacht bei

den Arginusen erfolgte Verdammung der Feldherren, der sich Sokrates widersetzte.

Nachdem Sokrates den positiven Glauben, allerdings nach höherem Verständnis, anfangs festgehalten, geriet er mit demselben in der Gestalt, in welcher die Demokratie ihm anhing und in welcher er zur Idololatrie wurde, in offenen Widerspruch. Der unglückliche Ausgang des peloponnesischen Krieges, die Siege der Lacedämonier, die an den alten Satzungen festhielten, wirkten auch auf Athen zurück, wahrscheinlich selbst in Bezug auf die Verfassung.

Die vielfachen Wechselfälle, welche die Republik seit dem Tode des Perikles erfahren, hatten bei denkenden Menschen jedes Vertrauen auf die herrschenden Formen der Verfassung erschüttert. In dem Kampfe zwischen Oligarchie und Demokratie nahm Sokrates eigentlich nicht Partei. Nachdem nun aber diese vielfach miteinander gerungen und zuletzt die Demokratie in Athen die Oberhand behalten hatte, so fiel ins Gewicht, daß Sokrates doch gewiß auch kein Demokrat war.

Er geriet vielmehr mit der Grundidee der Demokratie in Widerspruch. Wie er seine Moral überhaupt auf ein intellektuelles Moment begründete, so brachte er auch die Staatsverfassung mit demselben in Verbindung. Seine Lehre war, daß der regieren solle, der es am besten verstehe. Ein Regent mit einer alle anderen übertreffenden Intelligenz ließ sich nun freilich nicht finden. Wie weit war Alcibiades davon entfernt geblieben, einem solchen Ideal zu entsprechen; noch weiter freilich Kritias, der gewaltsamste der dreißig Tyrannen. Zu den wirksamsten Vorwürfen, die man dem Philosophen machte, gehörte es, daß Alcibiades und Kritias seine Schüler gewesen waren, so wenig er auch Anteil an ihren Ausschreitungen hatte. Die politischen Ideen des Sokrates bewegten sich mehr in einer negativen Richtung; er verwarf unter anderem die Gewohnheit der Ämterverlosung an die Berechtigten: denn wer wollte sich einem Steuermann anvertrauen, der durch das Los bezeichnet werde? Damit aber stellte er das Recht der Bürgerschaft, den Staat ausschließlich zu bilden und seine Regierung zu leiten, in Frage. Und das geschah nun in einer Zeit, in welcher infolge der vorhergegangenen Konflikte die Absicht gefaßt war, die solonischen Gesetze, die auf diesem Prinzipe beruhten, wiederherzustellen, wie man sie eben verstand. Dahin führte die große politische Tendenz jener Tage; die Erneuerung der Macht der Republik hing damit zusammen. Zugleich lag darin auch die ungeschmälerte Behauptung der althergebrachten Gottesverehrung, auf welcher die Verfassung großenteils beruhte. Gewiß, Sokrates erfüllte alle bürgerlichen und religiösen Pflichten; aber seine Ideen reichten doch weit über dieselben hinaus: er ging nicht, wie es einem eingeborenen Athenienser zuzukommen schien, in dem Begriff der Verfassung der Stadt und des Götterdienstes auf. Seine Gedanken wenigstens streiften das Specifisch-Einheimische von sich ab. Seine Philosophie strebte, das Allgemein-Menschliche in den Begriffen, die allem zu

Grunde liegen, zu ergreifen, jenseit der Formen des Lebens der Athenienser, ihres Staates und seiner Heiligtümer. Diese Ideen behielt er aber nicht etwa sich selber vor; in seinen Gesprächen teilte er sie jüngeren Leuten mit und riß sie zur Anerkennung derselben mit sich fort. Dies zu dulden und ruhig geschehen zu lassen, dazu war die athenienische Republik in jenen Tagen nicht geeignet. In einer Epoche des Glückes, wo man nichts zu fürchten hatte, wäre es vielleicht möglich gewesen. Dem Prinzip, nach welchem der Rat, dem die höchste Autorität zukam (jetzt wieder Fünfhundert), durch Los oder durch zufällige Mehrheit zustande kam, setzte sich die Lehre des Sokrates, nach welcher auf diese Weise niemals eine gute Regierung gebildet werden könne, schnurstracks entgegen. Damals aber mußten alle Kräfte zu einer Erneuerung des Staates zusammenwirken. Einen Mann, der die allgemeine Verehrung der Unparteiischen und der Jugend genoß, und der die Berechtigungen in Abrede stellte, auf denen der öffentliche Zustand beruhte, wollte man nicht länger in seiner Wirksamkeit lassen. Man darf die innere Bedeutung der Frage, die hiemit zur Evidenz kam, nicht unterschätzen. Es ist die Frage, ob die gesetzgebende Gewalt nicht einen anderen Ursprung haben müsse, als die Autorität der Volksmänner oder einer Mehrheit. Das Gesetz erschien wohl selbst als ein Akt der Gewalt und eben deshalb nicht unbedingt bindend; denn jenseit derselben lag noch die Idee des Staates, der, auf Wissen und Einsicht begründet, nicht dem Dafürhalten der Menge, am wenigsten dem Zufall der Verlosung unterworfen werden kann. Wie das Gesetz zustande kommt, ist die oberste Frage bei jeder Staatsverwaltung. Indem nun Sokrates von den Grundsätzen abwich, auf denen die Demokratie beruhte, zog er den Haß der Führer derselben, der an sich vom Standpunkt des bestehenden Staates nicht ohne eine gewisse Berechtigung war, auf sich. Gegen Sokrates erhob sich ein Mann, der an der Restauration der Republik unter Thrasybul mitwirkenden Anteil genommen, des Namens Anytus, mit ein paar litterarischen Genossen, einem Poeten, der sogar das Geschäft der Anklage übernahm, und einem Rhetor. Sehr möglich, daß der Einfluß des Sokrates, welchen Anytus an einem seiner Söhne erfahren hatte, diesen besonders animierte. Man erklärte den Philosophen für einen Verderber der Jugend und zwar für einen solchen, der zugleich die Götter verachte und neue einführe, was sich insofern mit einigem Scheine sagen ließ, als Sokrates die anthropopathischen Elemente der griechischen Mythologie in Abrede stellte und von seinem Dämonium in einer Weise sprach, durch welche das Empfinden der absoluten Wahrheit in das eigene Innere verlegt wurde. Das ist das Tragische an dem Schicksal des Sokrates, daß die großartige und freie Entwickelung, die er sich zu eigen gemacht, in sich selbst wahr und edel, in Konflikt mit den soeben überwiegenden Tendenzen einer Wiederherstellung des Staates geriet, das Allgemein-Menschliche selbst mit dem Momentan-Patriotischen, die Idee der Gottheit mit den Voraussetzungen der üblichen Gottesverehrung.

Sokrates hatte sein Leben vor allem seiner Vaterstadt gewidmet; er hatte den Umkreis von Athen, ausgenommen etwa bei einem befohlenen Kriegszuge, niemals verlassen. Er wurde jetzt inne, daß in diesem Athen kein Platz für ihn sei; er mußte untergehen und die Behauptung, die Ausbildung seiner Lehre anderen Menschen und anderen Verhältnissen überlassen. Sein Dämonium warnte ihn, dem Urteil, das man über ihn zu fällen im Begriff stand, sich zu widersetzen. Es hatte seine große Wahrheit, wenn er den Anspruch erhob, ihn im Prytaneum auf öffentliche Kosten speisen zu lassen: dieser Belohnung sei er würdig. Darin aber hätte eine Negation der unbedingten Gültigkeit der Grundsätze gelegen, die man eben proklamierte. Gewiß war Sokrates unschuldig; denn nicht seiner Handlungen, sondern seiner Meinungen wegen griff man ihn an. Diese aber waren die großartigsten, die in Athen noch vorgetragen worden, und tief in der Natur der Menschheit begründet. Athen hat die Ehre, daß dieses auf den geistigen Menschen an sich gerichtete Ergreifen einer unleugbaren Wahrheit in seinem Schoße entsprungen ist; aber es konnte dasselbe nicht ertragen, denn darin lag eine Feindseligkeit gegen seine politische Herstellung, in der es soeben begriffen war; dieser Herstellung zum Opfer ist Sokrates gefallen. Ihm selbst geschah damit nichts, was er als ein wirkliches Unglück angesehen hätte; er zählte über 70 Jahre, er hatte sich vollkommen ausgelebt, das Tagewerk vollbracht, das er als seinen Beruf betrachtete; mit voller Ruhe der Seele schlürfte er den Schierling, der seinem Leben ein Ende machte.

Plato und Aristoteles.

Durch den Tod des Sokrates trennte sich die philosophische und geistig positive Religiosität von der idololatrischen Religion des Staates. Der Staat widersetzte sich jedem Versuch, mit diesen Ideen in sein Inneres einzudringen. Das Glück aber wollte, daß die Philosophie sich für sich selber fortbilden konnte.

Wie die Sage es faßt, aus dem Busen des Sokrates stieg ein Schwan, der apollinische Vogel, auf; es war Plato.

Die Sophisten waren fremd in Athen; Sokrates gehörte den ärmeren Bürgern an; Plato dagegen entstammte einem der vornehmsten Geschlechter Athens, das seinen Ursprung auf den letzten König zurückführte. Kritias, der als Schüler des Sokrates galt, war ein naher Verwandter der Mutter Platos; ein Bruder derselben ist zugleich mit Kritias im Kampfe gegen Thrasybul gefallen. In dem Augenblick dieser Entscheidung gehörte Plato bereits zu den Schülern des Sokrates, dessen Umgang er zehn Jahre hindurch genoß; und wenn der demokratische Anytus dem Sokrates vorwarf, seinen Sohn verdorben zu haben, so mag in der aristokratischen Familie des Plato die entgegengesetzte Gesinnung obgewaltet haben. Plato konnte sich mit ganzer Seele dem Meister der Dialektik und Ethik anschließen. Nach dem Tode desselben hielt er für ratsam, Athen zu verlassen. Er begab sich nach Megara,

wo Euklid den Versuch machte, die sokratische Methode mit den eleatischen Ansichten zu vereinigen, dann nach Cyrene zu einem Freunde dieser Schule, der den mathematischen Wissenschaften oblag, hierauf nach Unteritalien, wo die pythagoräische Lehre und Disciplin wieder Männer hervorbrachte, wie Archytas, der sich in Tarent eine in Krieg und Frieden maßgebende Stellung verschaffte. Plato hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Herodot. Man versichert, daß er selbst nach Ägypten gegangen sei, um von der alten Weisheit der dortigen Priester Kenntnis zu nehmen; er habe die Absicht gehabt, die Lehre der persischen Mager kennen zu lernen; es sei ihm aber durch eintretende Kriegsunruhen unmöglich geworden. In Plato reflektieren die philosophischen Meinungen der damaligen Welt, wie in Herodot ihre historischen Erinnerungen. Nichts aber machte ihn von der Begriffslehre des Sokrates abtrünnig. Man kann bei ihm die Lehrjahre, die Wanderjahre und die Meisterjahre unterscheiden. Nach Athen zurückgekommen, verschmähte er jede Anmutung, an der Republik teilzunehmen, wie es seine Herkunft ihm an die Hand gegeben hätte. Aber das Schicksal des Sokrates hatte bewiesen, daß eine echt philosophische Überzeugung mit politischer Thätigkeit unvereinbar sei; er wies alles von sich und widmete sein Leben nur eben der Entwickelung der philosophischen Doktrin.

Er lebte in seinem Hause, nahe der Akademie, einem mit Denkmalen der Götter und Heroen geschmückten, von herrlichen Platanen beschatteten, aber zugleich mit einheimischen Ölbäumen, deren Ursprung man auf die Götter zurückführte, bepflanzten Garten; hier sammelten sich seine Schüler um ihn, nicht viel anders, als einst um die Sophisten, und mit diesen sprach er nun den Streit seines Lehrers mit den entgegengesetzten Philosophemen und Meinungen durch.

Seine Werke sind zugleich das Denkmal dieser wissenschaftlichen Unterhaltungen; es sind Gespräche, in denen die sokratischen Anschauungen festgehalten und in unaufhörlichem dialektischem Kampfe mit anderen Meinungen behauptet und weiter entwickelt werden.

Hier hat er lesend und schreibend gewirkt, bis er im höchsten Alter noch in voller Lebenskraft vom Schicksal der Sterblichen erreicht wurde. Die Tradition schwankt darüber, ob er bei einem heiteren Gelag gestorben sei, oder mitten im Schreiben, den Griffel in der Hand.

Platos Schriften haben die Form von Gesprächen, nicht gerade zufälligerweise; sie entsprang vielmehr unmittelbar dem Leben. Das Gespräch bringt die innere Bewegung des Denkens, das Werden des Gedankens zur Anschauung.

Beim Lesen der platonischen Dialoge empfindet man den Einklang von Form und Inhalt, glücklicher Erfindung und treffendem Ausdruck; sie sind die Arbeit eines großen Schriftstellers. Nirgends zeigt sich mehr, welchen Wert Durcharbeitung und Gestaltung für alle Zeit hat.

Es kann uns hier nicht in den Sinn kommen, das System, dessen Er-

gründung und Verständnis die nachlebenden Generationen beschäftigt hat, zu entwickeln, sondern nur den Zusammenhang der platonischen Gedanken mit den allgemeinen Fragen, welche in dem Geiste der Griechen entstanden waren. Die Frage über die griechische Götterwelt, welche alle Dichter und Denker beschäftigte, beruht darin, daß ein Widerstreit zwischen den Urkräften und den olympischen Göttern angenommen wird. Die Götter sind, auch die Heroen sind; die Götter regieren die ihnen untergebene Welt. Aber sie sind, wie schon bei Herodot bemerkt wurde, faktische Potenzen; das Göttliche in seinem wahrhaften Wesen kommt in ihnen nicht zur Erscheinung; sie sind dem Schicksal unterworfen. Die Urkräfte, welche auch eine sittliche Bedeutung haben, existieren außer ihnen und im Kampf mit ihnen. Herodot ist weit davon entfernt, die Götter zu leugnen; aber wenn von dem wirklich Göttlichen die Rede ist, bezieht er sich immer auf die Mysterien. Pindar verwirft alles Unsittliche und Ungeziemende in der Göttersage. Sophokles steht ihm darin nahe, daß er wenigstens keinen Gegensatz der Götter und des Rechtes annimmt. Bei Euripides tritt aber das Verwerfliche der Göttersage ohne allen Rückhalt hervor. Äschylus und Herodot fassen den Gegensatz am tiefsten. Das Bedeutende bei Äschylus ist, daß der Mensch der Urwelt selbst angehört und durch die Urkräfte im Gegensatz zu den Göttern zur Ausbildung seiner geistigen und materiellen Kräfte gelangt. Was nun in dem Zwiespalt als das wesentlich Göttliche vorausgesetzt wird, das bringen die Diskussionen der Philosophen zu begrifflicher Erkenntnis. Auch Plato widersetzt sich, wie Pindar und Herodot, der homerisch-hesiodeischen Ansicht von den Göttern; er bezeichnet es als eine große Lüge inbezug auf die größten Dinge und noch dazu als eine unschöne, was von Uranos und Kronos erzählt werde, und für verkehrt, daß Götter mit Göttern Krieg führen und miteinander kämpfen sollen. Sei Gott nicht gut; wie könne er schaden? Sei er nicht einfach wahr: wie könne er trügen? Er verwirft nicht allein die epischen, sondern auch die lyrischen Dichtungen, nach denen ein Gott wohl einen Anlaß finden könne, wenn er die Menschen verderben wolle; man dürfe nur sagen, daß die Gottheit gerechtes und gutes thue, und daß, wenn jemand gezüchtigt werde, dies zu seinem Besten gereiche. Aber nicht darauf kam es an, diese Ansichten auszusprechen; sie bildeten bereits die Überzeugung der denkenden und unabhängigen Männer; eine dringende Aufgabe dagegen war es, sie den auflösenden Doktrinen der Sophisten gegenüber zu behaupten.

Plato führt uns in die Mitte der berühmtesten Sophisten. Zuweilen legt er den Nachdruck mehr darauf, daß er dem einen oder dem anderen ihre Ankündigungen und Großsprechereien zu nichte macht, wie im Dialoge Protagoras (den man als die leichteste und anmutigste Einleitung in die platonische Anschauungsweise betrachten kann), in welchem über den Trümmern der bestrittenen Behauptungen sich seine eigenen in glänzender Aussicht zeigen; zuweilen greift er die ganze Methode an, wie im Euthydem, wo Dionysiodor durch Bejahen und Verneinen sich selber schlägt und die Kunst der Sophisten,

durch den verschiedenen Gebrauch eines und desselben Wortes in Verlegenheit zu setzen, in ihrer Nichtigkeit erscheint. Bei näherer Analyse der Dialoge in Bezug auf die Sophistik der Zeit nimmt man immer deutlicher wahr, welchen Gegner Plato jedesmal im Auge hatte. Er verknüpft zuweilen ihre Meinungen; indem es scheint, als gehe er von der einen zu der anderen über, beabsichtigt er doch nur, auch diese zu vernichten. Er bekämpft nicht allein Protagoras, Gorgias, die sophistischen Anhänger des Parmenides, sondern er schlägt Heraklit mit Empedokles, Empedokles mit Heraklit. Die Meinungen aber werden nicht als persönliche, sondern als allgemeine Irrtümer gefaßt. Im Theätet widerlegt Plato Ansichten, welche noch einmal im 18. Jahrhundert in voller Kraft und Wirksamkeit aufgetreten sind.

Auf der einen Seite werden die gäng und geben Vorstellungen über Götter und göttliche Dinge verworfen, auf der anderen die Philosopheme, welche sich diesen opponierten, zertrümmert; in der Mitte von beiden, nicht ohne bald an die einen, bald an die anderen anzuknüpfen, erhebt sich der erkennende Geist, der Gedanke des einen und geistigen Seins.

Sehr einfach z. B. im Sophisten. Indem Plato die Art und Weise der sophistischen Methode der Philosophie untersucht, kommt er auf den Begriff des Seienden und des Nicht-Seienden; das Verschiedene leitet er von der Bewegung des Nicht-Seienden ab. Die Bewegung bringt die Arten hervor, so daß etwas entsteht, was an dem Wesen teil hat, es nicht ist und doch ist. Es scheint ihm so falsch nicht, wenn manche Alles für Eins erklären, weil die Dinge an dem Einen teil haben und doch eine Vielheit bilden. Das Verhältnis der Einheit zu der Vielheit aufzusuchen, ist überall eine an sich wichtige Aufgabe, hat aber für das philosophische System die höchste Bedeutung. In diesem Verhältnis liegt etwas göttliches. Man könnte sagen, Prometheus habe diesen Gedanken zugleich mit dem Feuer aus dem Himmel entwandt.

Idee ist Einheit der Vielheit, sie ist das wirklich Seiende in jeder Hinsicht; endlich kann es auch eine Idee der Ideen geben. Wissen ist nur Ergreifen der Idee; die Ideen sind zugleich das Wirkliche der Welt. Durch diesen Einen Gedanken, der tausendfältig wiederholt, erörtert, eingeprägt wird, erhält die Welt einen hohen geistigen Inhalt, zu dem der denkende Geist in eine unmittelbare Beziehung tritt. Wie könnte man die falschen Vorstellungen von den Göttern bekämpfen, wenn es nicht die Idee des Guten gäbe, woran sie zu prüfen sind?

Sehr zum Ziele trifft die Ausführung im Euthyphron, daß das Heilige nicht darum heilig ist, weil es von den Göttern geliebt wird, sondern darum wird es von den Göttern geliebt, weil es das Heilige ist.

Plato spricht sich über die Frage, inwiefern die Götter wirklich seien, nicht aus; nicht selten, namentlich da, wo er von den öffentlichen Einrichtungen redet, wie in den Gesetzen, erkennt er ihr Dasein ausdrücklich an. Nur die mythischen Vorstellungen des Volksaberglaubens weist er zurück.

Erinnern wir uns des Widerstreites zwischen Herodot und Thucydides, so ist Plato auf Seite des letzteren; doch ist bei ihm alles ein weltumfassendes philosophisches System. Die Idee des Guten ist der letzte Grund der Wesenheit und des Denkens; Plato scheint sie sich als Geist gedacht zu haben, obwohl nicht mit absoluter Selbstbestimmung; das Göttliche bezeichnet er als unveränderlich, wahrhaft, selig, neidlos, gerecht, ohne am Bösen teil zu haben.

Im Timäus erscheint Gott als der Weltordner. Die Ideen sind dem Werdenden, jedoch nicht unmittelbar, beigegeben. Die Zeit in ihrem Lauf, die dies beherrscht, ist nur ein Abbild des Ewigen. Der Übergang der Idee in die göttliche Persönlichkeit ist, soviel ich sehe, nirgend motiviert: mehr angenommen, weil es nun einmal Götter gebe, als erwiesen. Die Gottheiten des Volksglaubens werden zu einem einzigen lebendigen Göttlichen kondensiert.

Man konnte auf diesem Wege immer nicht weiter kommen, als dem gemeinen Glauben eine philosophische Überzeugung an die Seite zu stellen, von denen jener für das Volk blieb, diese für die philosophierende Klasse. Unendlich viel war jedoch dadurch gewonnen, daß eine faßliche, alles aus alten religiösen und philosophischen Vorstellungen Haltbare zusammenfassende Lehre, welche die denkenden Geister befriedigte und anregte, aufgestellt worden war.

Über den Ursprung der Seele herrscht dieselbe Dunkelheit, wie über das persönliche Dasein der Gottheit; aber ihre Bestimmung ist vollkommen klar. Es ist die, die Idee zu erkennen und danach zu leben.

Die politische Rhetorik, wie sie die meisten trieben, durch welche man fähig ward, in den laufenden Geschäften etwas auszurichten, tritt unendlich weit gegen die wahre Politik zurück. — Knüpfen wir an diese Gesichtspunkte die Auffassung an, welche der große Schüler und Nachfolger Platos, Aristoteles, der Nachwelt hinterlassen hat.

Aristoteles, aus Stagira in Chalcidice gebürtig, also der griechischen Kolonialwelt an den Grenzen von Thracien und Macedonien angehörig, hat sich viele Jahre hindurch des Umganges mit Plato erfreut und zu dessen Schule gehalten; der durch den Begriff zur Idee aufsteigenden Philosophie des Sokrates und Plato schloß er sich unbedingt an. Überall legte er die größte Bewunderung für Plato an den Tag. Aristoteles wäre ohne Plato nicht möglich gewesen; aber nicht selten bestreitet er ihn doch, und gerade da wird er bedeutend.

Die Differenz begann gleich in einem entscheidenden Punkte. Plato hatte die Anfangslosigkeit der Urstoffe, die aber in einer bestimmten Zeit von der Gottheit geordnet worden seien, angenommen. Aristoteles bestritt diese Annahme in einer seiner frühesten Schriften: denn ohne eine geordnete Welt lasse sich die Gottheit überhaupt nicht denken; er nahm die Ewigkeit der Welt und damit auch die des menschlichen Geschlechtes an, das jedoch mannigfachen Entwickelungen und also auch neuen Anfängen unterworfen sei. Auch er betrachtete, wie sein Lehrer, die Gottheit als den Inbegriff aller Vollkommenheit, aber vermied jenen Widerstreit, den Plato übrig gelassen

hatte, indem er die Idee des Guten und der Gottheit doch nicht völlig identifizierte. Eigentlich beruht alles auf einer Vereinigung der Dialektik des Sokrates mit den Anschauungen des Anaxagoras. Der Gott des Plato und Aristoteles ist eben der Nus des Anaxagoras, die wesenhafte Vernunft, welche jedoch zugleich als Weltbildnerin betrachtet wird. Die religiöse und poetische Ader Platos vermißt man bei Aristoteles: er hält sich immer auf einer sicheren intellektuellen Höhe. Die anthropomorphistischen Vorstellungen, welche der Volksglaube festhielt und Plato bekämpfte, hält Aristoteles zu erwähnen kaum der Mühe wert. Die Gottheit ist der Gegenstand der Verehrung und der Anbetung.

Aristoteles hat alle Reiche der Natur nicht sowohl beschrieben, als besonders in Beziehung auf seine Lehre von der Seele zu erklären versucht. Seine Bemerkungen liegen vor aller wissenschaftlichen Physiologie: man kann sie nicht ohne Bewunderung lesen. Gleich bedeutend ist seine Schilderung der Verschiedenheit des Menschen von anderen lebenden Geschöpfen. Was er über den Unterschied der thätigen und leidenden Vernunft ausspricht, von denen jedoch nur die erste die wahre ist — autonom und gottverwandt —, also auch unsterblich, möchte ich für das Beste erklären, was über den menschlichen Geist gesagt werden konnte, vorbehalten die Offenbarung. Dasselbe darf man, wenn ich nicht irre, von der Seelenlehre Platos sagen.

Die Lehre von der Substantialität und Unsterblichkeit der Seele hat Plato soweit ausgebildet, daß kein Philosoph eines folgenden Jahrhunderts etwas hinzufügen konnte. Mit dem ihm eigenen religiösen Schwunge richtet Plato seinen Blick bereits auf das Jenseits und die Seele an sich. Zuletzt erscheint die Seele von allem entblößt, was ihr Wesen verhüllen könnte, vor dem Richter, der nicht mehr durch Auge und Ohr getäuscht werden kann, sondern nur Geist den Geist in seiner wahren Beschaffenheit anschaut.

So durchmessen wir an der Hand der beiden Philosophen die Höhen und Tiefen der menschlichen Erkenntnis von den göttlichen Dingen: ihre Lehren können nicht als einfach ihnen allein gehörig betrachtet werden; sie sind das Ergebnis des Nachdenkens einer ganzen Epoche, das sich immer wieder erneuert und in den größten litterarischen Produktionen aller Zeiten zu Tage getreten ist. Was sie uns bieten, ist keine ausgebildete Doktrin, sondern nur eben wieder eine Hervorbringung denkender Geister im höchsten Stile. Ein besonderes Interesse bieten die Ansichten der beiden Philosophen in Bezug auf das praktische Leben und ihr Verhältnis zu einander.

Einmal von den laufenden Angelegenheiten losgerissen, vertiefte sich Plato um so mehr in die Bedingungen eines idealen Staatswesens.

Plato hat vom Staat zwei Ideale angegeben. Das eine, das er in den Büchern von den Gesetzen entwickelt, gründet sich auf eine ursprüngliche gleiche Bodenausteilung, die auf das strengste aufrecht erhalten werden müsse: denn von der Ungleichheit und dem Wunsche, sich zu bereichern, komme alle schlechte Leidenschaft her: durch Opfer sollte die Rache der Götter auf diejenigen herab-

gerufen werden, welche kaufen oder verkaufen. Das zweite oder vielmehr vornehmste und eigentliche Ideal, das in den Büchern vom Staat ausgesprochen und, auch in anderen als solches festgehalten, im Timäus nochmals wiederholt ist, beruht auf der Gemeinschaft der Güter. Der vornehmste Zweck ist, dem in der Idee Heiligen und Gerechten eine Repräsentation zu verschaffen, welche zugleich die Gewalt hat, damit „das hundertköpfige Tier, welches mit dem Menschen zusammenwohnt, von dem Menschen vollkommen beherrscht werde".

Der platonische Staat ist nicht allein ein vages Ideal; er enthält die entschiedenste Opposition gegen die bestehenden Staatenbildungen, von denen sich der Philosoph überhaupt möglichst absondern soll, vornehmlich gegen die Republik von Athen. Dem Grundsatze, auf welchem alles beruht, daß Landbesitz, Gewinn und Erwerb zur Verteidigung des Gemeinwesens verpflichten, setzt sich Plato insofern von Grund aus entgegen, als er die landbauende und gewerbetreibende Klasse vom Gebrauch der Waffen ausschließt. Dieser ist einer besonderen Klasse vorbehalten, welche als die der Wächter, das heißt der Kriegsleute, bezeichnet wird, die doch nur nach dem Willen der Befehlenden handeln dürfen; diese letzteren sollen Philosophen sein, das will doch sagen, nichts als das allgemeine Beste und die Vervollkommnung jedes einzelnen im Sinne haben. Ich weiß nicht, ob man nicht behaupten dürfte, daß das dieselben Grundsätze sind, welche, abstrakt verstanden, das Staatswesen begründet haben, das während der Epoche, die man als das Mittelalter bezeichnet, in Europa in voller Geltung gewesen ist, — eine unterwürfige Bevölkerung, eine höhere Klasse, welche das Recht, die Waffen zu führen, allein besitzt, und endlich eine Regierung, in welcher die Idee des Göttlichen und der Durchbildung der Menschen zu demselben vorwaltet; es ist die enge Verbindung zwischen Priestertum und Königtum, welche Jahrhunderte lang die Welt beherrscht hat. In dem zweiten Buche der Politie ist von der Erziehung die Rede. Daß es gerade die Wächter, d. h. die Kriegsleute, sind, von deren Bildung die Rede ist, mag zufällig sein oder vielleicht auch nicht. Die Hauptsache ist: man soll die Gottheit als gut und wahr darstellen, nicht als lügnerisch, oder als verderblich — einmal, weil sie es nicht ist, sondern weil die junge Seele, wenn sie das höre, dadurch verdorben werde.

In der Forderung, daß das Göttliche herrsche, sowohl in der Seele als auch im öffentlichen Leben, liegt eine von fern her sich ankündigende Annäherung an die hierarchischen Jahrhunderte der Folgezeit. Substantialität der Seele, Unsterblichkeit, Befleckung in der Welt, Möglichkeit der Reinigung führen auf den hernach zur Herrschaft gekommenen christlichen Begriff. Die Seele ist verwandt dem Göttlichen und immer Seienden. — Die tausendjährige Wanderung erinnert auf der einen Seite an ägyptische Vorstellungen und auf der anderen an die göttliche Komödie.

Die Abwandlung der geschichtlichen Epochen erscheint zuerst in dem Geiste des Philosophen, der sich von den Formen des Lebens, die ihn umfassen, emancipiert hat. Wenn Aristoteles formell die philosophierenden Geister

der Epoche, die man das Mittelalter nennt, beherrscht hat, so bleibt er in Bezug auf die Ideale des öffentlichen Lebens hinter der Gemeinschaft, in welcher Plato mit denselben steht, weit zurück.

Wenn uns Plato aus der bestehenden Welt hinwegführt, so führt uns Aristoteles in dieselbe zurück; er erkennt ihre Bedingungen an.

Aristoteles faßt den Staat bei weitem realer, als Plato; er mißbilligt selbst die vollkommene Zurückgezogenheit von dem Staate, wie die, in welcher Plato gelebt hatte; nach seinem Urteil gehört vielmehr die Teilnahme am Staate dazu, um den Geist zu entwickeln. Er hebt auch die Bedingungen der Macht hervor, welche bei Plato verschwinden, z. B. die Vorteile einer maritimen Lage für Handel und Verkehr; die vornehmsten Grundlagen des bürgerlichen Lebens, welche Plato verwirft, nimmt Aristoteles an. Ihm zufolge kann der Staat nicht des Hauswesens entbehren, in welchem alles vor dem Willen des Hausvaters zurücktritt. Er gesteht selbst die Notwendigkeit der Sklaverei zu. Das Verfahren der Griechen, ihre Stammesgenossen, wenn sie besiegt wurden, zu Sklaven zu machen, verdammt er zwar, weil sie ursprünglich gleiche seien; aber er nimmt an, daß durch die Natur selbst ein Teil der Menschen zur Unterwürfigkeit bestimmt sei, ein anderer, des Denkens fähiger, zum Herrschen. Ohne Sklaven kann er sich kein Hauswesen denken, ohne Haus und Familie keinen Staat. Damit verschwinden aber alle jene Ideale, die Plato aufgestellt hatte. Aristoteles widerlegt die platonische Ansicht von der Notwendigkeit einer gleichen Austeilung vom Grund und Boden mit der einleuchtenden Bemerkung, daß dann die Zahl der Kinder immer der Zahl der Eltern würde entsprechen müssen, was unmöglich sei; noch mehr aber die von der Gütergemeinschaft: denn dadurch würde aus den Menschenwesen der Antrieb wegfallen, etwas Eigenes zu haben und auch anderen etwas Eigenes mitzuteilen. Den Streitigkeiten werde man damit nicht zuvorkommen; denn man sehe ja, daß eben unter denen, welche einen gemeinschaftlichen Besitz haben, der Streit an der Tagesordnung sei.

Wenn nun aber die Grundlagen alles politischen Lebens festgehalten werden, so bildete der hellenische Staat, wie er bestand, das Hauptaugenmerk des Philosophen.

Aristoteles, der auch politisch einen weiteren Gesichtskreis hatte, unterscheidet den Staat der nördlichen und der östlichen Barbaren von dem der Griechen. Bei den ersten findet er Kriegsmut, der die Freiheit erhalte, bei den anderen Anschlägigkeit und Geschicklichkeit, aber ohne Mut, so daß die Freiheit verloren gehe. Die Griechen unterscheiden sich dadurch, daß sie Mut und Geist verbinden, so daß sie bei aller ihrer geistigen Regsamkeit auch ihre Freiheit behaupten. Verschiedene Bemerkungen über die Monarchie könnte man dahin auslegen, als sei der Blick des Aristoteles auf das eben emporkommende macedonische Königtum gerichtet gewesen; bei ihm, dem Lehrer Alexanders, war das wenigstens sehr erklärlich; näher betrachtet, hat jedoch die Monarchie, die er empfiehlt, nicht die Bedingungen einer mit der Nation

durch Geburtsrecht untrennbar verbundenen höchsten Gewalt. Er verwirft an ihr gerade das, was ihren vornehmsten Charakter ausmacht, die Erblichkeit: auch der beste Monarch wird einen durchaus untauglichen Erben hinterlassen können. Die Monarchie wird nur für den Fall gut geheißen, daß das Volk nicht geeignet sei, sich selbst zu regieren. Daran knüpft sich ebenfalls die Idee der Aristokratie. Aristokratie und Monarchie werden dadurch empfohlen, daß wenige oder noch mehr ein einzelner die Idee des Staates besser fassen und dann repräsentieren könne, als die Menge. Das Übel, dem er abhelfen will, ist das Übermaß der demokratischen Bewegung, welches zu seiner Zeit in Griechenland weit und breit hervortrat. Er mißbilligt die Tyrannis, die er streng von der Monarchie unterscheidet; aber verderblicher noch erscheint es ihm, wenn das Volk durch Demagogen dazu verleitet wird, die Gesetze hintanzusetzen: die Demagogen seien dann die Höflinge des Volkes. Die Grundlage von allem bleibt ihm die Gemeinde, welche zwar den Krieg führt, aber bei der Verteilung der Ämter von aller Verlosung absieht und nur Die bevorzugt, welche sich, unter anderem auch durch Besitz, für dieselben eignen. Die Mitglieder dieser Gemeinde aber haben sich weder mit Ackerbau, noch mit Handel zu beschäftigen; sie sind bloß zur Verteidigung und zur Verwaltung da. Bei der Erziehung will Aristoteles die Gymnastik, die zu der ersten vorbereitet, nicht allein vorwalten lassen; er stellt derselben die Musik zur Seite, welche die verschiedenen Bewegungen der Seele unmittelbar darstelle und sich für die Folge den Gemütern einpräge; aber nur für die Erziehung ist sie gut. Denn ein Mann muß nie Musik treiben, seine ganze Seele muß sich den öffentlichen Geschäften widmen. Darin trifft er nun wieder mit Plato zusammen; bei beiden Philosophen kommt alles darauf an, daß der vernünftige Geist sich bilde, der die Herrschaft im Sinne des allgemeinen Besten auszuüben sucht und vermag. In der ursprünglichen Konception hängt das nun alles zusammen: der weltbeherrschende göttliche Geist, der zur thätigen Vernunft ausgebildete Mensch und das Übergewicht der Vernünftigen im Staate.

Neuntes Kapitel.

Persisch-griechische Verwickelungen in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Auf den ersten Blick leuchtet ein, wie viel der Welt daran lag, ob diese Entwickelung der Ideen in dem Antagonismus der Weltkräfte sich würde behaupten können.

Zur Signatur der Zeit gehört es, daß, indem die großen Geister Bahnen für das künftige Leben der Menschheit eröffneten, die griechischen Politien

in lauter partikulare Bestrebungen zerfielen. Die Idee der Nationalität fand keine Repräsentation. Selbst jener große Gegensatz gegen Persien, welcher bisher das Gefühl der Nationalität genährt hatte, ward nicht mehr festgehalten. Er war nicht eigentlich verschwunden: dann und wann tauchte er plötzlich in mächtigen und klangvollen Worten wieder hervor; aber in den letzten Ereignissen des peloponnesischen Krieges war doch zu Tage gekommen, daß er keine nachhaltige Wirkung mehr ausübte. Wollte man nachforschen, wo damals der Mittelpunkt der weltbewegenden Kräfte lag, so müßte man sagen: in einem Verein der persischen Macht, wie sie damals in Vorderasien erschien, und der lacedämonischen, wie sie sich im Kampfe mit Athen ausgebildet hatte. Der jüngere Cyrus, der die Macht der Achämeniden in Vorderasien repräsentierte, und Lysander, welcher allenthalben die demokratischen Verfassungen niederwarf und der oligarchischen der Lacedämonier die Oberhand verschaffte, waren die mächtigsten Männer, von denen der Impuls zu allem, was geschah, gegeben wurde. Die Waffen der Lacedämonier und ihrer Verbündeten zu Land und zur See und das persische Geld, welches zur Ausrüstung die Mittel verschaffte, wirkten zusammen. Sie konstituierten eine Macht, die zwar in sich selbst eine gewisse Lebensfähigkeit hatte, inwiefern die persischen Satrapen der griechischen Mietsvölker nicht entbehren konnten, noch auch diese jener, übrigens aber doch sehr wandelbar und in sich selbst gebrechlich war. Weder der jüngere Cyrus noch auch Lysander beherrschten die Situationen von Persien und von Griechenland. Der letzte hatte überall Feinde in Sparta, noch mehr unter den übrigen Griechen. Über dem ersten stand allezeit die Macht des Großkönigs, die ihren eigenen Interessen folgte.

Ein Unternehmen von weitester Aussicht war es nun, daß der jüngere Cyrus den Thron von Persien mit griechischer Hülfe zu erobern beschloß. Den Anlaß dazu gab die in der persischen Verfassung nicht ausgemachte Streitfrage, ob die Thronfolge immer dem älteren Sohne, oder aber demjenigen zustehe, der unter der Regierung des Vaters zuerst zur Welt gekommen war. Wie nun für die Thronbesteigung des Xerxes das entscheidende Moment eben darin lag, daß er unter der Regierung des Darius geboren worden, so machte auch bei dem Tode des Darius Nothos derjenige von seinen Söhnen, welcher während seiner Regierung geboren worden, Cyrus der Jüngere, den Anspruch, seinem Bruder Artaxerxes vorgezogen zu werden. Auch diesmal war die Königin dafür; aber sie vermochte ihren Gemahl nicht zu gewinnen. Artaxerxes, der den Beinamen Mnemon führt, wurde zum König, Cyrus zum Satrapen von Lydien und dessen maritimen Regionen ernannt. Es war nicht eine gewöhnliche Satrapie, die dem Königssohne dadurch zufiel; schon in dem Ausschreiben seines Vaters war er als Karanos (Oberhaupt, Herr) bezeichnet worden, wie ja auch in andere Satrapien Verwandte des königlichen Hauses mit besonderer Auszeichnung öfter eingetreten waren. Aber der jüngere Cyrus war damit nicht zufrieden. Er hielt sich selbst vermöge seiner persönlichen Eigenschaften für fähiger, das

Königtum zu bekleiden, als es sein Bruder war. Artaxerxes erscheint als eine friedliebende, milde, leutselige, weichherzige Persönlichkeit. In ihm drückte sich die Idee der Stellvertretung des Ormuzd aus. Cyrus war ehrgeizig, unternehmend, kriegerisch und selbst soldatisch in der Weise der griechischen Söldner, von denen er ansehnliche Scharen in seine Dienste zog. Hielt er sich nun für würdig des Thrones und sogar für berechtigt, denselben einzunehmen, so war er auch entschlossen, ihn zu erobern. Dazu aber rief er nun die Hülfe der Lacedämonier an, mit ausdrücklicher Beziehung auf die Dienste, die er ihnen in dem letzten Kriege geleistet habe. Die Ephoren fanden das sehr gerecht. Sie vermieden zwar, sich für ihn zu erklären; aber sie schickten eine Flotte nach Cilicien, um den dortigen Statthalter, der an dem Könige festhielt, wie sich das von den Provinzialgewalten nicht anders erwarten ließ, zu verhindern, sich dem Zuge des Cyrus zu widersetzen. Und gern gestatteten sie, daß die peloponnesischen Kriegsleute in die Dienste des Cyrus traten. Wir finden, der vornehmste Anführer derselben, Klearch, sei ausdrücklich ermächtigt worden, dem Cyrus Dienste zu leisten. Hierauf ward eine sehr ansehnliche Truppenschar, 13 000 Mann stark, zusammengebracht, die nun, ohne in Vorderasien vielen Widerstand zu finden, ihren Weg aufwärts nahm, um die persische Krone in die Hand des Verbündeten der Lacedämonier zu bringen. Sagen wir es mit Einem Worte: durch die Unterstützung des jüngeren Cyrus waren die Lacedämonier Meister von Griechenland geworden: durch die Unterstützung der Lacedämonier sollte nun Cyrus zum Herrn und Meister in dem persischen Reiche gemacht werden. Man könnte von vornherein bezweifeln, ob die Verbindung griechischer Mietsvölker mit einem persischen Kronprätendenten geeignet war, eine entscheidende und universale Wirkung auszuüben, ob nicht, auch im besten Falle, wenn Artaxerxes gestürzt und Cyrus auf den Thron gesetzt worden wäre, die Griechen doch nur eine sehr untergeordnete Rolle, etwa wie zur Seite eines der letzten gräcisierenden Pharaonen, gespielt haben würden. Aber unleugbar ist doch, daß auch in diesem Falle die Gestalt [der Welt verändert worden wäre. Cyrus würde Widerstand gefunden haben und immer auf die Hülfe der Griechen angewiesen geblieben sein. Diese würden an der Herrschaft, die sie gestiftet, immer auch einen gewissen Anteil genommen und auf das entfernteste Asien Einfluß gewonnen haben. Für das persische Reich war es eine Lebensfrage, ob es diesem Anlauf würde widerstehen können oder nicht. Bei dem Zusammentreffen der beiden Heere in der Ebene von Cunaxa am unteren Euphrat hatte es anfangs in der That das Ansehen, als würde Cyrus seine Sache durchsetzen. Seine griechischen Hülfstruppen, kriegsgeübt, wie sie waren, und von einem erprobten Führer befehligt, führten, zuerst ruhig vorrückend, dann in plötzlichem Anlauf gegen den Feind heranstürmend, einen glücklichen Angriff auf denselben aus. Die persischen, soeben rasch zusammengerafften Scharen, die ihnen gegenüberstanden, schlecht bewaffnet und ohne Kriegsübung, wurden über den Haufen geworfen, so daß die Schlacht

schon als gewonnen angesehen und Cyrus als König begrüßt wurde. Aber noch hielten die auserwählten und besser geordneten Scharen, in deren Mitte sich Artaxerxes selbst befand, in unerschütterlicher Schlachtordnung, Cyrus mußte einen unmittelbaren Kampf mit seinem Bruder wagen. Die Geschichtschreiber sind voll von diesem Zweikampf, der nicht allein die Phantasie der Orientalen erfüllte, sondern auch in den Griechen Erinnerungen an ihre mythische Vorzeit wachrief: sie dachten dabei an Eteokles und Polynices. Ich meine, man muß von diesem Zweikampf geradezu abstrahieren. Mit Gewißheit erhellt nur, daß Cyrus eine starke Impression auf das Mitteltreffen hervorbrachte, dies aber durch Tissaphernes wiederhergestellt wurde; in dem Getümmel kam Cyrus um. Nur auf die Person des Prätendenten war das Unternehmen der Griechen gegründet; nachdem er umgekommen, mußte es aufgegeben werden. Ihre Führer erlagen der Treulosigkeit der persischen Anhänger des Cyrus, die jetzt nur daran dachten, ihren Frieden mit dem Großkönige zu machen. Unter der Leitung des Atheniensers Xenophon führten nun die Griechen jenen Rückzug der 10 000 aus — denn auf diese Zahl waren sie zusammengeschmolzen —, der in der Kriegsgeschichte unsterblich ist. Er ist ein Beweis von der militärischen Ausbildung, welche die Griechen sich persönlich zu eigen gemacht hatten, und von ihrer Geschicklichkeit, die taktischen Bewegungen dem Bedürfnis gemäß zu verbessern; sie lernten leichte Truppen verwenden. Nur unter den größten Gefahren und Widerwärtigkeiten mitten durch barbarische, noch immer in angeborener Freiheit lebende Völkerschaften bahnten sie sich ihren Weg. In der Erzählung Xenophons macht es Eindruck, wenn sie freudig „Thalatta, Thalatta" rufen beim Anblick des Meeres, dessen sie Meister waren; jetzt erst fühlten sie sich ihrer Rettung sicher. Nicht aber als ein bloßes Abenteuer dürfte man diesen Zug ansehen; derselbe hat vielmehr, wohlbetrachtet, die weitreichendsten Nachwirkungen zur Folge gehabt.

Die persischen Satrapen mochten den Lacedämoniern den Angriff auf den Großkönig, an dem sie teilgenommen, nicht ungeahndet hingehen lassen. Tissaphernes, der jetzt nach dem Fall des jüngeren Cyrus wieder mächtig auftrat, erneuerte den Krieg in Kleinasien. Ich weiß nicht, ob man annehmen darf, daß eben die Erneuerung der Feindseligkeiten zwischen den Persern und Lacedämon dazu gehörte, um den Athenern die Reorganisation ihrer Republik, deren wir schon gedachten, möglich zu machen, aber gewiß ist, daß damit eine neue Phase in den griechisch-persischen Verwickelungen eintrat.

So viel hatte der Zug der Zehntausend doch bewirkt, daß in den Lacedämoniern die Idee, in Asien einzudringen, aufs lebendigste wieder rege wurde. Dercyllidas, an der Spitze eines Heeres von Lacedämoniern und ihren Bundesgenossen, nahm Troas in Besitz. Als aber hierüber die beiden Satrapen Tissaphernes und Pharnabazus sich vereinigten und zwar Friedensvorschläge machten, aber solche, in deren Annahme die Lacedämonier eine Gefahr für sich erblickten, so führte das Mißverständnis zu dem Beschluß, den alten Krieg

wieder zu erneuern. Der junge lacedämonische König Agesilaus wurde hinübergesendet; die homerischen Ideen erwachten. Agesilaus brachte vor seiner Abfahrt ein Opfer in Aulis dar, freilich nicht, ohne gleich dabei das Widerstreben der alten Bundesgenossen zu erfahren.

Aber in Lacedämon meinte man, den Kampf der Griechen gegen Kleinasien, der herodoteischen Auslegung der Ilias gemäß, unter den Sympathien des alten persischen Krieges auch allein durchführen zu können. Ob es Ernst damit war, steht freilich dahin. Denn das eigentliche Motiv lag darin, daß die Satrapen den gegen Artaxerxes unternommenen Anlauf, nachdem er mißlungen war, an den Lacedämoniern hatten rächen wollen, worauf diese nun mit eigener Feindseligkeit antworteten. Einen homerischen Helden stellte Agesilaus in seiner Person allerdings nicht dar. Er war klein von Wuchs, mager und überdies lahm an einem Fuße, aber, da er auf den Thron ursprünglich keine Aussicht hatte, in der strengen Zucht der Spartiaten aufgewachsen, enthaltsam und ausharrend, den Befehlen seines Staates gehorsam, allezeit Feind seiner Feinde, Freund seiner Freunde, bis zur Ungerechtigkeit, in seiner Strategie berechnend und selbst verschlagen, wie er denn immer da anzugreifen wußte, wo man ihn nicht erwartete. Noch einmal scharten sich die Jonier um den König aus dem Stamme der Herakliden: er wußte eine Reiterei aus ihnen zu bilden, in welcher Waffe die Perser bisher überlegen waren. Alles faßte Herz zum Kriege unter ihm; Ephesus wurde dadurch neu belebt und gleichsam eine Werkstätte des Krieges. Die Vorstellung erwachte, welche zuerst Mut zum Kampfe gegen die persische Monarchie gegeben hatte: daß die Perser persönlich den Hellenen nicht gewachsen, also dazu bestimmt seien, von denselben überwunden zu werden. Auch eine ansehnliche Flotte wurde auf die Aufforderung des Agesilaus an den Küsten hergestellt; die Begeisterung alter Zeiten regte sich wieder. Agesilaus hatte gute Erfolge: er erfocht in Phrygien und Lydien gegen Tissaphernes zwei Siege, die den Griechen nicht allein die Oberhand verschafften, sondern auch die Genugthuung, daß ihr vornehmster Gegner das Vertrauen des Königs vollkommen verlor und infolge des Einflusses der Königin Mutter, die immer gegen ihn gewesen war, mit dem Tode büßen mußte. Ebenso schlug er Pharnabazus durch einen Überfall, bei dem Überreste der Zehntausend, die sich bei dem Heere fanden, unter einem ihnen von Agesilaus beigegebenen Führer das Beste leisteten. Agesilaus war mit einem vornehmen Perser, Spithridates, und dem Könige von Paphlagonien, Otys, in freundschaftliches Vernehmen getreten und hatte eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen ihnen eingeleitet, durch welche er den Persern den meisten Abbruch zu thun hoffte, so daß er, siegreich in dem gesamten Kleinasien, anerkannt von den Joniern, mit einer Flotte, die das Meer beherrschte, und der fortwährenden Unterstützung von Sparta sicher, eine sehr bedeutende und für den Großkönig gefährliche Stellung einnahm. Allein was schon oft zu bemerken gewesen war, die Verbindung zwischen Griechen und Barbaren zeigte sich unhaltbar. In

dem Treffen gegen Pharnabazus, der alle seine Schätze in seinem Lager mit sich zu führen pflegte, war eine große Beute gemacht worden, und die paphlagonischen Reiter schickten sich an, dieselbe fortzuschaffen. Aber auch die Lacedämonier zeigten sich immer begierig nach Geld und nach Beute; sie nahmen den Reitern soviel als möglich ab, um es den Händlern anzubieten, welche dem Heere in dieser Erwartung folgten. Hierüber entrüstet, verließen die Leute des Spithridates und des Otys das griechische Heer, und jene hoffnungsreiche Allianz löste sich auf. Aber gewiß würde Agesilaus den Persern noch schwere Verluste zugefügt haben, hätten diese nicht, ihre alte Politik wieder aufnehmend, sich an die Griechen in der Heimat gewandt; von den Lacedämoniern hatten sie gelernt, wie man den Griechen begegnen müsse. Das Mittel, das sie gegen die Athener angewendet, sich mit den Feinden derselben unter den Hellenen zu verbinden, wandten sie nun auch gegen die Lacedämonier an, als diese ihnen gefährlich zu werden drohten. Wenn die Lacedämonier mit dem jüngeren Cyrus in das Innere des persischen Reiches einzugreifen unternommen hatten, was ihnen mißlungen war, so gelang es nun den Persern, die Autorität von Lacedämon dadurch zu erschüttern, daß sie in das Innere von Griechenland eingriffen und die feindseligen Gesinnungen gegen Sparta allenthalben aufriefen. Xenophon berichtet, wie viel Geld Tithraustes, der Nachfolger des Tissaphernes, darauf verwendet habe, um einige Oberhäupter in Argos, Korinth und selbst in Theben zu gewinnen und sie von Sparta abtrünnig zu machen. Er wußte wohl, daß eben die Bundesgenossen der Spartaner mit denselben nicht einverstanden waren; hatten sich doch die Thebaner gleich bei jenem Opfer von Aulis den Lacedämoniern abgeneigt erwiesen. Und schon waren die Athener so weit erstarkt, um sich dem antispartanischen Verständnis, das sich hierdurch bildete, auch ihrerseits anzuschließen, obwohl sie damals kein Geld empfangen haben. Abermals war es ein zwischen Lokris und Phocis streitiger Landbezirk, welcher zum Ausbruch eines einheimischen Krieges führte. Die Thebaner kamen den einen, die Lacedämonier den anderen zu Hülfe. Das erste Opfer des Kampfes war Lysander, der in einer Schlacht gegen die Böotier fiel: der Mann, der jenen Bund mit den Persern geschlossen hatte, aus welchem eine Veränderung der Weltherrschaft hatte hervorgehen sollen. Indem hierdurch ganz Hellas in Bewegung geriet, trat zur See noch eine andere Gefahr zu Tage. Ein athieniensischer Führer, Konon, war nach der Niederlage von Ägospotamoi nach Cypern geflüchtet, wo das griechische Element noch immer sehr mächtig war. Unter seiner Beihülfe kam eine Seerüstung in Phönizien, das dem Könige noch gehorsam war, zustande; die Lacedämonier, die früher als die Verbündeten des Königs gegolten hatten, wurden jetzt als die vornehmsten Feinde desselben betrachtet. Den verbündeten Phöniziern und Athenern war aber die von Agesilaus gebildete Flotte, deren Führung derselbe seinem Schwager Pisander anvertraut hatte, zu widerstehen nicht fähig. Bei dem Anblick der athenischen Schiffe, welche das Vordertreffen bildeten,

wandten sich die Bundesgenossen der Lacedämonier zur Flucht. Pisander, der es für schimpflich hielt, zu fliehen, suchte den Tod und fand ihn (bei Knidos, August 394).

In derselben Zeit führten auch die Streitigkeiten in dem kontinentalen Hellas zu einem blutigen Zusammentreffen. Agesilaus hatte jene große Unternehmung aufgeben müssen; er war über den Hellespont — denn geradezu über das Ägäische Meer wäre es unmöglich gewesen — nach Hellas zurückgekommen. Und hier erfocht er nun einen unzweifelhaften Sieg über die verbündeten Gegner bei Koroneia; aber die alte Übermacht von Sparta stellte er damit nicht her. In Korinth kam die entgegengesetzte Faktion zur Gewalt, und in dem Kriege, welcher dann zwischen Sparta und Korinth mit schwankendem Glück geführt wurde, bildete Iphikrates, ein aus Athen gebürtiger Führer einer tapferen Söldnerschar, wie es scheint, nach thracischem Muster, das schon bei dem Rückzuge der Zehntausend befolgt worden war, den Hopliten der Spartaner gegenüber ein leichter bewaffnetes Fußvolk aus, die Peltasten, welche den Spartanern in offenem Felde zu widerstehen fähig waren. Alles das geschah mit persischer Beihülfe; Iphikrates wurde von dem Synedrium zu Korinth besoldet, welches sein Geld von Persien bekam. In Athen wurden die langen Mauern durch Konon wiederhergestellt, der die Mittel dazu aus Persien erhielt. In wenigen raschen Schlägen änderte sich dergestalt die kontinentale Lage der Lacedämonier von Grund aus. Sie verloren das Übergewicht der Waffen und ihr Ansehen. Und nicht geringen Eindruck brachte es in Lacedämon hervor, daß auch Athen sich wieder erhob und den Versuch machte, die verlorene Seeherrschaft wiederherzustellen. Bei dem Zusammengreifen dieser beiden Momente meinten die Lacedämonier ihr Verderben vorauszusehen. Sie haben in diesem Augenblick ihre ganze Politik geändert. In Sparta gab es immer eine Partei, welche den Krieg gegen Persien mißbilligt hatte; diese erhob sich jetzt aufs neue; sie glaubte keine andere Rettung aus den Bedrängnissen, in denen man war, zu erblicken, als in einem Frieden mit Persien. Denn aus dem Bruch mit Persien waren alle Übel hervorgegangen, an denen man litt. Der Führer dieser Partei war Antalcidas, der, an Lysander anknüpfend, diesen Gedanken bei allen späteren Irrungen festhielt und so viel Boden für denselben gewann, daß er selbst nach Kleinasien und dann an den Hof von Susa geschickt wurde, um eine neue Pacification zu stande zu bringen.

Welches waren nun aber die Bedingungen, die nach beiden Seiten hin genügen und zu einem Verständnis führen konnten? Die vornehmste betraf das Machtverhältnis zwischen Persien und Sparta. Sparta konnte bei der Wendung des Glückes der Waffen zur See die Autorität, die es an den kleinasiatischen Küsten und auf dem Archipelagus erworben hatte, nicht mehr behaupten. Es mußte besorgen, daß das leitende Ansehen daselbst seinen Feinden, namentlich dem wieder aufkommenden Athen, in die Hände geraten würde. Es lag demnach im Interesse von Sparta selbst, wenn dem Groß-

könige diese Autorität zurückgegeben wurde. Ein ungeheuerer Vorteil für Persien; die Küsten, die den wesentlichen Gegenstand des fortdauernden Krieges gebildet hatten, wurden ihm ohne Anstrengung bloß infolge der inneren Entzweiung der Griechen untereinander zu Teil. Die verwickelten Zustände von Cypern machten noch eine gewisse Schwierigkeit; aber auch hier hatte sich die athenische Macht siegreich gezeigt, so daß die Spartaner ohne langes Bedenken den Entschluß faßten, auch die Herstellung der Herrschaft des Großkönigs in Cypern nachzugeben. Nur Eine Rücksicht nahmen sie noch auf Athen. Wir erinnern uns, wie alt die Herrschaft Athens über Lemnos, Imbros und Scyros war, und da man der Einwilligung Athens in den Frieden bedurfte, hielt man für gut, die drei Inseln den Athenern vorzubehalten; alle griechischen Städte in Kleinasien sollten unter dem Könige stehen. Genug, Lacedämon gab die Kampfpreise, um welche man so lange mit Persien gerungen hatte, an den Großkönig auf und sorgte dafür, daß sie auch von anderer Seite nicht sobald in Anspruch genommen werden konnten. Das war aber nur erst die eine Seite des Friedens. Lacedämon, das sich durch die enge Verbindung zwischen Argos und Korinth und die ziemlich kompakte Macht von Theben überholt und gefährdet sah, erlangte von dem Könige die Bestimmung, daß alle Städte in Griechenland autonom sein sollten. Dahin war schon einmal der Gedanke des Brasidas gegangen. Sparta hatte die Unabhängigkeit der Kolonien und unterwürfigen Landschaften als das Prinzip ausgesprochen, für das es im Felde stehe. Was damals nicht hatte durchgeführt werden können, wurde jetzt, und zwar in größerem Umfang, von ihm in die Hand genommen. Diesmal wurde nicht so sehr Athen davon betroffen, dessen Bund noch nicht wiederhergestellt war, als Theben, das über die an sich freien Städte Böotiens eine durch Bündnis vermittelte Autorität ausübte, die man sich nicht mehr gefallen lassen wollte. Auch für den König hatte das ein gewisses Interesse; denn nur von zusammenhängenden Bundesorganisationen konnte für ihn eine Gefährdung des jetzt eingerichteten Zustandes entspringen. Aber der vornehmste Vorteil lag doch auf seiten von Sparta, das sich dadurch der Nebenbuhler seiner Macht zu entledigen meinte. Es bewirkte, daß der Großkönig einen Jeden, der sich der geschlossenen Abkunft widersetzen würde, mit offener Feindseligkeit bedrohte. So griffen diese Verflechtungen der Politik in einander. Lacedämon hatte, von persischem Gelde unterstützt, Athen niedergeworfen; dann, als ein Zwist zwischen Lacedämon und Persien ausbrach, war es hauptsächlich durch Athen dazu gekommen, daß der Macht von Lacedämon zu Land und zur See Gegner erweckt wurden, denen es nicht mehr gewachsen war. Um nicht zu Grunde zu gehen, rief Sparta aufs neue die Hülfe von Persien an. Thatsächlich wurde dadurch die Entscheidung der griechischen Angelegenheiten in die Hände des Großkönigs und seiner kleinasiatischen Satrapen gelegt. Er verbündete sich jetzt mit Lacedämon, um eine Ordnung der Dinge in Griechenland einzuführen, welche jede kompakte Staatenbildung auf immer verhindern

sollte. Um sich zu retten, griff Lacedämon zu dem Mittel, alle anderen zu verderben. Wenn durch den ersten Artikel des Friedens die direkte Macht von Persien nicht wenig erweitert worden war, so geschah durch den zweiten, daß ihm eine Art von Oberhoheit über Griechenland selbst zufiel. So war der Friede des Antalcidas beschaffen.

Die Macht der Griechen in Asien wurde durch denselben aufgegeben, die unabhängige Staatenbildung im eigentlichen Hellas in die engsten Grenzen geschlossen. Nur Sparta behielt sein altes Übergewicht auch fortan.

Zunächst schien alles auf das beste zu gelingen. Die Thebaner konnten ihre Herrschaft über Böotien nicht aufrecht erhalten, sobald die Spartaner an den Grenzen die gewohnten Opfer brachten, um in ihr Gebiet einzufallen. Die Lacedämonier mahnten die Korinther, die argivische Besatzung aus ihrer Stadt wegzuschaffen, und die Argiver, dieselbe hinwegzuziehen, worauf die Besatzung wirklich abzog und die verjagten Aristokraten zurückkehren konnten. Mantinea wurde genötigt, sich aufzulösen; die Einwohner lebten, wie früher, fortan in Dörfern. Daß die Spartaner sich der von den Mächtigeren Niedergeworfenen annahmen, Plataäs in Böotien, Pisas in Elis, machte ihnen alle die zu Freunden, die derselben Kategorie angehörten. Sie stellten den peloponnesischen Bund wieder her, in welchem sie nun unbestritten dominierten. Aber mit Theben war der Friede noch keineswegs durchgeführt. Ein Widerstand kam zu Tage, der sich unüberwindlich erwies. Wir kommen auf das Blatt der Geschichte, auf welchem die Namen „Theben und Epaminondas“ eingeschrieben sind.

In Theben bekämpften sich Oligarchen und Demokraten unter entgegengesetzten Oberhäuptern. Der Führer eines spartanischen Heeres, welches bestimmt war, nach Chalcidice zu ziehen, um den Frieden auch dort ins Werk zu setzen, Phöbidas, hatte sich auf den Antrag des Führers der Oligarchen, Leontiades, der den Rückhalt von Sparta für sich zu haben wünschte, durch einen Handstreich der Burg, der Kadmea, bemächtigt. Man braucht nicht gerade anzunehmen, daß er dazu Befehl von Sparta gehabt habe. Agesilaus hat einmal gesagt, einem Führer sei es erlaubt, auch etwas auf eigene Hand zu thun, und es komme nur darauf an, ob es nützlich sei oder nicht. Was hätte aber nützlicher erscheinen können, als die Besetzung der Burg von Theben? Sie bildete eine feste Position auf der großen Straße nach dem Norden, und Leontiades hatte ausdrücklich in Aussicht gestellt, daß die Thebaner, wenn die Oligarchie zur Herrschaft komme, mit den Spartanern sich vereinigen würden. Phöbidas selbst wird als ein Ehrgeiziger geschildert, der sich habe auszeichnen wollen, dem es jedoch an eigentlicher Umsicht gefehlt habe. Es folgte also, was vorauszusehen war. Die durch die siegreichen Oligarchen verjagten Demokraten fanden einen Rückhalt bei Athen, wie einst Thrasybul bei den Thebanern. Es dauerte noch einige Jahre, bis sie es wagen konnten, unterstützt durch Verständnisse in der Stadt, dahin zurückzukehren und Theben der herrschenden Polemarchen listig und grausam zu entledigen.

Dabei traten die beiden Männer hervor, deren Name mit dem thebanischen unvergänglich verbunden ist: Pelopidas und Epaminondas, der erste als Führer der zurückkehrenden Demokraten, der andere als der Mann, welcher die thebanische Jugend darauf vorbereitet hatte, in dem entscheidenden Augenblick mitzuwirken.

Epaminondas stammte aus einer Familie, die ihren Ursprung auf die kadmeischen Zeiten zurückführte, nur beschränkte Mittel besaß, aber doch mancherlei Gastfreundlichkeit auszuüben nicht versäumte; unter anderen hatte bei ihr ein Pythagoräer, wie denn diese Schule nach allen Seiten hin versprengt worden war und gerade in Theben eine Zuflucht suchte, Aufnahme gefunden. Epaminondas nahm in seiner Jugend zwar an allem Teil, was die hellenische Bildung erforderte, wuchs aber doch hauptsächlich in der Unterweisung dieses alten Philosophen auf, die er jeder anderen Unterhaltung vorzog. Bei ihm mag er sich daran gewöhnt haben, was man an ihm rühmt, einen jeden, der mit ihm sprach, bis zu Ende mit anhaltender Aufmerksamkeit anzuhören; dann machte er seine Einwendungen. Eine von den Persönlichkeiten, denen Mäßigung, Enthaltsamkeit, vernünftige Genügsamkeit, ruhige und gedankenvolle Sinnesweise gleichsam eingeboren sind, so daß sie durch diese Eigenschaften auf ihre Umgebung unwillkürlichen Eindruck machen und eine gewisse sittliche Autorität ausüben. Epaminondas war so arm, daß man erzählt, er habe zu Hause bleiben müssen, wenn er seinen Mantel in die Walkmühle geschickt hatte; aber die Zuverlässigkeit, die er in allen Dingen bewies, verschaffte ihm, namentlich wo es auf Geldleistungen ankam, eine leitende Stellung. Von Ausschweifungen böotischer Gelage hielt er sich fern. Er machte nicht viel Worte, wie denn einer seiner Freunde geäußert hat, er kenne Keinen, der so viel wisse und so wenig spreche; was er sagte, war treffend und wurde sprüchwörtlich. In den Waffenübungen sah er nicht so sehr auf Entwickelung der Körperstärke, als auf Gewandtheit und den richtigen Gebrauch der Waffen. Er soll die jungen Leute ermahnt haben, sich deshalb nicht zu überheben, sondern eher zu schämen, weil sie ja sich die Herrschaft der Lacedämonier, die ihnen nicht gleich seien, gefallen ließen. Auch der Partikularismus kann enthusiastische Gefühle nähren, wenn er sich auf eine große Vergangenheit stützt und eine schmachvolle Gegenwart mit den alten Erinnerungen bekämpft; er entwickelt sich in Wetteifer mit den Nachbarn, namentlich dann, wenn sie übermächtig sind. Die rühmlichen persönlichen Eigenschaften, die Epaminondas besaß, seine Bildung, sein gymnastischer Eifer, sein kriegsmännisches Talent, das bis zur Erfindungsgabe stieg, alles empfing dadurch seine eigentümliche Färbung, daß er vor allen Dingen ein guter Thebaner war.

Pelopidas stammte aus einem vornehmen und reichen Geschlechte, schloß sich aber ganz an Epaminondas an. Durch seine Freundschaft wurde Epaminondas gleichsam zur Ebenbürtigkeit mit den reichsten und vornehmsten Geschlechtern erhoben. Epaminondas hat einmal den Pelopidas, als derselbe

schwer verwundet war, nicht verlassen; denn im schlimmsten Falle sollten die Feinde auch seine Leiche nicht haben. Auf diese Weise hatte er ihn gerettet und zu seiner Denkungsart herübergezogen. Bei dem Unternehmen, durch welches Theben befreit wurde, ging Pelopidas voran; aber er hätte nichts haltbares ausgerichtet, wäre nicht die Jugend im Sinne des Epaminondas erzogen und auf diesen Moment vorbereitet gewesen.

Das patriotische Gefühl verflüchtete sich bei den Griechen in den allgemeinen hellenischen Angelegenheiten; es liebte, an dem Partikularen festzuhalten; und nicht unbedeutend war Theben: es konnte als die dritte Stadt in Hellas gelten. Durch die beiden Freunde gelangte dieser Anspruch zu Realität. Sie wandten dem Kriegswesen, das jetzt eine Wissenschaft zugleich und Kunst wurde, ihr aufmerksames Studium zu. Agesilaus, welcher zu wiederholten Malen in Böotien einfiel, ist ihr Lehrer genannt worden. Vor allem bekämpften sie jene Autonomie des antalcidischen Friedens; sie nahmen Platää wieder; in kurzem finden wir die sieben Böotarchen als thebanischen Magistrat.

Plutarch erzählt von einem Wortwechsel zwischen Epaminondas und Agesilaus, welcher die Tragweite der Streitigkeit in helles Licht stellt. Auf die Frage, ob Theben die böotischen Städte freilasse, antwortete Epaminondas, ob Sparta Messenien freigebe. Die Spitze des antalcidischen Friedens wendete sich hierdurch gegen Sparta selbst. Dann kam es zu einer großen Waffenentscheidung. Die Thebaner wußten jene griechische Liebe zu einer Kameradschaft auszubilden, deren Prinzip die persönliche Ehre ist. Indem sie dem spartanischen Fußvolk ein thebanisches, das jenem gewachsen war, entgegenstellten, schufen sie sich zugleich eine Reiterei, durch welche sie ihnen überlegen wurden. Und während der spartanische König Kleombrotos, durch den Verdacht, als sei er thebanisch gesinnt, aufgestachelt, in der Aufregung eines Weingelages sich zum Kampfe entschloß, wurden die Thebaner von dem besonnenen Epaminondas angeführt, der jeden Vorteil zu benutzen wußte. Auf der Ebene von Leuktra wurden die Spartaner zum ersten Male vollkommen besiegt.

In den beiden thebanischen Führern schlug, wie wir wissen, eine Ader für die Größe ihrer Vaterstadt, die sie, selbst im Widerspruch mit derselben, zu den kräftigsten Unternehmungen antrieb. Im folgenden Jahre unternahmen sie, hauptsächlich von den Peloponnesiern selbst dazu aufgefordert, einen Einfall in Lakonien. Sie überschritten dabei insofern ihre Befugnisse, als in dem Heere viele Stimmen laut wurden, die den Zug verwarfen. Ihrerseits beschleunigten sie denselben, um nicht bei einem Wechsel der Heerführung Solchen Platz machen zu müssen, die ihrer Absicht entgegen waren. Die Verbündeten vereinigten sich bei Sellasia und zogen nun durch die Ebene des Eurotas. Wie ward den spartanischen Frauen zu Mute, als sie den Rauch der brennenden Dörfer herüberziehen sahen! Man sagt, Agesilaus habe, als er Epaminondas erblickte, seine Bewunderung für denselben zu erkennen gegeben.

Dann aber war es doch ihm zuzuschreiben, daß die Thebaner bei dem Hippodrom vor Sparta zurückgeschlagen wurden; die Herstellung von Messenien jedoch konnte nicht verhindert werden. Unter dem Flötenspiel der Argiver und Böotier errichtete man eine Stadt auf Ithome, das der Schauplatz der alten Heldenthaten der Messenier gewesen war. Alle Periöken und Heloten — die eigentlichen Messenier konnte man nicht mehr unterscheiden — wurden zur Teilnahme zugelassen.

Nun kehrten Pelopidas und Epaminondas nach Theben zurück und wurden in der That wegen ihrer Eigenmächtigkeit verklagt. „Setzt mir wenigstens eine Säule", sagt Epaminondas, „mit der Inschrift, ich sei verurteilt worden, weil ich Euch gezwungen, bei Leuktra zu siegen, weil ich ganz Griechenland in Einem Tage freigemacht, weil ich Messenien wiederhergestellt und Sparta mit einer immerwährenden Belagerung umgeben habe." In diesen Thebanern lebt schon eine Gesinnung, welche später als Kennzeichen römischer Seelengröße betrachtet worden ist.

In dem damaligen Griechenland kam alles darauf an, welche Haltung die Athener annehmen würden. Es schien ihnen nahe zu liegen, sich in diesem für Sparta unglücklichen Moment den Feinden desselben anzuschließen. In einer Volksversammlung wurde in Erinnerung gebracht, wie viel Unbill die Athener von jeher von den Spartanern erfahren, wie ihre eigene Größe durch dieselben allezeit untergraben worden sei. Allein diese Zeiten waren lange vorüber, und auch eine Volksversammlung vermag Resolutionen zu fassen, welche nicht von Leidenschaften eingegeben sind. In Athen überwog die Besorgnis vor Theben den alten Haß gegen Sparta. Man zog in Betracht, daß Athen, wenn es, um Lacedämon zu unterdrücken, mit den Thebanern gemeinschaftliche Sache mache, von diesen bald danach gewiß vernichtet werden würde. Die Athener faßten den Beschluß, mit aller ihrer Macht die Lacedämonier zu unterstützen, wodurch den Fortschritten der Thebaner gewaltig Einhalt gethan wurde. Dabei fiel es denn sehr ins Gewicht, daß Sparta hiebei die Hülfe des Königs von Persien noch immer für sich hatte. Ein Beauftragter des phrygischen Satrapen Ariobarzanes erschien in Delphi, zunächst um einen Vermittelungsversuch zu machen. Als dieser mißlang, warb er mit dem Gelde, das er reichlich mitgebracht hatte, ein Söldnerheer zu Gunsten von Sparta. Dergestalt bildete sich eine Allianz zwischen Persien, Athen und Sparta, welche dazu angethan schien, das durch die Thebaner erschütterte Ansehen von Sparta wiederherzustellen. Um nicht zu unterliegen, ergriffen jetzt die Thebaner den Gedanken, auch für sich selbst eine persische Hülfeleistung in Anspruch zu nehmen, wie das während des peloponnesischen Krieges von den Athenern und einst zur Zeit der Gefährdung Lakoniens von Sparta geschehen war.

Pelopidas selbst gewann es über sich, an den Hof des Artaxerxes zu gehen, um ihn dafür zu gewinnen. Der erste persische Krieg war noch unvergessen. Pelopidas fand Eingang mit seiner Bemerkung, daß Theben jetzt

mit denselben Feinden kämpfen müsse, die immer die vornehmsten Widersacher des Königs gewesen seien. Überdies lag am Tage, daß die Perser von Theben niemals etwas zu fürchten haben würden, während sich Athen, jetzt im Bunde mit Sparta, auf das kräftigste regte. Es hatte den alten delischen Bund wiederhergestellt; die Impulse seiner alten Größe, welche notwendig gegen die kleinasiatischen Küsten gerichtet waren, lebten noch immer und erhielten in Athen eine antipersische Strömung. Die Spartaner wurden jetzt mehr in die Feindseligkeit von Athen gezogen, als dieses in die ihre. So geschah es, daß in der persischen Politik, welche die Einwirkung auf Griechenland unter allen Umständen festzuhalten bestrebt war, doch eine neue Phase dieser Einwirkung beliebt wurde. Der König ließ von der Verbindung mit Sparta ab und gab den Vorschlägen des Pelopidas Gehör. Wenn bisher die Perser die Bestimmung des antalcidischen Friedens nicht auf Messenien ausgedehnt hatten, wie die Thebaner forderten, so erging jetzt ein neues Ausschreiben des Königs, in welchem die Unabhängigkeit Messeniens von Sparta anerkannt wurde; und zugleich wies der König die Athener an, ihre Schiffe ans Land zu ziehen. Ein persischer Gesandter folgte dem Pelopidas nach Theben, um die Urkundlichkeit dieses Befehls durch das daran gehängte Insiegel, das er vorzeigte, zu beweisen. Wir vernehmen nicht, daß die Ausführung der Befehle des Königs durch Geldgeschenke unterstützt worden sei; vielmehr beklagten sich die Arkadier, die an jener Gesandtschaft teilgenommen hatten, über die Armut der Schatzkammer des Königs, in dessen angeblicher goldener Platane keine Grille Schatten finden könne. Dennoch war die Erklärung des Königs, den man jetzt gleichsam als Schiedsrichter in den Zerwürfnissen der Griechen anzusehen sich gewöhnt hatte, von großer Wichtigkeit für Theben, das nun im Einverständnis mit Argos und Messenien auftrat.

Auch Tegea und ein großer Teil von Arkadien waren auf seiner Seite. Ein anderer aber, unter der Führung von Mantinea, war von Theben abgefallen. Um diesen wieder herbeizubringen, zog Epaminondas ins Feld. Es kam zu einer Schlacht bei Mantinea, in welcher alle Kräfte von Griechenland mit einander zusammenstießen, so daß eine Entscheidung auf immer bevorzustehen schien. Epaminondas entwickelte die Vorsicht und militärische Virtuosität, die er sich zu eigen gemacht hatte wie kein anderer, und das Glück schien sich ihm zuzuneigen, als er selbst von einem Geschoß verwundet wurde. Er ließ es erst dann herausziehen, als er vernahm, daß die Thebaner gesiegt hatten; er starb als Thebaner für die Unabhängigkeit von Theben — man könnte nicht sagen: für die Unabhängigkeit von Hellas.

Denn durch das letzte Abkommen war die Autorität von Persien in den inneren Angelegenheiten von Griechenland eher noch einen Schritt weiter gefördert und durch den Ausgang der letzten Schlacht dieselbe noch mehr befestigt worden. Entscheidend war dieses Treffen, zumal da Epaminondas in demselben umkam, doch keineswegs. Xenophon, der hiebei seine Geschichte abbricht, spricht die Meinung aus, daß noch ein Gleichgewicht der griechischen

Städte und Länder bestehe. Athen war durch Sparta verhindert worden, die Hegemonie von Hellas ernstlich in die Hände zu nehmen, Sparta durch Athen und Theben; Theben wurde jetzt durch Athen und Sparta im Zaume gehalten. Eben darin liegt, daß die Bildung einer kompakten Macht oder gar die Vereinigung aller zu einer umfassenden Gemeinschaft in Griechenland unmöglich war. Die mächtigeren Staaten schlugen fortwährend mit einander und zogen die schwächeren in ihren Kampf mit sich fort; ihr einziges Augenmerk war, die Mittel in die Hand zu bekommen, die dazu gehörten, ihre nächsten Nachbarn zu überwältigen. Einmal in der Gewohnheit, Subsidien aus der Fremde zu beziehen, fanden die Spartaner keine Skrupel dabei, sich auch von denen bezahlen zu lassen, welche im Aufruhr gegen den König begriffen waren. Da ihnen dieser Messenien absprach und mit Theben in Verbindung trat, glaubten sie keine weitere Pflicht gegen ihn zu haben. Man hat es an Agesilaus getadelt, daß er, nachdem er zuerst selbst einen großen Krieg gegen die Perser unternommen hatte, jetzt in die Dienste eines Tyrannen von Ägypten trat.

In der That ist er es gewesen, durch welchen die ägyptische Empörung eine gewisse Konsistenz erhielt. Nektanebus ist durch Agesilaus auf dem ägyptischen Throne befestigt und die Unabhängigkeit Ägyptens noch auf einige Jahre begründet worden.

Auf eine Veränderung der allgemeinen politischen Situation hatte es Agesilaus nicht abgesehen. Sein Hauptmotiv war, daß die Spartaner eine notwendige Beihülfe gegen ihre hellenischen Nachbarn zu erlangen wünschten. Agesilaus hat ihnen wirklich eine solche verschafft.

Nektanebus entließ ihn mit einem ansehnlichen Geldvorrat. Agesilaus ist auf dem Wege gestorben, das Geld aber, das er mitbrachte, den Lakonen zu teil geworden, die dadurch in den Stand gesetzt wurden, in den inneren Kriegen der Hellenen nochmals kräftig aufzutreten. Denn noch immer bestand der antilakonische Bund und hatte jetzt an dem wiederhergestellten Messenien einen erwünschten Rückhalt. Niemals ruhten die Waffen. Diodor erwähnt fünf Schlachten in einem Jahre; in der ersten siegen die Lacedämonier über eine weit größere Anzahl von Feinden; in den drei folgenden haben die anderen die Oberhand; in der fünften dagegen, der bemerkenswertesten von allen, siegten die Lacedämonier, worauf man einen Waffenstillstand abschloß.

Wir gedachten oben der einseitigen und für das gesamte Hellas gefährlichen Motive des antalcidischen Friedens. Am unheilvollsten erwies sich derselbe für Sparta: es ist an den Wunden verblutet, die es anderen beizubringen meinte. Der Staat des Lykurg war dieses Sparta schon an sich nicht mehr. Die Aufnahme der Periöken und Heloten in den Kriegsdienst, zu der man sich entschloß, lief der Idee desselben entgegen; überdies aber begegnete den Spartiaten, von denen in den letzten Kriegen viel gefallen waren, daß die alte demokratische Aristokratie, die sie untereinander bildeten, keinen rechten Bestand mehr hatte; Aristoteles kennt nur noch 1000 Familien

von den alten Spartiaten, und ihr Besitz, auf dem ihr Staat und seine Disciplin beruhten, war zum großen Teil auf Frauen übergegangen. Die Zeit der eigentlichen Macht von Sparta war vorüber. Athen, damals mit Sparta verbündet, konnte doch seinerseits den wiederhergestellten Seebund nicht behaupten. Als es die alte Eigenmacht ebenfalls wieder auszuüben unternahm, empörten sich Chios, Rhodos, Kos, wahrscheinlich mit der Unterstützung des karischen Dynasten Mausolos, und in der Ferne Byzanz. Und Athen war jetzt nicht mehr kräftig genug, um die Abgefallenen wieder zu unterwerfen. Chabrias ist bei dem Angriff auf Chios umgekommen; er hätte sich durch Schwimmen retten können; aber er hielt es für unwürdig, sein Schiff zu verlassen; er wollte sterben mit den Waffen in der Hand. Chares war nicht der Mann, den Gefallenen zu ersetzen. Athen konnte nur die kleineren Inseln in seiner Bundesgenossenschaft halten. Wie weit aber blieb es dann von der Macht entfernt, durch die es einst furchtbar geworden war! Einem Mangel an Energie könnte man diesen Verfall der Macht Athens und Spartas, Griechenlands überhaupt, nicht zuschreiben. Niemals waren Wissenschaft und Praxis des Krieges zu Lande und zur See weiter entwickelt gewesen. Die namhaften Führer erschienen sämtlich als geübte denkende Kriegsmänner. Aber es fehlte ihnen, wie wir selbst bei Pelopidas sahen, an der Idee einer die Besonderheiten zusammenfassenden großen Gemeinschaft; wie gesagt, nur der Partikulare hatte ein eigentümliches Leben, was sonst bis auf die germanischen Zeiten niemals wieder vorgekommen ist. Ausbildung der Kriegskräfte im einzelnen und Ohnmacht im ganzen bedingten gleichsam einander. Mit der Schwäche der Republiken ging die Entwickelung des Söldnerwesens Hand in Hand; eine gewisse Bedeutung hatten nur noch die Scharen, welche in fremde Dienste zogen.

Eben damals hob sich die persische Macht wieder gewaltig. Auf den Thron von Persien war, abermals unter dem blutigsten Brüderkampfe, Artaxerxes Ochos gestiegen. Der Karanos von Vorderasien, Artabazus, also kein gewöhnlicher Satrap, unternahm es, sich unabhängig zu machen, und mit Hülfe griechischer Mietstruppen trieb er die Satrapen, die ihm entgegengesandt wurden, anfangs wirklich zurück. Es war besonders ein Heer der Thebaner. auf welches Artabazus sich stützte. Allein der König besiegte den abtrünnigen Karanos dadurch, daß er den Thebanern dreihundert Talente schickte, worauf Artabazus, von ihnen verlassen, fliehen mußte; er begab sich zum Könige Philipp von Macedonien. Und wenn nun hierauf die Griechen vor der anwachsenden Macht der Perser in Besorgnis gerieten und namentlich unter den Athenern die Absicht verlautbarte, an der Spitze der Hellenen den Krieg gegen Persien aufzunehmen, so erklärte sich der große Redner der Zeit, Demosthenes, dagegen. Er führte, und ohne Zweifel mit gutem Grunde, aus, daß der persische König, wenn man ihn angreife, den Athenern Feinde in Hellas erwecken und sie dadurch in große Gefahr setzen würde. Er hütete sich wohl, den alten nationalen Gedanken eines wiederaufzunehmenden Perserkrieges zu

bestreiten; aber er meinte: Athen müsse sich vor allem auf das kräftigste rüsten und furchtbar werden; dann erst werde es Bundesgenossen zu einem großen Unternehmen finden. An und für sich betrachtet, wäre der Zeitpunkt nicht ungeeignet gewesen, die Perser anzugreifen, da sich nicht allein Ägypten unter Nektanebus in einer dem Könige feindseligen Haltung behauptete, sondern eben damals auch Phönizien sich erhob. Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob die Empörung durch eine zufällige Volkserhebung oder durch förmlichen Beschluß in Tripolis entstand; die Phönizier traten mit Nektanebus in direktes Bündnis; sie zerstörten den Paradeisos, in welchem die Magnaten bei ihrer Anwesenheit im Lande zu herbergen pflegten. Viele Perser, die sich besonders gewaltthätig gezeigt hatten, wurden ermordet. Die benachbarten Satrapen säumten nicht, dieser Insurrektion den Krieg zu machen; ihre Angriffe wurden jedoch unter dem Fürsten von Sidon, der eine starke Schar griechischer Hülfstruppen aus Ägypten herbeigerufen hatte, zurückgewiesen. Auch Cypern gesellte sich ihm bei; die neun sogenannten Könige einzelner Städte hofften durch die Erhebung von Phönizien Gelegenheit zur Erwerbung ihrer eigenen Selbständigkeit zu erlangen und schlossen sich derselben an. Hätten nun die Griechen an diesen Bewegungen teil genommen, so würde die persische Macht in eine gefährliche Lage geraten sein. Aber gerade das Gegenteil geschah. Der Fürst von Karien, von Artaxerxes gegen Cypern aufgerufen, brachte nicht allein eine stattliche Flotte zusammen, sondern auch ein Landheer, bei welchem der Athener Phocion den Oberbefehl führte. Und diesem gelang es dann ohne viele Mühe, die cyprischen Fürsten zu besiegen. In diesem Augenblicke hatte auch Ochos eine große Streitmacht zu Lande und zur See aufgestellt, mit welcher er beides, Ägypten und Phönizien, zu unterwerfen hoffte. Angesichts eines Heeres, das so gewaltig auftrat, wie jemals ein anderes, von dem die Phönizier besiegt worden waren, verlor der sidonische Fürst den Mut und entschloß sich kurz und gut, seine Bundesgenossen, die Ägypter, an den König zu verraten; nur um diesen Preis meinte er Verzeihung zu erlangen. Er ließ dem Könige insgeheim eröffnen, daß er im stande sei, ihm zur Eroberung von Ägypten die beste Anleitung zu geben; denn er wisse genau Bescheid in dem Lande, namentlich aber an den Küsten. Ochos soll einen Augenblick gezögert haben, diese Anträge, die er mit Freuden annahm, doch durch Darreichung seiner rechten Hand zu bestätigen, was dazu gehörte, um seine Zusage vollgültig zu machen. Der Gesandte erklärte, daß alsdann sein Fürst sich aller seiner Versprechungen für entbunden erachten würde. Hierauf schlug Artaxerxes Ochos ein. Und in der That wurde nun Sidon durch eine gräßliche Verräterei seines eigenen Fürsten den Persern überliefert; er hatte auch die aus Ägypten herbeigekommenen griechischen Mietstruppen für seinen Plan gewonnen. In der Mitte von Gewalt und Verrat bewährten die Einwohner von Sidon noch einmal die Unbezwinglichkeit des altphönizischen Geistes. Sie hatten ihre Schiffe verbrannt, damit niemand fliehen und so der Verteidigung sich entziehen könne. Und da nun der Feind innerhalb der Mauern war, so ver-

schlossen sie ihre Häuser und verbrannten sich mit denselben; man wollte 40 000 Umgekommene zählen. Dem gegebenen Worte zum Trotz ließ König Ochos den verräterischen Fürsten umbringen. Den Feldzug gegen Ägypten auszuführen, hatte er bereits die umfassendsten Veranstaltungen getroffen. Durch eigene Gesandtschaften waren die großen griechischen Städte zur Hülfeleistung aufgefordert worden. Athen und Sparta versprachen, sich neutral zu halten; und was das sagen wollte, ergiebt sich daraus, daß diese beiden Städte es ja gewesen waren, welche die Unabhängigkeit von Ägypten hergestellt und erhalten hatten. Die Thebaner und Argiver trugen aber kein Bedenken, den Persern ihre Hopliten gegen Ägypten zu Hülfe zu schicken. Die Argiver wurden von Nikostratus angeführt, einem Manne von gewaltiger Körperkraft, der mit einem Löwenfell und einer Keule ausgerüstet in die Schlachten ging; er hielt sich für einen zweiten Herkules. Mit den kleinasiatischen zusammen bildeten die griechischen Hülfsvölker, die jetzt zu Artaxerxes überschifften, eine Schar von 10 000. Wenn man erwägt, daß auch die aus Ägypten herbeigekommenen Hülfsvölker griechischer Herkunft zu dem Könige übergingen, so kann man die Erfolge desselben schon nicht so sehr der persischen Streitmacht, als den Griechen, die auf seine Seite traten, zuschreiben.

Das Weltverhältnis brachte es so mit sich, daß auch Nektanebus sich hauptsächlich durch Griechen zu verteidigen suchte. Er hatte alle Veranstaltungen auf das beste getroffen; aber zu einer so großen Heerführung hatte er doch nicht die erforderlichen Eigenschaften und nicht eine solche Selbstentäußerung, um sie den Führern der Mietsvölker, die dazu fähig gewesen wären, zu überlassen. Trotz des Versprechens der Neutralität waren doch Spartaner und Athener ihm zu Hülfe gekommen, soviel man sieht, ohne Autorisation ihrer Städte; aber ihre Führer, Diophantus aus Athen, Lamius aus Sparta, würden im stande gewesen sein, Nektanebus zu retten, wenn er ihnen freie Hand gelassen hätte. Als er nach Memphis zurückwich, ließ sich auch Pelusium nicht verteidigen. Unter den Hellenen auf beiden Seiten kam ein eigentümlicher Wetteifer zum Vorschein. Obwohl in verschiedenen Heerlagern, suchten die Einen die Anderen an Tapferkeit zu übertreffen. Dagegen konnte auch die Eintracht zwischen den griechischen Söldnern und den beiden orientalischen Völkerschaften, deren Sache sie führten, auf die Länge nicht behauptet werden. Unter den Ägyptern machte doch das alte Ansehen des persischen Monarchen wieder Eindruck; sie wurden versichert, daß sie um so leichter bei dem Könige wieder in Gnade kommen würden, je rascher sie sich der griechischen Besatzungen, die in ihren Plätzen lagen, entledigten. So war es doch immer gegangen; im Augenblick einer großen Entscheidung hatte der Wunsch, die Gnade des Königs zu erlangen, zur Unterwerfung der Abgefallenen geführt. Als nun Bubastos belagert wurde, wandten sich die Ägypter an den Eunuchen Bagoas, der in dem Rate des Königs das oberste Ansehen besaß, und ersuchten ihn um seine Vermittelung bei demselben. Aber die Griechen wurden das Vorhaben der Ägypter inne und wandten sich nun ihrerseits an den Feldhaupt-

mann der griechischen Söldner im persischen Heere, Mentor, der schon bei Sidon die Entscheidung herbeigeführt hatte. Man darf sich die Augen nicht dagegen verschließen, daß dies das Natürliche war; die orientalischen Völker, welche ihren Streit mit den Waffen der Griechen ausfochten, hatten das Bedürfnis, sich wieder miteinander zu versöhnen und die Griechen auszustoßen. Allein diesmal gelang es ihnen nicht. Mentor versprach der griechischen Besatzung seine Hülfe, und sowie nun nach dem Wunsche der eingeschlossenen Ägypter einige Perser in die Stadt rückten, eben um sie den Griechen zu entwinden, vereinigten sich die Griechen aus beiden Lagern. Es kam zu einem Handgemenge, in welchem Ägypter und Perser unterlagen und Bagoas in die äußerste Gefahr geriet, so daß er die Rettung seines Lebens nur der Dazwischenkunft Mentors verdankte. Den vereinigten Griechen wäre es vielleicht möglich gewesen, Ägypten in diesem Augenblick den Persern zu entreißen. Was hätte aber dann mit Ägypten selbst geschehen sollen? Mentor war nicht dieser Meinung; er sah die Sache aus dem Gesichtspunkte der persönlichen Macht an und schloß — so werden wir mit aller Bestimmtheit versichert — einen Vertrag mit Bagoas, kraft dessen sie die Ausübung der höchsten Gewalt mit einander zu teilen übereinkamen. Bagoas versprach, fortan nichts ohne Vorwissen Mentors und dessen Einwilligung zu thun, was einer Teilung der Gewalt gleichkam, da die Summe der persischen Staatsverwaltung in der Hand des Bagoas lag. Dies wurde mit gegenseitigen Eidschwüren bekräftigt und wirklich gehalten. Mentor wurde hierauf in Kleinasien allmächtig; er sammelte eine große Anzahl hellenischer Mietstruppen zum Dienste des Artaxerxes; er zeigte Verstand und Treue.

Es liegt am Tage, wie sehr hierdurch der ganze Zustand der Welt, wie sie damals war, verändert wurde. Ägypten und Kleinasien gehorchten wieder dem Könige von Persien und zwar unter Mitwirkung der Griechen.

Dem spät nachlebenden Historiker drängt sich, indem er die gegenseitige Annäherung der Perser und Griechen wahrnimmt, die Bemerkung auf, daß doch weder die einen, noch die anderen eine auf sich selbst beruhende Macht bilden. Die inneren Zustände der Griechen hingen von den Einwirkungen des Großkönigs ab; dessen äußere Macht aber beruhte auf der Unterstützung, welche ihm die griechische Waffenfertigkeit verschaffte.

Da geschah es nun, daß in der Mitte zwischen beiden eine neue Macht sich erhob, die von unbedeutenden Anfängen aus plötzlich den Anlauf nahm, die stärkste von allen zu werden.

Zehntes Kapitel.

Die macedonische Weltmacht.

Ohne Waffen ist keine Aktion eines Gemeinwesens nach außen, ist aber auch kein fester Bestand eines solchen an sich denkbar. Das Leben der Menschheit bewegt sich nun einmal in natürlichen Feindseligkeiten der Völker und Staatsgenossenschaften untereinander. Jedes Gemeinwesen muß imstande sein, sich selbst und alle, die ihm angehören, zu verteidigen. Wie könnte es sonst den Schutz gewähren, der für die Freiheit und Thätigkeit eines jeden im Leben notwendig ist! Die invidivuelle Sicherheit setzt die allgemeine voraus. Diese zu behaupten, ist der vornehmste Zweck menschlicher Vereinigungen; die Summe der Verfassungen hängt davon ab. Naturgemäß vollzieht sich das in dem Maße, in welchem Feindseligkeiten zu erwarten sind, wie denn die griechischen Republiken nur auf einen Kampf mit ihresgleichen eingerichtet waren. Wenn nun aber ganze Völker aufeinanderstoßen, sind auch umfassendere Organisationen dafür notwendig. Es muß eine höchste Gewalt geben, welche die gesamten Kräfte gegen auswärtige Feinde zu vereinigen imstande ist. Macht gegen Macht bilden sich dann kriegerische Monarchien, zwischen denen die Frage nicht allein die ist, welche die größere Truppenzahl ins Feld führt, sondern noch vielmehr die, welche die beste Kriegsübung besitzt. Der Krieg ist unvermeidlich; eine gewonnene oder verlorene Schlacht entscheidet über das Schicksal der Nationen auf lange Zeit. Auf Angriff und Widerstand beruht der Verlauf der Weltgeschichte. Was ist eine Macht? Nur eben ein solches Volksgemeinwesen, welches zu Angriff und Verteidigung gleich geeignet uud eingeübt ist. Indem nun weder die Griechen, noch auch die Perser in ihrem langen Gegensatz zueinander zu einer solchen Verfassung gediehen waren, traten die Macedonier in der Mitte derselben auf; diese aber gelangten dazu, wirklich eine Macht zu bilden. Die Einwirkung, welche sie ausübten, darf man als eine unermeßliche bezeichnen. Sie hat eine weltgeschichtliche Epoche begründet.

König Philipp von Macedonien und Demosthenes.

Unter den Völkern thracischer Nationalität, welche die Konfinien von Asien inne hatten und mit denen die Griechen bei Ausführung ihrer nördlichen Kolonien zusammentrafen, hatten sich zuweilen einheimische Gewalten von Bedeutung hervorgethan, wie die des Sitalkes, der ein Heer von 150 000 Mann ins Feld zu stellen vermochte; aber diese Bildungen sind doch bald wieder zerfallen. Dagegen erwies sich ein wahrscheinlich von den Griechen stammendes Dynastengeschlecht, das in den Berglanden von Emathia seinen

Sitz hatte und über eine Anzahl halbbarbarischer Stämme gebot, ungefähr wie solche auch in Epirus sich festsetzten, in stetem Kontakt mit Thraciern und Illyriern lebensfähig und wurde nach und nach bedeutend; wie Strabo sagt: das Volk der Macedonier bestand aus Thraciern und Illyriern. Daß aber hellenische Elemente zur Bildung eines Staates mitgewirkt und vielleicht das Beste dabei gethan haben, ist unleugbar. Die Frage ist immer, ob die Macedonier mehr für barbarisierte Hellenen oder für hellenisierte Barbaren zu gelten haben; eine Verschmelzung beider Bestandteile ergiebt sich aus den Erinnerungen der frühesten Zeit, und schon dies ist von Wert für den Fortgang der allgemeinen Geschichte, in deren Umkreise eine aus der Mischung verschiedener Elemente entstandene Nation erscheint, die dann mit ihren Nachbarn, die wieder von anderem Stamme sind, in mannigfaltige Verbindungen tritt und ein eigenartiges Phänomen darstellt.

Vor der Schlacht vor Platää ritt der macedonische Fürst an das Lager der Griechen heran, um ihnen seine Sympathie auszusprechen: denn er sei ein griechischer Mann, aber König der Macedonier. In dem Aufeinanderwirken des macedonischen und des griechischen Wesens besteht nun die Summe der macedonischen Geschichte.

Wir gedachten des Königs Perdikkas, der in stetem und unentschiedenem Schwanken der Erfolge mit seinen Nachbarn Krieg führte und dazu einst die Hülfeleistung der Lacedämonier unter Brasidas, die dabei freilich auch ihre eigenen Interessen verfochten, gewann. Da zuerst zeigte sich die Überlegenheit der griechischen Kriegskunst über die nördlichen Barbaren. Nach einigen Wechselfällen der Politik schickten sich die Illyrier zu einem Angriff auf die Griechen an, denen sie an Zahl unendlich überlegen waren. Von allgemeiner Bedeutung ist die Rede, welche Thucydides hiebei dem Brasidas in den Mund legt. Darin verspricht dieser den Griechen den Sieg über den ungeordneten und lärmenden Anlauf der Illyrier, wenn sie sich nur in der geschlossenen Schlachtordnung, in der er sie eingeübt hatte, ohne alle Furcht zurückziehen wollten. Das gelang denn auch wirklich aufs beste und erweckte die allgemeine Bewunderung. Es war das erste Mal, daß in jenen Regionen, in denen der Krieg noch auf Barbarenart geführt wurde, eine streng geschlossene Schlachtordnung erschien und den Sieg davontrug.

Auch der griechischen Kultur schlossen sich die Macedonier an. An dem Hofe des Archelaos fanden Dichter und Musiker ein Asyl, in welchem sie von keiner bürgerlichen Unruhe gestört wurden; sie atmeten, wie man sagte, daselbst auf. Noch war aber der Hof in fortwährender Abhängigkeit von den Griechen, welche auch in den inneren Entzweiungen des Landes und der Dynastie das entscheidende Wort aussprachen.

Als nach dem Tode des Amyntas, der sich selbst griechischer Bildung erfreut hatte, neue Irrungen ausbrachen, wandte sich seine Witwe Eurydice an die Thebaner. Pelopidas erschien als Schiedsrichter zwischen den beiden Parteien; die Königin vertraute ihm ihren jungen Sohn Philipp an, und

dieser folgte dem ruhmvollen Führer nach Theben. Es ist Philipp, der Vater des großen Alexander. Für eine kriegsmännische Erziehung konnte ihm nichts besseres begegnen, als ein paar Jahre in Theben zu verweilen, das eben einen epochemachenden militärischen Aufschwung nahm. Er lebte in einer dem Epaminondas befreundeten Familie. Nach drei Jahren wurde er zurückberufen und anfangs mit der Verwaltung einer kleineren Landschaft unter seinem Bruder betraut; nach dessen Tode eröffnete sich ihm selbst eine Laufbahn, von größter Aussicht, aber voll von Gefahren. Das Land war von Illyriern und Päoniern bedroht; eine ganze Anzahl Prätendenten stritt um den Thron und stützte sich dabei auf verschiedene auswärtige Potenzen. In dieser Bedrängnis legte Philipp Hand an, sich nach dem Muster des Epaminondas ein schlagfertiges Heer zu bilden. Es kann kein Zweifel sein, daß eben die Kriegsart des Epaminondas ihm sowohl Antrieb als Muster wurde; nach dessen Vorgang hat er die Phalanx nach und nach ausgebildet. Das Material zur Nachahmung der Peltasten gaben ihm die Bergvölker. Nach dem Vorgang des Epaminondas stellte er auch eine wohlgeschulte Reiterei ins Feld. Durch diese geschah es, daß er die Illyrier zurückwarf und nötigte, die von ihnen besetzten macedonischen Städte herauszugeben. Gleich diese ersten militärischen Einrichtungen verschafften ihm hier die Oberhand.

„Er fand", so läßt Arrian den Sohn Philipps zu den Macedoniern sagen, „er fand Euch in Felle gekleidet, Schafe weidend auf den Bergen, im Nachteil gegen Illyrier, Triballer und Thracier; er führte Euch von den Bergen herab und machte Euch fähig, sie zu bekämpfen, nicht allein durch die rauhe Landschaft, sondern durch die eingeborene Tapferkeit; Ihr waret Knechte der Barbaren, und er machte Euch zu Führern derselben.

Einem geborenen Könige schloß sich die Aristokratie des Landes gern an. Philipp führte ein, daß die vornehmsten jungen Leute an seinem Hofe Dienste leisteten und ihn auf der Jagd begleiteten. So vereinigten sich verschiedenartige Elemente, um eine neue militärische Schöpfung vorzubereiten. Die von den Griechen ausgebildete Kriegskunst und Kriegsfertigkeit trat in Verbindung mit den aristokratisch-populären Elementen, die sich alle um die Fahnen des geborenen Königs sammelten. Wollte man das politische Moment bezeichnen, das diese Reformen in sich trugen, so liegt es darin, daß sich Philipp den Griechen, indem er sie nachahmte, doch auch zugleich unabhängig zur Seite stellte. Er emancipierte aber nicht allein Macedonien von dem überwiegenden Einfluß derselben, sondern er kam auch in den Stand, zugleich Stellung gegen sie selbst zu nehmen. Und keinen Augenblick konnte es zweifelhaft sein, wohin Philipp zunächst seine Anstrengungen richten werde. Der natürliche Zug Macedoniens war, sich auch der Küstenstriche zu bemächtigen, die von den Griechen besetzt waren. Die Uneinigkeit der Griechen leistete hiebei dem Könige die besten Dienste. In der Zeit des peloponnesischen Krieges war an der thracisch-macedonischen Küste, an der Scheide der Nationen, mit allen in Verbindung, die griechische Ansiedelung Olynth empor-

gekommen. Die Stadt wurde nach und nach eine Art von kleiner Macht. Man zählt an dreißig städtische Gemeinwesen, die sich an Olynth anschlossen oder sich ihm unterwarfen; es hielt die benachbarten thracischen Fürsten durch gute Waffen in Abhängigkeit, sowie das untere Macedonien mit seiner gemischten Bevölkerung.

Eine bessere Unterstützung, als durch diese Stadt, konnten die Griechen im allgemeinen nicht finden; sie hielt Macedonien naturgemäß in seinen Schranken. Da wirkte aber — man sieht nicht, ob absichtlich oder zufällig — jener Friede des Antalcidas, der zugleich ein Ausfluß der persischen Macht war, verderblich ein.

Die Satzung, daß alle griechischen Städte autonom sein sollten, wurde von Sparta auch dort möglichst zur Geltung gebracht. Den Macedoniern war dies eben recht. Doch ward das gegen Olynth nicht auf eine so durchgreifende Weise ins Werk gesetzt, daß diese Stadt nicht bald darauf doch wieder zu einer ansehnlichen Macht gelangt wäre. Dann aber geriet sie mit Athen, welches eben in der Wiederherstellung seiner Kolonialmacht unter Konnivenz der Perser begriffen war, in Streitigkeiten. Indem Athen Plätze wie Methone und Pydna in seine Hand brachte, wußten die Olynthier Amphipolis, an welchem den Athenern immer das Meiste gelegen war, für sich zu gewinnen. Dieser Konflikt der beiden Städte, welche Philipp die eine wie die andere bekämpfen mußte, wenn er Herr seiner eigenen Landschaften werden wollte, kam ihm auf das beste zu statten. Und schon hier lernen wir seine zweideutige unzuverlässige Politik kennen, bei der er allezeit seinen besonderen Vorteil im Auge behielt. Nachdem in dem Wechsel der Verhältnisse Amphipolis eine macedonische Besatzung erhalten hatte, so erschien es als das größte Zugeständnis, welches den Athenern gemacht werden konnte — denn ihre Ehrbegierde war immer darauf gerichtet, diesen Besitz wiederzuerwerben —, daß Philipp seine Besatzung aus Amphipolis herauszog. Die Athener, denen er zugesagt hatte, es ihnen zu überlassen, versprachen ihm dafür Pydna, die alte Burg der Temeniden, von denen die macedonischen Könige ihre Herkunft ableiteten. Aber ernstlich war Philipp nie gemeint, Amphipolis den Athenern zu überliefern. Nach einiger Zeit besetzte er diese Stadt aufs neue und brachte zugleich Pydna in seine Hand. Auch Potidäa nahm er und überließ es den Olynthiern, die er noch brauchte; er besetzte auch Methone. So kam es zu einem offenen Kampfe zwischen Macedonien und Athen, der für beide entscheidend geworden ist. Es war ein Kampf der Waffen und der Politik. In Bezug auf die Waffen hat Demosthenes, der die Verwickelungen der Ereignisse immer mit sicherem Takt würdigte, das Verhältnis treffend angegeben. Er setzt einmal auseinander, daß Philipp den Krieg nicht allein mit der Phalanx der Hopliten führe, sondern zugleich mit Leichtbewaffneten, Reitern, Bogenschützen und Söldnern. Wie ganz anders, als die Lacedämonier und andere griechische Städte, deren Mannschaft vier Monate lang ins Feld ziehe und dann immer wieder nach Hause zurückkehre! Philipp dagegen führe

Krieg in jeder Jahreszeit; wenn er im offenen Lande keinen Widerstand mehr finde, so belagere er die festen Plätze. Und nicht minder bedeutend war die Differenz in der Politik. In der demokratischen Republik kam alles auf den Ausschlag öffentlicher Beratungen an; der König dagegen nahm nur von sich selber Rat. Demosthenes hat die Verluste, welche Athen erlitt, hauptsächlich den Fahrlässigkeiten der Republik zugeschrieben; er hat immer behauptet, daß der Besitz von Methone und Potidäa, welches Philipp wieder an sich brachte, diesem die Herrschaft in jenen Gebieten überhaupt gesichert habe. In Philipp erscheint die militärische Monarchie. Er ist fähig, den Gedanken, den er in jedem Moment ergreift, mit Präcision durchzuführen. Seine Truppen sind ihm ein zu jedem Dienste verwendbares Werkzeug. Athen war dadurch geschwächt, daß es in dem Kriege begriffen war, der ihm seine Bundesgenossen kostete. Philipp dagegen gewann durch die Eroberung der Bergwerke von Krenides, deren schon Herodot gedenkt, nun auch eine für die Kriegführung durch Söldnerheere unentbehrliche Geldquelle. Er stellte sich militärisch und politisch auf die eigenen Füße.

Doch wäre mit alledem noch nichts haltbares erreicht gewesen — denn nicht so leicht war der alte Einfluß von Athen in jenen Regionen, in denen es so lange geherrscht hatte, zu beseitigen —, wären nicht Ereignisse eingetreten, welche dem Könige Philipp die Gelegenheit verschafften, sich in der Mitte von Griechenland aufzustellen und Athen selbst von dem inneren Lande her zu unterwerfen. Es war ein Ereignis, das die wilde Zerfahrenheit der damaligen Zustände von Hellas recht eigentlich charakterisiert. Was die Griechen vereinigen sollte, entzweite sie am meisten.

Die Phocier, welche damals, durch Theben von Sparta befreit, doch entschlossen waren, auch das Übergewicht der Thebaner nicht zu dulden, sondern eine gewisse partikularistische Unabhängigkeit zu gewinnen, hatten den Entschluß gefaßt, sich der unbequemen Einwirkung der delphischen Priesterschaft auf immer zu entledigen. Sie behaupteten und wollten es aus einem homerischen Verse beweisen, daß die Vorsteherschaft des Heiligtums ihnen rechtmäßig zukomme. Einem unternehmenden Führer, Philomelus, gelang es in der That, sich des Heiligtums zu bemächtigen, nicht ohne geheime Unterstützung Spartas, mit einem aus Phociern und fremden Söldnern zusammengesetzten Heere. Aber damit erweckte er die Feindseligkeit von Theben, welches eine Versammlung der Amphiktyonen zustande brachte, die das Heiligtum zu schützen beschloß und den Phociern den Krieg ankündigte. Philomelus benutzte nun die Tempelschätze, wie Sparta das ägyptische Geld und Philipp die krenidischen Bergwerke. Aber seine Stellung war zu gewaltsam, als daß sie hätte behauptet werden können; zu wirklichem Kriege reichten doch die Tempelschätze nicht hin. Von einem übermächtigen Feinde besiegt und dabei verwundet, stürzte sich Philomelus, um der äußersten Schmach zu entgehen, von einem Felsen in den Abgrund. Die Lage wurde jedoch damit wenig verändert. Unter den Phociern erhob sich das Oberhaupt eines der vor-

nehmsten Geschlechter, Onomarch, um seine Stelle einzunehmen; und dieser wußte sich aufrecht zu halten in immerwährendem Kriege mit seinen Nachbarn.

Welchen Anlaß aber hatte nun ein macedonischer König, der zu der hellenischen Genossenschaft nicht gehörte, in diese Irrungen einzugreifen?

Die Sache ist folgende. Die Thessaler, die von jeher der Amphiktyonie angehörten, waren sehr einverstanden mit Theben, dem Unwesen in Delphi ein Ende zu machen. Sie waren aber ebensowenig einmütig untereinander, wie die Griechen überhaupt. Den Aleuaden, welche den überwiegenden Einfluß in Thessalien besaßen, setzte sich das Haus der Tyrannen von Pherä, an dessen Spitze damals Lykophron stand, entgegen. Vielleicht durch Geld gewonnen, machte Lykophron gemeinschaftliche Sache mit Onomarch, der, überhaupt wohlgerüstet, den Gedanken fassen konnte, die Aleuaden und damit ganz Thessalien zu unterwerfen. Der allgemeine Streit wurde hierdurch zu einem Hader innerhalb dieser Landschaft, in welchem die Entzweiung zwischen den Tyrannen von Pherä und den amphiktyonisch gesinnten Thessalern, die, in Gefahr, von Onomarch überwältigt zu werden, Philipp zu Hülfe riefen, den vornehmsten Moment bildete. Philipp hatte anfangs glückliche Erfolge. Als aber Onomarch mit überlegener Streitmacht dem Lykophron Beistand leistete, geriet der König in Nachteil; zweimal in offenem Felde besiegt und selbst seiner Mietsvölker nicht mehr ganz sicher, ging er nach Macedonien zurück. Hier fand er die Mittel, sich in bessere Verfassung zu setzen, so daß er mit 20000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd wieder nach Thessalien ziehen konnte. Indes hatte Onomarch nicht geringe Vorteile in Böotien erfochten, und von Lykophron abermals herbeigerufen, erschien er auch seinerseits mit einem ansehnlichen, kriegsgeübten Heere in Thessalien. Es stand etwas auf dem Spiel bei diesem Zusammentreffen. Als eine spätere Ausschmückung ist es zu betrachten, wenn man erzählt, Philipp sei mit den Abzeichen des delphischen Gottes in die Schlacht geeilt, wodurch die Phocier, ihrer Vergehung eingedenk, mit Schrecken erfüllt und besiegt worden seien. Wir erfahren mit Sicherheit, daß Philipp besonders durch die thessalische Reiterei, die sich um ihn scharte, den Sieg in der Schlacht davongetragen hat. Aber dabei bleibt doch bestehen, daß der Sieg Philipps zugleich als ein solcher der Amphiktyonen und des Heiligtums über die Phocier angesehen werden muß. Onomarch kam auf der Flucht um. Der provinziale Hader wurde entscheidend für den allgemeinen Streit. Durch seinen Sieg wurde Philipp Meister von Thessalien; er nahm den Pagasäischen Meerbusen ein und erklärte Pherä für eine freie Stadt. Die Thessaler, die er gerettet hatte, schlossen sich ihm mit Freuden an. Und noch mehr hatte es zu bedeuten, daß er als Vorfechter der Unabhängigkeit des delphischen Orakels auftrat; er gewann damit alle die, welche an der ererbten Religion festhielten. Zunächst hielt er jedoch mit dem sicheren Takte, der ihm eigen war, in seinem Siegeslaufe inne. Er hütete sich wohl, die Athener, welche im Einverständnis mit den Phociern

die Thermopylen besetzt hatten, anzugreifen. Philipp versuchte nicht, diese zu durchbrechen. Schon genug, daß er eine Stellung gewonnen hatte, durch welche er zwar Feindseligkeiten erweckte, aber auch Verbündete gewann.

Ohne sich der im mittleren Griechenland errungenen Vorteile unmittelbar zu bedienen, wendete er sich zunächst nach den thracischen Regionen, gegen Olynth, das damals mit Athen verbündet war.

Wie viel auf Olynth in diesem Augenblick ankam, erkennt man aus der Behauptung des Demosthenes, daß Philipp, sobald er diese Stadt inne habe, in Attika selbst zu erwarten sein würde, und im Gegenteil aus dem Worte Philipps, er müsse entweder Olynth bezwingen oder er könne sich in Macedonien selbst nicht halten, was sich wohl auch darauf bezieht, daß seine noch unbesiegten Brüder dort Rückhalt fanden. In dem Widerstande der Olynthier sahen die Athener gleichsam ihre eigene Sache.

Wenn Philipp früher, durch die Entzweiung der beiden Städte gefördert, in Thracien Fuß gefaßt hatte, so wurde er nun durch die Verbindung zwischen denselben umsomehr zu dem Entschlusse, sich der Olynthier zu entledigen, angetrieben. Von den zweiunddreißig chalcidischen Städten, die jetzt mit Olynth verbunden waren, nahm er eine nach der anderen ein, ohne dabei auf besondere Hindernisse zu stoßen. Erst als er Olynth selbst bedrohte, leisteten die Athener den Olynthiern Beistand.

Aber dieser war nicht dazu angethan, die bedrängten Verbündeten zu retten. Von den Führern der Athenienser war der eine, Chares, ohne wirkliches Talent, der andere, Charidemos, durch Schwelgerei verrufen. Wie konnten diese sich mit dem Könige messen, der durch und durch ein Kriegsmann war? Innere Parteiungen in Olynth kamen hinzu; im Spätsommer des Jahres 348 fiel es in die Hände Philipps, der nun das Recht des Siegers auf das grausamste ausübte: denn eine Stadt wie diese wollte er niemals wieder aufkommen lassen.

Ich denke, man muß dies als den zweiten großen Sieg Philipps über das griechische Gemeinwesen betrachten; von dem Falle Olynths wurde zugleich Athen betroffen. Der König bediente sich der Gefangenen, die in seine Hände gefallen waren, um den Athenern Friedenseröffnungen zugehen zu lassen, welche diese, vornehmlich aus Besorgnis, Philipp würde sonst darangehen, sich des Chersones und des Hellespont zu bemächtigen, nicht zurückwiesen; denn auf den dortigen Ansiedelungen und ihrem Bestehen, selbst ihrer Autonomie, beruhte nicht allein die maritime Größe von Athen, sondern seine Existenz, da es seine Lebensmittel großenteils von dem Schwarzen Meere her bezog. Es war also ein wirklicher Vorteil für Athen, wenn Philipp auf die Bedingung, daß jeder Teil behalten solle, was er habe, den Frieden zu schließen einwilligte. Auch Lemnos, Imbros, Scyros, wurden dadurch gesichert. Mit dem an sich erwünschten Frieden aber tauchte noch eine andere Frage von der größten Bedeutung auf. Auch die Bundesgenossen der beiden Teile sollten in den-

selben aufgenommen werden. Welche aber waren dies? Die Athener forderten, alle diejenigen als ihre Bundesgenossen anerkannt zu sehen, die sich binnen drei Monaten als solche erklären würden. Hätte Philipp eingewilligt, so würden sich alle seine Gegner in Hellas an Athen angeschlossen haben. Und noch eine andere Beziehung von unmittelbarster Wichtigkeit hatte die Frage. Die Athener wollten auch die Phocier als ihre Bundesgenossen angesehen wissen; mit denen aber geriet Philipp soeben wieder in offene Feindseligkeit; er wurde von den Thebanern und Thessalern, welche der phocischen Kriegsmacht nicht Herr werden konnten, gegen diese zu Hülfe gerufen. Philipp selbst lag daran, dem dortigen kleinen Kriege, der die Landschaften verwüstete und alles in Aufregung hielt, definitiv ein Ende zu machen. Wenn er einige Zeit früher gegen die Phocier vorzurücken Bedenken getragen hatte, so war es auch deshalb geschehen, weil sie einen Rückhalt an Athen und Sparta hatten. Jetzt aber fehlte ihnen dieser. Von Sparta, das eine Demonstration zu Gunsten Phocis machte, erfahren wir, daß es, durch Versprechungen, welche Philipp den spartanischen Gesandten in Pella gab, getäuscht, diese Sache fallen ließ. Und auch den Athenern waren durch ihren Frieden die Hände gebunden; sie würden denselben zweifelhaft gemacht haben, wenn sie sich dem Könige feindselig in den Weg gestellt hätten. Der damalige Führer der Phocier, der Sohn Onomarchs, Phaläkus, durfte sich nicht allein auf keine fremde Hülfe Rechnung machen; in Phocis selbst hatte seine Stellung keinen festen Boden. Als nun Philipp, der jetzt mit den Thebanern zu Schutz und Trutz verbunden war, in Thessalien erschien und eine Heeresmacht aufstellte, die man für unüberwindlich hielt, verzweifelte Phaläkus, den Kampf zu bestehen; er entschloß sich, seine feste Stellung zu verlassen unter der Bedingung eines freien Abzuges. Dergestalt behielt Philipp ohne Schwertstreich die Oberhand. Er konnte nun in aller Ruhe über die Thermopylen gehen, in Phocis eindringen, Delphi in Besitz nehmen und eine neue Amphiktyonie einrichten, bei der die Phocier ausgeschlossen, bei der ihm selbst aber die obersten Ehren zu teil wurden. Er präsidierte den pythischen Spielen, wobei ihn athenische Gesandte aufsuchten. Den Beschlüssen, die dort gefaßt wurden, konnten die Athener, so widerwärtig sie ihnen auch waren, nicht widerstreben.

Will man sich die Verhältnisse vergegenwärtigen, die nunmehr eintraten, so muß man die Rede des Demosthenes über den Frieden lesen. Als der größte Antagonist gegen die mit sicherem Schritt emporkommende Macht des klugen und kriegsgewaltigen Königs erscheint der attische Redner, der die Gefahr, in der sich Athen befand, vollkommen durchschaute, dem aber kein anderes Mittel, derselben zu begegnen, zu Gebote stand, als die Einwirkung seiner Rede auf den Demos von Athen. Er hatte jetzt nicht sowohl mit denen zu kämpfen, die den Frieden geraten hatten, als mit denen, welche, durch das Weiterschreiten Philipps bewogen, ihm den Krieg erklären wollten. Demosthenes' Rat war, den Frieden zu beobachten. „Wir haben jetzt“, sagt

er, „Amphipolis an Philipp aufgegeben, den Kardianern gestattet, sich von den übrigen Chersoniten abzusondern, den Karern, die Inseln einzunehmen (Chios, Kos und Rhodos), also uns in unseren eigensten Angelegenheiten in einen Vertrag eingelassen, offenbar, weil wir von der Ruhe größere Vorteile erwarten, als von der Fortsetzung des Streites". Seine Meinung ist, es wäre besser gewesen, den Frieden, in welchem so vieles nachgegeben worden, überhaupt nicht zu schließen; aber höchst gefährlich wäre es, ihn jetzt zu brechen, da man ja fürchten müsse, die Amphyktionie zu einem gemeinschaftlichen Kriege gegen Athen zu veranlassen; sehr möglich, daß Athen mit Philipp um seiner eigenen Angelegenheiten willen in Krieg gerate, ein Fall, in welchem namentlich die Thebaner schwerlich für Philipp Partei nehmen würden; denn sie dürften besorgen, von dem Manne, der immer seinen Vorteil erlauere, auch ihrerseits zu Grunde gerichtet zu werden. Möglich freilich auch, daß Theben wegen seiner besonderen Streitigkeiten mit Athen zu den Waffen greife; aber es würde dafür an sich keine Bundesgenossen finden. Man müsse sich nur hüten, nicht allen zugleich Anlaß und Vorwand zum Kriege darzubieten: den Peloponnesiern nicht durch eine engere Verbindung mit Lacedämon, den Thebanern und Thessalern nicht, indem man ihren Flüchtlingen Schutz gewähre, und Philpp nicht, indem man ihn verhindere, seinen Platz unter den Amphiktyonen zu nehmen. Wir sehen, mit welcher Umsicht der Redner, der zugleich ein Staatsmann ist, die auswärtigen Angelegenheiten seiner Vaterstadt erwägt. Wie die Dinge damals standen, war er entschieden für die Aufnahme Philipps in den Bund der amphiktyonischen Hellenen. Indem er in dieser Sache zurückwich, nahm er doch übrigens eine selbständige Stellung für Athen in Anspruch.

An sich befand sich Athen wohl bei dem Frieden. Der Fall von Sidon und von Olynth brachte ihm Vorteil; es wurde jetzt die unbestrittene Metropole des Handels. Der Verkehr war in regem Aufschwung, und an Geld fehlte es nicht.

Aus dieser Zeit stammt die Anlegung eines Arsenals unter dem Baumeister Philon sowie die Verbesserung einiger dem Verkehr nachteiliger Gesetze. Und in den mit den maritimen zusammenhängenden allgemeinen Angelegenheiten wich Athen keineswegs vor Philipp zurück. Darauf wirkte vornehmlich ein, daß sich das Verhältnis zu Persien besser gestaltete, was soeben geschah; die Wiederherstellung der Autorität des großen Königs in Vorderasien rief nun auch eine politische Reaktion hervor. Der Satrap, der früher seine Zuflucht zu den Macedoniern genommen hatte, erlangte unter Vermittelung Memnons die Gnade des Artaxerxes und kehrte zurück. Aus der Lebensgeschichte des Aristoteles kennt man Hermias, der dessen intimster Freund war, und bei dem er sich damals aufhielt, Tyrann von Atarneus; einem festen Platz, dem sich andere Städte und Burgen angeschlossen hatten. Mentor richtete diese aufkommende Unabhängigkeit auf verräterische Weise zu Grunde; er lud Hermias zu einem Zwiegespräch ein, be-

mächtigte sich aber hiebei seiner Person und brachte durch den Mißbrauch seines Siegelringes auch die umliegenden Ortschaften sowie Atarneus selbst in seine Hände.

Man kann nicht bezweifeln, daß diese Herstellung der persischen Macht in Vorderasien den Athenern in ihrem Widerstreit gegen Macedonien, welches dadurch in seine alten Grenzen zurückgewiesen wurde, zu statten kam.

Und noch eine andere Waffe hatten die Athener in dem inneren Griechenland gegen Philipp. Es war der gleichsam zu einem nationalen Glauben entwickelte Tyrannenhaß, der noch von alter Zeit her die Griechen beseelte. Wie waren die vermeinten Tyranniciden, die Jason von Pherä umgebracht hatten, allenthalben so glänzend aufgenommen worden! In Korinth erlebte man, daß der treffliche Timoleon seinen eigenen Bruder, der nach der Alleinherrschaft strebte, ermordete, zum tiefen Gram ihrer gemeinschaftlichen Mutter, zur Bewunderung der Zeitgenossen. Diesen Haß nun wußte Demosthenes gegen Philipp wachzurufen. Er selbst machte sich auf, um den Argivern und Messeniern die Unhaltbarkeit ihrer Verbindung mit Philipp zum Bewußtsein zu bringen. Er führte ihnen zu Gemüt, daß es ihnen ebenso ergehen würde, wie den meisten Verbündeten Philipps, die er an sich gezogen; das Hauptargument aber war die Unverträglichkeit des Königtums mit einer freien bürgerlichen Verfassung; er führte dies mit all seiner Beredtsamkeit aus und fand damit Beifall. Wohl beschwerte sich Philipp über die Insinuationen des Redners, die er als Verleumdungen bezeichnete; doch machte er damit wenig Eindruck, da Demosthenes dem Demos vorstellte, daß es dem Könige doch nur um Herrschaft, nicht um Gerechtigkeit zu thun sei.

Dergestalt stützte sich Athen auf seinen alten Ruhm, seine blühende Seemacht, sein gutes Vernehmen mit den Persern, endlich auf den ererbten hellenischen Widerwillen gegen die Tyrannen. Es bildete die eigentliche Gegenmacht gegen Philipp und schien diesem noch immer so gefährlich, daß er auf eine Revision des Friedens einging. Wohin aber hätte es führen können, wenn er in die Forderung der Athener, welche nicht den Besitz, sondern das Recht eines jeden als Grundlage des Friedens angenommen zu sehen verlangten, eingewilligt hätte? Der bestehende Zustand wäre dadurch überhaupt zweifelhaft geworden, vor allem aber Philipps Stellung. In diesem Augenblick wurde der thracische Chersones, den auch Persien als Eigentum Athens anerkannte und dessen Erhaltung der Hauptzweck des letzten Friedens gewesen war, von Philipp bedroht. In dem Frieden nämlich war das autonome Kardia als Bundesgenosse Philipps anerkannt worden. Daß nun Kriegsvölker von Athen, veranlaßt durch ungenügende Besoldung, das Gebiet von Kardia und die benachbarten macedonischen Grenzen verletzten, betrachtete Philipp als eine Feindseligkeit; und in Athen selbst war man geneigt, den Strategen, der an der Irrung Schuld war, abzurufen. Dem aber setzte sich Demosthenes entgegen. Wenn er es für gefährlich hielt, über die Frage der Amphiktyonie mit Philipp zu brechen, so war er doch sehr gemeint, daß das

besondere Interesse von Athen gegen den König, und zwar eben dort am Chersones, mit aller Kraft wahrgenommen werden müsse. In einer energischen Rede, die man wohl für die beste von allen seinen Reden erklärt hat — es ist die dritte philippische —, spricht er sich darüber aus. Er zählt darin die Beschwerden auf, die man gegen Philipp habe, der eigentlich schon in vollem Kriege gegen Athen begriffen sei. Denn wer wolle zweifeln, daß ein Feind, der Belagerungswerkzeuge um eine Stadt her in stand setze, dieselbe demnächst angreifen werde. Auf die guten Worte Philipps dürfe niemand zählen; durch solche habe er Olynth getäuscht sowie die Phocier, noch zuletzt Pherä in Thessalien. Das werde auch das Schicksal von Athen sein. Philipp bekriege Athen, ohne daß dies ihn wieder bekriege. Das aber dürfe schlechterdings nicht so fortgehen.

Gegen die positiven Vorschläge, welche Demosthenes machte, läßt sich manches einwenden; der Wert seiner Reden liegt in den allgemeinen Anmahnungen, die auf einer großen Anschauung beruhen und, man möchte sagen, mit einer zwingenden Logik vorgetragen werden. Denn nicht in hochtönenden Worten, sondern in unausweichlicher Beweisführung, die doch vollkommen populär ist, besteht die demosthenische Beredtsamkeit.

Und nochmals gerieten Philipp und Athen in unmittelbaren Kampf. Philipp schritt zu einem Angriff gegen das feste Perinth, das, an der Küste terrassenförmig aufgeführt, eine gewerbfleißige und mutvolle Bevölkerung in sich schloß. Es war ihm bereits gelungen, die äußeren Mauern einzunehmen, und man mußte den Fall der inneren Stadt erwarten, als athenische Mietsvölker, mit persischem Gold besoldet, eintrafen: denn auch die Perser wollten jene die Welt beherrschende Meerenge nicht in die Hände der macedonischen Kriegsmacht fallen lassen. In den Regionen, wo die verschiedenen Völkersysteme immer auf einander gestoßen sind — denn niemand will den Besitz derselben dem anderen gönnen —, kam es zu einer zwar unerwarteten, aber sehr in der Sache liegenden Vereinigung der griechischen und persischen Interessen. Philipp mußte die Belagerung von Perinth in der That aufgeben. Der Kampf versetzte sich nach Byzanz; hier aber traten die Athener mit ihrer vollen Macht dem König entgegen. Chares verdrängte die macedonische Flotte von dem Goldenen Horn; Phocion, der es dem Ruhme seiner Tugend verdankte, daß er in Byzanz Aufnahme fand, verteidigte die Befestigungen der Landseite. Auch hier mußte sich Philipp zurückziehen. Niemals waren die Kombinationen des Königs großartiger und umfassender gewesen. Durch einen Zug gegen die Scythen hoffte er die Donaumündungen an sich zu bringen; er wäre dann Meister des Schwarzen Meeres überhaupt geworden; nicht lange würden sich alsdann die Pflanzstädte der Griechen in ihrer Unabhängigkeit haben behaupten können. Aber in diesen Ländern gab es noch freie Völker, deren Bewegungen nicht vorauszusehen, noch zu ermessen waren. Das Unternehmen gegen die Scythen war nicht zu dem vorgesteckten Ziele gelangt, jedoch auch nicht mißlungen; der König kehrte, reich mit Beute

beladen, zurück. Aber auf dem Wege setzten sich ihm die Triballer entgegen, die ihm so starke Verluste beibrachten, daß er an weitere Eroberungen auf dem thracischen Chersones nicht denken konnte. Die Athener, die kaum wußten, daß sie an den Triballern Verbündete hatten, behaupteten, mit den Persern einverstanden, ihre maritime Stellung. Noch einmal hielt die Seemacht von Athen dem Könige von Macedonien Widerpart; und dabei würde es wohl auch der Lage der Welt gemäß eine Weile sein Verbleiben gehabt haben, wäre nicht der alte Hader über das Heiligtum des delphischen Gottes wieder erwacht.

Die Veranlassung ist im Grunde eine politisch geringfügige gewesen, gleichsam eine Ehrensache, wie damals, als Perikles und Sparta einander die Promantie streitig machten. Jetzt war der Streit zwischen Theben und Athen. Die Athener hatten ein Weihgeschenk in Delphi erneuern lassen, auf dessen Inschrift ihrer Siege zugleich über Perser und Thebaner gedacht wurde. Die Thebaner fühlten sich dadurch um so mehr beleidigt, da die Verhältnisse seitdem von Grund aus verändert waren. Auf der nächsten Amphiktyonenversammlung, an welcher auch die Abgeordneten der Athener wieder teilnahmen, brachte der Hieromnemon von Amphissa, dem Vororte der ozolischen Lokrer, welche besondere Feinde der Phocier und die eifrigsten Anhänger des Gottes waren, die Sache zur Sprache. Er ließ sich gegen die Athener, denen er nicht vergessen konnte, daß sie Verbündete der Phocier gewesen waren, auf beleidigende Weise vernehmen; er sagte, man solle sie an dem heiligen Orte überhaupt nicht dulden. Unter den Abgeordneten von Athen befand sich nun der Redner Äschines, nicht selbst Hieromnemon, aber dessen Stellvertreter. Entfernt davon, die Athener zu entschuldigen, nahm er vielmehr Partei für den delphischen Gott und erhob die Anklage gegen die Amphissäer, daß sie sich ja selbst des Eigentums des Gottes, des Hafens von Kirrha, den man vor sich sah, bemächtigt hätten. Nach den Siegen Philipps war wieder eine Strömung zu Gunsten der delphischen Besitztümer eingetreten. Äschines bewirkte, daß die Amphiktyonen in Delphi sich sofort anschickten, die Lokrer aus jenem Besitz zu vertreiben. Als sie dabei Widerstand fanden, wurde auch dieser den Amphissäern zum Verbrechen gemacht, und man traf die Verabredung, eine außerordentliche Sitzung der Amphiktyonen zu halten, um in Bezug auf diese Sache Beschluß zu fassen. Demosthenes erschrak, als er von dieser Aufforderung vernahm; den Krieg für die Amphiktyonen und das Heiligtum zu Delphi zu führen, lief der bisherigen Politik Athens, welche vielmehr die Usurpation des Heiligtums unterstützt hatte, geradezu entgegen. Sollte nun Athen sich an einem Kriege zu Gunsten der Amphiktyonie, d. h. zu Gunsten des Königs Philipp, der an der Spitze derselben stand, beteiligen? Dahin wäre die Meinung des Äschines gegangen, der es vorgezogen hätte, einen Krieg, den er für fromm und gerecht hielt, zu führen. Er meinte, bei dieser Gelegenheit den Thebanern das streitige Oropus selbst unter Beistimmung Philipps zu entreißen. Demosthenes aber war mit der ganzen Stärke seiner politischen

Gesinnung dagegen. Man bemerkt hiebei den Antagonismus der beiden Redner, von denen der eine mehr den momentanen Vorteil, der andere die allgemeine Lage im Auge hatte; zugleich aber nimmt man die geringe Fähigkeit einer demokratischen Versammlung, die großen politischen Angelegenheiten zu leiten, wahr. Sie ist von den momentanen Impulsen und dem Eindruck der Rednerbühne abhängig. Der Antagonismus der beiden Redner drang hierdurch in die großen Entscheidungen ein. Zuerst setzte Äschines den Beschluß durch, sich gegen Amphissa zu erklären, Demosthenes hierauf den entgegengesetzten, nicht gegen Amphissa Partei zu nehmen und die anberaumte Versammlung überhaupt nicht zu beschicken. Welch ein Wechsel! In dem ersten Beschluß lag Friede und Freundschaft, in dem zweiten eine offene Feindseligkeit gegen Philipp. Die Amphissäer, anfangs zurückgewiesen, wurden jetzt in Schutz genommen und setzten sich um so nachdrücklicher den Amphiktyonen entgegen. Ist aber, so muß man fragen, der Meister der Redekunst nicht in Widerspruch mit sich selbst geraten, indem er nun doch dazu mitwirkte, daß man sich den Amphiktyonen und also auch dem Könige Philipp widersetzte, was er immer als höchst gefährlich bezeichnet hatte? Der Grund dafür lag darin, daß Athen mit König Philipp bereits im offenen Kriege war und unmöglich in einer inneren griechischen Angelegenheit mit dem Fürsten verbündet sein konnte, den es übrigens bekämpfte. Für Philipp aber war nichts erwünschter. Unfähig, den Athenern zur See etwas anzuhaben, bekam er dadurch Anlaß und Vorwand, seine überlegene Landmacht im Gegensatz mit ihnen zur Geltung zu bringen. Auf die Aufforderung der Thessaler führte er dieselbe nach Thessalien. Von den Amphiktyonen wurde er zum Strategen mit selbständiger, keinem verantwortlicher Gewalt ernannt: denn das ist doch der Sinn des Wortes Autokrator, welches man dem Titel Strateg beifügte. Mit einer legalen Autorität versehen, erschien er im Winter 339/8 in Hellas. Weder die Lokrer, obgleich von den Athenern verstärkt, noch auch die Amphissäer leisteten ihm Widerstand. Wahrscheinlich durch eine absichtlich verbreitete falsche Nachricht bewirkte er, daß ihm die Thermopylen freigelassen wurden. Er besetzte dann Elateia, welches ihm seinen Rückzug nach Macedonien sicherte. Da aber trat in den panhellenischen Angelegenheiten noch eine Änderung ein: Theben, welches den Krieg der Amphiktyonen gegen Phocis veranlaßt und an anderen Unternehmungen Philipps Anteil genommen hatte, wandte sich jetzt von ihm ab. Bereits von jener außerordentlichen Versammlung der Amphiktyonen, die in Pylä zu stande kam, hielt es sich entfernt. Man nimmt an, daß die Thebaner die Besorgnis hegten, Philipp werde, wenn er Athen überwältigt habe, sich gegen sie selbst wenden, — und ohne Zweifel mit Recht. Sie hatten einst wesentlich beigetragen, der Herrschaft der Lacedämonier und der Dreißig in Attika ein Ende zu machen, worauf die Macht von Athen wieder emporgekommen war und zwar zum Vorteil ihrer eigenen Unabhängigkeit. Konnten sie wohl zugeben, daß Athen von Philipp überwältigt wurde? Jene vermeinte Beleidigung durch den Weiheschild war bald vergessen; es gab

jedoch noch einen anderen sehr greifbaren Gegenstand der Eifersucht der beiden Städte; es war der damals in den Händen der Thebaner befindliche Hafenplatz Oropus, auf den aber auch die Athener um so mehr Anspruch machten, da er zur Vermittelung des Verkehrs mit Euböa diente. Äschines hatte gehofft, durch die Hülfe Philipps denselben auf immer an Athen zu bringen. Dabei aber trat ihm Demosthenes entgegen. Sollte dem König Philipp noch einmal Widerstand geleistet werden, so lag das einzige Mittel dazu in der Herstellung eines guten Verständnisses zwischen Athen und Theben, durch welche eine Macht, die den Kampf mit Philipp aufzunehmen fähig war, gebildet werden konnte. In diesem Gedanken lebte und webte Demosthenes. Daß die Verbindung zu stande kam, kann als das vornehmste Verdienst betrachtet werden, welches er sich in dieser Krisis erworben hat. Bei den Athenern setzte er durch, was ihm gewiß nicht leicht geworden sein wird, daß sie den Anspruch auf Oropus, an dem sie immer zähe festgehalten, in diesem Augenblick fallen ließen; es war ein Sieg des allgemeinen Interesses über das partikulare, welchen Demosthenes in Athen erfocht. Hierauf begab er sich selbst nach Theben und brachte, indem er die Herrschaft Thebens in Böotien anerkannte, allen Erbietungen und Drohungen, die Philipp verlauten ließ, zum Trotz, das Bündnis beider Städte zu stande, auf dessen Erfolg das Bestehen eines griechischen Gemeinwesens beruhte. Entgegengesetzte Botschaften durchzogen hierauf Griechenland. Philipp erreichte, daß die Messenier, Arkader, Eleer keinen Anteil an dem Kriege zu nehmen beschlossen. Auch von den Spartanern hatte er nichts zu fürchten, da sie in diesem Augenblick in einer italienischen Unternehmung zu Gunsten Tarents gegen die Lukaner beschäftigt waren. Doch gab es auch einige Staaten, die an der Idee des griechischen Gemeinwesens festhielten. Mit Athen und Theben verbanden sich Euböer, Achäer, Korinther, Megarer, sowie die entfernten Leukadier und Korcyräer.

In Athen sowie in Böotien hätten viele den Frieden vorgezogen; aber der Redner hatte ein festes Band um die beiden Hauptstädte geschlungen; als die Athener vor Theben erschienen, fanden sie, der Gewohnheit früherer Jahrhunderte zuwider, die beste Aufnahme. Die Heere rückten vereinigt ins Feld. Als die ersten Feindseligkeiten, zu denen es kam, für die beiden Städte günstig ausfielen, wurde dem Demosthenes in Athen der goldene Kranz votiert, zu früh jedoch, wenn man schon glaubte am Ziele zu sein. Gleich bei den ersten Schritten zeigte sich die strategische Ueberlegenheit Philipps. Der festen Stellung der Thebaner wurde er dadurch Meister, daß er in ihrem Rücken in Böotien einfiel, worauf diese, von territorialen Sympathien ergriffen, einen Teil ihrer Streitkräfte dahin abrücken ließen und Philipp in den Stand kam, die Ebene von Chäronea einzunehmen, was ihm auch für die Entwickelung der Reiterei sehr erwünscht war. Dort nun trafen die beiden Armeen zusammen, zwischen denen die entscheidende Schlacht geliefert werden mußte. Philipp hatte ein vollkommen ausgebildetes Kriegsheer, das schon immer zusammen gefochten, und das er mit überlegener Einsicht leitete; die Erfahrungen

der thebanischen und athenischen Heerführer der letzten Jahrzehnte hatte er sich zu eigen gemacht. Dem hatte weder Theben noch Athen einen namhaften Führer entgegenzustellen. Der einzige Mann in Athen, der den Krieg verstand, Phocion, hielt sich absichtlich fern davon. Die Aufstellung der Mannschaften war die althergebrachte. Die Kontingente traten nach ihren Landsmannschaften zusammen, wie einst im Kriege gegen die Perser. Es war wesentlich noch immer ein Heer von Bürgermilizen aus verschiedenen Städten und Staaten, im einzelnen trefflich eingeübt, aber im ganzen ohne Einheit. Die Athener hatten dem Thebaner Theagenes eine gewisse Prärogative zuerkannt. Aber die Stelle eines Anführers hatten sie ihm nicht gegeben; auch an diesem entscheidenden Tage hatte das griechische Gemeinwesen keinen obersten Heerführer. Die Thebaner, welche die stärkste Masse bildeten, hatten auch den schwersten Angriff zu bestehen. Sie waren in diesem Augenblick die verhaßtesten und gefährlichsten Feinde Philipps: das eine, weil sie vom Bunde mit ihm abgefallen waren, das andere, weil sich in ihnen die Überreste des alten thebanischen, von Epaminondas gegründeten Heeres, also die militärisch berühmteste Streitmacht des damaligen Griechenlands, konzentrierte. Gegen sie ließ Philipp seine vornehmste Heeresmacht, bei der sich sein Sohn Alexander befand, anrücken. Er selbst stellte sich mit einer ausgewählten, taktisch besonders geübten Schar den Athenern gegenüber. Indem er nun vor diesen zurückwich und sie so zu sagen nur im Schach hielt, vollzog sich der eigentliche Kampf zwischen der Hauptmacht und den Thebanern. Diese wehrten sich auf das tapferste. Ihr Führer Theagenes war seiner Vorfahren nicht unwürdig; hier stand auch noch jene heilige Schar, die durch gegenseitigen Eidschwur verpflichtet war, niemals einer vom anderen zu lassen. Diese Streitmacht, ohne Zweifel die bedeutendste, die im Felde stand, wurde nun durch die Überlegenheit der macedonischen Heerführung überwunden. Wenn man die Entscheidung dem jungen Alexander zuschreibt, so ist es nur so zu verstehen, daß dieser, der Hauptmacht zugeteilt, von den bewährtesten Führern umgeben war.

Die Linie der Thebaner wurde durchbrochen; Alexander soll sie mit seinen Pferden niedergeritten haben. Nun erst rückte Philipp selbst mit seiner bisher zurückgehaltenen Schar gegen die Athener vor. Bei ihrem ersten Vordringen sollen sie gemeint haben, den König aus dem Felde zu jagen. Philipp aber ließ vernehmen: „die Athener verstehen nicht zu siegen“, — was wohl nur den Sinn haben kann, daß sie ihm sonst auf seinem verstellten Rückzuge nicht so weit gefolgt sein würden. Jetzt, als der Kampf mit den Thebanern entschieden war und auch von dorther die Sieger gegen die von den Athenern aufgestellten und befehligten Truppen der Bundesgenossen vordrangen, wendete sich Philipp gegen die Athener selbst, die nun, da sich alles entschieden hatte, keinen Widerstand leisteten und eine vollkommene Niederlage erlitten. Von den geborenen Athenern kamen mehr als tausend um, zweitausend wurden gefangen genommen, die übrigen, unter denen auch Demosthenes war, gerieten in wilde Flucht. Sein Platz war nicht auf dem Schlachtfelde, sondern auf

der Rednerbühne. Von Philipp sagt man, er habe ironisch in jambischem Takt den Anfang eines gegen ihn gerichteten Beschlusses wiederholt, in welchem Demosthenes, des Demosthenes Sohn, der Päanier, als Antragsteller genannt wurde. Der Redner war von dem Strategen, der Enthusiasmus der Demokratie von der geschulten Kriegskunst besiegt; der Redner, der jenen erweckte, erlag dem Könige, der diese anzuwenden verstand; die Rednerbühne trat vor der durch die Waffen autorisierten Staatsgewalt in den Hintergrund.

Die Athener fürchteten, Philipp werde nun gegen ihre Stadt vorrücken. Das konnte aber der Gedanke Philipps nicht wohl sein, zumal da seine letzten Belagerungen ihm mißlungen waren. Seine Überlegenheit beruhte eben auf der offenen Feldschlacht. Es war ihm genug, überhaupt die Oberhand behalten zu haben. Dadurch wurde bewirkt, worauf alles ankam, daß die ihm zugewandte Partei in Athen jetzt wieder zum Übergewicht gelangte. Er wußte die Gemüter durch Gnadenbeweise günstig zu stimmen und ließ dann einen Frieden antragen, den man zurückzuweisen keine Versuchung fühlen konnte.

Wir sind über denselben nur schlecht unterrichtet. Oropus gab der König den Athenern zurück; aber den thracischen Chersones, einen Teil der Inseln sowie die Thalassokratie hat Athen ohne Zweifel aufgeben müssen.

In Griechenland selbst wagte nun niemand dem Könige weiter zu widerstreben. Auf Euböa zunächst kamen seine Freunde in allen Städten wieder empor. Chalcis wurde für seine Verbindung mit Athen gezüchtigt. Thebens versicherte er sich durch Besetzung der Kadmea, und in Böotien stellte er die Autonomie wieder her, nicht jedoch in athenischem Interesse, sondern in seinem eigenen. Seine vornehmste Sorge mußte nun dahin gehen, nicht allein diesen Zustand zu befestigen, sondern jeder neuen Bewegung, welche denselben hätte stören können, auf immer vorzubeugen.

In dem Gange der Dinge lag es nicht, daß Philipp sich selbst als unbedingten Herrn aufgestellt hätte. Dieser führte vielmehr nur dahin, unter all den Unabhängigkeiten der griechischen Welt eine Macht zu gründen, fähig, entstehenden Zerwürfnissen ein Ziel zu setzen und Maß zu geben. Zu diesem Zwecke unternahm er, eine Art von Landfriedensbund zu gründen, bei dem ihm selbst eine große Rolle zufiel. Nach einiger Zeit brachte er eine zahlreich besuchte Versammlung aus den griechischen Städten und Ländern in Korinth zusammen, in welcher — so viel ist mit Gewißheit zu entnehmen — die in diesem Augenblick bestehende Ordnung der Dinge sanktioniert wurde. Namentlich sollte keine Stadt die Ausgewanderten einer anderen zurückzuführen suchen. Wer den Anderen angreift, der soll von allen unter Philipps Anführung bekämpft werden; das will sagen, daß er zum Strategos Autokrator des Friedensbundes ernannt wurde. Den Athenern hatte er freigestellt, ob sie an demselben teil nehmen wollten oder nicht. Unter dem Einfluß der großen Wendung der Dinge — denn, wie einer der Redner sagt, der Sieg von Chäronea hatte alle verblendet — war das angenommen worden. Die Athener waren also in Korinth vertreten, nicht die Spartaner, welche, wie mächtig auch immer

Philipp im Peloponnes geworden, sich doch zu keiner Art von Unterordnung verstehen wollten. Für alle anderen aber wurden die Kontingente festgesetzt, die im Fall eines Angriffs, den der König erleide, oder auch einer Aggression, die er unternehme, demselben gestellt werden sollten.

Die hellenischen Kriegsmannschaften wurden dem Könige dienstbar, ohne daß man mit einiger Bestimmtheit hätte sagen können, wozu er sie zunächst zu brauchen gedachte. Man setzte allgemein voraus, daß er sie gegen die Perser anzuwenden gedenke. Und dahin führte der natürliche Zug der Dinge. Denn Athen war mit den Persern im Bunde gewesen, und eine Anzahl von denen, die sich dem Könige Philipp nicht unterwerfen wollten, nahm ihre Zuflucht nach Kleinasien, wo Mentor an der Spitze der griechischen Hülfsvölker die Autorität des großen Königs aufrecht hielt. Unverzüglich schickte der macedonische König eine Abteilung seines Heeres unter Attalus und Parmenio nach Kleinasien, um die dortigen Griechen in althellenischem Sinne zur Freiheit aufzurufen. Die Feindseligkeiten gegen Mentor begannen. Alles knüpft aneinander: die Siege über Griechenland, die erworbene Seeherrschaft, die Eroberung des thracischen Chersones, der Streifzug gegen die nordischen Barbaren, das verwandtschaftliche Verhältnis zu Epirus und die Waffenbewegung, die sich in Kleinasien vorbereitete. Es ist ein einziges militärisch-politisches System, welches der orientalischen Welt eine neue Zukunft ankündigte.

Von den Elementen, die dasselbe konstituierten, bei weitem das wichtigste war die Verbindung des macedonischen Königtums mit der Oberherrschaft über Griechenland. Philipp dachte nicht daran, die Griechen zu seinen Unterthanen zu machen; er bedurfte vielmehr ihrer freien Hülfe, ihres Geistes und ihrer anschlägigen Kraft. Er nahm das griechische Wesen, abgesehen von der Autonomie einer höchsten politischen Entscheidung, in seine Gesamtmacht auf. In dieser Verbindung einer, zu großen Unternehmungen vollkommen geeigneten Armee, der ersten der damaligen Welt, die nur von seinem Wink abhängig war, mit einer selbständigen, zwar recht eigentlich nationalen, aber zu einer universalen Bedeutung ausgebildeten Kulturwelt liegt der Charakter seines politischen Daseins, wenn wir so sagen dürfen: seine Mission. Siege eines Volkes, wie die Macedonier waren, wären, wenn auch entscheidend, doch für die allgemeine Geschichte von so großem Belang nicht gewesen. Einen universalhistorischen Wert aber erhielten sie dadurch, daß die Macedonier sich mit einer Nationalität vereinigten, wie die griechische war. Diese bildete ein Element der Kultur, nach der die Menschheit streben mußte. Die Griechen hatten sie in einer freien Regung ihrer eigenen Kräfte hervorgebracht; durch diese innere, wenngleich noch streitige Allianz bekam die macedonische Monarchie eine unermeßliche Bedeutung für alle Jahrhunderte. Was den Griechen, wenn sie allein blieben, nie gelungen wäre und durch ihre erneuerte Verbindung mit den Persern sogar leicht in das Gegenteil hätte umschlagen können, dem in ihrer Mitte ausgebildeten geistigen Leben eine feste Stellung in der Welt zu erobern, das wurde nun durch ihre Verbindung mit Macedonien möglich und

ausführbar. Philipp und Demosthenes mußten mit einander kämpfen. Der Lehrer, den Philipp seinem Sohne Alexander gab, und dieser selbst waren verbündet; ihre Allianz umfaßte die politische und die geistige Welt, die gesondert, aber doch in konzentrischen Bahnen aufs engste verbündet, neben einander fortschritten.

Von Philipp dürfte man wohl nicht wiederholen, was oft gesagt worden ist, daß er in diesem Augenblick auf dem Gipfel des Glücks angelangt gewesen sei, Europa zu seinen Füßen gesehen und mit der Voraussicht, daß er Asien überwältigen werde, sich geschmeichelt habe. Dem geübten Staatsmanne und Kriegführer konnten die Schwierigkeiten nicht verborgen bleiben, die ihm auf beiden Seiten entgegenstanden. Aber er war entschlossen, die Sache, die er, durch den Zug der Ereignisse dahin geleitet, bereits unternommen hatte, auch zu Ende zu führen, und in der Vorbereitung dazu begriffen. Die Erwartungen, die man von ihm hegte, waren weltumfassend und unendlich großartig, als plötzlich die Kunde erscholl, daß er bei einem Feste, das er in Ägä veranstaltete, ermordet worden sei. Die Katastrophe ist durch die Polygamie veranlaßt worden. Philipp hatte seine Gemahlin Olympias, die von den Äaciden in Epirus stammte, verstoßen und sich mit der Nichte des Attalus, der zu einem der vornehmsten Geschlechter in Macedonien gehörte, vermählt. Hierüber kam es zwischen den Freunden der einen und der anderen Gemahlin, zwischen dem Sohne der ersten, Alexander, und dem Oheim der zweiten zu bitteren Reibungen. Es war ein Versuch der Aussöhnung, was Philipp beabsichtigte, als er die Vermählung seiner Tochter Kleopatra mit dem Bruder der Olympias anordnete. Bei dieser Festlichkeit ist er, zwischen seinem Sohne Alexander und Alexander seinem Schwiegersohn einhergehend, ermordet worden.

Einer seiner vornehmsten und vertrautesten Diener, Pausanias, hatte die That vollzogen. Wir wenden uns ab von den zugleich scheußlichen und für die Erklärung der Sache ungenügenden Motiven, die man ihm beimißt. Alles deutet auf eine Ausschmückung, welche das Gemeine mit dem Tragischen verbindet.

In Athen nahm man die Nachricht mit Jubel auf. Demosthenes erschien in festlichem Gewande in der Volksversammlung; er war glücklich, seine Vaterstadt des Gewaltherrn, der sie in Fesseln schlug, entledigt zu sehen. Dem Redner ging die Erhaltung der Autonomie der griechischen Republiken über alles, und offenbar war diese von den Persern weniger gefährdet, als von den Macedoniern. Aber dabei schloß er sich doch der an und für sich schwächeren Sache an; das macedonische Königtum gelangte aus der starken Hand, die es gegründet hatte, in eine noch stärkere. Der Äacide Alexander bestieg den macedonischen Thron.

Alexander der Große.

Sehr bezeichnend ist das Wort, mit welchem Alexander die Regierung in die Hand nahm: der König Herr sei umgekommen; aber die Geschäfte werde er mit nicht minderem Eifer besorgen, als jemals sein Vater. Er trat damit in die Bahn ein, die ihm durch denselben vorgezeichnet war. Er hatte die Halbbarbaren im Zaum zu halten, die erworbene Autorität in Griechenland zu behaupten und die Perser zu bekämpfen. Eine kurze Anwesenheit in Griechenland, nicht ohne Truppen, genügte, das Synedrion der griechischen Städte in Korinth, das er sofort zusammenberief, zur Erneuerung der Übertragung der Strategie, die seinem Vater dekretiert worden war, zu vermögen. Diesmal ist es dann mit bestimmter Beziehung auf den Krieg gegen Persien geschehen. Aber aus den Vorbereitungen, die zu demselben gemacht worden waren, erwuchs dem neuen Könige die erste Gefahr, die er zu bestehen hatte. Attalus gewann die Heeresabteilung, an deren Spitze ihn Philipp gestellt hatte, für sich; denn den neuen König, dessen macedonische Abkunft er bestritt, hielt er für seinen Feind. Er trat mit den Griechen in Verbindung; statt den Krieg gegen die Perser zu führen, schien er mit denselben gegen Alexander gemeinschaftliche Sache machen zu wollen. Aber Attalus wurde ermordet, der Gehorsam der macedonischen Truppen durch Parmenio befestigt und der Krieg gegen die Perser fortgeführt. Nicht eben sehr glücklich ging dieser Krieg; die Macedonier wurden genötigt, eine unternommene Belagerung aufzuheben, sie wurden in Troas aus dem Felde geschlagen: Vorfälle, durch welche die gesamte griechische Welt in Aufregung geriet.

Man hat wohl Philipp und Alexander mit den Königen von Preußen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. verglichen. Und wahr ist es, daß die beiden Väter den beiden Söhnen ein gewaltiges, schlagfertiges Heer hinterließen; beinahe die erste Handlung der beiden Söhne war es, sich des Gehorsams der Truppen zu versichern. Auch von Alexander wird das ausdrücklich erzählt. Aber der Unterschied ist, daß Friedrich II. eine Politik einschlug, die ganz sein Eigen war, und einen Krieg begann, den sein Vater niemals unternommen hätte, Alexander dagegen in die politisch-militärische Direktion seines Vaters eintrat und sie fortsetzte. Wir lernen ihn und sein Heer gleich auf seinem ersten Feldzuge gegen die nördlichen Nachbarn kennen, den er mit ebenso viel Energie wie Philipp und mit noch besserem Erfolg ausführte. Das Charakteristische dieser Züge liegt darin, daß die nicht ohne das Vorbild der Griechen begründete und eingeübte macedonische Phalanx allenthalben das Übergewicht entschied und behauptete. Bei dem Übergang über den Hämus waren die schwierigsten Pässe von den Thraciern mit einer Wagenburg besetzt; und diese Kriegswagen wurden von den steilsten Anhöhen herabgerollt, in der Hoffnung, die Schlachtordnung der Macedonier zu zersprengen. Bei Arrian, der mit dieser Waffenthat seine Geschichte der Züge Alexanders beginnt, kann man lesen, mit welcher Geschicklichkeit dieser Versuch

hintertrieben und zu nichte gemacht wurde. Als es dann zum wirklichen Kampfe kam, wichen die Thracier, die in altbarbarischer Weise ohne Schutzwaffen ins Feld gerückt waren, aus ihren festen Positionen; sie rissen auf ihrer Flucht auch die Triballer mit sich fort, die von König Philipp nicht hatten pacifiziert werden können und mit ihnen verbündet waren. Ihr König Syrmos zog sich damals nach der Donauinsel Peuce zurück; mit der Masse des Volkes aber stießen die Macedonier nochmals zusammen. Von dem Dickicht eines Waldes geschützt, erwarteten die Triballer den Angriff derselben. Alexander wußte sie durch einen Angriff mit Pfeilen und geschleuderten Speeren aus dem Walde hervorzulocken. Die Entscheidung war noch zweifelhaft, als die in großer Tiefe aufgestellte Phalanx gegen sie vorrückte und zugleich die macedonischen Reiter gegen sie heransprengten. In dieser Gefahr überließen die Triballer dem Könige das Schlachtfeld. Wir berühren hier Regionen, Völker, Zustände, in denen sich die Weltgeschicke späterer Zeiten mehr als einmal entschieden haben. Sehr bedeutend erscheint schon damals Byzanz, das von den Griechen im Gegensatz zu den Persern an die Macedonier übergegangen war. Eben von Byzanz rief Alexander Triremen herbei, um ihm gegen die Insel und bei der Überfahrt auf das linke Donauufer Dienste zu leisten. Die Insel wurde durch steile Ufer, wackeren Widerstand und den reißenden Strom vor einer Landung geschützt. Aber dazu setzte das byzantinische Geschwader den König wirklich in den Stand, seine Truppen auf das linke Ufer zu führen. Wie die Phalanx über den Naturkrieg der Gebirgsbewohner siegte, so erschien hier die unvergleichliche Übermacht der griechischen Triremen über die Monoxylen, mit denen die damals mächtigsten Anwohner des Flusses, die Geten, denselben zu befahren pflegten; Fahrzeuge dieser Art mußten jetzt dazu dienen, den Triremen zur Seite noch eine größere Anzahl von Truppen über den Fluß hinüberzubringen. Die Geten, die den König in feindseliger Haltung erwarteten, nahmen mit Erstaunen wahr, daß derselbe so rasch und ohne große Vorbereitungen in ihrer Nähe erschien. Die Phalanx stellte sich in einer ausgedehnten drohenden Linie auf; und da der König sich zugleich mit seinen Reitern zum Angriff anschickte, so wichen sie zurück. Sie waren noch halbe Nomaden; mit Weib und Kind und aller ihrer Habe zogen sie in die wüsten Steppen, wohin ihnen niemand folgen konnte. Mehr hatte Alexander nicht beabsichtigt; er konnte siegreich und sicher über den Fluß zurückkehren. Sehr ähnlich dem, was einst unter Darius Hystaspis geschehen war; aber im ganzen und großen betrachtet, erkennt man doch hier den Unterschied der Zeiten. Wie sich damals die persische Macht von der Donau gegen Macedonien und Griechenland gewendet hatte, so traten nun Macedonier und Griechen in diesen Landschaften selbständig und siegreich auf. — Die großen Successe Alexanders bewogen alle benachbarten Völkerstämme, die freundschaftlichen Anerbietungen, die er ihnen machte, anzunehmen; auch der Celten, die damals am adriatischen Meere Sitze genommen hatten, wird hiebei gedacht; sie schienen die Übermacht des Königs nicht so hoch anzuschlagen;

aber indem er gegen andere seine Verwunderung hierüber aussprach, hielt er doch für gut, mit ihnen in Bundesgenossenschaft zu treten.

Man darf diese Ereignisse nicht unerwähnt lassen: denn sie dienten dazu, den Gärungen auf der Balkanhalbinsel ein Ende zu machen und dem Könige freie Hand nach anderen Seiten zu verschaffen. Eben an diesen Grenzen hat dann die fortgebildete Kriegsmacht der Kulturwelt mit dem barbarischen Naturkriege der Eingeborenen oder auch Eingezogenen bis zu den Zeiten zu kämpfen gehabt, in denen Arrian schrieb, der die Namen aus seiner Epoche wohl geradezu in die frühere übertragen hat. Für Alexander war damit jedoch nicht alles vollendet. Die Nation der Taulantier machte feindselige Bewegungen gegen ihn. Von welcher Art und Sitte die Taulantier waren, sieht man daraus, daß sie beim Heranrücken der Macedonier zu einem Menschenopfer von drei Knaben und drei heranwachsenden Mädchen schritten, denen noch drei schwarze Widder hinzugefügt wurden. Alexander hatte dagegen ein Bündnis mit ihren feindlichen Nachbarn, den Agrianen, geschlossen, deren Bogenschützen ihm gute Dienste leisteten. Die griechisch-macedonische Kriegskunst erfocht auch hier den Sieg; in den Bergen entwickelte die Phalanx eine Fähigkeit, sich nach allen Seiten in strengster Ordnung in den verschiedensten Richtungen zu bewegen, wie noch niemals vorgekommen war. Dieses rasche Vordringen, das durch keine lokalen Schwierigkeiten aufgehalten wurde, das Anrücken selbst, der Lärm der an die Schilde schlagenden Sarissen bewirkte die Flucht der Feinde aus den an sich guten Stellungen, die sie eingenommen hatten, aber dann doch zu behaupten sich nicht getrauten. So wurde jene griechische Kriegskunst, vor deren Ordnung und Sicherheit einst die Illyrer zurückgeprallt waren, nachdem sie von Philipp und Alexander noch weiter ausgebildet worden, Meisterin in dem Gebiete der barbarischen und halbbarbarischen Nationen, von denen Macedonien umgeben war. Alexander vollzog, was sein Vater unvollendet gelassen hatte, und konnte nun nach dessen Muster seine Waffen nach anderen Seiten richten.

In Griechenland hatten falsche Gerüchte über den Gang der Ereignisse im Norden die natürlich vorhandene Gärung zu einer allgemeinen Bewegung gesteigert. Alexander stützte sich auf die Beschlüsse des Landfriedensbundes, der seinen Vater und dann ihn selbst als Oberhaupt anerkannt hatte; dem aber setzten sich jetzt alle die entgegen, welche die alten Zustände nicht vergessen konnten und die Verbindung mit den Persern, die ihnen ihre Freiheit ließ, dem Bündnis mit Macedonien, das sie ihrer Autonomie beraubte, vorzogen.

Man verurteile Demosthenes nicht, der eben diesen Ideen sich hingab! Den anderen voran erhob sich Theben, das sich der Besatzung der Burg Kadmea, welche Philipp dahin gelegt hatte, zu entledigen unternahm. Theben wurde der Mittelpunkt der ganzen hellenischen Opposition; die aller Orten flüchtig gewordenen Feinde der Macedonier sammelten sich dort und brachten dem Volke die Siege des Epaminondas und dessen ruhmvolles Wirken in lebendige Erinnerung. Dieselbe Partei regte sich aber auch in Lacedämon,

Arkadien, Ätolien, vor allem in Athen, von wo den Thebanern durch Vermittelung des Demosthenes, ohne Zweifel mit persischem Gelde, die Waffen, deren sie entbehren mochten, verschafft wurden. Bei der guten Haltung der persischen Kriegsmacht in Kleinasien war die Erhebung von Theben keineswegs ohne Aussicht, zumal Alexander noch Feindseligkeiten in dem Norden zu bestehen hatte. Unverzüglich wandte sich Alexander, sobald diese beseitigt waren, nach Hellas, ehe ihm noch die Thermopylen verschlossen wurden. Unerwartet erschien er vor den Mauern Thebens, hauptsächlich um die wichtigste Position, die Kadmea, zu behaupten. Eben ward sie von den Thebanern auf das ernstlichste belagert; sie war schon mit einer Art von Circumvallation umgeben. Der macedonischen Besatzung schien dasselbe Schicksal bevorzustehen, welches einst die lacedämonische betroffen hatte. Die Thebaner meinten die Burg zu erobern und dann den heranrückenden König, der eine feste Stellung in ihrer Nähe nahm, aus dem Felde zu schlagen. Der Gegensatz und die Zuversicht beider Teile zu ihrer Sache erscheint in den Ausrufungen der Herolde, die als Proklamationen nach der Sitte der Zeit angesehen werden können. Alexander bot denen Verzeihung an, welche zu dem gemeinen Landfriedensbunde zurückkehren würden. Die Thebaner forderten alle diejenigen auf, auf ihre Seite zu treten, welche die Autonomie der Hellenen im Bunde mit dem Großkönige aufrecht zu erhalten gesonnen seien.

Am Tage liegt, daß Alexander, in dessen Heere eine große Anzahl griechischer Bundesgenossen diente, dessen eigene Truppen voll von dem Gefühl ihrer Siege waren und dessen Besatzung die Burgfeste innehatte, von vornherein den Gegnern überlegen war. Es war noch einmal ein Akt der Autonomie griechischer Städte, daß die Thebaner sich dennoch zum Widerstand entschlossen. Sie glaubten durch die in den gymnastischen Schulen erlangte Kriegsübung und angeborene Körperkraft jeden Feind bestehen zu können. Denkwürdig ist es, daß sie die ungünstigen Vorzeichen, die sie wahrnahmen, doch nicht achteten: denn es sei auch bei der Schlacht von Leuktra nicht geschehen, und dennoch sei ihnen damals der größte Erfolg zu teil geworden. Die Ansichten der Philosophen waren auch hierher vorgedrungen: die Thebaner meinten die Ungunst des Geschickes durch mannhaften Entschluß überwinden zu können. Ohne Zweifel haben die Flüchtlinge aus anderen Städten, die bei ihnen Rettung suchten, ihren Eifer erhalten und geschürt. Mit allen ihren Anstrengungen aber waren sie doch dem übermächtigen Feinde nicht gewachsen. Über den Kampf und seine Entscheidung haben wir zwei, nach dem Standpunkte der Parteien voneinander abweichende Berichte. Nach dem einen wurden die Thebaner vor den Mauern überwältigt, und als sie zurückwichen, drangen die Macedonier zugleich mit ihnen selbst durch ein Thor, das sie noch nicht verschlossen hatten, in die Stadt ein. Dem anderen zufolge leisteten die Thebaner den Anfällen der Macedonier vor ihrer Stadt noch energischen und erfolgreichen Widerstand, als Alexander eine minder beachtete Pforte einnahm, durch welche dann seine Truppen eindrangen. Eine

unheilvolle Katastrophe brach über Theben herein. Auf dem Markte, in den Straßen, in den Häusern erfolgte ein entsetzliches Blutbad. Die Freunde der Thebaner versichern: von denen habe keiner das Knie vor dem Sieger gebeugt oder um seine Gnade gefleht; der Tod sei ihnen jetzt erwünscht gekommen. Die hellenischen Verbündeten Alexanders scheinen es den Macedoniern in der Wut der Ermordungen wenigstens gleich gethan, wenn nicht sie darin überboten zu haben. Damit war den Siegern noch nicht Genüge geschehen. Alexander berief ein Synedrium seines Bundes, durch welches die vollkommene Zerstörung Thebens beschlossen wurde, die er dann ausführen ließ.

In der griechischen Geschichte war es nicht unerhört, daß die besiegten Stammesgenossen in die Sklaverei verkauft wurden. Das geschah nun auch hier. Alexander gewann aus dem Verkauf eine sehr ansehnliche Summe für seine Kriegskasse. Aber woran ihm am meisten lag, das war der Schrecken, den die schonungslose Zerstörung der Stadt des Ödipus, des Pindar und des Epaminondas über Griechenland verbreitete. Das Wohnhaus Pindars, der die Äaciden besungen hatte, von welchen Alexander abzustammen sich rühmte, soll bei der Zerstörung verschont worden sein. Ein allgemeiner tiefer Schrecken ergriff die Griechen; alle jene Regungen, die man gegen Alexander kundgegeben, erstarben in sich selbst. Nochmals war nun die Haltung Athens von größter Bedeutung. Soweit zwar kam es nicht, daß die Stadt, wie Alexander forderte, die vornehmsten Gegner, welches doch die Redner waren, die der Idee der Autonomie ihr Wort liehen, ihm ausgeliefert hätte. Dieses Äußerste wurde vermieden. Aber Athen versprach doch, die Angeklagten vor Gericht zu stellen, was für den Augenblick genügte, da das Ereignis nicht viel weniger, als das von Chäronea, den Anhängern des Königs die Herrschaft auch in der Volksgemeinde verschaffte. Auf den Ausdruck der Verwunderung, daß die Griechen so rasch zu Paaren getrieben seien, hat Alexander geantwortet, es sei ihm nur dadurch möglich geworden, daß er nichts aufschiebe.

Nun aber durfte er schon wegen der Verflechtung der griechischen und persischen Angelegenheiten, wie sie im Moment vorlagen, keinen Augenblick verlieren, seine Waffen auch nach Asien zu richten. Von jeher ist man der Meinung gewesen, Alexander habe seine Regierung mit der Absicht angetreten, das persische Reich umzustürzen; er habe darin gleichsam seinen Beruf gesehen. Ich möchte das doch nicht unbedingt wiederholen; aber der Zug der Dinge führte ihn nach und nach dahin. In dem Verhältnis der Griechen zu Macedonien, dessen Herrschaft sie ungern ertrugen, auf der einen, zu Persien, auf dessen Rückhalt sie sich stützten, auf der anderen Seite lag etwas, das einen Krieg Alexanders gegen Persien notwendig machte. Das ist aber von der Absicht, das persische Reich umzustürzen, doch noch verschieden. Notwendig war nur, die Perser aus den Landschaften, die sie einst den Lydiern entrissen hatten, zu entfernen; denn dort fanden alle die, welche den Macedoniern widerstrebten, eine Zuflucht. Die Vorteile, welche Alexander in

Griechenland erfochten hatte, schienen doch nur momentan zu sein, solange die benachbarte große Macht seinen Feinden einen Rückhalt gewährte.

Erinnern wir uns der bei den letzten Kämpfen zwischen Artaxerxes und Nektanebus eingetretenen Verhältnisse, so hatten die Perser die Eroberung von Ägypten und die Herrschaft in Vorderasien der Tapferkeit und Geschicklichkeit der griechischen Mietsvölker zu danken. Der Führer derselben, Mentor, hatte ihnen aber nicht umsonst Dienste geleistet; er hatte sich, wie oben erzählt worden ist, einen Preis dafür bedungen; er teilte die Herrschaft gleichsam mit Bagoas, der am Hofe allmächtig war. Die Macht in Vorderasien, auf dem Mittelmeer und an dessen Küsten behielt Mentor in seiner Hand; wir berührten schon, wie er diese auch gegen Philipp von Macedonien ausübte. Er war im Vorteil, als Alexander den Thron bestieg; dieser mußte, wie gegen die Triballer und gegen die Thebaner, so auch gegen Mentor und die Perser Krieg führen, wenn er anders die Position, welche sein Vater in Besitz genommen hatte, behaupten wollte. Die Bahn, welche Philipp eröffnet hatte, und in der sich Alexander bewegte, führte zu einem Kampfe mit der in Vorderasien dominierenden Macht. Ohne sie besiegt zu haben, konnte das macedonische Königreich noch nicht als fest begründet betrachtet werden. Wenn nun aber ein Angriff auf Vorderasien zugleich eine offene Feindseligkeit gegen das Reich der Achämeniden enthielt, so fand ein solches Beginnen nicht geringe Unterstützung in den Vorfällen, die damals in Persien stattfanden.

Es war abermals ein Streit um die Thronfolge, und zwar, wie es in Persien nicht ungewöhnlich war, schon bei Lebzeiten des Vaters ausgebrochen, so daß es dem Eunuchen wohl in den Sinn kommen konnte, sich für die Zukunft der Gewalt zu versichern. Man erzählt nun, daß Bagoas seinen alternden Fürsten selbst umgebracht und mit Beseitigung aller anderen den jüngsten der Söhne desselben, Arses, auf den Thron befördert habe; aber nach einigen Jahren sei er auch mit diesem zerfallen und habe sich desselben ebenfalls entledigt, dagegen einen seiner Freunde, Darius Codomannus, der einer anderen Linie des achämenidischen Hauses angehörte, auf den Thron gesetzt. Aber auch mit dem alten Freunde, der nun den Thron des Darius Hystaspis einnahm, zerfiel Bagoas nach kurzer Zeit; er soll demselben einen Giftbecher gereicht, Darius aber, rechtzeitig gewarnt, ihn selbst genötigt haben, den Becher auszutrinken. Wir können die Wahrheit dieser Erzählungen im einzelnen nicht prüfen; aber durch die bloße Thatsache der gewaltsamen Änderung der Regierung, wiewohl dieselbe nicht einen Wechsel der Dynastie in sich schloß, wurde doch das gesamte Reich erschüttert. Daß der bisherige Inhaber der höchsten Autorität, Bagoas, nicht mehr war, mußte in alle inneren Zustände mächtig eingreifen. Namentlich stand die Gewalt des Eunuchen in naher Beziehung zu der Autorität des Befehlshabers der Mietstruppen in Vorderasien. Mentor selbst war gestorben; aber sein Bruder Memnon wußte sich im Besitz der Macht, die derselbe besessen, zu behaupten;

sein Verhältnis zu dem Großkönige, dem er getreu blieb, war an sich ein anderes, als das durch die Verdienste seines Bruders in Phönizien und Ägypten begründete. Das Emporkommen einer zweiten Linie des achämenidischen Hauses konnte nicht anders, als auf die obersten Würdenträger und die Inhaber der Satrapien zurückwirken. Mit Bestimmtheit läßt sich nicht behaupten, daß es gerade diese Verhältnisse waren, welche Alexander zu seinem Kriegszuge antrieben; aber sie lagen vor und kamen ihm zu statten. Noch ein anderer Gesichtspunkt bietet sich dar.

Das Unternehmen Alexanders, welches aus der unmittelbaren Verwickelung des Momentes hervorging, hat zugleich eine Seite, die wir als die universalhistorische bezeichnen dürfen. Unleugbar ist, daß das iranische Königtum mit der großartigen Fülle religiöser und politischer Anschauungen dort, wo es entstanden war, seine Berechtigung besaß; aber die Welt zu regieren, war doch der persische Mann nicht geschaffen. Das persische Reich war allenthalben dadurch mächtig geworden, daß es den inneren Entzweiungen der Völker, mit denen es in Berührung kam, ein Ende machte. Aber sollte Ägypten mit seinen durchaus lokalen Anschauungen immer an einen entfernten Thron gekettet sein? Sollten die seegewaltigen Phönizier nur eben darum eine Art von maritimen Reich aufgerichtet haben, um den persischen Satrapen Lustgärten (Paradiese) anzulegen? Zwischen den syrischen Götzendiensten und dem persischen Dualismus war ein tiefer Widerstreit, wenngleich er nicht jeden Augenblick hervortrat. Sollte das Baalpriestertum von Babylonien, das einen ansehnlichen Teil der Welt beherrschte, nur eben damit zufrieden sein, den Schutz des persischen Großkönigs und seiner Religion zu genießen? Auch schon deshalb war dies unmöglich, da noch die große tyrische Kolonie in dem westlichen Becken des Mittelländischen Meeres nicht allein bestand, sondern in einem Teile des Occidents geistig und politisch dominierte. Unaufhörlich war das westliche Asien in Gärung begriffen. Die Völkerschaften dieser Regionen erfreuten sich einer gewissen Schonung von seiten der Perser; aber sie waren doch an den Streitwagen des Großkönigs geschmiedet, dessen religiöse Ideen ihren Gipfelpunkt in dem Gedanken, daß die allgemeine Herrschaft ihm gehöre, erreichten. Wohin aber hätte eine solche geführt, wenn sie jemals erlangt worden wäre? Daß also die persische Macht in ihrer Ausdehnung nicht bestehen bliebe, war gleichsam die Bedingung des ferneren Völkerlebens. Sehen wir aber von Reflexionen dieser Art ab, so gab es noch einen Impuls aus früherer Zeit, der eine analoge Tragweite hatte. Wenn die Macedonier an die Spitze der Griechen traten, so waren sie dadurch eingeladen, der Antipathien, welche die Griechen seit mehr als anderthalb Jahrhunderten gegen die Perser nährten, sich für sich selbst zu bedienen. Der Gedanke, die griechischen Götter an den Persern zu rächen, war von Perikles gefaßt und von Agesilaus in lebendigste Anregung gebracht worden. Dieser Enthusiasmus war bei weitem nicht ein allgemeiner der gesamten Nation; aber er war doch auch niemals erstorben und vertilgt.

Die Gegner derer, die mit Persien in Verbindung standen, hielten ihn fest, und an die Spitze derselben traten nun die Könige von Macedonien. Vergessen darf man nicht, daß die Hoheit, die Philipp und Alexander in Griechenland ausübten, an eine religiöse Verehrung anknüpfte, welche die Griechen zusammenhielt; sie waren als die Beschützer des delphischen Orakels, welches alle anderen Dienste der Griechen in sich schloß und in ein Ganzes vereinigte, in Hellas eingetreten. Und niemals wäre ein Fürst fähiger gewesen, diese Gedanken in sich aufzunehmen, als Alexander. Sie entsprachen dem Selbstgefühl und der Tradition seiner Familie. Sein Stolz war, daß er nicht allein von Herakles abstammte, der infolge seiner Handlungen unter die Götter aufgenommen war, sondern auch von den Äaciden, deren Ruhm, in den homerischen Gedichten begründet, jedermann vor Augen stand. Er glaubte berufen zu sein, die Heroen des trojanischen Krieges fortzusetzen und den Kampf auszufechten, der zwischen Europa und Asien auch nach der Auffassung des ältesten Historikers von jeher vorgewaltet hat.

In Alexander schlug zugleich eine poetische und religiöse Ader, die aus dem Heroendienste und der durch die Poeten national gewordenen Sage entsprang. Für ihn waren die homerischen Gedichte gleichsam eine Urkunde, von der er sein Recht herleitete. An dem Götterglauben hielt er mit einer Art von Inbrunst fest. Man hat das wohl daher geleitet, daß seine Mutter Olympias, an die er sich in seiner Jugend mit um so größerer Hingebung anschloß, da sie von dem Vater Unrecht erlitt, in die samothrakischen Mysterien eingeweiht gewesen sei. Aber zugleich war er der Schüler des Aristoteles, der, wie angedeutet, den Asiaten wünschte, von der persischen Herrschaft frei zu werden, um ihrer eigenen Ausbildung willen. In Alexander verband sich der Schwung der Phantasie mit den hellenischen Ideen überhaupt. Indem er die Griechen zwang, ihm Folge zu leisten, hatte er doch auch den Gedanken, ihren Krieg mit den Persern aufzunehmen und durchzufechten, dadurch aber ihrer Kultur weitere Bahn zu machen. Alexander ist einer der wenigen Menschen, in denen sich die Biographie mit der Weltgeschichte durchdringt. Seine Impulse gelten der Ausführung eines vor Jahrhunderten begonnenen Kampfes, auf welchem dann der Fortgang der universalen Entwickelung der Menschheit beruht.

Indem sich Alexander zu diesem großen Unternehmen in Bewegung setzte, versäumte er nicht, einen ansehnlichen Teil seines Kriegsheeres zur Behauptung der Herrschaft über Macedonien und Griechenland unter Antipater zurückzulassen. Bei den Fußvölkern, die nach Asien folgten, waren ebensoviele Bundesgenossen und griechische Mietsvölker als Macedonier und überdies Odrysen, Triballer, Illyrier und agrianische Bogenschützen. Zu Pferde folgten ihm ebenso viele thessalische Reiter als macedonische, überdies aber auch eigentlich hellenische, thracische und päonische. Alle standen unter bewährten, kriegsgeübten Führern, die sich ihm schon bei den letzten Unternehmungen angeschlossen hatten und die nun in ihm, der sich ja ebenfalls im

Felde bewährt hatte, freudig ihren Kriegsherrn anerkannten, nicht gerade alle ihren geborenen König. Daß er ein solcher war, wurde keinen Augenblick vergessen. Griechische Kolonien standen ihm nicht wie einst seinem Vater im Wege. Ohne Widerstand ging er, wie einst Xerxes, aber in umgekehrter Richtung, über den Hellespont auf wohlgerüsteten Triremen mit einer nicht eben großen, aber vollkommen geschulten Landmacht von etwa 35000 Mann, nochmals belebt von den Ideen, die den homerischen Gedichten zu Grunde liegen. Wir finden auch hierüber eine doppelte Überlieferung. Nach der einen, welche Arrian annimmt, hat er gleich nach seiner Ankunft an dem Grabe des Protesilaus ein Opfer dargebracht: der war nach dem homerischen Gedicht der erste, welcher das Land betreten hatte und dann umgekommen war; der Sinn des Opfers ging dahin, daß Alexander, indem er jetzt an das Land stieg, doch von dem Schicksal dessen, den er nachahmte, bewahrt bleiben möge. Die andere bei Diodor enthält: Alexander habe bei der ersten Annäherung der Schiffe an das troische Gestade seinen Speer nach dem Lande geworfen, der in das Erdreich eingedrungen sei; dann sprang er selbst an das Land mit den Worten: er nehme es zum guten Zeichen, daß Asien seinen Waffen beschieden sei. Die Anknüpfung an die homerischen Zeiten ist unleugbar. Schon bei Agesilaus war eine solche zum Vorschein gekommen; was diesem mißlungen, unternahm jetzt der König der Macedonier in vollstem Umfange und größtem Stil. Das Heer sammelte sich bei Arisbe und rückte, nicht ohne in einigen Plätzen Besatzungen zurückzulassen, gegen die Perser an, die sich jenseit des Granikus vereinigten.

Wir vernehmen, daß zwischen den in Kleinasien anwesenden Persern, meistens Verwandten und Freunden des Königs, und Memnon nicht eben ein gutes Verständnis über die Art und Weise der Kriegführung obgewaltet habe. Und nichts wäre begreiflicher, da die Perser der neuen Regierung angehörten und die Macht eines Anführers der griechischen Mietstruppen, welche die ihre paralysierte, nur ungern sehen konnten. Memnon, so erzählt man, gab den Rat, einen entscheidenden Kampf zu verschieben und die benachbarten Landstriche zu verwüsten, um den Macedoniern den Lebensunterhalt zu erschweren oder abzuschneiden. Memnon hatte selbst eine Zeit lang am macedonischen Hofe gelebt und die Stärke der macedonischen Bewaffnung kennen gelernt, zugleich auch das Verhältnis derselben zu den Griechen. Sein Gedanke war, daß der Krieg mit Alexander ebenso geführt werden müsse, wie einst gegen die Übermacht der Athener und die Unternehmungen des Agesilaus, nämlich in Griechenland selbst, wozu die Marine der Perser, mit der sich die macedonische nicht messen konnte, die beste Gelegenheit gab. Von alledem aber wollten die Perser nichts hören; sie wollten den fremden Fürsten keinen Augenblick in dem Gebiete dulden, das dem Großkönige schon so lange unterworfen war; sie haben wohl gesagt, dem Könige Alexander dürfe man auch nicht ein Dorf preisgeben. Sie waren unerschütterlich darin und beschlossen, sich dem Könige an den steilen Ufern des Granikus entgegenzustellen.

Gleich bei dem Übergang über diesen Fluß entwickelte Alexander die ganze Überlegenheit seiner Kriegskunst. Die Perser hatten gemeint, er werde denselben mit seinen Kolonnen zu passieren suchen, wobei ihnen dann das Gewässer und der sumpfige Boden Gelegenheit geben würden, seine Schlachtordnung zu brechen. Aber Alexander ordnete seine Kolonnen zu einer großen Schlachtlinie an dem Ufer. Er verstand es alsdann, aus Reiterei und Fußvolk kleinere Heeresabteilungen zu bilden, denen es gelang, vereinigt durch den Fluß gehend, das jenseitige Ufer zu erreichen. Bei dem Ansteigen auf den steilen Uferrand kam es zum Gefecht, in welchem die Perser mit ihren Lanzen, die sie schleuderten, zwar eine Wirkung hervorbrachten, aber keine entscheidende, während die Macedonier mit einer aus geeignetem Holze gearbeiteten Stoßlanze unwiderstehlich vordrangen, unmittelbar unter den Augen ihres Königs.

Sowie man das andere Ufer erreicht hatte, entspann sich ein neuer Kampf zwischen den persischen und den macedonischen Reitern, bei dem der König selbst das beste that. Man legte in jener Zeit viel Wert auf Entscheidung durch Zweikämpfe der Führer, wie denn infolge eines solchen Darius Codomannus zum Thron emporgestiegen war. Hier sprengte der Schwiegersohn des Darius an der Spitze einer keilförmig geordneten Schar auf Alexander los; Alexander begegnete ihm aufs tapferste und warf ihn vom Pferde; einen anderen vornehmen Perser warf Alexander ebenfalls mit seiner Stoßlanze vom Pferde. Einem dritten, der auf den König losstürzte und schon sein Schwert über ihn schwang, hieb ein persönlicher Freund des Königs, Klitus, in dem rechten Moment die Hand ab. So erzählt der glaubwürdige Autor, dem Arrian folgt. Genug: die persische Reiterei verlor an dieser Stelle das Prästigium, das sie bisher behauptet hatte. Eigentlichen Widerstand fand Alexander nur bei den griechischen Mietsvölkern; diesen aber brach er.

Der erfochtene Sieg übte sogleich eine entscheidende Wirkung auf das Land aus. Der persische Befehlshaber und die angesehensten Bürger zu Sardes vereinigten sich bei Annäherung Alexanders, um beides zu überliefern, Stadt und Burg. Er wandte sich dann gegen Milet. Zugleich zu Lande und zur See bedrängt, wurden die Einwohner von Milet und die Fremden inne, daß sie sich nicht behaupten konnten. Die Einwohner überlieferten sich und wurden mit Freuden angenommen. Der Widerstand, den die übrigen versuchten, führte nur zu ihrem Verderben. Der große Kampf versetzte sich jetzt nach Halikarnaß; denn dahin hatte sich die ganze noch streitfähige Macht unter Memnon geworfen, der, indem er Weib und Kind dem persischen Könige als Geiseln überließ, jeder Art von Mißtrauen und Eifersucht die Spitze abbrach und die Verteidigung leitete. Wir besitzen zwei Schilderungen der Belagerung, die eine aus dem griechisch-macedonischen Lager, die andere aus den persisch-griechischen Kreisen, beide glaubwürdig und, obwohl von verschiedenen Parteien stammend, doch eigentlich unparteiisch. Man erkennt aus

ihnen, daß mit der Gewalt des Angriffs, der hier mit den in Griechenland ausgebildeten Sturmböcken und Minen durch die tapfersten und geübtesten Truppen ausgeführt wurde, der Mut und die Geschicklichkeit der Abwehr wetteiferte, die besonders in den auf den Mauern aufgerichteten Wurfmaschinen beruhte. Die Verteidiger versuchten mancherlei Ausfälle, bei denen es ihnen gelang, die hölzernen Belagerungswerkzeuge ihrer Gegner in Brand zu stecken. In der Stadt waren auch einige Athener von der Partei, welche jede Abkunft mit Alexander verwarf; einer derselben, Ephialtes, der mit gewaltiger Körperkraft große Entschlossenheit verband, erwarb sich viel Ansehen in der Stadt. Alexander hatte auf Waffenstillstand angetragen, um seine vor den Mauern gefallenen Leute bestatten zu können. Memnon gewährte dies in Widerspruch mit Ephialtes, der nichts davon hören wollte. Aber wenn Ephialtes nun den Rat gab, durch einen neuen, großen, mit aller Kraft unternommenen Ausfall die Sache zur Entscheidung zu bringen, so nahm Memnon das an. Es gelang dabei wirklich, die besten Belagerungswerkzeuge zu verbrennen, und in dem Kampfe, der sich darauf entspann, trat ein Augenblick ein, in dem die Belagerten den Sieg zu erringen hoffen konnten. Als aber Alexander mit seinen besten Truppen in das Scharmützel eingriff, wurden sie doch geschlagen. Ephialtes selbst kam dabei um; die Macedonier würden mit den Flüchtigen in die Thore gedrungen sein, hätte Alexander nicht selbst den Rückzug befohlen. Der Vorteil, den er errungen hatte, war ohnehin entscheidend. Die Belagerten hatten so große Verluste erlitten, daß sie unter Memnons Teilnahme selbst den Beschluß faßten, die Stadt aufzugeben. Sie schafften den größten Teil der Einwohner auf eine benachbarte Insel und besetzten nur die Akropolis von Halikarnaß mit einer streitfähigen Truppenschar. Alexander gelangte in den Besitz der Stadt, die er zerstörte. Mit der Belagerung der Burg aber dachte er sich nicht aufzuhalten. Er war nun Meister der Küsten geworden und hatte die griechischen Städte von den Persern wirklich befreit. Er sprach sie von den bisherigen Tributen frei und erlaubte ihnen, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Er hatte nichts dagegen, daß die Oligarchie allenthalben abgeschafft und die Demokratie hergestellt wurde.

In Ephesus ward der Ertrag des bisherigen Tributs dem vornehmsten, wenigstens jetzt unbedingt hellenischen Heiligtum der Artemis gewidmet. Den Gedanken, der Vertreter der griechischen Nationalität zu sein, hielt Alexander mit prunkvoller Absichtlichkeit fest, wie er denn aus der Beute vom Granikus dreihundert persische Rüstungen als Weihgeschenk für die Pallas nach Athen geschickt hat mit der Inschrift: „Alexander und die Griechen, ausgenommen die Lacedämonier, von den asiatischen Barbaren.“

Aber auch als Befreier der eingeborenen Bevölkerung wollte er erscheinen. Den Lydiern vergönnte er, nach ihren alten Gesetzen zu leben. Sardes wurde jetzt zum drittenmal eingenommen. Zum Zeichen, zu welchem System es fortan gehören solle, gründete Alexander an der Stelle, wo die alte Königsburg ge-

standen, einen Tempel des olympischen Zeus. Der karischen Fürstin Ada, die sich unter seine Protektion stellte und ihn als Sohn annahm, ließ er eine Schar von Macedoniern zurück, um sie zu schützen. Der lycische Städtebund huldigte ihm. Von den Einwohnern von Phaselis wurde er, als er in ihre Nähe kam, mit einem goldenen Kranz begrüßt; er eroberte ihnen dafür einen festen Platz, den die räuberischen Pisidier in ihren Grenzen errichtet hatten. Diesen, die von den Persern niemals unterworfen worden waren, entriß er ihre festen Pässe; mitten durch ihr Land nahm er seinen Weg nach dem festen Gordium, wo er mit Parmenio, der indessen Phrygien durchzogen hatte, zusammentraf. Eigentlichen Widerstand hatte weder der eine noch der andere in dem inneren Kleinasien gefunden. Gordium war für sie wichtig, weil sich von da eine Verbindung mit dem Hellespont und mit Macedonien selbst darbot.

Indessen aber war Memnon, in aller Form von dem persischen Hofe mit dem Oberbefehl betraut und mit den erforderlichen Geldmitteln ausgerüstet, zur Ausführung seines ursprünglichen Gedankens, dem macedonischen Könige Widerstand in seinem Rücken in Hellas selbst zu erwecken, geschritten. Er brachte eine Flotte von dreihundert Segeln in See, die er mit Mietstruppen bemannte, so daß er bei der ersten Annäherung Chios eroberte, hierauf auch Lesbos, selbst Mitylene mit großer Anstrengung, worauf die cykladischen Inseln ihn durch ihre Gesandten begrüßten. Bei den Verträgen, die man schloß, ist des Antalcidischen Friedens nochmals gedacht worden. Man meinte, die Flotte werde in kurzem in Euböa sein, so daß sich bereits allenthalben die persischen Gesinnungen wieder regten, namentlich auch in Lacedämon. Man erwartete noch einen neuen und allgemeinen Umschlag. Damit stand es in Zusammenhang, wenn nun auch der Perserkönig mit aller Macht sich rüstete, um dem Feinde, der gewaltiger herandrang, als je ein anderer, zu begegnen. Der König war selbst ganz von der Gesinnung durchdrungen, welche seine nächsten Verwandten und Freunde bei der Ankunft Alexanders kundgegeben hatten; er wollte, wie er sagte, die räuberische Schar — so bezeichnete er Alexander und seine Truppen — nicht länger in den Grenzen seines Reiches dulden; er wollte Phönizien, auf dem seine Seemacht beruhte — denn hauptsächlich aus Phöniziern wurde sie gebildet —, nicht in die Gewalt des Feindes geraten lassen. Seine Feldherren waren am Granikus geschlagen worden; er stellte einen großen Teil der Macht seines Reiches auf, von der er nicht zweifelte, sie würde die schon viel weiter vorgedrungenen Feinde bezwingen und vernichten. Daß es ihm gelingen werde, davon war man auch in Griechenland überzeugt; man sagte in Athen: Darius werde die Macedonier zertreten. Darius meinte, Alexander zu jagen, gleichwie man ein Wild jagt. Und wirklich gelang es ihm, die Pässe am Amanus, durch welche Alexander soeben gezogen, in dessen Rücken einzunehmen, um sie nun seinerseits zu besetzen. Aber damit rief er in den Macedoniern, die sich jetzt gefährdet sahen, den gewohnten Schlachteifer in ver-

doppelter Stärke hervor. Alexander zögerte keinen Augenblick, Kehrt zu machen und den persischen König ebenda anzugreifen, wo dieser ihn einzuschließen gedachte. Am Flusse Pinarus, der von den nahen Bergen nach der See herabströmte, trafen die Heere zusammen. Es bildete für die Macedonier kein Hindernis, daß Darius hinter dem Flusse eine feste Position genommen hatte, welche durch zwei abgesonderte Truppenteile, von denen der eine die nahen Höhen einnahm, der andere die Küsten des Meeres besetzt hielt, unterstützt wurde. An drei Stellen kam es zum Gefecht. Entscheidend wurde, daß der Fluß den König von Persien nicht deckte; die Reiterei der Macedonier nicht allein, sondern auch ihr Fußvolk passierte den Pinarus, wie dort den Granikus. Der vornehmste Moment der Schlacht lag in dem Zusammentreffen der macedonischen Phalanx, die den Fluß durchschritt, und der griechischen Mietsvölker, die sich ihr hiebei entgegenstellten. Zwischen beiden entspann sich ein mörderischer Kampf, in welchem die Macedonier bereits in Nachteil gerieten, als Alexander herbeieilte und durch eine rasche Schwenkung seiner Infanterie gegen die Mietsvölker den Sieg entschied. Es war also nicht so sehr ein Kampf zwischen den Nationalpersern und Nationalmacedoniern, als zwischen der griechisch geschulten macedonischen Kriegsmacht und den Hülfsvölkern, welche den Persern aus Griechenland zugezogen waren. Insofern wiederholten sich bei Issus die früheren Ereignisse nochmals. Die bisherigen Siege wurden dadurch bestätigt und vollendet. Was aber der Schlacht eine über das Vorangegangene hinausreichende Bedeutung gab, war die Anwesenheit des Großkönigs, der jetzt selbst eine Niederlage erlitten hatte.

Der persönlich tapfere Darius sah sich genötigt, sein Heil in der Flucht zu suchen; zuerst blieb er in seinem Wagen, soweit es möglich war; aber in dem Engpaß, durch welchen der Weg führte, bestieg er ein Pferd und ritt davon. Was den Macedoniern hatte verderblich werden sollen, die beschränkte gebirgige Lokalität, wurde es nun in doppeltem Maße für die Perser: sie erlitten einen ungeheuren Verlust. Welchen Eindruck mußte es auf Alexander machen, als er mit dem Wagen den Schild, Bogen und Mantel des Darius, die derselbe in der Eile zurückgelassen hatte, erbeutete! Er hatte nicht allein Vorderasien erobert, sondern über den Großkönig selbst einen entscheidenden Sieg davongetragen. Seine ganze Stellung wurde eine andere. In dem Lager fielen die Mutter, Gemahlin und die Kinder des Darius, die demselben in einen Kampf, von dem sie nicht anders als einen glorreichen Ausgang erwartet hatten, gefolgt waren, in seine Gewalt. Er begegnete ihnen mit der Rücksicht, die er immer dem Königtum, das er ja selbst bekleidete, bewiesen hat, mit Schonung und Großmut.

Wie die Schlacht am Granikus Vorderasien, so eröffnete die Schlacht bei Issus dem siegenden Alexander den Weg nach dem inneren Persien. Ein großer Strateg unseres Jahrhunderts hat Alexander gerühmt, daß er es vorzog, vor allen Dingen Phönizien und Ägypten zu unterwerfen und sich dadurch eine Basis für weitere Operationen zu verschaffen. Ob das eine

persönliche, auf strategischer Berechnung beruhende Entschließung gewesen ist, lassen wir dahingestellt; es war auch ohnedies durch die Lage der Dinge und die vornehmsten Intentionen des Unternehmens geboten. Noch immer beherrschte die feindliche Flotte das Meer, sie machte soeben einen Versuch auf Griechenland selbst; dem vor allem mußte Einhalt gethan werden. Aber die macedonisch-griechische Seemacht war bei weitem zu schwach dazu. Schon bei der Besitznahme der kleinasiatischen Küsten hatte sich herausgestellt, welche kaum zu überwindende Schwierigkeit in diesem Verhältnisse lag. Man hat mancherlei Erzählungen davon, wie darüber Rat gepflogen worden, bis Alexander durch ein ihm bei Lade zu Teil gewordenes Vorzeichen zu einer allgemeinen Entscheidung bewogen worden sei. Diese bestand darin, daß er die Herrschaft zur See durch die Besitznahme des Landes und der Seeplätze an sich zu bringen den Gedanken faßte; in der Landmacht bestand seine Stärke. Was das bedeutete, und wie es ins Werk gesetzt werden könne, das sollte sich nunmehr erst zeigen. Die persische Seemacht war eben die phönizische, und der nächste Erfolg der Schlacht von Issus lag darin, daß Phönizien von der Landseite her angegriffen werden konnte. Alles kam nochmals auf Tyrus an, wo man sich in fortdauerndem Zusammenhang mit Karthago erhielt, so daß durch diese beiden Marinen, auf deren Seite jetzt auch ein Teil der griechischen war, die macedonische in ein beschränktes Gebiet zurückgedrängt wurde. Ein wichtiges Ereignis war es nun, daß dem Könige infolge seiner Übermacht der größte Teil der phönizischen Städte in die Hände fiel. Aber Tyrus, die mächtigste von allen, mußte er mit Gewalt bezwingen. Der Eintritt in die Inselstadt wurde ihm versagt. Der Versuch Alexanders, durch einen in der Meerenge aufgeschütteten Damm Insel-Tyrus zu erreichen, wurde durch die Geschicklichkeit der tyrischen Dreiruderer und herbeigeführte Brander unausführbar. Alexander konnte die Phönizier nur durch Phönizier und deren Bundesgenossen bezwingen. Auch dazu bahnte ihm der erfochtene Sieg den Weg.

Die Cyprier, durch denselben erschreckt und für sich selbst besorgt, gingen zu ihm über, die Fürsten der von ihm eingenommenen phönizischen Städte verließen die persische Flotte und stellten ihm ihre Fahrzeuge zur Verfügung. Nach einiger Zeit konnte er vor Tyrus selbst mit einer überlegenen Marine erscheinen, so daß er die Inselstadt nun auch von der See her mit unaufhörlichen Angriffen bedrängte. Es wäre wohl der Mühe wert, vom Standpunkte kriegsmännischer Wissenschaft die Veranstaltungen, die zum Angriff, und die Vorkehrungen, die zur Abwehr gemacht wurden, nach den beiden Autoren, von denen der eine, Arrian, die ersten, der andere, Diodor, die zweiten beschreibt, näher zu erörtern. Wir suchen nur zu einer historischen Gesamtanschauung zu gelangen. Die Tyrier wehrten sich mit Heldenmut und Verstand; aber sie legten dabei auch eine volkstümliche und superstitiöse Grausamkeit an den Tag, wie eine solche auch in früheren Jahrhunderten bei anderen Semiten erschienen ist. Sie haben die Macedonier, die ihnen in

die Hände fielen, auf den Mauern dem Moloch zum Opfer geschlachtet und die Leichen in das Meer geworfen. Eben hierdurch wurden die Macedonier zu wütender Rachbegier entflammt. Alexander trat zugleich als oberster Anführer sowohl bei der Flotte, wie bei den Belagerungsmannschaften auf. Er ist selbst auf der Sturmbrücke erschienen, die von den Umwallungen auf die Mauern von Tyrus gelegt wurde. Überall war er gegenwärtig und mit einsichtsvollem Gebot wirksam.

Endlich ward Tyrus von der Seeseite her erstürmt; wir werden versichert, Alexander habe von den Gefangenen die jungen waffenfähigen Leute, an Zahl zweitausend, aufhängen, man hat verstanden, ans Kreuz schlagen lassen. Arrian schweigt von dieser gräßlichen Exekution. Und gewiß hat er in den Berichten, die ihm vorlagen, nichts davon gefunden; aber er erzählt, 30 000 Gefangene seien in die Sklaverei verkauft worden; den Obrigkeiten samt dem Könige, sowie den aus Karthago eingetroffenen Gesandten, die sich in das Heiligtum des Herakles geflüchtet hatten, ließ der König Gnade angedeihen. Die Tyrier hatten ihm den Eintritt in das Heiligtum versagt; jetzt brachte er dem Herakles, der nun nicht mehr bloß als der tyrische, sondern als der griechische angesehen wurde, ein feierliches Opfer. Die Macht zu Lande und zur See erschien in ihrem vollen Glanze, um dem Gotte ein Fest zu feiern, das mit gymnastischen Spielen, nicht ohne Fackeln, begangen wurde. Alexander hatte mit der Stadt auch die Seemacht derselben, gleichsam ihren Gott überwunden.

Der Werkzeuge, die er vor Tyrus gebraucht hatte, bediente er sich auch, um das hoch berühmte alte Gaza zu belagern. Es wurde zuletzt mit stürmender Hand erobert. Die Einwohner wehrten sich, jeder an der Stelle, die er eingenommen, bis aufs äußerste; so kamen sie um; ihre Weiber und Kinder wurden zu Sklaven gemacht, der Ort aber aus den benachbarten Stämmen wieder bevölkert; Alexander wollte sich desselben zu einem Waffenplatze bedienen. Schon traf er dort mit den Arabern zusammen.

Von diesen Stürmen, welche die alten Freunde und Feinde der Hebräer betrafen, konnte nun auch das wiederhergestellte Jerusalem nicht unberührt bleiben. Wir haben darüber nur eine spätere, allerdings levitisch gefärbte und mit fabelhaften Zügen versetzte Erzählung, die jedoch für die Situation bezeichnend ist und deshalb Berücksichtigung verdient. Jerusalem lag soeben mit dem persischen Satrapen von Samaria in lebhaftem Hader, indem der letztere, die von den Ansiedlern angestrebte unvermischte Reinheit des Stammes nicht achtend, ein neues Heiligtum auf Garizim errichten wollte. Dem System Alexanders, denen, die sich unterwerfen, Gnade angedeihen zu lassen, entspricht es nun ganz, wenn er Jerusalem verschonte und den Juden vergönnte, wie den Griechen in Jonien, nach ihren althergebrachten Gesetzen zu leben. Genug, Alexander war auch von Palästina anerkannter Gebieter, als er nun nach Ägypten aufbrach.

Früher hatte noch jede, aus diesen Regionen in das Nilland vordringende

Macht eine neue Unterdrückung mit sich gebracht; Alexander kam, um es zu befreien. Mit einem Teil der persisch-griechischen Truppen, der bei Issus entkommen war, hatte sich Amyntas, ein abgefallener Macedonier, nachdem er noch vor den letzten Ereignissen aus Cypern und Phönizien gewichen war, nach der ägyptischen Küste begeben und sich dort als der Nachfolger des bei Issus gefallenen Satrapen geltend zu machen versucht; er fand aber bei den Eingeborenen einen Widerstand, dem er nach einem kurzen Kampf mit allen seinen Leuten erlag. Wir kennen die Regungen der Unabhängigkeit des alten Ägypterlandes, die im Laufe der Zeit das Regiment der Perser mehr als einmal erschütterten; es war zuletzt nur durch griechische Mietstruppen in persischem Sold zur Unterwerfung gezwungen worden. Daß nun ein König, dem beide, Perser und Mietsvölker, unterlegen waren, in Ägypten eindrang, konnte den einheimischen Machthabern nicht anders als erwünscht sein. Alles unterwarf sich ihm, als er von Pelusium her nach Memphis vordrang. Weit entfernt, die Religion der Ägypter zu verletzen, belebte er ihren Götzendienst mit einem Anhauch von griechischem Wesen; er beging die Feste mit gymnastischen Übungen und Spielen im Dienste der Musen. In der Ausübung der höchsten Gewalt im Lande begriffen, kehrte er an die Küste zurück, wo der Befehlshaber seiner Flotte im Ägäischen Meere, Hegelochus, bei ihm anlangte, der ihm meldete, daß Tenedos und Chios, die Memnon abwendig gemacht hatte, nach dessen Tode, der vor Mitylene erfolgte, wieder eingenommen worden seien unter der Mitwirkung der dortigen Bevölkerung, ebenso Lesbos durch Vertrag, endlich auch Kos auf eine Einladung der Einwohner. Einige der vertriebenen Gewaltherrscher brachte Hegelochus mit sich, von denen Alexander den vornehmsten nach Elephantine schickte.

In dem Augenblicke, daß Alexander Herr von Ägypten war, konnte er sich auch als Meister des Ägäischen Meeres, des östlichen Beckens des Mittelmeeres überhaupt, betrachten. Dem glücklichen Zusammentreffen dieser Ereignisse gab nun der König gleichsam einen Ausdruck durch die Errichtung einer neuen Stadt, deren Umfang er selbst abgesteckt haben soll, eben an der geeignetsten Stelle, auf ursprünglich libyschem Boden. Ein Baumeister, der vor kurzem den Tempel der Diana in Ephesus wiederhergestellt hatte, des Namens Dinokrates, ein Mann von umfassenden Ideen und technischer Fertigkeit, stand ihm hiebei zur Seite. Nach dem Piräeus von Athen die erste, absichtlich für den Weltverkehr eingerichtete Hafenstadt; sie hatte rechtwinklig sich schneidende Straßen, von denen die vornehmsten doppelt so breit waren als die kleineren. Alexander gab ihr seinen Namen. Sie war so recht zum Mittelpunkt seiner bisherigen Eroberungen geeignet; sie schloß gleichsam die Vollendung alles dessen ein, was bisher in den Kämpfen zwischen Ägypten, Phönizien, Kleinasien, Griechenland angestrebt worden war. An die Stelle der Abhängigkeit von den mächtigen asiatischen Potenzen trat nun der vereinigte macedonisch-griechische Einfluß. Und fast hätte man der Meinung sein können, es sei nun genug geschehen. Man hat gemeint,

Alexander hätte sich darauf beschränken sollen, die eroberten Gebiete zu Einem großen Reiche zu konsolidieren.

Wäre das nur möglich gewesen, könnten sich nur Ehrgeiz und Thatkraft bestimmte Grenzen ziehen. Aber überdies: die Verbindung zwischen Persien und diesen Landschaften hatte schon beinahe zwei Jahrhunderte bestanden und allen Gegenbestrebungen zum Trotz auch ihrerseits Wurzeln geschlagen; und das persische Reich, wenngleich in diesem Augenblick überwunden, war doch bei weitem nicht niedergeworfen; der König, der sich als Herrn der Welt betrachtete, hätte diesen seinen Anspruch verleugnen müssen, wenn er so reiche und ausgedehnte Landschaften hätte aufgeben wollen.

Eine Beziehung auf diese Frage hatte der Besuch, den Alexander dem Heiligtum des Amon-Ra auf der Oase Siwah machte. Die Oase war eine uralte Station für den Handelsverkehr durch die Wüste; da war das Heiligtum gegründet worden, dessen Orakelsprüche für untrüglich galten; es erfreute sich des Vorzuges, nie in die Hände der Perser geraten zu sein, was ihm eine größere Unabhängigkeit gewährte, als sie damals das branchidische und selbst das delphische Orakel besaß. Schon Cimon hatte sich bei dem letzten ernstlichen Unternehmen, mit dem er umging, an den Gott Ammon gewendet, der ihm aber nur eine Antwort gab, welche auf seinen baldigen Tod deutete. Ein großer Teil der Unternehmungen, welche Cimon im Sinne hatte, war nun durch Alexander vollbracht, als er sich selbst zum Orakel begab. Die Sage läßt ihn die Schwierigkeiten, die er dabei fand, nur unter Führung vorausfliegender Raben oder erscheinender Drachen vollenden, wie sie denn hier besonders reich ausgestattet ist. Nach der einfachsten und zugleich in sich bedeutendsten Tradition, welche bei Diodor vorliegt, begrüßte ihn der Oberpriester, der zugleich eine fürstliche Autorität besaß, bei seiner Ankunft im Namen des Gottes als dessen Sohn. Alexander nannte ihn Vater; er sagte, er werde sich für immer als Sohn des Ammon betrachten, wenn dieser ihm die Herrschaft der Welt gewähre. Die Priester begaben sich in das Heiligtum, wo der Gott nach dem gebräuchlichen Ritus um seine Entscheidung angegangen wurde, und der Oberpriester kam mit der Antwort zurück, daß der Gott ihm seine Forderung gewähre und ihn dieser Gewährung fest versichere. Was das im damaligen Augenblick zu bedeuten hatte, ist unzweifelhaft; denn der Großkönig der Perser, welchen Alexander bekämpfte, pflegte sich in seinen Ausschreiben als Herrn aller Menschen auf Erden vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne zu bezeichnen. Diesem Anspruch, der auf der Lehre Auramazdas beruhte, setzte sich nun die Verheißung des ägyptischen Amon-Ra entgegen. Die Sohnschaft, die der Gott dem Könige antrug, hatte schon dadurch hohen Wert, daß Alexander als Nachfolger der Pharaonen betrachtet wurde, die immer in einem ähnlichen Verhältnis zur Gottheit gedacht worden waren. Allein zu noch höherer Bedeutung gelangte sie dadurch, daß der Übergang der allgemeinen Herrschaft auf Alexander demselben verheißen wurde; die Erzählung faßt das wie eine Art von Vertrag zwischen ihm und der

Gottheit auf. Die Priester sagten ihm: der Beweis dafür, daß er der Sohn des Ammon sei, werde in der Größe dessen liegen, was er erreiche und durchführe; er solle für alle Zeit unbesiegbar sein und bleiben. In dem Orakelspruch lag, man könnte sagen, eine Allianz der griechischen Götter, welche die Zerstörung ihrer Heiligtümer an den Persern rächen wollten, und des ägyptischen Amon-Ra, der jetzt wieder in seiner alten Unabhängigkeit und Machtfülle erschien.

Vom persischen Hofe hatte Alexander annähernde Eröffnungen erhalten; er soll geantwortet haben, am Himmel könne es unmöglich zwei Sonnen geben; zwei herrschende Autoritäten in diesem Völkerkreise würden sich unaufhörlich bekämpft haben.

Also mußte es nochmals zum Kampfe kommen. Alexander wendete sich nun, wie einst Necho, gegen den Euphrat, der ihm noch mehr zu schaffen machte, als der Widerstand der Perser. Aber nicht etwa gegen Babylon rückte er an, welches ihm, solange die persische Macht nicht vollständig gebrochen war, den hartnäckigsten Widerstand geleistet hätte, sondern gegen diese selbst. Er überschritt ohne Kämpfe auch den Tigris, jenseit dessen Darius in einer Landschaft, die immer für die Verbindung des östlichen mit dem westlichen Asien von eminenter Wichtigkeit gewesen ist, wo die großen Heerstraßen einander begegnen, unfern von Ninive bei dem Flecken Gaugamela sein Lager aufgeschlagen hatte. Es ist dieselbe Region, in welcher einst das assyrische Reich entsprungen und zuletzt auch von den Medern überwunden worden ist. Mit dem medo-persischen Reiche traf nun hier die macedonisch-griechische Macht zusammen. Es giebt kein Zusammentreffen der Weltkräfte von einer gleich charakteristischen Eigenart und größerer Bedeutung für die Geschicke der Welt. In dem Lager des Darius waren die Kontingente der verschiedenen Völkerschaften von Osten und Westen vereinigt. Wir finden Kappadocier und Armenier, Cölesyrier und Babylonier mit den verpflanzten Karern, die Reiterstämme der Hyrkaner, Parther und Tapurer, die Meder mit den Kadusiern und Arachosiern, Baktrer und Sogdianer mit Bogenschützen zu Pferde, die Anwohner des Persischen Meerbusens. Eine Abteilung von Indern war den Baktrern zugeteilt, die von Bessus angeführt wurden. Wir erfahren, daß Darius die Waffen verbessert, die Sichelwagen neu in stand gesetzt und Sorge dafür getragen hatte, daß keine Mißverständnisse unter den verschiedene Sprachen redenden Völkerschaften ausbrächen. Bei alledem war es doch eben nur ein Heer derselben Art, wie es schon Xerxes nach Griechenland geführt hatte, und wiewohl an Zahl den Griechen von Chäronea unendlich überlegen, doch noch mehr, als diese, ein Konglomerat von Stämmen, keine Armee, wie sie sich Alexander gebildet hatte. Von Sieg zu Siege schreitend, war diese immer mehr zusammengewachsen. Dadurch allein konnte es geschehen, daß der linke Flügel der Macedonier, von den gegenüberstehenden

Reitern in eine große Bedrängnis gesetzt, doch durch einen Angriff Alexanders auf eben diese gerettet wurde. Die Sichelwagen prallten an der Phalanx, die in der rechten Zeit eine feste Stellung nahm, zurück. Der entscheidende Kampf aber fiel auf dem rechten Flügel vor, den Alexander persönlich befehligte und mit dem er sich allen Berichten zufolge gegen Darius selbst wendete. Man erzählt, in dem Momente dieses Angriffs sei der Wagenlenker des Darius getötet worden; das Volk, in der Meinung, daß dem Könige selbst ein Unglück widerfahren sei, habe den Mut verloren, sich zur Flucht gewandt und auch den König in diese mit fortgerissen. Die persönliche Teilnahme des Großkönigs hat alles in Ordnung gehalten; die Meinung, er sei gefallen, löste alles in wilde Verwirrung auf. Diese Kampfesart verschiedener Völkerschaften unter besonderen Anführungen war der fortgeschrittenen griechisch-macedonischen Schlachtordnung gegenüber nicht mehr haltbar, so wenig wie das Reich, das sich in ihr repräsentierte.

Erst nach gewonnener Schlacht wendete sich Alexander nach Babylon, wo er noch immer Widerstand erwarten mußte, denn die Burg war von Persern besetzt, und einer der persischen Heerführer hatte sich von dem Schlachtfeld dahin zurückgezogen. Alexander rückte in voller Schlachtordnung, zum Kampfe gerüstet, gegen Babylon vor, welches den Siegern im Felde noch immer die Eroberung schwer gemacht hatte. Aber es ging, wie nach der Schlacht bei Issus: die Perser hatten die Zuversicht zu ihrer Sache verloren und waren auch in sich selbst uneins. Der persische Heerführer und der Befehlshaber in der Burg zeigten gleichsam einen Wetteifer, um dem Sieger ihre Huldigung darzubringen. Dem schlossen sich die Eingeborenen an. In einer Art feierlicher Prozession wurde Alexander in die Stadt geleitet, wo er nun zu derselben Handlung schritt, die ihm allenthalben am meisten am Herzen lag: er stellte die lokale Religion wieder her. Die Heiligtümer, von denen man ihm sagte, Xerxes habe sie einst bei seiner Rückkunft von Griechenland zerstört, befahl er wieder aufzurichten; er that alles, was ihm die Chaldäer sagten, die jedoch hier selbst einen Vorteil verloren, der ihnen aus den Tempelgütern zugeflossen war, die jetzt wieder den Heiligtümern zurückgegeben werden mußten. Alexander opferte im Tempel des Bel zu Babel. Von unbeschreiblicher Wichtigkeit war es, daß die Metropole des Baaldienstes, von welcher einer der großen Götterdienste der Welt und zugleich eine mit demselben verbundene Kultur nach dem Westen hin ausgegangen war, mit diesem durch das Übergewicht der occidentalen Macht wieder vereinigt wurde, so gut wie Ägypten.

Doch war dieser Erfolg noch sehr unsicher, solange die großen Kapitalen, welche das beherrschende Centrum des Reiches ausmachten, noch in feindlichen Händen blieben. Zuerst ergab sich Susa an einen der Unterfeldherren ohne Widerstand; Alexander fand daselbst den Staatsschatz des Großkönigs, gegen 50000 Talente größtenteils ungeprägtes Gold und Silber. Er verwandte das Geld nach Art und Weise der Perser unter anderem auch dazu, um den Lacedämoniern, die ihm im Peloponnes noch immer widerstrebten,

daselbst Feinde zu erwecken. Dann ging er, nicht ohne einige Schwierigkeiten jedoch, die ihm die Lokalität und die Unbotmäßigkeit der von den Persern nie ganz unterworfenen Völkerstämme entgegensetzte, auf der alten Straße der Großkönige nach Persepolis. Ob es wahr ist, daß er auch von da die Einladung eines einheimischen Befehlshabers erhalten hatte? Darius war in die entlegensten Landschaften geflüchtet, und fast scheint es, als habe man seine Niederlage als ein Gottesurteil betrachtet. Aber Schonung ließ sich Alexander durch Annäherungen dieser Art nicht abgewinnen. Es entsprach ganz dem Ideenkreise, in dem er lebte, daß er in die Stadt, in welcher sich die Beute von aller Welt gesammelt, in deren Nähe ihm Gefangene griechischer Herkunft in erbarmungswürdiger Gestalt entgegentraten, nun auch wieder nicht ohne Gewaltthaten, Ermordung der Einwohner, Plünderung der Häuser einzog. Und leugnen möchte ich nicht, daß er in diesem Sinne auch die Burg, die er anfangs zu schonen gedachte, im Rausche eines dionysischen Festes angezündet habe; denn er wollte nun einmal die griechischen Götter an den Persern rächen. Die Prachtgemächer von Cedernholz, in denen die persischen Könige nahe ihren Grabstätten sich aufzuhalten pflegten, gingen in lodernde Flammen auf. Man hat gleichsam eine Vollendung des Schicksals darin zu sehen geglaubt, daß Thais von Athen — denn zu dem Dionysosfeste waren Sängerinnen und Tänzerinnen herbeibeschieden worden — dem Könige zur Seite die Fackel vorantrug. Was die Perser an der Akropolis von Athen gethan, sollte an ihrer Königsburg gerächt werden.

An dies Ereignis, welches den Zug Alexanders gleichsam vollendete, knüpfte sich nun aber auch die größte Schwierigkeit, die ihm in seinem Leben überhaupt entgegengetreten ist. Altäre der Götter waren hier nicht umzustürzen, noch auch umgestürzte wiederherzustellen. Es gab kein Volk, welchem verlorene Heiligtümer hätten zurückgegeben werden können. Vielmehr geriet Alexander mit einer uralten, durch Jahrhunderte vererbten einheimischen Religion in Kontakt. Diese Religion fand eben in den Monumenten von Persepolis ihren Ausdruck; sie konnte aber dadurch nicht vernichtet werden, daß man dieselben zerstörte. Sie hatte eine politische Seite, die in der Natur des Reiches selbst begründet war. Mit dieser Religion nun mußte sich Alexander in ein haltbares Verhältnis stellen. Indem er den Großkönig besiegt und verjagt hatte, wurde er von denen, die sich ihm unterwarfen, nun selbst als Nachfolger in diesem Königtum anerkannt. Die anbetende Verehrung, welche den die göttliche Autorität darstellenden Königen dargebracht worden, wurde nun auf den Überwinder derselben, Alexander selbst, übertragen. In den Ideen, auf denen diese Verehrung beruhte, lag ein Moment, welches die Völker zusammenhielt und die höchste Gewalt befestigte. Sollte nun Alexander diese Verehrung zurückweisen? Er würde damit die höchste Gewalt, die ihm zugefallen war, geschwächt, die Ausdehnung derselben über die noch unbezwungenen Regionen unmöglich gemacht haben. Wenn er sie aber, wie er es that, anerkannte, so kam er damit in Widerspruch mit seinem eigenen bisherigen Verfahren.

Nachdem er alles das vernichtet hatte, was infolge der persischen Herrschaft in Religion und Staat festgesetzt war, trat die Versuchung und vielleicht die politische Notwendigkeit an ihn heran, sich eben diesen Begriffen hinzugeben.

Konnte er aber, so muß man fragen, zugleich den orientalischen Despotismus adoptieren und ein König des Occidents bleiben, konnte er zugleich Perser und Grieche sein?

In seiner unmittelbarsten Umgebung stießen diese Differenzen aufeinander. Ihm gefiel es, in der Tiara und der Tracht der persischen Könige zu erscheinen; aber seinen Macedoniern war es nicht genehm, die Perser nachzuahmen, ebensowenig den Griechen, die ihn begleiteten.

Die macedonischen Könige, obwohl von einer Herkunft, die sie auf die Heroen zurückführten, hatten nie eigenmächtig, sondern nach macedonischem Gesetz und Herkommen regiert. Das Heer, das sich um König Philipp gesammelt hatte, besaß doch eine gewisse innere Independenz, die sich von dem Gewerbe der Waffen herschrieb. So waren die Griechen dem jungen Alexander gefolgt; sie hatten so große Verdienste um ihn, wie er um sie. Vielfach hat man sich damals eines euripideischen Verses erinnert, in welchem darüber geklagt wird, daß der Ruhm einer gelungenen Unternehmung den Führern zufalle, nicht den Truppen, die sie vollbracht haben. Das gerade Gegenteil von dem Anspruch, der hiemit ausgedrückt wurde, lag nun darin, daß jetzt die Diener des Königs ihm mit eben solchen Huldigungen nahten, wie sie die Griechen nur den Göttern darzubringen pflegten. War das nun doch nicht eben die Autorität, mit der man in einem jahrhundertelangen Kriege gerungen hatte? Bekam diese nicht, nachdem sie besiegt worden, doch wieder dadurch die Oberhand, daß sie dem Fürsten, der den Sieg davongetragen hatte, zu teil wurde? Der innere Zwiespalt kam bald zum offenen Ausdruck. Bei einem Gelage wurde der König, der aus einer goldenen Schale trank und die anwesenden höchsten Würdenträger an dem festlichen Genuß teilnehmen ließ, von den Persern mit ihrer Kniebeugung wie die persischen Könige verehrt, was Alexander mit einem Kuß erwiderte. Ein anwesender Grieche forderte den Kuß, ohne die Ceremonie zu vollziehen. Alexander verweigerte denselben. „Ich bin um einen Kuß ärmer", sagte der zurücktretende Grieche spöttisch und verstimmt. Aus diesem Gegensatze sind alle die Scenen entsprungen, die das Leben Alexanders umdüstert haben; denn eben in seinen besten Freunden regte sich der Widerspruch gegen diese Unterthänigkeit im Sinne des Orients. Man hat nie genau erfahren, was es mit der Verschwörung auf sich hatte, in welche Philotas, der Sohn des Vertrauten Parmenio, und dieser selbst verflochten gewesen sein sollen; aber daß sie stattgefunden, darf man doch nicht leugnen. Von den Macedoniern selbst, die zu einer Art von Kriegsgericht versammelt waren, wurde die Schuld anerkannt und dann unnachsichtig bestraft. Unter den jungen Leuten, die, wie bei Philipp, so auch bei Alexander den persönlichen Dienst vollzogen, ist einmal die Absicht gefaßt

worden, sich des Königs mit Gewalt zu entledigen, wozu ihnen die nächtliche Wache, die sie bei demselben hielten, gute Gelegenheit gab. Aber ein Weib aus Syrien, die sich dem Lager beigesellt, anfangs zurückgewiesen, aber dann doch infolge des dämonischen Impulses, der sie beherrschte, in das Vertrauen aufgenommen worden war, rettete sein Leben, indem sie in ihrer ungestümen Weise ihn aufforderte, in der von den Verschwörern bestimmten Zeit Schmaus und Zechen fortzusetzen, so daß er von dem Nachtlager wegblieb, wo er umgebracht werden sollte.

In die Reihe dieser Mißverständnisse gehört der Vorfall, der zum Tode des Klitus führte. Seine Schwester war die Amme des Königs gewesen, Klitus hatte ihn mit eigener Gefahr am Granikus vom Tode gerettet; aber dem Könige war es unerträglich, daß er auf diesen Dienst pochte und ihn eben auch einst bei einem Gastmahl mit gehässigen Worten, welche diese auch gewesen sein mögen, beleidigte. Zornentbrannt sprang Alexander auf. Klitus entwich, kam aber bald darauf, glühend von Wein und Aufregung, zurück, dem Könige gerade entgegen. Da hat ihn der König in trunkener Wut mit eigener Hand erstochen. Kaum aber war das geschehen, so wurde er von der bittersten Reue ergriffen; er ließ sich mehrere Tage nicht blicken; man hörte ihn seufzen und sich selbst anklagen; allein das Entsetzliche war doch geschehen. Wozu kann es führen, das Betragen des Klitus oder gar das des Königs entschuldigen zu wollen? Der Vorfall ist ein Symptom des Zusammenstoßes der griechischen und persischen Ideen überhaupt. Das Gefühl der Prärogative des Königtums nach persischen Begriffen, welchem Alexander Raum gab, steigerte sich in ihm durch die Unterwürfigkeit, die man ihm bewies. Er begann seine Kampfgenossen schlechthin als Unterthanen zu betrachten; diese fühlten sich als seinesgleichen. Der Umschlag aller Vorstellungen zeigt sich darin, daß Alexander nun nicht allein als Nachfolger des Großkönigs, sondern als dessen Rächer auftrat; Darius war indessen auf seiner Flucht in Baktra von dem Satrapen der Provinz, Bessus, ermordet worden. Alexander suchte Bessus in Baktra auf, überwand ihn und brachte ihn in seine Gewalt. Die Entschuldigung des Bessus war, er habe den Titel „König" nur deshalb angenommen, damit kein anderer in anderer Absicht ihm zuvorkäme; sein Sinn sei gewesen, das Volk zur Unterwerfung unter Alexander zu führen. Auf Alexander aber machte das keinen Eindruck. Er überließ ihn den Medern und Persern zur Bestrafung. Denn durch die Entscheidung der Schlachten und die Besitznahme von Persepolis glaubte er gleichsam der legitime Herr des persischen Reiches geworden zu sein und den an dem Großkönige verübten Frevel rächen zu sollen, obgleich derselbe sein Feind gewesen war. In diesen persischen Anschauungen lebte er fortan; seinen griechischen Heerführern hat er einmal gesagt, er wolle sich von ihnen nicht behandeln lassen, wie Darius von Bessus. Man erkennt hier eine Frage der Jahrhunderte, die nämlich, wie die Verehrung, die ein jeder für den angestammten Fürsten haben muß, mit der individuellen Freiheit zu vereinigen

ist. Sie erscheint in dem Augenblick, in welchem ein bisher beschränkter Fürst zu der Majestät des ersten Thrones der Welt aufsteigt und seine Heerführer ihm gegenüber doch die alte Stellung, die noch eine gewisse Unabhängigkeit zuließ, zu behaupten suchen.

Dieser Konflikt kam nun zur Erscheinung; Alexander war jedoch nicht geboren, ihn auszutragen. Das Ereignis entwickelte noch einen anderen großartigen und für die Menschheit bedeutenden Inhalt in der Richtung, welche die macedonischen Waffen fernerhin nahmen.

Was die Macedonier weiter führte, war die Notwendigkeit, die bereits gelungene Eroberung zu vollenden. In der Schlacht von Arbela hatten die Arachosier, die Völker von Sogdiana und die Inder mitgefochten. Alexander wandte nun seine Waffen zunächst nach Norden. Fast noch mehr durch die geographischen Schwierigkeiten, als den Widerstand der Menschen aufgehalten, erreichte er die fernsten Regionen des Perserreiches, Sogdiana und den Jaxartes. Alexander überschritt den großen Strom; aber dieselben Steppenvölker, vor welchen einst die Perser zurückgewichen waren, setzten seinem weiteren Vordringen einen Widerstand entgegen, den er zu bezwingen sich nicht versucht fühlte. Dort in Baktra ist ihm noch vorgeschlagen worden, seinen Waffen eine Richtung nach dem Westen zu geben; aber er hatte kein Ohr dafür: denn seine Gedanken waren auf Indien gerichtet. Über Indien waren den Griechen von alters her allerlei Nachrichten zugekommen, deren fabulose Natur der Phantasie umsomehr freien Spielraum ließ. In diese Regionen verlegten die Griechen einen Teil ihrer Heroensage. Dort sollte Prometheus an den Felsen angeschmiedet gewesen, die beiden Heroen, die sich durch ihre Thatkraft den Eingang in den Olymp eröffnet, Herakles und Dionysos, sollten auf ihren Zügen dahin gelangt sein. Alexander leitete selbst seine Herkunft von Herakles ab, und wir wissen, daß er auch im Orient dem Dionysos in tumultuarischen Orgien huldigte. Wenn man nicht zweifeln dürfte, daß mythologische Antriebe dieser Art auf Alexander wirkten, so wurde sein Kriegseifer doch hauptsächlich durch einen sehr realen Ehrgeiz hervorgerufen, der ihm aus der Weltstellung entsprang, die er nunmehr einnahm. Bereits ein Jahr früher war er in das Bergland des Paropamisus gedrungen, welches zu einer der Satrapien des persischen Reiches gehörte. Er hatte damals an dem indischen Kaukasus Fuß gefaßt und eine jener Städte gegründet, die als feste Stationen für seine Kriegsmacht und den Fortgang für seine Kultur dienen sollten. An dem Punkte, an welchem drei Straßen nach Baktra mündeten, errichtete er eine Burgfeste, der er seinen Namen gab und die er mit einer Besatzung versah, welche so stark war, eine unmittelbare Verbindung zwischen Indien und Baktra nicht ferner zu gestatten. Vielmehr war Alexander selbst schon in Verbindung mit Indien getreten: einmal durch einen unzweifelhaft indischen Fürsten, Sisikottus, der sich von der Partei des Bessus, nachdem dieser besiegt worden, abwandte und an Alexander anschloß, sodann aber durch die Annäherung eines anderen indi-

schen Fürsten, Mophis oder Omphis, des Taxiles Sohn, der, mit seinen Nachbarn im Kampfe, dem Könige anbot, sich von ihm bestätigen zu lassen und alsdann mit ihm alle die zu bekämpfen, die sich ihnen entgegensetzen würden. So reichten die Fäden der Politik Alexanders von Baktra unmittelbar an den Indus.

Indem er nun den Zug nach Indien unternahm, trat er nicht mehr bloß als Führer der Macedonier und Griechen auf; neben diesen hatte er Baktrianer, Sogdianer, Arachosier in seinem Heere; er erschien als ein neuer Großkönig der verschiedenen östlichen Nationalitäten.

Wie nahe das mit den Ideen des persischen Reiches zusammenhängt, erhellt auch daraus, daß der neue Satrap, den Alexander am Paropamisus einsetzte, seinem Namen nach zu urteilen, ein Perser war.

Der Erste, an dem sich die macedonische Macht erprobte, war ein Gegner des Taxiles. Zu dem nämlich hatte der Fürst von Peukelaotis, Sangäus, seine Zuflucht genommen. Ihr gemeinschaftlicher Feind, Astes, wurde von Hephästion bezwungen und erschlagen, wodurch sich dieser den Weg zum Indus eröffnete. Indessen kämpfte Alexander mit den Bergvölkern nördlich des Kophen.

Diese Völkerstämme befanden sich bereits nicht mehr in primitivem Zustande; sie hatten mit Medern und Persern um ihr Dasein gerungen, besaßen ummauerte Städte und stellten zahlreiche Mannschaften ins Feld, wozu sie Söldnerscharen aus dem inneren Indien herbeizogen. Alexander griff sie mit der vorgeschrittenen Kriegskunst der Macedonier und Griechen, die noch immer den Nerv seiner Armee ausmachten, an. Vor dem Andrang der Phalanx, die wohl, wenn sie den Feind anrücken sah, zurückwich und dann plötzlich Kehrt machte und ihn in geschlossener Schlachtordnung angriff, konnten sie nirgends das Feld behaupten. Und die Poliorcetik der Griechen war ganz anders ausgebildet, als die persische je gewesen war. Ihre Sturmböcke brachen die Mauern; dann wurden die Lücken überbrückt, die Zinnen der Mauern durch das Wurfgeschütz der Wandeltürme von ihren Verteidigern entblößt. Die eingenommenen Städte wurden dem Erdboden gleichgemacht, andere von den Einwohnern selbst in Brand gesteckt, hierauf verlassen. Die Macedonier ereilten aber meistenteils die Flüchtlinge; sie haben deren einmal vierzigtausend gefangen genommen. Doch die Überlegenheit im offenen Kampfe war nicht das einzige, wodurch Alexander den Platz behielt. In der Stadt Massaga, welche an sich guten Widerstand leistete, trat doch zuletzt das Unerwartete ein, daß die Söldnerscharen mit Alexander einen Vertrag schlossen, infolge dessen sie in seine Dienste treten sollten. Aber bald schienen sie ihr Versprechen zu bereuen, oder die Sicherheiten, die sie verlangten, wurden ihnen nicht gewährt. Genug, kaum hatten sie die Stadt verlassen, so kam es zu einem Gefecht zwischen ihnen und den Macedoniern, die hier nochmals durch ihre besseren Waffen obsiegten. Man erzählt, durch die Pfeile der thracischen Bogenschützen seien die Schilde der

Inder gespalten worden, so daß nun die macedonische Stoßwaffe ihre volle Wirkung hatte. Die Frauen mischten sich in den Kampf; die Söldner selbst verteidigten sich auf das tapferste; sie wurden sämtlich niedergemacht. Dann konnte sich die Stadt nicht weiter behaupten, sie fiel in Alexanders Hände.

Die ganze Nation wurde hierauf von Schrecken ergriffen; von allen Seiten floh man nach den Bergfesten, von denen eine, Aornos genannt, hauptsächlich durch Arrians vortrefflichen Bericht über ihre Eroberung, der von Ptolemäus Lagi herrühren wird, im Gedächtnis geblieben ist. Die Eroberung würde unmöglich gewesen sein, hätten nicht einige Eingeborene dem heranrückenden Könige Pfade verraten, die zu der befestigten Höhe führten. Die wohlüberlegten und wirksamen Angriffe auf die Befestigungen überzeugten die Eingeschlossenen bald, daß sie sich nicht behaupten würden; sie baten um freien Abzug. Alexander zog es vor, ihnen die Möglichkeit zur Flucht zu eröffnen. Als sie sich dazu anschickten, gelang es dem Könige, den obersten Gipfel der Berghöhen zu ersteigen, worauf dann die abziehenden Flüchtlinge angegriffen und niedergemetzelt wurden. Wenn Alexander die Völker und ihre Fürsten, die sich ihm zugesellten, mit Großmut behandelte. so ließ er doch gegen alle Die, welche sich ihm widersetzten, die schonungsloseste Gewaltsamkeit ausüben.

In der Besitznahme von Aornos lag auch deshalb ein unschätzbarer Vorteil, weil es das Thal des Kophen und des oberen Indus beherrschte. Der Ort wurde mit neuen Werken befestigt und dem indischen Fürsten anvertraut, der sich in Baktra angeschlossen hatte.

Schon war Hephestion dem König vorausgegangen. Auf der Schiffbrücke, welche derselbe, wahrscheinlich nordwärts von der Einmündung des Kophenstromes, geschlagen, setzte Alexander über den Indus. In diesen Gegenden hielt er seine erste Elephantenjagd. Mophis, der später selbst unter dem Namen Taxiles erscheint, nahm ihn als seinen Oberherrn auf. In der Erzählung finden wir indische Büßer erwähnt, sowie auch Frauen, die sich nach dem Tode ihrer Männer verbrennen; wir befinden uns im eigentlichen Indien. Einen Augenblick schien es doch zweifelhaft, ob sich Taxiles und sein Volk Alexander nicht entgegensetzen würden; aber sie hielten ihr Wort und gesellten sich ihm bei. Alexander vergrößerte noch das Gebiet des Fürsten, legte aber zugleich eine Besatzung in den Hauptplatz und ernannte einen Satrapen für das Land, einen Griechen, des Namens Philipp.

So war der Plan, der dort in Baktra gefaßt worden, wirklich ausgeführt. Auf den hartnäckigen Kampf mit den Bergvölkern folgte die Unterwerfung eines indischen Königreiches, dessen Streitkräfte sich jetzt den macedonischen beigesellten. Die Absicht Alexanders war nun, auch die benachbarten kleineren oder größeren indischen Fürstentümer zu einer ähnlichen Unterwerfung zu nötigen. Als der Vorfechter der Unabhängigkeit derselben erscheint der an die unterworfenen Landschaften angrenzende Porus, von dem die indischen Traditionen noch eine Erinnerung bewahren; sie wissen von einem Reiche

Paura in diesen Gegenden zu erzählen. Um aber Porus, der jede Anmutung, Alexander als seinen Oberherrn anzuerkennen, zurückwies, zu besiegen, mußte der Hydaspes überschritten werden. Porus führte mehr als 100 Elephanten ins Feld. In seiner Schlachtordnung erschienen die indischen Tierkolosse wie ebenso viele Türme, das zwischen denselben aufgestellte Fußvolk wie die verbindende Mauer; Alexander wußte seine Aufmerksamkeit zu teilen und ihn dann zu täuschen. Während er einen Teil seines Heeres unter Kraterus im Lager zurückließ, führte er, indem er sich dazu zweier Inseln im Fluß bediente, den anderen Teil glücklich hinüber. Von zwei Seiten angegriffen — denn jetzt setzte auch Kraterus über — wurde Porus überwunden, nicht jedoch ohne hartnäckigen Kampf. Besonders wirksam zeigte sich der Angriff der Bogenschützen zu Pferde auf die Schlachtordnung des Porus. Aber das eigentlich Neue und für das Verhältnis der Streitkräfte der die Welt beherrschenden Nationen Wichtige lag in dem Kampfe der Phalanx mit den Elephanten, in welchem jene erst dann siegte, als die Elephanten, in die Enge getrieben, scheu wurden und ihre Reiter selbst abwarfen. Porus zeigte sich tapfer. Man erstaunte über seine hohe, schöne und männliche Gestalt, als er endlich vor Alexander gebracht wurde. Er forderte diesen auf, ihn als König, wie er ja selber ein solcher sei, zu behandeln. Alexander vermehrte seine Gebiete noch, und sie machten Freundschaft, d. h. Porus erkannte ihn an.

An den Übergängen des Hydaspes wurden zwei Städte erbaut, Bukephalia und Nicäa. Der König selbst zog dann am Hydaspes noch eine gute Strecke aufwärts, um die kleinen Fürsten in den Vorketten des Himalayagebirges von allem thätigen Eingreifen abzuhalten.

Eine große Absicht war erreicht, die von den Persern übernommene Macht des Großkönigtums in Indien nicht allein erneuert, sondern noch über die bisherigen Grenzen hinaus erweitert. Damit war aber weder der Ehrgeiz Alexanders befriedigt, noch auch — daß wir so sagen — seine welthistorische Mission erfüllt. Vor ihm lag der auch von den Persern kaum berührte Osten in einer Ausdehnung und Lebensfülle, von der niemand eine Ahnung hatte. Alexander schien durch den Gang und die Richtung seines Zuges zur Erforschung desselben bestimmt zu sein. Er hatte den Entschluß gefaßt, den Hyphasis, den vierten von den fünf Strömen des Pend-jab, zu überschreiten, von dem man ihm sagte, jenseit desselben werde er andere Völker größerer Bildung, aber doch auch sehr streitbar, finden; er wäre geneigt gewesen, sie aufzusuchen und sich in diesen neuen Kampf zu stürzen. Aber auch der größte Feldherr kann doch nicht schlechthin gebieten; er ist immer auf den guten Willen der Truppen, die er führt, angewiesen. Alexander fand jetzt Widerspruch bei seinem Heere, welches, durch das Klima, dessen Widerwärtigkeiten es soeben erfahren hatte, verstimmt, vor einem weiteren Vordringen in eine unbekannte Welt zurückschreckte. Alexander entschloß sich wirklich, seine Absicht aufzugeben. So lauten die Erzählungen; sie lassen sich im allgemeinen nicht bezweifeln. Fassen wir aber die Lage der Welt ins

Auge, so war es gewiß nicht der Beruf Alexanders, Indien, dessen Saum er wohl berührte, zu durchziehen und die Osthälfte des Erdteils zu entdecken, die noch lange Jahrhunderte hindurch nicht in den Kreis der Weltgeschichte gezogen worden ist. Dagegen ergriff er ein anderes, naheliegendes, an das Alte anknüpfendes und doch in ein unendliches Neue führendes Vorhaben, — das nämlich, die Induslande mit der westlichen Welt auf dem Seewege in Verbindung zu bringen. Schon Darius Hystaspis hatte die Absicht gehabt. Er wollte, wie Herodot sagt, erforschen, wo der Indus ausmünde, und ließ eine Anzahl Schiffe unter einem Griechen, Skylax von Karyanda, abgehen, die dann auch wirklich die Fahrt durch den Indus vollendeten und von da ihren Weg nach dem Erythräischen Meere nahmen. Das hatte keine weitere Folge gehabt; aber die Kunde davon, durch Ktesias erneuert, der den Indus in das große Meer ausmünden ließ, welches den Osten der Erde umgrenze, machte auf die Griechen gerade deshalb Eindruck, weil sie ihren Vorstellungen von der Erde entsprach. Auch dies belebte den Ehrgeiz der Weltentdeckung, von dem vor allem Alexander selbst durchdrungen war. Es war ein großer Gedanke, zugleich politisch und wissenschaftlich von der höchsten Bedeutung, die neuen Eroberungen in Indien auf dem Seewege mit den vornehmsten Metropolen des Reiches, das in seine Hand gefallen war, in Verbindung zu bringen.

In vollem Bewußtsein des ins Auge gefaßten Zieles, mit aller Anstrengung und Umsicht schritt Alexander zu diesem Unternehmen. Indem er den Indus hinabfuhr, mußte er auf beiden Seiten die noch unabhängigen Völker so weit bezwingen, daß sie dem Bestehen der Ansiedelungen und festen Plätze, die er anlegte, keinen Widerstand entgegensetzen konnten. Er hat hiebei noch einmal schwere persönliche Gefahren bestanden; in dem Altertum war nichts berühmter als sein Angriff auf die vornehmste Feste der Mallier, bei dem er im Sturm selber der Erste war und, da eine Leiter hinter ihm zerbrach, in die Stadt hinabsprang, hier aber, an einen Baumstamm gelehnt, den Angriff der andringenden Einwohner so lange aufhielt, bis er Hülfe bekam. Er ward dabei und zwar diesmal sehr schwer verwundet, so daß die Fortsetzung seines Zuges um ein paar Monate aufgeschoben werden mußte. Dem nationalen Widerstand, auf den er in Indien stieß, gesellte sich auch ein religiöser hinzu. Überall regten die Brahmanen die einheimischen Populationen und ihre Fürsten gegen die Griechen und Macedonier auf. Anders konnte es nicht sein, als daß die Anschauung Indiens, wie sie, von den ältesten Zeiten hergebracht, in der Priesterkaste repräsentiert war, mit dem griechischen Götterglauben, der in ihre eigenen Gebiete vordrang, in feindseligsten Gegensatz geriet. Es war fast eine Art von Religionskrieg, wenn Alexander dagegen die Brahmanen in ihren Städten bekämpfte: eine derselben hat er von Grund aus vernichtet. Als er nach Pattala gelangte, wo man ihm gute Aufnahme versprochen hatte, fand er den Ort wie die Landschaft von der Bevölkerung verlassen, und mit Mühe gelang es ihm, einen nicht geringfügigen

Teil derselben zur Rückkehr zu vermögen. Es ist die Region, wo das Indusdelta beginnt. Alexander fühlte sich der Behauptung der an den wichtigsten Punkten gewonnenen Positionen so sicher, daß er sie durch eine neue, an dieser Stelle zu errichtende Stadt zu vollenden unternahm. Er ließ Brunnen graben, Schiffswerften anlegen, um ein Weltemporium zu stiften, das den Namen Alexandria tragen sollte. Wie er alles persönlich vollführte, so hielt ihn keine Mühe noch Gefahr ab, auch die beiden Indusarme zu durchfahren, zuerst den westlichen, dann den östlichen, um sich zu überzeugen, daß hier eine geordnete Seefahrt möglich sei. Sein Unternehmungsgeist war überall mit Methode, man möchte sagen mit einer gewissen Gründlichkeit verbunden. Endlich wurde ihm zu teil, wonach sein Herz verlangte; erst von einer Insel im Fluß, dann von einem außerhalb desselben gelegenen Eiland sah er den indischen Ocean mit eigenen Augen. Er brachte den Göttern nach griechischem Ritus und nach der Anweisung, die er in Ammonium empfangen, Dankopfer dar. Indem er die goldenen Gefäße, die ihm bei den Libationen gedient hatten, gleichsam als Geschenk ins Meer warf, rief er Poseidon an, die Flotte, die er nach dem persischen Meerbusen abzusenden gedenke, sicher dahin zu leiten. Mit ihm war ein alter Freund, von Herkunft ein Kretenser, mit Namen Nearch, der sich in allen Parteiirrungen ihm angeschlossen und ihn dann auf seinem großen Zuge durch Asien bisweilen an der Spitze einer griechischen Söldnerschar, dann als Führer einer bevorzugten Truppe begleitet hatte. Diesem erprobten und einsichtsvollen Kampfgenossen übertrug er die Führung der Flotte, die dazu bestimmt war, den neuen Seeweg nach dem persischen Golf zu entdecken und die Bedingungen seiner Benutzung zu untersuchen. Die Mündungen des Indus sollten mit denen des Euphrat in fortwährende Verbindung treten; diese aber standen mit dem Ausflusse des Nil im Handelsverkehr. Wir sahen, wie Alexander hier ein Emporium für den Handel auf dem Mittelmeere errichtete. Alexandria am Indus und Alexandria am Nil waren beides seine, in der Idee zusammenhängenden Schöpfungen; dieses eröffnete das innere Meer und den Occident, jenes sollte zu einem großen Handelsplatz der orientalischen Welt ausgebildet werden. Wie weit werden durch diese unermeßlichen und doch ausführbaren Kombinationen die Ansiedelungen, welche einst die Phönizier nach beiden Seiten hin versucht hatten, übertroffen! Sie bilden gleichsam den inneren Zusammenhang des neuen Weltreiches. Zur Vollendung des indischen Unternehmens gehörte es noch, daß Alexander seinen Rückzug durch Gedrosien nahm. Es war nicht allein ein Rückzug, sondern zugleich eine Besitznahme der Küste, die für die Flotte so wichtig war, wie die Sicherung der Uferplätze am Indus. Alexander entfernte sich möglichst wenig von dem Strande und traf einige Vorkehrungen zur Aufnahme und zur Unterstützung der Flotte, welche angewiesen war, ihren Lauf längs der Küste zu nehmen. Auf seinem Marsche stieß er auf große Schwierigkeiten. Die Hitze der Sonne, die Tiefe des Sandes, die Anfälle halbwilder Landeseinwohner, endlich die Unkunde der Wegweiser, hatten kaum erträgliche Be-

schwerden zur Folge. Der Weg führte zuweilen durch wasserlose, von aller Vegetation entblößte Einöden. Da soll es geschehen sein, daß Alexander, als alles dürstete und ihm ein Trunk im Helm gebracht wurde, das Wasser auf den Boden goß — denn er wollte nichts vor anderen voraushaben —, eine Handlung, die sehr ähnlich auch von König David berichtet wird; sie bezeichnet eben Verzichtleistung auf alle Vorteile, die dem Könige und Heerführer aus diesem seinem Verhältnisse entspringen.

Das Klima und der Mangel an Lebensmitteln verursachten Krankheiten und starke Verluste unter den Truppen. Das Heer war beinahe um die Hälfte vermindert, als es in Karamanien ankam, wo das Land ergiebiger war und zugleich von allen Seiten Kamele, mit Lebensbedürfnissen beladen, eintrafen. Stattliche Verstärkungen führte Kraterus herbei, der mit seinen indischen Elephanten den Rückweg durch Arachosien genommen hatte. Große Sorge aber machte dem Könige das Schicksal seiner Flotte. Auch Nearch, dem zum erstenmale die Monsums zu Hülfe kamen — man hat bemerkt, daß er die Nautik um die Kenntnis derselben bereicherte —, hatte seinerseits mannigfaltige Unfälle zu bestehen. Er ist veranlaßt gewesen, wo die vorliegende Insel Bibakta einen Hafenplatz bildet, anzulegen und dort ein paar Wochen zu verweilen, nicht ohne zugleich sein Lager durch Mauern gegen die Angriffe der Eingeborenen sicher zu stellen; den Hafen bezeichnete er mit dem Namen seines Königs. Die Entbehrungen zur See waren nicht geringer als die zu Lande; aber alle Schwierigkeiten wurden überwunden. Die Flotte langte in Karamanien am Flusse Anamis an; die Schiffe wurden ans Land gezogen, das Lager auch hier mit einer Mauer umgeben, etwa fünf Tagereisen weit von dem Ort, wo Alexander lagerte; er hatte so wenig Nachrichten von den Schiffen erhalten, daß er sie beinahe für verloren hielt. Man begreift, wie tief er es empfand, da eben das vornehmste Resultat seines großen Zuges, die Kenntnis des Zusammenhanges des persischen Meerbusens mit dem indischen Weltmeere, dadurch verloren gegangen wäre. So ist es zu verstehen, wenn er ausrief, der Verlust der Flotte würde schwerer wiegen, als alles Glück, das ihm bisher zu teil geworden sei. Als er Nearch, der sich jetzt zu ihm begab, wiedersah, brach er in Freudenthränen aus, die noch stärker wurden, als er erfuhr, daß nicht allein der Führer, sondern die Flotte selbst gerettet sei. Die glückliche Ausführung des großen Unternehmens, welche in dem Zusammentreffen Alexanders mit dem Befehlshaber der Flotte als vollendete Thatsache vor Augen trat, wurde mit hellenischen Spielen gefeiert, bei welchen Nearch neben dem kranztragenden Könige ebenfalls mit einem Kranze geschmückt einherging. Alexander begab sich nach Susa, von da nach Ekbatana, endlich nach Babylon. Von dem, was man über die ferneren Absichten berichtet, die Alexander in Babylon kundgegeben habe, wird das Meiste nur Vermutung oder eine Vermischung von Dichtung und Wahrheit sein. Man erzählt, er sei vor allen Dingen die Einwirkungen der Araber auf die Grenzen seines Reiches durch einen großen Angriff auf dieselben zu Lande und zur See ab=

zuwehren gesonnen gewesen. Nach den Mitteilungen, die später dem Heere gemacht worden sind, wäre er mit dem Plane eines ernstlichen Angriffs auf Karthago umgegangen; er habe zu diesem Zweck einen Weg von Cyrene durch Libyen für das Landheer ziehen und tausend Trieren in Phönizien, Syrien, Cilicien und Cypern rüsten wollen. Die persischen Könige hatten einmal einen ähnlichen Plan gehegt, aber aufgeben müssen.

In Alexander hätten sich die persischen und die griechischen Ideen vereinigt. Die Eroberung von Karthago würde ihn zum Herrn des Occidents gemacht haben.

Sehr möglich, daß sich in Alexander und seiner nächsten Umgebung weitaussehende Pläne dieser Art geregt haben. Daß sie mit Bestimmtheit gefaßt worden seien, läßt sich jedoch nicht erweisen. Bei der Würdigung Alexanders darf man und muß man sogar davon absehen. Seine Unternehmungen bieten vielmehr, soweit sie in dem Moment gediehen waren, eine gleichsam in sich abgeschlossene Einheit. Wir untersuchen nicht, ob ihm von Anfang an die Idee der Umwandlung des Orients vorgeschwebt hat; aber der Augenschein zeigt, daß er durch die Verflechtung der Angelegenheiten Schritt für Schritt dahin geführt wurde. Von den Kriegszügen gegen die Donauvölker, die er auch deshalb unternahm, weil er sonst die Macht seines Vaters über die Griechen nicht hätte behaupten können, war er zur Bekämpfung der in Hellas ihm noch widerstrebenden Staaten fortgegangen und hatte sie überwältigt. Dadurch, daß diese noch einen Rückhalt an der persischen Macht in Kleinasien fanden, wurde Alexander zu einem Angriff gegen die Perser selbst veranlaßt, dessen glücklicher Erfolg alle Erwartungen übertraf. Noch aber beherrschten die entgegengesetzten Weltkräfte die See. Er konnte das Meer sich nicht unterwerfen, wenn er nicht auch Ägypten, vor allem Phönizien in seiner Hand hatte. Das war jedoch unmöglich, wenn er nicht die Macht des Großkönigs, der diese Länder in seinem Gehorsam festhielt, durch entscheidende Waffenthaten niederwarf. Dies gelang ihm bei Issus, worauf er die Herrschaft in den östlichen Gewässern des Mittelmeeres und die Länder der ältesten Kultur an sich brachte. Von hier aus richtete sich dann sein Blick notwendig auf Babylon, welches in fortdauerndem religiösem Zusammenhange mit den von ihm besetzten Gebieten stand. Babylon aber konnte er nicht bezwingen, so lange die Landschaften, von welchen die assyrische und die medo-persische Weltherrschaft ausgegangen war, noch in den Händen der Perser blieben. Den größten aller Triumphe feierte die griechisch-macedonische Armee in der Ebene von Gaugamela. Die Völker, die das große Reich ausmachten und ihm dort in ihren Waffen entgegentraten, wurden auf einmal bezwungen, dadurch aber nicht allein Babylon erobert, sondern das persische Reich selbst, dessen Ausdehnung ihn gleichsam nötigte, bis nach Baktrien und dem Jaxartes auf der einen und auf der anderen Seite bis zum Indus vorzudringen.

Welch eine unvergleichliche Siegeslaufbahn hat er zurückgelegt! Man kann ihm schon einen entscheidenden Anteil an der Schlacht von Chäronea zu-

schreiben. Dann folgten unter seiner eigenen Führung die Schlachten am Granikus, bei Issus, bei Gaugamela, endlich am Hydaspes. Fünf Schlachten, von denen jede eine neue Wendung der Weltverhältnisse bezeichnet. Hand in Hand gingen mit ihnen die Städteeroberungen von Theben, Halikarnaß, Tyrus, Gaza, in Indien der Bergfeste Aornos, der Stadt der Mallier. Alles Waffenthaten ersten Ranges in ununterbrochen glücklicher Aufeinanderfolge. Der Anteil Alexanders an dem Fortschritt der Erdkunde besteht hauptsächlich darin, daß er den Seeweg von den Ausflüssen des Euphrat zu denen des Indus wiederfand und zu wirklichem Gebrauch eröffnete, wodurch erst das Ganze seiner Eroberungen zusammenschloß. Innerhalb dieses Kreises aber kann man es fast als seine vornehmste Handlung betrachten, daß er dem Polytheismus, dem durch die Herrschaft der Perser großer Eintrag geschehen war, in einem ungeheueren Gebiete wieder die Oberhand verschaffte. Durch ihn verschmolzen die griechischen, ägyptischen, syrischen Götterdienste miteinander. Die Juden hat er geduldet; denn in ihrer Religion sah er nur eben eine nationale Institution. Die Perser hat er niedergeworfen, ohne jedoch ihre religiösen Meinungen zu unterdrücken. Auch den Brahmanen gegenüber hat er die Sache der griechischen Götter verfochten. Allein noch etwas anderes, als den Götterdienst, brachte er aus Griechenland mit sich herüber. Was läßt sich größeres denken? Die Griechen hatten es zu einer idealen Weltanschauung gebracht, soweit sie mit menschlichen Mitteln zu erreichen ist, zu einer alle Richtungen umfassenden Litteratur, der ersten, aber doch auch großartigsten, welche jemals hervorgetreten ist.

Diesen Ideen eröffnete Alexander den Orient und unterwarf ihnen denselben; den Gedanken fügte er die Macht hinzu. Seine Siege sind zugleich Fortschritte der allgemeinen Kultur, namentlich auch der technischen und kommerziellen, denen er überall neue Stätten gründete, die er dann mit seinem Namen zu bezeichnen liebte. In der Vermischung des Polytheismus mit den großen Kulturbestrebungen liegt die Signatur der Epoche. Die Religion des Menschengeschlechtes, welche später emporkam, hat doch immer die Verbindung mit wissenschaftlichen und civilisatorischen Ideen festgehalten.

Wie Alexander uns geschildert wird, liegt etwas von dem Ideal in ihm, welches die Griechen in ihrem Dionysos versinnbilden, der, vom Blitz erzeugt und von der Erde — denn das bedeutet doch wohl Semele — geboren, die Welt durchzieht: unwiderstehlich, siegreich, und der dann doch einen Kranz von Weinlaub trägt, oder auch zugleich Scepter und Becher. Auch Alexander liebte den Genuß des Lebens; er war schwelgerisch beim Gelage, vertraulich und liebenswürdig im Umgang, freigebig bis zur Vergeudung; doch wehe dem, der ihn reizte: im Jähzorn war er seiner nicht mehr mächtig; dann aber gab er sich wieder dem bittersten Gefühl hin, das den Menschen ergreifen kann, der Reue über das nicht wieder Gutzumachende. Er war ein Mensch durch und durch, leicht ergriffen von entgegengesetzten Erregungen. Er vermied die Gesellschaft der Thais nicht, verehrte aber die Sisygambis; er stieß Darius

vom Throne und rächte seinen Tod. Bei allen seinen Mängeln bewährte er immer einen angeborenen Sinn, gleichsam einen Instinkt für das Großartige und das wahrhaft Große. Alexanders persönliche Erscheinung zeigte eine seltene Vereinigung von Muskelkraft und rascher Bewegung. In seinen Augen meinte man zugleich den Ausdruck der empfänglichen Weichheit und des Löwenmutes zu erkennen. Charakteristisch erscheint in den Bildern, die das Altertum von ihm hatte, eine hohe freie Stirn mit rückwärtsliegendem Haar, eine leichte Neigung seines Kopfes nach der linken Seite. Die Büste im Louvre mit griechischer Inschrift, die man aus einer Werkstatt zu Athen herleitet, darf man wohl für eine Kopie eines bei Lebzeiten Alexanders gefertigten Originals halten. Sie atmet Seelenstärke, Feinheit und Gemüt. Der Beschauer kann sich kaum von ihr losreißen, wenn er dabei der Thaten und Eigenschaften des Mannes gedenkt, den sie vorstellt.

Nachdem Alexander aus Indien zurückgekommen war, hatte er hauptsächlich damit zu thun, die Gewaltsamkeit der Machthaber, denen er seine Autorität anvertraut hatte, im Zaum zu halten; und in der Stellung, die er jetzt eingenommen, konnte er der Perser, in deren Fußtapfen er einherschritt, doch keineswegs entbehren. Wir vernehmen, daß er eine sehr zahlreiche persische Jugend nach griechischem Gebrauch in dem Waffendienst einüben ließ. Die Zahl der jungen Leute, die so eingeübt ihm vorgestellt wurden, wird auf Dreißigtausend angegeben. Wir vernehmen von dem Versuch, Macedonier und Perser auch im kleinen Dienste mit einander zu vereinigen. Wenn sich Alexander damals mit der ältesten Tochter seines Vorgängers vermählte, so bedeutete das nichts anderes, als daß die Nachfolger Alexanders zugleich die Nachfolger der persischen Könige sein würden. Er hatte es auf eine Verschmelzung beider Nationalitäten abgesehen. Sein Sinn wäre gewesen, Kolonien von Europa nach Asien, von Asien nach Europa zu führen; sie sollten durch gegenseitige Kommunikation auf das engste unter einander verbunden werden. Auch die Künste und Bauten der verschiedenen Lande sollten verschmelzen. Bezeichnend ist es, daß er daran dachte, seinem Vater eine Pyramide zu errichten, so groß wie die größten ägyptischen.

Indem er mit diesen Umgestaltungen umging, wurde er seines besten Freundes und Ratgebers, des Hephästion, den er selbst als sein anderes Ich bezeichnete, durch den Tod beraubt. Er ist seitdem niemals wieder lebensfroh geworden. Er hat noch bei dem Orakel des Ammon den Ausspruch ausgewirkt, daß er den Freund als Halbgott verehren dürfe, und dann in Babylon seine Leiche auf das prächtigste verbrennen und bestatten lassen. Von den Unterhaltungen, die er in diesen Tagen pflog, sieht man nicht recht, ob sie sich mehr auf Erinnerungen aus der nächsten Vergangenheit, oder auf Pläne für die Zukunft bezogen haben. Aber der raschen, wundergleichen Entwickelung seines Lebens entsprach ein rascher früher Tod. Alexander starb in der ersten Hälfte des Monats Juni, im Jahre 323. Er war erst 32 Jahre alt. In dem Hause, aus dem er stammte, waren frühe Todesfälle nicht ungewöhnlich, und wundern

dürfte man sich nicht, daß Alexander, durch Lebensanstrengungen und Lebensgenuß erschöpft, dem Schicksal der Sterblichen früh erlag.

Man hat viel davon gesprochen, daß er vergiftet worden sei und zwar infolge der Besorgnisse, welche das orientalische Wesen, das er annahm, in seiner Heimat selbst hervorgerufen habe. Daraus aber läßt sich nichts weiter entnehmen, als daß ein solcher Gegensatz zwischen den Intentionen Alexanders, die an das persische Königtum streiften, und dem Selbstgefühl der Macedonier und Griechen, welche die Siege erfochten hatten, bestand. Auch deshalb möchte man Alexander glücklich preisen, weil er durch seinen Tod den widrigen Verwickelungen entging, welche aus diesem inneren Widerspruch notwendig hervorgehen mußten.

Elftes Kapitel.

Ursprung der macedonisch-hellenistischen Königreiche.

Alexander hatte ein Reich zerstört, war aber nicht dahin gelangt, ein neues an dessen Stelle zu errichten. Selbst der Begriff, aus welchem eine geordnete Staatsgewalt hervorgehen konnte, war zweifelhaft geblieben. Wohl wurde der neue Herrscher in den Satrapien, in welche das Reich der Achämeniden zerfiel, als der Nachfolger der alten Könige verehrt; aber die macedonisch-griechische Heeresmacht, welche den Sieg erfochten hatte, war nicht gemeint, sich eine Umgestaltung von diesem Charakter gefallen zu lassen. Aus der Differenz, die gleich nach der Einnahme von Persepolis hierüber entsprang, waren die bittersten Unannehmlichkeiten, die Alexander erfahren hat, hervorgegangen. Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß das macedonische Heer hiebei sich von der königlichen Autorität, wie sie bei ihm hergebracht war, gesondert hätte. Philotas und seine Mitschuldigen sind von dem Kriegsgericht, also von den Truppen oder ihren Führern selbst, verurteilt worden. Wir sahen, eine unbedingte Gewalt des Anführers war eine geschichtliche Notwendigkeit. Große Armeen werden gebildet, um große Gedanken durchzuführen; aber die militärische Verfassung hat auch ihre Kehrseite. Die Armeen können nicht ein bloßes Instrument sein; glückliche Erfolge bewirken, daß die Truppen auch an sich selbst denken und einen eigenen Willen kundgeben. Wie oft hat Alexander den Macedoniern gesagt, nicht so sehr von ihm selbst, als von dem Heere sei seine Unternehmung ausgegangen; dieses habe den Angriff auf Persien von ihm gefordert. Sie hatten die Siege erfochten; sie wollten auch die Früchte derselben genießen.

Wie widerwärtig mußten ihnen die Entwürfe sein, mit denen Alexander sich trug, eine Vereinigung der beiden Nationalitäten in dem Kriegsheere selbst zu stande zu bringen! Sie erblickten darin einen Abbruch der von ihnen errungenen ausschließenden Militärgewalt. Aber mit dem Tode des Königs waren auch diese Entwürfe zu Grabe gegangen. Der Fürst war gestorben, der eine Verschmelzung des Orients und Occidents in Aussicht genommen; das macedonisch-griechische Heer fühlte jetzt seine volle Selbständigkeit und Macht.

Was in den Truppen die größte Antipathie hervorrief, war die Verbindung des einheimischen Königtums mit der Autorität des Großkönigs. Über diese Verbindung hatten sie nun nach dem Tode des Königs selbst ein Wort mitzureden.

Alexander war nicht ganz ohne Nachkommenschaft, hatte aber doch keine solche, welche einen gegründeten Anspruch auf die Succession hätte erheben können. Nach der Rückkehr von Indien aber hatte er sich mit der ältesten Tochter des Darius vermählt und den einzigen Freund, auf den er vollkommen traute, mit der jüngeren. Wenn nun männliche Nachkommen aus der Ehe Alexanders entsprangen, so ließ sich nicht anders erwarten, als daß diese hauptsächlich Könige der Perser zu sein meinen würden, wie denn auch Sisygambis, die Mutter des Darius, noch lebte, die für ihre Enkel gesorgt haben würde. Nach dem Tode Alexanders ist Sisygambis aus Gram gestorben; ihre Enkelinnen wurden aus ihrem Asyle herbeigelockt und umgebracht. Man hat das der Roxane zugeschrieben, der Tochter eines baktrischen Fürsten, die mit Alexander vermählt war; denn die macedonischen Könige hatten der Polygamie nicht abgesagt. Sie sah damals ihrer Niederkunft entgegen. Sie soll jene Gewaltthat im Einverständnis mit Perdikkas ausgeführt haben. Wenn sie aber auch, wie man erwartete und es dann wirklich geschah, eines Sohnes genas, so traf doch auch diesen die Einwendung, daß er persischer Herkunft sei. Eine solche Nachfolge war durchaus gegen den Sinn der Macedonier; diese hielten dafür, daß der Halbbruder Alexanders, Arrhidäus, der dann den Namen seines Vaters Philipp empfing, der wahre Nachfolger sei.

Dabei traten aber noch neue Verwickelungen ein. Es ist immer mißlich, aus den absichtlich ausgeschmückten Erzählungen die einfache Thatsache herausfinden zu wollen. Wenn man angiebt, daß nach dem Tode des Königs die obersten Heerführer, namentlich Perdikkas, geraten hätten, erst die Niederkunft der Roxane abzuwarten, so findet sich doch nichts davon in dem einfachsten Berichte, der hierüber vorliegt. Diesem zufolge forderten die obersten Heerführer den Gehorsam, den ihnen die Armee bisher geleistet hatte, auch nach dem Tode des Königs für sich selbst; aber die Phalanx weigerte sich, ohne den Namen eines Königs dem Befehle der Oberen Folge zu leisten; die Truppen verlangten — denn bei ihnen überwogen noch die heimatlichen Gefühle, und einen König wollten sie haben —, daß Arrhidäus auch von den Feldobersten anerkannt würde, wozu einer von diesen selbst die Hand bot. Es

schien fast, als werde die Sache mit dem Schwerte entschieden werden müssen; aber von einem Manne, wie Arrhidäus, der nicht im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten war, hatten die Großen des Heeres, fast alles ausgezeichnete Männer von Geist und wohlverdientem Kriegsruhm, zuletzt doch nichts zu fürchten. Sie erkannten ihn an. Doch leugnen läßt es sich nicht, daß sie einen Vorbehalt zu Gunsten des Knaben, den Roxane gebären würde, machten. Die Phalangiten ließen sich gefallen, daß derselbe zu einer Art von Mitregierung gelangen könne. So wäre denn doch eine Verbindung der macedonischen und persischen Nachfolge in Aussicht genommen worden. Wir erörtern die Sache nicht weiter, da sie ohne wirkliche Bedeutung geblieben ist. Die größte aber hat es, daß die Befehlshaber des Heeres, indem sie Arrhidäus anerkannten, die Bedingung machten, daß die Satrapien des Reiches unter sie selbst verteilt werden sollten. Perdikkas, der in dem Besitze des Siegelringes von Alexander war und ihn von jenem selbst empfangen zu haben behauptete, ward in der That als dessen Stellvertreter betrachtet und vollzog dies hochbedeutende Geschäft. Er trat in der Stellung eines Chiliarchen auf, wie sie einst Bagoas bekleidet und Alexander dem Hephästion übertragen hatte, welche eine höchste stellvertretende Gewalt in sich schloß. Das Wesentlichste des Ereignisses bleibt immer, daß das macedonische Kriegsheer als der wahre Inhaber der Herrschaft erschien, mit der Voraussetzung freilich, daß ein König lebe, dem die Summe der Gewalt gebühren würde, aber zunächst unter seinen bisherigen Führern.

Was man in der Litteratur bemerkt, daß die größten Begabungen häufig zu gleicher Zeit hervortreten, läßt sich vielleicht auch von den kriegsmännischen Talenten sagen. Männer, wie Ptolemäus Lagi, Antigonus, Eumenes, Antipater, Kraterus, waren wie dazu geboren, große Kriegshandlungen zu vollziehen. Sie waren durch den Tod ihres Königs thatsächlich unabhängig geworden; sie erkannten jedoch Arrhidäus als ihren König und Perdikkas als ihren Führer an.

Hatte sich nun aber das macedonische Kriegsheer auf diese Weise des Einflusses der Perser entledigt, so war es ihm ebenfalls beschwerlich, die Griechen gleichberechtigt neben sich zu sehen. In den oberen Provinzen von Asien kam es zu einer selbständigen Bewegung der Unbotmäßigkeit; allein sie wurde sofort niedergeworfen, die empörerischen Scharen wurden auf Befehl des Perdikkas, welcher Sorge dafür trug, daß nicht etwa der Führer, den er ausschickte, in die Versuchung komme, sich an die Spitze der Griechen zu stellen, überwältigt und vernichtet. Dem ging eine analoge Schilderhebung in dem inneren Griechenland zur Seite, die es wohl verdient, daß wir ihrer gedenken. Sie war gegen Antipater gerichtet, der im Namen Alexanders in Griechenland die herrschende Gewalt ausübte. Notwendig brachte die Nachricht von dem Tode des Königs eine lebhafte Gegenwirkung hervor. In Athen verglich man die macedonische Macht mit dem Cyclopen, dem das Augenlicht entrissen worden. Man gedachte sofort die Waffen gegen Antipater zu erheben.

Nochmals war Phocion dagegen, und sehr bezeichnend ist die Antwort, die er auf die Frage gab, wann denn die Zeit eintreten würde, in welcher er zum Kriege rate. „Dann," sagte er, „wenn ich sehe, daß die Jünglinge die Schlachtordnung halten, die Reichen zahlen und die Rhetoren die öffentlichen Güter nicht mehr an sich ziehen."

Die Bewegung aber fand noch eine anderweite Stütze. Entlassene Mietstruppen, die zum Teil von Alexander ausgestoßen, zum Teil von den persischen Satrapen entlassen worden waren, hatten sich um den Athenienser Leosthenes geschart, der nun an der Spitze dieser Truppen, die den Haß gegen die Macedonier aus Asien mitgebracht hatten, die Fahne der griechischen Freiheit erhob. Befreundet mit Demosthenes und einverstanden mit den Athenern, führte er seine Mietstruppen zuerst nach Ätolien, wo er ansehnlich verstärkt wurde. Ihm und seinen Freunden, die alle derselben Partei angehörten, gelang es jetzt, den Kriegsbeschluß in Athen durchzusetzen. Die von Philipp besiegten, von Alexander unterdrückten Ideen hellenischer Unabhängigkeit und Freiheit kamen wieder empor. Auch Demosthenes lieh ihnen, obwohl verbannt, den atheniensischen Gesandten eigenmächtig sich anschließend, sein kräftiges Wort. Den Athenern gesellten sich damals zunächst Ätoler und Thessaler bei. Die Böotier, die den erträglichen Zustand, in dem sie sich befanden, Alexander verdankten, weigerten sich, beizutreten, wurden aber mit Gewalt bezwungen. Leosthenes nahm die Thermopylen ein mit einem so starken Heere, daß Antipater vor ihm zurückwich und sich in Lamia einschloß. Die Hülfsmacht, welche ihm Leonnatus aus Asien zuführte, wurde von den Griechen geschlagen; nur ein Teil derselben vereinigte sich mit ihm.

Wer sollte nicht an der nochmaligen Erhebung der Ideen der griechischen Unabhängigkeit Anteil nehmen? Aber den Griechen begegnete auch diesmal, daß sie nicht vereinigt blieben. Die Gefühle der völkerschaftlichen Absonderung waren immer die stärksten. Die Ätoler, auf deren Verbindung mit Athen das ganze Unternehmen beruhte, wurden durch einen Angriff der Akarnanen bewogen, nach Hause zu ziehen. Auch die Übrigen hatten immer Rücksicht auf ihre einheimischen Feinde zu nehmen. Das ehedem kriegsgewaltige Sparta blieb unbeteiligt. Und zugleich sträubte sich der griechische Soldat gegen die Strenge der Mannszucht, welche das Gesetz des Krieges gebietet. Dagegen hielten die macedonischen Heerführer noch gut zusammen. Sie stellten noch einmal die Einheit der Regierungsgenossenschaft dar, der sie ihre bisherigen Erfolge verdankten. Kraterus führte die unüberwindlichen Phalangen nach Macedonien hinüber. Diesen aber waren die griechischen Mannschaften nicht gewachsen; sie wurden eben zu einer Zeit zu schlagen gezwungen, als viele von ihnen, den Feind nicht mehr achtend, nach Hause gegangen waren. Die thessalischen Reiter, die jetzt dem griechischen Heere eine gewisse Bedeutung gegeben hatten, hielten sich selbst entfernt oder wurden entfernt gehalten. Bei Kranon erfochten die Phalangen unter Antipater und Kraterus einen unzweifelhaften Sieg. Die Schlacht, die an demselben Tage vorfiel, wie die

von Chäronea, ist für die griechische Sache nicht minder bedeutend als diese selbst. Weit entfernt, den von den Griechen soeben untereinander geschlossenen Bund anzuerkennen, erklärte Antipater, nur mit den Einzelnen unterhandeln zu wollen, die sich dann, eine Stadt und Bevölkerung nach der anderen, unterwarfen. Da mußte auch Athen sich zu einem Frieden bequemen, der bei weitem drückender war, als die einst mit Philipp und mit Alexander geschlossenen Verträge. Die vornehmsten Bedingungen waren die Aufnahme einer macedonischen Besatzung und eine Verfassungsänderung, welche darin bestand, daß der Besitz eines Vermögens von wenigstens 2000 Drachmen für erforderlich zu dem Rechte, an der öffentlichen Gewalt Anteil zu nehmen, dem aktiven Bürgerrecht, erklärt wurde. Denn man wollte nicht zulassen, daß die, welche nichts zu verlieren hätten, jeden Augenblick alles Bestehende verwirren oder zerstören könnten. Damit war aber die Demokratie, wie man sie bisher verstanden, aufgehoben, die politische Unabhängigkeit vollständig niedergeworfen.

Ein Symptom dieser Katastrophe bildet der Tod des großen Redners, der sich dem macedonischen Einfluß immer am schärfsten entgegengesetzt hatte, jetzt aber erleben mußte, daß er von dem neu eingerichteten Demos zum Tode verurteilt wurde. Demosthenes floh nach Kalauria in ein Heiligtum des Poseidon. Sendlinge des Antipater versuchten ihn zu überreden, sich der Gnade desselben anzuvertrauen; aber Demosthenes verweigerte, dieser Aufforderung Gehör zu geben. Er zog es vor, sich selbst zu töten. Wie man erzählt, stellte er sich an, als wolle er schreiben, nahm das Schreibrohr, in welchem er Gift verborgen hatte, in den Mund und verhüllte sein Haupt. Als er die Wirkung fühlte, enthüllte er es wieder. Er rief die Götter zu Zeugen der Freveltat der Macedonier an, durch welche das Heiligtum geschändet werde. Am Fuße des Altars brach er zusammen und verschied. In dem Momente, in welchem die Freiheit von Athen zu Grunde ging, verstummte der beredteste Mund, der sie verteidigt hatte. Die Welt hatte keinen Raum mehr für ihn.

Vier Gegner der Macedonier wurden in Ägina vom Altare des Äakus hinweggerissen, vor Antipater gebracht und getötet. Um dieselbe Zeit ist auch Aristoteles gestorben. Er gehörte der anderen Partei an, hatte aber, aus Athen vertrieben, unter dem Schutze der Macedonier in Chalcis eine Freistatt für seine Schule gefunden.

Bei der wärmsten Teilnahme für die Freiheit von Griechenland ist man, die universalen Verhältnisse überlegend, doch versucht, den Ersatz für dieselbe darin zu finden, daß eine wahrhafte Welteinwirkung des griechischen Geistes erst unter der Herrschaft der Macedonier begann. Nach der Niederwerfung der griechischen Bewegung gerieten die Heerführer, die als Nachfolger Alexanders (Diadochen) bezeichnet werden, selbst untereinander in Streit.

Die allgemeine Autorität, welche Perdikkas als Stellvertreter der königlichen Gewalt ausübte, wurde von den vornehmsten Anführern nur mit Widerstreben anerkannt; und Perdikkas sah sich veranlaßt, gegen Ptolemäus

Lagi, dem Ägypten, und seinen Verbündeten Antigonus, dem Phrygien zugefallen war, die Waffen zu ergreifen. Aber Ptolemäus hatte sich in Ägypten in guten Verteidigungsstand gesetzt, so daß der Kriegszug des Perdikkas nicht eben den erwünschten Verlauf hatte, was dann wieder dazu führte, daß dort am Nil eine allgemeine Umwälzung eintrat.

Perdikkas war herrisch und gebieterisch; er fragte niemanden um Rat; Ptolemäus dagegen, leutselig und nachgiebig, that nichts ohne den Rat der Obersten seines Heeres. Damit aber kam er den Ansprüchen entgegen, welche die Heerführer zu machen sich bereits gewöhnt hatten. Bei jenem Zusammentreffen am Nil nun geschah es, daß die vornehmsten Anführer von Perdikkas zu Ptolemäus übergingen, Perdikkas wurde in seinem Zelte ermordet. Ein Rat der Kriegsobersten trat zusammen, welcher, noch immer festhaltend an dem angestammten Königshause der Macedonier, Antipater mit der Sorge für dasselbe betraute. Gleich an dieser Stelle aber drängt sich die Bemerkung auf, daß es an sich unmöglich war, die Einheit des Reiches, welches Alexander mehr zu hinterlassen geschienen, als wirklich hinterlassen hatte — denn die verschiedenen Eroberungen waren eben noch zu keiner Gesamtheit verbunden —, unter irgend einer Autorität zusammenzuhalten. In den Provinzen, welche früher Reiche gebildet hatten, trat naturgemäß die Idee, diese zu erneuern, hervor. Aber noch mehr: die macedonischen Heerführer waren nicht gemeint, die Vereinigung des griechischen Elementes mit dem macedonischen aufrecht zu halten. Es ist verständlich, daß die Heerführer griechischen Ursprungs eine höchste Gewalt, wie die des Perdikkas war, begünstigten; denn ein oberster Anführer gab ihnen einen Rückhalt gegen die Prätentionen der macedonischen Provinzialführer. Indem nun diese den Antipater, der sich jedoch keineswegs auf eine Weisung Alexanders stützen konnte, durch ihre eigene Macht zu einer Art von allgemeiner Verweserschaft beriefen und zwar eben zu der Zeit, als er einen Aufstand in Griechenland niedergeworfen hatte, verdammten sie zugleich den einzigen Griechen, der unter ihnen war, Eumenes, zum Tode, weil er dem Perdikkas angehangen hatte. Eumenes von Kardia, in den letzten Jahren des Königs Philipp dessen Geheimschreiber und fortwährend auch von Alexander, dem er sich anschloß, zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, hatte sich das Verdienst erworben, nach dem Tode des Königs den Austrag zwischen den macedonischen Fußvölkern und den vornehmsten Heerführern zustande zu bringen, und war dafür mit der Satrapie Kappadocien, das er aber erst vollkommen zu unterwerfen hatte, belohnt worden. Er hätte sich wahrscheinlich behaupten können, wenn es bei den ersten Einrichtungen sein Verbleiben gehabt hätte. Seine Verbindung mit Perdikkas wurde ihm als todeswürdiges Verbrechen angerechnet.

Antipater fühlte sich bewogen, den vornehmsten der mit Ptolemäus verbündet gewesenen Heerführer, Antigonus, mit einer allgemeinen Vollmacht zur Vernichtung des Eumenes zu betrauen. Einen unerwarteten Rückhalt fand Eumenes in den Verwickelungen, die der Tod Antipaters zur Folge hatte, der

in dieser Zeit eintrat. Antipater hatte die höchste Gewalt, die von der Armee in seine Hände gelegt worden war, dem Sprossen eines minder bedeutenden epirotischen Hauses, Polysperchon, übertragen, welcher derselben dadurch noch mehr Ansehen zu geben suchte, daß er die Olympias, die nach Epirus geflüchtet war, nach Macedonien zurückrief. Darin lag schon an sich eine große Abweichung von der bisherigen Politik, da Olympias eben die Feindin des Antipater gewesen war; hauptsächlich aber war es dadurch von Bedeutung für das gesamte Reich, inwiefern von einem solchen noch die Rede sein kann, daß damit eine neue Repräsentation der obersten Gewalt ins Leben trat. Olympias, Polysperchon und Eumenes standen in einer natürlichen Allianz; in ihnen repräsentiert sich die von den Provinzialgewalten und den Anführern der Armee unabhängige, oberste, an das Königtum anknüpfende Autorität. Notwendig wendete sich nun die militärische und politische Macht der macedonischen Heerführer gegen den einen und den anderen.

In dieser Kombination wurde nun Eumenes geschlagen. Die vornehmsten Phalangiten, welche, durch Silberblech an ihren Schilden ausgezeichnet, den Namen Argyraspiden führten und bisher noch zu ihm gehalten hatten — denn sie mochten die Autorität des am Nil ausgesprochenen Urteils nicht anerkennen —, wurden durch eine Niederlage des Eumenes, die ihre bereits glänzend gewordene Existenz bedrohte, bewogen, ihren bisherigen Führer selbst an Antigonus auszuliefern. In kurzem wurde derselbe umgebracht. Eumenes war der einzige Grieche unter den macedonischen Machthabern: dies Element, dem ein so großer Anteil an den Eroberungen zukam, wurde von den Heerführern macedonischen Ursprungs ausgestoßen. Und auch gegen Polysperchon und Olympias fand die autonome Tendenz der macedonischen Machthaber einen Bundesgenossen gleicher Gesinnung an dem Sohne Antipaters, Kassander, der es nicht verwinden konnte, daß die Herrschaft seines Vaters ihm entgangen war. Antigonus rüstete denselben mit einer bedeutenden Flotte und einer Landmacht aus, die ihn in den Stand setzten, vor Athen zu erscheinen, welches keinen Widerstand zu leisten vermochte. Die Macedonier, empört durch die Gewaltthaten der Olympias, der sie den Tod des Arrhidäus, der damals eintrat, zuschrieben, stellten sich auf die Seite Kassanders. Allenthalben wurden die Anhänger Polysperchons vernichtet, endlich auch Olympias selbst in Pydna, wo sie noch eine lange Belagerung aushielt. Sie ward auf entsetzliche Weise getötet: die Verwandten der früher von ihr hingerichteten Macedonier steinigten sie. In ihr Gewand sich verhüllend, sank sie nieder und starb. Sie ist nicht allein wegen ihrer Gewaltsamkeiten und Verbrechen umgekommen; in ihr wurde das Geschlecht der macedonischen Könige vernichtet. Eine tragische Gestalt, inwiefern sie an den Unternehmungen ihres Sohnes lebendigen Anteil nahm, aber dadurch Verhältnisse herbeigeführt hat, denen sie unterlag.

Bei den ersten Regungen der Macedonier für ihr angestammtes Königshaus wurden die beiden Söhne Alexanders des Großen, Alexander Aegus,

dessen Mutter Roxane war und dem man das Königtum einmal zugedacht hatte, und Herakles, der ebenfalls von persischem Geblüt stammte, nämlich von einer Tochter des Artabazus, Witwe Memnons, nacheinander ermordet.

Ein gleiches Schicksal hatte Kleopatra, die damals verwitwete Schwester Alexanders, in der das königliche Haus noch allein repräsentiert wurde. Die obersten Heerführer hatten sich wetteifernd um ihre Hand beworben, und zwar eben darum, weil die Macedonier an der Verehrung des angestammten Königshauses festhielten. Soviel wir erfahren, neigte sie sich zu Ptolemäus Lagi in Ägypten. Dadurch aber erweckte sie den Haß des Antigonus, dem man Schuld giebt, daß er sie durch seine Sklavinnen habe ermorden lassen.

So waren denn alle vertilgt, welchen ein auf ihrer Herkunft beruhendes Anrecht an die Krone zukam, und die Frage war nur, ob einer von den großen Anführern die Oberhoheit über die anderen würde behaupten können. Diesen Anspruch machte Antigonus, den Antipater zu seiner Zeit zum Strategen von Asien gegen Eumenes ernannt hatte.

Aber die übrigen weigerten sich, einen solchen anzuerkennen, und es mußte darüber zum Kriege kommen. Am entschiedensten wies Ptolemäus Lagi in Ägypten die Superiorität eines Einzelnen über die Anderen zurück. Um eine solche zu behaupten, führte der Sohn des Antigonus, Demetrius Poliorcetes, ein stattliches Heer, bei dem indische Elephanten erschienen, ins Feld. Im Jahre 312 kam es zu einer entscheidenden Schlacht bei Gaza, in welcher Demetrius zurückgeworfen wurde. Diese Schlacht ist es, welche die Selbständigkeit von Ägypten begründet hat. Man bemerkte dabei zugleich eine Umwandlung der Gesinnungen. Demetrius und Ptolemäus wetteiferten in Begierde nach Ruhm und Besitz, der eine gegenseitige Anerkennung in sich schließt. Ihr Krieg erschien ihnen selbst als eine Art von Bürgerkrieg; aber dieser Bürgerkrieg hatte große Provinzen zum Gegenstand, welche Reiche zu werden strebten und vermochten. Eine ähnliche Stellung wie Ptolemäus nahm Kassander ein: er verfocht dasselbe Interesse. Demetrius, der zu Lande geschlagen war, aber das Übergewicht zur See besaß, segelte jetzt nach Griechenland, wo er nun die Oberhand über Kassander gewann, wiewohl dieser nicht ohne ägyptische Hülfe war. Dann wandte er sich gegen die Seemacht des Ptolemäus, die bei Cypern lag. Eine neue Schlacht erfolgte, nicht minder bedeutend als jene bei Gaza, aber von entgegengesetztem Ausgang. Ptolemäus hatte 150 Schiffe, denen nötigenfalls 60 andere aus Salamis zu Hülfe kommen konnten; diesen letzteren stellte Demetrius nur 10 entgegen; aber seine Linie war um 30 Schiffe stärker als die feindliche, so daß er das Übergewicht besaß und dem Gegner eine schwere Niederlage beibrachte. Ptolemäus ist nur mit 8 Schiffen entkommen; 70 waren in die Hände des Demetrius gefallen.

Man rühmt die Mäßigung und Freigebigkeit des Demetrius, der dafür sorgte, daß seinen Feinden ein prächtiges Begräbnis zu Teil wurde, und den Athenern 1200 vollständige Rüstungen schenkte: denn immer darauf war sein

Sinn gerichtet, sich Bewunderung zu erwecken. Aber die Schlacht brachte noch eine sehr unerwartete Wirkung hervor. Demetrius beauftragte unverzüglich nach der Entscheidung einen Vertrauten des Hauses, Aristodemus, der schon in dessen Geschäften in Griechenland thätig gewesen war, seinem Vater, der sich in Antigonia aufhielt, die Botschaft zu überbringen. Ehe noch jemand von dem Erfolge unterrichtet war, ließ Aristodemus das Schiff entfernt vom Lande halten, begab sich auf einem Nachen allein ans Land, antwortete keinem, der ihn fragte, bis er an die Königsburg gekommen war. Antigonus, auf Nachrichten äußerst begierig, trat in die Thür; das Volk stand in Haufen umher. Laut rief Aristodemus: O König Antigonus, wir haben gesiegt, Cypern ist unser! Diese Anrede inaugurierte gleichsam eine neue Ära. Der Titel „König", den Aristodemus aussprach, wurde von dem Volke mit einem „Heil dem König Antigonus" wiederholt und von Antigonus angenommen, indem er zugleich seinen Sohn als König bezeichnete.

Antigonus war ein Mann von imponierender Gestalt und von rauhem Äußeren, scherzhaft gegen seine Soldaten, übrigens unzugänglich und herrisch, ein genauer Wirth und durch den Lauf der Ereignisse zu besonderem Machtgefühl gelangt. Es ist nicht anders anzunehmen, als daß er die königliche Würde, d. h. eine solche, der alle Gehorsam schuldig seien, zu erneuern gedachte; denn auf diesem Wege war er bereits begriffen; der Krieg, den er führte, war eben daher entsprungen, daß er eine Art von Oberhoheit in Anspruch nahm. Nachdem nun ein großer Sieg erfochten war, trug er kein Bedenken, auch einen Titel anzunehmen, der ihn über alle Anderen erhob. Indem er eine volle Unabhängigkeit für sich selbst in Besitz nahm, wollte er eine solche seinen Gegnern Ptolemäus und Kassander doch nicht zugestehen. Aber wie hätte sich denken lassen, daß diese vor ihm zurücktreten würden? Auch sie entschlossen sich jetzt, einer nach dem anderen, den Titel „König" anzunehmen. Es geschah in Opposition gegen Antigonus, der seinen Anspruch auf die Oberhoheit durch die Annahme des königlichen Titels zu verstärken meinte. Die Annahme desselben Titels von seiten der anderen bedeutete, daß sie seinesgleichen seien, ebenso selbständig wie er und unabhängig von ihm. Obwohl Ptolemäus Cypern verloren hatte, so wurde er doch in Ägypten zum Könige ausgerufen; es scheint ihm dort ein geheimnisvolles Ansehen gegeben zu haben, daß er im Besitz der sterblichen Überreste Alexanders des Großen war, die ihm der Führer des Leichenwagens überlassen hatte. Ein Versuch des Antigonus, den Ptolemäus in Ägypten selbst aufzusuchen, mißlang mehr durch die Ungunst des Wetters und des Klimas, als durch die Waffen, und wenn sich Demetrius von Cypern mit seiner Seemacht nach Rhodus wandte, so fand er hier die hartnäckigste Gegenwehr, die ihn zuletzt nötigte, der Insel die Neutralität zuzugestehen.

Mit diesem Widerstande, welchen Ägypten und Rhodus dem Demetrius leisteten, hängt es zusammen, daß mitten in dem Kriegsgetümmel sich wieder haltbare Selbständigkeiten erhoben; die bedeutungsvollste von allen war die

des Seleukus in Babylon und im oberen Asien. Seleukus, einer von den jüngeren Kriegsgenossen Alexanders, der sich besonders in den indischen Feldzügen einen Namen verschafft hatte, war wegen seines Anteils an dem Sturze des Perdikkas von den Macedoniern, die sich um Antipater scharten, zum Satrapen von Babylon erhoben worden. Er hielt sich auch in dem Kampfe gegen Eumenes an Antigonus. Dann aber trat zwischen ihnen ein Zwiespalt ein, der in seinem Ursprunge für die allgemeine Lage bezeichnend ist. Antigonus wollte als Inhaber der königlichen Macht den Satrapen von Babylon anhalten, über die Einkünfte des Landes Rechnung abzulegen. Dessen weigerte sich Seleukus: denn auch er sei von den Macedoniern zum Satrapen ernannt worden, was ihn von Antigonus unabhängig mache. Zunächst nun war Antigonus der Stärkere. Seleukus, unfähig, sich gegen ihn zu behaupten, ergriff mit einer Anzahl von Getreuen die Flucht und wendete sich an Ptolemäus, der in dem Rufe stand, daß er gefährdeten Freunden gern die Hand biete. Seleukus nahm nun vielen Anteil an den ersten Fehden zwischen Antigonus und Ptolemäus und an der Schlacht von Gaza, durch welche sich Ägypten behauptete. Zu den Nachwirkungen dieser Schlacht gehörte es, daß auch Seleukus nach Babylon zurückkehrte. Antigonus war hier nicht recht einheimisch geworden, wie schon jene Chaldäer andeuteten, die ihm sagten, er müsse sich entweder der Person des Seleukus bemächtigen, oder er werde von diesem selbst zu Grunde gerichtet werden. Seleukus fand die beste Aufnahme. Es ist ein Ereignis von hoher Bedeutung, daß es diese Länder der ältesten und eigentümlichsten Kultur, Ägypten und Babylon waren, wo die macedonischen Heerführer zuerst zu einer Herrschaft gelangten, welche territoriale Sympathien erwarb, und aus der dann die neuen Reiche hervorgingen. Seleukus verschaffte sich in dem oberen Asien eine selbständige Autorität. Er hat dieselbe hauptsächlich dadurch erlangt, daß er sich mit einem indischen Machthaber, Sandrokottus, auseinandersetzte. Man wird, wenn ich nicht irre, in der Erhebung des Sandrokottus ebenfalls ein nationales und religiöses Moment zu erkennen haben. Eine buddhaistische Sage ist übrig, nach welcher es die Brahmanen waren, durch die Sandrokottus veranlaßt wurde, sich in dem Reiche der Prasier, welches von Alexander bedroht, aber nicht angegriffen war, der Herrschaft zu bemeistern. So ward das Reich von Palimbothra gegründet. Seleukus wäre nicht fähig gewesen, es zu stürzen; es genügte ihm, eine Abkunft mit Sandrokottus zu schließen, kraft deren ein halbes Tausend Elephanten ihm zur Verfügung gestellt wurde. Diese bildeten fortan den Nerv der Macht, durch welche Seleukus das obere Asien unterworfen hielt. Gegen eine Verbindung von Babylon und Indien, eine macedonisch-griechische und indische Streitmacht, konnte sich Persien nicht wieder erheben. Überdies aber kam Seleukus dadurch in den Stand, auch in die Entzweiungen des vorderen Asiens einzugreifen. Die wichtigste Ursache des Streites, der hier zum Ausbruch kam, war die folgende.

Auch Lysimachus, der die ihm anvertraute Satrapie von Thracien dort

zur Herrschaft über die Eingeborenen entwickelte, in höherem Grade als Philipp und selbst Alexander, hatte eine Selbständigkeit gewonnen, die ihn abhielt, sich dem Antigonus zu unterwerfen; auch er nahm den königlichen Titel an.

In einem ähnlichen Falle war Kassander in Macedonien, der wenigstens auf seinen Münzen als König erscheint, obwohl es wahr sein mag, daß er sich nicht als solcher unterschrieb. In der Sache lag, daß sich eine Art von Bundesgenossenschaft zwischen Seleukus, Lysimachus und Kassander im Gegensatz gegen die Prärogative bildete, welche Antigonus in Anspruch nahm und welche auch die Ptolemäer nicht anerkannten. Antigonus legte Hand an, vor allem Kassander in Macedonien zu unterwerfen. Dabei kam ihm nichts so sehr zu statten, als die Thätigkeit und das Talent seines Sohnes Demetrius, mit dem er immer in gutem Verhältnis stand; er sah es gern, wenn die Welt erfuhr, daß dem so sei. Demetrius war ebenfalls von imponierender Gestalt, wenngleich nicht ganz so hochgewachsen wie sein Vater. Mit der Furchtbarkeit und Würde des Vaters verband der Sohn Anmut und Schönheit. Der Ausdruck der Verwegenheit in seinem Angesicht wurde durch einen Zug von königlichem Adel gemildert. Er war ein guter Gesellschafter und liebte Weingelage mit seinen Kampfgenossen; doch that das seiner Applikation auf die Geschäfte keinen Eintrag. Er hatte Sinn für griechische Kultur, den Ehrgeiz selbst, in die Mysterien eingeweiht zu werden. Die Athener verehrten ihn wie einen Gott. Indem er den Griechen überhaupt die Herstellung ihrer Freiheit versprach, geriet er mit Kassander in immer neue Feindseligkeiten, in denen er aber die Oberhand behielt. Er entriß demselben nicht allein die griechischen Gebiete, sondern bedrohte ihn in Macedonien, so daß Kassander es bereits für das beste hielt, mit Antigonus in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Der aber wies eine Aussöhnung zurück, bei der ihm Bedingungen gemacht werden sollten. Hierüber entrüstet, wandte sich Kassander zuerst an Lysimachus, der ohne ein unabhängiges Macedonien sein Thracien nicht hätte behaupten können, zugleich aber an die beiden neuen, bereits selbständig gewordenen Herrscher, Ptolemäus und Seleukus. Die vier Könige vereinigten sich gegen den fünften, der die allgemeine Oberherrschaft in Anspruch nahm.

Bei Ipsus in Phrygien trafen die Heere zusammen, im Sommer des Jahres 301. Antigonus hatte anfangs vom Geschwirre der Vögel gesprochen, die er mit einem Steinwurf auseinandertreiben werde. Aber es mußte doch Eindruck auf ihn machen, daß sich Lysimachus und Seleukus am Halys vereinigten und überhaupt ein Heer im Feld erschien, das, an Zahl nicht eben stärker als das seine, durch die Elephanten, die Seleukus herbeiführte, ein unzweifelhaftes Übergewicht bekam. Die Elephanten bildeten in der Kriegführung der Zeit ein sehr wirksames und gefürchtetes Moment. Antigonus hatte deren 75, Seleukus führte 400 herbei. Schon hierüber scheint in dem Lager des Antigonus ein Vorgefühl des kommenden Unglücks entstanden zu

sein. Von ihm selbst erzählt man: er, der sonst immer den Sieg für unzweifelhaft gehalten, habe jetzt die Götter angerufen, ihm entweder den Sieg zu verleihen oder einen raschen Tod vor der Niederlage. Wohl behielt nun bei dem ersten Zusammentreffen die Reiterei des Demetrius die Oberhand; doch wurde dadurch um so weniger entschieden, da er zu weit vordrang und die Phalangiten den Kampf gegen die indischen Elephanten nicht wagen wollten. Es war nicht ein Porus, den sie zu bekämpfen, nicht ein Alexander, den sie zu verteidigen hatten. Sie waren nicht gemeint, alles an alles zu setzen, um einen Antigonus gegen andere Feldobersten der macedonischen Armee zu beschützen. Als Seleukus die Phalanx auffordern ließ, auf seine Seite zu treten, gab ein großer Teil derselben seiner Aufforderung Gehör. Antigonus erwartete noch die Rückkehr seines Sohnes von der Verfolgung; aber ehe er denselben wiedergesehen hatte, erlag er den Wurfgeschossen der Feinde. Er war bereits über 80 Jahre alt. Demetrius zog sich auf die Flotte zurück, von der er das Heil erhoffte.

Man darf vielleicht Wert darauf legen, daß es doch kein eigentlicher Kampf zwischen den macedonischen Phalangen war, was die Schlacht von Ipsus entschied, sondern mehr der Übergang des einen Teiles zu dem anderen. Die Einheit der macedonischen Kriegsmacht wurde noch einigermaßen aufrecht erhalten. Die Schlacht von Ipsus hat einen ähnlichen Charakter, wie das Ereignis am Nil. Wie am Nil der Erste, der nach Alexander eine allgemeine Autorität in Anspruch nahm, umgekommen war, so wurde bei Ipsus der Zweite, der eine solche, obwohl in geringerem Maße, auszuüben befugt zu sein glaubte, niedergeworfen und beseitigt. Durch die Schlacht von Ipsus wurde entschieden, daß die Feldherren-Könige untereinander gleich seien. Aber in demselben Moment entstand wieder eine andere, mehr territoriale als universelle Frage dadurch, daß die Herrschaft des Antigonus in Asien aufgelöst und sein Gebiet unter die Sieger geteilt wurde. Seleukus vereinigte mit den ostasiatischen Provinzen auch Mesopotamien, Armenien, Syrien bis an den Euphrat; Ptolemäus befestigte sich in dem Besitz von Cölesyrien: zwei neue Reiche weiten Umfangs und nunmehr befestigter Weltstellung.

Indem sich hierdurch eine Grundlage für die folgende Gestaltung des Orients bildete, nahmen die Angelegenheiten in Europa einen ganz anderen, eigentlich entgegengesetzten Verlauf. Dort wurde die Gewalt des Antigonus zerstört; hier gelangten die Nachkommen desselben zum Throne von Macedonien. Vergegenwärtigen wir uns mit einem Worte, wie das geschah!

Demetrius Poliorcetes, der bereits den größten Namen unter den Anführern der Truppen errungen hatte, behauptete sich noch zunächst in Cypern und an den benachbarten Küsten von Cilicien und Phönizien. Aber seine Macht nach Osten zu wenden, konnte er doch nicht gemeint sein; das Element, auf dem er wirkliche Macht besaß, war das Meer. Sein Interesse rief ihn nach Griechenland, wo er kurz vorher zum Strategen erhoben worden war. Nun mußte er freilich erleben, daß seine Autorität in Griechenland durch den

Ausgang der Schlacht von Ipsus untergraben worden war; Athen, um das er so große Verdienste zu haben behauptete und wirklich hatte, fiel von ihm ab; andere Städte folgten diesem Beispiel. Aber dieser Abfall verdoppelte den Ehrgeiz des Demetrius, dem jetzt auch ein gewisses Recht zur Seite stand; er wandte seine Macht gegen Athen. Die Stadt fand Unterstützung bei den Königen von Thracien, Macedonien und Ägypten; es schloß ein universales Interesse ein, ob Demetrius Athen überwältigen werde oder nicht. Auch ihm kam aber das Übermaß der Demokratie, das hier zu einer Art von Tyrannis führte, zu statten. Indem sich Athen in einer wilden inneren Spaltung zerrüttete, entwickelte Demetrius seine Seemacht so glücklich, daß ihm ein herbeikommendes ägyptisches Geschwader nichts anhaben konnte; er wußte dann der Stadt ihre Zufuhr abzuschneiden, so daß sie sich, von innerem Hader zerfleischt und von Hunger gepeinigt, ihm unterwerfen mußte. Jedermann kennt die Scene, wie Demetrius dann das Volk im Theater versammelte und demselben, welches Strafdekrete erwartete — denn es war von den Truppen des Siegers umgeben —, Verzeihung, Herstellung seiner Freiheiten und ein höchst erwünschtes Geschenk an Lebensmitteln ankündigte. Denn der litterarische Ruhm der Hauptstadt wirkte auch auf die Behandlung zurück, welche ihr zu teil wurde. Demetrius war eben ein Mann, welchen Gefühle dieser Art beseelten; er wollte Großmut üben und dafür gelobt sein. Er machte dann nicht so viel daraus, daß er die Reste der asiatischen Besitzungen seines Vaters verlor, die in die Hand seiner Nachbarn fielen; schon eröffnete sich ihm ein neuer Schauplatz seiner Thätigkeit. König Kassander von Macedonien nämlich war um diese Zeit gestorben, und unter seinen Söhnen war keiner, der ihn hätte ersetzen können. Der älteste von ihnen, der ihm nachfolgte, starb eines frühen Todes; dessen Brüder aber gerieten über die Erbschaft in offenen Kampf.

Niemals hat es eine Zeit gegeben, in welcher das Streben nach der höchsten Gewalt verbrecherischere Unthaten hervorgebracht hat, als diese. Das gräßlichste von allen hat der ältere der noch überlebenden Söhne Kassanders begangen. Er hat seine Mutter umgebracht, weil er vermeinte, sie gäbe dem jüngeren Bruder, Alexander, den Vorzug vor ihm. Er stiftete sich ein Andenken des Abscheus. Der jüngere, Alexander, schwankte zwischen fremden Einflüssen hin und her, so daß es sich erklären läßt, wenn die Macedonier ihr Augenmerk auf den Schwiegersohn des alten Antipater, Demetrius, dessen gemäßigtes Verhalten bei ihnen in guter Erinnerung geblieben war, richteten. Demetrius ließ Alexander bei einem Gastmahl zu Larissa umbringen; die macedonischen Truppen, die diesen begleitet hatten, traten dann zu Demetrius über. Sie führten denselben nach Macedonien, wo er gute Aufnahme fand, zumal da er seinen Sohn, zugleich den Enkel des Antipater, Antigonus Gonatas, der sein Erbe sein sollte, herbeiführte. Demetrius faßte, durch diesen Succeß ermutigt, den Gedanken, noch einmal nach Asien vorzudringen und die Herrschaft seines Vaters zu erneuern. Aber eben indem er

dazu schreiten wollte, wurde er von den Truppen, die er in dieser Absicht versammelt hatte, verlassen.

Sie hatten ihm wohl die Herrschaft in Macedonien verschafft, wobei sie nicht viel wagten; aber ihn nach Asien überzuführen und in die Gewalt seines Vaters herzustellen, was nicht ohne den blutigsten Kampf gegen die Truppen der anderen Fürsten, die doch auch dem macedonischen Kriegsheere angehörten, geschehen konnte, lag nicht in ihrem Sinn. Es ist das Ereignis vom Nil und von Ipsus zum drittenmal. Die Macedonier versagten dem Führer den Dienst, der sie in einen gefährlichen Kampf, der auf persönlichem Eigenwillen beruhte, verwickelt hätte.

Die Kriegsvölker standen davon ab, ein alle Eroberungen Alexanders umfassendes einheitliches Reich zu bilden. Sie fügten sich in die Notwendigkeit von territorialen Absonderungen, die doch auch sehr umfassend waren, aber ihrerseits immer neue Schwierigkeiten hervorriefen. Damals hatte sich durch Lysimachus, wie angedeutet, das Königreich Thracien gebildet, das auch einen Teil von Kleinasien umfaßte, und von dem vielleicht zu wünschen gewesen wäre, daß es sich erhalten hätte, um den benachbarten Barbaren, nicht mehr denen von scythischem, sondern hauptsächlich denen von keltischem Ursprung, zu widerstehen. Allein zu einem sicheren Bestand konnte es dieses Königreich doch nicht bringen. Auf der einen Seite lag es mit Macedonien in unaufhörlichem Kampfe. Die Anfälle von dieser Seite jedoch wehrte Lysimachus glücklich ab. Demetrius verwickelte sich, indem er zugleich Macedonien und Griechenland zu behaupten und Thracien zu erobern suchte, dann aber sich nach Asien wendete, immer unternehmend und rücksichtslos, wie er war, in feindselige Verhältnisse mit Seleukus, in dessen Hände er geriet, so daß er als der Gefangene desselben gestorben ist. Aber auch zwischen Lysimachus und Seleukus brachen Zwistigkeiten aus. Gegen Antigonus und dessen Sohn waren sie vereinigt gewesen; als von denen nichts mehr zu fürchten war, gerieten sie selbst miteinander in Streit. Es waren die beiden letzten Gefährten des großen Alexander; sie standen bereits in hohen Jahren. Aber in diesen zu Königen gewordenen Heerführern lebte eine niemals ruhende Eifersucht auf den ausschließlichen Besitz der höchsten Gewalt, der es an einer legitimen Repräsentation gebrach, eine Eifersucht, die ihre Familien zerrüttete und ihre gegenseitigen Verhältnisse immer von neuem verwirrte. Wie jener macedonische Fürst seine Mutter, so hat Lysimachus seinen Sohn getötet, sobald ihm derselbe gefährlich erschien. Dessen Freunde und Anhänger nahmen ihre Zuflucht zu Seleukus, worauf es zwischen den beiden Königen selbst zum Kampfe kam. Lysimachus erlag bei dem ersten Zusammentreffen mit Seleukus. Seine Gewalt löste sich auf; sein Königreich verschwand. Und über den Trümmern desselben behauptete sich Macedonien oder wurde vielmehr neu begründet. In der Verwirrung, die man als die Zeit der Anarchie bezeichnet, erlangte Antigonus Gonatas, Sohn des Demetrius, Enkel Antipaters, im Jahre 278 den Thron von Macedonien. Die Autorität der alten Könige

geriet auch hier definitiv in die Hände eines Geschlechtes, dessen Stifter zu den Kriegsführern Alexanders gehörte. Die Regierung des Antigonus Gonatas macht Epoche in der Geschichte des Landes. Er behauptete das Ansehen Macedoniens in Griechenland, ohne dies doch zu beherrschen. Er hatte die schwersten Kämpfe mit den nördlichen Barbaren zu bestehen und geriet zugleich in Berührungen mit den westlichen Mächten, welche um das Schicksal Italiens miteinander rangen. Wir werden dieses Reiches später in anderem Zusammenhange gedenken. Hier fassen wir die Entwickelung der beiden anderen Reiche, die sich auf den Bahnen bewegte, welche Alexander der Große eröffnet hatte, ins Auge: eine der großartigsten, welche die Weltgeschichte kennt.

Unter den großen Berühmtheiten der Welt, wenngleich nur ein Stern zweiten Ranges, aber von hellstem Glanze, erscheint Seleukus Nikator. Seine Geschichte ist von Sagen umgeben, wie die des Cyrus und des Romulus, was wenigstens von der Bedeutung zeugt, welche die Zeitgenossen ihm beilegten. Ihm hauptsächlich waren die großen militärischen Entscheidungen der Epoche zuzuschreiben. Nachdem er Vorderasien anfangs mit Lysimachus geteilt hatte, nahm er infolge des erwähnten Kampfes auch dessen Anteil an sich. Er herrschte vom Hellespont bis zum Indus. Vornehmlich durch ihn gelangte die griechisch-macedonische Macht in Asien zu festem Bestande. Die Macht des persischen Reiches, welche darauf beruhte, daß sie den unterworfenen Völkerschaften alle Selbständigkeit der Bewaffnung entzog, war eine Vorbereitung für das Übergewicht der Macedonier und Griechen. Alexander hatte Recht, wenn er meinte, die asiatischen Völker von dem persischen Joche zu befreien; denn Widerstand bei den Populationen hatte er nur etwa in Tyrus und endlich am Indus gefunden; doch war seine Herrschaft noch nicht zur Haltbarkeit gelangt, als sie in die Hand des Perdikkas überging. Man hätte erwarten können, daß sie durch die Kämpfe der Heerführer untereinander geschwächt worden wäre, aber wir bemerkten schon, daß diese doch nie sehr blutig waren. Das macedonische Heer vermied, was in einer anderen Weltepoche dem in mancher Hinsicht ähnlichen Heere der Franken begegnet ist: niemals kam es zu einem ernstlichen Kampfe des einen Teiles gegen den anderen. Wenn diese Teile sich aber sonderten, so hatte das wieder den Vorteil, daß sie sich mehr in sich konsolidieren konnten. Man darf die Herrschaft des Seleukus nicht geradehin als eine Fortsetzung von der Alexanders, noch auch des persischen Reiches ansehen; sie hatte ihren eigenen Mittelpunkt in Babylon. In der That war sie mehr eine Erneuerung des babylonisch-assyrischen Reiches, welches sich unter der Einwirkung des macedonisch-griechischen Heeres von Persien und Medien wieder losriß. Die Magier wurden so zu sagen von den Chaldäern ausgestoßen. Der Bel zu Babel gelangte in der Hauptstadt des Seleukus, Seleucia, zu einer religiösen Bedeutung für das obere Asien, die er in den früheren Zeiten nie gehabt hatte. Nicht in Persien, wohl aber in Medien finden sich Ansiedelungen des neuen Herrschers von nicht geringer Bedeutung. Der Zusammenhang

mit Indien wurde, obwohl Sandrokottus selbständig war, niemals aufgegeben, wie die Münzen griechischen Gepräges bezeugen, die man in jenen Regionen findet. In anderen hielt sich, wie schon unter Alexander, eine gewisse Vermischung orientalischen und macedonischen Wesens. In Armenien hatte sich ein Perser Orontes behauptet, und schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts finden wir einen neuen König: eine Münze nennt Arsames. In Kappadocien behauptete sich Ariarathes, der sich rühmte, von einem der ersten Vertrauten des Darius abzustammen, im zweiten Jahrhundert finden wir einen griechisch gebildeten König, Ariarathes V.

Auch die Mithridate am Pontus, die von den Nachfolgern Alexanders schon um das Jahr 300 anerkannt wurden, bezeichnen sich als Nachkommen eines persischen Großen, Artabazus, aus Darius Hystaspis' Zeit. Schon früh befleißigten sie sich jedoch griechischer Bildung; einer von ihnen wird als Bewunderer Platos bezeichnet. Auf der nordwestlichen Hochebene von Medien erhielt sich ein Überrest des persischen Reiches. Auch nach dem Falle desselben war Atropates dort Statthalter geblieben, dessen Namen sich in dem Namen der Landschaft Jahrhunderte lang fortgepflanzt hat. Nicht selten wurde das Gebiet des Seleukus, von den kaspischen Pässen bis Ekbatana hin, von da aus feindlich überzogen und die Verbindung zwischen Kaspischem und Schwarzem Meere, auf welche Seleukus dachte, durchbrochen.

Nur dunkel und einsilbig werden die Feindseligkeiten zwischen Medien und Syrien erwähnt, von welchen Strabo sagt, daß sie den Anlaß zum Abfall von Baktrien und Parthien gegeben haben. Auf dem alten Kulturboden von Baktra erhielt sich die griechische Herrschaft, keineswegs jedoch immer unter der Oberherrschaft des syrischen Reiches. Schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts treten unabhängige Herrscher griechischer Herkunft auf, wie Diodotus, dessen Haus von Euthydemus verdrängt wurde, dessen Sohn Demetrius als König der Inder erscheint. Die Griechen hatten sich dort eine neue feste Stellung gegründet und breiteten von da ihre Macht nach Indien aus. Der Geschichtsforschung sind diese Fürsten nur durch ihre Münzen bekannt, aus denen sich ergiebt, daß sie nicht selten sich untereinander bekämpft haben. Unvergeßlich sind sie als die Träger griechischer Macht und Kultur in den entferntesten Regionen; soviel man weiß, eben im Gegensatz mit ihnen, haben sich in dem Moment ihres Abfalls selbst die Parther gegen die Seleuciden empört unter der Führung des Arsaces, den Strabo als einen geborenen Scythen bezeichnet. Es waren die Reitervölker, welche früher immer den Persern Hülfe geleistet hatten, aber von den Griechen nicht in Unterthänigkeit gehalten werden konnten.

Wir sehen, das syrische Reich war weit entfernt, den ganzen Umkreis des persischen zu umfassen; seine wesentliche Macht beschränkte sich auf Mesopotamien, Babylon, Syrien und Vorderasien. Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das eingentliche Syrien. Es hatte vier große Städte: zwei im Binnenlande, Antiochia, Apamea, welches der Waffenplatz der Seleuciden

war, mit einer Festung auf einem Hügel, wo der Fürst auch seine Elephantengestüte hatte; zwei an der Küste, Seleucia auf einer von allen Seiten unzugänglichen Höhe der pierischen Berge stark befestigt, zur Zuflucht im Unglück. Wo der Felsen sich gegen die See senkt, war ein Hafen gezogen, um den sich eine Hafenstadt bildete, jedoch ganz getrennt von der eigentlichen Stadt, zu der die Fußgänger auf schief anlaufenden Straßen gingen; noch sieht man die Ruinen des Molo. Etwas südlicher finden wir einen anderen festen Platz mit besserem Hafen, Laodicea, durch Weinbau reich. Eine an Abwechselung und Kultur unvergleichliche Straße führte von Laodicia nach Antiochia.

Das ist die syrische Tetrapolis. Seleukus nannte Antiochia nach seinem Vater, Laodicea nach seiner Mutter — er mochte diese Gründungen für die wichtigsten halten —, Apamea nach seiner persischen Gemahlin, Seleucia nach seinem eigenen Namen.

Seleukus kann als einer der größten Städtegründer, die je gelebt haben, betrachtet werden. Noch Jahrhunderte später rühmt ihn Ammian als einen Mann von einer zum Ziele gelangenden kräftigen Wirksamkeit, der aus elenden Bauernhütten mächtige und blühende Städte geschaffen habe. Eine große Zahl von ihm gegründeter Städte reiht sich denen an, welche das Andenken Alexanders im Orient erhalten haben. Doch läßt sich das nicht bloß als ein persönliches Verdienst betrachten; es hing mit der großen Strömung des griechischen Kolonialgeistes zusammen. Wie lange und oft hatten die Griechen in Asien vorzudringen gestrebt! Aber durch die Übermacht des persischen Reiches waren sie energisch zurückgewiesen worden; nur als Mietstruppen hatten sie Eingang gefunden. Jetzt war dieser Bann gelöst; aller Schranken entledigt und durch den Umschwung der politischen Lage eingeladen, strömten nun die Griechen in Kleinasien, Syrien, Ägypten ein. Wir finden sie überall; selbst Judäa sah sich plötzlich an allen seinen Grenzen von griechischen Elementen, gleichviel ob sie von Syrien oder von Ägypten herkamen, umfaßt und ergriffen. Die Judäer benutzten den günstigen Augenblick, um an der Bewegung teilzunehmen, ohne doch darum ihren Zusammenhang mit ihrem Hohenpriester und mit Jerusalem zu lösen. Die Könige haben ihnen Anteil an den Rechten der Gemeindeverfassung gegeben, durch deren Bewilligung die Griechen herbeigezogen wurden. Denn das bei weitem überwiegende blieb doch das griechische Element. Und welche Städte sind es, die dieser Völkerbewegung ihren Ursprung verdankten! Antiochien war schon von Antigonus gegründet, der Macedonier und besonders Athener dahin führte. Die Rhetoren rühmen die Fruchtbarkeit des Bodens und die Anmut der Landschaft, das gelinde Wetter im Winter, die kühlenden Winde des Sommers. Eine Straße von ungewöhnlicher Dimension durchzog die Stadt, drei Viertel geographische Meilen lang, wie in der späteren Zeit ähnliche Neapel und Palermo. Eine Meile von der Stadt lag ein Hain des Apollo und der Diana, Daphne genannt, wo Kunst und Natur sich vereinigten, der Sitz des Genusses und der Schwelgerei.

Noch großartiger war die Stellung von Alexandria in Ägypten, der bedeutendsten von allen Gründungen Alexanders.

Die Ptolemäer behaupteten ein vorwaltendes Ansehen in dem Mittelmeere: Cypern wurde erobert, auch Rhodus schloß sich an. Wir finden ägyptische Kauffahrer im Schwarzen Meere. Die enge Verbindung des ägyptischen und des griechischen Wesens, die hierdurch entstand, zeigte sich auch darin, daß ein Abbild des Zeus-Hades aus Sinope nach Ägypten gebracht wurde, um dort als Serapis-Osiris der Unterwelt verehrt zu werden. Die Ptolemäer übten in den inneren Zerwürfnissen der Griechen des Mutterlandes immer einen sehr lebendigen politischen Einfluß aus, womit es zusammenhängen mag, daß durch sie die ältesten Mythen über die Verbindung Ägyptens mit Griechenland wieder auflebten. Was aber dem ptolemäischen Ägypten eine mit der alten Pharaonenzeit wetteifernde Weltbeziehung gab, war die erneuerte Schiffahrt nach Indien. Sie wurde von den Ptolemäern ihrer Stellung gemäß noch weiter ausgebildet. Wo die voneinander getrennten Kontinentalmassen tiefe maritime Einschnitte darbieten, begründeten dieselben eine Wasserstraße zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meere. Schon Necho hatte es versucht; doch war sein Kanal wieder versandet. Wie ihn Ptolemäus Philadelphus herstellte, so hat er bis zur Römerzeit bestanden. Zugleich wurde das Rote Meer von den arabischen Seeräubern gereinigt, so daß der Verkehr nach Indien mit Sicherheit wieder aufgenommen werden konnte. Was aus dem fernsten Orient, aus Arabien und Äthiopien kam, wurde nach dem Hafen von Alexandria geführt, von wo es nach aller Welt ging.

Daher gelangte Ägypten zu einem Reichtum und einer Blüte, wie es noch nie gehabt hatte. So zahlreich die alten Ansiedelungen waren, so wurden sie doch jetzt bei weitem überboten. Aber wir wollen die übertreibenden Angaben hier nicht wiederholen und es dahingestellt sein lassen, wie es mit den 74000 Talenten steht, die der ägyptische Schatz enthalten haben soll. Wenn es auch nur Kupfertalente waren, so ist doch die hier zusammenströmende disponible Geldmasse eine sehr bedeutende gewesen. Die bewaffnete Macht wird auf 3500 Kriegsschiffe und 240000 Mann zu Lande angegeben. Das Kriegsheer hatte, da es seiner Grundlage nach aus Macedoniern bestand, immer eine gewisse Selbständigkeit. Der Fürst bestieg nur auf Anerkennung der Truppen den Thron. Dieser Isegorie stand eine Isopolitie zur Seite, d. h. eine Gleichberechtigung der verschiedenen, in den Städten vereinigten Völkerelemente, Ägypter, Griechen und in Alexandria bereits auch Juden. Wenn es bei der Weltbewegung der Zeit nicht so sehr darauf ankam, ein neues Reich an die Stelle des alten zu setzen, als darauf, die getrennten und einander feindseligen Völkerelemente in Verbindung zu bringen, so wurde dieser Zweck vornehmlich in Ägypten erreicht. Die Religionen der Ägypter und der Griechen zogen sich gegenseitig an; die hellenistischen Ptolemäer pflegten die alteinheimischen Gottesdienste; Ptolemäus Lagi soll eine große Summe,

50 Talente verwendet haben, um den Apis wieder aufzufinden. Das ägyptische Altertum ward nach langer Verdunkelung wieder lebendig; Manetho betrachtete die alten Dynastien, insoweit man sie aus den Monumenten herauslesen konnte, als Vorläufer der Ptolemäer und diese als ebenbürtige Nachfolger der früheren Könige. So knüpfte Berosus die babylonische Tradition an das Haus der Seleuciden an. Beinahe ehrwürdig erscheint zwischen ihnen die Übersetzung des Alten Testamentes durch die sogenannten siebzig Dolmetscher; da ist von keiner Beziehung auf die Gegenwart die Rede; auch in der Übersetzung stellt sich das höchste Altertum in ungeschminkter Einfalt dar.

Von der größten Bedeutung aber für alle Zeiten ist, daß sich in Alexandria eine neue Metropole für die Entwickelung der griechischen Litteratur und Gelehrsamkeit bildete. Eine unmittelbare Veranlassung dazu entsprang aus dem fortdauernden Kampf der verschiedenen großen Interessen und Mächte, welche Griechenland zersetzten und beschäftigten. Was man einst schon in Macedonien gesucht hatte, bot jetzt Alexandria dar, Sicherheit und Muße für die Studien. Man darf hier nicht philosophische oder poetische Produktionen ersten Ranges erwarten; dazu waren die veränderten Zeiten überhaupt nicht angethan, und was der griechische Geist in diesen Zweigen zu leisten fähig war, hat er auf dem einheimischen Boden geleistet.

Aber in Alexandria wurde eine Bibliothek zustande gebracht, welche alle Monumente der griechischen Litteratur umfassen sollte. Talente für die allgemeine Gelehrsamkeit traten auf, wie sie bisher sich noch nicht hatten hervorthun können: Eratosthenes vor allen, ohne Zweifel einer der größten Bibliothekare, die jemals gelebt, und zugleich der leidenschaftlichste bei seiner Arbeit; als seine Augen ihm den Dienst versagten, so daß er nicht mehr lesen konnte, hat er, so erzählt man, überhaupt nicht mehr leben wollen, sondern sich durch Hunger getötet. Auch ihm aber hat die großartige Weltstellung Ägyptens neue wissenschaftliche Impulse gegeben; er hat die erste Gradmessung vollzogen, wiewohl mit unvollkommenen Mitteln. Unendlich wichtig wurde die Bekanntschaft mit der orientalischen Kosmologie, besonders den Beobachtungen der Chaldäer, für die Erforschung des Verhältnisses der Erde zu dem Weltsystem, dem sie angehört. Unmöglich aber wäre diese gewesen ohne die Ausbildung der mathematischen Wissenschaft. Alledem, was der grichische Geist geleistet, tritt die Ausarbeitung der mathematischen Methode, welche Euklides in Alexandria vollendete, ebenbürtig zur Seite. Auch Archimedes hat eine Zeitlang in Alexandria studiert. Die grammatischen Wissenschaften auf der einen Seite, die mathematisch-physischen auf der anderen, blühten in Alexandria nebeneinander auf; sie bilden eine Grundlage für alle spätere Wissenschaft der Welt.

Zwölftes Kapitel.

Ein Blick auf Karthago und Syrakus.

Der politische Zustand der östlichen Welt beruhte auf dem Gleichgewicht der drei macedonisch-hellenistischen Monarchien. Neben ihnen gab es aber noch eine Macht, die, ihnen von Grund aus entgegengesetzt, im Westen eine beherrschende Stellung einnahm. Solange die griechische Nationalität und der griechische Geist in dem Orient noch Widerstand fanden, waren sie durch Handel und Waffen gegen das westliche Europa vorgedrungen; denn die einmal entwickelten Kräfte haben immer eine unbegrenzte Ausbreitung im Auge. Hier stand ihnen das seegewaltige Karthago entgegen. Es entspann sich ein Kampf zwischen den griechischen Städten, welche Sicilien eingenommen, unter denen Syrakus die vornehmste war, und den Karthagern, welche die auf dieser Insel gewonnene Position zu behaupten und zu verstärken unaufhörlich beschäftigt waren. Es ist ein Kampf, der an sich eine gewisse Analogie mit dem macedonisch-persischen hat und sich mit demselben, wie wir sehen werden, einmal thatsächlich berührt, der aber doch einen ganz anderen Charakter trägt. Denn nicht zwischen großen Königen wird er durchgefochten, sondern zwischen zwei Republiken, von denen die eine semitischen Ursprungs und von oligarchischer Tendenz war, die andere, Syrakus, mit dem griechischen Mutterland eng verbunden, überwiegend demokratischen Formen huldigte, die aber immer wieder in die Tyrannis umschlugen. Vergegenwärtigen wir uns mit kurzen Zügen die Lage von Karthago!

Schon Strabo bemerkt die Einheit und beinahe Geschlossenheit der westlichen Regionen des Mittelländischen Meeres von da an, wo die Westspitze von Sicilien nur zwölf Meilen von der Nordküste Afrikas entfernt ist. Er bezeichnet diese Stelle gleichsam als eine Durchfahrt. Eben dort nun, in Kleinafrika, hat die tyrische Kolonie, Karthago, ein eigenes maritimes Reich gegründet. Vergeblich suchten die Griechen in ältester Zeit in Korsika und in Sardinien festen Fuß zu fassen; sie mußten von dort zurückweichen. Cagliari ist eine punische, d. h. karthagische Stiftung. Die Insel Malta (Melite) bekam von punischen Seefahrern ihren Namen, welcher „Zufluchtsort" bedeutet; auch Panormus ist eine punische Gründung. Aus denselben Elementen gebildet, von den nämlichen Antrieben belebt, wie Tyrus, besaß doch Karthago den Vorzug vor dieser seiner Mutterstadt, daß es keine mächtigen, mit einander in Konflikt stehenden Staaten in seinem Rücken hatte. Von den Griechen in Cyrene war es durch eine Wüste geschieden, in der die Grenzen durch ein Menschenopfer, der Sage nach ein freiwilliges, festgesetzt worden waren. Seine libyschen Nachbarn wußten von keinen fremden Einwirkungen, so daß die Punier eines ansehnlichen Landgebietes vollkommen mächtig waren. Allen

fremden Seefahrten nach der Meerenge hin widersetzten sie sich mit unnachsichtiger Eifersucht; sie versenkten die Schiffe, welche sie auf diesen Einbrüchen betrafen. Jenseit der Meerenge selbst haben sie zu beiden Seiten Kolonien gegründet. Das südliche Spanien war mit liby-phönizischen Ansiedelungen bedeckt; Tartessus, von wo die Griechen hatten weichen müssen, erkannte ihre Hoheit an. Wir haben einen Bericht von ihren Seefahrten in südlicher Richtung, in der sie das Kap Bojador umschifften. Man glaubt in ihren Nachrichten die Küsten von Senegambien wiederzufinden; sie haben auch da Kolonien gegründet. Die Verbindung des Mittelmeeres mit dem Atlantischen Ocean hatten sie ausschließend in Händen.

Zur Behauptung dieser Übermacht und zur Vollendung dieses merkantilen Reiches gehörte nun aber der Besitz von Sicilien, den ihnen die Griechen, vor allen die Syrakusaner, bestritten. Um die allgemeine Lage der Welt in dieser Epoche zu fassen, ist es unerläßlich, wenigstens auf die wichtigsten Momente dieses Kampfes einen Blick zu werfen.

Wäre es den Athenern mit ihrem Angriff auf Syrakus gelungen, so würden sich die Karthager schwerlich dauernd auf der Insel haben behaupten können. Der unglückliche Ausgang jenes Versuches schützte sie nicht allein vor der Gefahr, er gereichte ihnen selbst zum Vorteil: die von den Athenern aufgerufenen Hülfsvölker leisteten eine Zeit lang den Karthagern die nützlichsten Dienste. Und noch andere, zwar weniger geübte, aber um so zahlreichere Scharen aus Libyen, Spanien und Italien sammelte Hannibal, der Enkel des bei Himera gefallenen Feldherrn Hamilcar, um sich und führte sie im Jahre 410 nach Sicilien. An der Stelle, wo er zuerst landete, ist später Lilybäum, ein Hauptwaffenplatz der Karthager, erbaut worden. Er nahm Selinus, das noch in den Ruinen der Mauern gegen ihn verteidigt wurde; er überwand die Himeräer. Die Gefangenen, dreitausend an Zahl, ließ er an den Ort führen, wo einst sein Großvater gefallen war, und schlachtete sie alle diesem zu einem entsetzlichen Totenopfer.

Dieser Handlung des Entsetzens gegenüber zeigte sich das griechische Element doch nur sehr schwach. Syrakus besaß einen Mann, der es vermocht hätte, den Fortschritten der Karthager Einhalt zu thun, jenen Hermokrates, der auch in dem Kampfe gegen Athen das Beste geleistet hatte und dann den Lacedämoniern an der Küste von Kleinasien zu Hülfe gekommen war. Thucydides sagt von ihm, er habe weder an Einsicht noch an Tapferkeit einem anderen nachgestanden; aber wie es in diesen, von inneren Gärungen erfüllten Republiken der Fall war, daß häufig eben die besten Männer verjagt wurden, so hatte auch Hermokrates sich verbannt sehen müssen. Eine Zeit lang führte er den Krieg in Sicilien auf seine eigene Hand, stellte Selinus zum Teil wieder her, suchte das karthagische Gebiet mit Feindseligkeiten, die nicht ohne Erfolg waren, heim und erwarb sich allgemeine Anerkennung, nur nicht bei seinen politischen Feinden; sie dachten nicht daran, ihn zurückzurufen,

und als er es wagte, mit Hülfe einiger Freunde gewaltsam einzudringen, ward er dort auf dem Markte erschlagen.

Denn der Zwiespalt der Parteiung pflegt jede Rücksicht auf persönliches Verdienst, so groß dies auch sein mag, zu ersticken.

Als nun die Karthager bald darauf von neuem in Sicilien erschienen, fiel sogar Agrigent, nach Syrakus die zweite Stadt der Insel, in ihre Hände. Eben ihre Größe und Volksmenge wurden der Stadt, der es an Zufuhr mangelte, verderblich.

Das Ereignis erregte bei den sicilischen Griechen allgemeinen Schrecken; sie fürchteten, sich gegen die Übermacht der Karthager nicht behaupten zu können. Viele flüchteten mit Weib und Kind nach Italien; selbst auf Syrakus zählten sie nicht mehr: denn, wenn die syrakusanischen Strategen gewollt hätten, so würden sie Agrigent haben verteidigen können; man meinte, sie seien selbst mehr auf seiten der Karthager, vielleicht von ihnen bestochen. In dieser Verwirrung, welche die Besorgnis, von den Karthagern übermannt zu werden, hervorrief, hat sich ein Tyrann in Syrakus erhoben. Die Agrigentiner klagten nämlich die Führer der syrakusanischen Truppen in Syrakus an; aber bei deren Ansehen und Macht wagte niemand sich mit ihnen zu verfeinden, bis sich endlich einer von den alten Genossen des Hermokrates, Dionysius, ein Mann von geringer Herkunft, dazu ermannte. Er hatte dabei die Unterstützung des Historikers Philistus, eines begüterten Bürgers von gutem Hause, der ihm mit Geld beizustehen versprach, wenn sein Unternehmen scheitere. Aber es gelang auf das glücklichste; denn das Volk von Syrakus war von der Wahrheit der Anklagen überzeugt; die obschwebende Gefahr erfüllte alle Gemüter. Die alten Strategen wurden abgesetzt; unter den neuen erschien Dionysius, der ohne viel Mühe nach einiger Zeit die höchste Gewalt in seine Hände bekam.

Zunächst wurde jedoch dadurch in den allgemeinen Verhältnissen nichts geändert. Dionysius hielt es vielmehr in der Stadt selbst seines Ansehens wegen für erforderlich, von den Karthagern anerkannt zu werden; er schloß mit ihnen einen Frieden, nach welchem sie Himera, Selinus und Agrigent behielten, allen nicht unterworfenen Griechen aber eine gegenseitige Unabhängigkeit vorbehalten wurde, was dazu beitrug, ihre Macht vollends zu zersplittern.

In dem älteren Dionysius bemerkt man ein Gemisch von Entschlossenheit, List und Gewaltsamkeit, von Schwung und Thatkraft, das vielleicht dazu gehörte, um sich in der stürmisch gärenden demokratischen Gemeinde zu behaupten; eine wirkliche Tugend, welche einfach ist, darf man hier nicht suchen.

Wahrscheinlich hat ihm Philistus mit gutem Rat zur Seite gestanden. Philistus wurde später von Dionysius mißhandelt; er hat ihm aber dem zum Trotz in seiner Geschichte mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als jemand sonst.

Dionysius, sobald er sich einigermaßen befestigt glaubte, wagte es, den Krieg gegen Karthago zu erneuern, und sehr ansehnlich waren seine Rüstungen; aber an und für sich konnte sich doch Syrakus mit Karthago nicht messen.

Himilco, der demselben Geschlecht angehörte, wie Hannibal, erschien mit einer bei weitem überlegenen Macht, wenn es auch nicht buchstäblich wahr ist, was Ephorus gesagt hat, daß sein Heer 300 000 Mann gezählt habe.

Dionysius hatte nicht den Mut, es in den karthagischen Gebieten, wo er schon große Fortschritte gemacht hatte, zu einer Feldschlacht kommen zu lassen; er zog sich in seine Hauptstadt zurück. Bald aber sah er sich hier zugleich zu Lande und zur See von einem siegreichen und rachsüchtigen Feinde angegriffen. Der Demetertempel der Syrakusaner, fast ihr vornehmstes Heiligtum, wurde geplündert.

Da die Vorstadt von Achradina genommen war, die Belagerung auf das ernsteste fortschritt und die Feinde des Dionysius innerhalb der Stadt sich regten, so ließ sich nichts als Unheil erwarten; auch diesmal aber, wie bei dem Angriff der Athener, kam den Syrakusanern die Lage und das für alle Fremde verderbliche Klima von Syrakus zu statten. Nachtfröste, abwechselnd mit einer unerträglichen Hitze am Tage, die Ausdünstungen der sumpfigen Landschaft brachten unter den Karthagern eine ansteckende Krankheit hervor. Es war eine wirkliche Pest, welche in einer Weise um sich griff, daß Hamilco sich zum Rückzug entschließen mußte. Nur infolge einer Geldzahlung wurde ihnen die Heimkehr von Dionysius gestattet.

Schon hatte das Volk von Karthago von dem Unglück gehört und wartete, schmerzlich aufgeregt, am Hafen. Lautes Jammern erhob sich, als die Wenigen, die übrig geblieben waren, ans Land stiegen, endlich auch der Führer selbst, ungegürtet, in Knechteskleid. Vor allem sprach er sein Leidwesen darüber aus, daß er nicht auch umgekommen sei. Wehklagend geht er durch die Stadt, von der Menge begleitet, nach seinem Hause. Dort entläßt er dieselbe und verschließt die Thür; auch nicht einmal den Sohn läßt er vor sich. Hier hat er sich selbst getötet.

Die Karthager traten nach diesem Mißgeschick Tauromenium ab und ließen sich den Halykus als Grenze gefallen; obwohl sie mächtig blieben, so behielt doch auch Syrakus seine Unabhängigkeit und Bedeutung. Man kann dem älteren Dionysius nicht bestreiten, daß er seine Kräfte gewaltig regte. Er besiegte illyrische und sardinische Seeräuber, die italischen Griechen, und führte eine glänzende Regierung bis zum Jahr 367, in welchem er gestorben ist.

Sein Sohn war jedoch nicht fähig, ihn fortzusetzen. Innere Stürme brachen in Syrakus aus, in denen der aristokratisch gesinnte, ihm ebenfalls nahe verwandte Dio, der mit Plato so eng verbunden war, und eine demokratische Partei mit einander kämpften. Infolge dieser Entzweiung gewannen nun die Karthager das Übergewicht, so daß die Syrakuser in dem zwiefachen Gedränge innerer Kämpfe und äußeren Krieges endlich die Hülfe ihrer Mutterstadt Korinth aufs neue in Anspruch nahmen. Sie wurde ihnen von Timoleon gebracht, einem der entschiedensten Anhänger der demokratischen Grundsätze, zugleich aber einem Feldherrn ersten Ranges. Er gehörte zu der Schule des

Iphikrates und Chabrias und wurde durch die kriegsmännische Ausbildung der Hellenen jener Zeit, die sich auch in den Mietsvölkern repräsentierte, kräftig unterstützt; er verstand, diese zu führen. Mit 12000 Mann schlug er ein Heer der Karthager von 70000 Mann am Krimissus aus dem Felde. Zwei Jahre später ist Timoleon gestorben.

Es war immer die griechische Demokratie, die erst unter den Tyrannen und sodann unter den Tyranniciden (ein solcher war Timoleon) die Unabhängigkeit Siciliens von Karthago verteidigte. Ein bedeutungsvoller Anblick, diese beiden durchaus verschieden gearteten und von Natur feindseligen Gemeinwesen: das rege, in alle geistigen, politischen und kommerziellen Beziehungen der Griechen verflochtene Syrakus, die Vorderstadt der Griechen in den westlichen Regionen, in immer erneuertem Kampfe mit der Vorderstadt der Phönizier, dem seegewaltigen, dunklen, autonomen Karthago.

Von den Perserkriegen wurde Karthago berührt, aber doch nicht betroffen: der Untergang von Tyrus machte seinen politischen Beziehungen, wahrscheinlich auch den kommerziellen, zu Phönizien ein Ende. Es stand im vollen Gegensatz zu Alexander, von dem man, wie gesagt, voraussetzte, er habe einen Angriff auf Karthago bereits vorbereitet. Wer will sagen, wenn ein solcher Angriff wirklich unternommen worden wäre, welche Erfolge er gehabt hätte? Die Nachfolger Alexanders gerieten in einen inneren Kampf, der es ihnen zunächst unmöglich machte, ihre Augen nach dem Westen zu richten. Da geschah es, daß in Syrakus eine Gewalt entstand, die den Krieg mit Karthago auf eine Weise wieder aufnahm, durch welche dieses mit plötzlichem Verderben bedroht wurde.

Zu denen, die durch Timoleons Einfluß das Bürgerrecht in Syrakus erlangten, gehörte ein Einwohner von Rhegium, dessen Sohn, nachdem er anfangs, wie sein Vater, das Töpferhandwerk, d. h. doch wahrscheinlich ein Geschäft mit den kunstreichen Vasen und Urnen, welche damals für die Begräbnisstätten in Italien und Etrurien viel gesucht wurden, getrieben hatte, im Kriegsdienst emporkam, des Namens Agathokles. Es war ein junger Mensch, in dem sich außerordentliche Körperkraft mit Schönheit, entschlossenste Verwegenheit mit listiger Umsicht paarten.

Durch seine Vermählung mit der Witwe eines reichen und hochangesehenen Bürgers kam er in ein nahes Verhältnis zu den aristokratischen Geschlechtern, die ihn aber deshalb doch nicht begünstigten. Als Anführer einer Truppenschar den Krotoniaten zu Hülfe geschickt, erwarb er sich einen gegründeten Anspruch auf den Preis der Tapferkeit; dieser aber wurde ihm durch die Oligarchen von Syrakus versagt. Was könnte einen emporstrebenden jungen Mann tiefer kränken, als die parteiische Versagung einer Ehre, nach welcher seine Seele dürstet? In den inneren Zerwürfnissen der Bürgerschaft trat nun Agathokles auf die Seite des Volkes. Er wurde verbannt, zurückberufen, nochmals verbannt. Die Aristokratie verfolgte ihn, das Volk konnte ihn nicht schützen; nur durch die verschlagene Vorkehrung, daß er

einen anderen in seine Kleider steckte, entging er selbst dem Tode. Sein armer Partner wurde dann wirklich erschlagen, Er aber gelangte nun erst außerhalb der Mauern der Stadt zu einer selbständigen Position. In Unteritalien und in Sicilien herrschte noch all das Unwesen der zugleich inneren und äußeren Kämpfe, dem in Hellas selbst das Landfriedensgebot König Philipps Maß gegeben hatte. Überall gab es Scharen von Verbannten, die sich mit den Städten, aus denen sie hatten weichen müssen, in fortwährender Fehde befanden. An der Spitze solcher Exilierten hat Agathokles sich seinen Ruf erworben; nachdem er aufs neue aus Syrakus hatte flüchten müssen, sammelte sich eine heimatlose, freibeuterische Truppe um ihn, die in ihm ihren Führer mit unbeschränkter Gewalt verehrte und den Syrakusanern sehr lästig fiel. So weit können wir den biographischen Berichten folgen, welche Diodor in sein Werk aufgenommen hat. Er läßt auch die folgenden Ereignisse fast ausschließlich aus den Parteikämpfen der Stadt hervorgehen. Aber noch einen anderen Bericht haben wir übrig in dem Auszuge, den Justin aus Trogus Pompejus gemacht hat, bei dem das Verhältnis zu Karthago, ohne Zweifel das wichtigste, das vorlag, in den Vordergrund tritt. Demzufolge riefen die Syrakusaner, die damals mit den Karthagern in freundschaftlichem Vernehmen standen, die Hülfe derselben gegen Agathokles an. Einer von den Führern der karthagischen Truppen, des Namens Hamilcar, erschien, um ihnen eine solche zu leisten. Allein zuverlässige Freunde von Syrakus waren doch die Karthager niemals; Hamilcar brachte zwar eine Aussöhnung des Agothokles mit der Bürgerschaft zu stande, und dieser wurde mit seinen Scharen wieder in dieselbe aufgenommen. Aber er war bereits ein Condottiere auf eigene Hand. Das Einrücken und die Aufnahme seiner Truppen in die Stadt konnte nicht ohne gewaltsame Rückwirkung bleiben, welche dann Diodor hauptsächlich schildert. Der Unterschied zwischen den beiden Autoren ist sehr bezeichnend. Diodor läßt den Verbannten wieder aufnehmen gegen das eidliche Versprechen, das er giebt, nichts gegen die demokratische Verfassung der Stadt zu unternehmen; die Streitigkeit ist lediglich eine innere. Justin dagegen erzählt, Hamilcar habe Agathokles mit fünftausend seiner wilden Afrikaner unterstützt gegen das eidliche Versprechen, daß derselbe fortan die Oberherrlichkeit Karthagos anerkennen wolle. Die beiden Autoren lassen ihn schwören, jeder aber auf ein Versprechen, von dem der andere nichts weiß. Man könnte versucht sein, beide Verpflichtungen als geschehen anzusehen, nur daß keiner der beiden Teile etwas von dem erfahren hätte, was dem anderen zugesagt war. Sie wurden aber beide getäuscht. In Syrakus erfolgte eine der gräßlichsten Gewaltthaten, die je in den hellenischen Städten vorgekommen sind, ein zweitägiges Blutbad, welches zugleich über die Aristokratie und die Angesehensten aus dem Volke verhängt wurde. Man zählt Viertausend, welche getötet wurden, Sechstausend, denen es gelang, zu fliehen. Agathokles ließ dann sich selbst die höchste Gewalt übertragen, die, man möchte sagen, eine soldatische war. Es wäre kaum zu

erklären, daß Hamilcar dem hätte zusehen sollen, wenn er nicht mit Agathokles einverstanden gewesen wäre, in der Erwartung, daß derselbe sich unterwürfig gegen Karthago bezeigen werde. Aber Agathokles, der die Unabhängigkeit der benachbarten Städte wiederherzustellen suchte, trug auch kein Bedenken, Bundesgenossen der Karthager feindselig zu behandeln. Diese wendeten sich deshalb nach Karthago und machten Hamilcar den Vorwurf, daß er durch seine Begünstigung einen Mann an die Spitze von Syrakus gebracht habe, von dem sich nichts erwarten lasse, als eine immer wachsende Feindseligkeit gegen Karthago selbst. Ohne Zweifel hatte Hamilcar nach eigenem Gutdünken gehandelt, was man in Karthago immer dann als Verbrechen ansah, wenn es keine erwünschten Folgen nach sich zog. Hamilcar wurde in Karthago durch geheime Abstimmung zum Tode verurteilt. Eine Verantwortung wurde dem Verurteilten nicht gestattet. Man hat es damals für eine Gunst der Götter erklärt, daß er eines natürlichen Todes starb, ehe das Urteil Rechtskraft gewonnen hatte. Ein ernstlicher Krieg zwischen Karthago und Syrakus aber wurde nunmehr unvermeidlich; und bei weitem überlegen war das Heer, welches die Karthager unter einem anderen Hamilcar, Gisgos Sohne, in Sicilien aufstellten, dem syrakusanischen.

Agothokles war demselben nicht gewachsen. Bei Himera erlitt er eine Niederlage, besonders durch die Schleuderer von den balearischen Inseln, welche ungeheuere Steine warfen, worin sie von Jugend auf geübt wurden. Hamilcar wandte sich, ohne sich bei Gela, welche Stadt Agathokles indes ebenfalls durch die grausamsten Mittel in seine Hand gebracht hatte, aufzuhalten, zur Belagerung von Syrakus.

Hierauf erhob sich die ganze Insel gegen Agathokles. Die Kamarinäer und Leontiner, Katanäer, Tauromenier und Messaner, alle fielen den Karthagern bei, und Agathokles, der von einer überlegenen Macht zu Lande und zur See, für deren Abwehr nichts vorgekehrt war, heimgesucht wurde, glaubte seinen Untergang vor Augen zu sehen. In dieser Bedrängnis faßte Agathokles einen höchst verwegenen und doch treffenden Gedanken, der hauptsächlich seiner späteren Folgen wegen ihn unvergeßlich gemacht hat.

Er wußte, daß die Macht von Karthago in Afrika nur eine schwache sei, und beschloß, er, der Belagerte, die Angriffe der Karthager durch einen Angriff auf Afrika abzuwehren. Hierzu bildete er sich ein bewaffnetes Gefolge aus, das ihm vollkommen ergeben war. Wer ihm nicht auf sein Wort und sein Glück folgen wollte — denn seine eigentliche Absicht verschwieg er —, konnte zurückbleiben. Aus denen, die sich ihm unbedingt anschlossen, formierte er eine kompakte Truppe, in die er selbst kriegstüchtige Sklaven, die er durch einen Eid an seine Person fesselte, aufnahm. Mit dieser Schar setzte er, vom guten Glück unterstützt, ihr selbst unerwartet, nach Afrika über. Es waren alles Leute vom Soldatenhandwerk, die ihm auf seinen Namen zu einem Unternehmen folgten, bei dem es zunächst auf Eroberung der libyschen Landschaft, dann aber auf einen Angriff auf Karthago

selbst abgesehen war. Agathokles stellte seinen Leuten vor: wenn sie Karthago nähmen, würden sie Herren von Libyen und von Sicilien sein. Er trat nicht sowohl im Namen der Stadt auf, wie als Condottiere im eigenen Namen. Die Schiffe, die er herüberführte, steckte er selbst in Brand, wie er sagte, zu Ehren der sicilischen Göttinnen Demeter und Persephone.

Sein Unternehmen war ein Akt der Verzweiflung: auch seine Truppen waren verloren, wenn sie nicht siegten. Dieses Gefühl aber verdoppelte ihre Kraft. Sie schlugen ein karthagisches Heer, dessen Führer, soviel wir vernehmen, unter sich entzweit waren, aus dem Felde. Hierauf fiel eine Anzahl von Städten, deren Mauern die Karthager zerstört hatten, in die Hand des Agathokles. Die Bevölkerung des Landes erhob sich zu seinen Gunsten. Ein libyscher König trat zu ihm über; Utika wurde in Besitz genommen. Und indem die griechisch geschulte sicilianische Soldateska die Karthager bedrängte, erhob sich gegen diese noch ein anderer Feind von Cyrene her.

Cyrene war von dem Macedonier Ophellas, einem vertrauten Begleiter Alexanders des Großen, im Namen des Ptolemäus Lagi und mit dessen Kräften eingenommen und so mit den griechisch-hellenistischen Reichen in Verbindung gebracht worden. Dieser Ophellas hatte sich dann unabhängig gemacht. Jetzt gab er dem Ehrgeiz Raum, ganz Afrika zu beherrschen, und trat mit Agathokles in Verbindung, der ihm erklärte, er seinerseits werde sich mit Sicilien begnügen und ihm Afrika gern überlassen, wofern sie Karthago gemeinschaftlich zu überwältigen vermöchten. Und leugnen kann man nicht, daß, wenn die macedonischen Truppen, die Ophellas führte, und für welche er auf eine Verstärkung von Athen zählen durfte, mit den Truppen des Agathokles gemeinschaftlich gegen Karthago vorschritten, diese große Metropole in die dringendsten Gefahren geraten wäre. Die Angreifenden durften selbst erwarten, daß ein karthagischer Führer, Bomilcar, mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen würde. Es war denn doch die hellenische Kriegsmacht, mit welcher Karthago um seine Existenz ringen mußte.

Die Absicht, die man Alexander zuschrieb, schien nun, etwa dreizehn Jahre nach seinem Tode, ins Werk gesetzt werden zu sollen. Der Kampf der griechischen Götter gegen die orientalischen, der von Alexander in Tyrus ausgefochten worden war, versetzte sich nun auf diesen Boden. Die Weltherrschaft des griechisch-macedomischen Elementes, über den Orient hin soeben unerschütterlich befestigt, nahm den Anlauf, sich über den Occident hin auszubreiten.

Waren doch bereits in dieser Epoche, worauf wir bald zurückkommen werden, von Epirus aus Versuche gemacht worden, die griechische Herrschaft in Italien festzusetzen. Die Unternehmung des Agathokles kann nicht als ein bloßes Abenteuer angesehen werden. Wie sie so plötzlich zu gelingen schien, bildet sie einen Moment in der Geschichte des nach der Weltherrschaft strebenden griechischen Geistes. Dem gegenüber erwachte in den Karthagern die altsemitische Religiosität in ihrer vollen Stärke; sie erinnerten sich der Dinge,

die sie jemals gegen ihre Religion gethan haben mochten, der dem Herkules-Melkart in Tyrus nicht vollständig dargebrachten Zehnten, vor allem aber der dem Kronos Moloch nach ihrem gräßlichen Brauch nicht geopferten Erstgeburten. Man hatte fremde Kinder aufgekauft, insgeheim erzogen und statt der einheimischen geopfert. Für diese Übertretungen und Versäumnisse in ihrem Götterdienste glaubten sie jetzt gestraft zu werden und beschlossen, ihre Kinder wieder den abwärts gebeugten, umgekehrten Händen ihres ehernen Kronos aufzulegen, von denen dieselben in einen mit Feuer erfüllten Abgrund stürzten. Zweihundert Kinder aus den vornehmsten Familien wurden ausgesucht und öffentlich geopfert; viele, die sich einer ähnlichen Schuld verdächtig sahen, stellten sich selber dar oder vielmehr ihre Kinder.

Die Schiffe waren mit Schwarz bedeckt. An den Heerführern wurde jeder Fehler, jeder Verdacht mit dem Tode bestraft. Das düstere Karthago nahm nun aber zugleich noch einmal alle seine Kräfte zusammen, um die Angriffe, die ihm in Libyen selbst drohten, abzuwehren.

Und auf der anderen Seite: den Griechen war es nun einmal nicht gegeben, ohne eine herrschende Autorität zu einem großen Unternehmen zusammenzuwirken. Ophellas, der 20000 Mann herbeiführte, wurde von Agathokles hinterlistig umgebracht. Das cyrenische Heer vereinigte sich nun zwar mit dem sicilischen, so daß für den großen Kampf gegen Karthago damit anfangs sogar etwas gewonnen zu sein schien. Allein wie hätte Agathokles auf die Treue der Truppen rechnen dürfen, nicht allein der seinen, sondern auch der zu ihm übergetretenen cyrenischen? Es gab, wie berührt, einen Parteigänger in Karthago, der auf seine Seite zu treten gesonnen war; aber dieser wurde im letzten Augenblicke durch die Unruhe erschreckt, die in der griechischen Soldateska ausbrach.

Überdies aber: Agothokles selbst wurde durch die Unruhen, die während seiner Abwesenheit in Sicilien ausbrachen, dahin zurückgerufen. Sein Heer in Afrika vertraute er der Führung seines Sohnes Archagathos an. Wohl erlangte er selbst infolge des Rufes, der ihm vorausging, in Sicilien wieder die Oberhand. Aber indessen entwickelten die Karthager einen nachdrücklichen Widerstand. Sie stellten drei ansehnliche Heere ins Feld. Zwischen Archagathos dagegen und seinen Truppen brachen Mißhelligkeiten wegen des Soldes aus, dessen Zahlung der Sohn bis auf die Rückkehr des Vaters verschieben zu müssen angab. Wirklich kehrte bald darauf Agathokles nach Afrika zurück; und von Bedeutung ist es, wenn er dem Heere vorstellte, daß es zu ihm nicht eigentlich im Verhältnis des Söldnerdienstes stehe, sondern daß vielmehr die Beute des Sieges zwischen ihnen geteilt werden solle; sie möchten ihren Sold sich in Karthago holen. Ein Handstreich hätte vielleicht im ersten Moment gelingen können; einen Feldzug im vollen Sinne des Wortes zu führen, war Agathokles nicht im stande. So viel bewirkte er, daß ihm die Truppen noch einmal gegen den Feind folgten. Da ihm aber hiebei das Glück nicht günstig war, so brach in seinem Lager eine Empörung aus,

die ihn nötigte, vor seinen eigenen Truppen die Flucht zu ergreifen. Sein Sohn wurde von dem Kriegsvolk getötet; er selbst rettete sich. Das ganze Unternehmen zerrann, wie ein rasch vorüberziehendes Meteor. Reale Bedeutung gewinnt es erst dadurch, daß es der Macht, welche Karthago zu bewältigen bestimmt war, den Weg gezeigt hat. Wohl gelangte Agathokles hierauf in Syrakus zu einer befestigteren Stellung. Er nahm, wie die macedonischen Heerführer, den Titel „König" an. Das Altertum war einstimmig darüber, und ausdrücklich versichert es Polybius, daß er, nachdem er einmal seine Macht auf das gewaltsamste festgesetzt, sie auf das glimpflichste gehandhabt habe. Von einem Unternehmen auf Afrika konnte jedoch nicht weiter die Rede sein. Agathokles sah sich genötigt, einen Frieden mit den Karthagern zu schließen, durch welchen denselben das ganze Gebiet zurückgegeben wurde, das sie früher in Sicilien besessen hatten.

Daran knüpft sich überhaupt eine neue Erhebung der punischen Macht. Wenn im Orient der Geist und die Macht der Griechen vollkommen die Oberhand behielt, so behaupteten sich die Karthager im Occident denselben gegenüber in ungeschwächter Größe. Zwischen beiden Elementen, dem griechischen und dem punischen, würde die occidentalische Welt geteilt geblieben sein, wären nicht die Römer in ihrer Mitte aufgetreten.

II.

Die römische Republik und ihre Weltherrschaft.

II.

Die römische Republik und ihre Weltherrschaft.

Erstes Kapitel.

Traditionelle Geschichte Roms bis in das 4. Jahrhundert römischer Zeitrechnung.

Der Osten der Erde bis nach Hochasien und der Süden, das nördliche Afrika, waren in den Kreis der Geschichte gezogen, noch nicht das westliche, das eigentliche Europa. Die beiden großen Halbinseln, die apenninische, wie die pyrenäische, lagen noch im tiefen Dunkel. Der Osten war mit historischem Leben erfüllt und hatte die Elemente der Kultur, auf denen die Geschichte der Menschheit beruht, in sich entwickelt. Die beiden Halbinseln aber und das kontinentale Mittelland, das sie verbindet, waren von denselben nur in ihren Marken berührt, noch nicht eigentlich ergriffen. Die daselbst einheimischen Völkerschaften lebten in ihren besonderen Gesichtskreisen in stetem Krieg miteinander. Wenn nun die Nationen, die an dem Kampf im Osten entscheidenden Anteil genommen, die Griechen und die Punier, von Afrika und von Hellas aus nach Westen hin vordrangen, so ließ sich eine durchgreifende Einwirkung von ihrer Seite doch eigentlich nicht erwarten. Die Griechen waren in der Behauptung und Ausbildung ihrer östlichen Eroberungen vollauf beschäftigt. Mehr als einmal haben sie den Versuch gemacht, in das Innere des unteren Italien einzudringen, entweder selbständig oder in Verbindung mit den kriegerischen Nachbarn, denen sie sich überhaupt anschlossen, aber ohne nachhaltigen Erfolg.

Wohl noch niemand, dem es vergönnt war, die Ruinen von Pästum zu sehen, ist aus dem wilden Gestrüpp, das diese großartigen Überreste der griechischen Religion und Kunst umgiebt, ohne Schmerz und Bewunderung hinweggegangen; sie sind ein Denkmal der ältesten Einwirkungen der Griechen auf Italien. Den Griechen war es vergönnt, an diesen Küsten ihr eigentümliches Leben zu entfalten, aber die einheimischen Nationen zu überwältigen vermochten sie nicht. In der nämlichen Zeit, in welcher Alexander der Große den Orient den macedonisch-griechischen Waffen unterwarf, hat der Schwager

und Oheim desselben, Alexander von Epirus, unternommen, in Italien festen Fuß zu fassen. Er ist eben bei Pästum gelandet, das damals den Lukanern in die Hände gefallen war, aber hierauf im Kampfe mit denselben durch ihre Treulosigkeit untergegangen. Da ist zuerst der Name eines Königreichs Italien gehört worden.

So hatten die Karthager die südlichen Küstenstriche der pyrenäischen Halbinsel eingenommen, die dazu dienten, ihr maritimes Reich zu bilden; allein die benachbarten iberischen Völkerschaften sich zu unterwerfen, haben sie damals nicht einmal versucht. Überhaupt ist es nicht der Sinn oder die Ordnung der Weltgeschichte, daß die Kultur sich durch eine bloße Überlieferung verpflanzt; es muß lebendige Kräfte geben, welche sie selbständig aufnehmen, in sich verarbeiten, eigentümlich darstellen und mächtig genug sind, sie auch zu verteidigen und weiter auszubreiten.

Auf der Apenninischen Halbinsel gab es bereits eine Nation von uralter Kultur, die zu dem Völkerkreis gehört, welcher am frühsten aus dem Dunkel der Urwelt hervortritt. Die Etrusker haben für die Ausflüsse des Po und des Arno eine ähnliche Sorgfalt getragen, wie die Babylonier und Ägypter für die Ausflüsse des Nil und des Euphrat. Toskana verdankt ihnen die Bewohnbarkeit seiner Gefilde; mit Recht hat es ihren Namen bewahrt. Von hier aus breiteten sie ihre Wohnsitze bis nach den Rhätischen Alpen hin aus. Überall finden sich wie dort, so das rechte Ufer des Po entlang, Grabdenkmale mit Inschriften, aus denen wir ihre Sprache kennen lernen, und sonstige Spuren ihrer Niederlassung. Nach dem Süden hin nahmen sie die Küsten und die gesegneten Fluren Campaniens in Besitz. Noch sieht man häufig auf doppelten Anhöhen Überreste der Mauern, die sie errichteten, die einen für ihre Städte, die anderen für ihre Kastelle.

Die Völkerverwandtschaft, der sie angehören, ist noch immer nicht bis zur Evidenz zu ermitteln gewesen. Die Tausende von Inskriptionen, welche in den Gräbern gefunden worden sind, haben noch keine zuverlässige Auskunft über ihre Herkunft und älteste Geschichte gegeben. In ihren Kunstdenkmalen bemerkt man in verschiedenen Epochen den Einfluß verschiedener Völker des Altertums. Sie erinnern bald an Phöniker und Ägyptier, bald aber und zwar zumeist an Griechenland. Ihre Sprache, ursprünglich eigenartig, ist doch zuletzt in der einheimischen lateinischen aufgegangen. Zur See ist ihre Macht nicht ohne Bedeutung gewesen, aber zu einer umfassenden Ausbildung ist dieselbe doch nie gelangt. Auf der einen Seite sind sie von den Puniern, auf der anderen von den Griechen zurückgedrängt worden; wer will sagen, was sie geleistet hätten, wenn ihnen die Durchfahrt durch die Meerenge nach dem Atlantischen Meer nicht durch die Punier verwehrt worden wäre. Mit den Griechen, die das Mittelmeer nach Osten inne hatten, wären sie schon durch ihre geographische Position zu wetteifern unfähig gewesen. Glück genug, wenn sie sich in dem engeren Meer, das ihre Küsten unmittelbar bespülte, dem Tyrrhenischen, unbehelligt erhielten.

Ihr Gebiet auf der Apenninischen Halbinsel selbst hatte keinen wahrhaften Mittelpunkt; es erstreckte sich über weit voneinander entfernte Regionen sehr verschiedenen Charakters. Die Konföderation ihrer Städte genügte doch keineswegs zu einer alle beschützenden Gemeinschaft, wie das auch bei den Griechen der Fall war; niemals aber sind die etruskischen Städte zu einer inneren Ausbildung gelangt, wie die griechischen; sie liebten die höchste Gewalt mehr mit äußerem Prunk zu umkleiden, als in sich selbst stark zu machen. Eine hierarchisch-aristokratische Stammesverfassung beherrschte ihr gesamtes Dasein.

Von eigentümlichstem Charakter ist die Religion der Etrusker. Ihre Doktrin hat einige Züge von Tiefsinn und Größe, aber sie schließt eine abergläubische Deifikation der Naturkräfte in sich, welche in der Beobachtung der Blitze, des Vogelflugs und der Eingeweide der Opfertiere den Willen der Götter zu erkennen meinte. Wie wir die Etrusker vor uns sehen, über ein weites, offenes Gebiet ausgebreitet, zur See beschränkt, mit den territorialen Nachbarn in steten Feindseligkeiten begriffen und unfähig, die eingenommenen Positionen gegen dieselben zu behaupten, waren sie nicht geeignet, ein neues lebenskräftiges Element für den Fortgang der Weltgeschichte zu bilden. Auch die einheimischen Völkerschaften von verschiedenem Stamme, dem oscischen und dem umbrisch-sabellischen, welche wieder mannigfaltig gemischt in unaufhörlicher Fehde untereinander lagen und den Griechen, die von ihnen abgewehrt worden waren, doch als Söldner zu dienen anfingen, waren dies augenscheinlich nicht.

In der Mitte zwischen den beiden Bevölkerungen, welche das peninsulare Italien teilten, durch Herkunft und Sprache mehr der südlichen Hälfte angehörig, dehnte sich zur Linken des Tiber das Gebiet der Latiner aus. Das rechte Ufer am mittleren und unteren Lauf des Flusses war von den Etruskern eingenommen. Da, wo der Tiberstrom aus den sabinischen Bergen in die latinische Ebene eintritt, bespült er in seinem gewundenen Lauf eine Reihe von Hügeln, von denen einige schroff aus der Ebene hervorragen, andere die auslaufenden Anhöhen der benachbarten sabinischen Bergrücken bilden.

Hier, an den Konfinien der Latiner und Sabiner, den Etruskern gegenüber, ist Rom entstanden, eine Bürgergemeinde von beschränktem Gebiet, wie wir solche überhaupt im Vordergrund der Weltgeschichte finden, die aber bestimmt war, den Mittelpunkt des peninsularen Italiens und des Occidents zu bilden, die größte Werkstätte der Macht, welche die Kultur vom Osten in in sich aufgenommen und im Westen unvergänglich fortgepflanzt hat.

Historisch läßt sich die älteste Geschichte von Rom nicht darstellen. Vielleicht auf keinen Punkt der gesamten Geschichte ist der Wetteifer antiquarischer Gelehrsamkeit und philologischen Scharfsinns eifriger gerichtet gewesen, als darauf, den Ursprung und die Grundlagen der römischen Republik zu enthüllen; allein zu einem sicheren Ergebnisse ist die Forschung

noch nicht gelangt und wird sie schwerlich jemals gelangen. Selbst die Zeit der Gründung Roms läßt sich nicht angeben. Wenn man von den ersten Jahrhunderten derselben spricht, so wird doch die Zuverlässigkeit der herkömmlichen Chronologie, welche das Werk späterer Berechnung ist, damit nicht anerkannt. Aber wo die volle historische Wahrheit nicht zu entdecken ist, hat auch eine alte Überlieferung, so sagenhaft sie sein mag, ihren Wert; eine so großartige und inhaltsvolle Tradition, wie die römische, giebt es überhaupt nicht in der Völkergeschichte.

Sage vom Ursprung Roms und von den älteren Königen.

Wie man an den Ufern der Flüsse gerne nach ihren Quellen hinaufsteigt, so dürfen wir der Anfänge der Tradition hier wohl mit einem Worte gedenken, zumal da sie zugleich in das allgemeine Verhältnis einführt, welches für die Geschichte Roms überhaupt maßgebend geworden ist.

Es wirft ein eigentümliches Licht auf die alte Weltanschauung der Griechen, wenn sie von Herakles erzählen, er habe sich mit einer Tochter des Königs der Hyperboreer vermählt; aus dieser Ehe sei Latinus entsprungen. Überhaupt tritt in den Dichtungen, mit denen sie den größten ihrer Heroen feiern, das mittlere Italien bereits hervor.

Herodor aus Heraklea am Pontus, ein Zeitgenosse Herodots, der über Herakles ein besonderes Werk verfaßt hat, ließ denselben aus Iberien zurückkehrend in die Tiberlandschaften gelangen. Herakles erfüllt seine die Kultur der Welt vorbereitende Thätigkeit auch in Latium. Er bezwingt den gewaltthätigen und verschmitzten Räuber, der ihm seine Stiere entwendet, und empfängt vom Beherrscher des Landes, der als ein Grieche gedacht wird, — Evander — den Dank dafür, daß er ihn von diesem Unhold befreit habe.

Eine andere Reihe griechischer Sagen schließt an die Abenteuer an, von welchen die von Troja heimkehrenden Helden betroffen worden sein sollen.

Die älteste Auffassung ist zugleich die bedeutsamste. Hesiod knüpft an den Aufenthalt des Odysseus bei der Tochter der Sonne, Circe, an und läßt aus ihren Umarmungen einen Sohn hervorgehen, Latinus, „der die berühmten Tyrrhener beherrscht."

Die Gedichte von der Heimkehr verflochten auch bereits den Namen Rom in den Kreis ihrer Fiktionen; Rome ist in denselben eine Tochter der Penelope.

Nun aber spielten in den fabelhaften Erzählungen auch die Schicksale der gefangenen Troer neben denen der Griechen eine Rolle. Eine von diesen, die aus Aristoteles aufbehalten ist, berichtet: die Griechen mit gefangenen Troerinnen seien nach Latium im Lande Opike verschlagen worden, sie hätten die Schiffe ans Land gezogen, um dort zu überwintern; die Troerinnen, aus Furcht, nach Achaja in die Sklaverei geführt zu werden, hätten einst bei Nacht die Schiffe mit Feuer zerstört, und so seien die Griechen genötigt gewesen,

sich auf immer daselbst niederzulassen. Es würde also eine Kolonie griechischer Männer und troischer Frauen an jenen Gestaden gegründet worden sein.

Von dieser Erzählung aus war es nur noch ein Schritt zu der Sage von Äneas. Man dichtete, Odysseus habe den ihm vom Sohne des Achill wahrscheinlich als Gefangenen überlassenen Äneas, einen Troer königlichen Geschlechtes, Sohn des Anchises und der Aphrodite, mit an jene Küsten geführt; dieser habe dort eine Stadt erbaut, die er nach dem Namen der mutigen Landsmännin, welche die übrigen angereizt hatte, die Schiffe zu verbrennen, Rome nannte; dann würde Äneas selbst Rom gegründet haben.

In allen diesen Erzählungen der griechischen Sage drückt sich eine Kenntnis von Latium und den Latinern aus, welche sogar eine gewisse Verwandtschaft der beiden Populationen voraussetzen läßt. Die Gründung von Rom wird von den siegreichen Griechen und den gefangenen Troern unmittelbar hergeleitet. Wenn nun die griechische Poesie und Mythe Latium und das älteste Rom in ihre Kreise zog, so ist man dem von lateinischer Seite aus entgegengekommen.

Selbst der Name Äneas scheint den Latinern in gottesdienstlicher Beziehung nicht unbekannt gewesen zu sein. — Die einheimische latinische Tradition oder Dichtung flicht ein lateinisches Element zwischen Äneas und Rom ein.

Die Latiner nahmen an, daß der Retter der troischen Heiligtümer auch der Begründer von Lavinium gewesen sei, wo man die latinischen Penaten verehrte. Aus diesem Gedanken ist die Äneide Virgils entsprungen, welche in ihrem Helden Tapferkeit und Frömmigkeit vereinigt feiert.

Noch auf eine andere, mehr rationelle Weise hat man sich im Altertum die Verschmelzung der Latiner mit Fremdlingen begreiflich zu machen versucht; man meinte, durch dieselbe sei die Überlegenheit, welche die Latiner über ihre nächsten Nachbarn erkämpft hatten, herbeigeführt worden.

Nach einer Erzählung, die auf Cato zurückgeführt wird, erkannte Latinus beim Anblick der griechischen, d. h. troischen Waffen, daß er mit seinen Leuten, die nur mit Keulen und Schleudern bewaffnet waren, der Ankömmlinge niemals Meister werden, dagegen sich ihrer Hülfe gegen seine nachbarlichen Feinde auf das vorteilhafteste würde bedienen können. Äneas und Latinus vereinigen sich durch die engste Blutsverwandtschaft, worauf denn die Latiner in dem Kampfe mit den Etruskern, der sie soeben mit Verderben bedrohte, zuletzt doch die Oberhand behalten und ihre Selbständigkeit behaupten. Äneas verschwindet mitten im Kriege. Man hat ihm göttliche Verehrung gewidmet, ohne Zweifel im Zusammenhang mit einheimischen religiösen Vorstellungen und Diensten.

Die Gründung von Albalonga wird seinem schon aus der Fremde mit herbeigekommenen Sohn Ascanius zugeschrieben. Der Sinn der latinischen Sage war es jedoch nicht, dem fremden Element ein dauerndes Übergewicht zuzuerkennen. Sie nahm an, daß aus der Ehe des Äneas mit Lavinia, der

Tochter des Latinus, ein anderer Sprößling hervorgegangen sei, der, mit besorgter Vorsicht in den Waldungen bei den Hirten verborgen gehalten, nach dem Tode des Ascanius den Vorzug vor dem Sohne desselben, Julus erhält, so daß das Königsgeschlecht der Silvier, das damit beginnt, zugleich einheimischer Abkunft ist. Der Sohn des Ascanius, Julus, wird durch priesterliche Ehren befriedigt, die gleichsam ein zweites friedliches Königtum bilden.

Wohl dürfte man auf den Gedanken geraten, daß diese Tradition aus der späteren Zeit, in welcher die Julier, die zuletzt die Oberherrschaft in Rom erlangt haben, hohe priesterliche Würden in der Republik bekleideten, in die Sage reflektiert habe. Ein originaler Zug bleibt es immer, daß man eine doppelte Beziehung zu Äneas annahm, — eine unmittelbar an die Troer anknüpfende, mehr priesterliche, und eine andere, zugleich latinische, auf die Fortsetzung der Regierung bezügliche in den Silviern. Übrigens aber darf man auf die Reihenfolge der silvischen Könige keinen Wert legen; sie ist eine Erfindung alexandrinischer Gelehrsamkeit, um die Gründung Roms, das als eine Kolonie von Albalonga betrachtet wird, mit Äneas in Verbindung zu bringen. Es gab eine alte Sage, nach welcher Romulus der im Palaste eines der silvischen Könige geborene Sohn eines Genius und einer Sklavin sein sollte, den dann der König, eifersüchtig auf seine Herkunft, ausgesetzt habe; eine Wölfin nährte ihn und seinen Zwillingsbruder mit ihrer Milch; Vögel brachten ihnen Speise; endlich wurden sie von Hirten gefunden und in Verborgenheit auferzogen. Aber die Sage genügte noch nicht, da sie keinen genealogischen Zusammenhang der silvischen Könige mit den Gründern Roms nachwies. Um beides zu vereinigen, die Herkunft aus diesem Königshause und die Ausstoßung aus Alba, fingierte man einen Zwist zwischen den beiden letzten Sprossen des silvischen Königshauses, von welchem der eine, der berechtigte König, von dem anderen gewaltsam verdrängt worden sei. Die Tochter des ersteren, eine Vestalin, dachte man sich als die Mutter des Romulus und Remus infolge einer Überwältigung durch den Gott des Landes; der herrschende König habe die Kinder aus Besorgnis für sich selber zum Tode durch Aussetzung verdammt; die Nährung derselben durch die Wölfin und ihre Rettung durch die Hirten nahm man aus der früheren Dichtung herüber, die dann weiter in mannigfaltigen Scenen ausgesponnen wurde, bis die Zwillingsbrüder den berechtigten Großvater wieder einsetzen und alsdann die Ausführung der Kolonie unternehmen. Es ist die altbekannte Erzählung, die in Jedermanns Gedächtnis ist. Uralt aber war sie nicht. Wir wissen, daß der älteste römische Dichter, Ennius, Ilia als die Mutter des Romulus bezeichnete, sie also als die Tochter des Äneas betrachtete; er knüpfte die drei Hauptgestalten unmittelbar aneinander. Und noch eine Sage hat es gegeben, welche man vielleicht überhaupt als die älteste ansehen kann; sie wußte so wenig von Rhea Silvia als von Äneas und nannte den Begründer der Stadt Romus, Sohn des Jupiter. Das Konstante in allen ist, daß der

Gründer der Stadt als ein unmittelbar von den Göttern stammender Heros betrachtet wird. Er gehört dem Geschlechte der Dämonen an, das auch in der griechischen Mythologie eine so große Rolle spielt. Die Existenz derselben wurde von den Späteren geleugnet, aber früher bei allem, was sich lebensfähig erwies, vorausgesetzt. Um die ursprüngliche Vorstellung gruppierten sich dann andere auf lokalem oder ethnographischem oder religiösem Grunde und verschmolzem zu einem Ganzen, das sich nun nicht wieder auflösen läßt. Man kann nur versuchen, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden; wie bei dem Ursprung und der Herkunft des Romulus, so auch bei den Handlungen, die ihm zugeschrieben werden.

Wir werden in die Zeiten versetzt, in welchen die Natur nach gewaltsamen Geburten sich bereits zu milden Hervorbringungen, die dem Menschen gemäß sind, herabgelassen hatte. Eichenhaine bedeckten die Gipfel der Höhen; von der stärksten Eiche Äsculus hat der Esquilin seinen Namen empfangen. Die Abhänge derselben waren mit Buchen und Weidengebüsch erfüllt, da entsprangen Quellen aus dem Tuff; wo der Strom zurückgetreten war, entstanden Moräste und stehende Wasser, so daß man auf Nachen zwischen den Hügeln hin und her fuhr. Lange Zeit mögen die Hirten ihr Vieh geweidet, in den Hainen die Götter des Waldes Picus und Faunus, in den Tiefen, an den Quellen Juturna und Egeria in ländlichen Festen verehrt haben.

Jede Örtlichkeit hat gleichsam eine eigene Mythe. Da erscheint nun Romulus; von einer jener Anhöhen an dem Tiber, die durch die Augurien geheiligt ist, dem Aventin, wirft er seinen Speer über die Teiche hin nach dem Palatin, um ihn in Besitz zu nehmen. Hier begann die erste städtische Gründung.

Man dachte sich den Stifter, wie er, mit der Toga nach gabinischem Ritus über den Kopf geworfen, den Stier und die Kuh vor den Pflug schirrte, den einen nach außen, um die Streitbarkeit gegen Fremde, die andere nach innen, um die Fruchtbarkeit zu bezeichnen, und die Linie der Grundmauern zog; der Pflug ward an den drei Stellen, wo die Thore sein sollten, emporgehoben. Joch und Pflug wurden in der Mitte des Palatin mit den Erstlingen der Früchte niedergelegt. Die Unverletzlichkeit der den neuen Anbau umschließenden Mauern wird durch das Schicksal des Remus bezeichnet, den die Sage mit dem Werkzeug der Gründung erschlagen läßt, weil er die Mauern übersprungen hat. Denn des Zwillingsbruders bedarf die Sage nicht weiter; sie gedenkt nur noch eines einzigen Mannes, der alles leitet und die Wildnis in eine bewohnte Stadt umwandelt.

In der Vertiefung zwischen den beiden Gipfeln des kapitolinischen Berges fand sich ein naturwüchsiger Hain mit einem Tempel des Vejovis, eines verderblichen Jupiter, mit Geschossen in seiner Hand, welcher jedem Tod und Untergang drohte, der sich nähere. Man erzählt, daß Romulus jenen Hain als ein Asyl eröffnet habe, um die Stadt mit Menschen zu füllen. Und, wie nun noch in spätesten Zeiten das Mädchen gleichsam geraubt werden mußte,

um sich zu vermählen, so wird in diese Anfänge ein Raub sabinischer Jungfrauen gesetzt. Damit hängt es dann wieder zusammen, daß die Sage das Eindringen eines sabinischen Königs annimmt, der die Herrschaft mit Romulus teilt. Der Populus Romanus Quiritium erwächst aus beiden Elementen. Diese Zwiespältigkeit aber thut doch der Macht und dem Ansehen des Romulus keinen Eintrag; er bleibt das Haupt von allem.

Wir dürfen die Differenzen in den Überlieferungen über den Ursprung Roms, wie sie uns in den beiden vornehmsten Historikern, Dionysius von Halicarnaß und Livius, vorliegen, nicht ganz übergehen. Sie schließen beide an die albanische Sage an. Die eine Überlieferung hat mehr einen republikanischen Charakter, sodaß die aus Alba deduzierte Kolonie selbst darüber in Beratung tritt, ob man überhaupt einen König in Rom haben wolle, wie einst in Alba; nachdem das beschlossen, hat zwar der König das Recht, das Volk in Tribus und Kurien zu verteilen; aus diesen geht dann auf seine Anordnung, aber durch ihre eigene Wahl ein Senat hervor, der ihn beschränkt, und neben welchem die Volksversammlung immer besteht. Die andere hat dagegen eine monarchische Farbe. Alles geht von Romulus aus: er stiftet den Senat nach eigenem Ermessen; er bezwingt die Nachbarn und bringt dem Jupiter Feretrius die ersten Spolia opima, d. h. die Waffen des von ihm selbst erlegten feindlichen Führers, dar: er nimmt die Insignien der Gewalt, um sich ein größeres äußeres Ansehen zu verschaffen, eigenmächtig von den Etruskern herüber. Diesen Verschiedenheiten zum Trotz enthält doch die Sage einen gemeinsamen Grundzug. Die eigentümlichsten Institute des römischen Staatswesens werden, obwohl in sehr verschiedener Auffassung, auf Romulus zurückgeführt, namentlich auch der Senat, vor allem die Auspicien, ohne deren günstigen Ausfall die höchste Gewalt gar nicht zustande gekommen wäre. Sie wird durch den Blitz bestätigt, der, von der rechten nach der linken fahrend, den Stammheros umleuchtet. In der Annahme der Fulguraldoktrin und der Auspicien der Etrusker darf man die Einwirkung dieses Volkes auf das werdende Rom erblicken.

Der Kern der Überlieferung liegt aber doch darin, daß in der Mitte der einander berührenden und eigentlich feindselig gegenüberstehenden Nationalitäten eine neue unabhängige Gewalt ersteht, die mit allen zusammenhängt, aber keiner ausschließend angehört. Die Tradition setzt nicht ein Volkskönigtum voraus, dem alle gleicherweise unterthan zu sein schuldig gewesen wären; verschiedene Elemente sind vereinigt, unter denen die Superiorität doch nicht unbedingt den Latinern zugehört, sondern sogar einmal den Sabinern zufällt. Die neue Stiftung hängt also auch nicht von einer Stammesgenossenschaft ab, die doch maßgebend hätte eingreifen müssen. Noch weniger ist von einer Kommune die Rede, welche, aus ursprünglich homogenen Elementen bestehend, im Laufe der Zeit die königliche oder eine oligarchische oder eine demokratische Verfassung dem jeweiligen Vorwalten der einen oder der anderen Tendenz gemäß hätte entwickeln müssen. Die Anschauung setzt eine ursprüngliche Ver-

schiedenheit der Bestandteile voraus, welche durch den Willen einer höchsten, von den Göttern gebilligten Autorität zusammengehalten werden. Auf dieser Idee einer höchsten Gewalt, ohne ein Prinzip der Erblichkeit, aber mit den umfassenden Rechten der Herrschaft, von denen alles zurückgeführt wird, was der Staat war und bedeutete, beruhen die Erzählungen von Romulus. — Nachdem er die Stadt gegründet und ihr inneren und äußeren Bestand gegeben, wird er zu den Göttern emporgehoben. Der Dämon, der ihm von Anfang beigegeben war, führt ihn, so soll er selbst gesagt haben, nachdem seine Laufbahn beendigt ist, zu denselben zurück.

Aber mit dem Tode des Stifters konnte die höchste Gewalt sich doch nicht wieder auflösen. Es giebt eine Tradition, nach welcher Romulus in der Mitte der Senatoren getötet, und die Stücke seines Leibes von diesen nach Hause fortgetragen sein sollten. Die Erzählung ist so gräßlich original, daß sie keiner späteren Pragmatisierung zugeschrieben werden dürfte. Aber sogleich wird hinzugefügt, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben konnte. Der eigentliche Nachfolger des Romulus ist der aus der Fremde, dem sabinischen Cures herbeigerufene friedliche und religiöse Numa.

Persönlich hat Numa keinen göttlichen Ursprung, wie Romulus, aber er erscheint als Gemahl der Egeria, einer einheimischen Nymphe oder Camöne.

Um die Stellung, die ihm zugeschrieben wird, zu begreifen, muß man sich erinnern, daß die Superstition, die Gottheit durch Menschenopfer zu gewinnen oder zu versöhnen, die ja in Karthago in aller ihrer Unmenschlichkeit erschien, auch in Italien eingedrungen war. Das erste, was die Sage von Numa erzählt, ist die Bekämpfung dieses Wahnes.

Man erzählt, daß Numa mit dem Rat der Egeria die einheimischen Waldgötter Picus und Faunus überwältigt und auf deren Weisung den Jupiter selbst dahin gebracht habe, ihm Rede zu stehen; der Gott begnügte sich endlich mit einem Symbol des Menschenopfers. Eigentlich doch das Nämliche, was bei den Hebräern von Abraham, bei den Griechen von Dionysos erzählt wurde. Drei Momente, welche, wiewohl in sich selbst verschieden, doch darin verwandt sind, daß sie die Opposition der Humanität gegen den Baalsdienst im Osten und Westen zum Ausdruck bringen. Der zürnenden und strafenden Gottheit gegenüber wurde ein anderes Mittel gefunden, welches den Menschen auf ewig vom Opfertiere schied.

Das alte Rom hat geglaubt, daß Numa der Schüler des Pythagoras gewesen sei, was, obgleich unvereinbar mit der angenommenen Chronologie, doch an sich insofern einen zutreffenden Sinn hat, da auch Pythagoras als der Mann betrachtet wurde, der sich den wilden Abschweifungen der griechischen Naturreligion widersetzt hat. Bei allem Aberglauben befindet man sich doch nicht mehr in dem Kreise der ältesten Vorstellungen von den göttlichen Dingen. — Den gelehrten Griechen, die später in Rom einwanderten, fiel nichts so sehr auf, als daß die Religion der Römer sich von dem Anthropomorphisieren der Naturkräfte, welches dahin führte, daß den Göttern die wildesten Ver-

brechen beigemessen wurden, frei hielt. Sie hatte von Anfang an einen stärkeren sittlichen Grundzug, was um so mehr zu bedeuten hatte, als das ganze Leben in Haus, Geschlecht und Magistratur mit religiösen Funktionen verbunden war. Übrigens aber entwickelte sich in Rom ein in den festesten Formen ausgeprägter, auf einheimischen Bräuchen beruhender Götterdienst. Dem König Numa werden die Einrichtungen desselben vornehmlich zugeschrieben. Flamines, Pontifices, Salier und andere religiöse Genossenschaften sollen von ihm gestiftet sein. Er selbst war König, aber zugleich der oberste Priester. Als Flamen Dialis erscheint er auf einer der ältesten Hermen, ehrwürdig und großartig in pontifikalem Schmuck, nicht so, das versteht sich, wie er war, sondern wie man ihn sich vorstellte. Er hielt aber die beiden Attributionen nicht für vereinbar auf alle Zeit und ordnete für die Folge einen besonderen Flamen Dialis an, den er mit hohen Auszeichnungen bedachte. Wenn der Grund darin gesucht wird, daß der König häufig abwesend sein müsse, der Dienst des höchsten Gottes aber keinen Augenblick unterbrochen werden dürfe, so kommt hiebei doch eine durchgreifende Scheidung der Befugnisse und Obliegenheiten der höchsten Gewalt auch in dem ältesten Rom zu Tage.

Eine Parallele bietet auch hier die alte Geschichte von Israel dar. Dabei findet jedoch ein prinzipieller Unterschied statt: der hohe Priester von Israel besaß zugleich selbst die höchste Autorität; nur durch eine Art von Abfall wird das Königtum gegründet, es erscheint dort ausdrücklich als Nachahmung der Form, in welcher andere Nationen leben; bei den Römern aber tritt das Imperium als göttliches Institut auf, dessen Macht dazu dient, den Gottesdienst mit seinem Ceremoniell einzuführen. Auch dieser jedoch hat seine Unabhängigkeit. Numa, der die Fulguralgottheiten zur Menschlichkeit nötigt, vollzieht eine eigene Mission, die wieder unmittelbar an das Göttliche anknüpft. Romulus ist der Stifter des Imperiums, Numa des Pontifikats. Hier hängt das Imperium nicht von dem Pontifikat ab, aber dieses ist auch nicht ein Ausfluß des Imperiums. In Romulus stellt sich die Idee der Macht und der Waffen, in Numa das religiöse Gesetz und dessen Heiligkeit dar.

So erscheinen in unbestimmter Vorzeit die beiden großen Gestalten, der politische und militärische Gesetzgeber auf der einen, der Begründer der hierarchischen Gebräuche auf der anderen Seite.

Ob jemals ein paar Menschen gelebt haben, die diesem Inhalt der Überlieferung entsprachen, kann keine Untersuchung mit einiger Sicherheit ermitteln. Das ist der Charakter der alten römischen Tradition überhaupt. Sie ist kein Werk der Poesie, obwohl sie einzelne poetische Momente enthält; sie ist eine Mischung alter Erinnerung und politischer Anschauung. Die Einrichtungen der Institute unvordenklichen Ursprungs, unter denen man lebte, werden von den Heroen abgeleitet, welche das Gemeinwesen gestiftet haben.

Romulus und Numa sind die beiden großen Schildhalter des römischen Gemeinwesens; von dem einen rührt die Stellung nach außen, die zugleich

den Krieg umfaßt, her; von dem anderen die Gerechtigkeit, welche das göttliche Recht und die Scheidung von Mein und Dein in sich schließt. Sie sind beide mehr göttliche als menschliche Gestalten, Romulus noch entschiedener als Numa. Wenn die Späteren einzelne Institute auf den einen oder anderen zurückführen, so ist das doch nur insofern wahr, als eine Gesamtheit der höchsten Gewalt existiert, die von den beiden Heroen, dem einen nach dem anderen, repräsentiert wird. In dieser Gesamtanschauung sind sie aufzufassen.

Ganz anders die in der Sage folgenden Könige, deren Thätigkeit vorzugsweise von territorialer Natur ist. Die Geschichte des ersten, Tullus Hostilius, bewegt sich sehr in der Nähe an dem cluilischen Graben, fünf römische Meilen von Rom entfernt; seine Handlung ist die Überwältigung von Albalonga. An den Zweikampf der Horatier und Curiatier, der das Übergewicht von Rom entscheidet, schließt sich ein Krieg an, welcher die Einverleibung der Albaner zur Folge hat. Von diesem beschränkten Schauplatz, den nächsten Umgebungen Roms, führt uns die Geschichte des Ancus Marcius, welchem die Begründung der Hafenstadt Ostia am Ausfluß des Tiber zugeschrieben wird, an die Küsten, wo die seebeherrschenden Nationen einander begegnen, was dann zu einer Verflechtung führt, durch welche die mächtigsten Nachbarn, die Etrusker, in unmittelbare Beziehungen zu Rom geraten.

In den Tarquiniern, die nunmehr als Könige auftreten, erscheinen in den Fabeln der Überlieferung doch bereits unzweifelhaft historische Momente. Daß die Tarquinier Etrusker waren, läßt sich schon deshalb nicht in Abrede stellen, weil die Namen des Tarquinius sowohl, wie der Tanaquil, seiner Gemahlin, in etruskischen Grabdenkmälern vorkommen. In Cäre gab es ein tarquinisches Geschlecht, welches mit dem gleichnamigen Königshause in Rom verwandt zu sein behauptete. Die Tarquinier nun haben in Rom ein ihrer etruskischen Herkunft würdiges Denkmal zurückgelassen. Wie das Arnothal, so haben unter Tarquinius etruskische Hände auch die zwischen den sieben Hügeln mitten inne liegenden Niederungen erst bewohnbar gemacht. Die primitiven Teiche und stehenden Wasser mußten verschwinden, wenn es eine Stadt Rom geben sollte. Dazu aber gehörten die unterirdischen Bauten, die man dem älteren Tarquinius zuschreibt. Die Quellen ergossen sich in die Abzugsgräben, die man unter dem Namen Cloaca maxima begreift; die Stadt schwebt über ihnen, sagt Plinius, und man schifft unter ihr dahin.

Drei über einander ruhende Gewölbe, alle aus Tuffsteinquadern ohne Mörtel zusammengefügt, an deren felsenfestem Bau drittehalb Jahrtausend keinen Stein erschüttert haben, nehmen die Quellen auf und führen die Grundwasser dem Flusse zu. Nun erst wurden die Thalgründe, welche Berg von Berg geschieden hatten, für bürgerlichen Anbau brauchbar.

Zwischen Palatin und Aventin und am Fuße des kapitolinischen Berges konnten großartige städtische Anlagen wie der Circus Maximus und vor allem das Forum romanum entstehen, ohne welches die spätere Geschichte Roms nicht zu denken wäre.

Die Burgen und Berge wurden zu einer Stadt vereinigt und konnten bald darauf mit einer Mauer umzogen werden, deren Spuren man noch heute in fortlaufenden Erhöhungen und eigenem Mauerwerk zu bemerken glaubt.

Unter Tarquinius Priscus gewann Rom überhaupt eine viel bedeutendere Stellung als bisher gegen alle Nachbarn. Die Latiner suchen ihre Rettung vor ihm in einer engen Allianz mit Sabinern und Etruskern; aber in einer großen Schlacht werden die drei Völker besiegt und auseinander geworfen. Tarquinius setzt den Krieg nach allen Seiten hin siegreich fort. Man rühmt an ihm zugleich geschickte Führung der Truppen und milde Behandlung der Überwundenen. Endlich sehen sich die Etrusker genötigt, diesem Fürsten, der aus ihrer Mitte hervorgegangen ist, ihre Unterwerfung anzubieten. Tarquinius verspricht ihnen Schonung des bestehenden Zustandes und Erhaltung ihres Besitzes, wogegen sie dann ihm Oberherrlichkeit über ihre Konföderation zugestehen, und ihm die Insignien derselben überbringen: eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Stuhl, ein Scepter mit dem Adler auf der Spitze, ein goldverbrämtes Unterkleid und ein purpurnes Oberkleid; die zwölf Liktoren sollen die Herrschaft über die zwölf Städte bedeuten.

Wenn man sich dieses Zusammenhanges erinnert, so läßt sich eher verstehen, daß sich dem Fragment eines tuscischen Geschichtschreibers zufolge, dessen Kenntnis wir dem Kaiser Claudius verdanken, eine etruskische Freischar erhob, an deren Spitze Cäles Vibenna stand, der aber endlich geschlagen und vertrieben wurde. Der vornehmste seiner Kampfgenossen jedoch, des Namens Mastarna, wandte sich gegen Rom, das er überwältigte. Dafür ist nichts merkwürdiger, als das Wandgemälde in einem Grabe zu Vulci, wo Mastarna als Befreier seines Führers, der in Gefangenschaft geraten war, dargestellt ist. Er durchschneidet die Bande, mit denen Cäles gefesselt war: denn schon sind dessen Wächter niedergestoßen; er erhebt sein Schwert gegen den vierten derselben, der mit den Worten Tarchunies Rumach als der römische König bezeichnet wird. Den Annalen zufolge soll nun Mastarna König von Rom geworden sein. Es war derselbe, den die Römer Servius Tullius nennen, ohne daß ihnen über die Identität mit einem ausländischen Führer auch nur eine leise Ahnung übrig geblieben wäre.

In der unvermischt römischen Tradition ist Servius Tullius wieder eine große originale Gestalt von universaler Bedeutung.

Neben Imperium und Pontifikat giebt es in dem inneren Leben von Rom noch ein drittes, das populäre Element.

Wie in Romulus und Numa die beiden ersten, so kommt das dritte in Servius Tullius, welcher nach der römischen Sage von dem Gott des Herdes erzeugt und in seiner Kindheit durch eine göttliche Flamme, die sein Haupt umleuchtet, als ein halbgöttliches Wesen ausgezeichnet wird, zur Erscheinung. Wie jenen die großen Institute der weltlichen und der geistlichen Gewalt zugeschrieben werden, so gelangen die politischen Rechte der Plebs durch Servius Tullius zu einer gleichsam göttlichen Sanktion. Worauf beruht nun aber die

römische Plebs, die als eine dritte Gewalt im römischen Gemeinwesen erscheint? Nach der republikanischen Tradition, die bei Dionysius von Halikarnaß aufbewahrt ist, bildeten die infolge der Siege des Romulus und der Altbürger in den Bezirk der Stadt gezogenen und daselbst aufgenommenen Einwohner der unterworfenen Städte, denen gegen die Gewohnheiten der alten Welt ihre Freiheit gesichert worden war, dte Grundlage derselben. Von Romulus waren sie nach der Hand vernachlässigt worden; als Numa nach Rom kam, fand er den Patriciern und ihren Klienten zur Seite eben diese Klasse noch ohne Eigentum und Herd und nahm sich ihrer an. Seitdem waren sie durch die folgenden Kriege besonders unter dem Vorgänger des Tarquinius, der viele Latiner nach Rom führte, sehr verstärkt worden und überaus zahlreich. — Servius gab ihnen eine wirkliche Organisation, wie er auch der Tradition zufolge ihnen hauptsächlich die Krone verdankt. In Servius erscheint die Zuneigung zu den niederen Volksklassen, welche der höchsten Gewalt natürlich innewohnt. Die plebejischen Ansprüche, die sich in der späteren römischen Geschichte unaufhörlich wiederholen: auf Ermäßigung des Schuldrechts und Anteil an dem öffentlichen Land, liebte man auf Zugeständnisse dieses alten Königs zurückzuführen. Ich denke, man darf darin nicht eine willkürliche Erfindung sehen. Es ist eine ursprüngliche, dem Volke innewohnende, in dem Gange der römischen Geschichte begründete Tradition, in welcher freilich die späteren Zustände unaufhörlich reflektieren.

Für die Auffassung des plebejischen Heros ist es wesentlich, daß ihm auch die Einteilung der Stadt in ihre vier großen Regionen zugeschrieben wird, auf der dann die innere Organisation der gesamten Bevölkerung, besonders aber der Plebs hauptsächlich beruht. Man glaubt darin das allmähliche Anwachsen der Stadt zu erkennen. Auch die Bezirke, welche durch die an den bedrohtesten Stellen zur Ergänzung der Mauern aufgeführte Umwallung des Servius herbeigezogen wurden, waren in dieselbe einbegriffen. In diesem Sinne hat man auch die ländlichen Tribus, die Servius gegründet haben soll, verstanden; sie waren zugleich zur Verteidigung der wichtigsten äußeren Positionen bestimmt. Alles trägt diesen militärisch-administrativen Charakter, besonders auch die Einteilung der Bürger nach ihrem Census und die Errichtung der Centurienverfassung. Die erste Klasse, die aus den Meistbegüterten bestand, war die bestbewaffnete und zwar auf eine solche Weise, daß sie dem feindlichen Angriff, dem sie sich zuerst aussetzte, zu widerstehen vermochte. Classis bedeutet das Heer, eine Bezeichnung, die vor allem der ersten Klasse zukommt. Damit verbanden sich dann politische Rechte, ohne welche eine bewaffnete Volksgemeinde sich nicht denken läßt. Die näheren Bestimmungen, wie sie in der Überlieferung vorkommen, gehören einer anderen Epoche an, aber augenscheinlich ist doch, daß ein absoluter Unterschied der Stände überhaupt nicht neben einer Kriegsordnung bestehen konnte, die allein auf dem Unterschied des Vermögens beruhte. Denn der Dienst in den Waffen war keineswegs eine bloße Pflicht, sondern ein hochbedeutendes Recht.

Man könnte sich versucht fühlen, die Angabe der etruskischen Annalen mit der römischen Überlieferung zu kombinieren. Rom mußte den Etruskern widerwärtig sein und zwar doppelt, nachdem es durch einen ihnen ursprünglich angehörigen König zu Konsistenz und Macht gelangt war. Tarquinius würde den Ruhm behalten, durch seine Kriegshandlungen die Etrusker zur Unterordnung unter Rom genötigt zu haben. Man könnte annehmen, daß in Etrurien eine diesem Erfolge entgegengesetzte Bewegung eingetreten wäre, in welcher der Führer einer Freibeuterschar sich Roms selbst bemächtigt habe. Dieser aber bedurfte, wenn er sich halten wollte, nicht allein fester Mauern, wie sie Tarquinius begonnen, die er nur vervollständigte, sondern einer inneren Organisation der angewachsenen Menge. Er würde hierauf den Plebejern eine Verfassung von militärischer und populärer Tendenz gegeben haben, deren Institutionen auf die folgende Zeit übergingen. Der etruskische Häuptling würde Rom widerstandsfähig gegen alle Angriffe gemacht und dabei der Population neue Rechte verliehen haben.

Jedoch Vermutungen dieser Art überschreiten die Grenzen der historischen Wissenschaft. Uns liegt es nur ob, den wesentlichen Inhalt der römischen Tradition zu vergegenwärtigen. Man kann in Frage stellen, ob die Reihe der Könige, welche dieselbe verzeichnet, historisch ist oder nicht. So im allgemeinen müßte die Antwort verneinend ausfallen. Daß es aber in alter Zeit Könige in Rom gegeben habe, ist die Voraussetzung der ganzen späteren römischen Geschichte; die Überlieferung ist nicht ungerecht gegen das Andenken der Könige. Die großen Institutionen, auf deren unbestrittenem Bestand das ganze innere Leben beruht, werden von ihnen hergeleitet. Wie mit ihnen sich zuerst der Geschlechterstaat der Patricier und ihrer Klienten gebildet hatte, war diesem zur Seite die Gründung der Plebs auch ursprünglich von dem Königtum ausgegangen, aus freien Männern; sie hatte eine eigentümlich berechtigte Stellung gewonnen. Die höchste Gewalt konnte ohne die Beistimmung der einen oder der anderen nicht bestehen. Indem das Königtum zwischen ihnen schwankte, wurde es gestürzt. Die beiden Stände traten einander selbständig gegenüber, nicht allein jedoch, um einander zu bekämpfen, sondern auch, um im Kampfe zusammenzuwirken; aus ihrem Widerstreit und ihrer vereinigten Kraft ist die Größe von Rom hervorgegangen. Es ist von großer Bedeutung, wie die Tradition den Übergang des Königtums zur Republik motiviert. Eben an Servius knüpft die Erzählung hierüber an.

Regifugium.

Von dem alten Tarquinius, dem Servius durch volkstümliche Unterstützung nachgefolgt war, lebte noch ein Sohn desselben Namens, der es müde war, als der Mündel des Servius angesehen zu werden. Bei herannahendem Alter wird Servius von den Ansprüchen seines Mündels, des jungen Tarquinius, auf die Succession unterrichtet und wendet sich des-

halb an das Volk; er klagt darüber, daß der junge Tarquinius nicht allein die Verlassenschaft seines Vaters von ihm fordere, sondern auch die Herrschaft über Rom, die einen Teil der Erbschaft ausmache; er halte das Volk nicht für berechtigt, einem anderen das zu übertragen, was ihm nicht gehöre. Die in diese Zeiten zurückverlegte Frage ist also von vornherein, ob die höchste Autorität in dem Gemeinwesen als ein Teil der Hinterlassenschaft angesehen werden könne. Entrüstet über den Anspruch des jungen Mannes auf ein erbliches Recht, bestätigt das Volk den alten König, den es selbst gewählt hatte, in seiner Stellung; es fordert ihn auf, vor keinem anderen zu weichen. Indes hat Tarquinius, obwohl der Schwiegersohn des Servius, den Gedanken gefaßt, sich eigenmächtig in den Besitz der Krone zu setzen. Mit den Insignien der königlichen Gewalt geschmückt, erscheint er in dem Senat, dessen Mitglieder großenteils mit ihm einverstanden sind. Hiervon benachrichtigt, begiebt sich auch Servius in den Senat, und schickt sich an, Tarquinius von dem königlichen Stuhl zu entfernen. Der junge Mann ist aber stärker als der bereits gealterte Servius; er ergreift ihn und wirft ihn die Stufen hinunter, die zu der Kurie führen. Da erscheint dann seine Gemahlin, die dunkelste Gestalt in dieser Verwickelung der Ansprüche und der Rechte, Tochter des Servius; aber von dem Anreize der unmittelbaren Gewalt fortgerissen, hat sie ihren Gemahl selbst zu seinen Unternehmungen gegen den Vater aufgereizt. Sie begrüßt ihn jetzt als König; doch giebt sie ihm zugleich den Rat, den Vater umzubringen: dieser würde sonst unverweilt das Volk berufen, bei dem er alles vermöge. Hierauf schickt Tarquinius Diener, die den Servius töten. Die neue Königin, die im Wagen daher fährt, treibt ihren Wagenlenker an, ohne Scheu geradezu über die Leiche des ermordeten Vaters hinweg zu fahren.

Die Erzählung zeugt von dem Abscheu, mit welchem die folgenden Zeiten das Andenken an die Thronbesteigung des letzten Königs fortgepflanzt haben; eine Straße in Rom trug davon ihren Namen. In dem Ereignis an sich kommt der volle Sieg des Anspruchs der Geburt über die Berechtigung der Wahl, welche bei den meisten früheren Königen stattgefunden haben soll, zu Tage. Auch die Auspicien, die doch als eine Vorbedingung der gesetzlichen Amtsverrichtungen betrachtet wurden, fehlten dem Tarquinius. Er tritt ohne alle Wahlhandlung oder religiöse Feierlichkeit an die Stelle seines Vaters. Wie zu dem älteren, so steht Etrurien auch zu dem jüngeren Tarquinius, dem man den Beinamen Superbus gab, in einem Verhältnis der Unterordnung. Einige Mühe kostet es diesem, sich der Latiner zu versichern. Von den Oberhäuptern derselben, die eine gewisse Unabhängigkeit besaßen, wußte er den einen durch Verwandtschaft an sich zu ketten, den andern durch eine verräterische Anklage, zu der er sich trügerische Beweise verschafft hatte, zu vernichten. Seinem Bündnisse mit den Latinern schließen sich auch Volsker und Herniker an. Für alle diese Völker wurde die jährliche Feier auf dem Mons Albanus angestellt, die eine Zeit des allgemeinen

Gottesfriedens derselben unter sich bedeutete. Die Römer hatten den Vorrang beim Opfer, was zugleich das Zeichen ihrer Hoheit war. Wie Pisistratus in Athen, so vereinigten die Tarquinier in Rom mit der unbedingten Herrschaft über die Hauptstadt eine sehr ausgedehnte Macht nach außen. Ein Denkmal dieser Macht ist die Errichtung des kapitolinischen Heiligtums, die von dem ersten Tarquinius vorbereitet war und vom zweiten ins Werk gesetzt wurde. Es war der Trias von Göttern gewidmet, Jupiter, Juno und Minerva, die zugleich von Sabinern und Etruskern verehrt wurde und von diesen fast noch mehr, als von den Römern selbst.

Das Heiligtum war ein Werk etruskischer Kunstfertigkeit, der die einheimischen Römer nun dienstbar waren.

Welche Bedeutung man daran knüpfte, ergiebt sich vor allem aus der Sage von dem bei dem Bau aufgefundenen, abgeschlagenen, aber noch frischen Menschenhaupte, woraus man zuerst die Idee, daß Rom das Haupt von Italien, später, daß es das Oberhaupt der Welt sein werde, herleitete.

Bei den Voraussagungen künftiger Größe, die in diese Zeiten verlegt wurden, fehlen auch die Griechen nicht. Von Cunae kamen die sibyllinischen Bücher herüber, welche die Geheimnisse der Zukunft enthalten sollten; sie wurden in einer steinernen Kiste in dem Heiligtum verwahrt und nur unter Beobachtung unverbrüchlichen Geheimnisses zu Rate gezogen.

Aber auch schon in jener Zeit besaßen die Tarquinier eine ausgebreitete Herrschaft; gerade durch diese wurden sie in den beiden Ständen unerträglich. Die Patricier, durch deren Hülfe Tarquinius emporgekommen war, wurden von der Beratung der öffentlichen Geschäfte ausgeschlossen und mit gewaltsamen Gerichtssprüchen heimgesucht; der Senat hatte alle Bedeutung verloren. Das Volk dagegen, das sich der Freiheiten erfreut hatte, die mit seiner Teilnahme an Miliz und Krieg verbunden waren, sah sich zu harten Fronarbeiten verdammt, um Abzugsgräben oder auch gottesdienstliche Gebäude auszuführen. Die Überlieferung ist: die Plebs habe an der Erniedrigung der alten Geschlechter ihre Freude gehabt, diese dagegen an dem Joche, welches den Plebejern auferlegt wurde. Um so weniger hätten die beiden Stände gegen das Königtum zusammenwirken können, zumal da dies noch eine besondere Stütze in der Unterthänigkeit der umliegenden Landschaften besaß.

Nicht jedoch so sehr aus der Widersetzlichkeit der beiden Stände leitet die Sage den Widerstand her, den Tarquinius fand, als aus einer Entzweiung der herrschenden Dynastie in sich selbst. Diese spaltete sich in eine engere und eine weitere Familie; die erste bestand aus Tarquinius und seinen Söhnen Sextus, Titus und Aruns; die zweite aus den Söhnen einer Schwester des Königs, zu denen Brutus, und den Nachkommen des älteren Bruders des ersten Tarquinius, zu denen Collatinus gehörte, der mit Lucretia, der Tochter eines der vornehmsten der römischen Großen, vermählt war.

Es ereignete sich nun, daß der König und seine Söhne diese ihre nächsten Blutsverwandten durch Grausamkeit und Wollust zu ihren Feinden machten.

Der ältere Bruder des Brutus war getötet worden; dieser selbst entging dem gleichen Schicksal nur, indem er sich blödsinnig stellte; er flößte so wenig Besorgnis ein, daß ihm der König eine hohe militärische Würde anvertraute. Aber in seiner Seele kochte Ehrgeiz und Rachsucht.

Da erfuhr ein anderes Mitglied der Familie, Collatinus, die abscheulichste Ungebühr; seine züchtige und keusche Gemahlin wurde von einem der Söhne des Königs geschändet. Ähnliches mag auch anderweit vorgekommen sein; das echt Römische ist, und es bildet den Kern der Sage, daß sich Lucretia hierauf selbst tötet. Bei dem Messer, mit dem sie sich umbrachte, schwuren nun Brutus, mit ihm Collatinus und Lucretius, die Unthat zu rächen und ein königliches Haus, wie dieses war, nicht länger über sich zu dulden.

Es würde überflüssig sein, die Variationen der Erzählung zu wiederholen und die Wahrscheinlichkeit der Thatsachen zu prüfen. Notwendig aber ist, die Ideen hervorzuheben, welche die spätere Republik an das Ereignis anknüpft. Der mindest wahrscheinlichen, wie sie bei Dionysius vorliegt, gebührt in dieser Beziehung sogar der Vorzug; denn nicht allein auf die Entfernung der regierenden Tarquinier, sondern auf die Grundlegung der republikanischen Verfassung kommt es an. Bedeutungsvoll für den ganzen Lauf der Geschichte, aber sehr auffallend ist es, daß die vorwaltende Absicht nicht dahin gerichtet ist, das Institut des Königtums abzuschaffen, sondern nur, es zu modifizieren.

Dem Lucius Junius Brutus wird eine Rede in der Mitte der Patricier in den Mund gelegt, in welcher er eine durchgreifende Änderung der Verfassung überhaupt widerrät. In ruhigen Zeiten, sagt er, könne man überlegen, ob man eine bessere Ordnung der öffentlichen Dinge einführen solle, wenn es überhaupt eine bessere gebe als die von Romulus, Numa und den anderen Königen eingerichtete und überlieferte; denn bei dieser Verfassnng sei Rom emporgekommen; den Beschwerden aber, die mit der Monarchie verbunden seien, so daß sie zur wilden Tyrannei ausarte, müsse man abhelfen, und dafür sorgen, daß sie in Zukunft nicht wieder vorkommen können. Vor allem möge man den Namen der höchsten Gewalt ändern, weil derselbe zu vielen verwerflichen Handlungen verleite; das ratsamste werde sein, die königliche Gewalt an zwei Männer zu übertragen; wenn ihrer zwei seien, so werde ihr Vorrecht weniger beschwerlich fallen; sie würden sich voreinander scheuen, zugleich in einem Wetteifer leben, welcher nützlich werden müsse. Nicht alle Insignien des bisherigen Königtums sollen sie gebrauchen, nicht die goldene Krone, noch Scepter, noch das goldgestickte Gewand, aber wohl den elfenbeinernen Stuhl, die Toga praetexta und die Liktoren. Auch dieser neue Magistrat dürfe nicht auf Lebenszeit bestehen, weil dies tyrannische Gelüste erwecke.

Das charakteristische der römischen Verfassung, Annuität der obersten Gewalt und ihre Kollegialität, was der Titel Konsuln ursprünglich bedeutet, sind also die Grundgedanken der neuen Einrichtung, welche jedoch die Macht und einen Teil der Würde des Königtums repräsentieren soll.

Das wesentliche der Überlieferung ist, daß die Idee der späteren Verfassung gleich im Moment des Abfalls der vornehmen Geschlechter von den Tarquiniern gefaßt wird. Die neuen Magistrate sollen den Senat berufen, wie die alten Könige, und nichts ohne den Senat thun. Die gefaßten Beschlüsse sollen dem Volke vorgelegt werden, was ihm bereits früher zugestanden worden war. Alles hochbedeutend für die innere Geschichte, die sich immer in der Voraussetzung einer höchsten Gewalt bewegt, welche stark ist und herrscht, aber doch niemals ein Königtum werden soll. Sie wird nicht durch Übereinkunft der beiden Stände geschaffen, sondern sie wird als vorhanden und unverletzlich angenommen. Aber die Magistraturen, von denen sie ausgeübt wird, werden von den beiden Ständen gewählt und eingesetzt, und sind auf deren Mitwirkung angewiesen.

Brutus leitet aus seiner militärischen Stellung die Befugnis ab, das Volk zu versammeln und die neuen Magistrate vorzuschlagen; diese sollen dann in den Centuriatkomitien gewählt werden, der populärsten Institution, die dem Königtum zugeschrieben wird. In Begleitung der Patricier erscheint hierauf Brutus auf dem Forum und fordert das Volk auf, der Knechtschaft, welche der Tyrann Jahre lang auferlegt hatte, ein Ende zu machen. Das Volk zeigt sich hiezu auf der Stelle bereit und fordert die Waffen. Brutus ist sehr erfreut, macht aber die Bedingung, daß zuerst der Senatsbeschluß bestätigt sein müsse, welcher dahin gehe, daß die Tarquinier auf immer verbannt sein sollen, worauf das Volk nach Kurien auseinander tritt und einstimmig das Exil der Tyrannen beschließt.

Ein zweiter Vorschlag, den die Kurien ebenfalls annehmen, betrifft die Errichtung der beiden neuen Magistrate. Brutus und Collatinus treten als die ersten Konsuln auf.

Für alle diese Vorgänge ist es eine Grundbedingung, daß Tarquinius mit dem Heere vor Ardea lagert. Bei der ersten Nachricht von der aufrührerischen Bewegung begiebt er sich nach Rom, aber schon ist dieselbe so mächtig geworden, daß ihm der Eintritt in die Stadt verweigert wird. Er eilt nach dem Feldlager zurück, aber hier hat indessen das Vorbild von Rom Nachfolge gefunden: denn das Heer und das Volk sind ja in Wahrheit identisch. Auf förmlichen Beschluß der Centuriatkomitien wird Tarquinius auch von dem Kriegslager ausgeschlossen; er wendet sich zu seinen Freunden nach Etrurien, durch deren Hülfe er wiederhergestellt zu werden hofft. Das Heer, das der Belagerung Ardeas längst müde geworden, schließt eigenmächtig einen Waffenstillstand mit dem Platz und zieht dann nach Rom. Hierauf berufen die Konsuln eine allgemeine Versammlung, die aufs feierlichste eingeleitet wird. Lustrationen werden vorgenommen, Eidschwüre ge-

leistet, Opfertiere geschlachtet. Bei den Opferstücken stehend, schwören zuerst die Konsuln, und auf ihre Aufforderung alle Anwesenden, daß weder Tarquinius noch dessen Söhne und weitere Nachkommen in die Stadt jemals zurückkehren sollen, ferner aber, daß sie weder selbst einen König in Rom aufstellen, noch auch anderen beistimmen wollen, die einen solchen aufzustellen versuchen würden.

Die Unwahrscheinlichkeit, daß ein mächtiger König sich ohne allen ernstlichen Widerstand habe verjagen lassen, liegt auf der Hand. Darauf kommt es aber der Tradition wenig an; sie beschäftigt sich am meisten mit den Schwierigkeiten, die mit der Entfernung der Könige aus Rom verbunden waren.

Diese entsprangen hauptsächlich aus dem inneren Zerwürfnis des königlichen Hauses. Die den Herrschern persönlich feindselige Fraktion desselben hatte doch alles veranlaßt, alles festgesetzt. Sollte nun aber eine vollständige Entfremdung der Römer von ihren Königen stattgefunden haben, sollten nicht die Tarquinier auch im Senat, durch den sie emporgekommen, nochmals Anhänger finden können? Zu einer definitiven Festsetzung der Republik gehörte es, daß diese Möglichkeiten ausgeschlossen wurden.

In der That wird nun der Tradition zufolge in kurzem eine Verschwörung junger Patricier zu Gunsten des Königtums, dessen sie für ihre persönlichen Stellungen nicht entbehren zu können glauben, entdeckt. Bei der Bestrafung derselben legt dann Collatinus soviel Schonung der Schuldigen an den Tag, daß er der allgemeinen Stimmung gegenüber sich nicht zu behaupten vermag; er sieht sich genötigt, die Stadt zu verlassen. Um so freier von aller Rücksicht erscheint der andere Konsul, Brutus; er läßt seine eigenen Söhne, die an jener Verschwörung teilgenommen, unverwandten Blickes hinrichten.

Die Handlung weicht von dem natürlichen Gefühl der Menschen soweit ab, daß der griechische Autor, der sie erzählt, fast daran verzweifelt, bei seinen Landsleuten Glauben zu finden; aber ebenso durch und durch römisch ist sie. Der Stifter der Republik mußte mit dem Blute seiner Nachkommen beweisen, daß er kein Tarquinier mehr war. Die republikanische Idee erhebt sich stolz und ausschließend über jedes andere menschliche Gefühl, das sie vielmehr vernichtet. Brutus ist die erste greifbare Gestalt in der römischen Geschichte. Man kann von dem eigentlich Mirakulosen, das die Sage enthält, abstrahieren. Das Wesen der Erzählung ist, daß ein naher Verwandter des königlichen Hauses, durch die Gewaltsamkeiten, die der König gegen seinen Vater und seinen Bruder ausgeübt hat, in tiefster Seele beleidigt, dennoch an sich hält, seinen Ingrimm in sich verschließt, bis der Augenblick kommt, in welchem die Unerträglichkeit dieser Herrschaft in einer abscheulichen Frevelthat zu Tage tritt. Dann aber sinnt er nicht etwa auf persönliche Rache, sondern er faßt den Gedanken der Republik, der jedoch nicht sowohl auf Umsturz der hergebrachten Verfassung geht, sondern auf eine Umbildung derselben, bei der

ihr Wesen gerettet wird. Die Konservation der höchsten Gewalt, wie sie bestand, nur unter Formen, die ihren Mißbrauch unmöglich machen, ist die Handlung des Brutus, die seinen Nachruhm ausmacht. Ein geborner Tarquinier, steht er doch an der Spitze der Republik, deren Rettung von den nächsten Gefahren er noch mit seinem Tod besiegelt. Der verjagte König hat, wie er hoffte, mit Hülfe seiner Freunde in Etrurien eine ansehnliche Kriegsmacht zusammen zu bringen gewußt, mit der er seine Wiederherstellung in Rom zu erzwingen gedenkt. Aber Brutus, der sich die Pflege der Kriegszucht in Rom besonders hat angelegen sein lassen, ist stark genug, ihm entgegenzugehen.

Es kommt zur Schlacht am Walde Arsia, in welcher der kräftigste Sohn des Tarquinius, Aruns, mit Brutus im Zweikampfe zusammentrifft, und jedweder von ihnen, vom anderen getroffen, todwund vom Pferde stürzt. Das Ereignis ist eben, daß das königliche Geschlecht, zu dem ja auch Brutus gehört, sich in sich selbst vernichtet. Aber damit wird der eigentliche Kampf mit Etrurien, dem Rom in gewisser Hinsicht selbst angehörte, erst eröffnet.

Der vornehmste Fürst dieses Landes, Lars Porsenna von Clusium, führt ein stattliches Heer zu Gunsten der Verjagten ins Feld, dem die Römer nicht widerstehen können. Man findet Spuren einer Überlieferung, nach welcher Porsenna das Kapitol inne gehabt und die Römer zu einem Frieden genötigt haben soll, in welchem sie auf den Gebrauch eiserner Waffen Verzicht leisteten. Ohne so weit zu gehen, nimmt doch der ausführliche traditionelle Bericht, der auf uns gekommen ist, die Überlegenheit des etruskischen Königs an. Nicht so sehr die Waffen, als die republikanischen Tugenden werden demselben entgegengesetzt. Die Tradition läßt sich besonders angelegen sein, die Handlungen standhaften Mutes, den die Römer in diesem Augenblick bewiesen haben, zu verherrlichen. Eine der vornehmsten ist die Verteidigung der Brücke, die zu dem Janiculus führt, wenigstens so lange, bis sie hinter dem besten Verteidiger, Horatius Cocles, abgebrochen ist, der sich dann in den Strom wirft und sich glücklich rettet. Wenn ein Römer sich in das Lager des etruskischen Königs in der Absicht ihn zu ermorden einschleicht, so geschieht das deshalb, weil die Römer sonst in Gefahr sind, dem Hungertode zu erliegen: denn an dem Schwur, den verjagten König nicht wieder aufzunehmen, halten sie auch unter diesen Umständen unerschütterlich fest. Auch den Frauen wird ihr Anteil an dem Ruhme dieser Tage vindiziert. Die als Geiseln zu einer vorläufigen Vereinigung überlieferten Jungfrauen retten sich; unter Führung der entschlossensten von ihnen, Cloelia, schwimmen sie durch den Fluß. Damit aber verbindet die Sage einen Umschlag in der Politik des Feindes: durch eine Verletzung der Geiseln und Gesandten, welche sich die Tarquinier zu schulden kommen lassen, wird Porsenna bewogen, auf die Seite der Römer zu treten. Er wird durch ihre gesinnungsvolle Haltung zwar erschreckt, aber auch für sie gewonnen. Bei einem endlichen Vertrag giebt er die Gefangenen ohne Lösegeld heraus und überläßt den darbenden Römern die Vorräte seines Lagers,

wogegen sie ihm die Insignien der Hegemonie zurückstellen, welche die Etrusker dem älteren Tarquinius übergeben hatten.

So kommt es zu einer gütlichen Auseinandersetzung; die neue Republik giebt die Herrschaft auf, welche die Könige zuletzt besessen hatten; die Etrusker dagegen erkennen das Bestehen der Republik und ihre volle Unabhängigkeit an. Einen starken Rückhalt hatte Tarquinius auch dann noch an den Latinern, die durch die Verbindung Porsennas mit Rom, das sie ihrerseits von dem latinischen Namen ausschlossen, sich beleidigt fühlten. Sie luden die Römer zu ihren Versammlungen am ferentinischen Haine nicht mehr ein; selbst die Familienverbindungen zwischen Römern und Latinern wurden aufgelöst. Überdies aber kam dem Tarquinius noch eine innere Gärung zu statten. Die Oberhäupter, die eben auch durch enge Familienbande zusammengehalten wurden, fürchteten in Latium eine der römischen ähnliche Bewegung zum Ausbruch kommen zu sehen. Wir befinden uns hier schon in einer vollkommen gebildeten, politisch angeregten Welt. Die Vertreibung der Tyrannen, die in Griechenland an der Tagesordnung war, konnte nicht anders, als auf Italien zurückwirken. Der verjagte Tarquinius erschien in diesem Licht und gewann die Führer der Latiner durch die Besorgnis, daß ihnen ein ähnliches Schicksal bevorstehe. Mit deren Hülfe und begleitet von Römern, die seiner Sache treu geblieben waren, griff Tarquinius die neue Republik zum dritten Male an. Aber zum dritten Male ward er in einer offenen Schlacht zurückgewiesen. Ungefähr vierzehn Miglien von Rom, unfern der alten Straße nach Präneste, findet sich ein kleiner Teich voll Schilf und Binsen, von Wällen basaltischer Lava umgeben; dies ist nach der Meinung der römischen Antiquare der Lacus Regillus, bei dem die Schlacht vorfiel.

Es gab eine Tradition, nach welcher Tarquinius, bereits im höchsten Alter, doch noch einmal hoch zu Roß in der Mitte der Kämpfenden erschien und verwundet wurde.

Aber das größte Gewicht legt die Erzählung auf den Angriff der ausgewanderten Römer, welche um so gefährlicher waren, da sie in den römischen Schlachtreihen selbst Freunde zu finden erwarten konnten. Der Diktator Postumius weiß dem nur dadurch vorzubeugen, daß er die Fliehenden niederzustoßen befiehlt. Dadurch gelingt es ihm denn, das Feld zu behaupten; Exuln und Latiner werden mit einander besiegt. Tarquinius sieht sich infolge der Schlacht genötigt, Latium selbst zu verlassen und sich nach dem griechischen Cumae, das damals unter einem Tyrannen stand, zu begeben, wo er kurz darauf verstarb.

Ich erlaube mir, diese Tradition ins Gedächtnis zurückzurufen, obwohl es ja einleuchtet, daß sie mit sagenhaften Elementen allenthalben durchwachsen ist. Aber das ist eben der Charakter der Tradition: sie ist kein Gedicht, auch keine Geschichte, sondern eine an historische Ereignisse anknüpfende, politisch ausgestaltete Erinnerung. Wollte man, abgesehen hiervon, einen historischen Boden für die Überlieferung gewinnen, so dürfte man vielleicht an den etrus-

kischen Mastarna anknüpfen. Man dürfte annehmen, daß die Hegemonie des älteren Tarquinius durch Mastarna unterbrochen, dann aber durch den jüngeren Tarquinius wiederhergestellt sei, gegen welchen sich nun das von Servius-Mastarna zu einem höheren Grade von Freiheit gelangte und bewaffnete Volk unter dem Vortritt der Patricier wieder erhoben hätte; die Stadt hätte sich behauptet, aber die Hegemonie über Etrurien verloren. Durch diese Annahme würde auch jener so unerwartet erhaltene Vertrag mit Karthago, der in das erste Jahr der Republik gesetzt wird, einigermaßen verständlich werden. Demzufolge betrachtet sich Rom als berechtigte Gebieterin über die Seeküste von Antium bis Terracina. Aber das latinische Gebiet war übrigens in voller Gärung. Der Vertrag war nun, daß Karthago die römische Herrschaft an der Seeküste aufrecht erhalten und den Römern zur Niederhaltung der Latiner beistehen solle, wohlverstanden, ohne jemals auf dem italienischen Boden Fuß fassen zu können. Mit den Etruskern und Griechen in dem angedeuteten Gegensatz, wünschte Karthago in der Mitte derselben eine befreundete Macht an den Latinern, die als untergeordnete Bundesgenossen von Rom gedacht werden, zu behaupten.

Der römischen Tradition sind diese Momente von umfassenden Weltverbindungen abhanden gekommen. Es ist ihr genug, die Herstellung des Bündnisses mit Latium zu betonen, welches dauern soll, so lange Erde und Himmel auf ihrer Stelle bleiben. Ihr Augenmerk ist zunächst ausschließend auf die inneren Angelegenheiten gerichtet.

Wachsende Selbständigkeit der Plebs.

Wie dunkel die Vorgänge der Epoche noch sind, kann man unter anderem aus der eben gebrauchten Bezeichnung eines obersten Anführers als Diktator abnehmen. Überlieferungen und Annalen schweigen über die Einführung der Diktatur, ihre Zeit und die näheren Umstände; die Berichte sind zweifelhaft darüber, ob sie mehr um äußerer Gefahren oder um innerer Unordnungen willen eingeführt worden ist. Das hängt nun wohl beides sehr genau zusammen: denn die äußere Gefahr konnte niemals abgewehrt werden, wenn nicht die inneren Entzweiungen gedämpft wurden; diese aber waren bei dem Verhältnis der beiden Stände und Stämme gleichsam unvermeidlich. Auf die Patricier war doch das Recht, die höchste Gewalt auszuüben, im allgemeinen übergegangen; sie besaßen gottesdienstliche, rechtliche, administrative Vorrechte. Die Plebejer sind, wie oben berührt, nicht aus einer Klasse, die den Patriciern ursprünglich untergeordnet gewesen wäre, hervorgegangen. In keiner alten Völkergenossenschaft findet sich ein ähnliches Verhältnis; denn bei anderen Völkern, auch den Griechen, wurden die besiegten Feinde vollkommen vernichtet und zu Sklaven gemacht; in dem alten, selbst dem romulischen Rom war das nicht der Fall. Die Einwohner der benachbarten Städte wurden in Rom aufgenommen, ohne jedoch an den Rechten der Altbürger

teilzunehmen. Eben nach diesen aber strebten sie. Es war ein Verhältnis, wie wenn Spartiaten und Lacedämonier zu einer einzigen Gemeinde vereinigt gewesen wären. Die Plebejer waren ursprünglich freie Männer, die aber durch die Pflicht, die sie erfüllten, die Gesamtheit zugleich mit ihren Waffen zu verteidigen, Anspruch auf größere Zugeständnisse erwarben, als die waren, die man ihnen machte. Daß sie zu der Entfernung des Königtums, die nicht von ihnen ausging, doch sehr wesentlich beitrugen, war der Titel, auf welchen sie ihre Ansprüche gründeten.

Wie sie nun dieselben zur Geltung brachten, darin liegt das konstitutionelle Interesse, welches immer die Aufmerksamkeit auf die ältere römische Geschichte geheftet hat. Die Beschaffenheit der Nachrichten, die uns vorliegen, macht es unmöglich, den Gang dieses Kampfes mit Sicherheit zu vergegenwärtigen; sie sind noch immer traditioneller Natur: aber sie lassen doch eine Stufenfolge der Errungenschaften erkennen, die wir hier an der Hand der am meisten zusammenhängenden Darstellung, die auf uns gekommen ist, aufzufassen und vorzulegen versuchen wollen.

Unter den Patriciern gab es zwei verschiedene Direktionen; ein paar der vornehmsten Geschlechter, namentlich die Valerier und Horatier, die schon bei der Vertreibung der Könige namhaft geworden waren, neigten sich auf die Seite der Plebs, durch deren Teilnahme alles vollendet worden war. Gleich darauf aber war eines der mächtigsten sabinischen Geschlechter, das der Claudier, mit Tausenden von Klienten in Rom eingewandert; es nahm im Senat, in den es eintrat, die der Plebs entgegengesetzte Partei mit ebensoviel Heftigkeit wie Konsequenz. Dem Valerius Poplicola, der nach dem Tode des Brutus das Konsulat allein verwaltete, werden die ersten Gesetze zugeschrieben, durch welche die Plebs als Gesamtheit dem Patriciat gegenüber in ein gesichertes Verhältnis tritt. Hauptsächlich dadurch wird die Verwickelung zwischen den beiden Ständen herbeigeführt, daß es neben dem öffentlichen auch einen privatrechtlichen Streitpunkt zwischen ihnen giebt. Die Patricier tragen kein Bedenken, die in dem Altertum überhaupt herkömmliche Schuldhaft gegen die Plebejer in Anwendung zu bringen. Man wird dabei an die solonischen Gesetze erinnert; doch gewinnt in Rom alles dadurch ein anderes Ansehen, daß eine privatrechtliche Mancipation gegen Männer stattfindet, welche die Schulden, um deren willen sie Knechte werden sollen, eben im Kriegsdienste gegen die auswärtigen Feinde gemacht haben.

Gewiß ein Widerspruch in sich, der notwendig Zwietracht hervorrufen mußte, wenn nur das Privatrecht, nicht mehr die demselben entgegenstehende öffentliche Pflicht in Betracht kam. Einer Aushebung, die für den Krieg gegen die Sabiner vorgenommen wurde, fügt sich die Plebs nur darum, weil ihr die Abschaffung der Gesetze, welche der individuellen Freiheit entgegenlaufen, versprochen wird. Obwohl damals in ihren Erwartungen getäuscht, erfüllen die Plebejer doch ihre Kriegspflicht im nächsten Jahre aufs neue, da sich ein Valerier, der zum Diktator ernannt wird, an ihre Spitze stellt; sie

erfechten den Sieg, aber auch Valerius vermag das nochmals gegebene Versprechen nicht durchzuführen. Indem er die Diktatur niederlegt, bringt er dem Senate die Gefahr in Erinnerung, die aus der Verweigerung des Zugesagten entspringen werde. Und auf der Stelle tritt diese ein. Ohne auf die Konsuln zu achten, stellt sich die ausgehobene Truppe, die sich der Kriegszeichen bemächtigt, auf dem Mons Sacer, einer der vorragenden Anhöhen der am rechten Ufer des Anio sich hinziehenden Hügelkette, eigenmächtig auf. Auch das Volk in der Stadt kann nur mit Gewalt in Ordnung gehalten werden. Den populären Gärungen auf der einen Seite tritt eine Bewegung unter den Patriciern entgegen, in deren Genossenschaften der Gedanke aufgeworfen wird, ob es nicht möglich sei, die Stadt mit den Klienten allein zu verteidigen. Der Führer dieser Partei ist Appius Claudius, der das für sehr möglich hält, da die ausgetretene Plebs nur den siebenten Teil der waffenfähigen Mannschaft Roms ausmache. Ihm gesellt sich die patricische Jugend bei; die Klienten, welche ihnen gehorchen, erscheinen beinahe als ihr Kriegsgefolge. Und, wie die Plebejer als halbe Fremde angesehen werden, so betrachten sie sich auch selbst. In ihrer Mitte wird die Meinung ausführlich vorgetragen: die Plebs habe in Rom keine Heimat, keinen festen Grundbesitz, vor allem keine gemeinsamen Heiligtümer. Auch die Plebejer waren geneigt, sich von der Stadtgemeinde loszureißen und anderswo anzusiedeln.

Genug, die ursprüngliche Verschiedenheit des Patriciats und der Plebs trat aufs neue so stark als möglich hervor. Ein Bruch in aller Form wird nur vermieden, indem man doch wieder erwägt, welche Gefahren für jeden Teil ein solcher haben würde.

Aus diesem Grunde ordnet der Senat einige seiner Mitglieder an das Volk ab, eben dieselben Männer, die sich in seinem Schoße dem Appius Claudius entgegengesetzt haben. Und diesen gelang es auch, eine Verständigung herbeizuführen. Das große Verdienst dabei haben Manius Valerius und Menenius Agrippa, der bei diesem Anlaß die wohlbekannte Parabel von der Uneinigkeit der Glieder Eines Leibes, die doch untrennbar zusammengehören, vorgetragen haben soll. Eine Abkunft wird getroffen, in welcher dem Konsulat, in dem sich die Macht der Patricier repräsentiert, zur Seite auch der Plebs ein Magistrat gewährt wird, das Volkstribunat, welches das Recht und die Pflicht hat, jeder Vergewaltigung der Plebejer durch die Patricier entgegenzutreten. Der Vertrag wird durch Fetialen geschlossen, wie bei einem Bündnis zwischen verschiedenen Völkern; Opfertiere werden geschlachtet. Beide Teile sprechen einen Fluch über sich und ihre Nachkommen aus, wenn sie den Vertrag brechen.

Über den Verlauf der Begebenheit, die man die erste Secession nennt, finden sich verschiedene Auffassungen; doch darin stimmen sie überein, daß auf diese Weise die Plebs als eine Genossenschaft in der Stadt anerkannt wurde, mit eigentümlichen Rechten, deren Handhabung einem besonderen Magistrat oblag. Aber diese Rechte waren noch keineswegs fest begründet; und die

Frage entstand, wie die beiden einander gegenüberstehenden Körperschaften, die soeben im Begriff gewesen waren sich von einander zu trennen, zu einem Gemeinwesen vereinigt bleiben würden.

Das Verhalten des Cajus Marcius, später genannt Coriolanus, ist für die innere Geschichte hauptsächlich deshalb bedeutend, weil dabei diese Frage zu einer offenen Krise führte.

Marcius, ein hochstrebender, zu Gewaltsamkeiten neigender Führer der patricischen Jugend, den zahlreiche Klienten umgeben, faßt die Absicht, die Verlegenheiten einer Hungersnot zur Auflösung des neuen Verhältnisses zu benutzen; er will die auf öffentliche Unkosten, aber um einen mäßigen Preis herbeigeschafften Lebensmittel nur dann unter die Plebs verteilen, wenn sie auf die ihr bei der Secession zugestandenen Rechte Verzicht leistet. Darin aber sieht die Plebs eine Beleidigung, welche sie kraft einer ausdrücklichen Bestimmung des valerischen Gesetzes, die hier als richtig vorausgesetzt wird, vor ihr Gericht zu ziehen und zu bestrafen das Recht zu haben meint. Sie würde den jungen Mann von dem tarpejischen Felsen gestürzt haben, wenn sie nicht Rücksicht auf den Senat, die Fasces der Konsuln genommen hätte; sie zog ein regelmäßiges Verfahren vor. Ein solches konnte aber der republikanischen Tradition zufolge ohne vorausgegangene Einwilligung des Senats vermöge jener alten Festsetzungen, die man von der Gründung der Republik herleitete, nicht stattfinden: denn einer Beschlußfassung der Plebs mußte immer ein dieselbe autorisierendes Senatskonsult vorausgehen. Dieser Grundsatz aber wurde jetzt von doppeltem Gewicht, weil sich ohne denselben das Gemeinwesen in zwei feindselige Hälften aufgelöst hätte. Es gehört schon etwas dazu, daß die Plebs sich entschließt, den Senat um seine Autorisation zu einem gerichtlichen Verfahren gegen Marcius zu ersuchen. Sie macht dabei zur Bedingung, daß das Volk, in Tribus versammelt, sich als Gericht konstituieren und der Tribun, durch den es vertreten wird, im Senate sprechen dürfe. Darin, daß dies gewährt wird, sieht der alte Autor, dem unser Gewährsmann hiebei folgt, die Einheit des Gemeinwesens überhaupt. Die Rede, die dem Tribun bei Dionysius im Senat in den Mund gelegt wird, unterscheidet sich von den nichtssagenden Demegorien, die wir sonst bei demselben lesen, durch Inhalt und treffende Gedanken. Er überzeugt den Senat, so daß das Volksgericht in aller Form stattfinden kann, in welchem dann Marcius durch die Mehrheit der Tribus zu ewigem Exil verdammt wird. So wird der Streit, welcher alles aufzulösen drohte, durch eine Vereinbarung des Senates und des Volkes im Sinne des letzten gehoben, und das Gemeinwesen steht nun dem Verbannten einmütig gegenüber.

Dieser nimmt seine Zuflucht zu den Volskern. Die Erzählung über das Exil des Coriolan besteht aus zwei Momenten, von denen das eine eigentlich nur eine Wiederholung des bei Admet Hülfe suchenden Themistokles, das andere aber durch und durch römisch ist.

Nachdem alle anderen Gesandtschaften vergeblich gewesen sind, wird

Marcius durch die Bitten seiner Mutter und Gemahlin zum Rückzug bewogen. „Mutter,“ sagt er, „Du bezwingst mich, aber Du machst mich unglücklich!“ Als er nach Antium kam, wurde er getötet. Der Sinn der Sage liegt eben darin, daß eine Mutter darauf Verzicht leistet, ihren Sohn als Sieger durch Feindesmacht in Rom einziehen zu sehen.

War nun auf solche Weise eine Trennung der beiden Stände vermieden und eine Verfassung begründet, welche sie unter einander auf immer verband, so konnte es doch auch auf dieser Grundlage an Entzweiungen nicht fehlen. Die vornehmste entsprang aus den Ansprüchen, welche das Volk auf einen Anteil an der Kriegsbeute oder vielmehr die gemeinschaftlich gemachten Landerwerbungen erhob.

Spurius Cassius, der erste Magister Equitum, der Begründer des Bundesverhältnisses mit den Latinern, zu welchem er auch noch die Herniker herbeigezogen hat, tritt mit dem Vorschlag auf, das eroberte Land nicht zum öffentlichen zu erklären, sondern wenigstens zum Teil unter die Plebs und die Bundesgenossen zu verteilen. Er geht mit diesem Vorschlag beinahe aus den Grenzen des römischen Bürgertums heraus; es ist, als wolle er eine Bundesgenossenschaft gründen, die den Charakter einer erobernden Macht tragen und an deren Spitze er selber stehen würde. Und schon in diesem Augenblick ist er so stark, daß der Senat der ihm widerwärtigen Rogation keinen entschiedenen Widerstand entgegensetzt.

Ein Senatskonsult wird abgefaßt, welches diese Bewilligung in Aussicht stellte. Die zehn ältesten Konsulare sollen die Grenzen des öffentlichen Landes festsetzen und bestimmen, wieviel davon zu verpachten sei, um zum öffentlichen Dienst verwandt zu werden; das übrige werde man an das Volk austeilen. Nicht allein sollen die nächsten Konsuln mit der Ausführung dieses Beschlusses betraut werden, sondern es wird sogar festgesetzt, wenn man noch mehr Land erobere, so solle ein Teil davon den Verbündeten nach Maßgabe der Anstrengung, mit der sie zum Erfolge beigetragen haben, überlassen werden. Die Stellung, welche der Urheber des Gesetzes, wenn es wirklich in Ausführung gekommen wäre, gewonnen haben würde, wäre eine höchst außerordentliche gewesen; er würde an die Spitze der Plebs getreten sein und die Interessen der Bundesgenossen an seine Person geknüpft haben. Aber gerade dies Weitaussehende seiner Entwürfe und das Gelingen derselben bis auf einen Grad, den Spätere unglaublich gefunden haben, wurde ihm verderblich. Er geriet dadurch in den bösesten Verdacht, der in Rom gegen jemand geschöpft werden konnte. Man traute ihm die Absicht zu, die höchste Gewalt in seine Hände zu bringen.

Nach der allgemein angenommenen Sage war das patriotische Gefühl in dem Vater des Cassius so stark, daß er den Sohn kraft seiner väterlichen Gewalt in seinem Hause hingerichtet hat. Der Patriotismus der Mutter Coriolans wird durch den Vater des Cassius nicht allein erreicht, sondern weit überboten.

Neben dieser Erzählung besteht aber noch eine andere, die den Tod des Cassius von einem Beschluß der Plebs herleitet, deren Interesse er scheinbar verfocht: denn auch diese wurde überzeugt, daß Cassius nach der höchsten Gewalt strebe. Es findet sich noch eine dritte Fassung, welche die beiden anderen vereinigt, indem sie dem Vater ein Zeugnis zuschreibt, durch welches das Volk veranlaßt wird, das Todesurteil auszusprechen. Dem Übereinkommen gemäß, daß jeder, der die Monarchie wieder herstellen wolle, einen solchen Versuch mit dem Tod büßen müsse, wird Cassius verurteilt.

Die beiden Stände wetteifern um die Ehre, den Mann beseitigt zu haben, der nach der Wiederherstellung des Königtums strebte.

Cassius war umgekommen; aber er hatte der Plebs einen Anspruch, wenn nicht ein Recht, hinterlassen, der sie in steter Gärung erhielt. Der Senat zögerte, seinen auf die Aufteilung des Landes gerichteten Beschluß in Ausführung zu bringen; die Kommission, die er hiezu in Aussicht gestellt hatte, kam nie zu stande. Es geschah dann, was gar nicht ausbleiben konnte: der Hader der beiden Stände, der jetzt einen greifbaren Gegenstand gewonnen hatte, regte sich so stark als jemals und zog die widerwärtigsten Folgen nach sich. Zuweilen wird darüber die Konsulwahl zweifelhaft, indem der Vorschlag des Senats bei den Komitien nicht durchzubringen ist; der Senat ist genötigt, einen anderen Vorschlag zu machen, der dann durchgeht. Der innere Friede der Republik beruht eine Zeitlang auf gegenseitiger Nachgiebigkeit. Wir sehen Konsuln aus Familien verschiedener Tendenz neben einander, die einen von hocharistokratischer, die anderen von mehr volksfreundlicher Gesinnung. Auch das Tribunat hält eine Linie der Mäßigung inne, freilich nur durch ein schreckliches Ereignis dazu bewogen. Der plötzlich eingetretene Tod des Tribunen Genucius wurde dem Parteihaß der Patricier zugeschrieben, so daß die übrigen fürchten, durch heftiges Vorgehen ein ähnliches Schicksal über sich hereinzuziehen. Aber eine solche Lage, in welcher anerkannte Rechte doch nicht zu voller Geltung gelangen und ein Stand von dem anderen durch indirekten Druck oder offene Gewaltsamkeit niedergehalten wird, kann auf die Länge nicht dauern.

Da die Versuche, die Aushebung zu hindern, ohne Erfolg bleiben, so erlebt man endlich das Unerhörte, daß ein Konsul, der in der Schlacht bereits die Oberhand gewonnen hat, von den plebejischen Truppen, die für einen Mann seiner Art keinen Sieg erfechten wollen, verlassen wird. Hierüber aber verdoppelt sich die Heftigkeit des Streites; und auf seiten der Plebs faßt man den Gedanken, die Tribunenwahl allem anderweiten Einfluß dadurch zu entziehen, daß dieselbe in den Tributkomitien vorgenommen werden soll, und zwar ohne die gewohnten religiösen Gebräuche, denn mit diesen hingen die patricischen Einwirkungen zusammen; die Tribunen sollen ausschließend im Interesse der Plebs gewählt werden. Um jedoch die Gesetze nicht zu verletzen, bedarf die Plebs auch hiezu eines vorgängigen Senatsbeschlusses, worauf nun einmal die Erhaltung der Staatseinheit beruht; es bildet gleichsam den Schluß-

stein, der das ganze Gebäude zusammenhält. Die Vorkämpfer der Patricier sind jedoch nicht geneigt, eine so durchgreifende Neuerung einzuräumen. Der zweite Appius Claudius macht es den Plebejern zum schwersten Vorwurf, daß sie die Fahne des Konsuls verlassen haben: ganz in Widerspruch mit dem Eide, der von ihnen bei der Vertreibung der Könige geschworen worden sei, das Land, das sie bewohnen, — denn so formuliert er diesen Eid, er vermeidet das Wort Vaterland — mit den Waffen zu verteidigen. Wie einst der Vater, so betrachtet auch der Sohn die Plebejer als Fremde: von ihrer Seite sei der Gedanke gefaßt worden, das Konsulat abzuschaffen; man müßte aber vielmehr dem Tribunat ein Ende machen: er schwört, nicht leben zu wollen, wenn ihm das nicht gelänge. Der Wortführer der Plebejer, Lätorius, schwört dagegen, sterben zu wollen, wenn er das Senatskonsult nicht erlange, das er gefordert hatte. Diesmal trägt der Plebejer den Sieg davon. Der Senat wird wirklich dahin gebracht, das Senatskonsult auszustellen, doch geschieht es nicht ohne wilde Ausbrüche des Parteikampfes. Appius Claudius tötet sich selbst. Die Plebejer ihrerseits schreiten dann wirklich zu Tribusversammlungen, in denen sie ohne pontifikale Ceremonien, von aller fremdartiger Einwirkung befreit, Wahlen und Beschlüsse nach ihrem Ermessen fassen. Da nun hiedurch die Plebs zu einer Geschlossenheit gelangt, in der sie sich den Einflüssen der Patricier entzieht, so erfolgt, daß das Gemeinwesen sich in diese beiden gegenüberstehenden, in sich selbst verfeindeten Körperschaften trennt.

Die Lage der Republik wurde dadurch unhaltbar. Die Konsuln, welche die Aristokratie repräsentieren, haben den Oberbefehl im Kriege und finden Gehorsam, so lange derselbe dauert; denn nur eine Ausnahme ist es, wenn es einmal nicht geschehen war; nach außen hin halten die Römer immer zusammen. Kaum aber ist der Feldzug beendet, so beginnt der innere Hader. Das Volk hat die Befugnis, auch den Konsul, wenn sein Amtsjahr vorüber ist, vor sein Gericht zu ziehen, so gut wie alle Patricier, von denen es bedrängt wird. In Rom besteht ein Recht, in dessen Besitz und Kenntnis sich aber allein die Patricier erhalten, und dem die Plebejer, die es nicht einmal kennen, nicht weiter unterworfen sein wollen. Das noch immer zum großen Teil völkerrechtliche Verhältnis zweier Populationen, die in einer Stadt vereinigt sind, ruft das Bedürfnis und gleichsam mit Notwendigkeit den Gedanken einer gemeinsamen Gesetzgebung hervor, an welcher, wie die ursprüngliche Motivierung lautet, die Plebejer auch selbst Anteil zu nehmen verlangen. Aber so gegründet dieser Anspruch auch ihrerseits ist, so erregt er doch das Selbstgefühl der Patricier zu ungestümer Aufwallung. Der Plebs, sagen sie, stehe diese Befugnis nicht zu, für sich selbst Gesetze zu geben; welche Anmaßung sei es, daß sie auch für andere Gesetze geben wolle?

Wenn der Gesetzesvorschlag dahin zielte, den Gegensatz, in welchem sich die beiden Stände noch einander gegenüber befanden, zu absorbieren, so war das eben nur ein Gewinn für die Plebejer, nicht für die Patricier, die sich vielmehr mit allem ihrem Stolze und Eifer dagegen setzten.

Auch diesmal gehörte ein äußeres Ereignis, welches die Unentbehrlichkeit eines festen Zusammenhaltens zu unmittelbarer Anschauung brachte, dazu, um eine Verständigung anzubahnen.

Ein Abenteurer sabinischer Herkunft, Herdonius, wußte sich an der Spitze von 4000 Mann des schlecht bewachten Kapitols und der nahen Burg durch einen Handstreich zu bemächtigen; er rechnete auf den Zwiespalt des Volkes und des Senates, durch den jede energische Gegenwehr verhindert werden würde. Ein dritter Claudius, Cajus, meinte selbst in diesen Augenblicken noch, man könne die Hülfe der Plebs gegen den Feind entbehren; mit den Klienten und den Bundesgenossen werde man stark genug sein, den Herdonius zu vertreiben und alsdann die Plebs zu demütigen. Dem setzte sich aber der Mitkonsul Valerius entgegen. Er sah, daß die Plebs sehr bereit war, zu den Waffen zu greifen, wenn man ihr nur ihrerseits Genugthuung gebe. Valerius erschien in der Mitte der Komitien und schwur, daß, wenn die Plebs Hülfe leiste, ihre Rogation über die Gesetzgebung angenommen werden solle.

Herdonius hatte die wichtigsten Positionen in Besitz genommen, so daß die Vertreibung desselben nicht ganz leicht war. Unglücklicherweise aber verlor Valerius dabei sein Leben, der Mann, der sein Wort für die Erfüllung der plebejischen Forderung gegeben hatte. Der überlebende Konsul glaubte an dessen Versprechungen nicht gebunden zu sein. Der Senat war ferne davon, das Wort des Gebliebenen ausführen zu wollen. Hierdurch aber traten ähnliche Mißverhältnisse ein, wie die der Secession vorangegangenen; sie erschienen um so gefährlicher, da das Volk noch in Waffen war. Wer wollte sagen, wie weit es unter der Anführung des nun befestigten Tribunats, welches ein gutes Recht in den Händen zu haben glaubte, fortgerissen werden könne!

Neben den Männern, welche Partei ergreifen und die ergriffene rücksichtslos festhalten, erscheinen aber in der römischen Geschichte auch solche, die nur das Gemeinwesen im Auge haben und die öffentliche Gewalt mit verständiger Mäßigung zum Zwecke des Friedens handhaben. Ein solcher war Quinctius Cincinnatus, der damals, wegen eines Vergehens seines Sohnes von der Plebs in Strafe genommen, auf seiner Hufe, dem einzigen Besitz, der ihm übrig geblieben war und den er selbst bearbeitete, in tiefer Zurückgezogenheit lebte. Wer kennt nicht die sinnvolle Tradition, in welcher die Übertragung der höchsten Würde auf einen Mann, der eben das Land mit seinen Ochsen pflügt, vergegenwärtigt wird. Die Überlieferung schwankt darüber, ob es die Übertragung des Konsulats oder der Diktatur, wie bei weitem die meisten annehmen, und welche von den verschiedenen Diktaturen, die Cincinnatus bekleidet hat, es gewesen sei, bei deren Übertragung die Scene vorfiel. Historisch bewährt ist sie wohl überhaupt nicht, aber aus der römischen Geschichte könnte man sie doch nicht etwa verweisen. Sie ist charakteristisch für den Unterschied der Lebenszustände, welcher aus der Beschäftigung mit dem einfachen Landbau, dem sich auch noch die Patricier widmeten, und dem Übergang aus demselben zu der höchsten politischen Würde entspringt. Nach der Tradition, der

wir folgen, ging Cincinnatus, nur um die Mitte des Leibes umgürtet, übrigens unbekleidet, hinter seinen das Land pflügenden Ochsen daher, als eine Botschaft bei ihm anlangt, die ihn auffordert sich erst anzukleiden, ehe sie ihren Auftrag ihm aussprechen könne. Er geht nach seinem Wohnhaus zurück, und vernimmt dann, als er mit der Toga bekleidet wiederkommt, daß er zum Konsul erkoren sei. Er bedauert nur, daß er sein Grundstück für dies Jahr nicht bauen und darüber in Ungelegenheit geraten werde, folgt dann aber dem Rufe in die Stadt, die er in größter Aufregung findet.

Hier macht er nun vor allem die Befugnis des Konsulats in vollem Umfange geltend. Er erklärt zuerst den Tribunen und dann dem versammelten Volke, daß noch jedermann durch den dem Konsul geleisteten Eid verpflichtet sei; er werde die Ruhe dadurch herstellen, daß er einen Krieg gegen die Volsker unternehme und sie unverzüglich in das feindliche Gebiet abführe. Schon läßt er aus den Tempeln die Feldzeichen herbeibringen, unter denen er die Truppen, welche zugleich die Bürger sind, die ganze Zeit seiner Amtsdauer zu halten gedenke, es wäre denn, daß man ihm vergönne, seine gesetzlichen Befugnisse innerhalb der Stadt ungestört zu vollziehen. Vor diesem autoritativen Auftreten der konsularen Gewalt wichen nun die Tribunen zurück. Und bald wurde man inne, daß der neue Konsul nicht der Vertreter der Partei sein wolle; er nahm vielmehr die jurisdiktionellen Befugnisse seines Amtes mit Unparteilichkeit wahr. Tage lang saß er im Tribunal und entschied die Streitsachen, die man ihm vorlegte, mit unparteiischer Gerechtigkeit. So kam nun beides zusammen: strenge Handhabung der konsularen Befugnis und zugleich eine Anwendung der Gesetze, mit welcher das Volk sich begnügen konnte. Die tribunicische Gewalt hatte keinen rechten Gegenstand mehr, da kein Unrecht geschah, gegen welches ihr Auxilium erforderlich gewesen wäre. Die Auskunft war nun aber von sehr vorübergehender Natur. Unter den folgenden Konsulaten erneuerten sich die alten Zwistigkeiten, und mehr als einmal schien es, als ob die Aushebungen gehindert und die feindlichen Angriffe das Übergewicht erlangen würden. Der Waffendienst der Plebejer konnte so wenig entbehrt werden, daß sie zu immer neuen Konzessionen gelangten; der Aventinus ist ihnen damals eingeräumt und die Vermehrung der Zahl der Tribunen von fünf auf zehn zugestanden worden. Mit alledem aber wurden die alten Beschwerden nicht gehoben. Die Rechte, welche die Plebs unabhängig in den Tribusversammlungen ausübte, fielen den Patriciern und den Konsuln selbst sehr beschwerlich. Um so mehr war die Plebs entschlossen, daran festzuhalten; doch beobachtet sie ein gewisses Maß. Auf den Rat eines plebejischen Veteranen, des Lucius Siccius Dentatus, der das Ansehen besaß, welches ruhmvolle Waffenthaten hervorzubringen pflegen, und der kein Unrecht, das seinen Standesgenossen geschah, dulden wollte, aber doch Bedenken trug, in das Bereich der obersten Gewalt einzugreifen, faßten die Plebejer den Beschluß, die Konsuln, welches auch ihre Vergehungen gegen die Plebs sein möchten, nicht anzutasten, so lange sie im Amte wären: denn ihre Autorität

könne nun einmal nicht entbehrt werden; dagegen unverweilt alle anderen vor ihr Gericht zu ziehen, durch welche die Rechte und Ordnungen des Volkes, namentlich auch bei den Tribusversammlungen selbst, beeinträchtigt würden. Man beschwerte sich besonders über die Mitglieder einiger vornehmen Geschlechter: Postumier, Sempronier, Cloelier.

Gegen diese also wurde nun auch die Anklage gerichtet; sie wurden verurteilt, weil sie die geheiligte Gewalt der Tribunen angegriffen hätten; ihre Güter sollen der Ceres geweiht werden. Der Senat setzt sich nicht unmittelbar entgegen; er soll es vielmehr gern gesehen haben, wenn der Unmut des Volkes, der sonst gegen alle sich richten werde, sich gegen einzelne abwüte; aber er nahm sich dann doch der Verurteilten an. Die Güter derselben, welche eingezogen und um einen gewissen Preis an die Plebejer veräußert worden waren, kauft der Senat diesen um den nämlichen Preis ab und giebt sie den verurteilten Geschlechtern zurück.

Und keineswegs waren die Konsuln eines nachträglichen Verfahrens gegen sie selbst überhoben. Siccius Dentatus, welcher so viel Rücksicht gegen den fungierenden Konsul Romilius bewiesen hatte, griff ihn doch, sobald er das Amt nicht mehr bekleidete, auf das heftigste an, als einen Mann, der das römische Volk schwer beleidigt habe. Alle Einreden und Beschwichtigungsversuche der Patricier waren vergebens; vielmehr wurden aus ihrem Stande selbst Zeugen gegen Romilius aufgeführt, durch welche die Beschuldigung als erwiesen erschien und ihm die schwere Strafe einer Zahlung von 10 000 Assen auferlegt wurde. Die Lage der Dinge ist eine für ein Staatswesen höchst außerordentliche. Zwei Stände, die noch immer zugleich Stämme sind, stehen einander gegenüber: der eine ist im Besitz der pontifikalen Autorität, welche selbst dazu gehört die bürgerliche zu begründen, der Legislation und der Kriegsführung; der andere hat sich jedoch in das Verhältnis einer abhängigen Menge niemals zurückdrängen lassen; er hat sich für sich selbst organisiert; er erkennt die oberste Magistratur an, nicht jedoch ohne sich den Überschreitungen, welche seinen angestammten und erworbenen Rechten zuwiderlaufen, unaufhörlich zu widersetzen. Sein Ansehen beruht besonders darauf, daß er die Waffen führt und ihre Überlegenheit über die vordringenden gefährlichen Feinde im letzten Augenblick immer behauptet. Der erste Stand und Stamm wurde durch die Konsuln repräsentiert, der andere durch die Tribunen. Zwischen Konsuln und Tribunen herrscht ein Widerstreit, welcher den inneren Frieden jeden Augenblick gefährdet und häufig unterbricht. Niemand wußte, wo eigentlich der Sitz der Autorität und des Rechtes sei. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, ist nun eine für beide Teile gleichmäßige Gesetzgebung in Vorschlag gebracht worden. Die darauf gerichtete Forderung war im Augenblick des Kampfes gegen Herdonius zur Annahme gelangt, jedoch wieder in Vergessenheit geraten. Aber eine Ausgleichung wurde alle Tage dringender, das Bedürfnis einer solchen machte sich auch auf der anderen Seite geltend. Das Konsulat, welches bisher die Vorrechte des Senates und der Patricier ver-

teidigt hat, wird doch selbst inne, daß es sein Ansehen unter diesen Umständen nicht weiter behaupten kann. Nachdem Romilius von dem Volke in Strafe genommen ist, ziehen die neu eintretenden Konsuln in Betracht, daß sie in ähnlichen Fällen keine Unterstützung vom Senat erwarten dürfen. Wenn sie nun zunächst nachgeben, daß allen Magistraten der Republik freistehen solle, denjenigen zu bestrafen, von dem sie auf eine ungesetzliche Weise verletzt werden würden, was denn auch den Tribunen zu gute kommen mußte, so wird dadurch der große Gegensatz eher verschärft, als vermindert. Konsuln und Tribunen stehen einander mit gleichen Rechten, aber in verschiedener Direktion gegenüber. Was jenen als ein unzweifelhaftes wohlbegründetes Recht erscheint, halten diese für eine Anmaßung, welche nicht geduldet werden dürfe. Die Rechtssphären greifen ineinander. Und, wenn bisher die Plebejer allein davon gelitten hatten, so geraten jetzt auch die Patricier in Nachteil. Den erneuerten Antrag der Tribunen auf eine gleichmäßige Festsetzung des Rechtes weisen sie nicht mehr zurück; sie ziehen ihn in den Versammlungen des Senates ernstlich in Beratung. Dabei war dann das entscheidende, daß Titus Romilius, der zuletzt von der Plebs in Strafe genommen war, und von dem man erwartete, er würde gegen dieselbe sprechen, sich vielmehr zu deren Gunsten erklärte. Er sagt gerade heraus: er habe zu der patricischen Partei gestanden, so lange er diese für die mächtigere gehalten, aber er sei jetzt eines anderen belehrt; es komme nur darauf an, zu verhüten, daß nicht anderen begegne, was ihm geschehen sei; der Senat möge nicht auch die jetzigen Konsuln in eine offenbare Gefahr stürzen und sie mitten in derselben verlassen. Titus Romilius verdient eine Erwähnung in der römischen Geschichte: denn durch ihn wurde dem Senat zum Bewußtsein gebracht, daß beide Teile einer allgemeinen Legislation bedürfen, um nicht einer von dem anderen kraft der einem jeden besonders zustehenden Rechte angegriffen und in Strafe genommen zu werden.

Der Versuch einer allgemeinen Legislation hat eine universale Bedeutung in Bezug auf das Recht selbst. Denn das Recht, welches die Altbürger immer für das ausschließlich gültige erklärt hatten, muß eine solche Erweiterung erfahren, daß dabei auch der andere Stand seine natürlichen Ansprüche befriedigt erachten konnte; der Rechtsbegriff, der dem altrömischen Wesen innewohnte, aber noch in bestimmten ständischen Schranken, muß soweit entwickelt werden, daß er die Grundlage eines allgemeinen Rechtes bilden kann. Die Gesetzgebung, welche die beiden gesonderten Stände von Rom vereinigt, ist als der Anfang einer auf allgemeinen Prinzipien beruhenden Legislation, als die Grundlage des römischen Rechtes überhaupt zu betrachten.

Decemvirat.

Sehr auffallend ist es, daß die Römer, um sich über fremde Gesetzgebungen zu unterrichten, eine Gesandtschaft nach Griechenland abgeordnet

haben — denn das läßt sich nach den übereinstimmenden Zeugnissen, die uns vorliegen, nicht ableugnen —, und daß dann doch die römische Gesetzgebung ihre volle Originalität behauptet. Man möchte auf den Gedanken geraten, daß durch diese Gesandtschaft den Römern hauptächlich in Erinnerung gebracht worden sei, wie allenthalben in den griechischen, namentlich auch den großgriechischen Städten die Gesetzgebung von einer unbedingten Autorität, die dem Gesetzgeber verliehen wurde, ausgegangen war. Dies nun schien auch in Rom erforderlich, schon wegen des Gegensatzes zwischen Konsulat und Tribunat, der keine einheitliche Aktion erwarten ließ. Man entschloß sich, zehn Legislatoren, die zu diesem Behufe ernannt wurden, zugleich die höchste Gewalt zu übertragen: die beiden eben ernannten Konsuln dankten ab und bekamen dafür die erste Stelle unter den Zehn Männern. Auch alle die übrigen waren Patricier. Erst in dem zweiten Jahre des Decemvirats sind Plebejer hinzugetreten. Während ihrer Amtsführung hörte das Tribunat auf. In den Decemvirn erschien eine Gewalt, welche die Befugnisse des Konsulats und des Tribunats vereinigen sollte. — In der Mitte dieser Zehn Männer tritt nun abermals ein Appius Claudius auf, der aber, weit entfernt, den schroffen Geist des Patriciats, den seine Vorfahren manifestiert hatten, zu vertreten, vielmehr eine den Plebejern sehr genehme Haltung annahm, sodaß sie bei der Erneuerung im zweiten Jahre vor allen anderen die Aufnahme des Appius unter die Decemvirn forderten. Nur zögernd und sich sträubend nahm Appius die neue Stellung an. Die Voraussetzung ist, daß der Senat das alles ruhig habe geschehen lassen, in der Hoffnung, sich dabei der Institution des Tribunats auf immer zu entledigen. Aber er sah sich bald von Appius mit einer ganz anderen Gefahr bedroht. Man versichert, die Decemvirn hätten sich durch einen feierlichen Eid untereinander vereinigt, zusammenzuhalten, um die höchste Gewalt möglichst frei sowohl von Plebisciten als Senatuskonsulten auszuüben.

An den Iden des Mai des Jahres 304 erschienen die Decemvirn weit anders als früher. Die Insignien der obersten Magistratur, welche hier nochmals als die königliche bezeichnet wird, gingen nicht mehr von einem zum anderen über, sondern einem jeden wurden zwölf Fasces vorangetragen; Gebräuche wurden erneuert, die seit der Verjagung der Könige unterblieben waren. Wie sehr aber wurde hierdurch die allgemeine Situation verändert. Die zur Durchführung einer gleichmäßigen Gesetzgebung eingesetzte Autorität stellte sich als eine selbständige Gewalt auf, die das Königtum in kollegialischer Form, aber unter Führung eines mächtigen Oberhauptes erneuern zu wollen schien.

Wir können nicht entscheiden, ob die bewußte Absicht dahin ging; ob der Vorwand, den man auf der einen Seite nahm, bloßer Vorwand, und der Verdacht, den man auf der anderen Seite schöpfte, eben bloß ein Verdacht gewesen ist. Aber unleugbar ist, daß die Errichtung einer Autorität, wie der Decemvirn, welche konsulare und tribunicische Gewalt in sich vereinigte,

zwischen den verschiedenen Faktionen den Frieden erhielt und an die Stelle der Parteiung die allgemeine Notwendigkeit setzte, eine der größten Anomalien war, welche in der römischen Geschichte überhaupt vorgekommen sind. Eine Gewalt dieser Art hat ihr Schwergewicht in sich selbst; in ihrer Natur liegt es, sich immer fester zu setzen und immer mehr auszudehnen. Wäre es den Decemvirn gelungen, so würde die spätere Geschichte eine andere Gestalt bekommen haben; aber fügen wir hinzu: hätte sie gelingen sollen, so müßte auch die vorhergegangene Geschichte eine andere gewesen sein. Wie die Gedanken und die Formen sich entwickelt hatten, so konnte das Vorhaben der Decemvirn, wenn man dasselbe auch nur vermutete, doch nicht anders, als alle eigentlich republikanischen Gefühle aufwecken. Schon waren die Decemvirn stark genug, nun ohne neue Wahl ihre Amtsführung auch über das zweite Jahr hinaus fortzusetzen. Auch dies ließ man ruhig geschehen. Bald darauf aber trat eine Verflechtung der Dinge ein, welche, und zwar zuerst im Senat, die lauteste Opposition hervorrief. Die Äquer hatten den Algidus eingenommen, die Sabiner waren bis Eretum vorgedrungen. Und an sich konnte es nicht zweifelhaft sein, daß Rom diese Angriffe mit aller seiner Macht zurückweisen müsse. Dagegen aber erhob sich ein, weniger auf diese Angriffe, als auf die allgemeine Situation der Republik gegründetes Bedenken; man fürchtete, daß die Decemvirn auf diese Weise auch die bewaffnete Macht in ihre Hände bekommen und dadurch vollkommen Herren in der Republik werden würden. In der Senatsversammlung, die darüber zu entscheiden hatte, ob man den Krieg als wirklich ausgebrochen ansehen und eine Aushebung anordnen solle, wurde die Besorgnis ausgesprochen, die Decemvirn möchten die ihnen anvertraute Macht zur Unterdrückung des Senats selbst anwenden. Noch einmal erwachte der politische Gegensatz der Geschlechter. Valerius Potitus, ein Sohn des Valerius, der bei dem Anlauf gegen Herdonius gefallen war, Enkel des Poplicola, und ein Mitglied des zweiten populären Hauses, Horatius Barbatus, erhoben sich, um die Rechtmäßigkeit des Decemvirats, dessen legale Amtsdauer abgelaufen sei, zu bestreiten: man dürfe den Decemvirn nicht gestatten, gleichsam an die Stelle des verjagten Tarquinius zu treten; man müsse das Volk befragen und die Tribunen wiederherstellen. Die Decemvirn gerieten in Aufregung: denn ihre Prätension war, die tribunicische Gewalt selbst zu besitzen; sie drohten, ihre Gegner dem Rechte des Volkes gemäß, vom tarpejischen Felsen zu stürzen. Die Sitzung ist die erste, von der wir über eine darin vorgekommene Debatte und ihre Schwankungen von verschiedenen Seiten ziemlich übereinstimmende Nachrichten erhalten. Der Angriff, den die Decemvirn erfuhren, war stürmisch und gefährlich; aber ihre Gewalt ging aus dem Streite, trotz der Erschütterung, die sie erfuhr, doch noch stärker hervor, als sie bisher gewesen war. Auch über die Hauptfrage, ob der Krieg anzunehmen sei oder nicht, war die Meinung geteilt. Die älteren Mitglieder erklärten sich dagegen, die jüngeren dafür; und zuletzt konnte Appius das Resultat aussprechen, daß die Mehr-

heit den Krieg beschlossen, d. h. die Aushebung genehmigt habe. Unter der Direktion der Decemvirn rückten zwei Heerhaufen ins Feld, um die Landesgrenzen zu beschützen; ein dritter blieb in der Stadt zurück. Das Wesentliche der Tradition liegt nun darin, daß der Widerstand gegen die herrschende Gewalt nicht vom Senate, von dem er vergeblich versucht worden war, sondern von Volk und Heer ausgegangen sei — in der Hauptsache von der in den beiden Kriegslagern vereinigten Heeresmacht, auf welche die Decemvirn sich zu stützen vermeint hatten, — aber hervorgerufen durch einen Vorgang in der Stadt. Wie durch die Schändung und den Selbstmord der Lucretia die Patricier einst zur Verjagung der Tarquinier entflammt worden waren, so führt jetzt die Bedrohung einer plebejischen Jungfrau und deren Ermordung durch den eigenen Vater zu einer allgemeinen Bewegung gegen die Decemvirn.

Ein Klient des Appius Claudius nämlich giebt vor, daß die eben blühend heranwachsende Tochter eines angesehenen Plebejers, der gegen die Äquer zu Felde liegt, gar nicht von ihm stamme, sondern dessen Frau untergeschoben, in seinem eigenen Hause von einer Sklavin geboren sei und ihm, dem Herrn derselben, also gehöre.

Die Jungfrau hatte die Begierden des Appius gereizt, in dessen Auftrag der Klient seine vermeinte Sklavin zurückforderte. Die nächsten Verwandten des Hauses stellten sich dieser Behauptung mit einleuchtender Darlegung des wirklichen Sachverhalts entgegen; überdies aber bestanden sie auf dem Grundsatz, der auch durch die eben erlassenen Gesetzestafeln bestätigt sei, daß, wenn eine doppelte Vindikation vorkomme, die eine zur Freiheit, die andere zur Sklaverei, die erste immer den Vorzug haben müsse, Es war ein der plebejischen Freiheit günstiger Grundsatz der neuen Gesetzgebung. Um dies Motiv noch eindringlicher zu machen, führte man dem Appius auch von der anderen Seite zu Gemüte, daß er nicht nur die konsulare Gewalt inne habe, sondern zugleich die tribunicische; durch die letzte sei er verpflichtet, die bedrängten Plebejer in seinen Schutz zu nehmen. Darin möchte man den Kernpunkt der politischen Frage sehen. Aber eben in diesem Falle sollte sich zeigen, daß die Verbindung der beiden Gewalten in denselben Persönlichkeiten ein Ding der Unmöglichkeit war. Nur soviel läßt sich der Decemvir abgewinnen, daß er seinen Rechtsspruch auf den nächsten Tag aufschiebt. Was kaum erwartet werden konnte, Virginius, der Vater der Jungfrau, macht es möglich, den anderen Tag wirklich vor dem Tribunal zu erscheinen. Appius leugnet, daß es sich hier um den ausgesprochenen Grundsatz handle: von Freiheit und Sklaverei sei im vorliegenden Falle nicht eigentlich die Rede; der Streit betreffe die Rechte des die Jungfrau als sein Eigentum in Anspruch nehmenden Klienten und die des vermeinten Vaters; die Jungfrau bleibe unfrei, wem von beiden er sie auch zuspreche. Er fällt das Urteil, daß die Jungfrau seinem Klienten gehöre. Es wirft ein grelles Licht auf die vorwaltende Stimmung, daß dieser Uteilsspruch zwar von der einen Seite von dem Weh-

klagen der Beteiligten, auf der anderen aber von dem beifälligen Zujauchzen der Jugend meist patricischer Herkunft aufgenommen wird. Appius fühlt nur noch, daß er Konsul ist; er gebietet dem lärmenden Volke zurückzuweichen, denn auf dem Kapitol habe man Waffen, nicht allein gegen den äußeren Feind, sondern auch gegen den inneren. Die bisherige Voraussetzung, daß eine Versöhnung der beiden Stände durch eine aus beiden Teilen gemischte Magistratur zu stande gekommen sei, verschwindet mit einemmale. Die Handlung des Virginius, die dann folgt, ist der großartigste Ausdruck des wieder hervorbrechenden Konflikts. In dem Augenblicke, daß er von seiner Tochter Abschied nimmt, indem beide Thränen vergießen, reißt er das Messer von einer nahen Schlächterbank hinweg und bringt ihr damit eine tödliche Wunde bei. Der populäre Tumult, der hierüber ausbricht, hat nun zunächst die Wirkung, daß die beiden Senatoren, die in der erwähnten Sitzung Appius entgegengetreten waren und sich aus Furcht vor den Gewaltsamkeiten desselben in ihre Häuser zurückgezogen hatten, auf dem Forum erscheinen und die Behauptung, daß die Macht der Decemvirn eine ungesetzliche sei, allem Volk verkündigen. Aber bei weitem wichtiger als dieser Tumult in der Stadt ist es, daß die Bewegung sich in das Heer versetzt. Indem die den Decemvirn ergebenen Anführer des auf dem Algidus lagernden Heeres eben im Begriff sind, dasselbe gegen den Feind zu führen, erscheint Virginius mit seinem blutigen Messer in der Hand unter den Truppen und fordert sie auf, diesem Befehle nicht zu gehorchen; er stellt ihnen vor, daß man gegen einen auswärtigen Feind nicht schlagen dürfe, wenn man den gefährlichsten in seinem Hause habe; in der Stadt, wo die Altäre der Götter seien, herrsche jetzt das Decemvirat mit einer Autorität, die ihm nicht gebühre und die es zu den schlimmsten Gewaltthaten mißbrauche. Die größte Zahl der Centurionen tritt ihm bei, und statt gegen den Feind vorzurücken, wenden sie die Fahnen nach der Stadt zurück; sie verletzen also ihren Eidschwur, was sie damit entschuldigen, daß der Eid einer ungesetzlichen Gewalt geleistet worden sei, womit sie virtuell die Absetzung der Decemvirn aussprechen. Sie begeben sich aus dem Lager eigenmächtig nach der Stadt zurück, wo sich ihnen das auch seinerseits durch Gewaltthaten aufgeregte Heer, das gegen die Sabiner lagert, anschließt. Die ganze bewaffnete Macht vereinigt sich, sei es nun auf dem Aventin oder sogleich wieder auf dem heiligen Berge — denn darüber schwanken die Angaben —, wo sie die höheren militärischen Anführer wählen und einem oder zweien auftragen, im Namen aller ihre gemeinschaftliche Sache zu führen. So erheben sich die Truppen, die das bewaffnete Volk sind, zu offenem Widerstande gegen die Decemvirn. Das unbewaffnete Volk in der Stadt ist auf ihrer Seite, wenigstens zum größten Teile, sodaß die Decemvirn keinen Gehorsam finden. Und nur eine sehr schwache Unterstützung bietet der Senat, in welchem jetzt die den Decemvirn entgegengesetzte Partei mit dopelter Stärke auftritt, um die Herstellung des Tribunats und zugleich die Absetzung der Decemvirn zu fordern. Das eine bedingt das andere:

denn wenn die Decemvirn, wie sich im Prozeß der Virginia herausgestellt hatte, weit entfernt davon blieben, die Rechte des Volkes zu verteidigen, und eigentlich in die Stellung der konsularen Gewalt zurückkehrten, so erfüllten sie ihren Beruf nicht mehr, und es wurde notwendig, das Auxilium der Tribunen dem Volke zurückzugeben. Lange sträubten sich die Decemvirn; wenn die alten Verhältnisse sich erneuern, so sind sie in Gefahr, vor das Gericht des Volkes gezogen zu werden und der Rache desselben zum Opfer zu fallen; sie unterwerfen sich erst, als man ihnen zusichert, daß dies nicht geschehen solle. Hierauf unternehmen die Führer der Minderheit, die Eintracht zwischen Volk und Senat herzustellen. Valerius und Horatius begeben sich ins Lager, wo es ihnen nicht schwer wird, eine Abkunft zu stande zu bringen, denn sie können die Abschaffung des Decemvirats und die Wiederherstellung der Tribunen, eben die vornehmsten Forderungen der Plebs, derselben anbieten. Nur eine Bedingung machen sie; daß das Volk von einer weiteren Bestrafung der Decemvirn absehe, wogegen der Verletzung des militärischen Eides, deren sich die Centurionen schuldig gemacht haben, keine weitere Erwähnung geschieht.

So wird dieser große Zwischenfall der historischen Entwickelung von Rom zu einem glücklichen Ausgang geführt. Der Versuch, eine Gewalt zu gründen, durch welche die Ansprüche beider Stände ausgeglichen werden sollten, war daran gescheitert, daß der ihnen innewohnende Widerstreit in einer der gefährlichsten Krisen wieder zum Ausbruch kam. Die Gewaltsamkeit eines aus den vornehmsten aristokratischen Geschlechtern stammenden Decemvirs setzte die Notwendigkeit, dem Volke seine Tribunen zurückzugeben, in Evidenz, die Tribunen werden wieder gewählt, aber nicht mehr ganz auf die zuletzt üblich gewordene Art, sondern unter religiösen Ceremonien, wie vor Errichtung der Tributkomitien. Auch der Senat konnte ihrer nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr entbehren. Ebenso werden auch die Konsuln in der altherkömmlichen Weise wiedergewählt. Der Gegensatz ist nicht so diametral wie früher, da die neue Gesetzgebung, die bestehen bleibt, dazu beiträgt, daß die beiden Stämme und Stände nach und nach zu einem sie gleichmäßig umfassenden Gemeinwesen verwachsen können. Nachdem der innere Friede wieder hergestellt worden ist, wird der äußere Krieg mit großem Erfolg aufgenommen.

Absichtlich übergehe ich die Gesetze, welche in dieser Verwickelung der Ereignisse durchgegangen sein sollen, da sie früher oder später wieder erscheinen, und es hier nur darauf ankam, das wesentliche der Tradition zusammenzufassen.

Horatius Barbatus griff die Sabiner erst an, als er durch den einstimmigen Zuruf des Volkes der Schlachtbegier desselben gewiß geworden war. Er erfocht dann einen entscheidenden Sieg, durch welchen das römische Gebiet auf mehr als ein Jahrhundert vor den Raubzügen der Sabiner gesichert wurde. Indes schlug Valerius die Äquer und verheerte ihr Gebiet.

So die historische Überlieferung, gegen deren exakte Wahrheit sich mancherlei Bedenken erheben lassen, wie das in dem ganzen Laufe der Begebenheiten, die wir als traditionelle Geschichte bezeichnen, der Fall ist.

Daß diese Tradition in der Gestalt, wie sie vorliegt, in dem Volke selbst entstanden sei, läßt sich nicht behaupten. Überall findet man die Spuren gelehrter litterarischer Arbeit. Die Sage, welche die latinischen Penaten mit den troischen vereinigt, setzt die Kenntnis nicht allein der homerischen Gedichte, sondern auch der weit ausgesponnenen Poëme über die Rückkehr voraus. Wenn man dann an den Fall von Troja selbst in chronologischer Hinsicht anknüpft, so ist dabei der Einfluß der alexandrinischen Gelehrsamkeit maßgebend gewesen. Ferner aber: die ausführliche Sage von Romulus wäre ohne die Erzählung Herodots über Herkunft und Jugend des Cyrus schwerlich jemals zustande gekommen; die späteren Schriftsteller haben sie dann immer weiter ausgesponnen. Den Zusammenhang der Ereignisse bei der Verjagung der Könige kann man nicht lesen, ohne an die Geschichte von Athen erinnert zu werden: Servius wird zu einer Art von Solon; Tarquinius Superbus und dessen Söhne erinnern an Pisistratus und Hipparch. Die Wunder der Schlacht am Regillischen See sind aus der Geschichte der Krotoniaten und Lokrer geradezu herübergenommen. So bemerkt man auch bei den folgenden Ereignissen mancherlei Anklänge, die keine unwillkürlichen sein können, z. B. bei Marcius Coriolanus, dessen Flucht zu den Volskern eine Nachbildung der Flucht des Themistokles zum König der Molosser ist.

Man muß dabei aber noch weiter gehen. Die decemvirale Usurpation nach abgelaufenem Amtsjahr erinnert mit ihrem Vorwand, daß die Gesetzgebung noch nicht vollendet sei, so augenscheinlich an die dreißig Tyrannen in Athen unter Kritias, daß man versucht wird, die römische Erzählung als eine Nachbildung der griechischen zu betrachten.

Wenn aber dem so ist, wird man fragen, warum man sich denn überhaupt mit dieser ältesten Geschichte, die so vieles fabelhafte und fremdartige enthält, angelegentlich beschäftigt?

Die Antwort ist: das wesentliche, der Kern der Tradition ist doch durch und durch römisch und unentbehrlich zum Verständnis der römischen Geschichte, die wieder in der Weltgeschichte unter allen Nationalgeschichten die bedeutendste Stelle einnimt.

Voran gehen die großen Gestalten des Romulus und des Numa, welche die Idee der unentbehrlichen Attributionen einer höchsten Gewalt repräsentieren. Dann folgt Servius Tullius, in dem Elemente zu Tage treten, welche die Herrschaft des Imperiums hinwiederum beschränken, — von dem man nicht weiß, ob er mehr Etrusker oder Römer, mehr Volkshaupt oder berechtigter König gewesen ist, — an dessen Andenken aber die militärischen und populären Institutionen anknüpfen, welche Rom zu dem gemacht haben, was es geworden ist. In den beiden Tarquinius, besonders dem zweiten,

tritt ein Vorgefühl der kommenden Oberherrschaft über Italien und die Welt zutage. Dem Mißbrauch der Gewalt der Könige macht ihr heroischer Gegner Brutus ein Ende, der als ein Vorbild der republikanischen Größe von Rom erscheint. Daran schließen sich die patriotischen Gestalten in dem Kampf gegen Porsenna, die römischen Tugenden in der Mutter Coriolans, dem Vater des Cassius, dem Geschlechte der Fabier, das den Krieg der Römer mit den mächtigsten Nachbarn, den Vejentern, allein über sich nimmt und dabei zu Grunde geht, dem Quinctius Cincinnatus, gleichviel ob man sich denselben als Konsul in der Stadt oder als Diktator auf dem Schlachtfeld denkt. Das sind Dichtungen, die kein litterarisches Talent erfunden hat, sie gehören dem Geiste des Volkes an. Da erscheinen auch die alten Geschlechter in ihrer Familienpolitik, die durch eine ihnen eigen angehörige Tradition in Erinnerung gehalten worden ist. Man kann die Geschichte der Claudier in ihrer Reihenfolge und besonders die der Valerier, die in verschiedenen Generationen gleichartig auftreten, nicht lesen, ohne sich zu erinnern, daß die Geschichte der Geschlechter sich in Laudatonien bei ihren Begräbnissen festsetzte, woraus dann die Historiker wiederum schöpften.

Manche von ihnen gehörten selbst zu diesen Geschlechtern; von andern ist es augenscheinlich, daß sie den Überlieferungen des einen oder des anderen folgten. Gewiß haben die politischen Ansichten der späteren Zeit auf die Auffassung der früheren eingewirkt. Die vornehmsten Thatsachen bleiben dennoch unzweifelhaft; sie werden durch eine Serie annalistischer Aufzeichnungen, die als urkundlich betrachtet werden müssen, zu einem Ganzen verbunden. Anders aber kann es gar nicht sein, als daß sich hiebei mancherlei Unwahrscheinlichkeiten, Widersprüche, Inkongruenzen herausstellen. Namhafte Autoren haben deshalb den historischen Charakter der älteren römischen Geschichte überhaupt abgeleugnet. Die deutsche Gelehrsamkeit ist beflissen gewesen, die Dichtung von der Wahrheit zu sondern. Aber auch die Dichtung selbst hat ihre Wahrheit, inwiefern sie eine alte Tradition darstellt. Solche Zeiträume giebt es, in denen Tradition und Geschichte sich untrennbar ineinander verschlingen. Es war wohl der Mühe wert, diese traditionelle Wahrheit zur Anschauung zu bringen. Namentlich lud der Inhalt der großen Epoche von der ersten Secession, durch welche die Tribunen geschaffen, bis zu der zweiten, durch welche die Decemvirn gestürzt wurden, hiezu ein; sie hat etwas vorbildliches für alle Zeiten.

Den Patriciern und ihren Magistraten, welche geistliche und weltliche Gewalt in sich vereinigen, tritt eine kriegsbereite Genossenschaft freier Männer gegenüber, deren jene nicht entbehren können, um auch ihrerseits an der höchsten Gewalt den ihnen gebührenden Anteil zu erwerben, ohne jedoch diese selbst stürzen zu wollen. Im Zusammengreifen und im Ineinanderwirken beider Elemente liegt das Geheimnis der Größe von Rom. Und ist das nicht der vornehmste Gegenstand der politischen Kämpfe aller Zeiten?

Zweites Kapitel.

Grundlegung der italienischen Nationalität durch die römischen Waffen.

Camillus und die Abwehr der Gallier.

In alle den mannigfaltigen inneren und äußeren Kämpfen, deren die Tradition gedenkt, war Rom auf seine ursprüngliche Stellung beschränkt geblieben. Schon genug, daß es, unaufhörlich in sich zersetzt, immer wieder vereinigt, seine Selbständigkeit unangetastet behauptet hatte. Auch in den ersten Jahrzehnten nach den Decimviralunruhen ist es doch darüber nicht hinausgekommen. Die inneren Zerwürfnisse waren durch den Ausgang derselben keineswegs beseitigt, wie sich das unter anderm darin zeigt, daß die Ansprüche, welche die Plebs auf das Konsulat machte, zwar nicht ganz zurückgewiesen werden konnten, aber auch nicht vollständig durchdrangen. Man vereinigte sich vielmehr, Militärtribunen mit konsularer Gewalt zu ernennen, anfangs drei oder vier, später sechs oder acht, wahrscheinlich je nach dem Bedürfnis der Feldzüge in den verschiedenen Zeiten. Doch erscheinen auch noch immer Konsuln, und wenn die Gefahr dringend wurde, ernannte man einen Diktator.

Der Diktator Aulus Postumius Tubertus erfocht im Jahre 323 einen großen Sieg über die Äquer, bei dem die Strenge seiner Mannszucht mit einer glücklichen strategischen Kombination zusammenwirkte. Aber die Unterwerfung der Äquer, die das zur Folge hatte, war damals nur der Beginn einer solchen; es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe die Römer bis an den Lacus Fucinus vordrangen.

Den Volskern wurden die jetzt mit Latinern und Hernikern verbündeten Römer nach und nach überlegen, so daß das linke Ufer des Tiber so gut wie in ihren Händen war. Aus diesen Siegen hätte noch niemand den Römern ein Übergewicht in der Welt weissagen können. Will man sich vergegenwärtigen, wie die Grundlage zu einem solchen geschaffen worden ist, so lag der vornehmste Moment dafür in der Entwickelung eines großen Weltverhältnisses, welches zunächst die Etrusker gefährdete, aber das ganze peninsulare Italien zu verschlingen drohte.

Die Celten waren damals im Besitz einer vorwaltenden Macht unter den europäischen Nationen. Jahrhunderte mögen vergangen sein von dem Hin- und Widerwogen mächtiger Völkerstürme erfüllt, von denen nur die einheimische Sage und Poesie einen Nachhall erhalten haben wird, der dann völlig verschwunden ist. In dem großen Lande zwischen dem Atlantischen und dem Mittelmeer, das immer ihren Namen getragen hat, — denn zwischen Celten und Galatern oder, wie Cato zuerst sagt, Galliern läßt sich kein Unterschied annehmen — war ihre eigentliche Heimat: die Celten hatten das cen-

trale Gallien im Besitz. Von da aus waren sie nicht allein zu einer überwiegenden Stellung in dem gesamten Gallien gelangt; durch ihre Auswanderungen wurden sie die große Weltmacht des Occidents. Sie hatten sich der Rheinlande und des Gebiets an der oberen Donau bemeistert. Jenseit des Oceans hatten sie Britannien inne, jenseit der Pyrenäen einen großen Teil von Iberien. Das nördliche Spanien war in ihrem Besitz; bis tief in den Süden erstreckte sich ihr Einfluß über die einheimischen Nationen. So war nun auch die Padusebene, hauptsächlich doch im Kampfe mit den Etruskern, die dort überall Spuren ihrer Herrschaft zurückgelassen haben, größtenteils in ihre Hände gefallen.

Die Etrusker zeigten sich unfähig, der großen Völkerflutung zu widerstehen; ihre Existenz geriet in Bedrängnis und Gefahr. In diesen Kampf nun, welcher die Zukunft des peninsularen Italiens betraf, wurden die Römer verwickelt.

Zunächst gereichte ihnen derselbe zum Vorteil, freilich ohne daß ihnen davon die mindeste Ahnung gekommen wäre. Neben den Völkerschaften, welche Rom unaufhörlich in Angriff, Abwehr, Gegenangriff beschäftigten, hatte es auch eine Stadt an seiner Seite, welche der Ausdehnung seiner Macht die größten Hindernisse entgegensetzte. In geringer Entfernung von Rom erhebt sich das Land in einer, zwar immer durch Klüfte zerspaltenen, aber im ganzen in gleicher und bedeutender Elevation fortlaufenden Hochebene. In der Mitte dieser Ebene, die ganze Senkung des Landes von dem ciminischen Wald her beherrschend, lag Veji. Das vejentische Gebiet berührte das römische schon am oberen Tiber und erstreckte sich bis zur Mündung des Flusses. Am linken Tiberufer hatte es an Fidenae einen fortwährenden Verbündeten. Veji lag auf einem Gebiet, das man noch heute als Insel bezeichnet, durch tiefe Klüfte im ganzen Umkreis außer auf einem Punkt von dem übrigen Land gesondert. In einer tiefen Einsenkung an den mauerartigen Felsenwänden rieselt die Cremera dahin, die durch die Niederlage der Fabier oder vielmehr die Tradition über dieselbe unsterblich geworden ist. Dem Bach ist ein Bett unter dem Felsen gegraben, welcher nun die großartigste Brücke bildet; auch ein Felsenthor zeigt die Spuren einsichtsvoller Arbeit. Es ist ein Boden, den die Etrusker, zu deren Konföderation Veji gehörte, bewohnbar gemacht haben. — Das Bundesverhältnis gab der Stadt einen Rückhalt, durch welchen sie den Römern allezeit furchtbar blieb. Dieses Rückhaltes aber war Veji durch das Vordringen der Gallier gegen die Etrusker beraubt, als es um das Jahr 350 von den Römern zum erstenmal ernstlich angegriffen wurde.

Bei der Belagerung von Veji erscheint die römische Überlieferung noch einmal in ihrer dichterischen und zugleich gelehrten Färbung; sie sieht darin eine Art von trojanischem Krieg.

Man weiß viel von den Wechselfällen einer zehnjährigen Belagerung zu erzählen, von der vorrückenden Umwallung, den Schirmdächern, den in Brand ge-

steckten Belagerungsvorrichtungen. Ohne die Einzelheiten anzunehmen, darf man doch der Thatsache im ganzen ihre historische Bedeutung nicht absprechen. Schon an sich bezeichnet eine über eine Reihe von Jahren ausgedehnte Belagerung einen Fortschritt in der römischen Kriegskunst und Kriegsverfassung. Man fing damals an, die Truppen aus dem Gemeindevermögen zu besolden, da der regelmäßige Dienst mit den ländlichen Beschäftigungen nicht mehr zu vereinbaren war. Indem sich die Römer hierdurch von den Gewohnheiten der Bürgermilizen, über deren nur auf einige Monate beschränkte Anwesenheit im Felde sich noch Demosthenes beklagt, entfernten, nahmen sie doch einige bei den Griechen gebräuchlich gewordene Kriegswerkzeuge von denselben herüber. Sie boten alle ihre Kraft und kriegerische Bildung bei dieser Belagerung auf. Die Stadt wurde zuletzt durch einen Stollen, der in den vornehmsten Tempel der Vejenter mündete, überrascht und eingenommen. Wenn man erzählt, die Juno der Vejenter habe eingewilligt, nach Rom verpflanzt zu werden, so heißt das doch: die Unabhängigkeit, eigentlich die Existenz von Veji hörte auf. Die Göttin, die das Land bedeutete, wurde erobert, wie dieses selbst. In Veji bewiesen die Römer die Schonung nicht, welche ihnen sonst nachgerühmt wird; sie vertilgten recht eigentlich die alten Feinde. Man ermißt den Wert dieser Eroberung, wenn man sich der früheren Zeiten erinnert, in denen Rom einmal selbst die Hegemonie über Etrurien ausgeübt hat, aber unter Königen etrurischen Ursprungs, bis es bei Errichtung der Republik diese Verbindung abbrach, nicht ohne den heftigsten Kampf mit etrurischen Häuptlingen; Porsenna war nahe daran gewesen, Rom zu vernichten. Wie ganz anders jetzt!

In Porsenna erschien die Gesamtmacht von Etrurien auf dem Kampfplatz, und er hatte die Latiner auf seiner Seite. Von diesen aber wurden jetzt die Römer kräftig unterstützt, die Gesamtmacht Etruriens war in sich gebrochen. So gelang es den Römern, eine der mächtigsten Vorderstädte von Etrurien zu erobern und zu vernichten.

Rom litt damals wieder an einer inneren Entzweiung. Marcus Furius Camillus, der die Eroberung von Veji vollbracht hatte, ein Patricier durch und durch, war durch seinen Kriegsruhm zu einer Stellung gelangt, durch die er den Plebejern verhaßt wurde. Infolge eines Haders, der aus der Verteilung der vejentischen Beute entsprang, ward er vor das Volksgericht gezogen, dessen Ausspruch er nicht erwarten wollte; er ging freiwillig ins Exil nach Ardea. Das Volk verdammte ihn zu einer noch schwereren Geldstrafe, als einst den Romilius; schlimmere Folgen als von jener Verdammung befürchtete es auch von dieser nicht. Da geschah nun aber, daß es eben in Abwesenheit des Camillus von einem Anfall betroffen wurde, wie es noch keinen bestanden hatte. Rom wurde in die allgemeine Verwickelung gezogen, welche das Vordringen der Gallier in Italien hervorrief.

Von Clusium, der alten Hauptstadt des Porsenna, das jetzt von den Galliern angegriffen und umlagert war, um ein Bündnis angegangen, schickten die

Römer eine Gesandtschaft dahin ab, die sich der Bedrohten annehmen sollte. Bezeichnend ist die Anwort, welche die Gallier den römischen Gesandten auf die Frage, wie sie dazu kämen, den Etruskern ein Stück ihres Gebietes zu entreißen, erteilten: die Erde gehöre dem Schwert des Tapferen. Das war der Anspruch, der sie von Land zu Land führte.

Aber eben diesem Anspruch mußte Rom schon in seiner damaligen Lage entgegentreten. Nach der Eroberung von Veji war es über die beschränkten territorialen Gesichtspunkte, die seit der Verjagung der Könige seine Thätigkeit bestimmt hatten, hinausgehoben worden. Es mußte die Sache des peninsularen Italiens gegen die Gallier führen, was aber nicht ohne die eigene größte Gefahr und Bedrängnis geschehen konnte.

Wir verweilen nicht bei der hier nochmals sehr ausgebildeten Tradition, welche in verschiedenen Fassungen übrig und besonders von Livius in einer unnachahmlichen Darstellung, die ganz das Gepräge der altrömischen Religiosität trägt, der Nachwelt hinterlassen worden ist. In der unbefugten Einmischung der römischen Gesandten in ein Gefecht zwischen Clusinern und Galliern sehen die Römer selbst ein Verbrechen, welches die Rache der Götter über die Stadt hervorruft, sodaß diese den Waffen der Feinde preisgegeben wird. Die ehrwürdigen Oberhäupter von Rom, die alten Magistrate, fielen selbst zum Opfer.

Die Thatsache ist doch sehr einfach. Feste Plätze zu erobern, dazu waren die Gallier in ihrer nur auf offene Schlacht eingerichteten Bewaffnung eben nicht geeignet. Von Clusium, das ihnen Widerstand leistete, wendeten sie sich gegen die Römer und brachten ihnen an der Allia eine Niederlage bei, welche immer die schreckenvollste geblieben ist, deren die römischen Annalen gedacht haben. Die Gallier waren Meister des offenen Landes, wie überall. Sie nahmen selbst die Stadt Rom, die nicht eben zur Abwehr eines unmittelbaren Angriffs geeignet war, in Besitz; aber sie fanden Widerstand an der Burg, die zur äußersten Gegenwehr in den Stand gesetzt worden war. So dachten sie auch nicht daran, die Mauern von Veji, wohin sich ein großer Teil der Römer zurückgezogen hatte, zu überwältigen. Dort aber bildete sich gleichsam ein zweites Rom, wo man nun wieder des verjagten Camillus gedachte, an dessen Führung der Sieg gebannt gewesen war.

Die Tradition ist sehr geschäftig, die Zurückberufung des Camillus, zu der auch der in Rom in der Burg vereinigte Senat sein Wort geben muß, zu motivieren. Und dieser brachte nun seinerseits wieder eine stattliche Macht zustande, die sich zur Rettung von Rom anschickte. Das geschah eben in einem Augenblick, als die Gallier, durch eine Völkerbewegung im oberen Italien gefährdet, auf ihren Rückzug dachten. Ehe sie gingen, wollten sie noch von den in der Burg eingeschlossenen Römern eine starke Brandschatzung erheben. Der Sieger übte dabei alle Ungebühr aus, die dem Besiegten angethan werden kann. Das berühmte oder vielmehr berüchtigte Wort: vae victis, „Für Besiegte giebt es kein Recht“, soll der gallische Führer damals

ausgesprochen haben. Jedoch ich halte inne; denn unwillkürlich wird man von dem Sagenhaften, welches symbolisch geworden ist, fortgerissen. Unleugbar scheint mir, daß Camillus, der als der zweite Erbauer von Rom bezeichnet wird und in den annalistischen Aufzeichnungen als Diktator erscheint, einen großen Anteil daran gehabt hat, daß die Ehre von Rom gerettet wurde. Noch zur rechten Zeit kam er herbei, um die Burg zu erhalten; dann aber eilte er den Abziehenden nach und brachte mit seinem Volk ihnen eine Niederlage bei, in deren Folge er ihnen einen Teil ihrer zusammengeraubten Schätze wieder entriß. Camillus ist der Held dieser Sage. Seine Handlung ist, daß er den bisher im offnen Felde unüberwindlich gebliebenen Feinden einen Widerstand entgegensetzte, durch welche das mittlere Italien vor ihren Raubzügen sichergestellt wurde.

Indem Rom seine Macht wiederherstellte, trat es zugleich für Italien ein; es wurde eine politisch-militärische Macht, deren Bestehen und Emporkommen eine universalhistorische Bedeutung gewann.

Auch nach dem ersten Sturm bedrohten noch dann und wann die Gallier das Land am Tiber, oder setzten es durch ihre Züge in Unruhe. Wir hören von märchenhaften Zweikämpfen, in denen die gallischen Riesen entweder durch römische Geschicklichkeit oder durch unmittelbare Hülfe der Götter bezwungen werden. Von historischem Gewicht ist jedoch nur das, was von den militärischen Einrichtungen des Camillus erzählt wird.

Die Gallier führten ihren Krieg auf Barbarenweise. Im Gefechte suchten sie den gegenüberstehenden Feind, den sie an Leibeslänge meist überragten, von oben herab zusammen zu hauen, wo möglich zu spalten. Um dem zu begegnen, hatte nun Camillus eiserne Helme eingeführt, glatt von allen Seiten, und die Speere in einer Weise brauchen gelehrt, daß dadurch die Schläge der feindlichen Schwerter gehemmt und gebrochen wurden. Die Schilde der Römer, bei weitem kleiner als die gallischen, aber mit einem Rande von Erz, leisteten im Einzelkampf die besten Dienste. Es war also ein Kampf der besseren und besser gehandhabten Trutzwaffen gegen die rohe Angriffsweise der Gallier, wodurch die Römer die Oberhand gewannen. In dieser Zeit haben sich die taktischen Einrichtungen, die der römischen Schlachtordnung ihren besondern Charakter verliehen, gebildet; namentlich die drei Treffen der Hastati, Principes und Triarii. Sie wurden so aufgestellt, daß, wenn die ersten nicht stark genug waren, sie in die Intervalle der Manipeln der Principes eintraten und, wenn sie beide nicht zu ihrem Ziele gelangten, sich zusammen auf die Triarier zurückzogen und mit diesen vereinigt wieder zu dem entscheidenden Kampfe vorrückten: denn dem Anstürmen der Gallier mußten immer frische Kräfte entgegengesetzt werden. Dazu kam dann, daß auch die leichten Truppen besser geführt wurden und, in kleinen Rotten in die noch ungeordneten Scharen der Gallier eindringend, deren Aufstellung zu einer regelmäßigen Schlacht verhinderten. Bei den Römern zeigt sich bereits Nachahmung der bei den Griechen entwickelten Mittel und Bewegungen des

Kampfes, jetzt auch im Feld wie früher bei der Belagerung, verstärkt durch den ihnen eingebornen Heldenmut.

So konnte es gelingen, nicht allein die Gallier zurückzutreiben, sondern auch die Nachbarn, die sich bei dem Einfall derselben von Rom losgerissen hatten, in die frühere Abhängigkeit zurückzuführen. In diese Jahre wird eine Niederlage gesetzt, die Camillus den Volskern beibrachte. Der Name der Volsker verschwindet allmählich, sowie der der Äquer, in den römischen Annalen.

Wenn nun aber Rom hierdurch eine Stellung im mittleren Italien gewann, von der aus eine weitere Befestigung und Ausdehnung der Macht der Republik sich erwarten ließ, so gehörte noch dazu die Lösung der inneren Mißverhältnisse, durch welche die beiden Stände auch in der letzten Zeit auseinander gehalten worden waren. Die beiden alten Anliegen, die aus der Schuldhaft und dem Anspruch der Plebs auf die öffentlichen Ländereien entsprangen, dauerten noch immer fort; aber es war gefährlich, sie zu erneuern. Marcus Manlius hat dadurch das Schicksal des Spurius Cassius über sich hereingezogen. Er wurde der Absicht beschuldigt, sich der höchsten Gewalt bemächtigen zu wollen, und, wie dieser, von der Plebs, deren Sache er führte, zum Tode verurteilt. Es hat in allen folgenden Epochen Eindruck gemacht, daß Manlius, der bei der Verteidigung des Kapitols, wie die Sage rühmte, sich das größte Verdienst erworben hatte, so daß man seinen Beinamen Capitolinus daherleitete, vom tarpejischen Felsen gestürzt worden ist.

Außer den beiden erwähnten Anliegen gab es nun aber noch ein drittes, welches weniger die ärmeren und bedürftigeren Klassen betraf, als die vornehmsten Mitglieder des Standes der Plebejer. Durch das Verbot des Connubiums zwischen Patriciern und Plebejern waren doch Mischungen dieser Art nicht verhindert worden. Sie waren immer vorgekommen: aber die Kinder aus solchen Verbindungen wurden nicht als den alten Geschlechtern ebenbürtig betrachtet; denn die aristokratische Voraussetzung war, daß das Vorrecht der gottesdienstlichen Verrichtungen an das rein patricische Blut gebunden und den alten Geschlechtern gleichsam durch die Götter verliehen worden sei. Gegen den Vorschlag des Tribunen Canulejus, diese Satzung aufzuheben, hatte man die Einwendung gemacht, daß dadurch nicht allein die menschlichen Dinge, sondern auch der Dienst der Götter in Verwirrung geraten würde. Dennoch hatte die Aufhebung vorlängst nachgegeben werden müssen. Aber die Absicht, die dabei vorgewaltet hatte, daß das Konsulat auch den Plebejern zu Teil werden könne, war doch nicht erreicht worden: denn das Vorurteil erhält sich, wenn auch die Gesetze, die es aussprechen, verändert worden sind. Das Konsulat blieb immer in den Händen der Patricier. Alle Tage empfanden die vornehmsten plebejischen Geschlechter mehr diese Zurücksetzung, am meisten die, welche den Patriciern in jeder anderen Beziehung nahe standen, wie das reiche Haus der Licinier.

In der fortdauernden Ausschließung der Plebejer von der konsularen Gewalt lag jetzt der empfindlichste Moment des ständischen Gegensatzes, gleichsam seine schneidige Schärfe.

Die Erzählung, daß es die auffahrende Überraschung der Tochter eines Patriciers von hohem Rang, die mit einem Plebejer verheiratet war, bei dem plötzlichen Lärm, den die Liktoren in dem Hause ihrer Schwester veranlaßten, deren Gemahl, ein Patricier, als Konsulartribun konsulare Ehren genoß, gewesen sei, was die Anregung zu dem erneuerten Ankämpfen der Plebejer gegen die Vorrechte der Patricier gegeben habe, mag erdichtet sein, wie so manche ähnliche, aber sie trifft doch recht eigentlich in die Mitte der Frage. Die Erzählung fährt weiter fort — und an sich hat das nichts unglaubliches —, daß der Vater der beiden, in verschiedene Stände verheirateten Töchter, Marcus Fabius Ambustus, selbst den Gedanken, den in das Familienleben eingreifenden politischen Unterschieden ein Ende zu machen, gefaßt und sich hiezu mit einem der vornehmsten Plebejer, Lucius Sextius, verbunden habe. Dieser Sextius und der plebejische Schwiegersohn des Fabius, Cajus Licinius Stolo, der die Zurücksetzung seiner Gemahlin mitempfand, waren nun die Tribunen, welche die Rogation einbrachten, daß in Zukunft nicht mehr Militärtribunen mit konsularischer Gewalt gewählt werden sollten, sondern, wie vor alters, zwei Konsuln, von denen der eine aber Plebejer sein müsse.

Darauf kam eigentlich alles an. Denn wenn ein Konsul aus der Plebs nicht allein gewählt werden konnte, sondern gewählt werden mußte, so wurden damit die Einwendungen, welche man aus der Unfähigkeit der Plebejer, gottesdienstliche Handlungen zu vollziehen, wie sie dem Konsul oblagen, herleitete, gesetzlich für null und nichtig erklärt. Es war das letzte Ziel der alten plebejischen Anstrengungen. Mit dieser Rogation, welche doch nur für die angesehensten unter den Plebejern Wert hatte, brachten die beiden Tribunen die anderen populären, schon von Manlius Capitolinus warm befürworteten, das Schuldrecht und das öffentliche Land betreffend, in Verbindung. So nahe dieselben das Eigentum berührten, so wären doch die Patricier eher geneigt gewesen sie zuzugeben, als die erste, und die Masse des plebejischen Volkes hätte sich damit begnügt; aber die Vorkämpfer erklärten die Rogationen für solidarisch und untrennbar; wenn ihnen das Konsulat nicht zugestanden wurde, so lag ihnen soviel nicht an der materiellen Erleichterung der Plebs, daß sie dieselbe nicht ebenfalls aufgegeben hätten. Hierdurch nun bekam der alte Antagonismus der beiden Stände einen neuen Impuls. Dem Andrängen der Vorkämpfer der Plebs setzten die Vorkämpfer der Patricier, unter denen wieder ein Appius Claudius erscheint, den nachdrücklichsten Widerspruch entgegen. Einige Jahre hindurch wußten die Patricier den beiden vornehmsten Opponenten im Tribunat Kollegen zu geben, welche nicht mit ihnen übereinstimmten. Dieser Einwirkung auf das Tribunat, die jedoch von Jahr zu Jahr schwächer wurde, setzten die Plebejer, denen ein Anteil an der Besetzung

der kurulischen Würden zustand, ihrerseits Verzögerungen und Weigerungen entgegen, wodurch die Fasten der Republik in Unordnung geraten sein sollen. Der Zwiespalt dauerte immer fort: aber er war, wie sonst, so auch jetzt nicht gefährlich, so lange man keinen mächtigen Feind in der Nachbarschaft zu bekämpfen hatte. Züge gegen Velitrae, wie sie vorkamen, wollten nicht viel bedeuten; und wenn um deren willen ein Diktator ernannt wurde, so wußte man doch eine Einwirkung desselben auf den inneren Streit zu verhindern. Die Plebejer drohten wohl, einem solchen bei seinem Wiederaustritt aus dem Amt die schwerste Geldstrafe aufzulegen. Endlich aber kam es zu äußeren Feindseligkeiten, welche nicht ohne große gemeinschaftliche Anstrengungen zurückgewiesen werden konnten. Gallische Scharen erschienen in der Nachbarschaft, nicht so zahlreich, aber noch gewaltsamer als die früheren. In Erinnerung an diese übertrug man dem Marcus Furius Camillus nochmals die Diktatur, die jetzt nicht mehr verhindert, noch verzögert werden konnte. Alles Volk stellte sich unter seine Fahnen; man begegnete dem barbarischen Feind auch äußerlich bei weitem besser ausgerüstet als früher, und wies ihn glücklich und siegreich zurück. Nach ihrer Heimkehr aus dem Felde erneuerten nun die Plebejer ihre Forderungen mit verstärktem Selbstgefühl. Das ließ sich nicht anders erwarten. Welche Wirkung aber konnte es haben, wenn der schroffe Gegensatz festgehalten wurde. Da hat nun der alte Vorkämpfer der Patricier, der eben abtretende Diktator Camillus, es über sich gewonnen, seiner politischen Antipathie zu entsagen. Was ihn dazu bewog, war die kriegsmännische Tüchtigkeit der Plebs, die ihm seine Siege erfechten half, ohne deren freudige Teilnahme nichts weiter zu erreichen gewesen wäre.

Bei einem Tumult auf dem Forum, der eine Richtung gegen ihn selbst nahm, vermied er demselben entgegenzutreten, was ja auch wahrscheinlich zu nichts geführt hätte; er entschloß sich, in dem Senat die Annahme der plebejischen Forderungen selbst zu beantragen. Indem er an dieses schwere Werk ging, soll er, nach dem Kapitol gewandt, gelobt haben, wenn es ihm mit seinem Vorhaben gelinge, einen Tempel der Concordia aufzurichten. In dem Senat fand er noch vielen Widerstand; aber der alte Held, an dessen patricischer und zugleich patriotischer Gesinnung kein Mensch zweifeln konnte, trug den Sieg davon. Die Rogationen in ihrer Gesamtheit wurden in der That genehmigt.

In den Annalen von Rom ist das Jahr 387, in welchem das vorfiel, eines der bemerkenswertesten.

Bei den beiden anderen Gesetzen braucht man fürs erste nicht stehen zu bleiben; die Zeit sollte noch kommen, in welcher neue Gärungen aus denselben, namentlich dem agrarischen, entsprangen, damals aber traten sie zurück.

Dagegen war die Teilnahme der Plebejer am Konsulat von höchster Wichtigkeit für die Gegenwart und für die Zukunft. Die beiden Stände, welche die bürgerliche Gemeinde bildeten, wurden erst dadurch ebenbürtig, was dann immer weiterwirkend nach und nach alle Verhältnisse umgestaltet hat.

Camillus ist bald darauf im höchsten Alter einer Pest erlegen. Wenn man versichert, unter alle den Tausenden, welche die Pest hingerafft, sei niemand allgemeiner und tiefer betrauert worden, als eben Camillus, so gründet sich das doch wohl nicht allein auf dessen große Siege im Feld, sondern zugleich auch auf das Versöhnungswerk, das er, seine eigene Meinung vor der allgemeinen Notwendigkeit beugend, zuletzt vollzogen hatte. Auf beiden, den Waffen und der Eintracht, beruht die Befestigung und der Fortgang der römischen Macht.

Unverzüglich wurde der Krieg gegen die Etrusker mit doppelter Energie unternommen. Noch hatten diese dann und wann das Übergewicht, das sie aufs grausamste benutzten. Von den gefangenen Römern haben sie mehr als dreihundert auf einmal getötet. Zuweilen sind ihre Priester mit brennenden Fackeln in die römischen Schlachtreihen gedrungen. Bald darauf finden wir die Tarquinienser bis an den Tiber streifend. Hier aber wurden sie von dem Diktator, dem ersten von plebejischer Herkunft, Marcius Rutilus, geschlagen und an ihren Gefangenen eine schonungslose Vergeltung ausgeübt. Dies geschah im Jahre 398. Hierauf folgt ein vierzigjähriger Waffenstillstand.

Von dieser Seite gesichert, konnten die Römer sich in eine Angelegenheit mischen, die ihnen an sich eine fremde war, was dann wieder den Anfang neuer und großer Verwickelungen bildet.

Samnitisch=latinischer Krieg.

Nach allem, was wir erfahren, waren die Gallier, welche zuletzt von den Römern besiegt wurden, dazu bestimmt gewesen, nach Campanien zu gehen, in einer oder der anderen Beziehung zu den dort miteinander kämpfenden Kriegsgenossenschaften und streitbaren kleinen Völkern. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn eben aus den Regionen, welche durch die Römer vor dem Eindringen der Gallier gesichert wurden, nun auch ein Ruf an Rom zum Schutz gegen die Macht einheimischer Feinde erging. Capua, ursprünglich eine oskische Niederlassung, das zuerst von den Etruskern, nicht ohne die Beihülfe der Samniten, in Abhängigkeit gehalten, von diesen selbst aber den Etruskern wieder entrissen worden war, geriet mit Samnium in offene Feindseligkeit.

Capua bildete einen Sammelplatz für die freien Kriegsscharen, welche damals im südlichen Italien und Sicilien um Sold dienten, so daß es erklärlich ist, wenn die benachbarte Völkerschaft der Sidiciner bei den Campanern Schutz gegen die Angriffe suchte, die sie von den Samniten erfuhr. Diese wandten dann ihre Waffen gegen Capua selbst, welches nun, unfähig sich gegen die kriegeübten Nachbarn zu schützen, die Hülfe von Rom anrief.

Für die Römer war es eine Sache von unmittelbarstem Interesse, die benachbarte kleine, aber sehr wohl angebaute Landschaft Campanien vor Verwüstung zu schützen. Doch trugen sie Bedenken, mit den waffenkundigen Samniten, mit denen sie ein altes Bündnis hatten, in Feindseligkeiten zu

geraten, deren Ausgang zweifelhaft sein mußte. Da verwandelten nun die Capuaner ihre Bitte um Unterstützung in den Antrag einer Unterwerfung unter Rom. Ihre Gesandten erklärten, daß sie ausdrücklich beauftragt seien, ihre Stadt der Botmäßigkeit der Römer zu unterwerfen: das Volk und die Stadt, das Land und die Tempel der Götter. Es war seit den Zeiten des älteren Tarquinius das erste Beispiel einer Unterwerfung, um geschützt zu werden. Die Römer nahmen die Dedition an. Aber die Samniten waren weit entfernt, die Verwendung der Römer, die nun erfolgte, zu berücksichtigen. Vor den Augen der römischen Gesandten schritten sie zu neuen Verwüstungen des Landes, so daß zwischen den beiden Völkern ein Kampf darüber ausbrach, welchem von beiden das bereits in den allgemeinen Weltverkehr gezogene, zum Teil gräcisierte reiche Capua gehören solle. Gleich der erste Feldzug war entscheidend. Die Erzählung legt Wert darauf, daß ein Mann von populärem Namen, Marcus Valerius, die Römer anführte, der mit den Soldaten als Kamerad lebt, keine Spiele verschmäht, sich einem jeden gleichstellt und dabei im Zweikampf mit einem Gallier das Ansehen eines wunderbaren Heroismus gewonnen hat. Lange ist die Schlacht zweifelhaft; die Samniten sind im Nachteil, halten sich aber; erst am Abend nach erneuerter Anstrengung werden sie geworfen. Der vorliegende Bericht besagt, daß die Wut des Anlaufs der Römer, die in ihren Augen, ihren Mienen wie Wahnsinn erschienen sei, jene zum Rückzug vermocht habe.

Man hält den Gaurus, wo die Schlacht vorfiel, für einen damals fruchtbaren, jetzt öden Berg über Cumä, wo das Heer, zwischen dem Meer und dem tiefen Volturnus, abgeschnitten von Capua, verloren gewesen wäre, hätte es nicht den Sieg errungen. Die Latiner nahmen an dem Feldzug Teil und trugen zu dem glücklichen Ausgang einer Schlacht mit den Samniten bei Suessula wesentlich bei.

Die Samniten, die jetzt nicht mehr hoffen durften, Capua zu bewältigen, bedachten sich nicht länger, einen Frieden mit Rom zu schließen, der selbst wie eine Art von Bündnis erschien: denn, wenn sie davon abstanden, die Römer aus Campanien zu vertreiben, so wurden diese dagegen vermocht, ihnen die Sidiciner zu überlassen, um derenwillen der Krieg zwischen Samnium und Capua ausgebrochen war. Hieraus aber sollte nun für Rom erst eine wahre Gefahr hervorgehen. Von den Römern aufgegeben, suchten die Sidiciner Schutz bei den Latinern; diese, denen nichts erwünschter sein konnte, als eine territoriale Verbindung mit Teanum, der Hauptstadt dieser Völkerschaft, faßten den Entschluß, denselben ihren Schutz zu gewähren. Was die Römer verweigert, das unternahmen die Latiner. Die Differenz ist von historischer Wichtigkeit: denn, wenn die Verbindung zwischen Rom und Latium aufgelöst wurde, so zerfiel damit die soeben emporkommende Bedeutung des latinisch-römischen Namens. Auch hatten es die Latiner nicht auf eine Trennung von Rom abgesehen: aber sie verlangten eine Gleichberechtigung, ungefähr wie sie eben den Plebejern in der Stadt zugestanden worden war; sie machten den

Anspruch, daß der eine der Konsuln aus ihrer Mitte genommen, der Senat durch sie verdoppelt werde. Hierüber aber entbrannte das stolze Selbstgefühl der Römer, welches zugleich eine Art von municipaler Religion in sich schloß.

Sie schreiben es dem Jupiter Romanus zu, daß er dem Abgeordneten der Latiner, der diese Anträge machte, seinen Unwillen habe fühlen lassen: die Stufen des Kapitols herunterstürzend, sei er entseelt niedergefallen.

„Es giebt", ruft einer der berühmtesten ihrer Helden und Führer, Manlius Torquatus, aus, „eine Gottheit im Himmel; wir werden die Legionen der Latiner niederwerfen."

Auch hier brachte der erste Feldzug die Entscheidung. Die Konsuln sahen, daß, wenn jemals, so jetzt gegen ein so nahverwandtes und verbündetes Volk die strengste Disciplin und Unterordnung notwendig sei. Sie ward durch ein furchtbares Beispiel bestätigt. Der Sohn des Konsuls Manlius Torquatus, herausgefordert von einem Latiner, besteht ihn im Zweikampf und kehrt mit den Spolien des Getöteten siegesfreudig zu dem Prätorium zurück. In den gallischen Kriegen, wo es darauf ankam, alle persönliche Furchtsamkeit abzustreifen, mochten Zweikämpfe an der Stelle sein, nicht hier, wo man durch Zusammenhalten und Gehorsam siegen konnte. Der Vater versagt dem zurückkehrenden Sohn den Siegeskranz nicht, den er verdient hat; aber zugleich läßt er das Heer zusammenrufen: entweder, so lautete seine Erklärung, müsse er der Republik oder seiner Familie vergessen; er werde ein Beispiel geben, schmerzlich, aber heilsam; er befahl hierauf, den Sohn hinzurichten. Der Sohn des Konsuls fiel dem Imperium consulare, der Majestas patria, zum Opfer. Erst als das Haupt des Unglücklichen fällt, das Blut aus dem Nacken hervorspritzt, wagt das von Erstaunen gefesselte Heer seine Teilnahme kundzugeben. Manlius ward hierauf für alle Zeiten verrufen und geflohen, aber er erreichte seinen Zweck: das Heer war unbedingt gehorsam.

In diesem Kriege erfolgte aber auch noch eine andere Art von Opfer, eine eigentliche Selbstaufopferung.

Die Römer, wie die Latiner, waren nach Campanien gegangen; in dem eroberten Gebiet sollte ihr Streit über Vorrang oder Gleichheit ausgefochten werden: in der Nähe des Vesuv, am Veseris, trafen sie zusammen. Die Schlacht war zweifelhaft; schon wichen auf dem linken Flügel die Hastati der Römer auf die Principes zurück. Hierauf beschloß der Anführer des Heeres, Publius Decius, von Herkunft ein Plebejer, sich den Göttern zu opfern: denn eine nächtliche Erscheinung hatte den beiden Konsuln angekündigt, daß von dem einen Teile der Anführer, von dem anderen das Heer den Manen und der Mutter Erde gehöre. Mit der Toga Praetexta das Haupt verhüllt, die Hand an das Kinn gelegt, über einem Speer stehend, ruft er nach den Worten, die der Pontifex ihm vorspricht, die Götter an, die Gewalt haben über Römer und Latiner; mit sich selbst weiht er die Legionen der Feinde den Manen und der Unterwelt. Nie ward ein wilder Aberglaube politisch und militärisch

großartiger gefaßt. Denn widmet nicht ein jeder, der in die Schlacht geht, sich selbst und seine Feinde dem Tode? Daß es der Konsul mit dem stärksten Bewußtsein und nach den gottesdienstlichen Formeln thut, läßt ihn den beiden Schlachtordnungen um so erhabener von Gestalt erscheinen, gleich als habe er alle Ungunst der Götter über die Römer auf sich selbst genommen und trage nun das unausweichliche Verderben in die Reihe der Feinde. Als er unter der Menge der Geschosse erliegt, fliehen die Latiner, wo er niedersinkt. Der Konsul Manlius hatte die Besonnenheit, die Triarier bis zu dem Augenblicke aufzusparen, wo die Feinde völlig ermüdet waren: dann siegt er vollkommen. Auch die in der Ferne drohend sich zeigenden Samniten, denen jedoch kein Anteil an der Schlacht zugeschrieben wird, bewirken, daß die Latiner nach Minturnae zurückweichen; ihr Lager fällt in die Hand der Römer.

Ein bald nachher tumultuarisch und unter falschen Vorspiegelungen zusammengebrachter Haufen von Latinern ward leicht auseinander getrieben.

Hierauf wagten die Latiner nicht mehr im offenen Felde zu widerstehen; sie trafen unter sich die Verabredung, die Angriffe der Römer zu erwarten, aber jeder angegriffenen Stadt gemeinschaftliche Hülfe zu leisten. Zu gleicher Zeit wurde Pedum von dem einen und Antium von dem anderen der römischen Konsuln angegriffen; für beide Städte erschienen befreundete Scharen im Feld, aber nicht stark genug, um sie zu entsetzen. Ungehindert durchzogen dann die Römer das latinische Gebiet und eroberten eine Stadt nach der anderen.

Infolge dieser Ereignisse ward eine Einrichtung festgesetzt, welche der Selbständigkeit der Latiner für immer ein Ende machte. Allgemeine Versammlungen hörten auf; die staatsbürgerliche Gleichheit und Genossenschaft, die bisher zwischen ihnen bestanden, ward aufgehoben. Die einzelnen Städte wurden jede in ein besonderes Verhältnis zu Rom gesetzt. Einige bekamen das volle Bürgerrecht, andere municipale Rechte ohne Suffragium; Tibur und Praeneste verloren einen Teil ihres Gebietes; Veliträe wurde besonders hart behandelt, seine Mauern wurden geschleift; die Antiaten verloren ihre Kriegsschiffe; die Stadt wurde eine römische Seekolonie.

Dies Verhältnis zu Latium kann man als eine der vornehmsten Grundlagen der römischen Macht, die sich dann über die Welt ausbreitete, betrachten. In dieser Zeit ist das Kolonialsystem der Römer zwar nicht entsprungen, denn man kennt schon frühere Spuren desselben, aber doch zu voller Wirksamkeit gelangt, und Camillus nahm es zuerst mit Konsequenz in die Hand. An dem Beispiel von Capua lernt man es kennen; dem Volke, wie der Stadt, welche sich den Latinern angeschlossen hatte, wurde ein Teil seiner Besitzungen entrissen und den römischen Truppen zugewiesen, die dann zugleich als Besatzung dienten und die Unterwürfigkeit aufrecht erhielten. Auf dieser Ansiedelung von Römern in den unterworfenen Gebieten, die jedoch zugleich zwei Dritteile ihrer Feldmark behielten, beruht das System der römischen Militärkolonien; es ist auf Behauptung der Herrschaft und Verteidigung gegen die Nachbarn, die dadurch auch selbst bedroht werden, berechnet. So wurde

damals zur Sicherung der Falerner Landschaft Cales mit einer Kolonie besetzt. Nachdem hierauf auch das altvolskische Privernum unterworfen, aber verhältnismäßig — denn die Einwohner ließen vernehmen, daß sie nur durch günstige Bedingungen zum Gehorsam verpflichtet werden würden — sehr mild behandelt und zur Isopolitie erhoben worden, gründete man bei dem Übergang über den Liris an der Straße, die über Teanum nach Capua führt, die Kolonie Fregellae. Der Platz war den Volskern von den Samniten entrissen, dann aber geschleift worden. Mit befremdetem Mißvergnügen nahmen diese wahr, daß eine für sie wichtige Position von den Römern eingenommen wurde, sie sahen darin eine indirekte Feindseligkeit.

Samnitisch-etruskischer Krieg.

Die Politik der Römer, welche zugleich Strategie war, bestand eben darin, die von den Samniten eingenommenen oder bedrohten Orte von denselben frei zu machen und gleichsam zu annektieren; wie ihnen dies auch mit einer ursprünglich griechischen Stadt, dem damaligen Neapel, unerwartet gelang. Palaeopolis und Neapolis, eine von den Griechen aus Cumae angelegte Doppelstadt, hatte samnitische Besatzung aufnehmen müssen. Im Einverständnis mit Rom wußten jetzt zwei unternehmende Volksführer, kühn und glücklich, die samnitische Besatzung zu entfernen, wogegen sie eine römische aufnahmen, — ungefähr dasselbe Verhältnis, wie früher bei Capua.

Die Römer erschienen zugleich als Befreier der einheimischen Völkerschaften und der alten Ansiedelungen von der eingedrungenen samnitischen Oberherrschaft. Diese aber war nicht von neuem Datum; die Kantone der Gebirge, welche unter dem Namen Samnium begriffen werden, hatten zwar nicht eigentlich eine zusammenhaltende Organisation, aber doch ein gemeinschaftliches Interesse, welches nun überall mit dem römischen zusammenstieß und vor demselben zurückwich. Man begreift, daß sie nicht gemeint waren, dem Anwachsen der römischen Übermacht ruhig zuzusehen. Die städtischen Gemeinwesen in der Nähe Neapels, unter denen wir auch Pompeji und Herculanum genannt finden, gerieten unverzüglich in Gefahr, in die Verbindung Neapels mit Rom gezogen zu werden. Die Samniten, welche Italien, wie man es damals begriff, auszumachen meinten und die Kraft desselben in der That ausmachten, konnten sich nicht verhehlen, daß ihre ganze Stellung bedroht war. Man hat das Wort von ihnen gehört: zwischen Capua und Suessula müsse es sich entscheiden, wer von beiden Herr von Italien sein solle: Samniten oder Römer. Es galt eben alles Ernstes die Übermacht des einen oder des anderen Teiles in dem südlichen Italien. Die Wichtigkeit des neuen Kampfes, der nun ausbrach, und der eigenartige Verlauf der Begebenheiten wird es entschuldigen, wenn wir die charakteristischen Züge, welche die Überlieferung darüber aufbehalten hat, mit einem Worte

wiederholen. Die beiden Völker, ziemlich gleich an Kräften, trafen mit anfangs zurückgehaltener, dann wetteifernder Kampfbegier auf einander.

Durch eine unerwartete Bewegung der Samniten, in deren Folge die Römer weder vorrücken noch zurückgehen konnten, sah sich deren Führer, der Diktator Cornelius Cossus, fast wider seinen Willen genötigt, das Zeichen zur Schlacht zu geben. Man stritt von der dritten bis zur achten Stunde des Tages; nach dem ersten Schlachtruf wurde kein anderer gehört; die Fahnen gingen weder vorwärts noch zurück, mit den Schilden gegeneinander andrängend fochten beide Teile, ohne auszuruhen, ohne sich umzusehen. Die Entscheidung lag zuletzt darin, daß samnitische Reiter sich auf das römische Gepäck warfen, was dem Diktator, der sich um den Verlust nicht bekümmerte, Gelegenheit gab, sie in dieser Unordnung anzugreifen, zu zersprengen, mit den siegreichen Reitern das feindliche Fußvolk anzugreifen und zum Rückzug zu zwingen.

Diesem zweikampfähnlichen Anfang entspricht nun die Folge der Begebenheit.

Der unglückliche Ausgang der Schlacht erweckt in den Samniten die Meinung, daß sie sich durch ihre letzte Schilderhebung, mit der sie den bestehenden Frieden gebrochen, an den Göttern versündigt haben. Der Mann, der ihnen hauptsächlich dazu geraten hat, Mitglied des vornehmsten Landesadels, Brutulus Papius, kann sich nur durch freiwilligen Tod der Auslieferung entziehen; aber auch seine Leiche wird nach Rom überliefert, zugleich mit den Gefangenen und aller gemachten Beute. Die Samniten erklärten sich bereit, alles zurückzugeben, was nach dem Ausspruch der Fetialen rechtlich gefordert werde. Politik und Krieg sind hier immer mit der Religion vermischt. Daß die Römer nicht auf diese Anträge eingehen, erfüllt die Samniten mit dem Bewußtsein, daß sie nunmehr in ihrem Rechte seien, und um so beherzter greifen sie zu den Waffen.

Und da kommt ihnen nun die Natur ihres Gebirgslandes, das die Römer zu durchziehen genötigt sind, auf das trefflichste zu statten.

In den Zweigen des Apennin, von denen die Gewässer, die daselbst entspringen, von Süden her nach dem Liris fließen, finden sich an vielen Stellen, von mächtigen Bergen umgeben, tiefe Thäler. In eines dieser Thäler ließen sich die Römer, die damals bereits in Apulien festen Fuß gefaßt hatten, durch die falsche Nachricht verlocken, daß ihre Anwesenheit daselbst notwendig sei, indem sie auf dem kürzesten Wege dahin vorzurücken suchten. Sie konnten die schroffen Anhöhen der Furculae Caudinae — eines Engpasses, den man elf Miglien von Benevent bei Arpaja zu finden meint, — dem mannhaften Feinde nicht wieder abgewinnen. Der Moment erhält dadurch eine besondere Bedeutung, weil er den Samniten Gelegenheit gab, entweder durch Vernichtung des Heeres, das in ihren Händen war, den Römern einen Verlust ohne gleichen beizubringen oder, wenn sie dasselbe vollkommen freigaben, sie zu einem Wettstreit der Großmut zu veranlassen. Der Vater des samnitischen

Imperators fordert ihn auf, entweder das eine oder das andere zu thun; aber dieser selbst hält den Augenblick für gekommen, um die vorliegende politische Frage zu erledigen; er nötigt die anwesenden Führer der Römer, eine Abkunft zu schließen, nach welcher Rom gehalten sein soll, die vorgeschobenen Kolonien zurückzuziehen und mit den Samniten wieder in ein Bundesverhältnis mit gleicher Berechtigung beider Teile zu treten. Die Römer durften zwar hierauf aus dem verderblichen Engpaß abziehen, aber nicht ohne den Schimpf zu erleben, daß sie unter dem Joch durchziehen mußten. In tiefster Niedergeschlagenheit kehrten die Konsuln mit ihrem Heer nach Rom zurück, wo man die Bedingungen, zu denen sie sich hatten verpflichten lassen, nichts weniger als gutheißen konnte. Aber die Zurückkehrenden selbst forderten den Senat auf, den Vertrag, der ohne den völkerrechtlichen Ritus, ohne Fetialen, geschlossen worden, nicht zu ratifizieren.

Obwohl die Samniten eine große Anzahl von Geiseln zurückbehalten hatten, erklärte der Senat den Vertrag für null und nichtig und nur diejenigen, welche ihn geschlossen, als persönlich verpflichtet, nicht die Republik, in deren Namen sie gehandelt hatten. Darin liegt eben die Sinnesweise der Epoche, daß das Dasein der Einzelnen dem Rechte und dem Willen der Gesamtheit gegenüber nicht in Betracht kommt.

Die Konsuln wurden den Samniten ausgeliefert, von diesen aber, denen nur an der Ausführung der Bedingungen gelegen sein konnte, nicht angenommen; der Kampf brach dann mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus. Zwischen den Römern und Samniten galt derselbe besonders der Kriegsehre. Die Römer ruhten nicht, bis auch die Samniten unter dem Joch weggegangen waren. Aber die Entscheidung lag doch in einem anderen Momente. Luceria fiel in die Hände der Römer; Lukaner und Frentaner konnten sich nicht behaupten. Die Samniten wurden eigentlich in ihren Nachbarn geschlagen. Das System der römischen Militärkolonien war in der That erschüttert, aber nach einigen unentschiedenen oder vielleicht nachteiligen Kämpfen festgehalten worden. Die Städte, welche gewagt hatten zu widerstehen, wurden auf das grausamste gezüchtigt.

Fregellae ward neu befestigt, zum ersten Mal auch Nola besetzt, Saticula mit einer römischen Kolonie gesichert; Sora ward wieder gewonnen. Die samnitische Nation selbst war noch eigentlich nicht überwunden, und als sich die Römer anschickten, in das Gebirge von Samnium einzudringen, fanden die Samniten eine unerwartete Hülfe. Die Etrusker, welche in ihrem Machtbereich römische Militärkolonien ebenso ungern sahen, wie die Samniten in dem ihrigen, hatten sich gegen Sutrium erhoben, das gleichsam als die Pforte des Landes betrachtet wurde und vorlängst von den Römern als Militärkolonie eingerichtet worden war. Die Römer säumten nicht, den Angriff mit Gewalt der Waffen abzuwehren, so daß sich der unterbrochene Krieg mit Etrurien erneuerte. Die centrale Lage Roms in dem peninsularen Italien bewirkte, daß es sich nach verschiedenen Seiten hin ausbreiten konnte, dann

aber auch von verschiedenen Seiten angegriffen wurde. Die Feindschaft gegen Rom machte die Nachbarn ihre Zwietracht unter einander vergessen. Man könnte versucht sein, in diesen Annäherungen der Samniten und Etrusker die erste Idee einer Vereinigung von Italien wahrnehmen zu wollen. Noch stärker aber trat sie in den Römern selbst auf, welche nach beiden Seiten den Kampf zu führen unternahmen. Man fragt dabei unwillkürlich, wodurch es den Römern möglich wurde, alle diese Feindseligkeiten zugleich zu bestehen. Das wichtigste Moment dafür lag in dem fortdauernden, ohne Zweifel durch die Zucht und Sitte des Familienlebens geförderten Anwachsen der Bevölkerung, die durch municipalen Patriotismus und Kriegseifer zusammengehalten wurde. Die Römer hatten die Strenge der militärischen Disciplin zu einem System ausgebildet, dem sich niemand entziehen konnte; es war mit Leben und Religion unzertrennlich verbunden. Der Census vom Jahre 435, nach welchem Rom 130000 waffenfähige Bürger zählte, macht es begreiflich, daß es so viele Kolonien ausführen und dabei unaufhörlich blutige Kämpfe bestehen konnte. Die Römer entrissen den Etruskern nicht allein Sutrium, sondern sie trafen, gereizt durch einen Angriff, Anstalt, in das Innere von Etrurien einzudringen. Bisher war der ciminische Wald wie eine unübersteigliche Naturbefestigung von Etrurien erschienen. Wenn man die ciminischen Berge überblickt, von denen einige noch mit Wald bedeckt sind, andere eine treffliche Landkultur darbieten, kleinere Städte und eine Anzahl von Dörfern, so erstaunt man, daß die Gegend jemals den Römern als eine schreckende Wildnis erschienen sein soll. Die Vorstellung beruhte auf Unkenntnis und nachbarlicher Fabel.

Vorsichtig zugleich und entschlossen durchzog der Konsul Quintus Fabius Rullianus, dessen Legionen den caudinischen ähnliche Pässe fürchteten, die mit Wald bedeckten Anhöhen zwischen den beiden Seen zu seiner Seite. Durch Verbindung mit einer benachbarten umbrischen Völkerschaft, den Camertern, war die Zufuhr gesichert. Dennoch trugen die Römer Bedenken, dem Fabius, obwohl sich derselbe schon vielfach hervorgethan hatte, die Ausführung eines entscheidenden Feldzuges gegen die Etrusker und ihre Verbündeten allein zu überlassen. Sie hielten für notwendig, zur Teilnahme daran den Mann herbeizuziehen, der den größten militärischen Ruf besaß, Papirius Cursor, der fünfmal Konsul, zweimal Diktator gewesen ist; als Diktator hatte er im Krieg gegen die Samniten ein Beispiel militärischer Disciplin gegeben, das noch in aller Gedächtnis lebte, und zwar gegen Fabius selbst. Durch ungünstige Auspicien veranlaßt, war Papirius Cursor nach Rom gegangen, aber nicht, ohne seinen Magister Equitum, der eben Quintus Fabius war, anzuweisen, er möge sich in seiner Abwesenheit ruhig verhalten; dennoch griff Fabius die Samniten an und besiegte sie. Papirius begab sich auf diese Nachricht wieder zum Heere, um ihn zu strafen, trotz seines Sieges. Vergeblich bat das ganze Heer für ihn. Fabius eilte nach Rom; aber auch hier erschien der Diktator. Keine Einrede vermochte etwas über ihn, weder die des Senats, noch die des alten Vaters, der an das Volk provozierte, auch nicht die der

Tribunen. Papirius gestand diesen zu, daß sie unverletzlich seien; aber in demselben Grade, sagte er, sei es der Diktator. Auf dieser beiderseitigen Unverletzlichkeit beruht einerseits die Macht, andererseits die Freiheit. Endlich hört man auf, mit ihm zu rechten; man bittet nur; hierauf erläßt er dem Ungehorsamen alle Strafe; denn die Majestät der höchsten Gewalt und die militärische Unterordnung ist gerettet. Dieser Fabius war es, der jetzt den ciminischen Wald, ebenfalls ohne ausdrückliche Anweisung dazu, durchbrochen hatte, und dem nun — denn so wollte es das gesetzliche Herkommen — zugemutet wurde, die Ernennung des Papirius Cursor zum Diktator, durch welche er die erste Stelle verlor, in dem Lager auszusprechen.

Man wußte wohl, was es ihm kosten würde; einige Konsularen wurden mit dem Senatuskonsult zu ihm geschickt, um ihn persönlich dafür zu stimmen. Er gab ihnen keine Antwort: schweigend mit gesenktem Blick verließ er sie: dann in der Nacht sprach er die Ernennung des Diktators aus; als ihm die Konsularen dankten, vermied er, die Sache mit einem Worte zu berühren. Man sah ihn, wie Livius sagt, einen tiefen Schmerz mit mächtiger Anstrengung in sich erdrücken.

In dieser unbedingten Unterordnung der republikanischen Gleichheit zum Trotz, liegt das Geheimnis der römischen Siege. Sie ist nicht persönlicher Art, wenigstens war sie es damals nicht; sie gilt bloß der Idee des Gemeinwesens, welches eine unbedingte Hingebung erfordert. Die moralische Kraft, sich selbst zu überwinden, schreiben die Annalen dem Konsul zu; dafür lassen sie ihn auch den ersten Sieg erfechten.

Die Etrusker rüsteten sich nach ihren heiligen Gesetzen stärker als je. Die Erprobtesten, von den Oberhäuptern oder Privaten zuerst aufgerufen, gesellten sich durch Wahl die tapfersten Genossen aus dem Lande zu. Am vadimonischen See (Lago di Volsena) kam es zu einer Schlacht, welche eben wie die latinische und samnitische geschildert wird. Man schlägt den ganzen Tag; die vordersten Reihen fallen, die folgenden treten an ihre Stelle; erst der Abend bringt die Entscheidung; indem die Reiter von den Pferden absitzen und über Leichen und Waffen herbeikommend sich mit frischer Kraft in die Kämpfenden mischen, erringen sie den Sieg.

Rom war bisher den Völkerbündnissen seiner Nachbarn nur eben an Macht gleichartig und keinem von ihnen geradehin überlegen gewesen. Durch die drei großen Schlachten aber, durch welche zuerst die Latiner, dann die Samniten, endlich die Etrusker niedergeworfen wurden, gelangte es zum Übergewicht über jede einzelne und eigentlich alle zusammen. Eine der vornehmsten Ursachen davon war, daß die nachbarlichen Eidgenossenschaften keine Fühlung mit einander hatten. Die verschiedenen Kriege waren Einzelkämpfe und wurden als solche begonnen und ausgefochten.

In diesem Augenblick aber erwachte ein Gemeingefühl unter ihnen; doch es kam zu keiner nachhaltigen Vereinigung. Die Samniten, die in ihren

glänzendsten Rüstungen den Etruskern zu Hülfe kamen, wurden von der Reiterei des Diktators zersprengt und ihr Waffenschmuck im Triumphe aufgeführt.

Die Umbrer versöhnten sich unter diesen Umständen mit den Etruskern und gesellten sich ihnen bei; sie sollen gemeint haben, wahrscheinlich doch im Vertrauen auf die Bundesgenossen, die sie erwarten durften, Rom selbst zu erobern. Aber die Römer waren bereits stark genug, um ein Lager in ihrem Gebiete aufzuschlagen, und nur mit Mühe konnten die einzelnen Bevölkerungen diesem gegenüber im Felde festgehalten werden. Als sie endlich einen Angriff auf das römische Lager machten, wurden sie durch einen Ausfall der Römer auseinandergesprengt und überwunden.

Nochmals erhoben sich die alten, schon längst pacifizierten, aber immer feindselig gesinnten Herniker und Äquer gegen Rom. Aber von ihren Kriegsthaten hört man diesmal nichts: die Äquer verließen ihr Lager, ohne auch nur geschlagen zu haben. Über allen lag bereits das Gefühl der Überlegenheit der Römer. Sie mußten sich zuletzt in Bedingungen fügen, die ihre Interessen spalteten, wie einst die latinischen gespalten worden. Die allein, welche an der Erhebung keinen Anteil genommen hatten, behielten ihre einheimischen Rechte, die sie den römischen vorzogen.

Die Marser hatten nur geschwankt; aber die Römer hielten sich schon dadurch für berechtigt, eine Kolonie in ihrem Gebiete anzulegen, welcher die Völkerschaft vergeblich widerstrebte.

Schon beherrschten die Römer die ganze Küste Italiens am Adriatischen Meer. Mit den Picenten ward ein Bund geschlossen, Marruciner und Vestiner zeigten sich getreu, in Apulien war Luceria eine römische Kolonie.

Und als nun die Samniten aufs neue die Lukaner angriffen, zögerten die Römer, von diesen um Hülfe ersucht, keinen Augenblick, mit ihnen ein Bündnis einzugehen, in dessen Folge zwei konsulare Heere in Samnium eindrangen, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Man zählte fünfundvierzig Städte, wo Decius mit dem einen, sechsundachtzig, wo Fabius mit dem anderen sein Lager aufgeschlagen hatte. Das samnitische Heer wurde inne, daß es nicht länger wiederstehen könne; um sich doch nicht zu unterwerfen, zog es vor, nach Etrurien zu ziehen. Oder war es weniger Verzweiflung, als diesmal doch ein großer umfassender Plan? Sehr wahrscheinlich, daß ein solcher von den unteritalischen Griechen, namentlich den Tarentinern, die sich bereits in ihrer Seeherrschaft gefährdet sahen, an die Hand gegeben worden ist. Nicht allein aber von Etruskern und Samniten, die bereits beide geschlagen wurden, ließ sich die Herstellung des alten Zustandes von Italien erwarten. Man hoffte, daß sie von den cisalpinischen Galliern nicht nur unterstützt, sondern zu einem entscheidenden Anfall gegen Rom verstärkt werden würden.

Die Römer gerieten bei den Gerüchten von dieser Gefahr in nicht geringe Bewegung. Sie ließen einen Stillstand aller Geschäfte eintreten, bildeten Cohorten der Senioren, nahmen Freigelassene in die Centurien auf und ernannten Quintus Fabius Rullianus, denselben, dessen Verhältnis zu Papirius Cursor wir oben berührten und der sich seitdem einen alle anderen übertreffenden Namen gemacht hatte — er hat durch seine Verdienste den Namen Maximus in die Familie gebracht —, zum Konsul, der sich den Publius Decius zum Kollegen ausbat: denn, sagte er, mit diesem vereinigt werde er nie zu wenig Truppen, noch zu viel Feinde haben.

Es ist eine Schlacht von universaler Bedeutung, welche nun die Konsuln bei Sentinum in Umbrien, nahe dem Lande der Senonen, der verbündeten Macht der Etrusker, Umbrer, Samniten und Gallier lieferten. Die beiden letzten darf man sich wohl mehr als die Söldner der Etrusker denken: ihnen hauptsächlich war der Kampf anvertraut. Den Samniten stand Fabius gegenüber: er ließ sie ruhig kommen; denn er wußte aus Erfahrung, daß ihr Schlachteifer allmählich sich abkühlte, und wollte seine Kräfte sparen bis zur entscheidenden Stunde. Decius dagegen hatte den Ehrgeiz, seine Reiterei, welche ungewöhnlich stark war, mit der gallischen so bald als möglich zu messen. Schon war er im Vorteil, als die Streitwagen der Gallier hervorbrachen, deren Gebrauch dieselben auf ihren Zügen, die sie an die Donau führten, gelernt haben mögen. Diesen Anblick hatten die Römer noch nie gehabt; seine Furchtbarkeit und Neuheit reichte hin, ihre Reiter auseinanderzusprengen: deren Schrecken und Unordnung teilten sich der Legion mit. In dieser Gefahr, welche zugleich eine allgemeine war, erinnerte sich Decius seines Vaters und der Wirkung, welche dessen Hingebung am Veseris gehabt hatte.

Publius Decius ist der Mann, welcher, auf dieses Beispiel gestützt, einige Jahre früher den letzten religiösen Vorrang, den die Patricier noch besaßen, ihnen entrissen und der Plebs einen Anteil an der pontifikalen Gewalt errungen hatte. Das ogulnische Gesetz, das dies verfügte, wurde hauptsächlich durch ihn durchgeführt: denn habe nicht der Ausgang jener Schlacht bewiesen, daß die Aufopferung eines Plebejers den Göttern ebenso angenehm sei, wie die eines Patriciers? An ihn selbst kam jetzt die Reihe, eine gleiche Devotion zu beweisen.

Er meinte, das Schicksal seiner Familie erfüllen zu müssen. — Auch er hatte den Pontifex bei sich, der ihn eben so weihte, wie der Vater geweiht worden war: „der Zorn der himmlischen und unterirdischen Götter möge vor ihm hergehen; mit todbringendem Fluche möge er Wehr und Waffen, die Fahnen der Feinde berühren; wo er falle, da möge das Verderben Gallier und Samniten erreichen". Seelengröße und Heldenmut durchdrangen sich mit volkstümlichem Aberglauben. Man hielt dafür, daß der so gefallene Anführer mit sich selbst die Scharen der Feinde zu der Unterwelt hinabziehe. — Der Tod des Decius brachte Schrecken in die Feinde und Haltung

unter die Römer. Indessen kam die Zeit, welche Fabius erwartete; sein Anfall jagte die bereits ermüdeten Samniten in die Flucht, ein Reiteranfall im Rücken der Gallier entschied die Schlacht, die sich jetzt in eine Metzelei verwandelte; die Römer behielten den Sieg, der ihnen freilich viel Blut gekostet hat. — Die unausbleibliche Folge der großen Entscheidungsschlacht war, daß Etrurien nun in die Hand der Römer fiel; die Samniten gingen, noch fünftausend Mann stark, nach ihrem Vaterlande zurück, und dahin versetzte sich die Wut des Kampfes.

Auch die Samniten riefen gottesdienstliche Gebräuche zu Hülfe. Denn der Krieg der Nationen war, wie einst dort am Nil und am Jordan, gleichsam ein Krieg der Götter. Wie von alters in entscheidenden Momenten, so vollzog jetzt in der Mitte des Lagers, in einer mit Linnen bedeckten, nach allen Seiten geschlossenen Umzäunung ein greiser Priester vom höchsten Adel des Landes, Ovius Paccius das Opfer nach dem alten Ritus; dazu ließ der oberste Befehlshaber die Edelsten der Nation hineinrufen. In der Mitte der geschlachteten Opfertiere, vor den Altären, von den Centurionen mit gegürtetem Schwerte umgeben, mußten sie einen wilden Fluch gegen sich selbst, ihr Haus und ihre Familie ausspreсhen, wennn sie jemals vor dem Feinde fliehen oder auch nur einen Fliehenden nicht sogleich töten sollten. Es weihten sich ihrer sechzehntausend, wie bei den Etruskern einer von dem andern gewählt, alle durch besonderen Waffenschmuck ausgezeichnet. In der nächsten Schlacht erfolgte, daß die Samniten nicht flohen; aber mit der alten Freudigkeit fochten sie doch nicht mehr. Lange ließen sie sich von den Römern hinwürgen, bis diese, ohnehin schon im Vorteil, einen Zuzug von Reiterei empfingen; dann warfen sie sich trotz ihres Schwures doch in die Flucht. Der Sohn des Papirius Cursor hielt einen Triumph wie sein Vater. Er weihte den Tempel des Quirinus, den der Vater gelobt hatte.

Im Jahre 464 ward zum viertenmale mit den Samniten Friede geschlossen, fünfzig Jahre, nachdem der Krieg begonnen hatte, ein Friede, der ihre Unterwerfung besiegelte.

Man kann diese Ereignisse nicht ohne eine schmerzliche Sympathie mit den Überwundenen betrachten. Das alte, in den mannigfaltigsten Gestaltungen lebensvolle Italien ging damit auf immer zu Grunde. Aber für Zustände dieser Art war nun kein Raum mehr in der Welt; entweder mußten die Gallier Herren des peninsularen Italiens werden, oder die Römer. Auch nach jener Schlacht haben die Gallier noch mehr als einmal Einbrüche in Etrurien versucht; sie wollten Rache nehmen für die erlittene Niederlage und sprachen dabei allem völkerrechtlichen Herkommen Hohn. Nicht ohne erneuerte große Anstrengung gelang es den Römern, sie zurückzuweisen. Sie legten dann in dem gallischen Gebiete zwischen den Thälern des Äsis und Metaurus die Kolonie Sena an, welche ihre Herrschaft über das Adriatische Meer angebahnt hat.

Diese Abwehr der Gallier bildete die Grundlage der Selbständigkeit von Italien und, man kann sagen, seiner Einheit. Was im Gegensatz gegen Rom versucht worden, wurde nun durch die Römer ins Werk gesetzt.

Noch aber war die Vereinigung des peninsularen Italiens nicht vollständig durchgeführt. Die im Süden des Landes angesiedelten Griechen setzten ihr Widerstand entgegen. Nicht als ob die Römer mit den Griechen von vornherein in Gegensatz gestanden hätten. Wir berührten, daß sie Neapel von den Samniten befreiten. Die Stadt Thurii trat unter ihren Schutz, wie einst Capua. Aber gerade dies erweckte den Widerstand der mächtigsten unter den griechischen Städten, die nicht allein selbständig sein und bleiben wollte, sondern eine Art von Hegemonie über die übrigen in Anspruch nahm. Es war Tarent, welches in Industrie sowohl wie im Handel sich mit Syrakus und mit Rhodus messen konnte, durch das Umsichgreifen der Römer aber in dem Kreise zugleich seiner maritimen Thätigkeit und seiner Beziehungen zu den übrigen Küstenstädten wesentlich beeinträchtigt wurde. Sehr ungern sahen die Tarentiner, daß die Römer sich der Ostabhänge des Apennin nach dem Adriatischen Meere hin bemächtigten, die für ihr Handelssystem, welches das Adriatische Meer einschloß, unentbehrlich waren. Sie thaten, so viel sie konnten, dagegen. Von der Niederlage bei Sentinum wurden sie gleichsam mit betroffen. Daß nun aber die Römer eine Kolonie in das Gebiet der Senonen führten, war ihnen unerträglich. Eine Verbindung des Handels am Tyrrhenischen Meer mit dem am Adriatischen durch die Römer und ihre Freunde bedrohte sie mit empfindlichem Nachteil. Ihr Widerwille kam sogleich bei der nächsten Gelegenheit zum vollen Ausbruch.

Als die ersten römischen Schiffe auf ihrer Fahrt vom Tyrrhenischen nach dem Adriatischen Meere in den tarentinischen Hafen, den die Natur eben zu dieser Vermittelung angelegt zu haben schien, einfuhren, ließen sich die Einwohner von Tarent so weit fortreißen, im Widerspruch mit allen Verträgen die römische Flotte niederzusegeln, wie sie denn auch gleich darauf die Römer aus Thurii vertrieben. Tarent wollte die Römer weder in diesen Landschaften noch in diesen Gewässern dulden. Dem demokratischen Ungestüm, welches hiebei vorwaltete, begegneten die Römer, bei denen sich jetzt eine plebejische Aristokratie herausbildete, besonnen und würdig.

Als die Römer eine Gesandtschaft abordneten, um den Frieden herzustellen, wurde diese von der unbotmäßigen tarentinischen Demokratie, welche gleichsam die Kehrseite der griechischen Kultur in populären Excessen darstellte, beleidigt und verhöhnt. Verunehrungen kamen vor, welche nach der Sinnesweise der Römer nichts anderes, als einen blutigen Krieg erwarten ließen. Wie aber konnten die Tarentiner wagen, einen solchen zu bestehen: denn daß sie gemeint hätten, den römischen Streitkräften gewachsen zu sein, läßt sich doch nicht denken. Auch durften sie sich nicht etwa an das seegewaltige Karthago wenden, das mit den Römern damals in gutem Vernehmen stand; der vornehmste Gegensatz, der sich über das Mittelmeer hin erstreckte, bestand

eben zwischen den Griechen und den Puniern, und war damals in Sicilien auf das heftigste entbrannt. Dagegen konnten sie an den hellenistischen Mächten einen sicheren Rückhalt zu finden erwarten: denn diesen wurde durch das Vordringen der Römer im südlichen Italien die Machtsphäre, die sie besaßen oder in Anspruch nahmen, erheblich beschränkt. Keiner aber wurde davon mehr berührt, als ihr Nachbar, der König Pyrrhus von Epirus, der nichts mehr wünschte, als Unteritalien und Sicilien mit seinem kleinen Reiche zu vereinigen. Den riefen sie zu Hülfe, und er nahm diese Einladung an, im allgemeinen einverstanden mit den übrigen hellenistischen Fürsten, die den Orient unter sich teilten.

Dadurch aber geschah es dann, daß die Römer, indem sie die bereits gemachten Eroberungen zu vollenden und des unteren Italiens Meister zu werden gedachten, mit dem großen welthistorischen Element zusammenstießen, das den Orient und Griechenland umfaßte. Ob Tarent und die Südküste von Italien den Römern unterthänig sein sollte, wurde die vornehmste politische Frage der Welt.

Drittes Kapitel.

Die hellenistischen Reiche in der Zeit der gallischen Einbrüche. Die letzte Epoche der Philosophie und politischen Unabhängigkeit der Griechen.

Pyrrhus in Italien.

Während die Römer Italien ihrer Oberherrlichkeit unterwarfen, waren Griechenland und der Orient von Grund aus umgewandelt worden. Erwähnen wir mit einem Worte die Gleichzeitigkeit dieser großen Ereignisse, die doch in ihrem wesentlichen Verlauf keinen Zusammenhang miteinander hatten. Das Emporkommen der Römer in Italien und die Begründung der hellenistischen Reiche gehören ein und derselben Epoche an, ohne einander zu berühren oder gar zu bedingen; die Schlacht am Veseris, durch welche die Latiner den Römern unterworfen wurden, ist ungefähr gleichzeitig mit der Schlacht von Chäronea, durch welche Macedonien die Herrschaft über Griechenland erwarb, worauf es dann beruhte, daß Alexander der Große seinen orientalischen Zug unternehmen konnte. Gleichsam im Wetteifer mit ihm drang sein Schwager Alexander von Epirus in Unteritalien ein, aber er erlag dem Widerstand der Eingeborenen. Nicht so glücklich waren diese jedoch im Kampf mit den Römern, der nun ernstlich ausbrach. Den Römern gelang es, sie niederzuwerfen und ihre Herrschaft über Unteritalien auszudehnen. Während dann die Römer immer weiter schreitend Etrurien bezwangen und

Samnium vollends niederwarfen, zerfiel die von Alexander begründete Herrschaft im Orient; die hellenistischen Reiche erhoben sich, die zwar die Idee der Gesamtmacht aufrecht erhielten, aber einander ihren Anteil an derselben streitig machten und in unaufhörlichen Kriegen sich gegenseitig schwächten und zerrütteten.

In derselben Zeit, in welcher Rom die einheimischen Völker, die sich mit den Galliern verbündet hatten, durch die Schlacht von Sentinum niederwarf und seine Herrschaft definitiv begründete, waren die hellenistischen Gewalthaber in der heftigsten Zwietracht miteinander begriffen. Eben damals eroberte Demetrius Poliorcetes Athen im Gegensatz mit den Königen von Ägypten, Thracien, Macedonien, und eröffnete dann den Kampf um die macedonische Krone. Demetrius nahm sie auf den Grund der mütterlichen Ansprüche seines Sohnes Antigonus Gonatas in Besitz. Alles aber wurde dadurch zweifelhaft, daß er sich in weitere ehrgeizige Unternehmungen stürzte, bei denen er in die Gefangenschaft des Seleukus geriet, in der er umkam. Noch einmal scheint Seleukus die Absicht gefaßt zu haben, das Reich Alexanders im ganzen und großen wieder herzustellen. Er beherrschte die zweiundsiebzig Satrapien von Asien; sein Sieg über Lysimachus eröffnete ihm nicht allein Thracien, sondern auch Macedonien, von wo dieser den Antigonus Gonatas vertrieben hatte. In seinem Gefolge war der ältere der Söhne des Ptolemäus Lagi, Ptolemäus Ceraunus, der aber, durch den Willen des Vaters von dem Throne ausgeschlossen, welcher dem jüngeren, Ptolemäus Philadelphus zufiel, seine Zuflucht zu Seleukus genommen hatte, der ihm versprach, ihn nach Ägypten zurückzuführen; dann wäre der glorreiche Seleukus Herr und Meister des gesamten Reiches geworden. Er hielt es für ein göttliches Geschick, daß er, der älteste von den Gefährten Alexanders, alle anderen überlebt und der Besieger der Sieger geworden sei. Das war ihm nun aber nicht bestimmt. Als er, mit diesen Plänen beschäftigt, über den Hellespont ging, ist er, am Altar stehend, plötzlich meuchlings ermordet worden; sein Mörder war Ptolemäus Ceraunus, den er in Schutz genommen hatte. Eine Handlung recht im Geiste dieser Epoche und dieser Machthaber. Der wilden Begier zu herrschen schien jede Gewaltthat an Freunden und Verwandten erlaubt. Und dem Ptolemäus Ceraunus gelang es wirklich, in Macedonien und Thracien anerkannt zu werden. Mit seinem Bruder, den er seinerseits nunmehr ebenfalls anerkannte, schloß er Freundschaft, so daß dieser ihm seine Seemacht zu Hülfe schickte, durch welche die Flotte des Antigonus Gonatas überwältigt wurde. Antigonus ward auf eine Stellung in Böotien beschränkt; auf Macedonien konnte er keinen Einfluß gewinnen. Das Übergewicht neigte sich auf die Seite der Ptolemäer.

Diese Ereignisse gehören derselben Zeit an, in welcher der Krieg zwischen den Römern und Tarentinern zum Ausbruch kam und diese sich an König Pyrrhus wandten, der als Verbündeter der Ptolemäer überhaupt betrachtet werden muß. Von den Feldherren, welche Könige geworden, unterschied sich

Pyrrhus dadurch, daß er ein geborener König war. Doch hatte er sein Erbe nur unter mannigfaltigen Wechselfällen sehr außerordentlicher Art behaupten können. Im Altertum war die Flucht berühmt, durch welche er noch in früher Kindheit vor seinen Verfolgern, die ihm nach Thron und Leben standen, gerettet wurde. Seine Begleiter fanden ein Hindernis an einem unerwartet angeschwollenen Strom. Wohl zeigten sich an dem anderen Ufer Menschen; aber diese mußten erst verständigt werden, wer es eigentlich sei, den sie über das Wasser herüberretten sollten. Dies geschah dadurch, daß der Name des Kindes auf eine Baumrinde eingeritzt und diese um einen Stein gewunden hinüber geworfen wurde. Hierauf zögerten sie nicht, Beistand zu leisten. Der Knabe wurde gerettet und in Illyrien aufgezogen.

Sein politisches Leben bewegt sich in zwei verschiedenen Richtungen. Zuerst schloß er sich an Demetrius und dessen Vater Antigonus an. In diesem Verhältnis hat er das Waffenhandwerk gelernt. Antigonus soll ihm eine große Zukunft geweissagt haben. Dann aber als Geisel nach Ägypten geschickt, gewann er Ptolemäus Soter für sich, mit dessen Stieftochter er sich vermählte, so daß er mit ägyptischer Hülfe nach Epirus zurückgeführt wurde. Ptolemäus hat ihn immer als Sohn behandelt, so wie Pyrrhus sich als Glied der ägyptischen Familie betrachtete. Seine Thätigkeit wurde dann durch nichts so sehr bestimmt, wie durch sein Verhältnis zu Macedonien und die Thronstreitigkeiten, die daselbst ausbrachen. Indem er sich mit einem der Prätendenten, Alexander, verband, erwarb er von diesem die Landschaften Ambracien, Amphilochien und Akarnanien; Demetrius, der durch die Ermordung dieses Alexander sich Macedoniens bemeisterte, wurde dadurch sein mächtigster Gegner. Pyrrhus hat mit Demetrius und dem Sohn desselben, Antigonus Gonatas, sein ganzes Leben hindurch gekämpft; er war dabei mit Lysimachus sowohl, wie mit den Ägyptern verbunden; einst wurde ihm selbst der Thron von Macedonien zu teil; aber zu behaupten vermochte er denselben nur auf kurze Zeit, und seine Stellung würde eine sehr zweifelhafte geworden sein, wenn etwa Seleukus nach seinem Siege persönlich nach Macedonien vorgedrungen wäre. Da war es nun auch für ihn ein unbeschreiblicher Vorteil, daß Ptolemäus Ceraunus an Stelle des Seleukus sich der Herrschaft in Thracien und Macedonien bemächtigte; denn von diesem hatte er nichts zu fürchten. Unabläßig, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, in Krieg verwickelt, hatte sich Pyrrhus großen Ruf erworben. Er wurde als der beste Kriegsmann der Zeit betrachtet: denn er verband persönlichen Heldenmut mit kriegerischer Einsicht, die auf guten Studien beruhte, im Kampfe Tapferkeit mit milder Gesinnung gegen die Besiegten. Vor allem verstand er es, seine Truppen vollkommen an sich zu fesseln. Sie haben ihn einst als Adler begrüßt; er antwortete ihnen: ihre Waffen seien seine Schwingen. Gerade in ihm meinte man einen echten Fortsetzer Alexanders zu erkennen.

Es ist begreiflich, daß die Tarentiner, von den Römern mit Krieg be-

droht, diesen mächtigen und kriegberühmten Führer zu Hülfe riefen, und ebenso sehr, daß er die Einladung annahm. Er hatte in Macedonien und Griechenland, wo Antigonus und Ptolemäus Ceraunus einander die Wage hielten, nichts mehr zu thun. Anderweite Verbindungen dagen riefen ihn nach dem Westen. Aus seiner späteren Vermählung mit einer Tochter des Agathokles war ihm ein Sohn entsprungen, dem ein Recht auf die Nachfolge in Syrakus zustand. Welch ein Reich hätte er gegründet, wenn es ihm gelungen wäre, Sicilien und das untere Italien mit Epirus, wie es damals war, zu einem Ganzen zu verbinden!

Man hat oft davon geredet, daß er von den in Streit miteinander begriffenen Machthabern Antiochus, dem Sohne des Seleukus, Antigonus und Ptolemäus Ceraunus, deshalb unterstützt worden sei, weil sie ihn aus ihrer Nähe loszuwerden wünschten. Und möglich, daß dies der Sinn des Antigonus gewesen ist, der nichts zu erwarten hatte, als eine Unterstützung des neuen macedonischen Königs durch Pyrrhus. Der eigentliche Verbündete des Pyrrhus auch bei dem neuen Unternehmen war eben Ptolemäus Ceraunus; er sagte ihm eine Unterstützung mit einigen Tausend Phalangiten, einer Schar von Reitern und einer Anzahl Elephanten zu. Es war der ganze Apparat der hellenistisch-macedonischen Kriegführung. So geschah es, daß Rom mit der macedonisch-hellenistischen Weltmacht, wie sie sich in einem ihrer vornehmsten Führer repräsentierte, ohne daß es mit derselben vorher in nahe Beziehungen getreten wäre, plötzlich in Kampf geriet. Beide Systeme — das römische, das in der Überwältigung von Italien begriffen war, und das griechisch-macedonische, das von jeher nach Westen vorzudringen gestrebt hatte, — stießen jetzt aufeinander. Nicht als Söldner ging Pyrrhus nach Italien über, sondern als ein großer Fürst, der einen Krieg in eigenem Interesse und in einem allgemeinen unternahm. Sein erstes Geschäft war, Tarent zu einem Waffenplatz zu machen und der Stadt eine militärische Organisation zu geben. Dann aber setzte er seine Streitkräfte den Römern entgegen, deren bisher auf Italien beschränkter Krieg dadurch eine sehr veränderte Gestalt erhielt. Wie vor kurzem mit dem gallischen Sichelwagen, so hatte jetzt die Legion mit der orientalischen Kampfesart, der Phalanx und den Elephanten, um den Preis des Sieges zu ringen.

Das erste Zusammentreffen der beiden Schlachtordnungen geschah bei Heraklea am Siris, wo Pyrrhus eine Stellung genommen hatte, durch welche er Tarent deckte. Sieben mal griffen die Legionen diese Stellung an, aber immer vergeblich; die Phalanx leistete was sie sollte, Widerstand. Die Legionen siegten nicht, wurden aber auch nicht geschlagen. So bei dem Fußvolk; die Reiterei dagegen, hauptsächlich thessalischen Ursprungs, von dem König selbst angeführt und von einigen Elephanten unterstützt, erwies sich der römischen überlegen und warf sie über den Haufen. Der König erfocht den Sieg, der zwar teuer erkauft war, durch welchen aber die Römer nicht allein schweren Nachteil erlitten, sondern selbst in Gefahr gerieten. Infolge dieser

Schlacht traten die griechischen Städte, sowie die Lukaner, Bruttier, Apulier, ein Teil der Samniten auf die Seite des Königs. Ihn selbst finden wir in kurzem in Campanien; Capua nahm er nicht ein, aber er wagte einen Streifzug gegen Rom, eroberte Fregellae und bemächtigte sich der Burg von Praeneste. Er gelangte bis auf den fünften Millienstein vor Rom. Aber die Römer hatten ihrerseits nicht gesäumt, ihre Heere aus Etrurien gegen Pyrrhus heranzuziehen. Bald darauf finden wir Pyrrhus doch wieder in Tarent. Wer will sagen, ob es nicht wirklich seine Absicht gewesen sei, Rom einzunehmen. Aber die Nachwirkungen seines Sieges, die Vorbereitungen, welche Rom selbst traf, machten es unmöglich. Rom erscheint als der historische Felsen, an welchem die Fluten der Völkerbewegung sich brechen; inmitten derselben bleibt er intakt. Pyrrhus faßte einen ganz anderen Gedanken. Er hat durch seinen Vertrauten Cineas Verhandlungen mit den Römern angeknüpft, bei denen er nicht sowohl auf Frieden, als auf Bundesgenossenschaft antrug. In dieselbe sollten die Tarentiner aufgenommen werden, die übrigen Griechen in Italien autonom bleiben und die Italiker im unteren Italien alles zurückerhalten, was ihnen entrissen worden war. Eben darin lag die Stärke der Römer, daß sie ihre Politik niemals veränderten; sie hätten es für ein öffentliches Unglück angesehen, wenn sie mit den Tarentinern, von denen sie beleidigt waren, in Bundesgenossenschaft hätten treten müssen; sie schlugen dem König mit dürren Worten jede Verbindung ab, so lange er sich auf dem Boden von Italien befinde: denn dahin hatte sich nun die Politik der Römer im vollen Bewußtsein entwickelt, sie wollten Italien für sich selbst behaupten. Dabei kam ihnen nichts mehr zu statten, als daß Pyrrhus seine Absichten zugleich auf Sicilien gerichtet hatte. Pyrrhus konnte als Schwiegersohn des Agathokles im Namen seines Sohnes, der dessen Enkel war, Ansprüche auf die Herrschaft in Syrakus machen, welches eben einen neuen Angriff von den Karthagern zu bestehen hatte. Er wurde von den Syrakusanern zu Hülfe gerufen. Und hätte er denselben mit Erfolg beigestanden, so wäre es für die Karthager eine nicht geringe Gefahr gewesen, wenn Pyrrhus mit den Römern Friede gemacht und dann, wie er beabsichtigte, im Einverständnis mit ihnen sein siegreiches Heer nach Sicilien geführt hätte. Daran aber war nicht zu denken. Die Römer setzten ihren Krieg mit gewohnter Anstrengung fort. Bei Asculum haben sie nochmals mit Pyrrhus geschlagen. Ihre Anstrengungen, die epirotische Phalanx zu durchbrechen, waren jedoch auch diesmal vergeblich, und die Verwendung der Elephanten nötigte zuletzt die Römer zurückzuweichen. Sie waren noch weit entfernt, den Gegner überwunden zu haben, als dieser selbst sich anschickte, nach Sicilien hinüberzugehen, was die Römer gern geschehen ließen. Als Pyrrhus, Meister von Tarent und dem unteren Italien, in dem Glanze seiner Siege nach Sicilien hinüberkam, wurde er daselbst mit Bewunderung und Jubel empfangen.

Die Katanäer und Leontiner und besonders die Syrakusaner selbst schlossen sich ihm an. Sostratus, einer von den dortigen Parteiführern, trat mit seinen

10000 Mann und mit dreißig Städten, denen er gebot, unter Pyrrhus. Bald hatte dieser eine Flotte von mehr als 200 Schiffen, mit denen er die See behauptete, und ein Heer, dem die Punier weder im Felde noch hinter den Mauern widerstehen konnten. Agrigent ward befreit, Eryx, Panormus erobert. Man hat Münzen von Pyrrhus, welche den Kopf des dodonäischen Zeus mit dem Bilde der sicilischen Demeter vereinigen. Aber Sicilien von den Karthagern ganz zu befreien gelang ihm doch nicht. Bei seiner Unternehmung gegen Lilybäum, den wichtigsten Waffenplatz der Karthager, den sie wohl befestigt hatten und von ihren Küsten aus wegen seiner Nähe leicht verteidigen konnten, fand er einen unüberwindlichen Widerstand.

Mitten in der Krisis der Ereignisse dürfen wir inne halten, um uns ihre Tragweite zu vergegenwärtigen. So weit war es trotz aller inneren Zerwürfnisse der hellenistischen Reiche doch gekommen, daß der Repräsentant ihrer Macht, also diese selbst, in Italien und Sicilien siegreich eingedrungen war. Pyrrhus hatte Tarent vor den Römern, Syrakus vor den Karthagern beschützt. Er war in zwei Schlachten gegen die Römer Sieger geblieben, und hatte den Mut, den wichtigsten der karthagischen Waffenplätze mit aller seiner Macht zu bestürmen. Der ursprüngliche Gedanke, die Griechen in Italien und Sicilien gegen die Karthager und Römer zu sichern, war nahezu durchgeführt. Ein Gefühl dieser Lage regte sich dem König gegenüber in den beiden großen Republiken. Sie haben damals ihr altes Bündnis miteinander erneuert und demselben eine sehr bezeichnende Klausel hinzugefügt: wenn es zu einem Bündnis zwischen Pyrrhus und dem einen oder dem anderen Volk, Karthagern oder Römern, komme, so solle in demselben vorgesehen werden, daß die beiden Völker einander Hülfe leisten können, wenn das eine oder andere von ihnen in seinem Gebiete angegriffen werde, — jeder Staat auf seine eigenen Kosten —; die Karthager aber sollten verpflichtet sein, die nötigen Schiffe zu stellen. Man sieht wohl, daß ein Einfall des Pyrrhus entweder in Libyen oder in Latium besorgt wurde, gegen welchen jede der beiden Republiken die Hülfe der anderen bedurfte. In Italien wollte jedoch Rom die Karthager auch unter diesen Umständen nicht dulden. Eine karthaginiensische Flotte, die bei Ostia erschien, wurde davon abgemahnt, die Truppen, die sie an Bord hatte, auszuschiffen.

Pyrrhus wird in der Weltgeschichte niemals vergessen werden können, weil er das Prinzip der macedonisch-hellenistischen Macht soweit entwickelte, daß die beiden Mächte im Occident sich die eine wie die andere von ihr gefährdet glaubten. Allein zu einem entscheidenden Unternehmen dieser Art kam es überhaupt nicht. Die Geschicke der Welt nahmen in denselben Jahren, in welchen Pyrrhus in Sicilien kämpfte, eine andere Wendung von entscheidendem Gewicht. Die Gallier brachen in Macedonien und Griechenland ein, so daß Pyrrhus nicht allein keine Hülfe bekam, sondern infolge der damit verbundenen Erschütterungen des allgemeinen Zustandes sogar auf seine Rückkehr Bedacht nehmen mußte.

Der Historiker gerät in Verlegenheit, wenn er Ereignisse kombiniert, von deren Aufeinanderwirken die Zeitgenossen schweigen. Wir werden über den Einbruch der Gallier sogleich in seinem besonderen Verlauf berichten. Aber unmöglich kann man sich denken, daß die Niederlage der Macedonier unter Ptolemäus Ceraunus nicht mit dem Rückgange der Unternehmungen des Pyrrhus zusammengehangen habe. Indem das Prästigium der macedonisch-hellenistischen Kriegsmacht überhaupt zerstört wurde, vermochte Pyrrhus die Sicilianer nicht mehr zu den Anstrengungen fortzureißen, welche notwendig gewesen wären, um Karthago mit Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen. In Italien machten die Römer entscheidende Fortschritte. Die Triumphalfasten verzeichnen Siege über Lukaner, Bruttier, Samniten. Als Pyrrhus wieder in Italien erschien, zeigte er sich den Römern nicht gewachsen. Zu den vier entscheidenden Schlachten über Latiner, Sabiner, Etrusker, Gallier, welche die Herrschaft Roms in Italien begründeten, kam noch eine fünfte hinzu, eben bei Benevent gegen die macedonische Phalanx und die Elephanten. Pyrrhus traf daselbst mit dem Konsul Manius Curius Dentatus zusammen. Man wollte bemerken, seine strategischen Bewegungen seien nicht mehr so wohl erfunden und ausgeführt, als früher. Aber die Hauptsache, die Römer hatten sich vorbereitet, seine Elephanten zu bekämpfen. Von den Verschanzungen des römischen Lagers, denen die Tiere sich genähert, wurden sie mit Brandfackeln und anderen wohlersonnenen Vorrichtungen zurückgewiesen. Dentatus führte eines der Tiere im Triumphe auf.

Wenn aber Pyrrhus nicht siegte, so konnte er auch auf die mit ihm verbundenen Bevölkerungen nicht zählen. In seinem Rückzug kann man ein Moment der allgemeinen Geschichte insofern sehen, als dadurch die Bestrebungen der Diadochen, den Westen zu unterwerfen, rückgängig und auf immer abgebrochen wurden.

Rom und Karthago waren gegen diese Weltmacht verbündet. Durch die Entfernung des epirotischen Königs wurden die einen Meister in Italien, die anderen zur See. Bei der Unterwerfung von Tarent wirkten sie, wiewohl nicht eben einträchtig, zusammen; das Volk, das des epirotischen Phrurarchen, der die Akropolis inne hatte, müde war, rief eine in der Nähe stationierte karthagische Flotte zu Hülfe, worauf der Phrurarch es vorzog, die Burg den Römern zu übergeben, deren Kriegsheer unter Fabricius sich ebenfalls in der Nähe befand. Die Karthager trugen doch Bedenken, Tarent gegen die Römer in Schutz zu nehmen; die Bürger überlieferten ebenfalls den Römern die Stadt, wo wir bald darauf eine römische Besatzung finden. Die Römer nahmen dann die Hauptstadt der Sallentiner, Brundusium in Besitz, auf der anderen Seite Rhegium. Sie waren jetzt Herrscher in dem ganzen peninsularen Italien; Italien, das bisher nur den Ehrgeiz fremder Nationen auf sich gezogen hatte, trat unter der Führung von Rom unter die Mächte der Welt selbständig ein. Noch besaßen die Römer weder die Padusebene, durch welche das Apenninenland mit dem kontinentalen Europa in Verbindung steht, noch

die nahe Insel, welche gleichsam einen getrennten Teil von Italien bildet. Aber das peninsulare Italien gestaltete sich unter ihnen schon zu einer gewissen Einheit. Dazu trugen hauptsächlich zwei Momente bei: die Einrichtung von Kolonien, die sich von dem oberen nach dem unteren Italien erstreckten, von Luceria bis Sena, und die Förderationen, in welche die Römer mit bedeutenden Städten und auch mit den nicht städtisch organisierten Völkerschaften getreten waren. Den Bundesgenossen wurde für ihr inneres Verhältnis eine gewisse Selbständigkeit vorbehalten; aber sie machten sich anheischig, die Majestät des römischen Volkes anzuerkennen; sie waren verpflichtet, der leitenden Stadt mit ihren Hülfstruppen Dienste zu leisten. Die Erhebung Italiens zu politischer und militärischer Macht hatte um so mehr zu bedeuten, da die griechisch-macedonische Macht durch den Einfall der Gallier gebrochen war.

Die Gallier in Macedonien, Griechenland und Syrien.

Mit der Erzählung über den Einbruch der celtischen Völker in Italien verbindet sich eine andere Sage, nach welcher dieselben unter Führung heiliger Vögel zugleich einen Zug nach den Donauländern unternommen haben. Eine Anzahl von Städtenamen, unter anderen der alte Name von Belgrad, Singidunum, eine Menge von Gräbern, aus denen Schwerter mit den eigentümlich celtischen Formen und viele andere Waffen, hauptsächlich auch Schmucksachen hervorgezogen worden sind, zeugen nicht sowohl von den Wanderungen der Celten durch diese Lande, als vielmehr von einem andauernden Besitz derselben. Besonders merkwürdig möchten die Münzen sein: Nachahmungen der Tetradrachmen Philipps, die überhaupt in Europa eine weite Verbreitung fanden, aber freilich Nachahmungen, welche einen Mangel an aller Kultur beweisen, denn die Schriftzüge hat man, ohne sie zu lesen, als bloße Verzierungen nachgemacht: alles Überreste einer Zeit, deren Grenzen niemand festzusetzen, deren Gedächtnis niemand zu erneuern vermöchte.

An der unteren Donau wird vielfach der Kriege zwischen Triballern und Scordiskern gedacht. Die Scordisker waren celtischen Ursprungs; ihre Feindschaft gegen Triballer und Illyrier vermittelte ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Alexander dem Großen, deren wir oben gedachten.

In der Haltung, die Alexander gegen sie nahm, indem er sie abhielt, auf der Balkanhalbinsel weiter vorzudringen, liegt eine gewisse Verwandtschaft mit den siegreichen Kämpfen der Römer gegen die gallischen Invasionen in Italien. Die Römer wiesen sie in einem langdauernden Kriege auf Leben und Tod zurück; auf der Balkanhalbinsel hielten die Gallier angesichts der Kriegsthaten Alexanders, welche den macedonischen Waffen den Ruf der Unüberwindlichkeit verschafften, inne.

Auch die Lage des macedonischen Reiches nach dem Tode Alexanders des Großen war geeignet, ihnen Einhalt zu thun. Den Begründer des thracischen Reiches, Lysimachus, finden wir bisweilen mit Zügen gegen die Illyrier be-

schäftigt. Die Ausdehnung des lysimachischen Reiches über Macedonien verstärkte noch seine Widerstandskraft. Insofern war der Untergang des Lysimachus ein Verlust für die macedonisch-griechische Gesamtheit. Von Seleukus läßt sich nicht anders erwarten, als daß er, zumal da er sich der Anfänge der Kriege Alexanders des Großen erinnerte, die Übermacht in den illyrischen Gebieten behauptet haben würde. Ein großes Unglück war auch in dieser Beziehung seine Ermordung. Ptolemäus Ceraunus, der Macedonien und Thracien in Besitz nahm, hatte doch keinen Sinn für die Gefahr, die ihm von Norden drohte; er würde sonst den König von Epirus nimmermehr bei seinem Zuge nach Italien unterstützt haben. Ptolemäus Ceraunus, der sich in seiner inneren Regierung wilde Gewaltsamkeiten zu Schulden kommen ließ, meinte durch die Ergebenheit der Truppen, die ihn anerkannt hatten, gegen alle Gefahren auch nach außen hin gesichert zu sein. Da aber stieß er nun mit den Galliern zusammen, die jenen Niederlagen in Italien zum Trotz ihren Welteroberungseifer nicht abgelegt hatten. In der Balkanhalbinsel machten sie sich so furchtbar, daß man ihnen den Frieden von allen Seiten mit Geld abzukaufen genötigt war. Eine ähnliche Anmutung ließen sie nun auch an Ptolemäus Ceraunus ergehen. Der aber war ein junger Fürst von stolzem Selbstgefühl, der sich für unüberwindlich hielt, weil das Heer, das den Osten bezwungen, unter ihm diene. In der Forderung der Gallier sah er eine Beleidigung, und verlangte seinerseits Entwaffnung und, um des Friedens sicher zu sein, Einstellung ihrer Oberhäupter als Geiseln von ihnen; d. h. er nahm den Krieg an, mit dem sie ihm drohten. Sie antworteten, bald werde sich zeigen, ob ihr Friedensanerbieten zu seinem oder ihrem Besten gereicht habe. Ptolemäus Ceraunus hatte eine ihm von seinen Nachbarn angebotene Unterstützung abgelehnt; denn für die Truppen, die den Orient erobert, bedürfe es keiner Hülfe zur Verteidigung ihrer eigenen Grenze. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß das Heer, welches Pyrrhus nach Italien hinüberführte, hier hätte zur Stelle sein müssen. Während Pyrrhus in dem ehrgeizigen Unternehmen begriffen war, den Machtbereich der hellenistischen Monarchie über Italien und Sicilien auszubreiten, wurden diese in ihrem Mittelpunkt von einem überlegenen Feind angegriffen.

Wie Pyrrhus das macedonisch-hellenistische Kriegsheer zuversichtlich gegen die Römer führte, so meinte Ptolemäus Ceraunus in dieser Kriegsmacht ein unüberwindliches Bollwerk gegen die Einbrüche der Gallier zu besitzen. Aber weder die Schlachtordnung der Phalanx, noch der Schrecken der orientalischen Elephanten sollte ihn retten. Die Macedonier verloren die Schlacht; einer der gallischen Sieger steckte nach einheimischer Sitte den Kopf des gefallenen Königs auf seinen Spieß. Die durch die Gallier erlittene Niederlage war der härteste Schlag, der die hellenistische Weltmacht bisher getroffen hatte. Vergebens riefen die Macedonier die Namen ihrer großen Könige Philipp und Alexander an; die Zeiten waren nun einmal verändert. Nur in den festen Plätzen fanden die Gallier einigen Widerstand. Und, wenn ein wesentliches

Moment der macedonischen Macht, gleichsam ihr Beruf, darin bestand, die Hellenen vor dem Einbruch der nördlichen Barbaren zu schützen, so folgte eben auf ihre Niederlage, daß die Gallier Griechenland überfluteten. Sie hatten es da besonders auf die Tempel der Götter abgesehen, welche ihren Reichtum, dessen sie nicht bedürften, den Menschen abtreten sollten. Wir wiederholen die Übertreibungen nicht, mit denen die Griechen, Herodot nachahmend, gleich als sei der Anführer der Gallier, den sie Brennus nennen, ein zweiter Xerxes gewesen, diesen Zug und seine Abwehr ausmalen. Sie versichern, Delphi sei durch die unmittelbare Hülfe der Götter, durch die Geschosse des Apollo und der Artemis gerettet worden. Man erinnerte sich der alten Sage, daß einst hyperboreische Jungfrauen, Hyperoche und Laodike, Opfer nach Delphi gebracht hätten. Daran knüpfte die gelehrte Dichtung die Erzählung, daß jetzt Heroen des gleichen Namens, Hyperochus und Laodikus, aus der Erde gestiegen, Flammen aus dem Boden gefahren, Felsstücke vom Gipfel des Parnaß herabgerollt seien.

Inmitten aller dieser Erzeugnisse der fortdauernden Mythologie werden doch aber auch Regungen des Widerstandes gemeldet, namentlich von seiten der Ätoler und der Athener, die doch einen gewissen Grad von Selbständigkeit und Kriegsbereitschaft verraten. Und der Sinn der Gallier war es nicht, in dem erschöpften Griechenland weiter vorzudringen. Der vornehmste Impuls, dem sie folgten, ging nach den großen Königssitzen, von deren Schätzen ihnen Kunde zugekommen war. Sie haben nochmals mit den Triballern kämpfen müssen und sich dann in Thracien festgesetzt, wo sie die Einwohner vertrieben und in Tyle eine Königsburg gründeten, von der aus sie das reiche Byzanz bedrängten und brandschatzten.

Unverzüglich gingen sie auch schon nach Asien über. Sie bemächtigten sich einiger Schiffe, die herbeigeschickt waren, um sie zu beobachten; ihr Anführer Leutarius nahm Ilium ein und machte es zu seiner Burg.

So hatten sie Macedonien und Thracien inne und drangen in Asien vor.

Welchen Rat ersannen nun in dieser großen Gefahr die kriegerischen und klugen macedonisch-griechischen Feldherren und Könige? Sie thaten, was Ptolemäus verweigert hatte, zahlten ihnen Geld und bedienten sich ihrer, um ihre Streitigkeiten untereinander auszufechten. Durch gallische Söldner hauptsächlich, bemächtigte sich Antigonus Gonatas der Krone von Macedonien wieder, das erst dadurch einer Anarchie entging.

Nikomedes von Bithynien nahm 20000 gallische Kriegsleute in Sold, mit der Verpflichtung, ihm und seinen Nachfolgern treue Dienste zu leisten. Die Stadt Byzanz, die anfangs gegen den Übergang gewesen war, wurde dadurch gewonnen, daß sie auch selbst in den Vertrag mit Nikomedes aufgenommen ward und die Gallier als Freunde ansehen durfte.

Die Gallier hatten nun in diesen Regionen das volle Übergewicht; sie streiften bis Ephesus und Milet und bis an die karische Grenze. Einige

Teile des bithynischen Landes und der phrygischen nach dem Halys zu nahmen sie geradezu in Besitz, ohne sich jedoch anzusiedeln.

Die ganze Energie des syrischen Reiches gehörte dazu, um sich von ihnen nicht über den Haufen werfen zu lassen. Antiochus I. lieferte ihnen eine Schlacht, in der er den Platz behielt. Sie ist merkwürdig, weil die Reiterei und Schlachtordnung des entfernten Westens hier allein durch die indischen Elephanten bezwungen wurde. „Ich schäme mich, daß wir diesen sechzehn Tieren unsere Rettung verdanken", sagte Antiochus. Auf den Münzen, die zum Andenken an den Sieg geprägt wurden, sieht man einen Elephanten. So wichtig erschien der Sieg in Kleinasien, daß der Beiname des Antiochus, der Retter (Soter), eben daher abgeleitet wird. Die Schlacht muß bald nach der Verbindung des Nikomedes mit den Galliern, die eben gegen Antiochus gerichtet war, vorgefallen sein. Die seleucidische Macht wurde durch diesen Sieg nicht fähig, die Raubzüge der Gallier abzuwehren; sie fochten in den inneren Entzweiungen des syrischen Reiches mit; sie waren die allezeit fertigen Söldner der Zeit, wir finden sie in Ägypten; endlich nehmen sie feste Sitze in Galatien; aber auch von dort, sowie von ihren thracischen Ansiedelungen aus, erhielten sie alle aus den Eroberungen Alexanders hervorgegangenen Gebiete in fortwährender Unruhe und Besorgnis. Einzeln sind diese Ereignisse nicht sehr bedeutend, im ganzen haben sie doch eine große Wichtigkeit für die allgemeinen Angelegenheiten im östlichen Europa und westlichen Asien. Die macedonische Militärmacht, welche den Orient niedergeworfen hatte, wurde in Macedonien, Thracien, Kleinasien überwunden. Die einmal gegründeten hellenischen Reiche behaupteten sich. Aber ihr Verhältnis zu der übrigen Welt und untereinander wurde doch wesentlich verändert. Syrien geriet in Verfall, Ägypten kam empor.

Ohne Zweifel vor allem infolge der Verluste, welche das syrische Reich durch den Einbruch der Gallier, der eine große Anzahl bisher unterthäniger Fürsten anreizte, sich unabhängig zu erklären, erlitten hatte, unternahm einige Jahrzehnte später Ptolemaeus Euergetes, der Sohn des Philadelphus, einen Zug gegen Syrien, der ihn in den entferntesten Osten führte, so daß er die einst von den Persern, namentlich nach jenem Zug des Artaxerxes Ochus, weggeführten Denkmale ägyptischer Kunst und Religion wieder nach dem Nillande zurückbringen konnte; denn in diesem sah er seine eigentliche Heimat.

Der Gedanke eines Königs von Ägypten konnte nicht sein, den Orient mit Gewalt niederzuhalten. Für Ptolemäus war es genug, sich in Besitz der Küsten von Syrien und Kleinasien, selbst von Thracien, sowie der Inseln und altberühmten griechischen Kolonien zu setzen. In Ephesus residierte ein Bastard des ägyptischen Königs.

Griechische Zerwürfnisse.

Es könnte scheinen, als ob sich in Griechenland unter diesen Umständen eine kompakte Macht hätte vereinigen können. Auch ist das versucht worden von Pyrrhus und Antigonus, Aratus und Kleomenes. Zu einer haltbaren Macht aber ist keiner von ihnen gelangt.

Als Pyrrhus aus Italien zurückkam, war sein bisheriger Verbündeter Ptolemäus Ceraunus untergegangen; seinen alten Gegner Antigonus Gonatas fand er im Besitz von Macedonien. Noch in Sicilien soll Pyrrhus gedroht haben, er werde sich den Machtzuwachs, den er, ohne Hülfe gelassen, im Westen vergeblich gesucht habe, im Osten zu verschaffen wissen. Das konnte eben nur im Gegensatz gegen Antigonus geschehen. Noch einmal kam ihm dabei der Ruf seiner kriegsmännischen Tüchtigkeit und die Erinnerung an seine Herkunft zustatten. Bei dem ersten Zusammentreffen an den Engpässen der Aous hat er bereits einen Vorteil über Antigonus davon getragen. Doch hielt sich dessen Phalanx noch ungebrochen im Felde.

Es war ganz im Sinne der alten macedonischen Kriegsmannschaften, daß sie, als Pyrrhus vor ihrer Front erschien und seine rechte Hand ausstreckte, indem er zugleich die Anführer beim Namen aufrief, nicht mit ihm schlagen wollten, sondern zu ihm übertraten und ihn zum König ausriefen.

Die Phalanx sah den Repräsentanten ihrer Königsgeschlechter in ihm. Antigonus wurde nach einer entfernten Seestadt zurückgedrängt.

Das gesamte Griechenland warf sich ehrerbietig zu den Füßen des Pyrrhus nieder. Nur in Sparta herrschte eine ihm widerwärtige Faktion vor, welche sich um den Namen des Areus scharte, der bei der letzten Vakanz eines königlichen Stuhles durch die Unterstützung der Ephoren in Besitz desselben gelangt war. Sein hierdurch beleidigter Kompetent Kleonymus, der an der Spitze herumschweifender Kriegsscharen, wie vor kurzem Archidamus, den Ruf eines guten Kondottiere erworben hatte, suchte die Hülfe des neuen Königs von Macedonien nach, und dieser unternahm, ihn nach Sparta zurückzuführen. Er würde dadurch Meister von Griechenland geworden sein. Sehr möglich, daß er den Spartanern gesagt hat, er wünsche seine Söhne in ihrer Zucht erziehen zu lassen, weil sie alsdann alle andern Könige übertreffen würden. Die Spartaner wurden hiedurch nicht gewonnen, noch befriedigt. „Bist du ein Gott“, sagten sie, „so wirst du uns nichts zu leide thun, weil wir nicht unrecht thun; bist du ein Mensch, so wird sich noch ein stärkerer finden.“ Sehr berühmt war im Altertum nun der Widerstand, den die Spartaner besonders mit Hülfe der Frauen, selbst der Jungfrauen, leisteten. Er ist beinahe romantisch ausgeschmückt. Pyrrhus hatte des Abends bei seinem Gastfreund Kleonymus, den er zum König zu machen gedachte, zu speisen gehofft. Sie wurden aber beide enttäuscht: Areus, der in einem Kriegszuge in Kreta beschäftigt gewesen, kehrte zurück, und einige Hülfe

schickte Antigonus herbei. Der eigene Sohn des Pyrrhus, schon ein ausgezeichneter Kämpe im Felde, kam um. Pyrrhus wurde zurückgewiesen.

Pyrrhus spottete wohl über Antigonus, daß er den Purpur der Könige trage, während er nichts als den Philosophenmantel verdiene. Aber ohne sich mit Pyrrhus als Soldat oder Feldherr messen zu können, verstand es Antigonus doch besser, geheime Wege, die zum Ziele führen konnten, einzuschlagen. Er hatte ergebene Freunde und Anhänger, wie in Sparta, so auch in Argos.

Als nun Pyrrhus sich darauf gegen Argos wandte, wo ebenfalls zwei Parteien miteinander kämpften, war auch Antigonus mit einem großenteils aus Galliern zusammengesetzten Heere herbeigekommen. Pyrrhus suchte sich auch dann noch der Stadt zu bemächtigen; da ist er aber vor den Mauern, von einem Stein getroffen, umgekommen.

Eine andere Tradition läßt ihn in die Stadt eindringen, wo ihn eine Frau von dem Dache her mit einem Steine, den sie mit beiden Händen erhob und auf ihn schleuderte, getötet hat.

Pyrrhus erlag trotz allen seinen Anstrengungen und heldenmütigen Kriegsthaten dem umsichtigen Antigonus Gonatas, der auf den Tadel desselben geantwortet haben soll: bei seiner Strategie komme es nicht sowohl auf Waffen, als auf Zeit und Umstände an. Antigonus Gonatas gelangte noch keineswegs zur eigentlichen Oberherrschaft. Nach dem Tode des Pyrrhus kam eine Vereinigung zwischen Ätolien und Epirus zustande, welche ihm gewaltig die Widerpart hielt. Einen anderen Gegensatz bildete der Einfluß von Ägypten, damals noch unter Ptolemäus Philadelphus. In Griechenland war ein Zustand fortwährenden Kampfes, der jedoch merkwürdigerweise nicht hinderte, daß nicht der griechische Geist noch eine eigentümliche Frucht hervorgebracht hätte.

Unser Blick fällt zuerst auf Athen, dessen Geschichte in dieser Epoche sonst nicht mit Unrecht übel berüchtigt ist. Von den miteinander ringenden Kräften der Diadochen bedrängt und niedergeworfen, hat es zwischen demokratischen und mehr aristokratischen Verfassungsformen geschwankt nach dem Wechsel der Ereignisse, die immer zu Verbannungen und Wiederherstellungen führten. Von dem Gefühl der Knechtschaft unter der eben vorherrschenden Macht erdrückt, erhob es sich bei dem Fall derselben zu überschwenglicher Hingebung an den nächsten Gewalthaber, bis auch dieser unbeliebt wurde. Man erstaunt über die nahezu göttliche Verehrung, welche die Athener dem Demetrius Poliorcetes widmeten, als er sie von den Besatzungen ihrer Hafenplätze befreit hatte; dann aber haben sie doch auch diesem Demetrius die Rückkehr nach Athen versagt. Das Volk wurde von demagogischen Rednern bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin fortgerissen; und wenn dann ein einheimischer Gewalthaber emporkam, wie Demetrius Phalereus, so hat sich auch dieser, obwohl gebildet und geistreich, doch dem Hange zu Vergnügungen und selbst Ausschweifungen hingegeben, die ihm einen bösen Namen

gemacht haben. Die Stadt war dennoch nicht ohne politisches Ansehen. Bei dem Einbruch der Gallier, bei dem sich Sparta und der Peloponnes neutral verhielten, wurde Athen von den übrigen Griechen mit einer Art von Hegemonie betraut und erwarb sich wenigstens das Verdienst, die Unglücklichen, welche von der Wut des gallischen Schwertes heimgesucht wurden, durch seine Schiffe nach Euböa zu retten.

Es ist fast unthunlich, die einzelnen Begebenheiten der damaligen Geschichte Athens aus den fragmentarischen Notizen, die sich darüber auffinden lassen, zusammenzustellen. Auch ist es vielleicht nicht nötig, da Athen doch nur eine untergeordnete Rolle spielte. Allein mitten in den Fluktuationen der Begebenheiten zeitigte der fortlebende litterarische Geist von Athen doch noch eine Hervorbringung, die von hoher Bedeutung für die Nachwelt geworden ist. Athen war noch die Metropole der Philosophie. Die beiden von den philosophischen Heroen gegründeten Schulen bestanden unter regelmäßig einander succedierenden Nachfolgern. Allein von der platonischen ließ sich bemerken, daß sie mehr zu theosophischen, von der aristotelischen, daß sie zu naturalistischen Ansichten hinneige. Ihrer innern Bewegung und ihrem Widerstreit trat dann eine dritte Schule gegenüber, die skeptische, die wenn wir nicht irren, einen eigentümlichen, gewissermassen historischen Ursprung hatte. Ihr Begründer ist Pyrrhon von Elis, der die Feldzüge Alexanders des Großen mitgemacht hatte. Eigentlich bei ihm begegnen wir der ersten durchgreifenden Rückwirkung der Bekanntschaft mit Indien. Auf einen denkenden Mann mußte es Eindruck machen, dem in Griechenland herrschenden System gegenüber in der Fremde auf Anschauungen zu stoßen, die sich aus ganz andern Begriffen als den hellenischen herleiteten. Was ist gerecht oder ungerecht, was ist gut oder böse? Beruht nicht alles mehr auf Satzungen und Gebräuchen, als auf einer festen philosophischen Doktrin? Es wurde zweifelhaft, ob die objektive Wahrheit von dem Menschen überhaupt zu erkennen sei; und die Frage entstand, wie sich dann der Mensch zu verhalten habe, um die Ruhe seiner Seele zu bewahren. Man folgerte, daß das nur möglich sei, wenn der Weise sich jeden Urteils enthalte. In Athen wurde diese Lehre besonders durch Timon von Phlius festgehalten, der sich in fortwährendem Kampfe gegen die Philosophenschulen gefiel. Und schon erlebte man, daß diese Richtung auf den Führer der Platoniker, Arkesilaus, der als der Begründer der mittleren Akademie betrachtet wird, — denn noch immer versammelten sich die Schüler an der Stätte, an der Plato gelehrt hatte, — Einfluß gewann. Arkesilaus' vornehmstes Talent bestand in der Widerlegung fremder Meinungen. Jene unerschütterliche Gemütsruhe, welche die Skeptiker zu erlangen suchten, erschien ihm nicht als ein erstrebungswürdiges Ziel. Von einer Abtötung wollte er überhaupt nichts hören. Bei den streitigen Meinungen zwischen Gut und Böse, so lehrte er, müsse man, wenn das unbedingt Wahre nicht festzustellen sei, dem Wahrscheinlichen folgen. Unter diesem Vorbehalt behauptete er die platonischen Anschauungen, aus denen

sich ja ohnehin ein strenges System nicht zusammensetzen ließ. Zu dem inneren Leben von Athen gehören diese Gegensätze, welche alle Geister beschäftigen. Es war gleichsam ein gesellschaftliches Erfordernis, an ihnen Teil zu nehmen.

Da sind nun zwei Schulen, oder sagen wir Sekten, aufgekommen, welche den natürlichen Gegensätzen des menschlichen Lebens entsprechen und auf alle Zeiten fortgewirkt haben; die eine ist von Epikur in seinem Garten, die andere von Zeno in der vielfarbigen Stoa, wo derselbe seine Lehre vortrug, gebildet worden. In den Verwirrungen der Kriege und der politischen Händel kann man es auf die Länge nicht entbehren, die Aufmerksamkeit auf die allgemeinen Fragen des Daseins zu richten, welche den menschlichen Geist alle Zeit beschäftigt haben.

Wenn man die Nachrichten über Epikur durchgeht, welche Diogenes von Laërte aus den mannigfaltigen Schriftwerken, die ihm vorlagen, zusammengestellt hat, so erschrickt man fast über den Widerspruch der Angaben, der darin obwaltet. Von der einen Seite werden Stellen aus angeblichen Briefen Epikurs mitgeteilt, in denen sich eine unverhüllte Freude an der nackten Wollust ohne Unterschied der Geschlechter ausdrückt; dagegen erscheint er in anderen unzweifelhaft glaubwürdigen Mitteilungen als ein durch und durch wohlwollender, einfacher, gesitteter Mann. Diesen zufolge war Epikur sorgsam für seine Familie, seine Sklaven selbst, und ein von seinen Schülern mit einer Art von Inbrunst verehrter Lehrer. In seinen Gärten, wo er seine Freunde aufnahm, ging es doch sehr sparsam her. Man trank nur ausnahmsweise Wein, und nur für besondere Gelegenheiten waren reichlichere Mahlzeiten bestimmt. Denn die Natur, so heißt es in einem Gedicht, das seinen Sinn auszudrücken scheint, ist mit wenigem zufrieden. Trotz der stürmischen Unruhen, von denen Athen betroffen wurde, konnte sich Epikur von dieser Stadt nicht trennen; nur ein paarmal hatte er kleine Reisen nach Ionien unternommen. Doch hielt er sich von allen öffentlichen Geschäften fern, wie man ihm nachrühmt, aus Bescheidenheit. Aber ohnedies kann man begreifen, daß eine Gesellschaft philosophierender Freunde, während alles um sie her in einer atemlosen und unfruchtbaren politischen Bewegung begriffen war, sich mit philosophischen Gesprächen ergötzte, ohne darum eine abgeschlossene Verbindung zu bilden, was Epikur selbst nicht wollte; denn die wahre Freundschaft bedürfe keiner ausdrücklichen Verpflichtung. Für Epikur hatte die Philosophie nur den einen Zweck, methodisch zu einem glücklichen Leben zu führen. Physik, meint er, muß nur darum getrieben werden, um den Menschen von falschen Befürchtungen zu befreien, die seine Glückseligkeit verhindern. Diese Glückseligkeit aber ist nun mit dem gleichartig, was man Vergnügen nennt: vorausgesetzt, daß dies nur soweit genossen werde, als das Streben nach Glückseligkeit es zuläßt. Insofern ist die Tugend für ein angenehmes Leben unentbehrlich, obwohl sie nicht als ein Gut an sich angesehen werden darf. Dem Philosophen steht das geistige Vergnügen, welches

zugleich das Vergangene und Zukünftige umfaßt, höher als das körperliche, das nur dem Gegenwärtigen dient. Er hat gesagt: es sei besser, mit Vernunft unglücklich, als ohne Vernunft glücklich zu sein; das beständige Vergnügen liege in der unerschütterlichen Gemütsruhe des Weisen, der deshalb auch den Wunsch, öffentlich geehrt zu werden, gar nicht hegen dürfe.

Der Sinn Epikurs konnte nicht dahin gehen, Männer von Energie, geeignet zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, zu erziehen, wozu die damaligen Zustände ohnehin nicht einluden. Sein Gesichtspunkt ist vielmehr, ein glückliches Privatleben hervorzubringen.

Den Skeptikern und den Epikureern ist die Idee gemeinschaftlich, die menschliche Seele von den Beunruhigungen des Lebens frei zu machen, was sie mit dem Wort Ataraxie bezeichnen. Die einen heben den Unterschied zwischen Gut und Böse, Gerecht und Ungerecht auf; die andern setzen die Glückseligkeit in den einfachen Genuß des Lebens, ohne an den öffentlichen Angelegenheiten Teil zu nehmen.

Ganz anders treten nun die Stoiker auf. Dem Stifter derselben, Zeno, haben die Athenienser eine goldene Krone gewidmet, weil er junge Leute, die sich um ihn sammelten, zur Tugend und zum vernünftigen Leben anweise. Er war eine einfache, stolze Natur, die sich des allgemeinen Beifalls der Vornehmen und Geringen erfreute. Zeno setzt sich dem Zweifel an der Wahrheit und dem Begriff des Lebensgenusses durch die bloße Empfindung entgegen. Sein Prinzip ist, daß man der Natur in ihren großen Intentionen folgen solle; durch die Natur aber sei allem Lebendigen ein Trieb eingepflanzt worden, der ihm seine Impulse gebe; der Trieb des Menschen gehe auf das vernünftige Leben; insofern sei das höchste Gut mit der Natur identisch, Glückseligkeit nichts anderes, als der ungehemmte Fluß des Lebens, die Thätigkeit selbst; Vergnügen ohne Thätigkeit ein Übel. Zur Glückseligkeit reiche die Tugend allein hin; sie beruhe in der Übereinstimmung des persönlichen Lebens mit dem allgemeinen göttlichen Willen; sie bestehe in einem durch das Denken geregelten, gerechten und besonnenen Verhalten. Tapferkeit wird als ein Bestandteil der Tugend betrachtet. Der äußeren Güter, selbst die Gesundheit zu entbehren, hebt die Glückseligkeit des Weisen nicht auf. Die Aufgabe des Lebens setzt Zeno darin, dem eingepflanzten Triebe gemäß allenthalben die Vernunft zur Herrschaft zu bringen. Der Weise ist nicht ohne Teilnahme, aber ohne Leidenschaft; er allein ist frei. Er steht keinem Vernunftwesen nach, auch nicht dem obersten der Götter. Er darf seinem Leben, wenn er es so für das Beste hält, selbst ein Ende machen.

Das eigentümliche der Lehre besteht in der Verbindung praktischer Thätigkeit mit der Philosophie. Die Idee, die bei der ersten vorwaltet, ist so stark und groß, daß sie die Seele vollkommen frei und zur Meisterin über sich selbst macht.

Zeno verdiente sich den goldenen Kranz, welchen Epikur verachtete. Der Gegensatz der beiden Lehren, von denen die eine das persönliche Wohl-

befinden, die andere die lebendigste Thätigkeit zu ihrem Prinzip hat, ist maßgebend für alle folgenden Zeiten. Denn in den öffentlichen Bedrängnissen mußte es ja immer zu der Frage kommen, ob der Mensch nicht glücklicher wäre, wenn er sich von den stürmischen Bewegungen der öffentlichen Angelegenheiten unabhängig stelle, oder aber, ob er in lebendiger Teilnahme an denselben wirklich zu der moralischen Vollendung, der er naturgemäß nachstrebt, gelangen könne.

Eine politische Macht konnte Athen nicht mehr sein; aber in dem Zustande fortwährender Gefahren und Beängstigungen, in die es geriet, brachte es die beiden Schulen hervor, in denen sich die Ethik mit der Politik auf eine andere Art auseinandersetzte, als früher geschehen war, deren Doktrinen der Persönlichkeit dem Staat gegenüber ihr besonderes Recht vindizierten: Schulen, die selbst in ihren abweichenden Ansichten eine große Hinterlassenschaft für die Welt gebildet haben. So war es fortan immer: die Persönlichkeit setzt sich zu dem Gemeinwesen in ein ihr selber angemessenes Verhältnis.

Während die litterarische philosophische Bewegung die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, ist der Krieg, welchen Athen in dieser Epoche gegen Antigonus führte, beinahe unbekannt geblieben; es ist der sogenannte Chremonidëische Krieg; selbst den Namen desselben wieder zu erkennen, ist erst dem Scharfsinn eines deutschen Gelehrten des 19. Jahrhunderts gelungen. Man weiß nur, daß Sparta mit Ägypten dem bedrängten Athen zu Hülfe kam, ohne es jedoch retten zu können. Athen wurde wieder gezwungen, eine macedonische Besatzung aufzunehmen, und zwar nicht allein in Piräeus und Munychia, sondern in der ersten Zeit auch in der Stadt selbst. Aber Antigonus befreundete sich mit den Athenern. Der litterarische Ruhm verschaffte der Stadt auch in diesem Unglück eine gewisse Bedeutung.

Einen andern, in alter Weise zugleich politischen und militärischen Namen erwarben in dieser Epoche die Ätoler. Die Ätoler erfreuten sich ihrer ursprünglichen Selbständigkeit. Wie sie Thucydides schilderte, der in ihnen ein Bild der alten Zeiten sah, roh und kriegerisch, das Schwert an der Seite, so hatten sie seitdem weiter gelebt. Dem Widerstand, den sie in dem lamischen Kriege dem Antipater leisteten, verdankten sie zuerst allgemeines Ansehen. Die Diadochen sollen daran gedacht haben, fast in altassyrischer Weise die Ätoler nach Asien zu verpflanzen: ein flüchtiger, unausführbarer Gedanke. Eben den macedonischen Feldherren gegenüber gewannen die Ätoler Raum für sich selbst. Indem sie sich dem orientalischen System widersetzten, in welchem sich die Kultur der Welt repräsentierte, aber zugleich die allgemeine Unterwerfung, hatten sie auch an dem Widerstand, der den Barbaren, welche Italien und Griechenland zu verderben drohten, entgegengesetzt wurde, einen Anteil, dessen man nicht vergessen darf. Man könnte sie mit den Römern vergleichen. Aber die ätolische Bundesversammlung zu Thermon, zu der sich die Berufenen aus den verschiedenen zugehörigen Ortschaften vereinigten, hat

sich doch nie zu jener kommunalen Einheit erhoben, aus welcher die Größe von Rom hervorgegangen ist. In den Verwickelungen des damaligen Griechenlands spielten die Ätoler eine Rolle; sie retteten Phocis vor dem Angriff von Lacedämon und unterstützten die Elier, um sich von einem Tyrannen, der zugleich dem macedonischen Interesse diente, zu befreien.

Einen nicht geringen Machtzuwachs erhielten sie dadurch, daß sie den Sohn des Pyrrhus, Alexander, vermochten, Akarnanien mit ihnen zu teilen. Da Alexander fortwährend in der ererbten Feindseligkeit gegen Antigonus verharrte, so bildeten die verbündeten Ätoler und Epiroten, wie berührt, ein natürliches Gegengewicht gegen das zunehmende Ansehen des Antigonus Gonatas. Ein unerwarteter und nachhaltiger Widerstand erhob sich gegen die macedonische Macht auch noch in einer anderen ihr bisher ergebenen Landschaft, in Achaja.

Unter den Einwirkungen der Ptolemäer war bereits einige Jahre früher der achäische Bund zwar nicht gegründet, aber hergestellt und zu einer gewissen politischen Bedeutung erhoben worden.

Die achäischen Städte hatten sämtlich macedonische Besatzungen, ermannten sich aber, da sie die Möglichkeit einer Emancipation vor sich sahen, dieselben zu verjagen. Zuerst geschah das in Paträ, dann in Dyme, hierauf auch in anderen Städten, die sich alle zu gegenseitiger Hülfeleistung miteinander verbanden. Daß auch Ägium dasselbe that, welches nach dem Untergang von Helike unter allen das größte Ansehen hatte, — dort war der Tempel des Zeus und der Demeter, der als ihr Mittelpunkt betrachtet wurde, — gab der Vereinigung eine gewisse Konsistenz. Der Tyrann von Keryneia, Iseas, fühlte sich der allgemeinen Bewegung, welche um sich griff, nicht gewachsen; er leistete selbst auf seine Stellung Verzicht und vereinigte seine Stadt mit dem achäischen Bunde.

Einen gewissen Einfluß, dessen man nicht vergessen darf, haben die athenischen Philosophen auf diese Ereignisse ausgeübt.

Die Frage war damals viel in den Schulen besprochen, ob die monarchische oder die republikanische Verfassung vorteilhafter sei; besonders die mittlere Akademie, an deren Spitze Arkesilaus stand, verteidigte den Vorzug der Republik. Es waren zwei seiner Schüler, Ekdemos und Demophanes, die in ihrem republikanischen Eifer soweit gingen, den Tyrannen von Megalopolis, sonst einen tadelfreien Mann, zu stürzen und zu töten.

Zu allgemeinerem politischem Ansehen gelangte der republikanische Bundesstaat der Achäer durch den Beitritt Sicyons. Es war das Werk eines jungen Mannes aus einem der vornehmsten Geschlechter dieser Stadt, Aratus, der nur durch die Fürsorge der Schwester eines dortigen Tyrannen, die gleichsam eine göttliche Fügung darin sah, daß der Knabe seine Zuflucht zu ihr nahm, vor dem Tode gerettet und dann bei den Gastfreunden der Familie in Argos erzogen worden war. In den Gesichtszügen des Aratus wollte man eine Spur davon bemerken, daß er hauptsächlich ein Mann der

Palästra war; aber zugleich verriet er von Jugend auf die Begierde, etwas großes zu unternehmen. Dem handfesten und kühnen jungen Mann, an welchem vorbereitende Umsicht ein charakteristischer Grundzug war, gelang es nun im zweiten Jahre der einhundertundzweiunddreißigsten Olympiade an der Spitze der übrigen Verbannten, die ihn als ihr Oberhaupt ansahen, in Sicyon einzudringen. Er machte die Leibwache des Tyrannen zu Gefangenen, dann rief er die Einwohner zur Freiheit auf; die Republik wurde hergestellt. Um für die neue Ordnung der Dinge eine Anlehnung zu finden, bewirkte Aratus, daß Sicyon dem achäischen Bunde beitrat.

Der Bund bestand damals aus zehn Städten, die an dem Prinzip vollkommener Gleichberechtigung festhielten, behufs der gemeinschaftlichen Geschäfte aber alle Jahre zweimal zu Ägium Landesversammlung hielten. Die größte Neuerung gegen das frühere Bündnis lag darin, daß ein Strateg an die Spitze gestellt wurde. Zu dieser Stellung gelangte Aratus, noch ehe er dreißig Jahre alt war. Mit aller Energie seiner Seele ließ er sich dann die Erweiterung des Bundes angelegen sein.

Er überraschte die Burg von Korinth, wie er sieben Jahre früher Sicyon überrascht hatte, durch nächtlichen Überfall. Auf seinen Speer gestützt, bleich und erschöpft, gab er den Bürgern die Schlüssel zurück, die so lange in macedonischem Gewahrsam gewesen waren; er forderte sie nur auf, in den achäischen Bund einzutreten. Megara wurde auf eine ähnliche Weise herbeigebracht; dann folgten Trözene und Epidaurus.

So bildete sich in wenigen Jahren eine autonome Macht von echt griechischer Konstruktion; der republikanische Gedanke altgriechischer Kommunen, dem hier gleichsam die Legitimität zukam, gelangte zu unerwarteter Geltung und griff immer weiter um sich.

Die macedonisch gesinnten Tyrannen im Peloponnes wurden durch Drohungen erschreckt oder durch Versprechungen gewonnen; sie gaben ihre Stellungen auf. Aratus kam in den Stand, die Hafenstädte von Athen von den macedonischen Besatzungen zu befreien und Athen selbst auf seine Seite zu ziehen.

Für den Bestand und Fortgang dieser Macht war nun nichts wichtiger, als das Verhältnis zu Sparta, wo ein junger Heraklide, Agis IV., König geworden war, der den Ehrgeiz empfand, sich ebenfalls der macedonischen Oberherrlichkeit zu widersetzen, und insofern sehr bereit zu sein schien, mit Aratus in Verbindung zu treten. Zugleich aber war Agis in Bezug auf die Verfassung in einem der umfassendsten Unternehmen, das je ein spartanischer König in die Hand genommen hat, begriffen.

Noch immer bestand die spartanische Oligarchie in voller Wirksamkeit, noch immer wurden die Könige durch die Ephoren in die engsten Schranken gebannt. Aber niemals hatte der öffentliche Zustand zu größeren Beschwerden Anlaß gegeben. Durch das Absterben der spartanischen Geschlechter war der Grundbesitz in wenige Hände gelangt; die Ärmeren wurden durch Schulden

gedrückt: das Land hatte sein politisches Ansehen im Laufe der Zeit verloren; wer die Waffen tragen wollte, mußte sich dem Söldnerdienst widmen, an seiner Heimat fand er keinen Rückhalt. Da faßte Agis den Plan, zugleich die Schulden zu tilgen, das Land neu zu verteilen und zwar dergestalt, daß auf den Besitz eine streitfähige bewaffnete Macht gegründet würde. Patriotische Entwürfe, in denen die populäre Absicht sich mit einer monarchischen Tendenz durchdrang. Der junge Agis, ein Enthusiast von reiner Gesinnung, mit anderen verbunden, deren ideales Bestreben durch persönliche Interessen doch wieder eine egoistische Färbung erhielt, schritt zu Gewaltsamkeiten, durch welche der Begriff des Eigentums aufgehoben wurde, so daß die Gegenwirkung der Oligarchie sich zu einer berechtigten Abwehr steigerte. Der König mußte sein Unternehmen mit einer schrecklichen Hinrichtung büßen, welche die Ephoren über ihn verhängten. Das alte Regiment wurde wiederhergestellt; aber so stark war nun die Bewegung im Innern und die Schwäche nach außen, daß Aratus den Gedanken fassen konnte, Sparta zu übermannen und den Peloponnes, wonach er immer gestrebt hatte, unter seiner Obmacht zu einem Ganzen zu vereinigen. Allein in dieser Erwartung täuschte er sich vollkommen. Fünf Jahre nach dem Tode des Agis gelangte Kleomenes III. zum Königtum von Sparta; er nahm die Ideen der inneren Reform mit einem durch die letzten Ereignisse verdoppelten Eifer auf.

Die Erinnerung an Agis ward ihm durch dessen Witwe, Agiatis, mit der er sich vermählte, gegenwärtig erhalten. Dessen Tod erschien ihm als eine unerträgliche Schmach für das königliche Geschlecht, der letzte Akt der Übermacht der Ephoren. Diese Ephoren selbst aber, wer waren sie? Der geborene Heraklide war der Meinung, daß ihre Autorität sich keineswegs über das dem Königtum zustehende Recht erstrecke. Wir bemerken hier eine neue Phase der politischen Theorie. Um Kleomenes waren Männer, welche die monarchische Gewalt und ihre Befugnisse verteidigten, die Zöglinge der Stoa, auch in dieser Beziehung Gegner der Akademie. Ein Stoiker, des Namens Sphärus, ein Schüler des Zeno, hatte Anteil an der Erziehung des Kleomenes genommen und soll die hochstrebenden Gedanken, die diesem von Natur inne wohnten, groß gezogen haben. Sphärus suchte überhaupt unter den jungen Leuten, mit denen er verkehrte, die Strenge der altspartanischen Zucht wiederherzustellen.

Schon früh erweckte Kleomenes große Hoffnungen. Man hat Aratus gesagt, wenn er etwas gegen Lacedämon vorhabe, so möge er sich damit beeilen, bevor diesem jungen Hahn die Sporen gewachsen seien: denn so stand es bereits nicht mehr, daß eine Vereinigung zwischen Lacedämon und Achaja möglich erschienen wäre; Kleomenes zeigte sich als ein Gegner der Achäer.

Anfangs schien sich Aratus darum nicht zu kümmern; er ließ es geschehen, daß ein achäisches Heer, welches den Eleern zu Hülfe gezogen war, auf dem Rückzuge von Kleomenes angegriffen und geschlagen wurde. Aber diesen Augenblick selbst ergriff er, um sich Mantineas, welches damals von

Lacedämon abhängig war, zu bemächtigen. Wenn man erwartete, die spartanische Regierung würde sich dem mit Gewalt entgegensetzen, so wurde dieselbe hievon durch die Betrachtung zurückgehalten, daß Kleomenes in einem zu diesem Zweck unternommenen Kriege stark genug werden dürfte, die Fesseln zu sprengen, in die man ihn einengte. Von Tag zu Tage wurde dem König seine Lage unerträglicher. Seine ganze Seele arbeitete an dem Entwurf, die Kräfte des Landes auf dem von Agis eingeschlagenen Wege um sich zu vereinigen und Sparta in sich selbst stark zu machen. Dazu schritt er, nachdem er wenige Freunde gewonnen hatte, mit einer vor keinem Mittel zurückschreckenden Entschlossenheit. Die Lacedämonier, die ihn auf dem Feldzuge in Arkadien begleiteten, stellte er als Besatzung der Positionen, die er eingenommen hatte, auf: ganz anders als Agis, der die Eingeborenen zu Hause zurückließ, während er im Felde beschäftigt war, so daß sie ihm dort Opposition machten. Kleomenes begab sich dagegen mit den Söldnern, die ihn umgaben, nach Sparta. Hier schritt er nun zu den äußersten Gewaltthätigkeiten. In das Versammlungshaus der Ephoren, das einem königlichen Botschafter, der neue Nachrichten bringen zu wollen vorgab, geöffnet wurde, drangen, noch während dieser sprach, die Leute des Kleomenes ein; zwei Heloten, mit denen der König erzogen worden, waren die Anführer. Vier der Ephoren wurden erschlagen, einer entkam. Auch achtzig von denen fielen, welche den Ephoren hatten zu Hülfe kommen wollen; die Angesehensten verbannte Kleomenes, er selbst setzte sich auf einen der Stühle der Ephoren.

Dergestalt zu unbeschränkter Gewalt gekommen, ging er nun an die Durchführung jener Reformen, welche schon Agis versucht hatte; das Land wurde in neue Lose verteilt, an denen er auch den Lacedämoniern und Periöken, die er mit dem Bürgerrecht ausstattete, einen Anteil verlieh; demgemäß wurden neue militärische Einrichtungen durchgeführt, und dem Volk die Aufhebung der Schuldenlast gewährt. Alles das geschah mit einer Energie, die zum Ziele führte. Kleomenes gab das eigene große Besitztum des königlichen Hauses dazu her.

Aratus hatte wohl gemeint, die Unordnung, die ein Unternehmen dieser Art herbeiführen müsse, werde ihm den Weg gegen Sparta bahnen; aber er erlebte das Gegenteil. Kleomenes erschien mit einem wohlgeordneten und vollkommen gehorsamen Heere; denn das liegt ja in der Natur der Sache, daß alle die, welche infolge der neuen Einrichtungen den Staat bildeten, sich an den jungen König, dem sie das verdankten, mit verdoppeltem Eifer anschlossen. Das war nun das Schicksal Griechenlands. Noch einmal erhoben sich auf den eigensten Grundlagen des hellenischen Wesens zwei Autoritäten, welche verbündet eine Macht von Bedeutung konstituiert hätten, in Männern von Thatkraft und Geist; aber, statt sich miteinander zu verständigen, gerieten sie in eine unversöhnliche Feindseligkeit gegen einander. In dem achäischen Bunde brach eine innere Bewegung zum Nachteil des Aratus aus. Die Maßregeln des Kleomenes fanden auch in Achaja Beifall. Aratus war ein

Republikaner im alten Stil, er wollte von keiner Tyrannis hören; die inneren Ordnungen der Städte, die auf dem Übergewicht der großen Familien in denselben beruhten, ließ er unangetastet; sie gewährten ihm die Mittel zu dem Kriege, den er führte. Kleomenes brachte ein anderes Prinzip zur Geltung; er war ein König von Geburt, aber seine Maßregeln atmeten den Geist einer Alleinherrschaft, welche die höheren Klassen zurückdrängt und die niedrigen durch Erleichterungen und Wohlthaten an sich knüpft. Das Beispiel, das er gab, wirkte nun auch auf die niederen Klassen, die den Demos in den achäischen Städten bildeten, zurück; sie wünschten ebenfalls eine Hebung der Schulden und eine Verteilung des Landes, wie sie Kleomenes in Sparta vorgenommen. Aratus wird als ein würdiger, weiser und vorsichtiger Mann geschildert. Seine Erfolge beruhten auf inneren Parteiungen und Überraschungen; eine Feldschlacht zu liefern trug er immer Bedenken; man traute ihm die zur Ausführung einer solchen erforderlichen Eigenschaften nicht einmal zu. Kleomenes dagegen erschien am liebsten im offenen Felde; gewagte Stellungen, die keine rechte Sicherheit gegen den Feind darboten, waren ihm eben recht; er liebte es Eindruck zu machen, und alles ging ihm jetzt von statten, da er sowohl Zurückgezogenheit wie Pomp vermied und die Einfachheit der alten Spartiaten, nicht ihren Übermut wieder zur Erscheinung brachte.

Sein Sinn ging nicht dahin, Achaja zu erobern; wohl aber dachte er den Strategen zu stürzen und die Hegemonie des Bundes an sich zu bringen. Aratus sah sich durch den jungen aufstrebenden Fürsten in seiner Nähe wirklich bedroht und zwar nicht allein, weil das Volk in den Städten für denselben war; er mußte empfinden, daß seine bisherigen Freunde seiner Leitung überdrüssig wurden. Zugleich regten sich seine alten Feinde, die Ätoler, wieder; er fürchtete nicht ohne Grund, sie würden sich an Kleomenes anschließen, was seine ganze Stellung unhaltbar machen mußte. In dieser Verlegenheit nun hat Aratus einen Entschluß gefaßt, der verhängnisvoll für Griechenland wurde. Das ganze Dasein des achäischen Bundes, dessen Führung in seiner Hand lag, beruhte auf dem Widerstand gegen die militärische Überlegenheit und den politischen Einfluß von Macedonien. Eben dieser Macht aber beschloß Aratus jetzt sich zu unterwerfen. Er wandte sich an den Vormund des minderjährigen Königs Philipp, Antigonus Doson; der aber forderte dagegen den Besitz von Akrokorinth. Nun war es gerade die Verjagung der macedonischen Besatzung aus der Burg von Korinth, was das Ansehen des Aratus am meisten begründet hatte; dennoch willigte er ein. Es gehört zu den betrübendsten Momenten im Leben bedeutender Staatsmänner, die gleichwohl nicht selten vorkommen, daß sie die Resultate ihrer gelungensten Unternehmungen doch zuletzt den veränderten allgemeinen Verhältnissen gegenüber nicht behaupten können. Wäre Aratus nur Hellene gewesen, so hätte er sich widersetzen müssen; aber er war zugleich Bundeshaupt und Führer einer Partei, welche durch eine allgemeine gleichsam sociale Be-

wegung, die jetzt von Sparta ausging, in Gefahr geriet; selbst in Argos und dann in Korinth wurde Kleomenes Herr. Es schien sehr möglich, daß er sich auf diesem Wege zum Meister von ganz Hellas machen könne; Aratus aber wollte ihm nicht weichen. Er machte Antigonus selbst darauf aufmerksam, wie sehr die Macht von Macedonien durch Kleomenes gefährdet werde. Ihm war die Herrschaft des Antigonus lieber als der Fortschritt des Kleomenes; denn dieser brachte die aristokratische Partei, an deren Spitze Aratus noch stand, und die bestehenden Zustände überhaupt in Gefahr. So wurden die Macedonier von eben denen zu Hülfe gerufen, welche bisher ihre größten Feinde gewesen waren. Antigonus kam mit seinen Phalangen nicht allein, sondern mit illyrischen und gallischen Mietsvölkern herbei, um Achaja gegen Kleomenes zu schützen.

Zuerst glaubte ihn Kleomenes an den oneischen Bergen, wo er eine verschanzte Stellung nahm, zurückweisen zu können; und eine Zeit lang war er im Vorteil. Wenn er diesen in kurzem verlor, so war das doch wieder die Nachwirkung seiner inneren Politik. Argos hatte sich ihm in der Erwartung einer Schuldenaufhebung angeschlossen, Kleomenes aber von einer solchen Maßregel zunächst Abstand genommen, weil man ihm versicherte, er werde dieser Stadt auch ohnedies Meister bleiben. Allein er täuschte sich darin: das Volk von Argos, das sich in seinen Erwartungen betrogen sah, wurde von ihm wieder abtrünnig; die Achäer kehrten dahin zurück; und an dem Versuche, Argos wieder einzunehmen, scheiterte Kleomenes. Er sah sich genötigt, nach Lakonien zurückzuweichen; mit einem Schlage verlor er alle seine Eroberungen: Antigonus rückte siegreich in den Peloponnes ein. Er führte ein Heer herbei von ebenso großer Stärke und Tapferkeit, wie die früheren, denen die Griechen unterlegen waren. Kleomenes, jetzt allein gelassen und ohne die nötigen Mittel, den einheimischen Truppen Unterhalt, den fremden ihren Sold zu gewähren, verlor auch in dieser höchst gefährlichen Lage die Zuversicht zu seiner Sache nicht. Bei dem Paß von Sellasia widersetzte er sich gewandt und herzhaft, wie er war, dem vordringenden Feind; aber er erlag der Übermacht. Seine letzte Zuversicht war ein Bündnis mit Ptolemäus Euergetes gewesen, der früher mit den Achäern einverstanden, so lange sie nämlich den Macedoniern widerstrebten, jetzt, nachdem sie mit diesen in Verbindung getreten waren, mit den Lacedämoniern und dem Könige Kleomenes, der sich beiden widersetzte, eine Allianz abschloß. Noch vor der Schlacht schickte Kleomenes seine Mutter und seine Kinder — seine Gemahlin war ihm soeben gestorben — nach Ägypten, nicht allein um sie sicher zu stellen, sondern auch, um dem Ptolemäer als Geiseln für seine Treue zu dienen. Man erwartete von Anfang an keinen guten Erfolg von dieser Politik. Die Mutter zeigte sich würdig des heraklidischen Stammes, dem sie Erben gegeben; sie sagte ihrem Sohne beim Abschied, niemals solle man eine Thräne in ihrem Auge sehen, denn man müsse das Schicksal annehmen, wie es die Gottheit gebe; sie verriet auch einen Anflug der stoischen Lehren. Nachdem

die Schlacht verloren war, forderte Kleomenes bei seiner Rückkehr die Bürger auf, dem siegreichen Feinde keinen Widerstand zu leisten; indem man ihm in seinem Hause eine Erfrischung brachte, die er ablehnte, stand er einen Augenblick, sich an eine Säule lehnend, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, in schmerzlichem Nachdenken. Aber er hatte keine Wahl mehr; in voller Rüstung eilte er von dannen nach dem Hafenplatze, um sich nach Ägypten zu begeben. „Wohin fliehen wir?" sagte einer der Gefährten, „der Tod erwartet uns dort wie hier. Wäre es nicht besser, uns gleich selbst zu töten?" Kleomenes antwortete, es würde eine Feigheit sein, sich selbst durch den Tod retten zu wollen, ohne etwas für das gemeine Wesen zu thun. Er begab sich zu Ptolemäus Euergetes, der ihm Hoffnung machte, ihn bald zurückzuführen und alsdann nochmals als König zu begrüßen. Allein bald darauf starb Euergetes; von seinem Nachfolger — es ist Ptolemäus IV. Philopator — wurden Gedanken dieser Art nicht gefaßt. Ein Moment trat ein, in welchem Kleomenes gegründete Hoffnung hegen durfte, sein Glück wiederherzustellen, wenn er nach Griechenland zurückkehre. Aber er selbst wurde dem neuen Hofe verdächtig und in dem großen Gebäude, das man ihm zur Wohnung angewiesen, so bewacht, wie Gefangene bewacht zu werden pflegten. Noch gab er nicht alles verloren; es gelang ihm, mit den besten Freunden aus dem Gewahrsam zu entkommen, und er schickte sich an, die Mietstruppen, unter denen viele Spartaner waren, und selbst die Bevölkerung für sich und ihre eigene Freiheit aufzurufen. Aber seine Worte verhallten, jedermann wandte sich von ihm ab. Da dergestalt alles verloren war, so beschloß er zugleich mit seinen Gefährten den letzten Schritt zu thun. Sie fielen in ihre eigenen Schwerter. Einer von ihnen sah noch nach, ob die übrigen wirklich umgekommen seien; da er in Kleomenes noch einige Spur des Lebens fand, so umfaßte er ihn, bis auch diese verschwunden war; dann tötete er sich selbst.

Das war das Ende des alten Königtums in Sparta, nicht unwürdig des Nationalheros, von dem es sich herleitete. Für Abkömmlinge der Heroen war kein Platz mehr in der Welt. Der nächste, der von den Ephoren zum König erhoben wurde, ohne daß einer seiner Väter König gewesen wäre, hat dafür jedem derselben Ein Talent gezahlt: denn das Schlechte ist, wie Polybius sagt, überall wohlfeil. Aratus, der das heraklidische Königtum mit Hülfe der Macedonier zu Boden geworfen hatte und dann eine Zeit lang in hohem Ansehen an jenem Hofe stand, endigte doch unglückselig; er ist in der Überzeugung gestorben, von dem jungen König Philipp, der ihm auch in seiner Familie einen Schimpf anthat, vergiftet worden zu sein.

Die Macedonier besaßen hierauf ein überwiegendes Ansehen. Allein wie lange konnte das dauern. Neben ihnen waren indes die Römer in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zu einer Macht gelangt, mit der sie notwendig in Kampf geraten mußten. Es ist Zeit, daß wir der Ereignisse, die dahin führten, in ihrem Zusammenhange gedenken; sie schließen eine Umgestaltung aller Weltverhältnisse ein.

Viertes Kapitel.

Grundlegung der römischen Macht im Occident im Kampf mit Karthago.

Die erste Eroberung von Sicilien.

Das Unternehmen des Königs Pyrrhus, an der Spitze einer hellenistischen Kriegsmacht die Römer aus Unteritalien, die Karthager aus Sicilien zu vertreiben und diese Landschaften mit den nordgriechischen in enge Verbindung zu bringen, war gescheitert. Wir berührten, wie sein Mißerfolg von Lilybäum und seine Niederlage bei Benevent mit den durch den Einbruch der Gallier in Macedonien herbeigeführten Verwirrungen zusammengriffen, so daß er genötigt wurde, in seine Heimat zurückzukehren. Ehe nun aber die Verwickelungen, die hieraus im Orient und in Griechenland entsprangen, so weit führten, wie wir soeben berichtet haben, waren auf dem Mittelmeer, daran anknüpfend, Begebenheiten von der größten Tragweite eingetreten. Die beiden großen Republiken hatten das vordringende hellenistische Königtum zurückgeworfen, die Karthager in Sicilien die Oberhand behalten, die Römer das südliche Italien vollends unterworfen; sie waren, wie schon früher, so auch hiebei Verbündete gewesen. Nachdem aber der gemeinschaftliche Feind bezwungen war, wie sollten sie sich selbst zu einander verhalten? Man erzählt, schon Pyrrhus habe bemerkt: er hinterlasse in Sicilien einen prächtigen Schauplatz für den Kampf zwischen den beiden Republiken. Die erste und vornehmste Frage in der damaligen Situation war es, ob die in den Besitz von Unteritalien gelangten Römer und die Karthager, die jetzt in Sicilien vorwalteten, friedlich nebeneinander bestehen würden. Der bisherige Gang der allgemeinen Geschichte ließ das kaum erwarten. Karthago gehörte dem orientalischen System, das sonst zertrümmert worden war, an; Rom hatte zwar keine Gemeinschaft mit den hellenistischen Reichen, aber es stand mit der griechischen Welt in engster altnationaler und religiöser Verbindung; es holte sich Rats bei dem Orakel in Delphi. Erinnern wir uns nun, daß seit den ältesten Zeiten Griechen und Punier über den Besitz von Sicilien gerungen hatten, so konnte der Natur der Dinge nach die mit dem griechischen Wesen verbündete Republik es nicht ruhig geschehen lassen, daß Sicilien von der anderen, die das orientalische System repräsentierte, in vollkommene Unterwürfigkeit gebracht würde. Indem Rom sich zum Rang einer vorwaltenden Macht erhob, konnte und mußte es zwar den hellenistischen König, durch den es selbst bedroht wurde, zurückweisen; aber Sicilien unter die Oberherrlichkeit der Karthager geraten zu lassen, würde seinen Beziehungen zu der griechischen Nation widersprochen und mit seiner Weltstellung nicht im Einklang gestanden haben. Verlieren wir uns jedoch nicht in das Abstrakte, das immer in der Tiefe wirksam ist, aber nicht unmittelbar eingreift.

Sicilien, welches, wie der Zug der Gebirge und ihre Gesteine zeigen, nur durch das Naturereignis eines Flutendurchbruches — die Alten sagen, durch den Dreizack des Poseidon — von Italien abgespaltet worden ist, von demselben politisch loszureißen, ist überhaupt niemals auf die Dauer möglich gewesen; im Lauf der mittleren Jahrhunderte und selbst in unserem ist es vergeblich versucht worden; in dem Altertum war es vollends unausführbar. Die großgriechische und die in Sicilien vorwaltende Bevölkerung waren eben identisch; sie konnten nicht zwei prinzipiell entgegengesetzten Mächten angehören. Für Rom aber war es noch aus einem anderen Grunde nicht möglich, die Herrschaft der Punier in Sicilien zur Festigkeit gelangen zu lassen. Die karthagische Marine beherrschte das westliche Becken des Mittelmeeres, auch die Küsten des peninsularen Italiens, das die Römer mit Eifersucht bewachten. Sie waren dieses Besitzes nicht sicher, so lange es den Karthagern freistand, sie von Sicilien aus zu beunruhigen. Die Allianz der beiden großen Republiken, vor der Pyrrhus zurückgewichen war, verwandelte sich durch die Natur der Sache in die entschiedenste Feindseligkeit zwischen denselben. Kaum jemals hat das Motiv von Feindseligkeiten die Unhaltbarkeit der Lage, in der man sich bei dem friedlichen System befand, treffender zum Ausdruck gebracht, als der Anlaß und Ausbruch des Krieges, den man als den ersten punischen bezeichnet.

In der Mitte der griechischen und karthagischen Söldnertruppen in Sicilien hatte sich eine ursprünglich italiotische, nach der oskischen Form des Mars Mamertiner genannte Söldnerschar, die das Kriegshandwerk noch unter Agathokles gelernt hatte, der Stadt Messana bemächtigt. Aber die Syrakusaner unter Hiero, der daselbst in den Verwirrungen nach Agathokles zur Würde eines Strategen und dann zu königlichen Ehren gelangte, wollten die Fremden im Besitz eines so wichtigen Platzes nicht dulden, und sie schienen nahe daran zu sein, dieselben in Verbindung mit Karthago zur Unterwerfung zu nötigen. In dieser Gefahr suchten die Mamertiner die Hülfe der Römer nach, die, eben mit der Befestigung ihrer Macht im südlichen Italien beschäftigt, mit ihnen bereits in Verbindung getreten waren. Nicht ohne ihren Beistand hatten sie Rhegium, das durch den Abfall einer daselbst eingedrungenen campanisch-römischen Legion ihnen entfremdet worden war, so daß sie von daher Feindseligkeiten erfuhren, wieder unterworfen.

In Rom konnte es nicht unbemerkt bleiben, daß ein Widerspruch darin liege, wenn sie die Mamertiner, die sich Messanas auf eine nicht minder gewaltsame Weise, als die soeben bezwungenen Empörer Rhegiums bemeistert hatten, in ihren Schutz nahmen. Aber diese Rücksicht politischer Moral verschwand bei Erwägung des Vorteils, der mit der Hülfeleistung verbunden sein würde. Einmal wurde dadurch eine italienische stammverwandte Bevölkerung in Sicilien aufrecht erhalten, wie das die Mamertiner selbst betonten; hauptsächlich aber: die Karthager hatten indes eine Truppenschar nach Messana geworfen. Die Römer konnten unmöglich die Stadt, welche die

Meerenge beherrscht, in die Hände der Karthager geraten lassen: denn dadurch wurde ihre Oberherrschaft in dem soeben unterworfenen südlichen Italien unsicher und gefährdet. Ihrerseits aber meinten die Punier den Römern nicht gestatten zu dürfen, in Sicilien ein Schutzverhältnis zu gründen oder gar festen Fuß zu fassen. Vornehmlich war auch ihr Blick auf das Meer gerichtet; sie nahmen mit Eifersucht wahr, daß Rom seine Arme über die Meerenge ausstrecke; wie einer ihrer Anführer sagte: sie wollten den Römern nicht gestatten, auch nur in Seewasser ihre Hände zu waschen. Mit einem Worte: Rom wollte die Karthager nicht in Messana dulden, was denselben die Meerenge vollends unterworfen haben würde; aber auch die Karthager wollten die Römer nicht nach Messana gelangen lassen, wodurch ihre eigene Stellung auf der Insel und die Herrschaft über die benachbarte See zweifelhaft geworden wäre.

Es war Olympiade 129, 1, im Jahre 490 der Stadt, 264 vor unserer Ära, daß die Römer unter dem Konsul Appius Claudius, von der Seeströmung begünstigt, nach Sicilien übergingen, die karthagische Besatzung ohne weiteres aus der Burg von Messana vertrieben und von dieser Stadt, als deren Befreier sie erscheinen wollten, Besitz ergriffen.

Die Karthager säumten nicht, mit den Syrakusanern gegen die Stadt heranzurücken. Der Aufforderung des römischen Konsuls, den Mamertinern Frieden zu gewähren, schenkten sie kein Gehör. Da griff dieser sie an. Er schlug zuerst die Syrakusaner aus dem Felde, die dann, ohnehin mißtrauisch gegen die Karthager, nach Hause gingen. Den anderen Tag mit dem frühesten wendete sich der Konsul gegen die Karthager selbst; er wußte sie aus ihrer festen Stellung zu locken und warf sie dann auseinander.

Dies erste Zusammentreffen zwischen Römern und Karthagern, an sich nicht eben von großem Belang, hatte doch nach beiden Seiten hin Folgen von unendlicher Bedeutung.

Die erschreckten Punier wendeten ihre Wut gegen die Italiker in ihrem Dienst, sie brachten sie alle um; zwischen diesen Elementen gab es dann keine Versöhnung mehr. Dagegen schlugen sich die Sikelioten auf die Seite der Römer, welche jetzt alle Italiker vertraten; der alte Haß zwischen Karthagern und Syrakusanern brach wieder aus. Römer und Griechen schlossen sich aneinander, und sogleich leisteten die Römer den sicilischen Griechen bessere Dienste, als einst ihre korinthischen demokratischen Stammesgenossen unter Timoleon oder die Epiroten unter ihrem König. Unterstützt von Hiero, welcher die nötigen Lebensmittel herbeischaffte, stellten sich die römischen Mannschaften vor Agrigent auf, welches den Mittelpunkt der karthagischen Herrschaft bildete. Die Karthager schickten ein stattliches Heer zum Entsatz von Agrigent herüber, nicht ohne eine Anzahl libyscher Elephanten. Aber die Römer hatten bereits im Kampf gegen Pyrrhus gelernt, die Thierkolosse zu bestehen, und die Streifereien der leichten numidischen Reiterei konnten keine Entscheidung herbeiführen: alles kam auf den Kampf der Fußvölker an.

Da waren nun die kriegeübten römischen Bürger, die selbst ins Feld gingen, bei weitem im Übergewicht über die karthagischen Mietsvölker; sie erfochten einen Sieg, infolgedessen Agrigent in ihre Hände überging. Das hatte nun wohl, wie früher schon so oft, die Wirkung, daß der größte Teil der sicilischen Städte den Siegern beitrat. Dabei jedoch stellte sich heraus, daß die Überlegenheit zu Lande allein den großen Krieg nicht zu entscheiden vermochte; die binnenländischen Städte von Sicilien schlossen sich an die Römer an, aber nicht so die an der Küste der Insel belegenen Plätze, welche die das Meer und alle Gestade beherrschende Kriegsmarine der Karthager fürchten mußten: denn vor allem Seemacht war Karthago. Wollten nun die Römer Sicilien unterwerfen, was zur Behauptung von Italien notwendig erschien, so mußten sie sich entschließen, selbst eine Seemacht zu werden. Hiernach bekam das Unternehmen eine neue große Dimension und der Kampf mit Karthago einen neuen Charakter. Durch ihre Gesamtlage waren die Römer dazu genötigt und, wenn wir nicht irren, auch dazu vorbereitet.

Unzählige Male ist geschildert worden, wie die Römer die zusammengebrachten Ruderknechte schon zu Lande eingeübt, wie sie in kurzem hundert Fünfruderer nach dem Muster eines karthaginiensischen, der in ihre Hände fiel, fertig gestellt haben, so daß sie nach Verlauf von kaum zwei Monaten in See gehen konnten.

Wer wollte die Energie in Zweifel ziehen, mit welcher die Römer einen einmal gefaßten Entschluß ins Werk zu setzen wußten: doch hat die Sache auch noch eine andere Seite. Wir gedachten oben des Widerstreites der etruskischen und griechischen Seefahrer mit den karthagischen; sie waren vor den karthagischen zurückgewichen, so lange die Römer, welche das Land beherrschten, mit den Karthagern Freundschaft hielten; als aber die beiden Mächte in Krieg miteinander gerieten, lebten alle Kräfte der italischen Bundesgenossen und der sicilischen Griechen wieder auf; sie bildeten die eigentliche Basis der römischen Seerüstung, wahrscheinlich selbst in ihrer technischen Form. Auch die Fünfruderer waren doch eigentlich eine Erfindung der Syrakusaner, nicht der Punier. Es kam nur darauf an, den maritimen Kräften eine einheitliche Leitung zu geben und zugleich eine für den unmittelbar bevorstehenden Kampf geeignete Ausrüstung zu bewerkstelligen. Der Gedanke wurde gefaßt, die Zahl der Kriegsmannschaften, die an Bord genommen wurden, zu verstärken und ihnen dadurch eine entscheidende Wirksamkeit zu verschaffen, daß man die neugebauten Fahrzeuge mit Enterbrücken versah, durch welche die feindlichen Schiffe festgehalten und die Römer in stand gesetzt wurden, den Einzelkampf, in welchem es ihnen niemand gleichthat, auf die See zu verpflanzen. Die römische Flotte, welche im Frühjahr 494 an der Küste von Italien daher fuhr und dann bei Messana erschien, war schwerfällig und ungelenk, sie erregte fast den Spott der Punier. Aber sie erfocht dennoch bei dem ersten ernstlichen Zusammentreffen bei Mylae in der Nähe von Messana hauptsächlich durch jene den Puniern unbekannte Vorrichtung, die deren Fahrzeuge mitten in ihrem

Lauf aufhielt und zum Einzelkampfe, für den sie nicht vorbereitet waren, nötigte, einen unzweifelhaften Sieg.

Der punische Admiral floh auf einem Nachen. Hierauf wurde Egesta, das die Punier hart bedrängten, von den Römern entsetzt.

Die große Umwandlung der Machtverhältnisse, die hierin lag, ist den Römern durch eine Säule, in deren Inschrift der Sieg, den der Konsul Duilius auf hohem Meer über die punische Flotte davon getragen habe, gefeiert wurde, in unvergänglicher Erinnerung erhalten worden. Es war der erste Schritt zur Herrschaft auf dem Mittelmeer, welche einen der Grundpfeiler der römischen Größe bildete.

Durch ihren Sieg ermutigt, faßten die Römer den Gedanken, durch einen Angriff auf Libyen dem Krieg ein Ende zu machen. Daß ihnen hiebei das Unternehmen des Agathokles zum Vorbild gedient habe, läßt sich nicht bezweifeln. Auch gelang es ihnen, durch eine zweite Seeschlacht bei Ecnomus den Widerstand zu brechen, den die Karthager ihrem Vorhaben entgegensetzten, und bald darauf in Afrika zu landen. Weit und breit verwüsteten sie das Land. Die Karthager waren nicht unvorbereitet, aber bei einem Versuch, die Römer aus den gewonnenen Positionen zurückzuwerfen, wurden sie ihren Elephanten und Reitern zum Trotz von den römischen Fußvölkern abermals geschlagen. Regulus hat, wie wir glaubwürdig versichert werden, nach Rom geschrieben: er halte die Thore von Karthago durch den Schrecken der römischen Waffen verschlossen, wie mit seinem Siegelring. Seine Leute und die Römer selbst waren überzeugt davon, daß die Punier in dieser Lage alles bewilligen würden, was man fordere. Auf eine Anfrage derselben setzte ihnen Regulus Bedingungen, welche ihrer politischen Selbständigkeit auf immer ein Ende gemacht haben würden, und, als sie Einwendungen dagegen erhoben, hat er gesagt: im Kampfe müsse ein Braver entweder siegen oder sich dem Sieger unterwerfen. Damit aber erweckte er in den Karthagern das volle Selbstgefühl ihrer Machtstellung, die sie mit aller Energie zu behaupten gedachten.

Die Karthager wandten sich nicht zu den Grausamkeiten ihres Götzendienstes zurück, wie zur Zeit des Agathokles. Keine Anstrengung ihrer Kräfte in der bisherigen Art und Weise hätte sie vor der Übermacht der Römer retten können; sie faßten einen Entschluß, der auf das tiefste in ihr inneres Leben eingriff: wie Rom eine Seemacht geworden war, so mußte Karthago eine Landmacht werden, die sich wenigstens selbst verteidigen konnte. Dazu aber gehörte eine Reform ihres Militärwesens im Sinne der vorgeschrittenen hellenischen Kriegskunst. Ein griechischer Söldnerführer, des Namens Xanthippus, der in vollkommenem Besitz der hellenischen Taktik und Strategie war, fand bei ihnen gegen alle Gewohnheit eine gute Aufnahme; seine Ratschläge wurden gehört und führten zu einem durchgreifenden Erfolg.

Die Karthager besaßen alle Bestandteile der Heere, wie sie sich durch die griechischen Eroberungen im Orient gebildet hatten: zahlreiche Elephanten, kriegsgeübte Mietstruppen, und besonders eine vortreffliche Reiterei. Wenn

sie dennoch den Römern gegenüber fortwährend im Nachteil blieben, so kam das daher, daß sie ihre Waffen mit der Natur des Terrains nicht in Einklang brachten und die Römer in Regionen aufsuchten, wo deren Fußvolk alles entschied. Xanthippus machte sie auf diese Fehler aufmerksam; er übernahm die Einübung ihrer Truppen nach dem Muster des griechischen Dienstes; hauptsächlich aber verstand er es, den Gebrauch der Elephanten, die Bewegungen des Fußvolkes und besonders die Anwendung der zahlreichen Reiterei, welche den Karthagern zu Gebote stand, zu einem zusammengreifenden Ganzen zu verbinden. Wohl ließen ihn die Karthager hiebei nicht unabhängig schalten und walten. Sie unterstellten ihn einem Oberanführer von reinstem punischen Geblüt, der seinen Anweisungen folgte und Raum für sie machte. Es war Hamilcar, der Vater Hannibals. Dem neu organisierten und besser geführten karthagischen Heere gelang es bei dem ersten abermaligen Zusammentreffen, die Römer zu überwältigen. Regulus selbst geriet dabei in Gefangenschaft; die Römer mußten Afrika wieder verlassen.

So stellten sich die beiden Republiken einander gewaltig gegenüber. Karthago hatte weder Sicilien noch auch die Herrschaft zur See behaupten können, aber in Afrika konnte es nicht bezwungen werden. Dort war die griechische Marine den Römern zu Hülfe gekommen; hier wurden die Karthager durch die hellenistische Kriegskunst widerstandsfähig gemacht. Das ist eigentlich das Interesse des ersten Krieges zwischen Rom und Karthago, der sich nun noch eine Reihe von Jahren unentschieden hinzieht. Wie oft mußten die Römer die Unerfahrenheit in den Seefahrten, die nur durch lange Übung gehoben werden kann, mit ihrem Schaden büßen.

Der Kampf versetzte sich dann wieder nach Sicilien; den Römern gelang es, einen Anfall der Karthager auf Panormus, der mit Anstrengung aller Kräfte, namentlich einer Schar von Elephanten, welche alles zertreten zu müssen schien, unternommen wurde, glücklich zurückzuweisen. Dagegen behaupteten die Karthager Lilybäum gegen die Römer, nicht viel anders als einst gegen Pyrrhus. In der dringendsten Gefahr kamen ihnen die Ratschläge zu statten, die ihnen die Führer der griechischen Mietstruppen gaben. Adherbal, der sich in Drepanum hielt, Hamilcar Barcas, der von Panormus aus die italienischen Küsten unsicher machte, verdunkelten die Namen der römischen Konsuln.

Eine Zeit des Gleichgewichts trat ein, in welcher die Karthager zu einem guten Frieden, wenigstens zunächst zu einer gleichmäßigen Auswechselung der Gefangenen gelangen zu können meinten. Das ist nun wieder ein Moment, das die römische Tradition festgehalten, das einer der großen Poeten, Horatius Flaccus, in einer herrlichen patriotischen Ode gefeiert hat. Regulus war der karthagischen Gesandtschaft beigegeben, welche auf die Auswechselung der Gefangenen antragen sollte; er war einer von denen, welche infolge der Auswechselung nach Rom zurückkehren sollten. Aber er selbst erklärte sich im versammelten Senat dagegen; denn, wie ihn der Dichter sagen läßt: an den aus der Gefangenschaft Zurückkehrenden sei nichts gelegen, es wäre ein schlechtes

Beispiel, das man durch ihre Auswechselung künftigen Jahrhunderten gäbe; wer einmal dem Feinde erlegen sei, werde sich niemals wieder gut schlagen. Nach der historischen Tradition hat er gesagt, daß an ihm, einem alten gebrechlichen Manne, seinem Vaterlande nichts liegen könne; wohl aber den Karthagern an denen, welche sie gegen ihn wieder zurückerhalten würden: denn das seien jüngere, lebenskräftigere Männer. Es ist eines der gefeiertsten Beispiele der patriotischen Hingebung, welche die Römer als charakterisch für ihr Gemeinwesen betrachten. Regulus stellt sich den beiden Deciern zur Seite. Und von großem Gewicht war es ohne Zweifel, daß Rom die Gefangenen ihrem Schicksal überließ; weder auf Schonung und Rücksicht, noch vollends auf Befreiung sollten die jemals zählen können, welche in die Hände der Feinde gerieten. Zur Vollendung der Erzählung gehört es, daß Regulus selbst dem qualvollsten Tode, der sich denken läßt, entgegenging. Wie die Römer den Karthagern, so haben diese und ihre Freunde den Römern eine schlechte Behandlung der Gefangenen zum Vorwurf gemacht. Von beiden Seiten ist das sehr glaublich. Jeder Versuch der Annäherung zwischen ihnen brachte eine heftigere Feindseligkeit hervor. Und da es nun den Römern einleuchtete, daß sie sich in Sicilien nicht behaupten würden, ohne die Seeherrschaft im westlichen Meere den Karthagern wirklich entrissen zu haben, so verdoppelten sie ihre maritimen Anstrengungen, was bei der Erschöpfung der Hülfsquellen der Stadt viel Schwierigkeit hatte: aber die vornehmsten Geschlechter, welche an der Spitze der Republik standen, boten dazu ihre Mittel dar, obwohl ihnen das Gemeinwesen nur dann einen Ersatz versprach, wenn die Sache glücklich gehe. Es war wie ein Anlehen zu einem bestimmten Zweck, welches verloren ist, sobald dieser nicht erreicht wird. Die Schiffe wurden von kunstverständigsten Meistern gebaut, noch stärkere Ruderer ausgewählt als früher, und ein Konsul an die Spitze gestellt, der eben nur das vorgesteckte Ziel im Auge hatte, Lutatius Catulus. Die Karthager säumten nicht, auch ihrerseits eine ansehnliche Flotte in See zu bringen, welche, soviel man weiß, zunächst dazu bestimmt wurde, den Garnisonen in Sicilien die Vorräte zuzuführen, deren sie bedurften, zugleich aber Truppen an Bord zu nehmen, kriegsgeübt genug, um die Römer im offenen Kampf zu bestehen. Noch auf der Hinfahrt aber wurde die karthagische Flotte von Lutatius Catulus, der an den ägatischen Inseln vor Anker gegangen war, aufgesucht, angegriffen und vollkommen geschlagen. Von ihren Schiffen wurden fünfzig versenkt, siebzig gerieten in die Hände der Römer. Es war am 10. März 512 d. St., 242 vor unserer Aera.

Bei dem Kampfe der beiden Mächte hat man an das Ringen zweier Athleten erinnert, von denen der die Oberhand behalte, dessen Körper am besten in stand gehalten sei. So hatten die Römer jetzt alle ihre Kräfte, mit Einschluß des Privatvermögens, zur entscheidenden Schlacht zusammengenommen. Die Karthager waren nicht imstande, eine neue Flotte in See zu schicken; sie faßten den Entschluß, in einem Augenblicke Frieden zu machen, als sie noch einen Preis für denselben zu bieten hatten. Dieser bestand in dem Überrest

ihrer Besitzungen in Sicilien. Hamilcar Barcas entschloß sich, dieselben aufzugeben und noch eine sehr bedeutende Kriegsentschädigung zu bewilligen. Mit den Bedingungen, welche die Konsuln angenommen hatten, war die römische Plebs anfangs nicht ganz zufrieden. Sie hatte sich bei der ersten Nachricht von dem Siege die Hoffnung gemacht, Karthago in diesem Augenblick ganz niederzukämpfen. Die näheren Nachrichten über die Lage der Dinge, welche man einzog, bewiesen jedoch, daß dies nicht möglich sein werde. Auf dem Forum wurden die Bedingungen noch verschärft, dann aber angenommen. Ein unermeßlicher Vorteil für Rom, daß es, im Besitz von Italien, nun auch noch den von Sicilien hinzufügte und beide durch eine kräftige und siegreiche Marine schützte.

Antagonismus der Römer und Karthager.

Die Griechen sind bei diesem Kriege stark beteiligt gewesen. Den griechischen Mietstruppen kann man den Widerstand zuschreiben, den die Karthager, geleitet von Xanthippus, den Römern in Afrika leisteten. Ebenso aber hatten die sicilianischen und italischen Griechen einen großen Anteil an der Begründung der römischen Seemacht, vor der die Karthager zuletzt doch zurückwichen. Das allgemeine Verhältnis bestand eben darin, daß Rom den Kampf aufnahm, den die griechisch-macedonische Welt, den Spuren Alexanders des Großen folgend, gegen Karthago bereits angefangen hatte. So ward Sicilien den Karthagern entrissen.

Der wesentliche Unterschied der beiden Republiken lag darin, daß Rom seine Kriege mit einer zahlreichen, militärisch eingerichteten und geschulten Bürgerschaft, sowie mit Bundesgenossen, die es durch ihr eigenes Interesse an sich fesselte, zu führen vermochte; Karthago dagegen, reich und machtvoll, wie es war, doch für den äußern Krieg auf die Treue der Mietstruppen, die es in Dienst nahm, angewiesen blieb. Welcher Nachteil für Karthago aus diesem Verhältnis entsprang, zeigte sich sogleich nach dem Frieden. Als die in Sicilien unter Hamilcar eingeübten Mietstruppen nach Afrika zurückkamen, ohne daß man in Karthago die Rückstände ihres Soldes zahlen oder ihre anderen Forderungen befriedigen konnte, schritten sie zu offener Empörung. Sie ernannten drei Oberanführer, von denen der eine ein Afrikaner, der andere ein aus Rom geflüchteter Sklave, der dritte ein Gallier war. Und diese fanden nun Anhang in der einheimischen Bevölkerung, die unter dem bisherigen Kriegsdruck viel gelitten hatte. Die Karthager boten alle ihre Kräfte auf, um sie zu überwältigen; aber sie erlitten dabei schwere Verluste. Selbst der tapferste ihrer Feldherren, den sie trotz mancher Streitigkeiten mit den vornehmen Geschlechtern an ihre Spitze stellten, hatte einen sehr schweren Stand mit ihnen. Sehr natürlich ist es nun, daß sich diese aufrührerische Bewegung auch in den unterworfenen Gebieten fortsetzte. Die Söldner, durch welche die Karthager Sardinien beherrschten, empörten sich gegen sie; noch einmal be-

zwang sie Karthago durch andere Söldner, aber diese empörten sich ebenfalls. Der karthagische Feldherr wurde mit allen Puniern, die ihn begleiteten, ermordet.

In dieser Verwirrung haben nun die Römer zwei ganz verschiedene Linien der Politik eingeschlagen. Mit den Mietsvölkern in Afrika wollten sie nichts zu schaffen haben; sie wichen jeder Annäherung derselben aus und haben Karthago selbst im Kampfe unterstützt. Ganz anders in Sardinien. Sie trugen kein Bedenken, die Insel, die ihnen gleichsam wie ein herrenloses Land erschien, in Besitz zu nehmen. Was sie dazu vermochte, liegt auf der Hand. Karthago zu zerstören, Afrika zu unterwerfen, war ihnen fern. Was hätte ihnen daran liegen können, daß sich dort an der Stelle einer Republik, mit der sie doch oft verbündet gewesen waren, eine wilde Soldatenherrschaft gebildet hätte. Dagegen war es für sie von größter Wichtigkeit, die Karthager von Sardinien auszuschließen, wo dieselben auch nach dem Verlust von Sicilien für ihre Seemacht eine große Station inne hatten, welche ihnen in den Meeren und an den Küsten einen unberechenbaren Einfluß sicherte. Die Römer nahmen hiebei auf den bisherigen Besitzstand keine weitere Rücksicht; soweit ging ihr Rechtsgefühl nicht.

Als die Mietstruppen in Libyen durch das Verdienst Hamilcars niedergeworfen waren, richteten die Karthager ihr Augenmerk wieder auf die Inseln des Mittelmeers; sie meinten auch in diesen Regionen ihre alte Herrschaft wiederherzustellen. Unter ihrer Einwirkung erhoben sich die Eingeborenen in Sardinien und Korsika; auch in Ligurien glaubten die Römer feindselige Anregungen von ihrer Seite zu erkennen. Im Jahre 233 vor unserer Aera haben die Römer drei verschiedene Heere nach Ligurien, Sardinien und Korsika abgeschickt, die auf den größten Widerstand stießen, aber die Bevölkerungen wieder zu ihrem Gehorsam zurückbrachten. Dabei ist in Korsika ein ähnliches Verfahren vorgekommen, wie einst bei den caudinischen Pässen. Ein römischer Führer, Claudius Glicia, hatte mit den Korsen einen Vertrag geschlossen; der Konsul Licinius Varus verwarf denselben, lieferte den eigenmächtigen Unterfeldherrn aus und setzte den Krieg so lange fort, bis Korsika bezwungen war. Schon in diese Zeiten wird die Erzählung gesetzt, daß die Römer einen Wurfspieß und einen Heroldsstab nach Karthago geschickt hätten mit der Aufforderung, zwischen beiden zu wählen. Soweit kam es jedoch nicht. Die Verträge wurden erneuert, die Karthager sogar genötigt, zur Befestigung derselben neue Geldzahlungen zu übernehmen; sie wurden inne, daß sie weder in Sardinien noch in Korsika gegen die Römer etwas ausrichten würden.

Eben unter diesen Umständen nahm ihr Unternehmungsgeist eine andere Richtung. Derselbe Hamilcar Barcas, der die Kriegsführung im Sinne der Zeit von Xanthippus gelernt, Regulus bestanden, Sicilien eine lange Zeit behauptet und von dort aus Italien geschreckt, nun aber durch die Dämpfung der Mietstruppen sich noch größeres Verdienst um seine Vaterstadt erworben hatte, führte ein karthagisches Heer über die Meerenge. Wir wissen, was

Spanien für Karthago bedeutete. Karthago herrschte über das nordwestliche Afrika und die südlichen Bezirke der Pyrenäischen Halbinsel, die Pforten des Atlantischen Meeres hielt es in ungestörtem Besitz. In diesen Gewässern übte es eine ausschließende Herrschaft aus, es besaß dort ein kleines Reich. Aber einige eingeborene Völkerschaften sträubten sich gegen seine Oberherrschaft. Hamilcar unternahm, sie zu unterwerfen; er führte ein Heer dahin, das er in den letzten afrikanischen Unruhen um sich gesammelt hatte. Wir finden, daß er mit einem oder dem anderen numidischen Großen in ein nahes persönliches Verhältnis getreten war.

Hamilcar, der ein natürliches Talent zur Organisation besaß, war in der Armee, die er anführte, gleichsam selbständig geworden. Die krieggewohnten Mietsvölker waren nicht allein durch das Geld zusammenzuhalten: sie hatten Sinn für persönliche Tapferkeit und Energie, sie bedurften eines Mannes und einer militärischen Autorität, an welche sie sich anschließen konnten. Von Hamilcar erfahren wir, daß er sein Heer ohne eigentliches Geheiß des Senats oder des Volkes von Karthago nach Spanien geführt und dann acht Jahre hindurch von den iberischen Stämmen einen nach dem andern unterworfen hat. Er brauchte hiezu pekuniäre Hülfe von Karthago nicht in Anspruch zu nehmen; der Krieg nährte sich nicht allein selbst, sondern warf noch soviel Überschuß ab, daß Hamilcar reiche Geldsendungen an die Republik sowohl, wie an seine Freunde abgehen lassen konnte. Ihm hatten seine Thaten den Beinamen Barcas, der Blitz, eingetragen, welchen damals auch ägyptische und syrische Fürsten geführt haben; man nannte seine Partei nach ihm die Barcinische. Nach Halmicars Tod wurde sein Schwiegersohn Hasdrubal, der ihm in den inneren Streitigkeiten die besten Dienste geleistet hatte, zu seinem Nachfolger ernannt: der fügte der Gewalt der Waffen noch die Gabe, sich Einfluß auf die Gemüter zu verschaffen, hinzu: viele Eingeborene traten in das Heer ein. Hasdrubal nahm eine Gemahlin aus einem angesehenen iberischen Hause — sie stammte aus den Bergwerksdistrikten von Castulo —; hauptsächlich ihm wird das Gedeihen von Karthagena zugeschrieben, einer starken Seefeste, in deren Nähe Silbergruben entdeckt wurden; was schon die Phönizier begonnen und die Karthager dann weiter entwickelt hatten, das setzte Hasdrubal mit einer unwiderstehlichen Verbindung von Gewalt und Klugheit ins Werk. Er bildete ein karthagisch-iberisches Heer, das ihm unbedingt gehorchte. Das karthagische Reich in Spanien dehnte sich bis an den Ebro hin aus. Dieser Erfolg beruhte eben auf dem zusammenhaltenden wohlorganisierten Heere, das Hamilcar Barcas ins Feld geführt hatte.

Man darf sich nicht wundern, daß die Römer das alles so ruhig geschehen ließen. Sie waren soeben in einem Unternehmen begriffen, das ihre ungeteilte Aufmerksamkeit und alle ihre Anstrengungen erforderte: der Unterwerfung des kontinentalen Italiens. Den Anlaß gab der an die Errichtung der Kolonie von Ariminum anknüpfende Beschluß, das Land der senonischen Gallier bis über Picenum hinaus zu verteilen. Wie die Besitznahme von

Messana, so ward auch dieser Beschluß von dem römischen Volk eigentlich im Gegensatz mit dem Senate gefaßt; der Tribun Flaminius setzte ihn durch. Aber das Unternehmen hatte sogleich den gefährlichsten Krieg zur Folge.

Die anwohnenden Bojer wurden in die größte Aufregung versetzt; sie glaubten mit Händen zu greifen, daß es dem römischen Volke nicht um eine bloße Oberherrlichkeit, bei der untergeordnete Selbständigkeiten bestehen könnten, zu thun sei, sondern daß es mit der vollständigen Überwältigung und Ausrottung der gallischen Nationalität in Oberitalien umgehe, und hauptsächlich: sie fürchteten, daß sich demnächst in ihren Gebieten wiederholen werde, was soeben in den senonischen geschehen war. Sie meinten, weder allein noch mit den nächstgesessenen Stämmen widerstehen zu können, und riefen ein transalpinisches Volk herbei, die Gaesaten, die ihre Sitze in den Gebirgen an dem oberen Laufe der Rhone hatten und gewohnt waren, in fremde Dienste zu gehen. Den Gaesaten schlossen sich Insubrer, Bojer und andere cisalpinische Völker an. In Erinnerung an die alte gallische Eroberung nahmen sie ihren Zug gradezu gegen die römischen Gebiete. Auch in Rom erneuerte sich der gallische Schrecken, als sie in Etrurien plündernd eindrangen. Hier aber begegneten ihnen die römischen Legionen. Der Konsul Ämilius Papus rückte, von Ariminum auf weitem Umweg kommend, dahin vor. Indessen langte auch Cajus Atilius, der von Sardinien abberufen worden war, an der Küste von Pisa an. Die beiden konsularen Heere nahmen fast mehr zufällig, als nach vorbedachtem Plane, in der Gegend von Populonia die Gallier in die Mitte. Die Gallier hatten ihre zusammengeraffte Beute auf den Hügeln in Sicherheit gebracht. Als die römischen Heere erschienen, waren sie gezwungen, nach beiden Seiten hin Front zu machen: die Gaesaten und Insubrer gegen Ämilius, die Bojer gegen Atilius. Niemals war ihr Schlachtgeschrei gewaltiger erschollen — Berg und Thal, Wald und Feld, so erzählte man, erdröhnte davon —, niemals ihre Kriegswut heftiger aufgetreten. In den ersten Reihen stürmten die Gaesaten heran, ohne Schutzwaffen, nur mit Abzeichen des Ranges und alterfochtener Ehren glänzend ausgestattet. Aber die Römer hatten indes gelernt, sich ihrer Wurfspieße und Bogen sicherer zu bedienen, als früher. Ungeduldig über die erlittenen Verletzungen warfen sich die Gallier auf die römischen Schlachtreihen. Auf das tapferste fochten Insubrer und Bojer, aber sie erlagen. Wie ganz anders als einst in Macedonien! Auch bei Populonia haben die Gallier den Konsul Atilius getötet und seinen Kopf auf einen Spieß gesteckt, wie dort den des Ptolemaeus Ceraunus; allein die römischen Reiter hielten Stand und rächten den Tod ihres Führers, und, was die Hauptsache ist: dort war die Phalanx durchbrochen worden, hier behielt die Legion den Platz.

Man darf behaupten, daß diese Schlacht es war, durch welche das Übergewicht der Römer in dem cisalpinischen Gallien begründet worden ist. Die Bojer, zugleich von ihren Nachbarn bedrängt, wurden genötigt sich zu unterwerfen. Im Jahre 223 vor unserer Ära brachte derselbe Flaminius, der den

Krieg veranlaßt hatte, trotzdem daß seine Vorkehrungen einiges zu wünschen übrig ließen, den Insubrern eine entscheidende Niederlage sei. Aus dem Jahre 222 wird noch ein Zweikampf des Konsuls Marcus Claudius Marcellus mit dem gallischen Heerführer Virdomar berichtet. Marcellus weihte zum dritten Mal seit Cossus und Romulus dem Jupiter Feretrius die Spolia opima; er flehte ihn an, den Römern auch fortan ähnliches Glück zu gewähren: denn diese Eroberer glaubten an ihre Götter. Bald darauf ist Mailand von den Römern mit Gewalt eingenommen worden. An den beiden Ufern des Po wurden römische Kolonien wie Placentia und Cremona gegründet, was dann erst die Vereinigung des gesamten Italiens ermöglichte.

Meister der apenninischen Halbinsel, bekamen die Römer die Hände frei, um ihr Augenmerk auch auf die pyrenäische zu werfen.

Von einem allgemeinen Standpunkt aus könnte man sagen, daß Karthager und Römer eine gemeinschaftliche Sache führten: sie waren beide im Kampfe gegen die Unabhängigkeit der westlichen Nationen begriffen. Die Macht des celtischen Stammes, die sich über die Welt ausbreitete, erlitt im Thale des Po einen Verlust, wie sie einen ähnlichen noch nie erfahren hatte. Dem entsprach es nun, wenn auch die Macht der Celtiberer immer höher in das nördliche Spanien gedrängt wurde. Dabei trat aber der Gegensatz zwischen Römern und Karthagern noch ganz anders zu Tage, als in Sicilien; er umfaßte das Schicksal des Occidents.

Polybius hat behauptet, von Anfang an sei es bei dem Fortschreiten der Karthager auf einen Krieg gegen Rom abgesehen gewesen: Hamilcar Barcas habe den Verlust von Sicilien und von Sardinien nie verwinden können; nur in diesem Gedanken, Rache an Rom zu nehmen, habe er gelebt und in diesem Sinne seinen Sohn Hannibal auferzogen; so jung dieser auch war, habe er denselben einen Eidschwur leisten lassen, daß er nie der Freund von Rom sein wolle; von dieser Absicht sei das Unternehmen Hamilcars in Iberien ausgegangen; ihm vor allem müsse man den Wiederausbruch des Krieges zwischen Rom und Karthago zuschreiben, obwohl er zehn Jahre vor demselben umkam. Das ist nun wohl mehr eine geistvolle Kombination der Thatsachen, als eine historisch begründete Überlieferung. Die älteren, gleichzeitigen Römer hatten eine andere Auffassung von der Sache; sie suchten den Ursprung des Krieges in dem inneren Hader der mächtigen Häuser von Karthago: Hasdrubal, der Schwiegersohn Hamilcars, habe selbst nach der höchsten Gewalt in Karthago getrachtet, dabei aber sei er an dem Widerstand der Vornehmsten der Republik gescheitert; dagegen habe er in Spanien sich so betragen, als wäre er ein unabhängiger Herr; bei seinem Tode sei seine Partei in Gefahr geraten, der entgegengesetzten Faktion zu unterliegen. Durch das Heer selbst sei der Sohn Hamilcars, Hannibal, der an allen Schritten Hasdrubals lebendigen Anteil genommen, obwohl noch immer sehr jung, von dem Heere zum Anführer ausgerufen worden, und habe nun alle Rücksicht gegen Rom besonders auch deshalb aus den Augen gesetzt, weil der Krieg für ihn die Bedingung gewesen

sei, sich zu behaupten. Übrigens abweichend stimmen diese Meinungen doch darin überein, daß sie dem karthagischen Heere eine große Selbständigkeit zuschreiben.

Einige andere Momente fügt eine dritte Tradition hinzu, die sich in den Fragmenten des Dio und den Auszügen aus Dio bei Zonaras findet.

Danach war der Friede zwischen Karthago und Rom schon längst gefährdet, nicht sowohl wegen der Einnahme von Sardinien, welche sich die Karthager hatten gefallen lassen, als wegen der wiederholten Versuche der Karthager, Sardinien und Korsika zum Aufstand gegen die Römer zu veranlassen. Rom war damals vor allem damit beschäftigt, das peninsulare Italien zu behaupten und jede Feindseligkeit der Nachbarn auszuschließen; es wußte Sicilien in einer Bundesgenossenschaft zu befestigen, die eine Art von Unterthänigkeit wurde; es bekämpfte die illyrischen Seeräuber mit entscheidendem Erfolg. Zu seiner Sicherheit gehörte es, keine karthagischen Schiffe in Sardinien und Corsika zu dulden, von wo diese sich mit Oberitalien in Verbindung setzten, womit dann wieder der Kampf gegen die Bojer, die aus dem Verkauf von Kriegsgefangenen ein gewinnbringendes Geschäft machten, zusammenhing. Da konnten nun die Römer unmöglich dulden, daß die Karthager sich der Ausflüsse des Ebro bemächtigten. Sie schlossen einen Vertrag mit Hasdrubal, durch welchen dieser sich verpflichtete, nicht über den Ebro zu gehen, so daß den Karthagern Iberien jenseit des Ebro überlassen wurde, ausgenommen jedoch Sagunt, das mit den Römern in Bundesgenossenschaft stand. Es ließe sich noch immer denken, daß Rom Oberitalien kolonisiert, Karthago den größten Teil von Spanien mediatisiert hätte und die beiden Republiken in freundschaftlichen Beziehungen zu einander geblieben wären. Dahin scheint die Politik des Hasdrubal gegangen zu sein; er würde den Ebro nicht überschritten haben. Da trat nun Hannibal auf: einer von der jungen Löwenbrut, welche Hamilcar in seinen Söhnen zum Kampfe gegen Rom aufzog, und von dem Vater ganz besonders zu dauernder Feindseligkeit gegen Rom verpflichtet. Hannibal wurde nicht von den Karthagern zum Nachfolger des Hasdrubal ernannt, sondern von dem Heere, welches in ihm den Vater, durch den es doch begründet war, verehrte und ihn zugleich als guten Soldaten bewunderte. In Karthago wurde er bestätigt, aber nicht, wie man wohl gesagt hat, durch eine demokratische Bewegung im Volk, sondern durch die Magistrate, die er zu gewinnen wußte. Unter diesen gab es immer zwei einander entgegenstehende Parteien, von denen die eine auf die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu Rom Rücksicht nahm, die andere aber nicht; diese, die man die Barcinische nannte, erlangte infolge der Siege der Feldherrn, die ihr angehörten, die Oberhand.

Zwischen Sagunt und den benachbarten Völkerstämmen gab es unaufhörlich Streitigkeiten. In Sagunt selbst standen einander zwei Faktionen gegenüber, von denen die eine römisch, die andere karthagisch gesinnt war. Hannibal beschloß nun, durch das eine veranlaßt, durch das andere ermuntert,

Sagunt anzugreifen; er konnte auch seinerseits einen indirekten Einfluß der Römer auf seinem Gebiete nicht wohl zulassen. Und, wenn er sich nicht verhehlte, daß die Römer sich ihrer Bundesgenossen, der Saguntiner, annehmen würden, so wollte er es doch darauf wagen. Die Römer säumten nicht, auf die Nachricht von diesem Unternehmen Hannibals, ihn von demselben abzumahnen, wobei ihm angekündigt werden sollte, wenn er sich weigere, so würden sie ihn in Karthago anklagen; sie hielten es für möglich, daß Karthago selbst vor einem Kriege mit Rom zurückschrecken und den Feldherrn zu einem friedlichen Verhalten nötigen werde. Hannibal hat den Gesandten, die ihn in seinem Feldlager aufsuchten, gar kein Gehör gegeben. Man soll diesen gesagt haben, er sei nicht an Ort und Stelle; in das Lager möchten sie nicht kommen, weil sie in Abwesenheit des gebietenden Befehlshabers ihres Lebens selbst nicht sicher seien. Die Gesandten begaben sich also unmittelbar nach Karthago. Eine Überlieferung ist, Hannibal habe durch geheime Sendung Stimmung für sich zu machen gewußt; aber ohnedies hatte er, wie angedeutet, eine ihm ergebene Partei, welche auch ihrerseits einen Krieg mit Rom gern sah. Und mit den persönlichen Antrieben haben sich andere, aus der allgemeinen Lage der Republik hervorgehende Beweggründe verschmolzen. Die einen behaupteten, daß der Zustand, in welchem man sich seit dem letzten Frieden mit Rom befinde, unselbständig und demütigend sei; man müsse aus demselben herauskommen, was dadurch geschehen werde, wenn man Hannibal freie Hand lasse. Dagegen warnten andere die Karthager davor, den Frieden mit Rom zu brechen; man müsse vielmehr die, welche Schuld an den Entzweiungen hätten, auch die Last derselben tragen lassen. Es waren eben die beiden Möglichkeiten, die hier vorlagen, entweder sich Hannibals zu entäußern, oder seine Sache zur Sache der Republik zu machen. Wir vernehmen, daß die älteren Leute, die sich des vorigen Krieges erinnerten, der ersten, die übrigen aber, die auf Hannibal vertrauten, der anderen Meinung beipflichteten. Aber die Gesandten bekamen keine entschiedene Antwort, und auch für die Römer war der Moment einer letzten Entscheidung noch nicht gekommen.

Dieser trat erst ein, als Sagunt in die Hände Hannibals fiel, die Stadt selbst durch geschickte Anwendung von Belagerungswerkzeugen, die Burg unter heftiger und verzweifelter Gegenwehr. Dann kam die Sache auch in Rom zu definitiver Beratung. Lucius Cornelius Lentulus riet zu unverzüglichem Kriege gegen Karthago; von den beiden Konsuln müsse der eine nach Afrika, der andere nach Spanien gehen, damit von den beiden Ländern keines dem anderen Hülfe leisten könne. Bis dahin schien die Sache noch nicht unbedingt gekommen zu sein. Quintus Fabius Maximus warnte die Römer, den Krieg zu beginnen, ehe man alle Mittel der Verständigung mit Karthago erschöpft habe. Der Beschluß wurde gefaßt, sich zwar zum Kriege unmittelbar zu rüsten, aber doch eine Gesandtschaft nach Karthago zu schicken und die Rechtsfrage zur Sprache zu bringen; je nachdem dort die Antwort ausfalle, entweder auf die Auslieferung Hannibals zu dringen oder, wenn diese verweigert werde,

den Krieg anzukündigen. Die Entscheidung über Krieg und Frieden lag demnach darin, ob man in Karthago das eigenmächtige Verhalten Hannibals nach der Hand billigen oder, wie die Römer verlangten, mißbilligen werde. — Darüber ist es nun in Karthago zu einer sehr eingehenden Verhandlung gekommen. Die Römer forderten das Einschreiten der republikanischen Gewalten, weil der mit dem Vorgänger Hannibals abgeschlossene Vertrag das mit sich bringe. Die Karthager wandten ein, durch diesen Vertrag seien sie nicht eigentlich gebunden, wie ja auch Rom sich bei dem letzten Frieden mit den bereits vereinbarten Bedingungen nicht beruhigt, sondern sie verändert habe. Die Römer erinnerten daran, daß in dem mit Lutatius Catulus abgeschlossenen Vertrag die Genehmigung des römischen Volkes ausdrücklich vorbehalten gewesen sei. Die Karthager blieben dabei stehen, daß die mit Hasdrubal getroffene Abkunft sie nicht binde, weil sie in der Hauptstadt niemals ratifiziert worden sei. So verhielt es sich wohl auch; nicht für alles und jedes, was in Spanien geschah, konnte die Republik verantwortlich gemacht werden. Von römischer Seite aber wurde noch eine andere Differenz hervorgekehrt; sie behaupteten, daß der Angriff auf Sagunt auch schon deshalb als unrechtmäßig angesehen werden müsse, weil in dem letzten Frieden die Bundesgenossen eines jeden Teils vor den Feindseligkeiten des anderen gesichert seien! Auch darauf aber hatten die Karthager eine Antwort; sie sagten: das habe von den damaligen Bundesgenossen gegolten, nicht von denen, welche später in die römische Bundesgenossenschaft gezogen worden; in diesem Falle sei Sagunt. Die Römer entgegneten, daß der Vertrag keinen Unterschied zwischen dermaligen Bundesgenossen und späteren mache, in Sagunt also immer Verbündete der Römer gegen den Wortlaut des Friedens angegriffen worden seien. Man darf wohl diese Besonderheiten der Verhandlungen nicht übergehen, wenn man die Sache selbst verstehen will. Die Frage war, ob sich Karthago von dem Verfahren Hannibals lossagen, oder ob es dasselbe gutheißen würde.

Rede und Gegenrede führten zu keinem Ziel. Da aber die Karthager sich von Hannibal nicht lossagten, sein Verfahren nicht als ungesetzlich verwarfen, so ließ sich die Forderung, deren Verweigerung die Kriegsankündigung nach sich ziehen sollte, gar nicht stellen. Da ist dann jene Scene vorgefallen, welche alle Welt kennt. Der Wortführer der römischen Gesandten, Marcus Fabius, machte einen Bausch in seiner herabwallenden Toga und sagte: hier habe er Krieg und Frieden; sie möchten wählen, welches von beiden sie wollten. Sie antworteten, er selber möge die Entscheidung aussprechen; der Gesandte versetzte: dann gebe er den Krieg, und ließ seine Toga herabwallen.

Von unseren Gewährsmännern erzählen die einen, diese Entscheidung sei von den Karthagern mit Freudengeschrei empfangen worden, die anderen wissen davon nichts. Und fast möchte man diesen beistimmen. Wenigstens lassen die vorangegangenen Verhandlungen nicht darauf schließen, daß der Krieg mit

allgemeinem Enthusiasmus gewünscht worden sei. War es aber nicht anders, so nahm man ihn an.

Vergegenwärtigen wir uns, ohne auf die Stimmungen beider Teile entscheidenden Wert zu legen, die Streitfrage in ihren politischen Beziehungen, so kommt zuletzt alles auf das Verhältnis von Sagunt zu den Römern an. Die Karthager wollten in dem ihnen anheimgefallenen Teile von Iberien den Einfluß der Römer, welchen Sagunt vermittelte, nicht dulden. Die Lage der Stadt nahe dem Meer und unfern dem Ausfluß des Ebro machte es für die Karthager höchst wünschenswürdig, sich dieses Platzes zu bemächtigen.

Gerade diese Beziehungen mußten die Römer antreiben, Sagunt in Schutz zu nehmen. Ein römischer Konsul dieser Zeit hat behauptet: die Römer hätten mit Sagunt auf Bitten der Einwohner so verfahren müssen, wie einst in Messana auf Bitten der Mamertiner; sie unterließen dies, weil sie anderweit beschäftigt waren und in Spanien eine so rasche Entscheidung nicht erwarteten. Als eine solche nun dennoch erfolgt war, trat eine allgemeine Verwickelung der Verhältnisse von Rom und Karthago zu Tage. Wir berührten soeben die vornehmste Streitfrage. Wenn man aber auch annahm, daß Karthago für den Bruch des mit Hasdrubal abgeschlossenen Vertrages nicht verantwortlich gemacht werden könne, so fiel es doch umsomehr ins Gewicht, daß der Nachfolger Hasdrubals sich einen solchen eigenmächtig erlaubt hatte; welche Sicherheit blieb den Römern dafür übrig, daß Hannibal nicht den Ebro überschreiten und ganz Spanien in Besitz nehmen würde? Es war wie eine natürliche Folge des von ihnen selbst in ähnlichen Fällen eingehaltenen Verfahrens, wenn sie die Auslieferung des Heerführers, der, wie sie voraussetzten, gegen die Absicht der Republik den Frieden gebrochen hatte, zu fordern beschlossen. Darüber aber weckten sie in diesem die äußerste persönliche Feindseligkeit. Es bedarf nicht einmal jenes Schwures, den Hannibal noch als Knabe seinem Vater geleistet haben soll, niemals ein Freund der Römer zu sein: diese Feindseligkeit liegt in der Sache. Denn wenn die Karthager den Anmutungen der Römer Raum gaben, vielleicht selbst ohne ihn auszuliefern, so war er verloren; die Bedingung seiner Existenz war der Wiederausbruch des Krieges: nur dadurch kam er in den Stand, sich selbst zu behaupten. Und auch für die Karthager war es gleichsam geboten, ihn nicht fallen zu lassen: den Kriegsmann, der sich als ein junger Held zeigte und eine tapfere Armee, die nur unter ihm zu dienen wünschte, befehligte. Mochten sie auch jetzt nicht beabsichtigen, mit Rom den Frieden zu brechen, so lag ihnen auch, da sie den Römern ein so mächtiges und siegreiches Heer entgegenzustellen im stande waren, nichts daran, denselben aufrecht zu halten. Wie wäre es ihnen möglich gewesen, sich Hannibals zu entäußern? Die Politik der Republik und die Aktion des Heeres der Barcas in Spanien waren zwei nicht durchaus identische Größen; aber sie hingen doch auf das genaueste zusammen. Gerade dadurch, daß die Römer das Verfahren Hannibals für einen Bruch des Friedens erklärten und die Lossagung der Republik von demselben als Be-

dingung der Fortdauer der bisherigen Verhältnisse aufstellten, wurde bewirkt, daß die Republik sich für solidarisch mit dem Heerführer erklärte, der ihr doch wieder den vornehmsten Rückhalt gegen Rom verlieh. Die persönliche Stellung Hannibals ist gleich bei diesem Beginn sehr außerordentlicher Natur. Die Feindseligkeit zwischen Karthago und Rom brach deshalb aus, weil Rom ihn nicht dulden, Karthago ihn nicht missen wollte.

Hannibalischer Krieg.

War nun der Krieg erklärt, so begannen auf beiden Seiten die Vorbereitungen, um denselben zu bestehen. In Rom bemerken wir dabei nicht den sonstigen Eifer der Plebejer; diese hatten den ersten Krieg gegen Karthago mit Freuden unternommen und den Abschluß des Friedens, als er notwendig wurde, noch erschwert. An dem zweiten hat der Senat und die politische Erwägung größeren Anteil. Aber man rüstete doch mit aller Kraft. Zwei konsulare Heere wurden aufgebracht, von denen das eine unter Publius Scipio den Krieg in Spanien aufnehmen, das andere unter Sempronius Longus sich in Sicilien aufstellen und den Versuch machen sollte, von da nach Afrika überzugehen, was nicht allzu schwer zu sein schien, da die Römer noch das Übergewicht zur See besaßen. Ihrerseits setzten sich auch die Karthager zur See und zu Land in Verfassung, um ihre Küsten zu sichern und jeden Angriff abzuwehren. Hannibal versäumte nicht, gute Vorkehrungen in Spanien wie in Libyen zu diesem Zwecke zu treffen. Eine Anzahl iberischer Truppen ließ er nach Mauretanien und Libyen übergehen, eine nicht geringere libyscher oder libophönizischer Mannschaften nahm er nach Spanien herüber. Den Gehorsam der unterworfenen iberischen Landschaften sicherte er durch Geiseln, die er nach der festen Burg von Sagunt brachte. Seinen Bruder Hasdrubal betraute er mit der allgemeinen Fürsorge über das Land.

Die beste Verteidigung aber liegt, wie man weiß, in rechtzeitigem Angriff. Hannibal konnte nicht, wie sein Vater einst vorgehabt, Italien von der See aus beunruhigen. Und nur in der Landmacht bestand seine Stärke. Für deren Verwendung boten ihm die Vorgänge in Oberitalien einen Anlaß von welthistorischer Tragweite dar. Die Römer hatten die cisalpinischen Völker unterworfen; aber diese waren nicht gemeint, die neue Herrschaft zu ertragen; wie vor kurzem die Gaesaten, so riefen sie jetzt Hannibal zu Hülfe. Daß er mit ihnen in Verbindung stand, ist außer Zweifel; die Römer selbst hatten bereits davon gehört. Aber wie sollte es bei dem damaligen Zustand der Welt möglich sein, eine Heeresmacht von Bedeutung über weite Landstrecken und zwei Gebirge, die eine Grenzscheide der Nationen zu bilden schienen, nach Oberitalien zu führen? Daß Hannibal das unternahm, ist seine große Handlung in der Geschichte. Bei den Abgeordneten der bedrängten cisalpinischen Stämme, die ihn aufsuchten, hat er sich erkundigt, ob er die Alpen werde überschreiten können; man sagte ihm, es sei schwer, aber

nicht unmöglich. Ehe Hannibal aufbrach, hat er noch dem Heiligtum des tyrischen Herkules in Gades einen Besuch gemacht, die alten Gelübde gelöst und sich zu neuen Darbringungen verpflichtet, wenn es ihm mit dem Vorhaben gelinge. Der tyrische Herkules, dessen Dienst Alexander der Große im Osten zerstört hatte, sollte den Punier nach dem entferntesten Westen führen. Aus seinem kriegsgeübten Heere nahm er, soviel wir erfahren, 50 000 Mann zu Fuß mit sich, überdies 9000 Mann der besten leichten Reiterei, die es damals in der Welt gab, die Numidier, und eine Anzahl Elephanten, die in Afrika wie im Orient zu den wesentlichen Erfordernissen einer großen Kriegsmacht gerechnet wurden. Die Tierkolosse, welche von den Griechen einst am Indus und Hydaspis hatten bekämpft werden müssen, wurden, wie schon von Pyrrhus, so jetzt von Hannibal gegen Italien herangeführt.

Unaufhaltsam rückte Hannibal auf einer uralten Straße, die man als die des Herkules bezeichnete, über die Pyrenäen durch Gallien vor. Er wußte den Widerstand der Völkerschaften, wo ein solcher sich etwa zeigte, durch Geschenke zu brechen oder durch Schrecken zu lähmen. Noch hatten die Römer von dem Unternehmen, das sie bedrohte, keine Vorstellung. Als Publius Cornelius Scipio in Massilia anlangte, vernahm er mit Erstaunen, daß der Feind, den er in Spanien aufsuchen wollte, die Ebene zwischen den Pyrenäen und Alpen bereits durchzogen und im Begriff war, über die Rhone zu gehen; er vermochte nicht, ihn daran zu hindern. Der Übergang geschah an einer Örtlichkeit, die später dazu gebraucht wurde und wohl auch früher dazu gedient hatte. Das Außerordentliche war dennoch, daß Hannibal einen solchen mit einer ansehnlichen Heeresmacht, Reiterei und Elephanten im Angesicht aufgeregter und drohender gallischer Völkerschaften bewerkstelligte. Es gelang ihm hauptsächlich dadurch, daß er eine Abteilung seines Heeres unter einem anderen zuverlässigen Führer, wahrscheinlich seinem Bruder Mago, an einer anderen Stelle, wo es durch die Lokalität erleichtert wurde, übergehen ließ. Wir lesen, mitten auf dem Fluß habe er demselben das Zeichen gegeben, nun von seiner Seite her anzugreifen; der unerwartete Anfall Magos trieb die Gallier auseinander. — Als Hannibal den Übergang ausgeführt hatte, trafen die Botschafter der Bojer und Insubrer bei ihm ein, mit dem Erbieten, ihm den Weg über die Berge zu weisen; jenseit der Berge werde er nicht allein Reichtümer finden, sondern auch Männer.

Den Zug über die Alpen, den Hannibal nunmehr unternahm und ausführte, hat man schon in den alten Zeiten als eine wundervolle und gleichsam übermenschliche Handlung aufgefaßt und dargestellt. Hauptsächlich darauf auch wird sich der Traum, von dem man erzählt, beziehen, nach welchem Hannibal auf den Rat der Götter unter dem Geleit eines ihm beigegebenen göttlichen Wegweisers seinen Zug unternommen habe.

Polybius bemerkt hiergegen einmal, daß der große Feldherr nicht so ganz ohne alle Vorsicht gewesen sein könne, um sich auf Wege zu wagen, die er gar nicht kannte; überdies aber seien ja die Alpen von der Rhone her

schon von anderen bewaffneten Haufen überschritten worden. Die Alpen bieten überall Stromthäler, Thalschluchten und andere natürliche Verbindungswege dar. Unzweifelhaft hat ein kommerzieller Verkehr von jenseits nach diesseits schon von ältester Zeit her stattgefunden. Wie kommt es nun aber, so kann man fragen, daß doch das Unternehmen Hannibals in allen Jahrhunderten die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und gefesselt hat? Auch abgesehen von den Umständen, die es unmittelbar veranlaßten, hat es einen welthistorischen Charakter. Das hohe Gebirge, dem die Flüsse entströmen, welche die Länder, die zu seinen Füßen sich ausbreiten, mit Leben erfüllen, bildet, 180 Meilen lang, 60 Meilen breit, zwischen ihnen dahingestreckt, zugleich das vornehmste Hindernis der Kommunikation derselben untereinander. Wollte man sich denken, daß es dabei sein Verbleiben gehabt hätte, so würde das occidentale Europa, welches auf der Verbindung der verschiedenen Völker und dem Fortschritt der Kultur derselben beruht, niemals zu stande gekommen sein. Hannibal nun durchbrach zuerst diese gewaltige Grenzscheide; der punische Semit eröffnete der europäischen Kultur ihren Weg. Nicht der Übergang über das hohe Gebirge allein war die Handlung, die man bewunderte, sondern noch mehr, daß derselbe in einem allgemeinen Interesse und mit einer großen in Libyen und Spanien ausgerüsteten Armee vollzogen wurde. Hannibals Unternehmen ging von einem Konflikte zwei großer Mächte über die Herrschaft im Mittelmeer aus und zog die Völker diesseit und jenseit der von den Alpen gebildeten Grenzscheide in denselben hinein: denn auch Iberien trat durch seinen Zug in ein anderes Weltverhältnis als das bisherige. Was er von der gallischen Seite ins Werk setzte, das mußten bald nachher die Römer von ihrer Seite her versuchen. Sie haben es in vollem Umfang gethan; die weitere Eröffnung der Alpenpässe bildet einen wesentlichen Teil ihrer Geschichte. Polybius selbst hat die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die Hannibal dabei bestehen mußte. Bei dem Hinanrücken hatte er mit alpinischen Völkerschaften, die ihn entweder von der Höhe her bedrohten oder ihn auf Abwege führten, wo er leicht hätte zu Grunde gehen können, zu kämpfen; auf der Höhe wußte er seine Truppen durch die Vorstellung zu ermutigen, daß nun das Schlimmste überwunden sei; aber bei dem Hinabsteigen erfuhr er erst die vollen Widerwärtigkeiten des Klimas und die Gefahren des Weges, den er nahm: denn die Straße geht nach der italischen Seite jäher hinab. Alles dies erhellt aus der Schilderung des Polybius: nähere geographische Bestimmungen, aus denen man den Weg, den Hannibal wirklich gezogen, mit Sicherheit abnehmen könnte, teilt er nicht mit. Und, da sich die Zusätze, welche Livius in diese Erzählung eingeflochten hat, mit derselben nicht eigentlich vertragen, so findet die Forschung, wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, noch immer nicht Anhalt genug, um festzusetzen, welchen von beiden Wegen, die hier in Frage kommen können, Hannibal genommen hat: den über die graischen oder den über die cottischen Alpen, über den kleinen St. Bernhard, oder über die Durance und den Mont Genèvre. Hannibal erlitt auf seinem Wege un-

geheure Verluste; er selbst soll gesagt haben, er habe auf dem Marsch 36 000 Mann verloren. Als er am Fuß des Gebirgs anlangte, hatte er nur noch 20 000 Mann zu Fuß, 6000 zu Pferd und eine kleine Anzahl Elephanten bei sich. Hannibal wurde von Männern empfangen, wie man ihm gesagt hatte, aber nicht von solchen, die ihn hätten unterstützen, sondern von solchen, die mit ihm schlagen wollten.

Der Konsul Scipio war auf jene Nachricht mit dem besten Teil seiner Truppen auf der Stelle nach Etrurien zurückgesegelt und stand bereits am Po.

Es kam zu einem Zusammentreffen am Ticinus, eigentlich doch nur der Reiterei beider Teile, in welchem Scipio unterlag und selbst verwundet und kaum gerettet wurde; er war genötigt, über den Po zurückzugehen. Es war kein entscheidender Vorteil, aber er brachte schon eine große Wirkung hervor. Ein Teil der Gallier, die unter den Römern gedient hatten, ging zu Hannibal über, der sie mit Freuden aufnahm und sie nach den Bezirken ihrer Heimat schickte, um diese in Bewegung zu setzen. Unverzüglich rückte nun das andere Konsularheer, das nach Afrika bestimmt gewesen, aber zurückberufen war, heran. Der Konsul Tiberius Sempronius war von der Überlegenheit seiner Truppen, die auch an Zahl die stärkeren waren, so vollkommen überzeugt, daß er, indem er in die Nähe des Feindes kam, seine Völker den Fluß, der ihn von demselben trennte, die Trebia, geradezu durchwaten ließ, um ihn sofort anzugreifen. Die ungestüme Schlachtbegier der Römer aber gereichte den Puniern zum Vorteil. Bei ihrem Wachtfeuer gelagert aßen sie und salbten sich; sie waren frisch und im Besitz aller ihrer Kräfte, die Römer dagegen von Hunger, Kälte und Nässe erschöpft, als die beiden Heere zusammenstießen. Die Römer erlitten eine zweite Niederlage. Nur ein Teil derselben schlug sich nach Placentia durch.

Als einer der größten strategischen Erfolge, die jemals vorgekommen sind, muß es angesehen werden, daß die beiden konsularen Heere, die zum Anfall auf Spanien und Afrika bestimmt waren, zum Rückmarsch an den Fuß der Alpen genötigt und hier das eine nach dem andern geschlagen wurde.

Die Wirkung war eine zwiefache. Mit der Frage über den Ausgang des Kampfes zwischen Hannibal und den römischen Legionen und Kolonien verband sich eine andere, vielleicht noch wichtigere, über die Herrschaft zur See. Karthago war von einer imminenten Gefahr befreit; es hatte keinen Angriff der Römer von Sicilien her mehr zu befürchten. In der alten Metropole des Handels und der Herrschaft über das westliche Meer bekam nun der Gedanke, der schon bei dem Frieden vorgewaltet hatte, daß man sich des Übergewichts von Rom auf immer entledigen könne, die Oberhand.

Die bereits begonnenen Rüstungen machten es möglich, eine stattliche Flotte in See zu bringen, die nicht allein nach Sardinien gehen, sondern nach der etrurischen Küste segeln sollte, um sich mit Hannibal zu vereinigen. Was hätte daraus werden müssen, wenn dies Vorhaben den Karthaginiensern gelungen und Rom zugleich zur See und zu Lande angegriffen worden wäre?

Hannibal war in dem kontinentalen Italien nicht weiter vorgerückt. Die Überreste der römischen Fußvölker, die noch eine große Anzahl befestigter Ortschaften besetzt hielten, machten es ihm selbst schwer, die für sein Heer erforderlichen Lebensmittel zusammenzubringen. Die cisalpinischen Gallier schlossen sich ihm keineswegs mit der einmütigen Entschlossenheit, die er erwartete, an. Ein Versuch, den er auf die vornehmste Militärkolonie Placentia machte, wurde zurückgeschlagen. Aber es gelang ihm, nach Ligurien vorzudringen, wo die Karthager von jeher Freunde und Verbündete hatten, — wie denn ligurische Haufen unter ihren Truppen in Spanien erscheinen —, und hier nun faßte er Fuß. Es ist wohl soweit gekommen, daß in einigen Städten die anwesenden Römer von den Einwohnern angegriffen und niedergemacht wurden; allein in anderen behauptete sich das römische Übergewicht. Alles geriet in heftige Agitation, wie eine solche überall einzutreten pflegt, wenn eine große Entscheidung zwischen zwei Parteien, welche die Gemüter teilen, bevorsteht. Von Hannibal selbst wird erzählt, er habe sich nach der Weise orientalischer Herrscher durch Wechsel der Kleidung und selbst falsche Haare unkenntlich gemacht, unter die Menschen gemischt und Rede und Antwort mit ihnen gepflogen — denn er war verschiedener Sprachen mächtig —, um über ihre Gesinnung nicht getäuscht zu werden. Er erwartete die karthagische Flotte, worauf alles auf die eine oder die andere Weise zu einem großen Ausschlag führen mußte.

Allein auch die Römer hatten nicht versäumt, sich mit aller Anstrengung zur See zu rüsten. An der Mündung des Tiber stellten sie eine Flotte auf, die an seetüchtigen Kriegsschiffen der karthagischen beinahe um die Hälfte überlegen war. Mit ihren siebzig Kriegsschiffen konnten die Karthager sich nicht mit den hundert und zwanzig römischen, die ihnen gegenüberstanden, messen.

Nur einige punische Fahrzeuge sind bis an die Küste von Pisa gelangt; allein von einer Vereinigung der maritimen Streitkräfte mit einer siegreichen Landmacht konnte nicht die Rede sein; die karthagische Flotte wich nach Sardinien, dann nach Libyen zurück.

So scheiterte der ursprüngliche, Land und See umfassende Kriegsplan, und Hannibal geriet dort an den Konfinien von Gallien, Ligurien und Etrurien in eine isolierte und selbst gefahrvolle Lage. Die Römer brachten aufs neue zwei konsulare Heere ins Feld, von denen das eine unter Servilius sich in Ariminum aufstellte zum Angriff auf das cisalpinische Gallien, das andere unter Flaminius bei Aretium, um Etrurien zu schützen. Hannibal mußte untergehen oder mit ihnen schlagen. Hatte er aber die Wahl, nach welcher Seite er sich wenden sollte, so konnte er nicht lange schwanken, denn im oberen Italien war er der Gallier nicht so sicher, um auf eine nachhaltige Unterstützung zählen zu können; sie wünschten vielmehr, ihn aus ihrem Lande abziehen zu sehen. Auch in Etrurien, dem mittleren Italien überhaupt, hatte er wenig zu hoffen: denn die Anmutungen, die er durch die in den

beiden Schlachten gefangenen römischen Bundesgenossen den Städten, aus denen sie stammten, zugehen ließ, sich ihm zuzugesellen, hatten keinen Anklang gefunden. Aber die Gallier, die müde waren, daß der Krieg in ihrem Lande geführt wurde, machten den Abzug zur Bedingung ihrer Hülfe. Wie einst die Gaesaten, so unternahm auch Hannibal, nach Etrurien vorzurücken. Indem er dies auf dem kürzesten Wege that — denn sein Wunsch war, mit den Römern sobald wie möglich zu schlagen, — geriet er in Sumpflandschaften — denn nicht das ganze Land hatten die Etrusker bereits bewohnbar gemacht —, die ihm nicht viel geringere Schwierigkeiten entgegensetzten, als das hohe Gebirge. Er erlitt dabei die größten Verluste; wir vernehmen, daß viele Gallier ihn verließen. Allein aufzuhalten war er dadurch nicht, selbst nicht durch die körperlichen Beschädigungen, die er sich zuzog: er soll ein Auge verloren haben. Ihm lag nur daran, das römische Heer, das in Etrurien zusammen war, rasch und unerwartet zu erreichen.

An der Spitze der Römer stand der populäre Konsul Flaminius, derselbe Mann, der die Verteilung des gallischen Gebietes eingeleitet hatte, woraus alle diese gefährlichen Verwickelungen entsprungen waren, und der vor Begierde brannte, den Punier in offener Schlacht niederzuwerfen; er soll sich sogar die Hoffnung gemacht haben, ihn gefangen in Rom einzubringen. Aber an militärischem Talente konnte er sich nicht mit Hannibal messen. In Flaminius lebte dieselbe heftige, unbedachtsame Ungeduld, mit welcher die Römer an der Trebia gefochten hatten; er zog sich eben dadurch den Untergang zu. Gerade in der Benutzung der Terrainverhältnisse war Hannibal unübertrefflich. Der feurige Konsul ging in die Falle, welche ihm der verschlagene Punier am trasimenischen See gelegt hatte; er selbst kam um, sein Heer wurde so gut wie vernichtet. Hannibal rückte auf der großen Straße vor, die nach Rom führt. Die Feuersäulen und der Rauch der in Brand gesteckten Ortschaften, die seinen Marsch bezeichneten, erregten in den Römern die Besorgnis, daß er jetzt auf die Stadt selbst losgehen werde. Aber wie hätte Hannibal die Hoffnung fassen können, mit seinen ohne alle Belagerungswerkzeuge vorrückendenden Truppen sich der wohlbefestigten Kapitale, in deren Mauern die streitbarsten Kriegsleute der Welt zahlreich beisammen waren, bemächtigen zu können.

Nicht einmal Spoleto konnte er in seine Hand bringen. Indem die Römer in der That einiges vorkehrten, um gegen einen Handstreich sicher zu sein, die Brücken abbrachen, die er hätte passieren müssen, Mauern ausbesserten, vernahmen sie, daß sich Hannibal nach Picenum gewendet hatte, wo er die Mittel fand, sein durch mannigfaltige Verluste geschwächtes Heer wieder in kriegsfähigen Stand zu setzen. Seine Kriegszüge sind immer rätselhaft erschienen: denn auf eine bloße Verwüstung des Landes konnte es Hannibal doch nicht abgesehen haben; wir finden ihre Erklärung darin, daß er, wie schon Polybius andeutet, an die See gelangen wollte, wo ihm die Römer die Verbindung mit Karthago nicht unmöglich machen konnten; über-

dies zeigte sich in Macedonien schon damals eine Hinneigung zu der Sache der Karthager. Mit seinem verstärkten und gekräftigten Heere nahm Hannibal seinen Weg nach Apulien und von da nach Campanien. Wie Hannibal von der isolierten Stellung in Ligurien sich nach Unteritalien durchschlug, wo er wieder festen Grund und Boden gewann, ist, wie sein Zug über die Alpen, eine bewunderungswürdige Handlung ersten Ranges.

Hier trat er wieder in Verbindung mit seiner Vaterstadt. In der Nähe von Sicilien, wo diese so lange vorgewaltet, an der Südküste der Halbinsel, wo ihre Flotten so oft erschienen waren, fand er eine Stellung, die sich behaupten ließ und in der er noch sehr gefährlich werden konnte. Er durfte die Hoffnung fassen, daß, wenn ihm noch einmal ein glücklicher Schlag gelinge, die Völkerschaften, die immer in den großen Konflikten der Mächte betroffen und erregt worden waren, sich an seine Seite stellen würden.

Eben einen offenen Kampf aber versagten ihm zunächst die Römer. In ihrer Natur und Sinnesart hätte es gelegen, das punische Heer unverzüglich aufzusuchen, um es aus Italien zu verjagen; aber die schlechten Erfahrungen der beiden vorangegangenen Feldzüge und der Schrecken, der sich an den Namen Hannibals knüpfte, hielten sie davon zurück. Sie stellten ihm den besonnensten, weisesten Mann, der überhaupt den Krieg lieber vermieden gesehen hätte, Quintus Fabius Maximus, als Diktator entgegen, einen Mann, dessen Verdienst der alte Ennius mit den Worten bezeichnet: er habe nur immer das allgemeine Beste vor Augen gehabt und das vielzüngige Geschwätz der Menge verachtet. Man hat ihm den Beinamen Cunctator gegeben, weil er Bedenken trug, die große Entscheidung sogleich auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Er faßte die Absicht, vor allem ein weiteres Umsichgreifen Hannibals zu verhindern und ihn auf Campanien zu beschränken, wo er, noch ohne Bundesgenossen und von Karthago nicht hinreichend unterstützt, um so sicherer zu Grunde gehen müsse, je länger er sich daselbst aufhalte und seine Bedürfnisse mit Gewalt zusammenbringe. Das entsprach aber, wie sich denken läßt, nicht den Erwartungen des römischen Volkes; es wollte den Feind nicht in seiner Nähe dulden und hielt die Macht, die ins Feld gestellt wurde, für ansehnlich genug, um den Kampf ungesäumt aufzunehmen. Es stimmte dem Magister Equitum Minucius Rufus bei, der sich über die Zögerungen des Fabius, welcher die günstigsten Gelegenheiten, den Feind niederzuwerfen, unbenutzt vorübergehen lasse, laut beklagte, und ließ sich dahin bringen, allem Herkommen entgegen demselben eine dem Diktator gleiche Autorität zu votieren. Fabius bewies eine innerlich befestigte, moralische Haltung, indem er sich dies ohne direkten Widerspruch gefallen ließ und nur dafür sorgte, dem Minucius nicht einen Wechsel in der obersten Führung, auf den derselbe antrug, zuzugestehen. Aber er überließ ihm die Anführung eines abgesonderten Truppenkörpers auf seine eigene Hand.

In der Lage, in der man sich befand, wo ein in Strategemen unerschöpflicher Feind auf einem an sich beschränkten Terrain unaufhörlich bald

auf der einen oder auf der anderen Seite vordrang, bald wieder zurückwich, zeigte sich das undienlich. Durch eine Kriegslist Hannibals zu ungestümem Vordringen auf eine Anhöhe verlockt und dann aus einem Hinterhalt, der in Felsenhöhlen versteckt war, angegriffen, geriet Minucius in schwere Gefahr, in der er zu Grunde gegangen wäre, hätte ihn nicht Fabius zur rechten Stunde gerettet. Minucius selbst gab die Vorrechte auf, die ihm durch Plebiscit zuerkannt waren, und unterwarf sich wieder dem Gebot des Diktators. Unter der persönlichen und ungeteilten Leitung des Fabius gewannen die Römer wieder Vertrauen zu ihrer Sache. Bei der Diktatur aber, so förderlich sie sich auch erwies, konnte es doch sein Verbleiben nicht haben. Die Gewalt des Diktators durfte niemals über das Amtsjahr, in welchem er ernannt worden war, — sie bildete gleichsam eine Art der Kooptation des Konsulats — verlängert werden; für das folgende Jahr mußte man immer auf die gewohnten Formen der Republik zurückkommen. Aus der für Krieg und Waffenthaten sonst sehr geeigneten römischen Verfassung ging eine doppelte Schwierigkeit hervor, namentlich für den Fall, der hier vorlag, daß ein Feind, wie Hannibal einer war, bekämpft werden mußte. Die eine bestand darin, daß zwei Konsuln an der Spitze der vereinigten Armee standen, die dann in der Führung mit einander abwechselten. Wie kann aber ein großes Heer unter zwei Führern mit Erfolg operieren, da doch gewiß eine einheitliche Führung nirgends notwendiger ist, als in der unmittelbaren Nähe des Feindes. Damit hing die andere zusammen, daß die beiden Konsuln den verschiedenen Ständen angehörten, in welche die Republik zerfiel, und zuweilen deren einander entgegenlaufende Gesinnungen repräsentierten. In der Plebs hatte sich die Meinung ausgebildet, daß es den Patriciern und der Nobilität überhaupt mehr darum zu thun sei, den Krieg in die Länge zu ziehen, da ihnen doch immer der Oberbefehl zufalle, als ihn zu rascher Entscheidung zu bringen. Einer der Verfechter dieser Meinung, der selbst nicht zu der plebejischen Nobilität zählte, Terentius Varro, wurde durch die Beeiferung der Volkstribunen zum Konsul gewählt. Der andere Konsul, Ämilius Paullus, aus einem der ältesten Geschlechter entsprossen, gehörte dagegen voll und ganz den Meinungen an, die im Senate vorwalteten. Der eine war ungestüm und erfüllt von Ehrgeiz, durch eine Schlacht, an deren glücklichem Ausgang er nicht zweifelte, dem Begehren der Plebs Genüge zu leisten. Ämilius Paullus wünschte eine solche so lange als möglich zu vermeiden, um so mehr, da das Kriegstheater, auf dem man sich befand, doch nur ein Schlachtfeld darbot, das für die Reiterei, welche die Stärke des Feindes ausmachte, geeigneter war, als für die Römer, deren eigentliche Kraft im Fußvolk bestand. Die Römer hatten acht Legionen größtenteils aus ihren Bürgern ins Feld gestellt. Ämilius wollte diese Truppen, welche den Kern der römischen Kriegsmacht bildeten, nicht an einer für sie ungeeigneten Stelle ins Gefecht bringen. Terentius nahm darauf keine Rücksicht und führte an dem Tag, wo er zu befehlen hatte, die Truppen aus ihrer guten Position in eine bei weitem

minder gesicherte, aus der sie dann Ämilius an dem Tag, wo er zu gebieten hatte, nicht wieder in die alte zurückziehen lassen konnte. So lautet die glaubwürdigste vorliegende Überlieferung. In einer anderen, die ebenfalls gute Gewährsmänner für sich hat, wird die Abwechselung des Oberbefehls nicht erwähnt; aber dagegen hebt sie die allgemeine Meinungsverschiedenheit hervor, über die in einem Kriegsrat der Obersten der Armee Beschluß gefaßt worden sei; die Mehrheit habe sich für Terentius ausgesprochen: die Sympathien und Antipathien des Forums versetzten sich gleichsam in das Kriegslager. Ämilius Paullus war ein gebildeter Mann von den Sitten der guten Gesellschaft; er entschloß sich nachzugeben. Aber dadurch geschah es dann doch, daß die Römer in eine nachteilige Stellung gerieten, in welcher die vornehmste Waffe — das Fußvolk — seine Stärke nicht entwickeln konnte, in vollster Weise dagegen Hannibals Reiterei die ihrige. Dadurch wurde bei Cannä gegen die Römer entschieden. Aus der durchdachtesten Schilderung der Schlacht entnimmt man, daß die römischen Fußvölker, in größerer Tiefe als Breite aufgestellt, anfangs glücklich vordrangen, dann aber durch die libysch-afrikanischen Scharen Hannibals, welche sich erbeuteter römischer Waffen bedienten, von beiden Seiten eingeengt und in demselben Augenblick von der punischen Reiterei, die indessen gesiegt hatte, in die Mitte genommen, in ihrem Rücken auch von dieser angegriffen und niedergehauen wurden. Man fügt hinzu: der listige Punier habe zugleich den Zug des Windes gleichsam wie ein Seefahrer zu benutzen verstanden, überdies aber die Römer durch Mannschaften, die zu ihnen übergehen zu wollen schienen und sie dann angriffen, in die äußerste Verwirrung gebracht. Das römische Heer wurde nicht sowohl geschlagen, als gleichsam vernichtet.

Allgemeiner Krieg.

Das erste Gerücht von der Schlacht bei Cannä fand in Rom keinen Glauben. Als es sich bestätigte, war alles nicht allein von dem Schmerz über die erlittene Niederlage erfüllt, sondern zugleich von dem drückenden Gefühl, daß man das Unglück selbst verschuldet habe. Gleichsam von selbst ergab sich, daß der alte Diktator Quintus Fabius, der Führer der entgegengesetzten Politik und Strategie, zu einem für das Gemeinwesen maßgebenden Einfluß gelangte. Er hatte bisher für zaghaft gegolten; jetzt aber forderte er, lebhaft zugleich und besonnen, mehr als ein anderer zu energischem Widerstand auf. Neue Legionen wurden gebildet, in welche man auch solche aufnahm, die entweder wegen ihrer Jugend oder ihrer bereits vorgerückten Jahre sonst als dienstunfähig betrachtet worden waren; man sprach Scharen von Sklaven frei und stellte sie unter die Waffen, selbst Verbrecher wurden begnadigt und in die Legionen eingereiht. Unter den Flüchtlingen, die sich nach Canusium gerettet hatten, war der Gedanke einer weiteren Flucht, selbst in fremde Gebiete hinaus, einen Augenblick aufgetaucht, aber sogleich nieder-

geschlagen worden: es war schon ein Verdienst, nicht zu verzweifeln. Man erzählt, der jüngere Scipio habe bei den höchsten Göttern geschworen, sich nicht allein selbst von dem Vaterlande nicht zu trennen, sondern auch nicht zu dulden, daß ein anderer das thue; er habe sein Schwert über die Häupter geschwungen und sich dem ewigen Verderben geweiht, wenn er anders gesonnen sei.

Neben Fabius und Scipio erscheint Claudius Marcellus in erster Reihe. Es ist derselbe, der sich in dem gallischen Kriege einen romulischen Ruhm erworben hatte. Jetzt war er bestimmt, nach Sicilien abzugehen, wohin später sein Glück ihn rufen sollte. Damals eilte er, einen Teil seiner Truppen den in Canusium vereinigten zuzuführen; den anderen schickte er nach Rom zurück, wo nun alles zur Wiederaufnahme des Krieges in Stand gesetzt wurde. Als Terentius Varro, dessen unvorsichtiger Haltung die öffentliche Meinung die Niederlage hauptsächlich zuschrieb, nach Rom zurückkam, wurde er dem zum Trotz gut aufgenommen; man wußte ihm Dank, daß er an der öffentlichen Sache nach erlittener Niederlage nicht verzagt hatte. Auch an den Geschäften nahm er noch einigen Anteil. Die eigentliche Führung wurde in die Hand eines neuen Diktators gelegt, der dann die vom Senat gefaßten Beschlüsse kräftig ins Werk setzte. Man berichtet noch von einem anderen Beweis, den die Römer eben damals von ihrer unerschütterten Gesinnung gegeben haben; Hannibal schien milder geworden zu sein: den gefangenen Römern gab er ganz gegen seine frühere Gewohnheit die Erlaubnis, sich ein Lösegeld aus Rom zu verschaffen. Was aber der Sieger anbot, das wiesen die Geschlagenen eben deshalb zurück; sie weigerten sich, die in Gefangenschaft Geratenen wieder bei sich aufzunehmen, weil ihr tapferer Mut doch einmal gebrochen sei, was auf ihre Kommilitonen nur verderblich wirken könne. Das Geld, mit dem sie gefangene Mitbürger hätten aus der Gefangenschaft befreien können, wandten sie lieber auf, um die Sklaven, welche sie unter die Waffen stellten, von ihren Herren loszukaufen, Menschen von starker Körperkraft und ungebrochenem Mut. In kurzem brachte der neue Diktator Marcus Junius 25000 Mann ins Feld.

Da die beiden Heerführer, denen die Niederlagen am Trasimenischen See und bei Cannä zur Last gelegt wurden, in dem Rufe standen, sich über die Auspicien und die gottesdienstlichen Gebräuche hinweggesetzt zu haben, so wurden diese nach dem erlittenen Unglück mit um so größerem Eifer beobachtet. Sie arteten sogleich wieder in ein Extrem aus, das kaum noch möglich schien. Man hat damals einen Gallier und eine Gallierin, einen Griechen und eine Griechin auf dem Forum Boarium lebendig begraben. Wollte man damit den Laren und Penaten der Stadt ein Opfer bringen? Die Überlieferung ist, ein Spruch der sibyllinischen Bücher habe angekündigt, Rom werde einst von Galliern und Griechen in Besitz genommen werden; um das unvermeidliche Geschick im voraus zu erfüllen und dem Spruch seine Spitze abzubrechen, habe man jene gewaltsame Opferung vollzogen. Wir erfahren,

daß auch in den folgenden Zeiten an diesen Stellen Ceremonien in Gebrauch geblieben seien, von denen Griechen und Gallier nichts erfahren durften. Schon in einer früheren Krisis waren die Griechen als Verbündete der Gallier betrachtet worden: das Gefühl dieser nationalen Gegensätze brach in jenem Augenblick, als ein Hannibal Rom in seiner Existenz bedrohte, in dem wildesten, den Römern an sich ungewohnten Aberglauben hervor. Sie waren entschlossen, den Kampf, in welchem sie bisher unglücklich gewesen waren, mit der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte fortzusetzen. Ein entsprechender Entschluß war im Gegensatz mit den Römern auch in Karthago durchgedrungen.

Wir wissen, Hannibal hatte sich von Karthago niemals gesondert: er war mit seiner Vaterstadt wieder in direkte Verbindung getreten, worauf ja seine Anwesenheit in Unteritalien beruhte. Allein die Küsten waren beinahe noch allenthalben in den Händen der Römer. Eigentliche Hülfeleistung war ihm nicht zugegangen. Er schickte jetzt seinen Bruder Mago nach Karthago, um von dem letzten großen Siege Nachricht zu geben. Als Beweis der von den Römern erlittenen Niederlage brachte Mago die Ringe mit, die von den Fingern der in der Schlacht gefallenen Römer abgezogen worden waren. Ganze Gefäße waren davon gefüllt; in Karthago wußte man wohl, daß nur die vornehmeren Römer Ringe trugen. Hannibal ließ zugleich Unterstützung an Truppen und Geld fordern. Noch einmal hat sich dann in Karthago der Streit erneuert, der bei dem Friedensbruch eingetreten war. Die antibarcinische Partei hatte noch immer keine Neigung, den Krieg mit voller Energie aufzunehmen; sie fand aber unter dem Rausche der allgemeinen Freude vollends kein Gehör. Der Beschluß wurde gefaßt, dem kühnen und vom Glück begünstigten Feldherrn ausgiebige Unterstützung zukommen zu lassen. Erst in diesem Augenblick adoptierte Karthago die Politik und Kriegführung Hannibals vollständig. Dem hatte indes sein Sieg die Früchte getragen, die er hauptsächlich erwartete. Auch die östliche Welt trat mit ihm in ein Bündnis. Durch den Einfluß des aus Illyrien geflüchteten Demetrius von Pharus wurde Philipp von Macedonien, der damals im Zenith seiner Macht stand, bewogen, mit den Puniern ein Bündnis zu schließen, welches ihm den Besitz der Küstenplätze, die ihn zum Meister des Adriatischen Meeres gemacht haben würden, in Aussicht stellte. Wir werden an einer anderen Stelle mehr hievon zu handeln haben. Zunächst bemerken wir nur, daß die Machtsysteme, das hellenistische und punische, die bisher miteinander gerungen hatten, jetzt gegen Rom zusammenhielten. Unter allen Kriegen, welche Rom jemals bestanden hat, gebührt dem zweiten punischen der Vorrang. Weder das Altertum, noch selbst die neuere Zeit kennt einen Kampf von gleich universaler Bedeutung: denn sein Ausgang mußte über das Schicksal des Ostens und Westens entscheiden. Die Weltstellung Hannibals kulminiert eben darin, daß er die Kräfte des Occidents für Karthago gegen Rom heranführte und auch die orientalischen mit denselben in Verbindung brachte. Er ist der größte Antagonist gegen die emporkommende Römerherrschaft, welcher überhaupt

gelebt hat. Wenn er, man braucht nicht zu sagen die Oberhand gewann, sondern nur das Gleichgewicht herstellte, so war damit das alte Völkersystem in seinen besonderen nationalen Bildungen gerettet; stellte sich doch in Karthago selbst die ältere, erst durch die Perser, dann durch die Griechen gestörte Weltverbindung vor Augen. Wenn dagegen Hannibal unterlag, so wurde der tyrische Herkules, sozusagen, nochmals niedergeworfen, Karthago in seinem Dasein gefährdet: und sehr wahrscheinlich, daß Rom von den jetzt eingeleiteten Verhältnissen Anlaß nahm, seine Macht auch gegen den Osten zu wenden.

Wir unternehmen nicht, die Kriegsereignisse, die nun eintraten, in ihrer vollen Ausdehnung zu schildern, aber wir dürfen nicht versäumen, ihre wichtigsten Momente zu vergegenwärtigen.

Zunächst mußten die Römer noch neue Mißerfolge erleiden. Dem Diktator Marcus Junius, der es so weit brachte, ein stattliches Heer gegen Hannibal ins Feld zu führen, gelang es doch nicht, trotz der Vorsicht, die er brauchte, den vielgewandten Punier zu bestehen: er wurde durch List überwältigt. Und ein Feldzug, den die Römer in Oberitalien gegen die cisalpinischen Gallier, auf welche das Ereignis von Cannä aufregend eingewirkt hatte, unternahmen, fiel sehr unglücklich aus: der designierte Konsul Postumius Albinus wurde in einer Waldregion, durch die ihn sein Zug führte, von den Bojern überfallen und niedergeworfen; sie haben aus seinem Schädel, den sie mit Gold einfaßten, eine Trinkschale gemacht, aus der sie ihren Göttern Libationen darbrachten.

So wurden freilich auch ihrerseits die Karthager von einem Anfall auf Sardinien zurückgeschlagen. Aber auf einzelne Kriegshandlungen kömmt es hiebei überhaupt nicht an, sondern vielmehr darauf, welche von den beiden Republiken den meisten Einfluß auf die noch immer einer selbständigen Beschlußnahme nicht beraubten völkerschaftlichen und städtischen Verbindungen gewinnen, welcher von beiden diese beitreten würden.

Da hing nun wieder alles davon ab, ob die städtischen Populationen vornehmlich griechischen Ursprungs in Italien und Sicilien, die durch die Erfolge der letzten Kriege der römischen Macht beizutreten genötigt worden waren, bei derselben ausharren, oder ob sie für Karthago gewonnen werden würden. In Unteritalien brachte das Ereignis von Cannä den Erfolg hervor, den Hannibal davon erwartete. Vor allem die Stadt, deren Verbindung mit Rom den Grundstein zu der Macht desselben gelegt hatte, Capua, ging zu den Feinden Roms über. Die vornehmsten capuanischen Geschlechter hatten sich mit den römischen verschwägert, aber die Regierung der Stadt stand damals bei der Volksgemeinde. Diese überredete sich, daß mit der Schlacht ein vollkommener Umschwung der Verhältnisse eingetreten sei und daß das Übergewicht fortan in den Händen der Karthager bleiben werde: Hannibal werde später nach Libyen zurückgehen; an der Spitze der Verbündeten Karthagos in Italien werde Capua die große Rolle spielen. Vermöge eines besonderen

Vertrags meinten sie jeden Eingriff Karthagos in ihre eigenen Angelegenheiten verhüten zu können.

Der Übertritt von Capua hatte nun zwei sehr verschiedene Wirkungen: die den Römern unterworfenen Völkerschaften, Samniten, Lucaner, Bruttier, traten auf die Seite Hannibals; in allen griechischen Städten regte sich die demokratische Partei zu Gunsten der Punier. Indem Hannibal aber seine Anhänger unterstützte und mit ihrer Hülfe ihre Widersacher, welche zugleich die seinen waren, ausstieß, erweckte er auch städtische Feindseligkeiten gegen sich selbst. So geschah es zu Nola. Auch hier gab es zwei Parteien, von denen die eine mit Hannibal in Verbindung trat. Die Grausamkeiten aber, welche bei der Eroberung von Nuceria, wo Hannibal nicht allein die Senatoren in ihren Badegemächern umbringen ließ, sondern auch die Population mißhandelte, begangen worden waren, bewirkten, daß Nola sich an Marcellus, der in der Nähe stand, wendete, und dieser dann den Ort mit seinen Truppen besetzte. Es machte einen großen Eindruck, daß Hannibal bei einem Angriff auf Nola zurückgeworfen wurde. Marcellus zeigte, wie man ihm nachrühmte, zuerst, daß Hannibal auch besiegt werden könne. Indessen war auch Fabius, jetzt Konsul, wieder in diesen Landschaften erschienen. Und hauptsächlich darauf war, wie nicht anders sein konnte, seine Absicht gerichtet, die Bundesgenossen, denen jetzt die Römer wieder Unterstützungen an Geld und Getreide zukommen ließen, in ihrer Treue zu befestigen und die abgefallenen herbeizubringen. Durch die Vorkehrungen, welche Fabius und Marcellus trafen, bildete sich ein Kern des Widerstandes gegen die Fortschritte der Punier. Zugleich aber waren diese durch die Rückwirkungen ihrer Succesſe selbst geschwächt worden. Die allgemeine Überlieferung ist, daß den tapferen und wilden Kriegsleuten, welche die Siege Hannibals unter unsäglichen Mühseligkeiten erfochten hatten, nichts nachteiliger gewesen sei, als ihr Aufenthalt in einer Stadt von verderbten Sitten, die nur am Genußleben Behagen fand, wie Capua; durch die Schwelgereien, denen sie sich ergaben, sei ihre Kraft gebrochen worden: da hätten sie gelernt, besiegt zu werden. Zum guten Glück langten Verstärkungen aus Afrika an. Aber die Römer waren auch diesen überlegen; unfern der Küste wurde ein karthagisches Heer geschlagen. Ein großes Element des Krieges ist doch immer der ungebrochene Mannesmut, verbunden mit dem vaterländischen Gedanken.

In Unteritalien allein aber konnte der Kampf nicht entschieden werden. Hannibal hatte indessen jenseit der Meerenge Verbindungen angeknüpft, die ihm einen starken Rückhalt gaben und zugleich seiner Republik die Aussicht eröffneten, die wichtigste der ihr verloren gegangenen Provinzen wieder an sich zu bringen.

Eben die Bedeutung Siciliens im allgemeinen Kampfe wird es entschuldigen, wenn wir die dortigen Wechselfälle näher erörtern. Die beiden Mächte begegneten einander in entgegengesetzten Einwirkungen, wie sie für uns nirgends so deutlich hervortreten.

In Syrakus, damals doch wohl der reichsten und blühendsten aller griechischen Städte, der alten Metropole des Widerstandes gegen die Herrschaft der Punier in Sicilien, war eine Staatsveränderung eingetreten, welche eine der bisherigen entgegengesetzte Politik hervorrief. König Hiero, der im Bunde mit Rom eine feste Macht, welche sich des größten Ansehens erfreute, gewonnen hatte, war gestorben, im höchsten Alter, aber doch wohl zur rechten Zeit: denn daß die Veränderung der Weltverhältnisse, die aus der Schlacht von Cannä entsprang, spurlos an ihm vorübergegangen sein würde, läßt sich kaum annehmen. Sein Enkel und Nachfolger, Hieronymus, ward von derselben unmittelbar ergriffen.

Er war ein junger Mensch von fünfzehn Jahren, einem Alter, das ihn noch nicht fähig machte selbst zu regieren, aber wohl, Eindrücke zu empfangen und Gedanken zu fassen, welche nicht unbeachtet bleiben konnten. Und leicht zu begreifen ist es, wenn die Einwendungen, die man gegen das System Hieros machte, daß er nämlich den Römern die größten Dienste geleistet, seine Schätze für sie aufgewendet habe und dann doch in Abhängigkeit gehalten worden sei, auf die neue Regierung, die im Namen des Hieronymus hauptsächlich von den älteren Verwandten des Hauses geführt wurde, bestimmend einwirkten. Bei der erneuerten Krisis der allgemeinen Lage hat man an dem Hofe den Gedanken gefaßt, in der Mitte zwischen den beiden Potenzen zu der endlichen Herrschaft über Sicilien zu gelangen. In dieser Stimmung war man in Syrakus, als Hannibal zwei seiner vertrauten Gefährten, deren Vorfahren einst von dort vertrieben nach Karthago gekommen waren, so daß sie sowohl Syrakusaner als Karthager waren, dahin abgehen ließ. Diese aber gaben dann dem jungen Fürsten, dem sie von den Großthaten Hannibals und den wiederholten Verlusten der Römer erzählten, indem sie zugleich seine Neugier befriedigten und seinen Ehrgeiz anstachelten, eine entscheidende Richtung. Die Verhandlungen, welche mit Hannibal begonnen wurden, versetzten sich nach Karthago, wo man von allen Erfolgen Hannibals keinen mit größerer Freude begrüßte, als den, daß sich die Aussicht eröffnete, die alte Überlegenheit über Sicilien wiederherzustellen. Zuerst erklärte Hieronymus sich damit zufrieden, daß die Insel zwischen Karthago und Syrakus geteilt werden solle. Später machte er den Anspruch, Sicilien ganz zu behalten, wogegen er die Karthager in ihren Unternehmungen in Italien unterstützen wolle. In Karthago nahm man an dieser Steigerung des Ehrgeizes und der Bedingungen nicht viel Anstoß; in der Lage, in der man war, erschien es als ein unberechenbarer Gewinn, mit Syrakus vereinigt Sicilien von den Römern loszureißen und wieder Fuß auf der Insel zu fassen, wozu dann sogleich die erforderlichen Vorkehrungen getroffen wurden. Für die Machthaber von Syrakus mochte es bei ihrem Wechsel des Systems mitbestimmend sein, daß Philipp von Macedonien auf die Seite von Karthago getreten war. Hieronymus hatte aber noch eine andere Feindseligkeit zu bekämpfen. Die republikanischen Ideen regten sich wieder in Syrakus, und wenn auch die Gewalt-

samkeiten, die man dem jungen Fürsten zuschreibt, nach der Bemerkung des glaubwürdigsten Geschichtschreibers nicht so entsetzlich gewesen sein mögen, wie man sie schilderte, so reichte sein persönliches Verhalten doch hin, den alten Haß gegen die Tyrannis wachzurufen. Mit der großen Frage über die auswärtige Politik hatte dieser innere Gegensatz an sich nichts zu schaffen; er brach eben aufs mächtigste aus, als Hieronymus bei einem Unternehmen in Leontium von einer Verschwörung, die sich im stillen seit lange gegen ihn gebildet hatte, überrascht wurde und den Tod fand. In Syrakus entstand eine Bewegung zu Gunsten der Verschwörung, welche zu einer Explosion der republikanischen Gesinnung führte, in der dem Hause Hieros ein gräßliches Ende gemacht wurde. Man hätte nun wohl erwarten sollen, daß die republikanische Partei, die dadurch die Oberhand bekam, sich auf die Seite der Römer schlagen würde, von denen Hieronymus abgefallen war; aber so weit kam es doch nicht. Die Emissare Hannibals, Epicydes und Hippokrates, welche den größten Einfluß auf die Mietstruppen hatten, unter denen sich viele Überläufer befanden, wurden von der Volksversammlung unter die Strategen aufgenommen, obwohl sie Günstlinge des Hieronymus gewesen waren. In Syrakus fehlte es nicht an Männern, welche die Meinung hegten und vortrugen, daß auch unter diesen Umständen Syrakus eine große Zukunft habe, wofern es nur einträchtig bleibe.

Aber gerade dies war in dem Kampfe der beiden großen Weltmächte, welcher alle Sympathien und persönlichen Wünsche zersetzte, unmöglich. Wohl trat die republikanische Partei mit den Römern, die indes mit einer ansehnlichen Macht zu Lande und zur See in der Nähe erschienen waren, in Verhandlungen, welche für Syrakus sehr nützlich zu werden versprachen; aber die Gegner wollten von keiner Annäherung an Rom hören, und diese bekamen durch eine unerwartete Wendung der Dinge vollkommen die Oberhand. Die Stadt Leontium hatte um Schutz gegen die Römer gebeten, und in der That war ihr ein Zuzug bewilligt worden, durch welchen die gemäßigten Republikaner sich der hieronymistischen Partei zu entledigen gedachten. Da die Römer dennoch in Leontium eindrangen und hiebei nicht allein die Einwohner der Stadt, sondern auch die syrakusanischen Hülfsvölker bekämpften und niederwarfen, so geschah, daß die Antipathie gegen die Römer in Syrakus verstärkt wurde. Die Meinung verbreitete sich infolge angeblich aufgefangener, aber doch in der That erdichteter Briefe: die Römer seien gesonnen, in Syrakus ebenso zu verfahren, wie in Leontium. Die Hieronymiten, die zugleich Demokraten waren, gewannen hierdurch in Syrakus das Übergewicht über die aristokratischen Republikaner, die sich an Rom hielten. Die ersteren brachten eine tumultuarische Bewegung hervor, welche die anderen nicht mehr zu dämpfen vermochten. Die Thore wurden erbrochen, durch welche die Mietsvölker von Leontium her ihren Einzug hielten. Nichts konnte ihnen widerstehen. Die römisch gesinnten Optimaten wurden niedergemacht, die demokratisch-karthagische Partei gelangte zu vollem Übergewicht, ungefähr wie

in Capua, jedoch mit dem Unterschied, daß die Optimaten in Capua nach vergeblichem Widerstreben nachgaben und auch fortan Autorität in der Stadt behielten; in Syrakus aber wurden sie vollkommen überwältigt. Die öffentliche Autorität kam an die Führer der Mietsvölker, vor allem die Emissare Hannibals, die die Regierung in die Hand nahmen. Durch den Abbruch der begonnenen Verhandlungen beleidigt, hielten die Römer für notwendig, zu einem unmittelbaren Angriff auf Syrakus zu schreiten. An ihrer Spitze stand Claudius Marcellus, der durch seine Kriegsthaten, wie früher im oberen Italien, so später im unteren einen hervorleuchtenden Namen erworben hatte: man hat ihn wohl das Schwert der Römer genannt. In diesem Augenblick unternahm Marcellus, Syrakus mit stürmender Hand zu erobern: sein Versuch mißlang, aber er ist in unvergänglichem Andenken geblieben eben durch die Abwehr, die er erfuhr. Sicilien wetteiferte in Bezug auf Kultur und Wissenschaft mit Ägypten. In Syrakus lebte damals ein Mathematiker ersten Ranges, Archimedes, der Begründer der Statik und Mechanik: denn seine Lehren liegen prinzipiell auch der neueren Wissenschaft zu Grunde. Auf Hiero, zu dessen Verwandtschaft Archimedes gehörte, hatten seine Theorien soviel Eindruck gemacht, daß er den Erfinder anging, sie praktisch anzuwenden und in das Leben einzuführen. Dazu fand sich nun bei jenem Sturm die beste Gelegenheit von allen, die sich darbieten konnten. Es kam darauf an, den technisch ausgebildeten Belagerungswerkzeugen der Römer, besonders der Sambuca, durch welche das Ersteigen feindlicher Mauern erleichtert wurde, ein anderes System entgegenzusetzen, der Naturkraft, will man es so ausdrücken, die Kunst, dem Andrang einer massenhaften Gewalt die Kraft der Bewegung, die denselben unwirksam machte. Die eisernen Hände, eine Erfindung des Archimedes, mit welchen Belagerungswerkzeuge, Mannschaften im vollen Harnisch, Schiffe selbst emporgehoben und dann zu Boden geworfen wurden, hinterließen bei den Römern das Andenken zugleich des Schreckens und der Bewunderung. Für Archimedes war die Verteidigung gleichsam ein Experiment der Theorie; die Römer wurden mit der fortgeschrittenen Wissenschaft, die sie sich dann anzueignen versucht haben, erst mitten im Kampfe bekannt. Der Widerstand, auf den sie stießen, veranlaßte sie, die eigentliche Belagerung aufzugeben und sich mit der Umlagerung zu begnügen. Dadurch kamen sie zugleich in den Stand, dem Fortschritt der Hinneigung zu Karthago auf der Insel entgegenzutreten. Marcellus suchte überall in Sicilien, wie Fabius in Campanien, die Schwankenden festzuhalten, die Widerstrebenden niederzuwerfen. Der größte Widerstand, auf den er hiebei stieß, lag in der politischen Meinung: denn die Demokratie war überall karthagisch gesinnt. — Zuweilen ist es zwischen den Bevölkerungen, welche ein gutes Recht zu haben glaubten, die Schlüssel ihrer Thore in ihren Händen zu haben und den römischen Besatzungen, die ihnen ein solches schlechterdings nicht zugestehen wollten, zu gräuelvollen Scenen der wohlvorbereiteten und dann erbarmungslosen Überwältigung von seiten der Römer gekommen. Im allgemeinen standen die

Sachen doch so, daß sich die Karthager auf die Eroberung von ganz Sicilien Hoffnung machten. Sie nahmen Heraklea und Agrigent in Besitz. Ein punischer Führer, Himilco, durchstreifte allenthalben die Insel und erweckte die Antipathien gegen die Römer. Die Umlagerung von Syrakus förderte die römische Sache wenig, da die Syrakusaner dadurch nicht gehindert wurden, sich ihre Bedürfnisse von der Seeseite her zu verschaffen. Um so mehr fiel es ins Gewicht, daß es den Römern gelang, die Verbindung zwischen Syrakus und den übrigen Städten zu hemmen. Zu den guten Erfolgen des Marcellus gehört es, daß er den Versuch der Syrakusaner, sich mit den Streifparteien der Karthager zu vereinigen, durch einen glücklichen Schlag, den er in der unmittelbaren Nähe der Stadt gegen sie ausführte, verhinderte. Es war ein Succeß, durch welchen dem Abfall der Insulaner von Rom Einhalt gethan wurde. Das Schicksal Siciliens und vielleicht die Entscheidung des Krieges überhaupt hing noch davon ab, ob die Römer doch nicht imstande sein würden, sich der Hauptstadt in der That zu bemächtigen. Zwei Jahre nach dem Scheitern des ersten Versuches schritt Marcellus zu einem zweiten Angriff. Den nächsten Anlaß dazu gab eine festliche Bewirtung der Bürger, welche Epicydes veranstaltet hatte. Infolge der Sorglosigkeit, die dabei eintrat, gelang es den Römern, eine der Vorstädte von Syrakus einzunehmen. Man erzählt, Marcellus sei bei dem Angriff auf den vornehmsten Teil der Stadt, die Achradina, in Thränen ausgebrochen, in Erinnerung an all das Große, was daselbst geschehen sei, und das unvermeidliche Unglück, das jetzt bevorstehe. In der That aber war seine eigene Lage auch nach dem ersten Succeß eine der schwierigsten, in die jemals ein Belagerer geraten ist. Denn von alters her war Syrakus in verschiedene Quartiere geteilt, von denen jedes seine eigene Selbständigkeit hatte. Es gab feste Positionen, welche eingenommen werden konnten, ohne daß dadurch über die Gesamtlage entschieden worden wäre. Eine solche brachte Marcellus in seine Hand, aber er mußte dabei dem Führer freien Abzug zu Epicydes gestatten. Wohl wurde nun so viel erreicht, daß die beiden Stadtteile Neapolis und Tyche seine Gnade anflehten. Aber auch das war doch nur ein sehr partieller Erfolg. Die ersten Anerbietungen oder Aufforderungen, die er an die Achradina ergehen ließ, wurden mit Feindseligkeiten beantwortet; in der Mitte der eingenommenen Stadtteile mußte er sein Lager aufschlagen; er war aber dabei unaufhörlich bedroht. Selbst zu Lande erschienen karthagische Hülfstruppen, die ihn in die schwerste Bedrängnis gebracht haben würden, wenn die karthagische Seemacht sie mit Nachdruck unterstützt hätte. Schon einmal war diese in den Hafen eingedrungen; aber Bomilcar hatte sich überzeugt, daß er mit seinen Fahrzeugen den römischen nicht gewachsen sei, und war nach Karthago zurückgeeilt, um die erforderliche Verstärkung herbeizuführen: er soll den Karthagern vorgestellt haben, daß es in ihrer Macht stehe, Marcellus gefangen zu nehmen. Und in der That wurde Bomilcar in kurzer Frist in den Stand gesetzt, mit neuen Streitkräften zurückzukehren. Am Vorgebirge Pachynum angekommen,

wurde er aber durch widrige Winde abgehalten, in den großen Hafen einzulaufen. Nun läßt sich ja wohl ermessen, welche Bewegung hierüber in der Stadt entstehen mußte, da die beiden Weltmächte eben in ihrer Nähe aneinader gerieten. Marcellus würde verloren gewesen sein, wenn Bomilcar die römische Flotte überwältigt hätte. Epicydes, der in Achradina befehligte, verfügte sich zu ihm, um ihn zu einem unverzüglichen Angriff auf dieselbe zu vermögen. Allein dazu konnte sich Bomilcar doch nicht entschließen; wahrscheinlich war sein Auftrag, auch jetzt nicht das äußerste zu wagen, da eine Niederlage die Gesamtstellung von Karthago in Gefahr gebracht haben würde. Als Bomilcar die Römer in einer guten Haltung, in der sie ihm widerstehen konnten und selbst furchtbar wurden, gegen sich heransegeln sah, richtete er, allen unerwartet, seinen Lauf nach der offenen See und alsdann nach Tarent. Als das wirksamste Moment darf man ansehen, daß die Stärke und gute Ordnung der römischcn Seemacht den Karthagern imponierte: Karthago wich vor Rom zur See zurück. Dadurch aber wurde über Syrakus entschieden. Epicydes ging nicht dahin zurück, sondern nach Agrigent; die Verteidigung der Achradina war allein den Mietsvölkern und der Schar der Überläufer, die sich von den Römern keinerlei Gnade versprechen durften, überlassen. Ob sie aber dazu fähig sein würden, wurde auch dadurch zweifelhaft, daß der erste der Emissare Hannibals sich entfernt hatte, der zweite, Hippokrates, einer pestartigen Krankheit, die damals in einem Teile der Stadt um sich griff, erlag. Aus der Abfahrt des Bomilcar schloß man, daß Karthago den Besitz von Sicilien den Römern gar nicht mehr streitig machen werde. In der Aufregung der Gemüter, welche durch die vor Augen liegende Krisis aller Zustände entstand, hat ein Heerhaufe verbündeter Sicilianer, der in der Nähe der Stadt lagerte, die Initiative der Vermittlung ergriffen: denn sie konnten nicht anders erwarten, als daß das Schicksal von Syrakus auch das ihre bestimmen werde. In der Besorgnis, die hieraus für sie entsprang, traten sie mit Marcellus in Verbindung, der mit ihnen die Abkunft schloß, daß die Römer sich mit dem, was den Königen (Hiero und Hieronymus) gehört habe, begnügen würden, den Einwohnern aber ihre Besitztümer, Freiheiten und Gesetze vorbehalten bleiben sollten. Mit dieser Festsetzung zufrieden, begaben sich die Abgeordneten des Heeres in die Stadt, um die Syrakusaner zur Annahme derselben zu vermögen. Schon dieser Antrag aber versetzte die Mietstruppen in Wut; sie überfielen die eben erst eingesetzten Obrigkeiten, brachten sie um und bemächtigten sich der Gewaltherrschaft in der Stadt.

Hierauf kam es nur noch darauf an, jene Truppen, welche die Stadt terrorisierten, aus den Punkten, die sie inne hatten, zu entfernen. Und gewiß kann man Marcellus keinen Vorwurf machen, daß er in Verbindung mit den sicilianischen Gesandten eine Verhandlung mit einem der vornehmsten Führer derselben, der aus Spanien stammte, angeknüpft hat. Er brachte ihn um so leichter auf seine Seite, da in diesem Moment die Angelegenheiten der Römer in Spanien zu ihren Gunsten standen. Es wurden Veranstal-

tungen getroffen, in deren Folge die Römer die Hauptbefestigungen in Besitz nahmen. Die Einwohner sahen sich vollkommen in der Gewalt der Römer; ihre Gesandten, die bei Marcellus anlangten, baten nur noch um Sicherheit des Lebens für sich selbst und ihre Kinder. Marcellus trug Sorge, die königlichen Schätze für seine Republik zu sichern; die Stadt überließ er der Plünderung der Soldaten. In dem Getümmel dieser Einnahme ist auch Archimedes getötet worden. Er war diesmal nicht bei der Verteidigung beteiligt, sondern mit seiner mathematischen Theorie vollauf beschäftigt; er habe, so sagt man, eine soeben entworfene mathematische Figur, die ihm zu einem Beweise dienen sollte, nicht zerstören lassen wollen. „Meinen Kopf," habe er ausgerufen, „aber nicht meine Linien": da sei er erschlagen worden. Die Einnahme von Syrakus war die erste der Städteeroberungen, die zugleich Exekutionen waren, welche die Gründung der römischen Weltherrschaft bezeichnen; die Zerstörung der altgriechischen und zugleich altnationalen Welt begann damit. War das nicht der Sinn des Traumes des Hannibal, der, von dem Wegweiser den Blick hinter sich wendend, ein Ungeheuer wahrnahm, welches alles zu Grunde richtete?

Die schönsten Monumente des griechischen Geistes, der hier seine Werkstätte gehabt hatte, wurden nach Rom abgeführt. In sich selbst hochbedeutend, hatte nun die Eroberung von Syrakus auch die weitreichendsten Folgen. Nach und nach fielen auch die übrigen griechischen Städte in Sicilien in die Hände der Römer. Agrigent wurde behandelt wie Syrakus. Überdies aber: nun erst wurde es ihnen möglich, die große Position anzugreifen, welche Hannibal im südlichen Italien eingenommen hatte. Namentlich die Verbindung, in welche Capua mit den Puniern getreten war, erwies sich unerträglich: sie wirkte auf alle ihre Bundesgenossen in Mittelitalien zurück. Im Jahre nach der Eroberung von Syrakus bekamen die nach Campanien vorrückenden Prokonsuln, Quintus Fulvius Flaccus und Appius Claudius Pulcher, den Befehl, Capua anzugreifen und nicht von der Stelle zu weichen, ehe es erobert sei. Dort waren ein paar punische Befehlshaber, die, da sie sich das Übergewicht der Römer nicht verhehlen konnten, ihren Oberanführer zu Hülfe riefen. Sehr unerwünscht kam diesem die Aufforderung. Er folgte ihr mit allen Reitern und Elephanten, aber bald wurde er inne, daß er den Römern gegenüber nicht stark genug sei. Und da ist er denn zu einem Stratagem geschritten, welches seinem Andenken in Italien ein besonderes, fast abenteuerliches Gepräge aufgedrückt hat. Er meinte, Capua dadurch von der Belagerung zu befreien, daß er Rom mit einer solchen bedrohe. Indem er die Wachtfeuer in seinem Lager brennen ließ, wandte er sich nach der Via latina, auf der er in die unmittelbare Nähe von Rom vordrang; er überschritt den Anio, wie einst die Gallier.

Es konnte nicht anders sein, als daß bei dem plötzlichen Anlauf eines für weit entfernt gehaltenen Feindes die Stadt mit Schrecken erfüllt wurde. Die Matronen stürzten sich in die Tempel und kehrten mit aufgelösten Haaren

die Altäre, Greise legten die Waffen an, um die Mauern zu verteidigen. Aber auch kriegstüchtige, zur Bildung neuer Legionen in Rom anwesende Mannschaften stellten sich unter die Waffen. Eine alte Traditon ist, Hannibal habe sich gegen die Mauern herangewagt, die Unruhe der Einwohner bemerkt, aber dennoch den Angriff nicht unternommen. Die Stadt zu erobern, konnte er sich auch jetzt keine Hoffnung machen, wenn sie nur einigermaßen verteidigt wurde. Seine Absicht ging lediglich dahin, das römische Heer vor Capua zu einer raschen Heimkehr zu nötigen. Er hatte die Tage berechnet, in welchen man dort von seinem Unternehmen hören und die Belagerung aufheben werde. Als er Rom widerstandsfähig sah und vernahm, die Belagerung von Capua werde dennoch fortgesetzt, entschloß er sich zum Abzug, den er dann rasch und mit fortdauerndem Succeß gegen die Verfolgenden ausführte. Aber Capua zu retten gab er auf.

Nach einiger Zeit mußte sich die Stadt, der es an aller Zufuhr fehlte, auf Gnade und Ungnade ergeben. Bei Livius findet man eine sehr ausführliche, zugleich Verehrung für Rom und Mitgefühl für die Besiegten atmende Erzählung von dem Unglück der Capuaner. Die vornehmsten Mitglieder des dortigen Senats, siebenundzwanzig an Zahl, haben noch einmal ihren Mißmut durch die Freuden der Tafel unterdrückt, dann sich selbst vergiftet. Wegen der übrigen, welche man nach Teanum und Cales brachte, war man zweifelhaft, ob man sie nach Rom führen, wo man sie weiter verhören und ihren Verbindungen mit anderen Munizipalstädten nachspüren könne, oder ob man sie auf der Stelle umbringen solle. Der letzteren Meinung war Fulvius Flaccus. Er ließ sich nicht dadurch irre machen, daß man in Rom einer anderen Ansicht sein konnte. Soeben waren auf seinen Befehl in Cales fünfundzwanzig vornehme Gefangene an den Pfahl gebunden worden, als ein Schreiben von Rom eintraf; er legte es in seinen Schoß und hieß die Hinrichtung vollziehen. Dann erst öffnete er das Schreiben: es war für die Abführung nach Rom. Nicht aus Grausamkeit war er zu jener Exekution geschritten, sondern weil er nicht zulassen wollte, daß in dieser Untersuchung etwa in den latinischen Städten den Mitschuldigen nachgefragt würde, was zu Enthüllungen führen konnte, die eine allgemeine Gärung veranlaßt hätten. In Capua blieben nur die Gewerbtreibenden. Die Einwohner wurden ihres Landes beraubt; sie hatten seitdem keine städtische Verfassung mehr. Welch eine unglückschwangere Eroberung ist aber dieser campanische Landbesitz später geworden! Nach einiger Zeit kam auch Tarent in die Hände der Römer zurück. Es geschah durch den Verrat eines Befehlshabers der Bruttier, der die Römer einließ, worauf sie dann die zur Abwehr herbeiströmenden Griechen und Karthager überwältigten. Für die Weltstellung von Karthago ein sehr empfindlicher Verlust, da hierdurch seine Verbindung mit den Küsten des Adriatischen Meeres und Macedonien unterbrochen wurde. Die Römer machten in Tarent beinahe noch größere Beute, als in Syrakus, aber sie ließen den Tarentinern ihre Götterbilder, was sie

doch in Syrakus nicht gethan hatten. Wurde nun auf diese Weise zwar noch nicht die Herrschaft der Römer vollkommen hergestellt — denn an den südlichen Küsten von Italien wußte sich Hannibal noch immer zu behaupten —, aber doch ihr Übergewicht über die Punier und Griechen samt ihren italiotischen Verbündeten entschieden: so konnte sich die allgemeine Aufmerksamkeit umsomehr auf die Pyrenäische Halbinsel wenden, von wo dieser Krieg eigentlich ausgegangen, und wo er bereits unter mancherlei Wechsel von Glück und Unglück fortgeführt worden war.

Zuerst hatte Cnäus Cornelius Scipio, der Bruder des nach Italien zurückgegangenen Konsuls Publius, mit dem größten Teile des Heeres, das er als dessen Legat nach Spanien führte, sich das Verdienst erworben, einen Angriff der Punier von Karthagena her zurückzuweisen. Im folgenden Sommer war auch Publius mit einer ansehnlichen Verstärkung herübergekommen. Die beiden Brüder hatten das Glück, daß ihnen bei einer Belagerung von Sagunt die Geiseln vieler spanischen Völkerschaften ausgeliefert wurden, die Hannibal daselbst in Gewahrsam zurückgelassen hatte. Durch den Eindruck, den die Zurücksendung derselben auf die verschiedenen Völkerschaften machte, gelangten die Römer zunächst zu einer Überlegenheit über die Karthager in Spanien. Einige Hülfsvölkerscharen, die auf dem Wege Hannibals nach Italien gehen sollten, wurden von ihnen angegriffen und vernichtet. Auch Sagunt fiel in ihre Hand. Um ihrem Vordringen ein Ziel zu setzen, stellten die Karthager, denen an Spanien doch wohl noch mehr gelegen war als an Unteritalien und Sicilien, drei wohlgerüstete Heere ins Feld, bei denen sich nicht allein Numidier, sondern auch angesehene iberische Fürsten befanden. Noch kam das meiste auf die Teilnahme der einheimischen Nationen an. Die beiden Scipionen hatten celtiberische Truppen an sich gezogen. Auf diese aber gewannen die Karthager Einfluß; im entscheidenden Moment wurden die Römer von ihnen verlassen. Die beiden Brüder wurden erschlagen, ihr Heer so gut wie vernichtet.

An ihre Stelle schickten die Römer hierauf den Sohn des Publius, Neffen des Cnaeus, Publius Cornelius Scipio, nach Spanien. Er war ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, und sie erschraken beinahe selbst, als sie in Betracht zogen, daß er noch unerfahren sei und sein Name nicht eben eine glückliche Vorbedeutung in sich schließe. Die römische Religion, welche durch die Unglücksfälle der mindergläubigen Konsuln, die sich um Auspicien und Götterdienst weniger gekümmert hatten, zu neuem Ansehen gekommen war, gelangte in Scipio, der sich der Idee des Gemeinwesens in seiner Verbindung mit den gottesdienstlichen Gebräuchen der Altvorderen vollkommen hingab, zu einer Art von subjektiver Wahrheit. Er war einer jener Menschen, von denen man nicht weiß, ob ihre Gedanken durch Überlegung oder aus einer inneren Inspiration hervorgehen: man glaubte, er rede mit den Göttern, deren Wille ihm durch nächtliche Gesichter kund werde. Von den beiden Autoren, die über ihn berichten, hebt der eine mehr die religiöse,

der andere mehr die nationale Seite hervor. Eben darin, daß sich die eine mit der anderen durchdrang, liegt die eigentümliche Sinnesweise Scipios. Vor allem aber besaß er den Geist des großen Strategen, der das beherrschende Moment in den Situationen ergreift und festhält. In einem Schreiben an König Philipp von Macedonien hat er die Gründe auseinandergesetzt, welche ihn zu einem Unternehmen auf Neu-Karthago bewogen. Es war das Wichtigste, was er thun konnte; diese Stadt hatte den besten Hafen, den nächsten Zusammenhang mit Afrika: da waren die Waffenmagazine und Kassen, da wurden die Geiseln aus dem übrigen Spanien festgehalten. Überdies aber, es hatte keine große Schwierigkeit. Wohl befanden sich drei karthagische Heere auf der Halbinsel, aber sie waren getrennt von einander und eben mit anderen Dingen beschäftigt; wäre Scipio mit seinem Heere mitten in das Land vorgerückt, so würden sie sich vereinigt haben, und es hätte ihm gehen können, wie seinem Vater und seinem Oheim. Dagegen hatte Neu-Karthago, für das man nicht fürchtete, eine geringe Besatzung; es ward durch keine Flotte beschützt. Wir lernen Scipio hier kennen, wie er war.

Rasch und unerwartet überschritt er den Iberus und rückte, von der römischen Flotte unter Anführung seines Freundes Laelius begleitet, die Küste entlang vorwärts.

Sowie er angelangt war — denn zögern durfte er nicht —, schritt er zum Angriff. An den hohen Mauern, die von Mago verteidigt wurden, fand er einen unüberwindlichen Widerstand. Aber er hatte seinen Truppen gesagt, der Gott des Meeres werde ihm zu Hülfe kommen. Eben trat die Ebbe ein und zwar infolge eines günstigen Windes so stark, daß die Mauern an der See, an sich niedriger und weniger berücksichtigt, mit den Mitteln des Landkrieges erreicht werden konnten. „Jetzt ist es Zeit", rief er aus, „jetzt ist der Gott da, der uns hilft: das Meer weicht zurück, ich werde Euch führen." Er ergriff selbst eine Leiter; doch ließ man nicht zu, daß der Feldherr sich persönlich in diese augenscheinliche Gefahr begab. Dem doppelten Angriff erlag die Stadt. Mago zog sich in die Burg zurück und mußte in kurzem auch diese überliefern.

Von allem, was Scipio in seine Gewalt bekam, hatte nichts mehr Wert für ihn, als die zahlreichen Geiseln eingeborener Stämme. Auf eine ähnliche Weise, wie bei der Seestadt, wurde bald darauf in einer Feldschlacht in der Mitte des Landes die Oberhand über den Feind gewonnen. Scipio sah sich in eine unvorteilhafte Stellung gedrängt, glaubte aber an die Auspicien, die ihm den Sieg verhießen. Da er mit seinem ersten Anlauf nichts ausrichtete, sprang er von seinem Pferd und ergriff den Schild: so warf er sich auf den Feind. Es bedurfte nichts als des Rufes: „Römer! helft Euerm Scipio", um die Truppen mit einem Feuer zu erfüllen, das ihnen den Sieg verschaffte. Auspicien und Heldenmut wirkten nochmals zusammen, wie in der alten römischen Geschichte. Mit seinen übrigen Eigenschaften verband Scipio eine Leutseligkeit, welche jedermann für ihn gewann. Eine Anzahl vornehmer

junger Mädchen, die von den Karthagern nicht mit der Rücksicht, welche ihrem Geschlecht und Stande gebührte, behandelt worden waren und die nun in seine Hand fielen, übergab er zuverlässigen Leuten zur Bedienung, mit der Versicherung, es solle für sie gesorgt werden wie für seine eigenen Verwandten. Er war von Natur nicht unempfindlich für schöne Frauen. Als ihm eine der schönsten Jungfrauen von den Leuten, von welchen sie gefangen worden war, als Geschenk zugeführt wurde, wies er sie von sich; denn als Feldherr dürfe er ein Geschenk dieser Art nicht annehmen: er bezog sich auf seine Verpflichtung gegen die Republik, welche jedes andere Verlangen in ihm ersticke. Von diesem Verhalten und seiner Erscheinung, die eine große Persönlichkeit ankündigte, betroffen, begrüßten ihn einige angesehene Führer der Spanier als König. Scipio achtete nicht darauf, bis die Menge der von den Karthagern Übergetretenen ihn einmütig als König ausrief. Trotz seiner Jugend wurde Scipio weder von seinen Erfolgen, noch von Huldigungen berauscht. Er erklärte den Versammelten: ein königliches Gemüt wolle er ihnen zeigen; aber nicht als König, als ihren Feldherrn, Imperator, möchten sie ihn ansehen. Liegt darin nicht der intellektuelle Ursprung des römischen Imperium?

Gleich unter den damaligen Umständen mußten sich die karthagischen Feldherrn eingestehen, daß sie die vornehmste Provinz, auf der ihre Macht beruhte, eigentlich verloren hatten: daß das neue Karthago an die Römer übergegangen war, brachte das alte in Gefahr. Da haben sie denn einen Beschluß gefaßt, von dessen gelungener Ausführung sie noch einmal eine Herstellung des Glückes zu ihren Gunsten hätten erwarten dürfen. Während Spanien unterlag, erwies sich Hannibal in Apulien unüberwindlich. In diesen Zeiten gelang es ihm noch einmal, zwei konsulare Heere in Regionen zu verlocken, wo er sie durch seine numidischen Reiter, die plötzlich aus ihrem Versteck hervorbrachen, überwand. Dabei ist der Eroberer von Syrakus, Marcellus, damals zum fünften Mal Konsul, in einen Hinterhalt geraten und von einem numidischen Reiter getötet worden: die Römer haben immer beklagt, daß er seines Ruhmes so unwürdig umgekommen sei. Aber man sieht: die Sache Hannibals war mit nichten verloren; sein kriegsmännischer Ruf mußte durch Erfolge, wie dieser, sich erfrischen und vermehren.

Die drei karthagischen Führer in Spanien faßten den Plan, daß die Verteidigung der Überreste ihres zertrümmerten Reiches zwei von ihnen überlassen bleiben, der dritte aber, Hasdrubal, Hannibals Bruder, auf dem von diesem eingeschlagenen Wege nach Italien gehen, Cisalpinien in Bewegung setzen und dann von Norden her gegen Rom vordringen solle, während Hannibal sich von Süden gegen die werdende Hauptstadt der Welt erheben würde. Es war ein dem Sinn, in welchem dieser Krieg geführt wurde, entsprechender Plan; nur durch einen Angriff auf Italien glaubte man die Macht von Rom niederhalten zu können.

Unverzüglich machte sich Hasdrubal auf den Weg, ohne daß ihn Scipio gehindert hätte.

In Gallien wurde ihm noch eine bessere Aufnahme als seinem Bruder zu Teil. Arverner und andere Gallier, selbst alpinische Völkerschaften folgten ihm auf seinem Zug. Er fand beim Überschreiten des Gebirges keine Schwierigkeit. Um die cisalpinischen Völker wollte er sich das Verdienst erwerben, sie von den römischen Kolonien zu befreien, was ihm nun freilich mißlang.

Die Römer wurden nicht überrascht; sie hatten mit aller Anstrengung gerüstet; dem vordringenden Hasdrubal stellten sie den einen ihrer Konsuln, Livius Salinator, der nach langer Zurücksetzung wieder hervorgezogen wurde, dem alten Feinde Hannibal in Apulien den anderen, Claudius Nero, entgegen.

In Apulien kam es zu nichts, als zu tumultuarischen Kämpfen, in welchen Hannibal von Bruttium nach Lucanien, von Lucanien nach Apulien zog, nach Metapont zurückwich, nach Apulien wieder vorschritt. Es mußte ihm genügen, das Feld zu halten und die Römer zu beschäftigen, bis sein Bruder, von dem er keine genaue Nachricht hatte, in die Nähe gelangen und ihm eine solche zukommen lassen würde.

Endlich schickte Hasdrubal ein paar Numidier an seinen Bruder, um diesen von seinem Marsch in Kenntnis zu setzen; er hoffte sich mit demselben in Umbrien zu vereinigen. Der Zufall wollte, daß diese Briefe den Römern in die Hände fielen.

In der Besorgnis, daß Livius Salinator dem Anfall Hasdrubals doch nicht ganz gewachsen sein würde, faßte Claudius den bei der Nähe Hannibals verwegenen Entschluß, mit einer Auswahl seiner besten Truppen dem Kollegen zu Hülfe zu ziehen. Alles ward so geheimnisvoll und so rasch wie möglich ins Werk gesetzt. Er sagte den Leuten, sie würden durch ihre Ankunft dem anderen Heere das Übergewicht verschaffen; schon die Nachricht, daß er da sei, werde den Feinden ihren Mut nehmen; im Kriege entscheide der Ruf und das Gerücht.

Als nun Hasdrubal den Metaurus überschritt, um mit Salinator zu kämpfen, vernahm er, so sehr man es ihm auch zu verheimlichen suchte, daß zwei Konsuln in dem römischen Lager seien.

Beide mit einander dort an Ort und Stelle zu bestehen, hielt er sich nicht für stark genug; er versuchte über den Metaurus zurückzukommen; ehe er dies aber ins Werk gesetzt hatte, wurde er wider seinen Willen zur Schlacht genötigt. Keinen Augenblick wollte Claudius zögern; er wollte schlagen, ehe Hannibal seine Abwesenheit bemerkt habe.

In der Schlacht fochten besonders die Spanier und Iberer, welche so viele Kämpfe mit den Römern bestanden hatten, und die Ligurer überaus tapfer; minder die Gallier. Hasdrubal selbst kam um; bei 50000 von seinem Heere mit ihm. Die Zahl der Gefangenen giebt man auf 5000 an. Hannibal, der von der Entfernung des Claudius nichts bemerkt hatte, erhielt von dem, was vorgefallen, erst dadurch Kunde, daß man ihm den Kopf seines erschlagenen Bruders brachte, den die Römer vor die Vorposten seines Lagers geworfen

hatten. „Ich erkenne“, sagte er, „das Geschick von Karthago.“ In Rom aber glaubte man erst jetzt aller Gefahr entledigt zu sein. Drei Tage lang sah man die Matronen in Feierkleidern mit ihren Kindern die Tempel besuchen; der bürgerliche Verkehr begann wieder, als wäre man bereits im Frieden.

Wie sehr alles zusammenhing und aufeinander wirkte, nimmt man unter anderem daraus ab, daß bei dem karthagischen Heer in Spanien Bruttier, Lucaner, vielleicht Samniten dienten, sowie von der andern Seite her Lusitaner. Ein seltenes Triumvirat bildeten die Söhne des Hamilcar Barcas: Hannibal, Hasdrubal und Mago. Mago, der, nachdem Hasdrubal umgekommen war, noch einen Versuch machte, Spanien zu verteidigen, ward doch von Scipio ohne große Anstrengung besiegt. Scipio schlug ihn, indem er mit seinen besten Truppen die schlechtesten des Feindes überwältigte, die dann alle anderen in ihre Flucht fortzogen. Bäcula, wo diese Schlacht vorfiel, hält man für Baylen; zweimal, freilich zwei Jahrtausende auseinander, würde dann diese Örtlichkeit der Schauplatz von Schlachten geworden sein, die über das Schicksal Spaniens definitiv entschieden.

Am Übergang über den Bätis verhindert, wußte Mago seinen Weg längs des Flusses nach Gades hin zu nehmen, was nicht ohne schwere Verluste geschah.

Magos Niederlage in Bätica war das Gegenstück der Niederlage seines Bruders Hasdrubal am Metaurus. Die Karthager hielten sich nur noch an den äußersten Küsten. Schon durchzog Scipio Spanien als Herr des Landes. Er brauchte siebzig Tage, um nach Tarraco zu kommen. Überall wandte er den einheimischen Verhältnissen Aufmerksamkeit zu und bestrafte oder richtete das Land ein.

Scipio verließ Spanien nicht eher, als bis auch Mago vertrieben und Gades in römische Hände übergegangen war. Diese Stadt, wo Hannibal zuletzt sein Gelübde dem tyrischen Herkules dargebracht hatte und wo wir den altsemitischen Magistrat der Suffeten finden, war doch nicht geneigt gewesen, Mago nach seiner Niederlage bei sich aufzunehmen, und schickte die Suffeten heraus, um dies zu entschuldigen. Mago ließ sie dafür züchtigen und ans Kreuz schlagen: die letzte Handlung der Punier am atlantischen Ocean. Die Stadt ergab sich hierauf an die Römer und wurde von diesen in die Reihe ihrer Bundesgenossen aufgenommen.

Mago kam von Gades über die balearischen Inseln mit seinem Geschwader an die ligurische Küste und rief die Gallier auf, den Krieg zu erneuern; diese antworteten, die römischen Legionen seien ihnen zu nahe, um das zu wagen.

Man kann etwa das Jahr 550 der Stadt, 204 vor unserer Ära als die Epoche bezeichnen, in welcher die Punier, die Orientalen, aus dem Occident von Europa vertrieben wurden und das Übergewicht in der westlichen Welt auf die Römer überging.

Aber der Krieg zwischen den beiden Potenzen war damit keineswegs beendigt, nicht einmal zu voller Entscheidung gebracht. Noch behauptete sich Hannibal unbesiegt auf seinem beschränkten Kriegstheater: und der Schrecken seines Namens lastete fortwährend auf Italien. Auf der anderen Seite hatte Scipio mit den eingeborenen afrikanischen Fürsten Verständnisse angeknüpft, die nicht verborgen blieben und Karthago auf seiner Hut zu sein erinnerten. Nach der Unterwerfung Spaniens war in ihm der Gedanke erwacht, nach Afrika überzugehen; er hatte bereits die nötigen Vorkehrungen dazu getroffen; nur auf diese Weise meinte er Italien vollends zu befreien und dem großen Krieg ein Ende zu machen. Und wer will sagen, ob das nicht das beste gewesen wäre: denn der erfochtene Sieg hat eine Kraft, welche den Weg zu neuen Unternehmungen bahnt. Aber in Rom wollte man es nicht. Wir vernehmen, daß der Senat Nachfolger für Scipio in Spanien ernannte, so daß dieser nun von dort unmittelbar nach Rom zurückging. Ein Triumph wurde ihm aus formellen Gründen versagt; aber er erlangte das Konsulat, obgleich sich auch dagegen einiges einwenden ließ, durch den einstimmigen Zuruf aller Centurien. Und niemals waren die Comitien zahlreicher besucht gewesen; alles strömte zusammen, um den jungen Helden mit eigenen Augen zu sehen. Ihn umgab die Glorie, welche unerwartete und entscheidende Kriegserfolge zu begleiten pflegt. Eine nationale Festlichkeit war es in der That, als er aufs Kapitol stieg, um dem obersten der Götter, dem vorangegangenen Gelübde gemäß, eine große Hekatombe darzubringen. Man konnte es als einen Sieg des römischen Jupiter über die Götter von Karthago und Tyrus ansehen, daß Spanien der Gewalt Karthagos entrissen worden war; die populäre Meinung griff um sich, daß Scipio unter unmittelbarer göttlicher Einwirkung handle, gleichsam eines Dämoniums, das ihn leite. Im Volke zweifelte man nicht, daß ihm ein Unternehmen gegen Afrika selbst, wie er es wünschte, auf das glücklichste gelingen würde. Aber der Senat hatte doch große Bedenken, ihn dazu sofort zu ermächtigen. Quintus Fabius wandte dagegen ein, daß man erst Herr im eigenen Lande sein müsse, ehe man ein fremdes angreife: daß man Italien von Hannibal befreien würde, indem man nach Afrika übergehe, wollte ihm nicht einleuchten. Er erinnerte an die unglücklichen Folgen des Unternehmens des Regulus in Afrika: was solle daraus werden, wenn, indem Scipio dahingehe, Hannibal sich in Italien durch einen Umschlag des Glückes wieder gegen Rom erheben sollte. Manchen Senator mag es gegeben haben, der an dem Emporkommen des jungen Mannes zu einem überwiegenden populären Ansehen Anstoß nahm. Aber anerkennen muß man doch auch, daß die Erwägungen, die man dagegen vortrug, inneres Gewicht hatten. Nur darum sprach der Senat seine Mißbilligung des Vorhabens nicht unbedingt aus, weil er fürchtete, Scipio möchte sich alsdann an das Volk wenden und durch ein Plebiscit die Ermächtigung erlangen, die ihm der Senat verweigerte. Eine solche Entzweiung aber wollte Scipio nicht veranlassen: er erklärte nach einigem Bedenken ausdrücklich, daß er dem Senat die Sache anheimstelle.

Aber auch dieser wich bereits wegen der öffentlichen Meinung einen Schritt zurück; dem Publius Cornelius Scipio wurde die Provinz Sicilien zugesprochen, mit der Erlaubnis, nach Afrika überzugehen, wenn der Vorteil der Republik es zu erheischen scheine. Der drohende Zwiespalt zwischen Plebs und Senat wurde dadurch vermieden; aber die Macht zu Lande und zur See, die man dem abgehenden Konsul bewilligte, war doch keineswegs genügend, um eine Unternehmung von solcher Tragweite zu wagen. Indem Scipio, der nun nach Sicilien ging, sich dennoch dazu vorbereitete, hatte er das Glück, einen großen Schlag gegen Hannibal selbst auszuführen. In Lokri, auf welches sich die Streitfähigkeit Hannibals besonders begründete, regte sich die Bevölkerung gegen die Gewaltsamkeiten, welche sie von der punischen Besatzung erfuhr, umsomehr, da Hannibal ihren Klagen kein Gehör schenkte. Das Volk wandte sich jetzt auf die Seite der Römer; Scipio wußte von der Insel her sich Eingang in die Stadt zu verschaffen und sie wieder mit seinen Römern zu unterwerfen. Eine Annäherung Hannibals wurde von Scipio zurückgewiesen. Er gewann nun hierdurch verdoppeltes Ansehen in Rom; man berichtet, daß ihm eine Vermehrung seiner Truppenmacht zugestanden worden sei. Hauptsächlich aber gesellten sich ihm freiwillige Scharen zu, darunter auch Kriegsleute, die noch bei Cannae mitgefochten hatten und vor Eifer brannten, Rache an den Puniern zu nehmen; viele andere, die das Glück Scipios teilen wollten. Dem dringenden Geldbedürfnisse wurde durch private Beisteuern abgeholfen; Sicilien, jetzt eine römische Provinz, erfüllte sich mit kriegerischem Geräusch.

Ihrerseits säumten die Karthager nicht, sich hiegegen in Stand zu setzen. Vor allem zogen sie den einheimischen Fürsten, der mit Scipio in Verbindung stand, wieder auf ihre Seite, so daß dieser, statt denselben einzuladen, eine Abmahnung an ihn ergehen ließ. Sie ließen es sich viel Geld kosten, den König Philipp von Macedonien zu einem Angriff auf Italien oder Sicilien zu vermögen; sie verstärkten Mago, und forderten ihn auf, so weit wie möglich in Italien vorzudringen. Hannibal selbst unterstützten sie mit Truppen und Geld, reichlicher als jemals: alles in der Absicht, Scipio von der Überfahrt abzuhalten. In alledem sah nun aber Scipio nur eine Aufforderung, sein Unternehmen unverzüglich ins Werk zu setzen; was ihn hindern sollte, trieb ihn an. Er hatte keinen ausdrücklichen Befehl dazu, aber der Augenblick schien ihm gekommen zu sein, in welchem die eventuelle Ermächtigung des Senats in Kraft trete. Seine Soldaten waren jetzt mit Waffen und Pferden, woran es ihnen bisher gefehlt hatte, versehen: auch diese Fürsorge hatte sie ihm persönlich verpflichtet. Die nötigen Transportschiffe waren bei Lilybäum, von wo er abzusegeln gedachte, beisammen. Als alles so weit war, brachte er den Göttern des Meeres und der Erde seine Opfer dar, indem er sie anflehte, das, was er gethan, thue und thun werde, dem römischen Volke, dem latinischen Namen und allen, die ihm folgten, zum Heile gereichen zu lassen. Darin besteht sein Charakter, daß er die Autonomie des Feldherrn

mit der Hingebung an das Vaterland und beide mit einem religiösen Anflug verbindet.

Nur sehr mäßig war die Macht, die ihn begleitete; sie mag etwa 12000 Mann betragen haben. Ohne Widerstand zu finden, landete er nordwestlich von der Mündung des Bagradas, der dort in den frühesten Zeiten ein Delta bildete, unfern von Utika. Die Karthager waren nicht unvorbereitet, ihm zu begegnen; sie hatten ein stattliches Heer, zahlreiche Elephanten, die neu eingebracht und gezähmt waren, im Felde; ihre Befestigungen waren in gutem Zustande. Eine oder die andere nahm Scipio ein: Utika aber wußte ihn abzuwehren.

Wäre Karthago seiner afrikanischen Nachbarn mächtig gewesen, so würde Scipio einen unüberwindlichen Widerstand gefunden haben. Aber schon bei der Empörung der Söldner gegen Karthago hatte man erlebt, daß das nicht der Fall sei. Zwar waren die Eingeborenen und ihre Fürsten damals von Hamilcar besiegt worden; sie regten sich aber wieder, als die Römer das südliche Spanien bezwangen. Es sind doch eigentlich dieselben Stämme, welche durch Karthago dem Orient unterworfen, durch Rom diesem Einfluß entrissen, in späteren Jahrhunderten wieder einer verwandten Oberherrlichkeit anheimgefallen sind. Zu ihren vornehmsten Oberhäuptern gehörte Syphax, Fürst der Massäsylier, von dem Scipio die Versicherung erhalten hatte, auf seine Seite zu treten, wenn er nach Afrika komme. Aber die Karthager hatten ihn dadurch zu gewinnen gewußt, daß sie ihm eine schöne junge Karthagerin, deren ganze Seele mit Haß gegen Rom erfüllt war, die Tochter von Hasdrubal, Gisgos Sohn, Sophonisbe, zur Gemahlin gaben. Damit aber entfremdeten sie sich den anderen, nicht weniger mächtigen ihrer Nachbarn, den Häuptling der Massylier im östlichen Numidien, Masinissa, der in Karthago selbst erzogen war und dem man Hoffnung auf eine Vermählung mit Sophonisbe gemacht hatte. Die Karthager meinten, ihn mit Hülfe des Syphax in einem untergeordnetem Verhältnis niederhalten zu können. Hasdrubal und Syphax, nahe verbunden, griffen Masinissa in seinem Gebiete an und nahmen einen großen Theil desselben in Besitz. Aber dadurch bewirkten sie nur, daß Scipio, indem er Syphax verlor, dagegen an Masinissa einen unschätzbaren Verbündeten erhielt. Masinissa hatte die numidische Kriegsart, welche darin bestand, daß eine behende Reiterei angriff, floh und dann wieder angriff, sich ganz zu eigen gemacht und fast systematisch ausgebildet. Er war allenthalben und nirgends; er erwartete nie einen Angriff; er selber griff allezeit an. Und da die Gegner immer mit großem Gepäck, dessen sie nicht entbehren konnten, daherzogen, so fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, Beute zu machen, die dann wieder die Kriegstüchtigen unter den Numidiern mehr an ihn heranzog, als der Sold, den die Karthager zahlen konnten.

Syphax, der in dem beginnenden großen Kampf eine Gefahr für sich selbst erblickte, machte noch einen Versuch, den Frieden zu vermitteln: sein Vorschlag war, daß die Römer Sicilien und Spanien behalten, aber Libyen

wieder verlassen müßten, wogegen die Karthager aus Italien weichen würden; wer diese Abkunft verletze, gegen den werde er, Syphax, sich erklären. Er hoffte, Masinissa für diesen Plan zu gewinnen, aber wie hätte ihm dies bei dem Nebenbuhler gelingen können, dessen ganze Existenz auf der Anwesenheit der Römer auf afrikanischem Boden beruhte? Wohl möglich, daß Anträge dieser Art bei Quintus Fabius und dem römischen Senat Anklang gefunden hätten; nimmermehr aber bei Scipio, der in dem Kriege eine Art von höherer Mission erblickte und jetzt auf die Unterstützung eines mächtigen eingeborenen Fürsten zählen konnte.

Syphax und Hasdrubal entschlossen sich zu einem Anfall auf das Lager der Römer bei Utika, jeder von ihnen in seiner besonderen Stellung. Auch auf der See sammelte sich eine starke karthagische Flotte der römischen gegenüber. Die Absicht war, Scipio zugleich von allen drei Seiten anzugreifen. Scipio, von dem Vorhaben unterrichtet und zugleich überzeugt, daß nur Verwegenheit ihn retten könne, beschloß, seine Waffen gegen Hasdrubal zu wenden, auf dem alles beruhte, und zwar in einem nächtlichen Überfall, der denn auch gelang. Das Lager wurde in Brand gesteckt, die Karthager erlitten die schwersten Verluste. Scipio opferte den Göttern der Kühnheit und der Furcht.

Sein Sieg hatte für beide Gegner entscheidende Folgen; der eine derselben, Hasdrubal, wurde seiner Niederlage halber in Karthago zum Tode verurteilt, sammelte aber Truppen um sich her, mit welchen er auf seine eigene Hand Krieg führte, jedoch ebensowohl gegen die Karthager selbst, als gegen die Römer. Syphax zieht zugleich in dem Streite zwischen den beiden Häuptlingen, der nun erst recht ausbrach, die Augen auf sich. Er ging nach Massäsylien zurück. Masinissa eilte ihm nach, in Begleitung einiger Römer, was ihm eine taktische Überlegenheit verschaffte. Syphax ward geschlagen und selbst gefangen. Seine Hauptstadt Cirta wurde von Masinissa eingenommen. Hiebei fiel auch die schöne und stolze Karthagerin Sophonisbe, in welcher die Römer ihre geschworene Feindin sahen, in seine Hand; sie ergab sich an Masinissa unter der Bedingung, sie nicht in die Hände der Römer geraten zu lassen; noch an demselben Tage ward ihre Vermählung vollzogen.

Wie es hauptsächlich ihr zuzuschreiben ist, daß Syphax eine feindselige Stellung gegen die Römer genommen hatte, so möchte man beinahe ihr zutrauen, daß sie so rasch zu Masinissa überging, weil sie auch diesen gegen Rom fortzuziehen gedachte. Eben das aber besorgten die Römer. Scipio wollte nicht Masinissa verlieren, wie er einst Syphax verloren, und forderte ihn auf, den Römern die von ihm gemachte Beute, zu der auch Sophonisbe gehörte, auszuliefern. Masinissa, der das nicht verweigern konnte, aber auch nicht zu thun gemeint war, eilte zu Sophonisbe und ließ ihr die Wahl, ob sie das Gift, das er ihr mitgebracht, trinken, oder in die Gewalt der Römer geraten wolle. Sie trug kein Bedenken, das erstere zu wählen; indem

ihr neuer Gemahl wieder fortgeritten, nahm sie das Gift und tötete sich selbst. Eben in hochgestellten Frauen pflegt der nationale Haß, den die politischen Umstände hervorbringen, am lebendigsten und unverholensten zur Erscheinung zu kommen.

Scipio lobte Masinissa und bekränzte ihn.

Das tragische Ende einer Frau bezeichnet zugleich die Katastrophe in dem Schicksal von Karthago, die nunmehr eintrat.

Wenn in den letzten Konflikten eigentlich die Frage war, welche von den beiden der miteinander um die Herrschaft ringenden Republiken die andere in ihrem Mittelpunkt am meisten gefährden würde, so war sie zum Nachteil von Karthago entschieden. Jene Anstrengungen Magos, Hannibals, des Königs Philipp zerfielen in nichts; der letztere schloß eben damals seinen Frieden mit Rom. Die Römer beherrschten die See; es war ihnen gelungen, in Sicilien und Spanien die Sympathien eines großen Teils der Bevölkerung für sich zu gewinnen, die Antipathien der anderen durch Gewalt niederzuschlagen. Karthago dagegen mußte erleben, daß sich unter den afrikanischen Stämmen, von denen es umgeben war, eine ihm systematisch entgegengesetzte Macht hervorthat: es hatte weder einen Feldherrn, noch ein Kriegsheer, um den siegreichen Römern und Numidiern Widerstand zu leisten.

In dieser Lage der Verhältnisse sind nun auf beiden Seiten Beschlüsse, die derselben entsprachen, gefaßt worden. In Rom waren die Einwendungen gegen das Unternehmen Scipios verstummt; man feierte seine Successe mit öffentlicher Supplikation und bestätigte ihm den Oberbefehl, bis er den Krieg mit Karthago glücklich beendigt haben werde. Dagegegen drangen in Karthago zwei Beschlüsse von scheinbar widersprechender Tendenz durch: der eine, um Frieden zu bitten; der andere, den Mann zurückzurufen, dessen Name den Krieg bedeutete. Es mag sein, daß dies ein Kompromiß zwischen den beiden Parteien, die einander immer bekämpft hatten, von denen die eine mehr für den Frieden, die andere mehr für den Krieg war, gewesen ist; von punischer Treulosigkeit könnte man auch dann noch nicht reden. Aber in der That standen die beiden Beschlüsse nicht in Widerspruch mit einander. Man kam den Römern dadurch entgegen, daß man Italien aufgab; um aber die Metropole zu behaupten, bedurfte man der Erneuerung einer in Afrika selbst aufzustellenden Kriegsmacht und eines Führers von Ruf und Autorität. Unverzüglich schickten die Karthager unter dem Schutz eines Waffenstillstandes, den ihnen Scipio bewilligte, eine Gesandtschaft nach Rom, um dort die Friedensbitte zu wiederholen. Die Römer gaben keine definitive Antwort; sie stellten die Verhandlungen dem Scipio anheim unter dem Beirat eines Ausschusses, den sie ihm zuschickten. Die Unterhandlung versetzte sich also in das Lager des Scipio, der nun Bedingungen vorlegte, die zwar sehr schwer waren, aber Karthago noch lebensfähig erhalten haben würden: Abstehen von allen Werbungen in Ligurien; Reduktion der punischen Flotte auf dreißig Kriegsschiffe; Beschränkung der punischen Grenzen auf den so-

genannten libyschen Graben; Anerkennung Masinissas in seinen alten Besitzungen nicht allein, sondern auch in dem, was er von dem Gebiete des Syphax erobern könnte; endlich Zahlung von 1600 Talenten. Die Karthager wiesen das nicht geradezu von sich. Es erhellt nicht deutlich, wie weit man in den Unterhandlungen bereits gediehen war, aber man glaubte auf das Gelingen derselben hoffen zu dürfen, als Hannibal eintraf. Da ist nun in den genau ausgearbeiteten Geschichtswerken des Altertums soviel von den schmerzlichen Gefühlen, mit denen Hannibal Italien verlassen, von den Bewegungen, die seine Ankunft in Karthago hervorgerufen habe, endlich von seiner Unterhandlung mit Scipio, mit dem er eine Zusammenkunft hielt, die Rede, daß man den Gang der Ereignisse fast aus den Augen verliert. Nur das erhellt, daß die Ankunft Hannibals, seine Rüstungen und seine Nähe die unbotmäßige Menge der Hauptstadt zu Ausschreitungen veranlaßte, durch welche der Waffenstillstand gebrochen wurde. Die römischen Gesandten wurden verhöhnt, es konnte kein Zweifel sein, daß der Krieg wieder angehen mußte. Ehe das geschah, hat aber Hannibal sich selbst soweit überwunden, daß er Scipio um eine Zusammenkunft bat, die ihm dieser gewährte. Nehmen wir Abstand von den Reden, die ihm in den Mund gelegt werden, die aber mehr ein allgemeines Interesse, als das besondere vorliegende betreffen. Was war es, was Hannibal eigentlich von Scipio verlangte? Es waren Ermäßigungen der von demselben im Namen von Rom gesetzten Bedingungen. Hannibal, der für die Behauptung von Spanien die Waffen ergriffen und dann den Gedanken gefaßt hatte, Sicilien für Karthago zurückzuerobern, war soweit gebracht, daß er eine Verzichtleistung auf Spanien, Sicilien und die anderen streitigen Inseln anbot. Wenn wir ihn recht verstehen, so wollte er jedoch von den anderen Beschränkungen, welche Rom den Puniern aufzuerlegen meinte, nichts hören. Vor allem forderte er eine Herabsetzung der Kriegskontribution, deren hoher Betrag es eben sei, was das Volk von Karthago in Aufregung versetze. Darauf aber wollte und konnte Scipio nicht eingehen. Die mit den römischen Senatoren vereinbarten Bedingungen, in welche die Karthager eingewilligt hatten, konnte er nicht deshalb aufgeben, weil ihm jetzt Hannibal mit einem gerüsteten Heere gegenüberstand. Zwischen diesem und dem römischen, zwischen den beiden Feldherrn mußte es noch einmal zu einem Waffengange kommen. In der Kriegsgeschichte ist es nicht so häufig, wie man meinen sollte, daß große und ebenbürtige strategische Talente einander gegenüberstehen: hier trafen die beiden großen Feldherrn, deren Ruhm alle Gemüter erfüllte, unmittelbar aufeinander. Der eine hatte die Differenzen, die zwischen Rom und Karthago obwalteten, zu einem Kriege gesteigert, der das Schicksal der Welt umfaßte; er hatte an der Spitze einer kampfgeübten Söldnerschar die Völkerschaften celtiberischer und celtischer Nationalität um sich vereinigt, allen Schwierigkeiten der Natur in den Alpen und dann in den Apenninen Trotz geboten, das eine seiner Augen hatte er dabei eingebüßt; den bis dahin unbesiegten römischen Legionen hatte er die afrikanischen

Kriegsmittel und Kriegsart entgegengesetzt und sie in vier großen Schlachten überwunden; mehr als einmal war er in der Nähe Roms erschienen und hatte wenigstens einen Moment erlebt, in welchem die südliche Welt wieder das Übergewicht von Karthago anerkannte. Niemals hat ein Kriegsoberhaupt Truppen verschiedener Herkunft und Sprache so gut zusammenzuhalten gewußt, wie Hannibal: er konnte in den verschiedenen Idiomen mit ihnen reden. So hat auch wohl niemals ein Heerführer den Kriegsschauplatz auf fremder Erde besser zu benutzen verstanden. Unbarmherzig gegen die eigentlichen Feinde, versäumte er doch nichts, um die Verbündeten von ihnen abtrünnig zu machen. Er war verschlagen, wachsam, erfinderisch und, wo er selbst erschien, in der Regel unüberwindlich. Ihm gegenüber war dann Scipio emporgekommen, der von einem defensiven Gedanken ausging. Die Unerschütterlichkeit, mit welcher Rom auch in den bedrängtesten Umständen jede Annäherung abwies, erschien in ihm zugleich mit einem Schwunge gepaart, der ihn hauptsächlich zu großen Erfolgen führte. Indem er den Untergang seines Vaters und seines Oheims in Spanien zu rächen unternahm, unterwarf er das große Land und führte dessen Einwohner von den karthagischen zu den römischen Göttern über. Er besaß einen Anflug griechischer Kultur und besonders eine Erhebung der Seele, die ihm an jeder Stelle Bewunderung und Ehrfurcht verschaffte; er hat etwas vom großen Alexander, dessen Kampf gegen die orientalischen Systeme er im Abendlande eigentlich vollendet hat: in ihm schlug schon eine monarchische Ader. Aber inmitten der ausgebildeten Republik und ihrer strengen und mächtigen Oberhäupter hätte er einem solchen Gelüste, wenn es in ihm war, keinen Raum geben können; in den republikanischen Formen wußte er doch seine Gedanken zur Ausführung zu bringen. Der Übergang nach Afrika war sein eigenstes Werk; Agathokles und Regulus brauchten ihn nicht zu schrecken, da er in den Eingeborenen kriegsfähige Verbündete fand. Jetzt waren, sozusagen, die Rollen gewechselt. Hannibal war in die Defensive gedrängt, Scipio wurde durch das Mißlingen seiner Friedensverhandlungen zur Offensive genötigt. So kam es zwischen den beiden Heeren und Heerführern zur Schlacht bei Zama. Dem glaubwürdigsten Bericht zufolge wurde die Schlacht dadurch veranlaßt, daß Scipio dem Feinde in der Besetzung einer Höhe zuvorkam, so daß Hannibal gezwungen wurde, die Nacht in der Ebene zuzubringen, an einer Stelle, wo es ihm selbst an Wasser gebrach. Ein Teil seiner Truppen, wahrscheinlich in Erinnerung an den Überfall bei Utika, blieb bis an den Morgen in Waffen. In dieser Erschöpfung beschloß Scipio sie anzugreifen.

Hannibal konnte die Schlacht nicht verweigern, da ein Rückzug die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Er hatte alle Elemente beisammen, die dazu gehörten, um eine Schlacht in der altgewohnten karthagischen Weise zu liefern: wohleingeübte Elephanten, an Zahl achtig, Mietsvölker aus Gallien, Ligurien, den balearischen Inseln, die Italiker, mit denen er seine letzten Kämpfe bei Lokri bestanden hatte. Er stellte das Heer

in drei Treffen auf, von denen das erste die Elephanten und die Mietsvölker umfaßte, das zweite von Karthagern selbst gebildet wurde, das dritte von den Italioten, auf welche er vornehmlich zählte. Indem Scipio auf diese den Römern an Zahl bei weitem überlegene Heeresmacht anging, hat er nach echt römischer Weise, die noch besonders die seine war, die Götter angerufen, den Bundesbruch an denen zu rächen, die ihn begangen haben: auf der erlittenen Unbill beruht seine Siegeszuversicht. Wir haben wohl die Pflicht, die vornehmsten Momente dieses entscheidenden Zusammentreffens, soweit sie in den alten Nachrichten überliefert sind, zu vergegenwärtigen. Wenigstens soviel sieht man daraus, welche Streitkräfte hier miteinander rangen.

Den ersten Kampf hatten die Römer mit den Elephanten, welche die Vorhut der Karthager ausmachten, zu bestehen. Sie wurden derselben dadurch Meister, daß die leichten Truppen, die das römische Vordertreffen bildeten, beim Anrücken der Elephanten auseinanderwichen, so daß diese in das Bereich der Geschosse der römischen Schlachtordnung gerieten, die darauf vorbereitet war, sie auf eine Weise zu empfangen, der die Tiere nicht widerstehen konnten. Scipio wird als der Urheber der dazu erforderlichen Vorkehrungen bezeichnet. Indem aber die Elephanten nach beiden Seiten hin auszuweichen genötigt waren, brachten sie die Reiterei, welche die karthagischen Flügel deckte, in Verwirrung. Die römisch-numidische Reiterei behielt das Übergewicht.

Nun erst begann die eigentliche Schlacht. Die römischen Legionen stießen mit den Mietstruppen der Karthager zusammen, die aus verschiedenen Nationalitäten gemischt, eine Zeit lang standhielten, endlich aber vor der unwiderstehlich vordringenden Schlachtordnung der Römer, in welcher jetzt Hastati, Principes, Triarii eine einzige Linie formierten, zurückwichen; sie warfen sich auf die eigentlich karthagischen Truppen, welche von ihnen gedeckt zu werden meinten. In der Verwirrung, welche hierüber entstand, wurden die karthagisch-libyschen Schlachtreihen zugleich von der siegreichen Reiterei von beiden Seiten angegriffen; jeder geordnete Widerstand hörte auf. In der Hoffnung, die Römer würden beim Vorrücken in Unordnung geraten, führte nun Hannibal seine Italioten heran. Die Römer aber stellten bei dem Anblick derselben ihre Schlachtreihen unverzüglich wieder her, und es kam zwischen beiden zu dem härtesten Kampfe, in welchem endlich die Römer obsiegten.

Man fügt hinzu, Hannibal sei zuletzt noch zu einer Schar von Galliern geritten, um dieselben herbeizuführen; aber seine Entfernung sei von den Numidiern als ein Zeichen betrachtet worden, daß er das Treffen aufgebe; auch sie hätten sich dann zerstreut.

So ungefähr ist die Schlacht von Zama verlaufen. In der Hauptsache stimmen die Überlieferungen über dieselbe zusammen. Der Sieg wird dem strategischen Talente des Scipio und der taktischen Überlegenheit seines Heeres zugeschrieben. Zu diesem Erfolg hat nun aber auch ein großes Naturereignis beigetragen: am Tage der Schlacht trat eine Sonnenfinsternis ein, welche

den Mut der Karthager brach; der Sonnengott, den sie anbeteten, versagte ihnen sein Licht: sie haben die Treulosigkeit der Götter angeklagt, von denen sie verlassen seien.

Hierauf hatte Karthago keine Wahl mehr; es mußte um Frieden bitten. Nach der Schlacht fuhren einige der vornehmsten Karthager in einem Nachen, auf dessen Vorderteil ein großer Heroldsstab, wahrscheinlich doch mit den beiden Schlangen, angebracht war, an die Römer heran. Der geschehene Bruch des Waffenstillstandes wurde von den Gesandten dem aller Führung spottenden Volke zugeschrieben und um Vergebung desselben gebeten.

Es wäre unnütz, zu wiederholen, was sie gesagt, welche Antworten sie empfangen haben sollen. Nachdem Scipio mit seinen Römern Rücksprache genommen, legte er ihnen Bedingungen vor, welche die früher vereinbarten, wie nicht anders zu erwarten war, um vieles verschärften.

Nach den früheren sollten die Karthager dreißig Kriegsschiffe behalten, jetzt nur noch zehn; sie sollten alle ihre Elephanten ausliefern und keine Mietstruppen mehr anwerben und sich ausdrücklich verpflichten, die Bundesgenossen der Römer, vor allen Masinissa, nicht anzugreifen. Die Kriegskontribution wurde auf 10000 Talente erhöht, die in einem Zeitraum von fünfzig Jahren gezahlt werden sollten.

In Karthago wurden diese Bedingungen auch wirklich angenommen. Selbst Hannibal, der in die Stadt zurückgekommen war, erklärte sich für ihre Annahme. Aber auch jetzt widerstrebte das Volk noch einen Augenblick: es meinte damals noch einen an den Küsten zusammengebrachten Vorrat von Lebensmitteln in die Stadt zu schaffen und dadurch widerstandsfähig zu bleiben; aber die Lastschiffe wurden von einem Sturm zerstreut und zerschellt. Auch darin sah das Volk eine unverdiente Ungnade der Götter, an die es fortfuhr, zu glauben: es fügte sich in die harte Notwendigkeit, in der es sich befand. Eine neue Gesandtschaft wurde dann nach Rom geschickt, welche die Bereitwilligkeit der Karthager aussprach, den Frieden, wie er vorlag, anzunehmen.

In Rom selbst war es keineswegs außer Frage, ob der Friede bestätigt werden würde oder nicht: Viele hätten eine Fortsetzung des Krieges bis zur völligen Vernichtung Karthagos lieber gesehen, und der für das nächste Jahr ernannte Konsul wünschte die Ehre zu erwerben, welche aus der vollkommenen Vernichtung der feindlichen Hauptstadt entspringen würde. Dagegen aber machten andere geltend, daß es nicht im Sinne der Römer sei, Feindseligkeiten und selbst Bundesbruch durch Vertilgung zu rächen: bei dem Grundsatze, die Besiegten doch auch wieder zu schonen, sei die römische Republik zu ihrer Größe gelangt. Scipio selbst hatte Senat und Volk von Rom aufgefordert, den von ihm geschlossenen Frieden unverzüglich anzunehmen; wenn man zaudere, so würde er auf seine eigene Hand — denn dazu ermächtigte ihn der ihm gewordene Auftrag — den Krieg zu Ende führen. In Rom wurde hierauf der Friede angenommen. Auffallend ist die Erscheinung, daß die beiden

einander entgegengesetzten Heerführer jetzt den Frieden forderten: Hannibal in Karthago, Scipio in Rom. Scipio hatte die Entscheidung herbeigeführt, Hannibal nahm sie an. Scipio ist der Mann, welcher das Übergewicht von Rom in dem westlichen Europa und Afrika festgesetzt hat. Man sah damals den Ausgang des Kampfes gleichsam als eine Entscheidung der Götter an. Scipio galt als der Liebling und Vertraute der römischen Götter. Einst hatten Römer und Karthager ihre Bündnisse bei dem römischen Kriegsgott und den einheimischen Göttern der Karthager beschworen; der römische Mars Gradivus behielt jetzt die Oberhand über den Herkules von Tyrus.

Kommen wir nun auf die Friedensbedingungen, die in vier verschiedenen Fassungen vorliegen. Dem Charakter eines Friedensschlusses entspricht die Form, in der er bei Polybius erscheint, am meisten. Den Karthagern werden Zugeständnisse gemacht, ihr Besitz innerhalb der alten Grenzen mit aller öffentlichen und privaten Habe wird ihnen sicher gestellt, sie werden von der Anmutung, ihnen eine römische Besatzung aufzulegen, im voraus befreit. Man darf sich nicht wundern, daß sie den während des Bruches der Waffenruhe den Römern zugefügten Schaden ersetzen sollten. Dann aber folgen Beschränkungen ihrer Existenz als freier Staat. Sie sollten keine Elephanten halten, noch eine größere Zahl von Kriegsschiffen, als man ihnen bewilligen werde. Außerhalb Libyens sollen sie überhaupt keinen Krieg anfangen, innerhalb Libyens nur dann, wenn Rom damit einverstanden ist. Darin lag die Sicherheit für Masinissa, dem sein Besitz hergestellt werden sollte. Von einer eigentlichen Bundesgenossenschaft Karthagos mit Rom oder mit Masinissa, die anderwärts erwähnt wird, findet sich in diesen Artikeln nichts. Aber die Bestimmung, daß auch innerhalb Libyens kein Krieg geführt werden solle ohne Beistimmung der Römer, kam ohne Zweifel Masinissa zugute. Was mußte es Hannibal kosten, der sein Leben der Wiedererringung der punischen Selbständigkeit gewidmet hatte, wenn er sich nun genötigt sah, das Fortbestehen Karthagos durch demütigende Bedingungen zu erkaufen. Er hat gesagt: der Friede sei milder, als man ihn nach allem Vorgefallenen habe erwarten können; man müsse ihn annehmen. Daß er nun aber Karthago habe verpflichten wollen, in diesem untergeordneten Verhältnis gegen Rom auf alle Zeit zu verharren, darf man doch schwerlich voraussetzen. Andere Zeiten konnten eintreten, in denen sich andere Bedingungen festsetzen ließen. Auch im römischen Senat war man in dieser Angelegenheit nicht sogleich einmütig entschlossen. Allein eine Betrachtung stellte sich heraus, welche jedem Bedenken ein Ende machen mußte. Sie betraf die Verhältnisse zu Macedonien, auf welche wir sogleich zurückkommen werden. Zwei Kriege ließen sich auf einmal nicht führen. Im Senat wechselte man noch Worte, Anträge, Entwürfe; die Tribunen brachten endlich die Frage vor das Volk. Dies entschied einstimmig, daß der Friede mit Karthago angenommen, Scipio mit dem formellen Abschluß desselben beauftragt und alsdann sein Heer von Afrika heimgeführt werden solle. Glänzender konnte Scipio nicht zurück-

kommen: er hatte sein Wort, die Anfälle auf Italien durch einen Angriff auf Karthago abwenden zu wollen, nicht allein gelöst, sondern die rivalisierende Republik war soweit herabgedrückt, daß sie ohne die Zugeständnisse, die man ihr machte, nicht würde haben bestehen können. In kurzem schritt man zur Ausführung der vereinbarten Bedingungen. Die große Flotte, welche Karthago bisher allenthalben furchtbar gemacht hatte, 500 große und kleine Fahrzeuge, wurde den Flammen überliefert. Den Puniern ward dabei zu Mute, als werde Karthago selbst in Brand gesteckt.

Noch heute hegen namhafte Geister die lebendigsten Sympathien für Hannibal. Ausgezeichnete Zeitgenossen — aus politischen sowohl wie aus militärischen Kreisen —, welche im Gedränge des Tages die großen Männer der Vergangenheit nicht aus den Augen verloren haben, erklären Hannibal selbst in intimem Gespräch für den größten aller Feldherrn, die je gelebt haben. Und gewiß: niemals hat es einen Kriegsführer gegeben, der eben dies in so hohem Grade war, wie Hannibal. Sein Emporkommen beruhte auf der Armee, die von seinem Vater und seinem Schwager auf ihre eigene Hand aus verschiedenen Völkerstämmen gebildet worden war, und die ihn selbst seiner Kriegstüchtigkeit wegen zum Oberhaupt erkor. Er wurde nicht von seiner Republik beauftragt, er riß sie selbst zu seinem großen Unternehmen fort. Indem er dann die bereits besiegte Provinz durch Geiseln in Gehorsam hielt, durchzog er unbezwungene und nicht einmal verbündete Länder und überschritt die hohen Gebirge, die jeden anderen zurückgeschreckt hätten, mit ebensoviel Energie wie Gewandtheit. Von Ligurien her drang er dann an das Adriatische Meer vor, bedrohte Rom, das nun von allen Seiten angegriffen wurde, von Unteritalien aus, wenn nicht mit Untergang, so doch mit einem immerwährenden Krieg. Wer könnte ihm seine Bewunderung versagen! Aber auch Scipio hat ein der Lage, in der er sich befand, allezeit entsprechendes, den Punkt, auf welchen alles ankam, mit sicherem Takte unterscheidendes Talent gezeigt. Der Wettstreit zwischen den beiden Feldherrn war zugleich ein Streit der Weltkräfte untereinander. Wenn Hannibal obsiegte, so würde, wie schon angedeutet, die Unabhängigkeit der celtischen und iberischen Nationalitäten, wie sie bisher bestand, aufrecht erhalten, die Unabhängigkeit der italienischen Völkerschaften wahrscheinlich wiederhergestellt worden sein; aber zu eigentlicher Macht, die auf selbständiger Autonomie beruht, wären weder die einen noch die anderen gelangt; über allen hätte die Überlegenheit des karthagischen Handels oder vielmehr des karthagischen Geldes, dem sie als Söldner dienten, und zugleich die Einwirkung des karthagischen Götterdienstes gewaltet.

An eine italienische Nationalität wäre nimmermehr zu denken gewesen. Diese aber war es, welche die Römer begründet hatten und zu verteidigen gedachten, als sie den ersten Krieg unternahmen. Ein Sieg der Karthager würde die Gallier zu Herren von Italien gemacht haben, wie sie in dieser Epoche Griechenland und einen Teil vom Orient beherrschten. Der Sieg der

Römer beruhte auf der eigensten Machtentwickelung einer aus sich selbst erwachsenen kriegerischen Kommune. Von da aus ist dann die Kultur des Occidents ausgegangen. Es ist das Verdienst Scipios, daß er Spanien und Afrika überwand und dadurch den Römern das Übergewicht im Abendland verschaffte.

Aber der Friede zwischen Rom und Karthago war noch keineswegs ein allgemeiner, wie schon das oben erwähnte Zerwürfnis zwischen den Römern und dem König von Macedonien zeigte. Der Blick wendet sich nach den hellenistischen Reichen im Orient. Selbst Scipio und Hannibal sollten da noch einmal einander begegnen.

Fünftes Kapitel.

Begründung der römischen Oberherrschaft im Orient.

Während des großen Krieges der Römer mit den Karthagern waren in der hellenistischen Welt andere Kämpfe, welche jenen dann und wann berührten, aber doch wieder auf ihrem eigenen Grund und Boden eigenartig erwuchsen, vollzogen worden.

Für den Bestand und das Gedeihen der hellenistischen Reiche war es vielleicht ein Nachteil, daß sie sich von der Gemeinschaft ihres Ursprunges nicht loszureißen vermochten. Wenn sie sich nach den verschiedenen Mittelpunkten der Autorität sonderten, so lag das in der Natur der Dinge. Aber daß ihre Grenzen und ihre Rechtsverhältnisse unter einander unbestimmt blieben, verhinderte sie doch wieder an einer vollkommenen selbständigen Entwickelung. Man darf die inneren Kräfte dieser Reiche, welche sich von den durch den Einbruch der Gallier veranlaßten Erschütterungen wiederherzustellen wußten, und ihre damaligen Beherrscher nicht zu gering anschlagen. Zusammen bildeten sie noch immer eine weltbeherrschende Gesamtmacht, die noch nach allen Seiten um sich griff: die syrische im Osten, die ägyptische im Süden, die macedonische nach dem Westen hin. Aber der Impuls, den sie in sich trugen, ein Ganzes auszumachen, störte dann auch ihren Frieden untereinander; sie waren in unaufhörlichem Wetteifer und Krieg mit einander begriffen.

In den Zeiten des ersten punischen Krieges nahm Ptolemäus III. Euergetes von Ägypten, dessen wir zuweilen gedachten, die erste Stelle ein. Man hat Ruinen eines von ihm errichteten Tempels gefunden, auf denen er, in der Weise der Pharaonen, die Gefangenen, die er machte, abbilden, die Provinzen, die er eroberte, hat verzeichnen lassen. Man liest die Namen von Persien und Armenien, aber auch Macedonien und Thracien. Die Meinung der Ptolemäer

war es überhaupt, ihre innere Autorität durch eine weitere Ausbreitung ihrer Macht nach außen zu sichern. Euergetes warf Syrien nieder und behielt Seleucia in seiner Hand. Seine Flotten beherrschten Cypern und Karien nicht allein, sondern das Ägäische Meer: die Küsten von Kleinasien und Thracien wurden von seinen Statthaltern regiert. In Äthiopien legte er eine Kolonie an, der er den Namen seiner Gemahlin gab. Eben unter ihm wurde Alexandria der vornehmste Sitz naturwissenschaftlicher Studien, der Kunde der Erde und des Himmels. Ptolemäus Euergetes aber war der letzte der selbstherrschenden Ptolemäer. Nach seinem Tode im Jahre 221 vor unserer Aera versetzte sich das Schwergewicht der hellenistischen Macht nach Syrien.

Antiochus III., Urenkel des Antiochus Soter, der die Gallier zurückschlug, unternahm noch sehr jung unter der Führung des ihm von seinem Vorgänger hinterlassenen vornehmsten Ratgebers Hermeias, der bei der Bezwingung einer großen Empörung die besten Dienste leistete, die Macht seines Hauses in den Regionen, die unter die Herrschaft der Ägypter geraten waren, wiederherzustellen. Da der Tod des Euergetes die Bande gelockert hatte, welche die Mietstruppen an den ägyptischen Hof knüpften, so gelang es dem Antiochus wirklich, Seleucia wieder zu erobern und, durch den Abfall eines griechischen Truppenführers unterstützt, in Cölesyrien vorzudringen; er brachte Ptolemais in seine Hände und bedrohte das Nilland. Hier aber hatte sich dem Ptolemäus Philopator, dem Sohne des Euergetes, zur Seite doch eine Regierung gebildet, die, von der festen Hand des Sosibius geleitet, den Kleomenes auch deshalb von sich ausgestoßen hatte, weil sie das Land nicht in entfernte Händel verwickeln lassen wollte, und die nun die Verteidigung des Landes mit aller Energie unternahm. Zuerst wurden Unterhandlungen angeknüpft, bei denen merkwürdigerweise jeder Teil seine Rechte aus den Zeiten der Vorväter, namentlich der Verbindung des Seleukus mit Ptolemäus Lagi herleitete. Aber zugleich war doch ihr Sinn auf die Entscheidung durch Waffen gerichtet. Der ägyptische Hof zog alte Kriegsführer heran, die noch unter dem ersten Antigonus und Demetrius Poliorcetes gedient hatten, und die nun, durch einige jüngere Leute verstärkt, ihr Hauptgeschäft sein ließen, die militärische Übung der ägyptischen Truppen wieder nach guten und festen Prinzipien zu regeln. Es waren hauptsächlich die beiden Thessalier Echekrates und Phoxidas. Das Land der Pharaonen erfüllte sich nochmals mit kriegerischen Exercitien im Sinne der ersten Macedonier und der erfahrensten Griechen. Dem stellte nun Antiochus III. eine Rüstung entgegen, wie sie seiner Lage entsprach. Sein Heer war hauptsächlich ebenfalls aus Griechen zusammengesetzt; doch überdies waren agrianische und persische Bogenschützen, Thracier und Meder, Kreter und Neokreter, lydische Speerwerfer, selbst Araber dabei.

In demselben Jahre nun, in welchem Hannibal von Ligurien her Etrurien durchzog und Rom in seiner unmittelbaren Nähe gefährdete, führte Antiochus sein von asiatischen Elementen erfülltes großes Heer heran, um die Ägypter, die, wie von alters her, vornehmlich durch die Griechen verstärkt waren, an-

zugreifen. Es kam zu einer großen Feldschlacht in dem Gebiete zwischen Gaza und der Wüste bei Raphia. Wo die indischen Elephanten des Antiochus auf die libyschen, welche die Ägypter herbeigebracht hatten, stießen, war das Übergewicht unbezweifelt auf der Seite der Syrer; an anderen Stellen aber behaupteten sich die Ägypter; auf dem einen Flügel waren diese, auf dem anderen die Syrer im Vorteil, als nun die beiden phalangitischen Heermassen einander begegneten. Man kann nicht anders urteilen, als daß die griechischen Führer und Zuchtmeister, die nach Ägypten gekommen waren, die Phalanx besser einzuüben verstanden hatten, als die syrischen die ihre. Antiochus wurde geschlagen und mußte nicht allein auf den Gedanken, in Ägypten vorzudringen, Verzicht leisten, sondern auch Palästina und Cölesyrien räumen.

Es ist doch nicht ohne Bedeutung, daß, wie in Italien nach den schwersten Kämpfen endlich die römische Disciplin die Oberhand behielt, so bei Raphia die altgriechische über die asiatischen Elemente des syrischen Heeres. Antiochus behauptete sich jedoch im Besitz von Seleucia und wandte nun, nachdem er sich des Hermeias, der ihm lästig wurde, gewaltsam entledigt hatte, alle seine Kraft mit eigenem Entschluß nach seinen anderen Gebieten zurück, die allenthalben in Gärung waren: er wurde nun der große Mann der Epoche.

Die einmal verlorenen Landschaften, Bithynien, Pergamus, Galatien, hatte er nicht wieder reuniert; was ihm demnach den Beinamen des Großen erwarb, war die Herstellung der Autorität in den vorwiegenden Provinzen seines Reiches. Überall sahen die Truppen, in denen sich noch immer das griechisch-macedonische Heer fortsetzte, das den Orient überwunden hatte, ihr geborenes Oberhaupt in ihm; sie verließen andere Führer, um sich ihm anzuschließen. Einer der Verwandten des seleucidischen Hauses, Achäus, der sich im Kriege gegen das bereits unabhängige Pergamus hervorgethan und Kleinasien wieder für das syrische Reich gerettet hatte, wurde später von dem Gelüste, eine ähnliche Herrschaft wie Pergamus für sich selbst zu gründen, ergriffen und stellte sich in Lydien, Phrygien und Pisidien als Herrscher auf. Allein so viel Kräfte hatte er nicht, um sich gegen Antiochus zu behaupten; er erlebte einen allgemeinen Abfall des Heeres und der Städte von seiner Sache; nur Sardes hielt sich eine lange Zeit; endlich aber geriet Achäus, als er flüchten wollte, in die Hand des Antiochus. Dieser weinte, als er ihn erblickte, denn es war sein Verwandter, ließ ihn aber noch an demselben Morgen enthaupten. So hatte sich schon das empörte Medien und Atropatene vor Antiochus beugen müssen; mit besonderer Energie wandte er seine Kriegsmacht nach dem oberen Asien. So viel auch seine Vorfahren von den alten persischen Schätzen aus Ekbatana weggeführt hatten, so fand er doch noch in einem Tempel goldbelegte Säulen, goldene und silberne Ziegeln; er ließ davon Münzen mit seinem Bildnis schlagen, deren Betrag auf viertausend Talente angegeben wird. Er drang bis Hekatompylos, jenseit der kaspischen Pforte, vor, durchzog Hyrkanien und nötigte den Partherkönig Arsaces III., ihm Hülfe gegen Baktra zu versprechen. Auch in dem Kriege gegen Euthydemos

von Baktra trug er den Sieg davon; diesem ließ er jedoch ebenfalls, was er inne hatte; er erkannte, worauf ihn Euthydemos aufmerksam machte, daß durch ihren Krieg die benachbarten Nomaden in das Land gerufen und diese Gebiete wieder in die alte Barbarei zurückfallen würden. Bis jenseit des indischen Kaukasus machte er noch einmal sein Ansehen geltend, ohne jedoch seine unmittelbare Herrschaft daselbst herzustellen. Dann trat er mit einhundertundfünfzig indischen Elephanten seinen Rückweg durch Arachosien, Drangiana und Caramanien an; er befestigte dadurch sein Ansehen auch diesseit des Taurus wieder.

Bei diesem Unternehmen hat Antiochus, wer könnte daran zweifeln, seine Weltstellung richtig erkannt. Man darf vielleicht hinzufügen, daß er seine Gesamtkraft nach dem oberen Asien hätte richten müssen, um sie zu behaupten; die hellenistische Macht würde dann ihre orientalische Mission weiter haben entwickeln können. Aber in Antiochus lebte noch ein anderer dynastischer Ehrgeiz. Er nahm die Entwürfe seines Ahnherrn Seleukus Nikator wieder auf, obwohl dieser dabei untergegangen war. Er richtete seine Anstrengungen, wie dieser, nach Westen hin in der zwiefachen Absicht: das von Seleukus eroberte thracische Reich wieder einzunehmen und zugleich den alten Streit seines Hauses mit den Ptolemäern auszufechten.

Er war in Babylon mit diesen Gedanken beschäftigt, als in ihm der Tod des Ptolemäus Philopator, dessen Nachfolger ein fünfjähriger Knabe war, Ptolemäus V. Epiphanes, die Hoffnung erweckte, unter einer schwachen Regierung sich der lästigen Nachbarschaft der Ptolemäer überhaupt zu entledigen. Dabei aber fand er einen Verbündeten in König Philipp von Macedonien, der an anderen Seiten, wie wir sogleich berühren werden, zurückgedrängt, vor Begierde brannte, seine Herrschaft über die Küsten und Inseln des Ägäischen Meeres auszudehnen. Eben da aber stießen die beiden Könige auf den hartnäckigsten Widerstand. Als ein geborener Gegner des syrischen Königs erscheint Attalus I. von Pergamus. Pergamus gehörte zu den Mächten zweiten Ranges, die sich infolge der Kämpfe zwischen Lysimachus und den Seleuciden, bald mit dem einen, bald mit dem anderen verbündet, zu einer gewissen Selbständigkeit erhoben hatten. Der Begründer dieser Herrschaft war nicht gerade ein Kriegsmann, aber er besaß Geschicklichkeit, die dazu gehörte, um sich, nachdem er einmal in dem festen Pergamum Fuß gefaßt hatte, gegen die mächtigeren, aber untereinander entzweiten benachbarten Potenzen zu behaupten. Was er begonnen, vollendete der Sohn seines Bruders, Attalus I., der sich den nach Asien vordringenden Galliern entgegen warf und sie in einer Schlacht besiegte. Wahrscheinlich ist es dieser Sieg, der durch einen prächtigen Altar gefeiert ward, auf dessen Seiten eine Gigantomachie dargestellt war, d. h. ein Sieg der Götter des Lichtes über die erdgeborenen Ungeheuer, dessen Überreste aus den Ruinen in der neuesten Zeit wieder zu Tage gebracht sind und jetzt der Hauptstadt des Deutschen Reiches zur Zierde gereichen. Sie verraten Schwung der Gedanken und ebensoviel Talent für die Kunst, als Sinn für den Krieg.

Attalus, der sich nach diesem Siege König nennen ließ, trug dann kein Bedenken, sich wieder gallischer Hülfsvölker zu bedienen, um in die nachbarlichen Kämpfe, die ihn umgaben, namentlich der Syrer, einzugreifen. Er kam in den Zeiten empor, in denen Euergetes sich sowohl in Asien als in Europa Bahn machte; er kann als ein Verbündeter desselben angesehen werden. Die Gebiete, die er erwarb, regierte er mit Einsicht und Wohlwollen. An seinem Beispiel sucht der Geschichtschreiber der Epoche zu beweisen, daß der Reichtum, der häufig verderblich wirke, doch auch würdig angewendet werden könne, wenn er einem hochstrebenden Mann zufalle.

Attalus würde durch das Unternehmen der beiden benachbarten Könige vernichtet worden sein, wenn es gelungen wäre; er setzte sich demselben mit besten Kräften entgegen.

In einer ähnlichen Lage befand sich die Insel Rhodus. Sie war nach Alexanders des Großen Tode, nachdem sie eine macedonische Besatzung vertrieben, auf die Seite der Ptolemäer getreten und hatte in Zusammenhang mit Ägypten durch Seefahrt und Handel eine angesehene Stellung unter den damaligen Mächten errungen. Rhodus und Pergamus thaten also, was den Ägyptern damals nicht möglich war: sie leisteten den beiden Königen energischen Widerstand. Unter den Rhodiern leuchtete besonders Theophiliskus hervor, dem es zugeschrieben wird, daß er seine Vaterstadt im rechten Augenblicke vermochte, sich aufzuraffen, wodurch denn auch Attalus bewogen wurde, allen Zögerungen ein Ende zu machen. Es kam zu einer großen Seeschlacht bei Chios, von welcher Polybius eine treffliche Beschreibung hinterlassen hat. Er behauptet, in der That sei Philipp geschlagen worden, habe aber dann doch durch einen Unfall, welcher dem Attalus zustieß, Anlaß gefunden, sich selbst den Sieg zuzuschreiben. Der Seekrieg wurde damit nicht beendet, aber Philipp setzte sich im altägyptischen Karien fest. Indessen schritt Antiochus an die Ausführung seines eigentlichen Vorhabens, nicht ohne mancherlei Wechsel des Kriegsglücks zu erfahren. Der vielversuchte Skopas, mehr als einmal Strateg der Ätoler, hatte abermals griechische Kriegsvölker dem Ptolemäus zugeführt, an deren Spitze er einige gute Erfolge erfocht; namentlich hatte er sich Judäas bemächtigt; zuletzt aber überwältigte ihn Antiochus in einer blutigen Schlacht unfern der Quellen des Jordan und nahm Sidon wieder ein.

So stritten die hellenistischen Reiche in einem Kriege, der die Landschaften mit Verwüstung, die See mit Räubereien erfüllte, unter einander, als die Römer in die orientalischen Angelegenheiten einzugreifen sich entschlossen.

Sie hatten dazu eine doppelte Veranlassung.

Die Erzählung, daß Ptolemäus Philopator noch vor seinem Tode die Vormundschaft über seinen Sohn den Römern aufgetragen habe, beruht nicht eben auf sicherer Überlieferung. Aber es gab ein anderes Verhältnis, welches den Römern den Schutz von Ägypten zur eigentlichsten Pflicht machte. Dies beruhte auf dem Getreidereichtum Ägyptens, der ihm von Anfang der Geschichte an seine eigentümliche Stellung verschafft hatte. Da der zweite punische

Krieg Italien und Sicilien, Spanien und Libyen verwüstete, so war Rom selbst für seine Versorgung mit Lebensmitteln hauptsächlich auf Ägypten angewiesen. Die Römer konnten nicht dulden, daß es ebenfalls der feindlichen Verwüstung preisgegeben werde.

Noch bei weitem mehr aber griffen ihre Verhältnisse zu Macedonien ein, die bereits in den vorangegangenen Jahren einen der wichtigsten Gesichtspunkte der römischen Politik gebildet hatten.

Es muß uns gestattet sein, dabei einige Momente, deren schon früher hätte gedacht werden können, erst jetzt beizubringen. Wie der tarentinische Krieg, so ist auch der macedonische aus den Besitzergreifungen der Römer am Adriatischen Meere hervorgegangen.

Ungeduldig darüber, daß es durch die Seeräubereien der Illyrier unsicher gemacht wurde, forderten sie die Königin Teuta von Illyrien auf, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Aber Teuta regierte nicht in dem eigenen Namen, sondern an Stelle ihres noch unmündigen Stiefsohnes. Um so weniger konnte sie sich mit den Angesehensten ihres Volkes entzweien. Sie erklärte: bei den Illyriern reiche die Macht des Königtums nicht so weit, um die einzelnen abzuhalten, auf dem Meere ihrem Vorteil nachzugehen. Der jüngere der römischen Gesandten erwiderte: dagegen lasse die Gemeinde der Römer keine Unbill, die einem ihrer Bürger widerfahre, ungerochen; sei das Herkommen der Illyrier so schlecht, so werde man von Rom aus die Königin nötigen, es zu bessern.

Hierdurch aufgebracht und in ihrem Stolz beleidigt, ließ die Königin das römische Schiff auf seinem Heimweg überfallen, wobei der jüngere der Gesandten getötet wurde. Die Römer beschlossen, den Krieg zu unternehmen, mit dem dieser gedroht hatte. Wir bemerken den Gegensatz zwischen dem barbarischen Königtum, welches, stolz nach außen, ohnmächtig im Innern, mehr eine Würde als eine Gewalt ist, und der mächtigen Republik, die eben nichts ist als Staat und hier wie so oft einen wohlbegründeten Anlaß fand, um sich zu greifen; sie muß der allgemeinen Unordnung steuern, von der sie selbst belästigt wird.

Nach einiger Zeit gelang es den Römern, die Königin auf eine Bergfeste zurückzudrängen, wo sie versprechen mußte, daß die Illyrier fortan jenseit Lissus an der Mündung des Drilo niemals mit mehr als zwei Schiffen, welche nicht bewaffnet sein dürften, erscheinen sollten, worin dann vor allem ein Vorteil für die an diesen Küsten am weitesten nach Norden vorgeschobenen griechischen Kolonien lag, die eben damals von den Gewaltthätigkeiten der Illyrier viel zu leiden gehabt hatten. Eine griechische Flotte, die sie gegen die Illyrier schützen sollte, war von denselben zurückgeschlagen worden. Von aller Hülfe entblößt und unfähig den Illyriern Widerstand zu leisten, begaben sich dann die griechischen Kolonien Apollonia und Epidamnus und die Insel Corcyra in den Schutz der Römer, die damals eine stattliche Flotte in See hielten und zugleich ein Heer von 20000 Mann von Brundisium nach Dyrrhachium überführten. Es war der Anfang der Einwirkungen der Römer auf

diese Gebiete, die für ihre Weltherrschaft einmal die größte Bedeutung gewinnen sollten. Zunächst war alles zweifelhaft. Ein illyrischer Parteigänger, Demetrius von Pharus, der ihnen bis dahin gleichsam zum Führer gedient hatte, machte Miene, von ihnen abzufallen. Es war in derselben Zeit, in welcher Sagunt von Hannibal bedroht wurde.

In der Geschichte der Römer bildet es ein Moment, daß sie damals von der Unterstützung Sagunts abstanden, und zunächst den Besitz von Illyrien zu sichern suchten. Sie wußten ihre Autorität in den griechischen Kolonien zu behaupten und Demetrius selbst zu überwältigen. Dieser nahm seine Zuflucht zu König Philipp III. von Macedonien.

Das war ein junger Mann von mehr Geist, als Talent, und umfassendem Ehrgeiz. In frühen Jahren zu dem Besitz des durch seinen Großvater und seinen Vormund in weitem Umfang wiederhergestellten macedonischen Reiches gelangt, hatte er keinen anderen Gedanken, als den, sein Reich zu befestigen und zu erweitern. Er zeigte sich anfangs milde, liebenswürdig, und genoß die allgemeine Verehrung. Durch die Vermittelung des Aratus, der ihn damals durch seine Ratschläge leitete, gelang es ihm, die Achäer in seinem Bunde festzuhalten und selbst den Ätolern so schwere Verluste beizubringen, daß sie einen Frieden mit ihm schlossen, durch welchen die Griechen und Macedonier zu einem einzigen großen Ganzen verschmolzen zu werden schienen. Sehr ausdrücklich faßte man dabei den Kampf zwischen Puniern und Römern ins Auge: denn welchem von beiden Teilen auch der Sieg zufallen möge, so lasse sich doch nichts anderes erwarten, als daß der Sieger seine Hände auch nach Griechenland ausstrecken werde.

Man muß sich dieses Vorgangs entsinnen, um das Verhältnis zu verstehen, in welches Philipp zu Hannibal trat, nachdem dieser von Sagunt her in Italien eingedrungen und selbst an das Adriatische Meer gelangt war. Allgemeinen Glauben hat die Erzählung gefunden, daß der König sich mit Karthago zu einer gemeinschaftlichen Überwältigung Italiens vereinigt habe: selbst Livius hat sie aufgenommen. Man darf sie jedoch nicht wiederholen, da wir den Vertrag, wie er nicht sowohl zwischen Philipp und Hannibal, als zwischen den beiden Mächten vereinbart wurde, in seinem Wortlaut besitzen, dieser aber einen sehr abweichenden Inhalt darbietet. Bei allen Göttern von Karthago und den Göttern von Macedonien versprachen sie einander gegegenseitige Freundschaft und, wenn es nötig werde, Unterstützung, bis der Friede errungen sei. Nicht auf den Krieg selbst aber, sondern auf den Frieden bezieht sich die vornehmste Stipulation. Diese lautet dahin, daß die Römer weder Apollonia und Epidamnus, noch auch Corcyra oder Pharus behalten sollen. Der politische Gedanke des Königs Philipp war auf die Sicherung seines Reiches und die Entfernung der Römer aus den griechischen Kolonien gerichtet. Zur Herbeiführung eines Friedens, in welchem es möglich gewesen wäre, den Römern diese Bedingungen aufzuerlegen, hat jedoch Philipp so gut wie nichts gethan. Aber unverzüglich

schickte er sich an, die Plätze in Besitz zu nehmen, deren ihn der Friede versichern sollte; er erschien vor Apollonia. Unter den damaligen Umständen jedoch hielten die Einwohner an dem eingegangenen Schutzverhältnisse fest. Indem die Römer Hannibal abwehrten und Sicilien angriffen, fanden sie noch Mittel, von Brundisium her über die See zu gehen mit einem Heere, welches im stande war, die Macedonier, die vor der Stadt lagen zu überraschen, und den König selbst, der zugegen war, zu eiliger Flucht zu nötigen. Und wahrscheinlich war es doch eine Rückwirkung dieser Niederlage, daß sich die alten Gegner des Königs auch im Innern Griechenlands wieder regten. Nachdem die Römer sich Siciliens bemächtigt hatten, erwachte in den Ätolern, die ja nur vor dem Waffenglück Philipps zurückgewichen waren, der Geist des Partikularismus wieder, dem die Unabhängigkeit von Philipp wichtiger erschien als die Abwehr der Römer. Die Ätoler traten mit den Römern in ein Bündnis, das einige ungeheuerliche Bedingungen enthielt, die glücklicherweise nie zur Ausführung gekommen sind; die Hauptsache ist, daß die Ätoler versprachen, keinen Frieden mit Philipp einzugehen, ohne denselben zu verpflichten, weder gegen Rom noch gegen dessen Bundesgenossen Feindseligkeit auszuüben. Ich denke, daß eben dies der vornehmste Zweck der Übereinkunft zwischen Römern und Ätolern war. Es ist das Widerspiel zu dem Vertrage zwischen Philipp und den Karthagern. Und soviel bewirkten die Angriffe der Ätoler und ihrer Freunde auf dessen Verbündete, daß Philipp vollkommen beschäftigt war, bis sich endlich aus der Mitte der Griechen abmahnende Stimmen erhoben: denn dieser Widerstreit der besonderen Interessen, die zu Rom hinführten, und der allgemeinen, welche die Einwirkungen der Römer ausschlossen, beschäftigte alle Gemüter. Die Ätoler waren von den Römern wenig unterstützt worden; sie hielten es für gerechtfertigt, wenn sie nun auch ihren Frieden ohne die Römer schlossen. Jene Klausel ihres Bündnisses, welche für Rom die wichtigste war, wurde vollkommen aus den Augen gesetzt, so daß die Römer auch ihrerseits für das Beste hielten, mit Philipp im Jahre 205 vor unserer Ära eine Abkunft zu treffen, in welcher sich beide Teile gegenseitig Friede und Freundschaft zusicherten. Das Motiv der Römer war, daß sie gegen Karthago freie Hand behalten wollten; das Motiv Philipps, daß er eben damals den Entschluß faßte, mit Antiochus in jene Verbindung gegen Ägypten zu treten, deren wir oben gedachten.

Von allen Handlungen Philipps ist der Abschluß dieses Friedens vielleicht die bedenklichste: denn mit allen Griechen in einer gleichsam nationalen Bewegung gegen die Römer vereinigt, hätte er an seinem Vertrage mit den Karthagern um so mehr festhalten müssen, als das Übergewicht der Römer über dieselben sich immer mehr entwickelte. Es war in dem Moment, als Scipio nach Afrika überging.

Und wie so ganz veränderten sich die Verhältnisse durch die Schlacht bei Zama.

Es war ein besonderes Zusammentreffen, daß eben, als karthagenienſische

Gesandte sich in Rom befanden, die um den Abschluß des Friedens nachsuchten, Gesandte des Königs Philipp daselbst erschienen, welche einige Mißverständnisse, die in den Verwickelungen der Zeit zwischen ihnen entstanden waren, mit besonderer Schärfe hervorhoben. Dabei brachten sie eine Sache zur Sprache, welche die Gemüter besonders aufreizte. Macedonische Söldner hatten an dem Kriege in Afrika an Hannibals Seite teilgenommen und waren in römische Gefangenschaft geraten: König Philipp forderte die Befreiung derselben; die Römer bestanden auf dem Kriegsrecht und fragten an, wie es denn komme, daß ein Verwandter des königlichen Hauses jene Söldner nach Afrika geführt habe. In demselben Augenblicke, in welchem die Römer den von Scipio eingeleiteten Frieden mit Karthago annahmen, ließen sie sich drohend gegen König Philipp vernehmen: wenn er Krieg wolle, so solle er ihn haben.

Diese beiden Momente nun, die Verbindung mit Ägypten und die scheinbar beseitigte, immer aber wieder hervorbrechende Feindseligkeit des Königs Philipp gegen die Römer, sind es gewesen, was diese in den Streit der hellenistischen Mächte untereinander verflocht.

Den Hof von Ägypten, den sie für seine neutrale Haltung im letzten Kriege ausdrücklich dankten, suchten sie in ihrem Bündnis zu befestigen, und den König Antiochus durch ihre Vermittelung von weiterem Vordringen gegen denselben zurückzuhalten. Gegen Philipp fanden sie Anlaß unmittelbar einzuschreiten.

Die alte Hauptstadt der griechischen Macht und des griechischen Geistes, Athen, wo trotz aller seitdem erlittenen Unfälle und eingetretenen Beeinträchtigungen sich doch ein lebendiges Andenken an die früheren Zustände erhielt, suchte die Hülfe der Römer nach. In dem letzten Frieden zwischen Rom und Philipp hatte dieser unter seinen Bundesgenossen die Akarnanen, Rom unter den seinen Athen genannt.

Nun aber kam es zwischen Athenern und Akarnanen zum Streit. Ein paar Akarnanen, die sich bei den eleusinischen Festen eingedrängt hatten, wurden dafür von den Athenern mit dem Tode bestraft. Die Akarnanen riefen die Hülfe Philipps an, und dieser säumte nicht, eine solche zu leisten. Hiergegen wandten sich die Athener an die Römer, deren Selbstgefühl es unmöglich dulden konnte, daß ihren Bundesgenossen Unrecht geschah. Selbst der ägyptische Hof ließ die Römer stolz und dringend dazu auffordern. Notwendig aber gab die Entzweiung der Römer mit Philipp den Feindseligkeiten gegen denselben eine neue Wendung. Attalus I. von Pergamus und Rhodus ergriffen den Augenblick, um auch Athen in ihren Bund zu ziehen.

Attalus, von jeher ein Freund der Römer, begab sich zu diesem Behufe selbst nach Athen; er hatte alte Verdienste um die Stadt und wurde aufs feierlichste empfangen; man erwies ihm beinahe göttliche Ehre. Den Rhodiern, deren Gesandte sich ebenfalls einfanden, wurde Isopolitie verliehen; ihre Tapferkeit wurde mit goldenen Kränzen gefeiert.

Da waren nun auch römische Gesandte in Athen erschienen. Im Gespräche mit ihnen versicherte sich Attalus, daß Rom geneigt sei, am Kriege gegen Philipp teilzunehmen, und forderte die Athener auf, mit ihm, den Römern und den Rhodiern gemeinsame Sache zu machen: denn was hätten sie zu erwarten, wenn König Philipp die Oberhand behalte. Die Athener gingen mit Freuden darauf ein und hatten sich unverweilt des besten Erfolges ihres Entschlusses zu erfreuen. Dem Führer eines macedonischen Heerhaufens, der soeben in Attika plündernd einfiel, ließen die römischen Gesandten durch einen Herold eine Zusammenkunft anbieten, und als diese zu stande kam, ersuchten sie ihn, seinem König zu melden: wenn er Frieden mit Rom haben wolle, so dürfe er fortan keine hellenische Stadt angreifen; über das, was gegen Attalus und die Rhodier geschehen, möge er sich vor einem unparteiischen Gericht verantworten. In dieser Erklärung lag zweierlei: Teilnahme an der Sache der Rhodier und des Attalus, und zugleich Sicherung aller Griechen vor den weiteren Angriffen Macedoniens.

Auf einen Fürsten, wie Philipp aber, der sich soeben noch mit dem Gedanken getragen hatte, Ägypten zu erobern, und große Siege erfochten zu haben meinte, konnte diese Botschaft keine andere Wirkung haben, als die, sein Ehrgefühl zu empören. Er antwortete damit, daß er eine andere Heerschar in Attika vordringen ließ und sich der Küstenplätze von Thracien, die seine Verbindung mit Asien, also auch mit Antiochus verhindern konnten, versicherte. Er war überall siegreich. Nur Abydus, auf das doch das meiste ankam, leistete ihm Widerstand und zwar einen so energischen, wie ihn jemals eine Stadt einem Eroberer entgegengesetzt hat. Indem die Abydener den letzten Kampf wagten, trafen sie zugleich Anordnungen, wie ihre Weiber und Kinder getötet, ihre Schätze dem Feuer überliefert werden sollten. Sie erlagen dennoch: aber ihr Untergang war der Moment, in welchem ihrem Besieger sein kommendes Unheil angekündigt wurde. Die römischen Gesandten, die auf dem Wege waren, den Frieden zwischen Ptolemäus und Antiochus zu vermitteln, hatten in Rhodus vom Angriff auf Abydus gehört, und säumten keinen Augenblick, den König dort in den Ruinen der Stadt aufzusuchen. Angesicht zu Angesicht wiederholten sie ihm die von Athen aus zugeschickte Erklärung, daß er keine griechische Stadt angreifen dürfe, wenn er mit den Römern Frieden haben wolle. Sie nahmen keine Rücksicht darauf, daß er versicherte, er sei in dem gegenwärtigen Kriege nicht der angreifende Teil gewesen. Die Römer erwiderten: das möge mit Rhodus und Pergamus der Fall sein, über deren Verhältnisse zu ihm sie nochmals ein Schiedsgericht angeboten hatten; aber sei er auch von Cius, das er auf das grausamste vernichtet hatte, angegriffen worden, auch von Abydus? Philipp gab eine Antwort, in welcher er seine Entrüstung blicken ließ, aber nur unter der Form persönlicher Rücksicht. Dann fügte er hinzu: am liebsten sei es ihm, wenn die Römer sich innerhalb der Grenzen der zwischen ihnen bestehenden Ver-

träge hielten; wollten sie aber im Widerspruch mit denselben ihn angreifen, nun bei den Göttern, so sei er entschlossen, sich zur Wehr zu setzen.

In Rom war man nicht gesonnen, diese Herausforderung hinzunehmen. An sich hätte das Volk eine Zeit der Ruhe vorgezogen; aber infolge einer ausführlichen Mitteilung über die Lage der Dinge beschloß man den Krieg gegen Philipp. Ein konsulares Heer wurde bei Apollonia aufgestellt, um denselben an den illyrisch-macedonischen Konfinien zu beginnen.

Halten wir aber inne, um, abgesehen von den vorliegenden Irrungen, die allgemeinen historischen Verhältnisse in Erwägung zu ziehen.

Wenn man es wagen darf, die weltgeschichtlichen Notwendigkeiten in ihrem Zusammenhange zu erörtern, so liegt am Tage, daß die karthagische Macht vollkommen gebrochen werden mußte und ohne Schaden für die von der punischen Einwirkung ergriffenen occidentalischen Stämme gebrochen werden konnte. Anders verhielt es sich mit den hellenistischen Staaten und Macedonien selbst. Die Hellenen, welche die volkstümliche Grundlage derselben bildeten, gingen doch nicht in ihnen auf; sie standen mit den Römern schon in mannigfachen Verbindungen; die griechischen Kolonien waren von den Gewaltsamkeiten der Illyrier und der Herrschaft der Karthager durch die Römer befreit worden. Die Religion, die sagenhafte Vergangenheit und, wenn wir soweit gehen dürfen, die bevorstehenden Geschicke forderten eine Vereinigung der Römer mit den Griechen. Wie wäre die militärische Bürgergenossenschaft von Rom, die zur Weltherrschaft aufstieg, jemals fähig gewesen, diesen Beruf zu erfüllen, hätte sie nicht die Elemente der Kultur, die hiezu nötig waren, von den Griechen empfangen, in sich aufgenommen und zu einem allgemein gültigen Bestande durchgearbeitet. Eine Verbindung mit den Griechen und ihrer Kultur war also eine unerläßliche Bedingung der Größe und Macht von Rom. Nun aber standen die Griechen doch jetzt unter der Autorität Macedoniens. Mit einer gewissen Zuversicht kann man aussprechen: um dem Bedürfnis der Welt zu genügen, mußten die Hellenen selbst von den Macedoniern losgerissen werden. Wenn dies schon bisher der Sinn der Römer gewesen war, so wurde es jetzt ihre entschiedene Absicht. Dazu aber lag in der Gesinnung der Griechen eine willkommene Handhabe.

Wenn einmal der Gedanke gefaßt worden war, das macedonische und das griechische Interesse zu verschmelzen, so hinderte das nicht, daß nicht der alte Widerwille gegen die macedonische Domination, der durch Redner und Geschichtschreiber genährt worden war, sich unaufhörlich geregt hätte. Die Eigenmächtigkeiten des König Philipp trugen dazu bei, diesen Widerwillen lebendig zu erhalten. Die Römer konnten die Hoffnung fassen, die hellenistischen Gewalten und die Hellenen von einander zu trennen. Dafür fanden sie in Titus Quinctius Flamininus ein gleichsam von Natur vorbereitetes Werkzeug. Mit Cajus Flaminius, der am trasimenischen See gefallen war, hat er keinen genealogischen Zusammenhang, noch weniger Verwandtschaft der Gesinnung; wenn jener durch seine Verachtung des gottesdienstlichen Herkommens

sich ein unheilvolles Gedächtnis gestiftet hatte, so hielt sich Flamininus nach dem Beispiel des Marcellus, dessen Genosse im Feld er gewesen war, mit aller Strenge an das religiöse Herkommen.

Titus Quinctius war noch ein sehr junger Mann; er zählte erst dreißig Jahre, als er im Jahre 198 vor unserer Ära, 556 der Stadt, zum Konsul erwählt wurde. Was ihn empfahl, war nicht ein in den Magistraturen bewährtes Verdienst; es konnte nur die Verwaltung von Tarent sein, die ihm anvertraut gewesen war, noch immer des wichtigsten Platzes für die Verbindung römischer Macht und griechischer Sinnesweise. Flaminin hatte sich griechische Bildung dem unter der vornehmen römischen Jugend emporkommenden Bestreben gemäß angeeignet.

Den Kreisen, die sich um den älteren Scipio zusammenschlossen, angehörig, vermied er, wie dieser, jede antipopuläre Tendenz: er war immer bebeliebt bei dem Volk. Man rühmt an ihm die Eigenschaft, Wohlthaten lieber zu erweisen, als deren zu empfangen; unbeugsam gegen die Widerstrebenden, wurde er mild, sobald man ihm nachgab. Er geriet leicht in Aufwallung, war aber unschwer zu begütigen. Mit der natürlichen Liebenswürdigkeit, die ihm eigen war, vereinigte er nun planvolles Handeln und eine gewisse Konsequenz des Gedankens. Was er unternahm, war nach allen Seiten wohl überlegt und durchdacht, so daß er in der persönlichen Diskussion fast immer eine geistige Überlegenheit bewährte. Unter allen Schwierigkeiten, auf die er stieß, behielt er sein Ziel unverrückt im Auge. Er verband kriegsmännische Wissenschaft und Übung mit diplomatischer Gewandtheit, römische Gesinnung mit einer gleichsam natürlichen Hinneigung zum griechischen Wesen. Dieser Mann trat an die Spitze des bei Apollonia versammelten Kriegsheeres.

Schon seine Vorgänger hatten, und zwar eben durch die Verbindung der alten Kriegführung mit den neuen Erfahrungen, nicht unbedeutende Erfolge erzielt.

Von den Ätolern war bereits einmal in einer ihrer allgemeinen Versammlungen in Beratung gezogen worden, ob sie sich an die Römer, deren Flotte auch an allen Küsten erschien und die Gegner Philipps in Schutz nahm, anschließen oder an dem König festhalten sollten. Aber man schrak noch davor zurück, den römischen Legionen den Zugang nach Griechenland zu eröffnen, durch die es bald dahin kommen werde, daß man nicht mehr in freien Versammlungen freier Beratungen pflegen könne. Der Strateg hatte den Beschluß durchgesetzt, daß man erst weitere Ereignisse abwarten und ihm selbst nach Maßgabe derselben überlassen wolle, unter Wahrung aller Formen Partei zu ergreifen. Den Athenern, die auf dieser Versammlung erschienen, wird eine Klage über die Gewaltthätigkeiten Philipps, der die religiösen und historischen Denkmale von Attika zerstört habe, in den Mund gelegt: der Bund mit den Römern schien ihnen fast als ein Befehl der unsterblichen Götter selbst. Noch hielt man jedoch inne. Aber den Römern verschaffte es

einen nicht genug anzuschlagenden Vorteil, daß sie zugleich Meister von Illyrien waren. Dadurch kamen sie in Verbindung mit den halbbarbarischen Völkerschaften, welche schon Alexander der Große hatte bekämpfen müssen und die seit dem Einbruch der Gallier doppelt mächtig geworden waren. König Philipp geriet in jenen Regionen bereits in Nachteil; er hat selbst in militärischen Begegnungen den Kürzeren gezogen. Dazu aber gesellte sich noch ein anderes militärisches Moment. Auch in den Scharmützeln mit dem römischen Lager erlitt er Verluste, die an sich nicht viel auf sich hatten, aber dadurch bedeutend wurden, daß Macedonier und Griechen, wie man sagt, zuerst an Verwundungen der Zurückkommenden bemerkten, daß bei den Römern andere Waffen in Gebrauch gekommen seien, als die bisherigen. Ihre Kriegführung hatte im Kampfe gegen die Karthager an Stärke gewonnen. Das spanische Schwert, dessen sie sich bedienten, erwies sich als eine unwiderstehliche Waffe und verdoppelte den Schrecken, welchen die Legionen überhaupt einflößten.

Zunächst wurden die Ätoler dadurch bewogen, ihre Entscheidung zu treffen; sie sahen, daß sich das Übergewicht auf seiten der Römer neigte, worauf alle jene auf das hellenisch-macedonische Gemeinwesen bezüglichen Betrachtungen verschwanden. Sie trugen kein Bedenken, zu Feindseligkeiten gegen König Philipp zu schreiten.

Da war nun Flaminin in dem römischen Lager angekommen, mit Veteranen aus dem zweiten punischen Kriege, die schon in Afrika gegen die Macedonier selbst im Felde gestanden hatten und den Ruf unwiderstehlicher Tapferkeit besaßen. Philipp hatte, um das Vordringen der Römer zu hindern, eine feste Stellung in den Engpässen des Aous genommen. Soviel man erfährt, beabsichtigte er, den Augenblick, in dem es noch möglich war, zu benutzen, um mit den Römern eine friedliche Abkunft zu treffen. Unter epirotischer Vermittelung wurde eine Zusammenkunft zwischen dem Konsul und dem König zu stande gebracht. Flaminin stellte die Forderung auf, welche die große Frage entscheiden, und, mochte sie nun gewährt werden oder nicht, die Griechen von Macedonien trennen mußte. Sie ging dahin, daß Philipp, um den Frieden herzustellen, seine Besatzungen aus den griechischen Städten zurückziehen müsse. Soweit war es, wenn wir recht unterrichtet sind, gekommen, daß Philipp sich nicht abgeneigt erklärte, die Plätze aufzugeben, die er selbst erobert hatte. Doch wollte er alles behalten, was von seinen Vorfahren auf ihn gekommen war, und was doch auch die Oberherrlichkeit von Griechenland in sich schloß. So aber verstand Flamininus seine Forderung nicht. Unter den Plätzen, welche Philipp aufgeben müßte, nannte er zuerst die thessalischen. Aber eben auf diese legte Philipp am meisten Wert; eine härtere Bedingung, meinte er, könne man ihm nicht vorschreiben, wenn er schon besiegt sei: so brach er das Gespräch ab und der ernstliche Krieg begann. Mehr durch Geschicklichkeit, als durch bloße Waffengewalt gelangen Flamininus die Unternehmungen, zu denen er nunmehr schritt. Jene Engpässe hätte er wohl nie überwältigt, wäre ihm nicht durch

einen von ihm gewonnenen Epirotenhäuptling, Charops, ein Weg angegeben worden, auf welchem er den Macedoniern in den Rücken fallen konnte, indem er sie von vorn angriff. Die Römer, sagt Livius, würden die Verwegenheit ihres Anfalls gebüßt haben, wenn nicht der Schlachtruf von hinten erschollen wäre und die darauf beginnende Schlacht die königlichen Truppen durch den plötzlichen Schrecken fast von Sinnen gebracht hätte. Der Verlust Philipps war nicht sehr beträchtlich; er brachte seine zerstreuten Truppen wieder zusammen: aber der Weg nach Thessalien war und blieb den Römern geöffnet. Indem der König sich zurückzog, brachte der Konsul, durch Ätoler und Athamanen verstärkt, einen festen Platz nach dem andern in seine Hand. Die Verwüstung des Landes schadete ihm nicht, da seine Lastschiffe indes nach dem Meerbusen von Ambracia gekommen waren, und die Verbindung zwischen Ambracia und Gomphi, welches in seinem Besitze war, trotz der Gebirge leicht hergestellt wurde. Der König nahm eine Stellung im Thal Tempe, von wo er nach allen Seiten hin, wo eine Gefahr vorhanden war, Hülfe leisten zu können meinte.

Man hatte die Römer den Griechen als Barbaren geschildert; der Zug des Flamininus, der mit strenger Mannszucht wohlüberlegte Rücksicht und Schonung vereinigte, gewann ihnen um so mehr die Gemüter.

Die Hauptfrage für den Fortgang der Ereignisse war nun, welche Haltung der Achäische Bund, der seit Aratus enge mit Macedonien verbündet war, annehmen würde. Römer, Rhodier, Athener und der König Attalus forderten die Achäer auf, ihnen beizutreten. Entscheidend für diese war ohne Zweifel, daß sie zugleich von dem Tyrannen von Lacedämon, Nabis, angefallen waren und Philipp sie nicht einmal gegen diesen, geschweige denn gegen die Römer verteidigen konnte. Jedoch wurde es ihnen schwer sich zu entschließen. In ihrer Landesversammlung, die zu Sicyon gehalten wurde, schwieg anfangs jedermann. Da ergriff der Strateg Aristänus das Wort zu Gunsten der Römer. König Philipp, sagte er, habe eine feste Stellung aufgegeben und seine Bundesgenossen seinen Feinden überlassen: jetzt verlange er Hülfe, ohne etwas dagegen zu bieten; die Römer aber seien nahe und wie zu Land so zur See überaus furchtbar; eine Neutralität zwischen beiden wäre nicht ratsam, man hätte dann die entschiedensten Feindseligkeiten von seiten des Siegers zu erwarten. — Doch waren diese Betrachtungen nicht imstande, einen Beschluß der Versammlung hervorzurufen. Vom hellenischen Interesse ist wenig oder gar nicht die Rede gewesen. Auf der einen Seite erwog man nur die Übermacht der Römer, durch die man von den Gewaltthätigkeiten Philipps auf immer frei zu werden hoffte; auf der anderen aber lebten doch auch in den Angehörigen der Städte, die sich der besonderen Vergünstigung des Königs zu erfreuen gehabt hatten, Sympathien für ihn. Zwischen den Damiurgen, dem engeren Rate, dem es oblag, den zu fassenden Beschluß der Landesversammlung vorzulegen, brach ein Zwiespalt aus. Es waren ihrer zehn, von denen fünf behaupteten, einen Entwurf dieser Art auch nur

vorzulegen, sei durch einen Artikel des mit Philipp geschlossenen Vertrages ausdrücklich verboten. So schien es noch am dritten Tage der Versammlung zu keinem Entschlusse kommen zu sollen, bis endlich von jenen fünf macedonisch gesinnten Damiurgen einer zu den römisch gesinnten übertrat. Es war ein junger Mann, dessen Vater noch lebte; dieser hatte ihn bedroht, ihn nicht mehr als Sohn anerkennen zu wollen, wenn er an der für Achaja verderblichen Meinung festhalte. Durch den Übertritt des jungen Mannes geschah es nun, daß der Entwurf vorgelegt werden konnte, der dann zum Beschluß erhoben wurde, nicht jedoch, ohne daß ein paar Städte, zu denen auch Megalopolis und Argos gehörten, durch Secession ihre abweichende Meinung kundgaben. Auch in späteren Zeiten hat man nicht gezweifelt, daß die Lage den Beitritt der Achäer zu dem Bündnis der Athener, Rhodier und des Attalus mit den Römern unbedingt erheischte. Durch diesen Abfall und die Fortschritte des Konsuls in Doris und Phocis bedrängt, ließ Philipp nochmals auf Unterhandlungen antragen. Eine zweite Zusammenkunft fand am Gestade des Malischen Meerbusens bei Nicäa statt. Flaminin stellte dreierlei Forderungen auf: Entfernung aller Besatzungen aus Griechenland, Rückgabe der in Illyrien eingenommenen Landstriche an die Römer, und Wiederherstellung Ägyptens in die ihm entrissenen Gebiete. Die Gesandten der Verbündeten fügten noch andere hinzu und erhoben gehässige Vorwürfe gegen den König. Er beantwortete jede Stachelrede mit einer anderen; er zeigte sich lebhaft, witzig und selbstbewußt.

Die Vorschläge, die er nun seinerseits machte, gingen sehr ins einzelne; sie betrafen die Ansprüche der Achäer und Ätoler, der Rhodier und des Attalus: Philipp gab an, was er an jeder Stelle aufgeben wolle und was nicht. Damit aber waren die Griechen nicht zufrieden; sie verlangten jetzt, daß der König aus allen griechischen Gebieten weichen solle, — eine Differenz, welche keine Hoffnung auf Verständigung übrig ließ. Zugleich drangen sie auf unverweilte Fortsetzung des Krieges, während Philipp auf einen Waffenstillstand antrug, um den Senat zu Rom zu einem Schiedsgericht zwischen ihm und den Griechen aufzufordern, da doch alles, was man verabrede, der Bestätigung des Senats bedürfen werde. Die Verhandlung versetzte sich nun nach Rom, wohin sich die Gesandten aller Parteien begaben, und hier erst gelangte sie zu ihrer vollen Bedeutung. Die Griechen formulierten ein sehr entschiedenes Begehren. Philipp, so sagten sie, habe einst geäußert, er halte Griechenland durch drei Fußschellen in Fesseln; das seien die Besatzungen von Akrokorinth, Chalcis und Demetrias; durch die erste werde der Peloponnes in Pflicht gehalten, durch die zweite Euböa, Lokris und Phocis, durch die dritte Thessalien; sie forderten den Senat auf, sie von diesen Besatzungen zu befreien: denn ohnedies werde jede anderweite Abkunft unnütz sein, es werde immer im Belieben Philipps stehen, sie zu brechen. Bei dem Senat, in welchem die Freunde Flaminins vielen Einfluß besaßen — wie es ihnen denn auch gelang, eine Verlängerung des Oberbefehls für diesen auszuwirken, —

fanden die Erinnerungen der Griechen, welche sehr einleuchtend lauteten, vollkommenen Beifall. Die Verhandlungen nahmen eine ganz andere Wendung, als Philipp sie erwartet hatte. Indem seine Gesandten über die Anerbietungen, die der König machte, und die Einreden, welche die Griechen dagegen erheben würden, sprechen zu können hofften, wurde ihnen die Forderung der Griechen in nackter Schroffheit vorgelegt; sie wurden gefragt, ob sie Auftrag hätten, darauf einzugehen oder nicht. Da sie erklären mußten, daß das nicht der Fall sei, so wurden sie nicht weiter angehört; und statt der Vermittelung hatte die Gesandtschaft die Fortsetzung des Krieges zur Folge. An eine weitere Unterhandlung zwischen Philipp und Flaminin war nicht zu denken. Flaminin lehnte den Antrag auf eine nochmalige Zusammenkunft ab; er forderte einfach die Entfernung des Königs aus allen griechischen Plätzen, die er innehabe, worauf dieser nicht eingehen konnte, ohne seine eigene Sache aufzugeben. Nun erst kam es zum Kampfe zwischen Macedoniern und Römern. Diesen war es wirklich gelungen, die panhellenische Sache von der macedonischen zu trennen.

Mit ätolischen Hülfstruppen, besonders auch thessalischer Reiterei verstärkt, rückte Flamininus ins Feld. Unter Philipp fochten außer Macedoniern auch Thracier und Illyrier. Die beiden Heere waren an Zahl einander ziemlich gleich, jedes von ihnen etwas über 20000 Mann stark. Die Kraft derselben aber bestand auf der einen Seite in der Legion, auf der anderen in der Phalanx, die nun hier nahe den Grenzen Macedoniens den Kampf wieder aufnahmen, den sie zuletzt in Unteritalien mit einander bestanden hatten. Philipp rückte gegen Skotussa heran, um sich der erforderlichen Zufuhr zu versichern und alsdann ein der Beschaffenheit seiner Streitkräfte angemessenes Schlachtfeld zu wählen. Indem er aber, durch einen ungewöhnlich starken Nebel gehindert, inne hielt und sich nur der benachbarten Höhen von Kynoskephalä zu versichern suchte, stieß er mit den Römern zusammen, die von Pharsalus her eben auch gegen Skotussa vorrückten, um es nicht in die Hände Philipps geraten zu lassen. Es geschah sehr unerwartet: keiner von beiden Teilen wußte etwas von der Nähe des anderen; in dem Scharmützel, das sich dann sofort entspann, waren die Macedonier die stärkeren; zweimal wurden die Römer zurückgeworfen. Dies anfängliche Glück aber sollte den Macedoniern verderblich werden. König Philipp, dem man zurief, der Augenblick sei gekommen, in welchem er die Barbaren — so bezeichnete man die Römer — über den Haufen werfen könne, ließ sich verleiten, die Schlacht auf einem Terrain anzunehmen, das für seine Phalanx ungeeignet war. Wo die Phalanx in ihrer Ordnung auf günstigem Boden vorrückte, war sie unwiderstehlich, und die Römer mußten vor ihr weichen. Aber dies geschah nur auf dem einen Flügel; auf dem anderen hatte sie sich nicht bilden können; hier brachte der römische Anlauf alles in Unordnung. Ein Tribunus Militum ersah die Gelegenheit, die siegende Phalanx, die im Vorrücken begriffen war, von hinten anzugreifen; dies entschied die Schlacht. Die Phalanx erlitt eben

in den Regionen ihres Ursprungs eine vollkommene Niederlage. Die Römer waren hier am Ort bei weitem stärker, als in Italien; sie hatten nicht allein bessere Waffen, sondern sie führten libysche Elephanten ins Feld. Die trefflichsten Dienste leistete ihnen die griechische Reiterei.

Man kann die Schlacht von Kynoskephalä als das Widerspiel der Schlacht von Chäronea betrachten. Was die eine gegründet hatte, die Herrschaft der Macedonier über Griechenland, wurde durch die andere aufgelöst. Philipp, ein Mann von raschen und wechselnden Entschlüssen, fügte sich in sein Schicksal. Er wandte sich in sein Erbland zurück, ließ aber dann mit Flaminin Unterhandlungen über den Frieden eröffnen, dessen Bedingung nach allem Vorausgegangenen doch keine andere sein konnte, als die Zurückziehung der Macedonier aus Griechenland überhaupt.

Da trat nun auf der Stelle auch die andere Seite des Ereignisses heraus. Der Sieg über die Macedonier war zwar mit Beihülfe der Griechen errungen worden, aber doch nicht durch sie, wiewohl sich die Ätoler dessen rühmten, sondern vor allen Dingen durch die römische Kriegsmacht und den römischen Prokonsul. Unleugbar ist — wenigstens wird es allgemein überliefert —, daß die Anmaßung der Ätoler, die sich noch einen größeren Anteil an dem Siege zuschrieben, als sie wirklich gehabt hatten, verstimmend auf Flaminin gewirkt habe. Doch war das nicht die Hauptsache. Die Griechen verlangten Fortsetzung des Krieges; und wer könnte ihnen verargen, daß sie sich der feindseligen Macht, die sie so lange bedrängt hatte, auf immer zu entledigen wünschten? Es war eine sehr treffende Gegenbemerkung Flaminins, daß das auf die Länge doch nicht der Vorteil der Griechen sein dürfte, da alsdann die Gallier oder Thracier leicht über sie herfallen könnten.

Er hatte jedoch noch einen anderen Grund, den König zu schonen, der aus der allgemeinen Weltlage entsprang. Die Absichten des Königs Antiochus, der, wie wir wissen, eine sehr ausgedehnte Macht im Orient besaß, entwickelten sich alle Tage drohender. Unmöglich durften die Römer durch einen Angriff auf Macedonien selbst den König Philipp in die Notwendigkeit setzen, sich zu seiner eigenen Rettung mit dem König von Syrien zu vereinigen. Flaminin ging auf das Friedensanerbieten Philipps ein und trug kein Bedenken, die königlichen Gesandten abermals mit den seinen zugleich nach Rom gehen zu lassen. Der König hatte im voraus erklärt, er werde in alles willigen, was der Senat anordne.

In Rom war man nicht ganz einmütig in dieser Sache; es gab eine Stimme für die Fortsetzung des Krieges; der für das nächste Jahr ernannte Konsul Marcus Marcellus hätte nichts mehr gewünscht, als daß ihm die Provinz Macedonien dekretiert worden wäre; er versprach sich von dem neuen Feldzug unvergänglichen Ruhm. Aber dagegen hatten die Nachrichten, die Flaminin von seinem Feldzuge gab, einen für ihn und seine Vorschläge günstigen Eindruck gemacht; seine Briefe waren vor Senat und Volk verlesen worden. Diesen Eindruck verstärkten die Abgeordneten, die er aus seinem

Feldlager nach Rom schickte, und seine alten Freunde. Auch die Gesandten des Königs erfreuten sich einer günstigen Aufnahme. Es wurde ihnen Verpflegung auf öffentliche Kosten und Gehör im Tempel der Bellona bewilligt. Im voraus versichert, daß der König sich fügen werde, sprach man die Bedingungen aus, unter welchen ihm Friede bewilligt werden solle. Als nun unter den Einreden des Marcellus der Senat doch wieder ins Schwanken geriet, drohten die Tribunen mit ihrer Intercession und setzten es durch, daß die Frage über den Frieden von dem Volke entschieden werden müsse; sie wurde einer Versammlung auf dem Kapitol vorgelegt, welche in allen Tribus sich für den Abschluß des Friedens mit König Philipp entschied.

Einst, als die Griechen die Besorgnis verlautbarten, der König werde den Frieden brechen, sobald er sich dazu im stande sehe, hatte Flaminin erwidert: er werde mit demselben einen solchen Frieden treffen, der ihn daran verhindern solle. Darauf war es nun bei den Bedingungen abgesehen, die man dem König machte. Der König wurde verpflichtet, ohne Einwilligung des Senats keinen Krieg außerhalb Macedoniens zu führen, sodaß ihm sowohl nach der griechischen, als nach der syrischen Seite hin die Hände gebunden wurden. Um dessen aber sicher zu sein, nötigte man ihn zu Reduktionen der bewaffneten Macht: er sollte nicht mehr als 5000 Mann unter den Waffen halten, überhaupt keinen Elephanten, ebensowenig Kriegsfahrzeuge irgend welcher Art; auch eine große Kriegsentschädigung wurde ihm auferlegt.

Man dachte nicht daran, ihn zu vernichten; was ja überhaupt nicht in der Gewohnheit der Römer lag; man wollte ihn nicht mehr als Nebenbuhler sich gegenüber, sondern als Bundesgenossen an der Seite haben. Philipp leistete auf die Unabhängigkeit eines souveränen Herrschers Verzicht, indem er diesen Frieden annahm.

Was nun aber schon in dem Frieden und gleich nach demselben noch mehr die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war das Verhältnis der Griechen. Philipp machte sich anheischig, alle seine Besatzungen aus den griechischen Städten herauszuziehen und diese den Römern auszuliefern bis zur Feier der nächsten isthmischen Spiele, im Frühjahr 196 vor unserer Ära, Olympiade 146, 1. Denn diese Versammlung, zu welcher die Römer selbst bereits gezogen waren, wurde dazu bestimmt, um den Hellenen die neue Ära, in die sie eintraten, feierlich anzukündigen. Dabei ist nun aber zwischen Flaminin und den ihm zur Vollziehung der Beschlüsse vom Senate beigegebenen Kommissaren ein Mißverständnis entstanden. Die Kommissare waren ermächtigt, alle übrigen Plätze, welche Philipp aufgebe, den Griechen zurückzustellen; nur über jene drei Befestigungen, von deren Wichtigkeit die Griechen den Römern selbst Kunde gegeben hatten, Chalcis, Demetrias und Korinth, waren Zweifel übrig geblieben: der Senat gestattete den Kommissaren, nach Lage der Umstände die Überlieferung derselben an die Griechen entweder zu bewilligen oder zu verweigern. Flaminin war der Meinung: sie müßten den Griechen überliefert werden, wenn man dieselben gewinnen und ihnen die

Überzeugung geben wolle, daß die Römer nicht sowohl zu ihrem eigenen Vorteil, als zum Besten der Griechen den Kampf mit Philipp unternommen hätten. Aber die Kommissare meinten, das Verhältnis zu Antiochus lasse diese vollständige Rückgabe nicht zu. Was sie bewog, war die allgemeine Gärung von Griechenland: wie leicht, daß die Ätoler, was auch nachmals geschah, sich mit Antiochus verständigten. Darauf ließ sich erwidern, daß die ausnahmslose Überantwortung der Plätze an die Hellenen diese erst recht zu einer unbedingten Vereinigung mit Rom geneigt machen würde. Dahin ging ohne Zweifel die Ansicht Flaminins. Aber die römischen Kommissare zogen das unmittelbar vorliegende Interesse in Betracht; sie wollten auf jeden Fall in der Lage sein, dem König von Syrien von Griechenland aus und in Griechenland selbst Widerstand zu leisten.

Der Tag der isthmischen Spiele kam; und die Römer zögerten nicht, den Griechen ihre Befreiung von den Macedoniern auf das feierlichste kund zu thun. Als das Volk, um den Kampfspielen beizuwohnen, im Stadion versammelt war, trat an der Stelle, von wo die Ordnung der Spiele angekündigt zu werden pflegte, ein römischer Herold hervor, ließ durch einen Trompetenstoß Ruhe gebieten und verlas alsdann den gefaßten Beschluß. Im Namen des römischen Senats und des Oberfeldherrn, durch welche König Philipp von Macedonien besiegt worden, wurden acht namentlich bezeichnete Völkerschaften für frei von Macedonien erklärt, so daß keine Besatzung des Königs geduldet, noch Steuern an ihn bezahlt, sondern das alte Gesetz und die Autonomie wiederhergestellt werden sollten: es waren die, welche bisher dem macedonischen König unterthänig gewesen waren: Phocier, Lokrer, Euböer, Achäer von Phtiotis, Magneten, Thessaler, Perrhäber. Es bildete gleichsam einen Triumph der Römer, daß durch sie alle Griechen der macedonischen Herrschaft erledigt sein und bleiben sollten. Die Botschaft kam in dem Augenblicke unerwartet. Man kann den Jubel nicht beschreiben, welchen sie hervorrief: die oft gehörte Sage wiederholt sich, daß vorüberfliegende Vögel vom Geschrei betäubt niedergefallen seien. Flaminin wurde von den Kränzen und anderen Zeichen der Dankbarkeit, die man ihm darbrachte, beinahe erdrückt.

Diese gewaltig aufflammende Begeisterung der Hingebung und Dankbarkeit war jedoch keine nachhaltige und konnte es nicht sein. Die Erklärung der Römer erweckte in den Griechen ein Gefühl ihrer alten Autonomie, allein mit demselben zugleich ein Bewußtsein davon, was ihnen an dem vollen Besitz derselben noch fehle. So groß die Zugeständnisse waren, brachten sie doch keine volle Befriedigung hervor. Überall traten infolge der ergangenen Erklärung die Griechen an die Stelle der macedonischen Besatzungen, nicht jedoch in Akrokorinth, Chalcis und Demetrias: diese behielten die Römer für sich. Die Rückgabe der Stadt Korinth hatte Flaminin noch ausgewirkt, wohlverstanden ohne die Burg. Aber die Konföderation mit Rom erschien doch als eine sehr ungleiche, hauptsächlich auf den Vorteil von Rom berechnete.

Einen ähnlichen Eindruck machten die Ereignisse, die gleich darauf im Peloponnes stattfanden. Der Tyrann von Sparta, Nabis, war durch den Kampf zwischen Philipp und den Römern noch verstärkt worden. Dieser hatte zugelassen und sogar begünstigt, daß Argos in die Hände desselben fiel. Dagegen nun vereinigte Flaminin die achäischen und die römischen Streitkräfte; er griff Nabis in Sparta an. Durch die Heftigkeit seines Angriffs und seine Successe brachte er es wirklich dahin, daß Nabis von Argos abstand; aber Sparta entrissen die Römer dem Tyrannen nicht: sie fürchteten, er möchte ihnen mit der kriegsbegierigen Soldateska, die er um sich hatte, noch lange Widerstand leisten, was ihnen im Kampfe mit Antiochus gefährlich werden konnte. Das hatte nun aber wieder eine Rückwirkung auf die Achäer. Diese behaupteten wohl gar, daß ihr Führer Philopömen im Kriege gegen Nabis mehr geleistet habe, als ihr Protektor Flaminin. Wie aus dem Kriege gegen Philipp eine Entzweiung mit den Ätolern, so schien aus dem Kriege gegen Nabis eine Entzweiung der Römer mit den Achäern zu entspringen. Die ätolische Klage, daß aus dem Sturz der macedonischen Herrschaft nicht die Freiheit von Griechenland, sondern nur die Herrschaft der Römer hervorgegangen sei, wurde allenthalben laut, und da nun überdies bei dem Versuche, die alten Einrichtungen durch neue zu ersetzen, mannigfaltige Streitigkeiten ausbrachen, bei denen nochmals die macedonische Faktion, jetzt durch die römische begünstigt, die Oberhand bekam, so trat ein Zustand allgemeinen Mißbehagens ein, der den Frieden beinahe wieder zweifelhaft machte.

Wer hätte den Widerspruch verkennen können, der darin lag, daß den Griechen volle Freiheit und Autonomie von den Römern versprochen worden war und diese dann doch die wichtigsten Positionen, welche die Griechen in Fesseln schlugen, für sich behielten. Dabei ist es jedoch nicht geblieben. Wenn man aber erkennen will, was die Römer bewog, eine Änderung eintreten zu lassen, so muß man sich ihre allgemeine Lage vergegenwärtigen. Ihre Aufmerksamkeit wurde von den Vorgängen im cisalpinischen Gallien in Anspruch genommen. In derselben Zeit, in welcher Nabis, von Flamininus besiegt, um die Bestätigung des ihm von diesem bewilligten Friedens in Rom nachsuchte, erfolgte eine neue Schilderhebung der cisalpinischen Gallier, welche zwar niedergeschlagen wurde, aber nicht, ohne daß die fungierenden Konsuln sich genötigt gesehen hätten, bei den beiden Kolonien am Po, Cremona und Placentia, stehen zu bleiben, um sie zu beschützen und den erlittenen Schaden wieder gut zu machen. Die unter den Bojern und Insubrern herrschende Gärung ließ nichts anderes erwarten, als daß man im nächsten Jahr noch größere Feindseligkeiten zu bestehen haben werde. Da kam es nun dem Senate sehr erwünscht, daß sowohl aus Spanien, wo Marcus Porcius Cato der Celtiberer Meister geworden war, als auch aus Macedonien friedliche Nachrichten einliefen. Man beschloß, im nächsten Jahre alle Kräfte nach Gallien zu wenden: den beiden Konsuln Publius Cornelius Scipio und

Tiberius Sempronius Longus sollte Italien als Provinz bestimmt werden. Zwar machte der erste die Einwendung, daß man im Osten bei den offenen Feindseligkeiten des Antiochus und der zweifelhaften Haltung der Ätoler einen schweren Krieg zu gewärtigen habe. Allein der Senat nahm darauf keine Rücksicht; er beschloß auf den Grund, daß der Krieg auf beiden Seiten, in Macedonien und Spanien, beendigt sei, die beiden Heere nach Italien zurückzuziehen und zu entlassen. An ihrer Stelle sollten alsdann neue städtische Legionen ausgehoben werden.

Und der Senat hatte nicht Unrecht; es kam zu einer Koalition zwischen Bojern und Insubrern. Unter den Bojern erhob sich der König Bojorix mit seinen beiden Brüdern im Einverständnis mit seinem gesamten Volk, um dem Eintritt der Römer ins bojische Gebiet offenen Widerstand entgegenzusetzen. Der Konsul Sempronius zögerte vorzurücken, ehe er sich mit seinem Kollegen Scipio vereinigt hätte: aber seine Zögerung machte den Bojern um so mehr Mut; sie griffen das römische Lager unverzüglich an, wurden jedoch durch die Besonnenheit des Konsuls und die gewohnte Taktik der römischen Legion in blutigem Kampfe zurückgeschlagen, so daß Sempronius seinen Weg nach Placentia fortsetzen konnte. Scipio war indes ins Gebiet der Ligurer vorgedrungen. Diese Gefahr nun war es, was die Römer vermochte, ihre Legionen, wie aus Spanien, so auch aus Griechenland zurückzuziehen; es war die Kombination der Umstände, der Griechenland die Hebung seiner Beschwerden zu verdanken hatte; den Römern mußte mehr daran gelegen sein, die cisalpinischen Gallier im Zaum zu halten, als sich um einer eventuellen Kriegsgefahr willen griechischer Plätze zu versichern. Flamininus erhielt den Auftrag, seine Truppen nach Italien abzuführen, was ihm eigentlich nicht unwillkommen war; nunmehr erst konnte er seine Absicht, den Griechen ihre volle Freiheit zurückzugeben, zur Ausführung bringen. Er versammelte die Gesandten aller Städte und Völker, die zu ihm hielten, in Korinth. Vor allem entschuldigte er seinen Frieden mit Nabis mit der Bemerkung, daß eine Fortsetzung des Kampfes zur Zerstörung des hochberühmten Sparta hätte führen müssen. Dann aber kam er auf die Sache zu sprechen, die ihm zunächst aufgetragen war. Er erklärte die Beschuldigung, daß die Römer in der Herrschaft über Griechenland nur an die Stelle der Macedonier treten wollten, für eine böswillige Erfindung der Ätoler, die freilich niemals wüßten, was sie thun oder was sie sagen. Jetzt werde sich zeigen, wem mehr zu vertrauen sei, den Ätolern oder den Römern. Er sprach dann aus, daß er die römischen Besatzungen binnen zehn Tagen aus allen Plätzen herausziehen werde; nicht mit Unrecht sei die Freiheit von Griechenland in die Hände der Römer gelegt worden. Noch waren die völkerschaftlichen Deputationen beisammen, als sie die römische Besatzung von Akrokorinth herabziehen sahen. Während die römischen Legionen ihren Rückweg nach Oricum nahmen, begab sich Flaminin nach Chalcis und von da nach Demetrias, um auch dort die Besatzungen wegzuführen. Er ließ sich angelegen sein, überall die

Völkerschaften, die nun wirklich zu einem Gefühl ihrer Freiheit kamen, zu befriedigen und in ihrer Hingebung an Rom zu bestärken. In Thessalien, wo diese Verbindung am schwächsten war, traf er Einrichtungen, um sie durch feste municipale Ordnungen zu ersetzen: er hat dabei die besitzende Klasse begünstigt. Überall schärfte er Mäßigung im Gebrauch der Freiheit ein und warnte vor Mißbrauch derselben.

Eine große Genugthuung war ihm noch dadurch zu teil geworden, daß eine nicht geringe Anzahl Römer, welche Hannibal als seine Kriegsgefangenen in die Sklaverei verkauft hatte und zwar eben nach Griechenland, jetzt auf seine Bitten durch die verschiedenen Staaten von ihren Eigentümern losgekauft und ihm bei seiner Rückkehr nach Italien mitgegeben wurden: denn es schicke sich nicht, daß Angehörige des Volkes, durch welches die Griechen befreit worden seien, bei diesen in gewöhnlicher Knechtschaft gehalten würden.

Flamininus ist ein Mann, der einen für die Entwickelung der Welt unentbehrlichen Gedanken mit Bestimmtheit gefaßt und unter den mannigfaltigsten Schwierigkeiten, die ihm von beiden Seiten gemacht wurden, begünstigt durch den Gang der allgemeinen Verhältnisse, durchgeführt hat.

Ein Ereignis von hoher Bedeutung für Rom selbst war es, daß es in unmittelbare Verbindung mit der eigentlich griechischen Kultur trat. Es nahm Athen, die vornehmste Stätte der geistigen Schöpfungen, in Schutz; es zog Achaja, wo die griechische Staatsbildung in ihrer Verbindung mit dem alten republikanischen Sinn eine an das alte Griechenland anschließende Gestalt gewonnen hatte, in seinen Bund. Das gegenseitige Verständnis wurde dadurch gefördert, daß Rom selbst ein städtisches Gemeinwesen bildete: es war den griechischen Verfassungen bis zu einem gewissen Grade homogen, nicht argwöhnisch gegen republikanische Bewegungen und zugleich geeignet, ein entgegenkommendes Vertrauen zu erwecken. Das republikanische Element brachte auch Rom in innere Beziehung zu der griechischen Litteratur, deren beste Hervorbringungen republikanischen Geist atmen.

Indem sich diese für die Weltentwickelung unschätzbare Verbindung, wir sagen nicht vollzog, aber anbahnte, behielten die Römer, ohne daß man sich um entgegenstehende Einwirkungen bekümmert hätte, Zeit, die cisalpinischen Völkerschaften mit voller Anstrengung aller ihrer Kräfte zu bekämpfen: denn das war ihre Sitte von jeher, das zunächst vorliegende in die Hand zu nehmen.

Im Jahre 561 der Stadt, 193 vor unserer Ära wurden in dem gallischen Kriege große Erfolge auf immer erkämpft. Die Ligurer waren in Etrurien vorgedrungen; die Bojer hatten sich, nachdem sie sich eine Zeitlang selbst unter den schwersten Bedrängnissen stille gehalten, doch zuletzt wie Ein Mann erhoben. Die beiden konsularen Heere waren vollauf beschäftigt. Dem einen gelang es, Pisa noch in dem Augenblick, als es schon verloren zu sein schien, zu behaupten: das andere unter Cornelius Merula warf die Bojer in einer mörderischen Schlacht nach längerem schweren Kampfe zuletzt doch

nieder. Die Bojer hatten nie einen nachdrücklicheren Widerstand geleistet; wir erfahren, daß sie, durch einen Reiterangriff in Unordnung gebracht, von einer förmlichen Flucht nur dadurch abgehalten wurden, daß ihre Stammeshäupter, die Waffen in der Hand, ihnen dieselbe unmöglich machten. Bei der Unordnung, die hierdurch entstand, wurden sie von den römischen Legionen angegriffen: dann entlud sich das Ungewitter eines Anfalls der römischen Reiterei über sie und vollendete ihre Niederlage. Vierzehntausend Bojer sind in der Schlacht geblieben; die Römer nahmen mehr als zweihundert ihrer Feldzeichen. Infolge dieser Schlacht drangen die konsularen Heere, die jetzt auch von den Ligurern nicht gehindert wurden, im nächsten Jahre ohne Widerstand im Gebiet der Bojer vor, von denen nun die, welche ihren Senat bildeten, das heißt die Angesehensten des Volkes, zu den Römern übergingen. Das Land konnte unterworfen, das kontinentale Italien mit den peninsularen auf das engste verbunden werden: eine der wesentlichsten Bedingungen der Größe von Rom, das dadurch erst in den Stand kam, seine Aufmerksamkeit wieder nach Osten zu wenden, wohin alte Mißverständnisse mit König Antiochus von Syrien es riefen. Sie knüpften sich unmittelbar an den Frieden mit König Philipp an. Antiochus hatte sich im Laufe der letzten Jahre der ägyptischen Besitzungen in Kleinasien bemächtigt. Den Sitz seiner Herrschaft schlug er in Ephesus auf und richtete Lysimachia zu einem großen Waffenplatz ein. Er war der mächtigste Monarch der Zeit: denn von dem indischen Kaukasus bis nach Arabien auf der einen und dem Ägäischen Meere auf der andern Seite erstreckte sich seine Macht; sie bildete ein natürliches Gegengewicht gegen die Römer.

An sich hätte es scheinen können, als ob ein Zusammenstoß zwischen den beiden Potenzen, von denen die eine den Occident, die andere den Orient dominierte, zu vermeiden gewesen wäre. Allein im Laufe der Zeit kamen Gegensätze zutage, von denen sich nicht erwarten ließ, daß sie friedlich geschlichtet werden könnten. Wenn dem Frieden mit Philipp zufolge alle Griechen, sowohl in Europa als in Asien frei sein sollten, so wurde Antiochus von dieser Festsetzung unmittelbar betroffen.

Auf einer Zusammenkunft des Königs mit einer römischen Gesandtschaft, die aus drei der dem Flaminin beigegebenen Bevollmächtigten und einem vierten, der dazu bestimmt war, zwischen Antiochus und Ptolemäus zu vermitteln, bestand, ist es zu Erörterungen gekommen, welche von vornherein den Frieden gefährdeten.

Die Römer forderten Antiochus vor allem auf, die Landschaften und Städte zurückzugeben, welche einst im Besitz ihrer Freunde, der Ägypter, gewesen waren; sie beschwerten sich darüber, daß er Ortschaften eingenommen hatte, die vor kurzem dem König Philipp angehörten, wozu er nur durch die Siege der Römer über diesen in den Stand gesetzt worden sei; überdies machten sie gegen seine Aufstellung in Lysimachia Einwendungen; sie verhehlten nicht, daß ihnen sein Vordringen in Europa mißfalle. Hierdurch aber

32*

geriet die ganze damalige Stellung des Antiochus in Vorderasien in Frage. Er behauptete sein Recht auf die gemachten Besitznahmen mit Nachdruck und verwies den Römern ihre Einmischung in asiatische Verhältnisse. Auch in Bezug auf die noch unabhängigen griechischen Städte in Asien hatten die Römer ihn gewarnt, sich an deren Autonomie zu vergreifen. Antiochus antwortete: diese Städte müßten nicht sowohl den Römern, als ihm ihre Unabhängigkeit zu verdanken haben. Differenzen von tief eingreifender Natur, die kaum eine friedliche Lösung zuzulassen schienen. Man könnte der Meinung sein, daß Antiochus, da Rom in dem Augenblick im schwersten Kriege in Oberitalien beschäftigt war, Griechenland hätte angreifen sollen: dann würde vielleicht die Unabhängigkeit der Bojer gerettet und der hellenistische König Herr über Griechenland geworden sein. Er zog es vor, Gesandte nach Rom zu schicken, um die in Lysimachia abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen.

Es war hauptsächlich Titus Quinctius, mit dem sie zu verhandeln hatten. Die Syrer bestanden auf dem Recht ihres Königs, Thracien einzunehmen, das einst dem Seleukus gehorcht habe; sie hielten es für eine Ehrensache desselben, auch über die griechischen Städte längs der Küste des Ägäischen Meeres zu verfügen. Es ist bezeichnend für den Philhellenen Flaminin, wenn er äußerte, es sei doch eine größere Ehre, die Griechen frei zu halten, als zu beherrschen: denn nicht dazu seien einst die griechischen Kolonisten nach Äolis und Jonien gegangen, um fremden Königen zu dienen; und was das Recht auf das thracische Königreich betreffe, so sei dasselbe durch die lange Unterbrechung zweifelhaft geworden. Darauf begründeten die Römer die Forderung, daß der König Thracien und die Grenzlande Europas, die er eingenommen habe, wieder verlasse, oder auch ihnen gestatte, die Sache der griechischen Städte in Asien in die Hand zu nehmen. Da diese Diskussionen zu keinem Ergebnis führen konnten, so beschloß man in Rom, neue Bevollmächtigte, von denen einer schon in Lysimachia bei dem König gewesen war, nochmals an ihn zu schicken, um einen definitiven Beschluß über Krieg oder Frieden auszuwirken. Diese sprachen zuerst bei König Eumenes in Pergamus vor, von dem man behauptet, er habe mehr zum Kriege, als zum Frieden animiert. Antiochus gewährte ihnen, mit einem plötzlichen Todesfall in der Familie sich entschuldigend, nicht einmal persönliche Audienz.

Durch einen seiner Vertrauten, Namens Minio, ließ er ihnen aber Einreden machen, die, für die Politik des Moments wenig bedeutend, die allgemeine Lage mit feindseliger Schärfe kennzeichneten. Minio stellte das Verhältnis der Römer zu den Griechen in Neapel, Tarent, Syrakus als Beweis auf, daß ihnen an der Freiheit der Hellenen nichts gelegen sei.

Darin eben lag der große Gegensatz, um den es in der Verflechtung der Angelegenheiten sich handelte. Antiochus machte den Römern die Autorität streitig, die sie in Griechenland, Sicilien, Unteritalien über die geborenen

Hellenen erworben hatten, und wollte ihnen die Ausdehnung derselben nach Asien hin schlechterdings nicht gestatten. Die Römer dagegen nahmen Anstoß daran, daß der hellenistische König das thracische Lysimachia besaß, von wo er die Griechen fortwährend in der Aufregung halten konnte, welche die Unbestimmtheit der Suprematie über schwächere Landschaften allezeit ausübt. Die Frage ließe sich aufwerfen, ob Antiochus nicht am besten gethan, auf dieser Friedensbasis zu unterhandeln. Aber er war viel zu eifersüchtig auf sein dynastisches Ansehen, als daß er sich die Zumutung hätte sollen gefallen lassen, welche seinem ererbten Recht — wie er es verstand — entgegenlief. Die Streitkräfte Asiens zu Land und die alte phönizische Seemacht standen ihm zu Gebote. Er fühlte sich stark genug, um es mit den Römern aufzunehmen, und, indem er festen Fuß in Europa behielt, sie von Asien abzuhalten. Seine Stellung hatte eine Analogie mit der, welche Pyrrhus in einer früheren Zeit und noch zuletzt König Philipp eingenommen hatte. Das hellenistische Königtum trat unter Antiochus noch einmal mit den Römern in die Schranken.

Auf Antiochus hatte besonders der Akarnane Alexander Einfluß, der früher auch im Vertrauen Philipps gewesen war. Dieser stellte dem König vor: er möge nicht etwa aus Europa zurückweichen, sondern vielmehr mit aller Macht nach Hellas vordringen, da werde er an den kriegsbereiten Ätolern Bundesgenossen finden; schon sei Nabis in Waffen, und in König Philipp koche der Unmut über das erlittene Unglück; der eine wie der andere werde sich unbedingt anschließen.

Aber nicht allein den macedonischen Krieg meinten die Syrer zu erneuern, sondern selbst den punischen, der noch unter der Asche glimmte, wieder zu vollen Flammen aufzuregen. Wir finden unerwartet Hannibal im Bunde und in der Gesellschaft des Antiochus.

Seit dem Friedensschluß mit Rom hatte Hannibal einen wichtigen Beruf in Karthago zu erfüllen gehabt; zu den obersten Würden der Republik emporgestiegen, nahm er deren Interessen als seine eigenen wahr, besonders die finanziellen: denn für die künftige Stellung von Karthago kam alles darauf an, daß es die Kriegsentschädigung an Rom zahlen, dabei doch auch selbst in sich geordnet und kräftig auftreten konnte. Das aber war nicht möglich, ohne daß mannigfaltige Mißbräuche abgestellt wurden, was denn die großen Familien, welche Nutzen von denselben zogen, die schon immer seine Gegner gewesen waren, ihm vollends entfremdete. Sie erhoben selbst Anklage in Rom gegen den alten Heerführer, der jetzt, wie es ihnen schien, die Republik regieren wollte, wie einst sein Feldlager. Sie stellten vor: sein Ehrgeiz sei nicht zu berechnen; er denke auf nichts, als auf die Erneuerung des Krieges gegen die Römer. Wohl warnte Scipio davor, in die Streitigkeiten der karthagischen Faktionen einzugreifen. Man hat ihm immer den Gedanken zugeschrieben, daß es gut sei, wenn Karthago den Römern gegenüber bestehe: denn nur dadurch würde deren Energie sich behaupten. Allein

mit seiner Einrede konnte er jetzt in Rom nicht durchdringen; eine Kommission wurde nach Karthago geschickt, welche sich den Widersachern Hannibals anschloß, sodaß dieser, zugleich von innen und von außen her bedrängt, den Augenblick ergriff, in welchem er sich ohne Gefahr entfernen konnte. Er ritt auf sein Landgut hinaus; auf einem dort in der Nähe insgeheim vorbereiteten Fahrzeug entfloh er zu Antiochus, der ihn mit Freuden aufnahm.

Ob nun der unversöhnte und unversöhnliche Hannibal nicht sein Augenmerk, wie früher auf Philipp, so jetzt auf Antiochus gerichtet hatte, um mit demselben gemeinschaftliche Sache gegen Rom zu machen, und Karthago in diesen Bund zu ziehen gedachte: wer will es behaupten oder leugnen? Ihn schreckten die letzten Unfälle der Gallier mit nichten; er wußte, wie oft diese Völkerschaften sich nach erlittenen schweren Verlusten wieder aufgerafft hatten. In Ligurien finden wir bald darauf bereits einen Punier, um den sich cisalpinische Scharen sammelten. Das transalpinische Gallien war noch unbezwungen und stellte den Römern eine immer wieder aufwogende Feindseligkeit entgegen. Die iberischen und celtiberischen Städte und Landschaften regten sich unaufhörlich von neuem. Und wie hätte man nicht darauf rechnen können, daß auch in Karthago und dem punischen Afrika die alten Antipathien gegen Rom aufzuwecken gewesen wären. Als die Karthager den Römern Nachricht von der Flucht Hannibals zu Antiochus gaben, verfehlten sie nicht zu bemerken, daß daraus leicht ein neuer Krieg zwischen Rom und Karthago entstehen könne.

Einer aus Trogus Pompejus stammenden Nachricht zufolge wäre das die entschiedene Absicht Hannibals gewesen: er hätte den Plan gehabt, mit Hülfe des Antiochus, der indes in Asien bleiben könne, den Krieg im Westen wieder zu erneuern; würde ihm der König 100 Schiffe, 10000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter anvertrauen, so wolle er ein ebenso gefährliches Kriegsfeuer in Italien anzünden, als das frühere gewesen sei; Spanier und Punier würden auf seine Seite treten: gelinge es ihm auch nicht, die Römer vollkommen zu überwinden, so werde er sie doch dahin bringen, billige Friedensbedingungen zu gewähren. Noch einmal ein großer Gedanke des alten Feindes von Rom. Es schien ihm noch möglich, der römischen Macht ein Gegengewicht zu schaffen, also die Autonomie aller Nationen Rom gegenüber zu retten. Antiochus würde ohne Asien zu verlassen, ein starkes Gewicht in die Wagschale geworfen haben.

Nach einer anderen Überlieferung hätte Hannibal das vorliegende Unternehmen des Königs, nach Griechenland zu gehen, gebilligt; aber er hätte sich Hülfe ausgebeten, um zugleich von Libyen her Italien mit aller Macht anzugreifen: denn niemals werde man der Römer Meister werden, wenn man ihnen nicht die Herrschaft in Italien entreiße; der König möge sich in Griechenland aufstellen, um mit seinem Übergang über das Meer zu drohen, ohne einen solchen gerade zu vollziehen. Auf diesen letzten Gedanken ist nun Antiochus wirklich eingegangen; er war geneigt, dem punischen Heerführer

ein Geschwader anzuvertrauen, um von Libyen aus Italien anzugreifen. Dann würden die beiden großen Interessen, das karthagische und hellenistische, das sich jetzt in der Macht des Königs von Syrien darstellte, gegen Rom vereinigt worden sein. Entwürfe von umfassendster Aussicht, deren Ausführung aber die größten persönlichen Schwierigkeiten darbot. Antiochus wurde aufmerksam gemacht, daß er dann gegen Hannibal in den Hintergrund zurücktreten würde, was dem großen König nicht anstehe; ein besonderes Geschwader aber dürfe er dem Punier nicht anvertrauen: denn von dem Mann, der sich gegen seine Republik unbotmäßig erwiesen habe, müsse man erwarten, daß er auch dem Könige keinen Gehorsam leisten werde. Schon sei Griechenland in allgemeiner Bewegung; es wünsche nichts mehr, als ihn kommen zu sehen, um es von dem Übergewicht der Römer zu befreien. Dahin ging besonders die Meinung der Ätoler, die in Erwartung der syrischen Hülfe zwar nicht durch regelmäßigen Volksbeschluß, aber durch ein Dekret ihres engeren Rates (der Apokleten) den Krieg gegen die Römer begonnen hatten. Sie hatten die Absicht gefaßt, Chalcis, Sparta und Demetrias an sich zu reißen. Bei Demetrias gelang ihnen ein unerwarteter Handstreich; und dieser Erfolg diente nun wieder, den König von Syrien zu einer raschen Bewegung zu vermögen. Hannibal erhielt das von ihm verlangte Geschwader mit nichten: mit einer Macht, die nicht viel größer war, als die von Hannibal geforderte, ging Antiochus im Spätsommer des Jahres 562 der Stadt, 192 vor unserer Aera nach Griechenland über. Er komme eilend, sagte er, weil man es gewünscht habe: darum sei er auch nicht stärker, aber mit dem Frühjahr werde er Griechenland mit Waffen, Männern und Volk, das Meer mit Schiffen erfüllen; er werde keine Mühe noch Gefahr scheuen, um den Nacken der Griechen des römischen Joches zu entledigen und Hellas wahrhaft frei zu machen.

Das war das große Wort der damaligen Zeit. Hätte es sich nun wirklich so verhalten, daß das gesamte Griechenland nichts gewünscht hätte, als unter Antiochus mit den Römern zu schlagen; hätte sich auch Macedonien demselben angeschlossen: so würde er wohl einen großen Erfolg haben erzielen können. Allein den Römern kam die Mäßigung zu statten, die sie zuletzt bei ihrem Abzug den Griechen bewiesen hatten. Achaja und Athen hielten an dem Bündnis fest; König Philipp zeigte keine Neigung, sich den Syrern anzuschließen: wie hätte er es auch wagen können, da seine vornehmsten Feinde, die Ätoler, die Urheber der neuen Bewegung waren. Aber Antiochus machte doch unerwartete Fortschritte. Aus Abneigung gegen die Achäer schlossen sich die Eleer ihm an; nachdem er Chalcis erobert hatte, trugen auch die Böoter kein Bedenken ihm beizutreten. In Koronea ward ihm eine Bildsäule errichtet.

Antiochus fühlte sich beinahe sicher in seinem Glück. Bald darauf vermählte er sich mit einer schönen jungen Griechin von guter Herkunft, deren

Vater nicht einmal gern auf die Verbindung einging; er vergeudete Zeit und Geld in glänzenden Festlichkeiten, deren Beispiel auf die Truppen verderblich zurückwirkte.

Das Unternehmen des Antiochus macht weniger den Eindruck eines ernstlichen Feldzuges, als den einer kriegerischen Demonstration gegen die Römer, welche dadurch um so tiefer betroffen wurden, da sie wohl wußten, daß Hannibal bei Antiochus sei. In althergebrachter Weise riefen sie ihre Götter an, denen sie besonders feierliche Opfer widmeten. Die Haruspices verkündeten, daß der Ausfall derselben eine Erweiterung ihrer Herrschaft verheiße. Hierauf erst ward die Rogation an das Volk gebracht und der Krieg gegen Antiochus und dessen Verbündete beschlossen. Die Fetialen hielten dafür, daß den Ätolern und dem König die bisherige Freundschaft nicht aufgekündigt zu werden brauche, da eigentlich von diesen der Angriff geschehen sei, und erklärten für genügend, wenn man die Eröffnung der Feindseligkeiten, wie schon gegen Philipp geschehen war, der nächsten Besatzung ansage. Die Römer betrachteten diesen Krieg ausschließend als ihre eigene Sache.

König Ptolemäus V. von Ägypten ließ ihnen eine ansehnliche Geldsumme anbieten, Karthago und Masinissa bedeutende Zufuhren als Geschenk; die Römer wiesen diese Geschenke zurück: das Getreide werde man annehmen, aber bezahlen.

Der Konsul Acilius Glabrio wurde in den Stand gesetzt, mit einer stattlichen Heeresmacht, die aus Bürgern und Bundesgenossen gebildet wurde, im Mai des Jahres 191 nach Griechenland überzugehen. Ehe er anlangte, war Antiochus bereits in Nachteil geraten. Er belagerte soeben Larissa, als die römischen Legionen, die in Illyrien stationiert waren und ihren Weg durch das macedonische Gebiet hatten nehmen dürfen, ihm gegenüber erschienen. Als ihre Wachtfeuer sich am Horizont zeigten — absichtlich in einer weit größeren Zahl als nötig gewesen wäre —, entschloß sich Antiochus, die Belagerung aufzuheben und nach Chalcis zurückzugehen. Überdies täuschten die Ätoler, durch die er in den Krieg fortgerissen war, seine Erwartungen. Auf seinen Ruf erschienen nur die Häupter mit ihren Anhängern; sie beklagten sich, daß weder Ernst noch Güte ihr Volk zu den Waffen zu greifen vermocht habe. Indes rückte der Konsul mit seinem Heere in die Nähe und schickte sich an, die Thermopylen anzugreifen, wo sich Antiochus zu halten gedachte. Die Römer waren von der universalen Bedeutung des Kampfes, zu dem sie vorrückten, erfüllt. Der Konsul Acilius hat, wenn anders die Worte, die ihm Livius in den Mund legt, nicht vollkommen erdichtet sind, seinen Legionen gesagt: von der Einnahme dieser Pässe hänge nicht allein die Befreiung Griechenlands von den Ätolern und den Syrern, nicht allein die Eroberung des Lagers und die Erbeutung der neuen Zurüstungen des Königs Antiochus ab, sondern sie werde Asien und Syrien und alle die Reichtümer des Ostens den Römern eröffnen; von Gades bis an

das Erythräische Meer werde Rom den Ocean erreichen, der den Erdkreis umfließt, und das ganze Geschlecht der Menschen den römischen Namen verehren. Die falsche Vorstellung, die sie von der Erde hegten, trug dazu bei, ihren Ehrgeiz zu entflammen.

Die Stärke des Antiochus bestand besonders in den Macedoniern, den Nachkommen der alten Eroberer.

Von den Feinden angegriffen, verteidigten sie den inneren Wall ihrer Verschanzungen mit ihren Sarissen auf das tapferste, als man plötzlich eine von den Höhen des Kallidromos herabkommende Truppenschar erblickte. Anfangs glaubte man, es seien die Ätoler; bald aber zeigte sich, daß es die Römer waren, denen die Ätoler dort auf dem wichtigsten Punkt nur einen geringen Widerstand entgegengesetzt hatten. Hierüber verloren die Phalangiten den Mut und verließen ihre Stellung. Das Lager fiel den Römern in die Hand; der König wich nach Elatea und hierauf nach Chalcis. Da er aber den größten Teil seines Heeres eingebüßt hatte, so war auch hier seines Bleibens nicht: er kehrte nach Ephesus zurück.

Durch diese Schlacht geriet nun Griechenland zum zweiten Mal unter die Herrschaft der römischen Waffen. Der Konsul nahm zuerst Böotien in Besitz, darauf Euböa mit Chalcis. Unterhandlungen, die er anknüpfte, führten nicht zum Ziele, weil die Ätoler die Rückkehr des Antiochus in jedem Augenblicke erwarteten.

Der Hauptplatz der Ätoler, Heraklea am Öta, konnte nicht ohne den heftigsten Kampf genommen werden. Als der andere, Naupaktus, in die Gefahr geriet, demselben Schicksal zu erliegen, entschlossen sich die Ätoler unter Vermittelung Flaminins zu Unterhandlungen mit Rom. Diese hatten noch zu keinem Verständnis geführt, als Glabrio einen Triumph über Antiochus und die Ätoler hielt. Indes nahm Philipp Demetrias und die Umlande ein; die Römer gaben ihm seinen Sohn und andere Geiseln zurück; Macedonier und Römer erschienen als die besten Verbündeten. Schon war der Krieg auch zur See ausgebrochen, in welchem die beiden Teile einander eher das Gleichgewicht hielten. Im Ägäischen Meer erfocht die Flotte des Antiochus einen Vorteil über die feindliche, welche aus römischen, pergamenischen und rhodischen Fahrzeugen bestand. Es waren zwei Rhodier, die hier miteinander schlugen: Polyxenidas, der die königliche, und Pausistratus, der die verbündete Flotte anführte. Dem ersten gelang es, seinen Gegner zu überlisten.

Während sich aber hier karthagische Schiffe den Römern und ihren Verbündeten anschlossen, erschien Hannibal jetzt zur See auf seiten des Antiochus. Er war nach Phönizien und Cilicien geschickt worden, um von da eine Flotte in das Ägäische Meer zu führen, die, wenn sie zur rechten Zeit ankam, das Übergewicht vollends in die Wagschale der Syrer hätte werfen können. Man wird hiebei an die alten Kämpfe der persischen Monarchie gegen die Griechen erinnert. Die Römer mit ihren griechischen Bundesgenossen nahmen jetzt eine ähnliche Stellung ein, wie die der Hellenen im delischen Bunde gewesen war;

wir wissen, wie viel damals daran lag, die phönizische Macht zurückzuwerfen. Hannibal segelte bereits mit einem ansehnlichen Geschwader, nicht jedoch ohne die Genossenschaft eines syrischen Befehlshabers, die Küste entlang, als ihm die Rhodier am Eurymedon, wo früher so oft geschlagen worden, begegneten. Das Zusammentreffen an diesem Platz war auch diesmal hochbedeutend. Hannibal, der den linken Flügel der Flotte kommandierte, warf sich dem Geschwader des Befehlshabers der Rhodier, Eudamos, entgegen und war im Begriff, denselben zu umzingeln, als er inne wurde, daß der rechte Flügel von den Rhodiern bereits vollkommen geschlagen war. Die Rhodier haben damals Maschinen angewendet, aus welchen sie Feuer auf die feindlichen Schiffe schleuderten; sie waren überhaupt die geübtesten und geschicktesten Seeleute der Zeit. Dort an der Küste überwältigten sie jetzt den größeren Teil der syrisch-phönizischen Flotte; die Phönizier vermochten den Krieg in diesen Gewässern nicht mehr zu bestehen. Hannibal war Zeuge, wie der karthagischen Niederlage zu Lande, so jetzt auch der Niederlage der Phönizier, seiner alten Stammesgenossen, zur See.

Es blieb ihm nichts übrig, als sich an die pamphylische Küste zu retten. Er ist seitdem nie wieder auf dem einen oder dem anderen Elemente in den Waffen erschienen.

Da nun diese Flotte vernichtet war, so fiel das Übergewicht auf dem Ägäischen Meer den Römern zu. Polyxenidas wurde dann bei Myonnesus ebenfalls geschlagen, eine Schlacht, in welcher der Anwendung des Feuers ausdrücklich gedacht wird.

Auch zur See besiegt, war nun Antiochus in die Notwendigkeit gebracht, sich in Asien zu verteidigen. Die Römer waren so ernstlich bei der Sache, als jemals; sie begrüßten den Entschluß des Publius Scipio Africanus, seinen Bruder Lucius, der zum Konsul ernannt war, als Legat zu begleiten, mit Freuden; auf Lucius allein hatten sie kein festes Vertrauen; unbedingt setzten sie ein solches auf Publius; sie glaubten, noch immer sei Hannibal bei Antiochus und leite dessen Schritte: der Mann, der Hannibal in Afrika besiegt habe, werde auch imstande sein, ihn in Asien zu überwältigen. Die unter den beiden Brüdern vorrückenden Legionen besorgten, bei dem Übergange nach Asien einen schwer zu überwältigenden Widerstand zu finden. So viel wir erfahren, wäre Publius Scipio bereit gewesen, in einem solchen Falle auf Unterhandlungen einzugehen. Aber Antiochus überhob die Römer dieser Notwendigkeit. Er erscheint als ein Mann von rasch wechselnden Entschlüssen, je nachdem er Vertrauen oder Furcht hatte. Unter günstigen Kombinationen der Umstände war er nach Griechenland hinübergegangen; er hoffte gleichsam die Welt zu erobern. Als er nun aber dort gescheitert und jetzt seine Seemacht gebrochen war, gab er es auf, die von ihm eingenommenen Stellungen in voller Integrität zu behaupten. Er hatte dafür noch einen anderen Beweggrund.

König Eumenes hatte in der Verwirrung der Kriegsereignisse einige benachbarte Städte bewogen, von Antiochus abzufallen; und nur vergeblich war der Versuch der Syrer gewesen, dieselben dafür zu züchtigen; der Angriff auf Pergamus war mißlungen. Beiden aber zugleich zu widerstehen, dem benachbarten Fürsten und den vordringenden Römern, hielt Antiochus für unmöglich. Er scheint gemeint zu haben, die Römer durch Verzicht auf Lysimachia, in dessen Besitz sie ihn nicht dulden wollten, zu befriedigen.

Genug, er gab Lysimachia, das er zum Preise des Friedens hätte machen können, freiwillig auf. Niemals war ein Übergang von Europa nach Asien leichter, als der der Römer im damaligen Augenblick. Eumenes that sein bestes, um sie mit allem erforderlichen zu unterstützen. Von den Einwohnern zu Ilium wurden sie als Stammverwandte begrüßt.

Dann erschienen Gesandte von Antiochus, um Friedensunterhandlungen einzuleiten, wobei er sich bereit erklärte, die Städte, über welche der Streit zunächst ausgebrochen war, Smyrna, Alexandria, Troas und Lampsakus, herauszugeben. Er wandte sich deshalb an Publius Scipio selbst. Dieser antwortete: hätte er diese Vorschläge gemacht, ehe die Römer den Hellespont überschritten hätten, so würde man mit ihm unterhandelt haben; aber jetzt sei das nicht mehr möglich; dem Pferde sei der Zügel angelegt, der Reiter sitze bereits im Sattel. Die Römer forderten jetzt die Freiheit aller griechischen Städte in Jonien und Äolis, überhaupt die Abtretung Asiens diesseit des Taurus, welches seit dem Tode des alten Seleukus ein sehr zweifelhafter Besitz der syrischen Könige gewesen und erst von Antiochus selbst wieder eingenommen worden war. Aber diese Forderung war so groß und lief so sehr dem seleucidischen Ehrgeiz entgegen, daß Antiochus es vorzog, einen Waffengang zu wagen. Die Schlacht bei Magnesia am Sipylus, die dann zwischen den Römern und Syrern erfolgte, erinnert an die Schlacht von Raphia zwischen den Syrern und Gräco-Ägyptern. Das Heer des Antiochus hatte ein der doppelseitigen Stellung des syrischen Reiches entsprechendes Gepräge. Den Kern desselben bildete die macedonische Phalanx, ebenso eingerichtet, wie zu den Zeiten Philipps und Alexanders, abermals sorgfältig eingeübt. Die Phalangiten zählten 16000 Mann; sie waren in verschiedene Abteilungen, die aber gut zusammenhielten, gesondert. Dem ganzen Apparat, der zu dem Heere Alexanders des Großen gehörte, begegnen wir hier noch einmal. Aber zugleich hatte Antiochus viel asiatische Elemente in seinem Heere. Wir finden Araber auf ihren Dromedaren, gleich geschickt den Bogen und das lange Schwert zu führen, Daer und Mysier, elymäische und persische Schützen, und überdies eine starke Reiterei der Galater, nach ihren Stämmen gesondert. Wie einst Darius Codomannus, so hatte Antiochus Sichelwagen in bestem Zustand an seiner Front und überdies mehr als fünfzig Elephanten von indischer Rasse, gegen welche die Römer die ihren von afrikanischer Zucht gar nicht heranzuführen wagten. Man begreift es, wenn dies stattliche Heer, bei 70000 Mann stark, in kriegerische Aufwallung geriet, als die Römer zur

Schlacht heranrückten. Eine Zeitlang hielt sich Antiochus ruhig; aber endlich wich seine Besonnenheit, wie so oft, vor der Aufregung des Moments: er rückte zur Schlacht heraus. Allein die Vereinigung orientalischer Rüstungen mit den altmacedonischen Waffen brachte keinen Vorteil. König Eumenes griff mit seiner pergamenischen und der römischen Reiterei und dem leichten Fußvolk die Sichelwagen, deren Anprallen er nicht erwarten mochte, vielmehr selber an. Die Geschosse wurden gegen die Pferde gerichtet, die dann zurückwichen und die gesamte Reiterei in Unordnung brachten, so daß sie nicht mehr imstande war, die Phalanx zu verteidigen. Diese sah sich zum Rückzug genötigt, unaufhörlich umschwärmt und belästigt von der leichten Reiterei der Römer, die doch nicht zu einem eigentlichen Angriff schritt. Die Sarissophoren zogen sich, trotzig und zuversichtlich, die Römer zu größerer Annäherung herausfordernd, in ungebrochener Schlachtordnung zurück. Was sie aber beschützen sollte, die Schar der Elephanten, ward ihnen verderblich. Der Elephantarch war zugleich der oberste Führer der Phalanx.

Daß die Tiere durch die Angriffe der Römer in Wut und Verwirrung gerieten, veranlaßte hauptsächlich das Auseinanderweichen der Phalanx, worauf sich der Rückzug in eine Flucht verwandelte. Indes war der König seinerseits in das Lager der Römer mit einem Teil seiner Reiterei vorgedrungen, er hatte Widerstand gefunden, glaubte aber im Vorteil zu sein; als er sich rückwärts wendete und dann nicht mehr das Heer, das er verlassen hatte, sondern die Trümmer desselben erblickte: die Hauptmasse seiner Reiterei zersprengt, die Phalanx in Flucht: ward er inne, daß er eine entscheidende Niederlage erlitten habe. Er begab sich in eiliger Flucht über Sardes nach Apamea am Maeander, einer Gründung des Seleukus Nikator, damals einer blühenden Handelsstadt. Er gab es auf, den Krieg weiter fortzusetzen: er erkannte an, daß den Römern die Weltherrschaft zugefallen sei. So wenigstens drückten sich die Gesandten aus, die er nach Sardes schickte, um die abgebrochenen Friedensunterhandlungen zu erneuern. Sie baten die Römer nur, ihnen anzugeben, unter welchen Bedingungen König Antiochus mit ihnen Frieden schließen könne. Im Namen des Kriegsrats antwortete ihnen Scipio: es sei nicht die Art der Römer, glücklichen oder unglücklichen Erfolgen Einfluß auf ihre Entschließungen zu gestatten; Antiochus solle auch nach seiner Niederlage den Frieden unter den Bedingungen, die ihm schon vor der Schlacht vorgeschlagen waren, erhalten. Wir wissen: das war vor allem die Abtretung Asiens bis an den Taurus. Dem wurden noch einige andere hinzugefügt, die sich auf Geldentschädigung an die Römer und an Eumenes, und Auslieferung der vornehmsten zu Antiochus geflüchteten Römerfeinde bezogen, sowie auf die Stärke der Truppen und die Zahl der Schiffe, welche Antiochus zu halten fortan befugt sein solle. Gegen dieselben wurde von den Bevollmächtigten des Königs kein Widerspruch erhoben. Man kam überein, Gesandte nach Rom zu schicken, um die Abkunft ratifizieren zu lassen, wo sie vom Senat und vom Volk auf dem Kapitol ohne alle wesentliche Änderung genehmigt

wurde. Es war noch ein Moment im Leben Scipios, daß er dem Beherrscher von Asien einen ähnlichen Frieden diktieren konnte, wie einst Karthago.

Und der asiatische Friede hatte fast noch mehr allgemeine historische Beziehungen, als der afrikanische. Wir erinnern uns, welche Verwickelungen und Ereignisse sich von jeher an die Gründung der griechischen Kolonien in Kleinasien geknüpft haben. Wie oft hat das alte Griechenland in der Epoche seiner größten Macht dieselben von den Persern, die sie eingenommen, zurückgefordert. Allermeist aus den Verwickelungen, die sich daher schrieben, entsprang die Unternehmung Alexanders des Großen. Aber die Städte waren dann doch unter den Diadochen in einem ähnlichen Verhältnis geblieben, wie unter den Persern. Die Herrschaft der Seleuciden hatte trotz der Vereinigung der Nationalitäten eine despotische Färbung. Die Städte entrissen die Römer dem König von Syrien und vereinigten sie mit der Gesamtheit der hellenischen Völkerschaften, die sich ebenfalls von der Herrschaft der Macedonier losgerissen hatten. „Ihr habt", sagen die rhodischen Gesandten in einer Rede im römischen Senat, „den Krieg mit Philipp um der Freiheit der Griechen willen auf Euch genommen; dies und nichts anderes ist der Kampfpreis gewesen, den Ihr aus jenem Kriege davon getragen habt. Die Befreiung von Griechenland ist die verehrungswürdigste von Euren Handlungen; durch Freigebung der Städte Asiens wird sie vollendet." Eine große Errungenschaft fürwahr, da zugleich die westlichen Kolonien der Griechen unter römische Hoheit geraten waren. Nachdem Italien von den Römern zu einer Einheit verbunden worden, war diese Vereinigung mit den Griechen die zweite Erweiterung ihrer Macht und Herrschaft: denn mit der Wiederherstellung der griechischen Autonomie war doch immer die Idee der römischen Oberhoheit verbunden.

Ein Teil von Kleinasien ward den Rhodiern zu Teil — Karien und Lycien —, der größere dem Eumenes.

Es hat vielleicht keine wichtigeren Jahre für die Weltgeschichte gegeben, wenigstens nicht seit Alexander, als die zwanzig Jahre von 212 bis 190 vor unserer Ära.

Im Jahre 212 waren die süditalischen Landschaften nach dem Übergang von Capua und Tarent an Hannibal so gut wie verloren, die Karthager unter Himilco siegreich in Sicilien, die beiden Scipionen in Spanien vertilgt, Philipp von Macedonien in den Waffen, Rom von allen Seiten mit dem Untergang bedroht: im Jahre 190 das untere Italien, Sicilien und Spanien in der Gewalt der Römer; die drei großen Mächte, Karthago, Macedonien und Syrien, zu Friedensschlüssen gezwungen, welche die politische Selbständigkeit derselben doch sehr beschränkten, wenn nicht vernichteten.

Sechstes Kapitel.

Definitive Eroberungen.

Wenn man den Gang der Dinge ruhig überlegt, so bemerkt man mit Verwunderung, daß das Hauptmotiv der römischen Kriege noch immer das der Verteidigung war: wie gegen die Gallier, Samniten, Etrusker der Stadt selbst, so Italiens gegen die großen Potenzen, welche die Herrschaft auf dem Mittelmeer teilten, die Karthager und die hellenistischen Mächte; selbst Antiochus war mit dem auf einen neuen Angriff sinnenden Hannibal verbündet. In den Kämpfen, die zum Ziele geführt hatten, waren den Römern allezeit Bundesgenossenschaften zu statten gekommen: wie einst die capuanische gegen die Samniten, die saguntische gegen Hannibal, so das Schutzverhältnis zu einigen griechischen Seestädten, selbst zu Athen gegen Philipp, zu Pergamum und Rhodus gegen Antiochus. Die römischen Waffen hatten überall den Sieg erfochten. Indem aber Rom seine Feinde überwand, hatte es sie doch nicht vernichtet, sondern nur eine Hegemonie erworben, welche beide in sich begriff, sowohl ihre Verbündeten, die von vornherein in ein untergeordnetes Verhältnis gegen sie traten, ohne jedoch ihre Selbständigkeit ganz aufzugeben, als auch die besiegten Potenzen, deren Macht nach außen hin durch die Bedingungen, die man ihnen auflegte, gewaltig beschränkt, aber in ihrem Inneren unangetastet erhalten wurde. Es scheint, als ob eine Hegemonie wie diese, die keineswegs eine unbedingte Herrschaft war, dem umfassenden, wohlwollenden Geiste des Scipio Africanus Genüge gethan hätte: eine ruhig dominierende Republik in der Mitte von Staaten zweiten Ranges mit dem Fortgang der Kultur beschäftigt, gerecht und groß; er meinte: die Nachbarschaft von Mächten, die doch immer noch zum Widerstand fähig waren, würde die Römer auf dem Wege steter Kraftentwickelung und doch der Mäßigung nach außen erhalten, ihrer Zucht und Sitte zu Gute kommen. Aber eine so gleichmäßig ruhige Entwickelung ist der Welt nun einmal nicht beschieden. Wie für Einzelne, so liegt auch für ganze Gemeinwesen in einer Übermacht, die keine Einrede zu gewärtigen hat, eine nahe Gefahr für Mäßigung und Rechtsgefühl. Für Rom entsprang eine solche unmittelbar aus der eben geschilderten Situation.

Die besiegten Mächte und die alten Bundesgenossen der Römer waren in unaufhörlichen Streitigkeiten begriffen. Daß Macedonien, wie es nunmehr war, mit Eumenes, Karthago mit Masinissa zu gutem Verständnis gelangen würden, war von vornherein nicht wahrscheinlich. Noch weniger ließ sich das von den Ptolemäern und Antiochus erwarten. In Rom hatte man die Befugnis und die Pflicht, die entstehenden Streitigkeiten zu entscheiden. Der römische Senat bildete ein oberstes Tribunal in den Angelegenheiten der Welt.

Welch eine Aufgabe aber. Der Rechtsbegriff selbst ließ sich auf diese völkerschaftlichen Verhältnisse nicht vollkommen anwenden. Eine Entscheidung in denselben konnte nicht erfolgen, ohne daß dabei politische Interessen mitgewirkt hätten. Und die Hauptsache: wie hätte sich nicht in den unterworfenen Feinden sowohl, wie in den schutzverwandten Bundesgenossen, die beide ihre alte Freiheit nicht aufzugeben gesonnen waren, ein natürliches Widerstreben gegen die Oberherrlichkeit von Rom hervorthun sollen. In ihnen wohnte ein eingeborenes Gefühl von Selbständigkeit und eine stets wache Erinnerung an die alte verlorene Größe. Natürlicher Weise bildeten sich an jeder Stelle zwei verschiedene Parteien aus, von denen die eine mit der Unterordnung unter Rom zufrieden war, die andere zu dem Versuch, derselben wieder ein Ende zu machen, sich angetrieben fühlte. Wenn es dann zu einem neuen Kampfe kam, so mußten dem Ausgang desselben gemäß Veränderungen erfolgen, welche der Lage der Welt eine andere Gestalt gaben, wie das zunächst in Macedonien geschah.

Perseischer Krieg.

Von den damaligen Reichen besaß das macedonische neben Rom das größte Ansehen. König Philipp war zwar aus Griechenland vertrieben, aber in seinem alten Gebiet von den Römern aufrecht erhalten worden. Er hatte sich ihnen dann im Kriege gegen Antiochus sogar angeschlossen und mancherlei Vorteile davongetragen. Er that alles, um seine Macht im Innern herzustellen; er ließ die alten Bergwerke, die man nicht mehr bearbeitete, wieder erneuern, vermehrte seine Einkünfte durch einen Fruchtzehnten und einen Hafenzoll; er suchte durch Gesetze auf Vermehrung der Population zu wirken und nahm eine Menge Thracier in sein Land auf. Mit Bestimmtheit wird erzählt: er habe an eine Erhebung gegen Rom gedacht; seine Absicht sei gewesen, mit Hülfe der benachbarten Völkerschaften nach Oberitalien vorzudringen; eine Reise auf die Höhen des Hämus, die er unternahm, bringt man mit abenteuerlichen Entwürfen in Verbindung. Und wer will sagen, was in intimen Konversationen zu Hause und auf Reisen gesprochen worden sein mag. Aber zuverlässige Zeugnisse für einen ernstlich gefaßten Plan finden sich nirgends.

Die Stellung Philipps war vielmehr, seinem Charakter entsprechend, eine intermediäre. Seine Ergebenheit gegen Rom mochte nicht unbedingt sein; aber von eigentlicher Feindseligkeit hielt er sich entfernt.

Der macedonische Name hatte noch guten Klang in aller Welt; auch bei den Griechen fand Philipp wieder Anerkennung. Für die Befestigung des gemäßigten Systems, welches damals bestand und für die Zukunft in Aussicht genommen war, bildete diese Haltung des Königs Philipp ein wesentliches Moment. Bei dem herannahenden Alter desselben richtete sich die Aufmerksamkeit darauf, ob Macedonien auch nach seinem Tode dieselbe Politik befolgen werde, oder nicht.

Man hätte den König für glücklich halten können, wenn man ihn bei den Opferfesten zwischen seinen beiden Söhnen, zwei von Natur prächtig ausgestatteten jungen Männern, von denen der ältere, Perseus, 30, der andere, Demetrius, 25 Jahre zählte, daherreiten sah. Aber zwischen diesen waltete die bitterste Feindschaft ob. Demetrius war von dem Vater nach Rom geschickt worden, um die Anklagen zu widerlegen, die von allen Nachbarn wegen seiner Übergriffe bei dem römischen Senat angebracht wurden.

In Rom nahm man nicht sowohl auf die Entschuldigungen Philipps, welche schriftlich eingereicht wurden, Rücksicht, als auf die allgemeinen Versicherungen desselben, daß er treu am Bündnis festhalte, noch mehr aber auf den jungen Mann, der sie überbrachte. Dieser war so geartet, daß er das allgemeine Vertrauen erwarb; er trat mit vielen vornehmen Römern in Verbindung, in besonders freundschaftliche mit Quinctius Flamininus. Der Senat verhehlte nicht, daß er den Vater schone aus Rücksicht auf den Sohn. Als Demetrius zurückkam, verriet er in jedem Worte Hingebung und Bewunderung für die Römer, selbst in den gesellschaftlichen Unterhaltungen über den Zustand der Stadt und die Eigenschaften der hervorragenden Männer, in denen sich Lob und Tadel miteinander maßen. Er bildete den Mittelpunkt für alle die, welche in Friede und Freundschaft mit Rom auch die Wohlfahrt Macedoniens erblickten. An der Spitze der entgegengesetzten Partei, die es für möglich hielt, den Krieg gegen die Römer nochmals zu erneuern, stand Perseus. Er zeigte das tiefste Mißvergnügen über die Beschränkungen, welche dem König Philipp immer aufs neue auferlegt wurden, und trug hauptsächlich dazu bei, ihn in aufgeregtem Widerwillen zu erhalten.

Bei diesem Hader zwischen den Söhnen des Königs erinnerte man sich, daß nur der jüngere von einer rechtmäßigen Gemahlin des Königs stamme, der ältere von einer Frau zweifelhaften Lebenswandels, die man als eine Buhlerin betrachtete: der jüngere schien einen gerechteren Anspruch auf die Thronfolge zu haben, als der ältere, und bei dem Tode des Vaters auf die Unterstützung der Römer rechnen zu dürfen. Um so heftiger entbrannte hierüber Eifersucht und Haß des älteren. Bei einem Gelage, das zur Feier eines militärischen Festes begangen wurde, hatten die Freunde des Demetrius Einlaß in das Haus des Perseus gefordert; da sie aber Waffen bei sich führten, so verschloß dieser sein Haus. Am anderen Morgen erhob Perseus bei seinem Vater die Anklage, er habe von ihnen ermordet werden sollen. Livius hat an einer seiner gelungensten Stellen die Scene geschildert, wie der Vater zwischen den beiden Söhnen zu Gericht saß, ihre einander entgegengesetzten Reden anhörte, ohne jedoch etwas zu entscheiden. Aber seine Vorliebe für den älteren, genährt durch die alle Tage wachsende Spannung gegen Rom, war seitdem unverkennbar. Man meinte endlich, Demetrius gedenke das Reich zu verlassen und sich nach Rom zu flüchten. Da ist er denn von einem Freunde des älteren Bruders bei einem Opfergelag ermordet worden.

Wir begegnen der Nachricht, die an sich sehr glaublich wäre, König Philipp habe sich nach der Hand von der Unschuld des Demetrius überzeugt und daran gedacht, denselben an Perseus zu rächen.

Ehe das geschehen konnte, starb Philipp selbst: Perseus folgte ihm in der Herrschaft.

Da das nun den Wünschen der Römer entgegenlief und Perseus immer das Oberhaupt der antirömischen Partei gewesen war, so mußte man von Anfang an einen neuen Konflikt mit Rom erwarten. Perseus machte sich seinerseits auf einen solchen gefaßt. Ein illyrischer Dynast wurde getötet, weil er sich an das römische Volk gewendet hatte, ein anderer verjagt. Er hatte seine Zeughäuser mit Waffen gefüllt; sein Schatz reichte hin, um 10000 Mann zehn Jahre im Felde zu erhalten. In kurzem stellten sich Differenzen heraus, welche nicht ohne Kampf zu beseitigen waren.

Die Römer hatten in wiederholten Kriegszügen die Istrier niedergeworfen und in dem festen Aquileja eine römisch-latinische Kolonie gegründet, um das obere Italien gegen jeden Anlauf aus den benachbarten Regionen sicher zu stellen. Da vernahmen sie, daß ihre alten Verbündeten, die Dardaner, die in Mösien und Illyrien saßen, von Perseus mit ihren Nachbarn, den Bastarnern, in Krieg verwickelt worden seien. Die Bastarner erscheinen an denselben Stellen, an welchen Alexander der Große die Triballer mit Hülfe der byzantinischen Seemacht niedergeworfen hatte. Wahrscheinlich mit Recht werden sie für ein ursprünglich germanisches Volk gehalten; sie waren schon mit Philipp in Verbindung getreten.

Man hat dem König Philipp den Plan zugeschrieben, die Dardaner vollkommen zu vernichten, die Bastarner in ihrem Lande anzusiedeln und diese darauf zum Zuge nach Italien zu veranlassen; sollte ein Unternehmen dieser Art mißlingen, so würde man doch der Dardaner entledigt werden, deren Feindseligkeiten den Macedoniern höchst beschwerlich fielen. Dieser Gedanke nun schien in Perseus sich zu erneuern und unter ihm mehr Bedeutung gewinnen zu können, als unter seinem Vater.

Man nahm an, daß Perseus die Bastarner gegen die Dardaner in Waffen gebracht habe. So meldeten Gesandte der letzteren, welche die Römer gegen beide, Perseus und die Bastarner, um Hülfe baten. Schon waren macedonische Gesandte angelangt, welche jede Beteiligung ihres Königs an jener Volkszwietracht in Abrede stellten. Die Römer zeigten sich nicht gerade überzeugt davon; sie ermahnten Perseus auf das dringendste, das mit ihnen geschlossene Bündnis heilig zu halten.

Je mächtiger Macedonien war, um so größeren Eindruck machte es in der damaligen Welt, daß hier eine tiefgehende Entzweiung zwischen dem römischen und dem macedonischen Interesse zu Tage kam. Alles merkte auf, was noch eine Opposition gegen die römische Weltmacht für möglich und wünschenswert hielt.

Was sollten die Römer sagen, als Gesandte, die von Karthago heimkehrten, die Kunde mitbrachten, eine Gesandtschaft des Perseus sei in Karthago gewesen und habe im Tempel des Äskulap Gehör erlangt; so seien auch Gesandte der Karthager nach Macedonien gegangen.

Hierauf schickten die Römer, um über Perseus' Verhältnisse in Griechenland und im Orient nähere Kunde einzuziehen, eine Gesandtschaft an ihn, der aber unter Vorwänden, welche sie für erdichtet erklärten, der Zutritt zum König nicht bewilligt wurde. Aus allem, was sie hörten, nahmen sie ab, daß Perseus damit umgehe, ihnen den Krieg zu erklären. Davon nun wurden die Römer besonders durch die Nachrichten, die ihnen von König Eumenes II. von Pergamum zukamen, überzeugt.

König Eumenes II. hat im Altertum dadurch einen großen Ruf erlangt, daß er das immer noch kleine Gebiet, das ihm sein Vater Attalus I. hinterließ, zu einem ansehnlichen Königreich erhoben hat, und zwar nicht durch bloße Glücksfälle, wie wohl manche sagten, sondern durch Verstand und Klugheit. Besonders hoch schlug man an, daß er seine Brüder in einer natürlichen Abhängigkeit hielt; namentlich mit dem älteren stand er in dem reinsten brüderlichen Verhältnis. Er wünschte gerühmt zu werden und ließ es sich angelegen sein, die griechischen Städte, Privatleute und Gemeinden durch Wohlthaten zu gewinnen.

Da traf es ihn sehr empfindlich, daß Perseus bei denselben Eingang fand. Auf das tiefste kränkte ihn, daß seine Ehrendenkmale in Griechenland vernachlässigt wurden; er empfand es gleichsam als eine persönliche Beleidigung, daß Perseus mit Böotien Verträge schloß und selbst mit den Ätolern in ein gutes Verhältnis kam.

Livius ist erstaunt, daß die Griechen einen Mann wie Perseus, der seit seinem Regierungsantritt schon viele Grausamkeiten begangen hatte, einem so wohlgesinnten Fürsten vorzogen. Der Grund ist einleuchtend: Eumenes hing von den Römern ab, Perseus nahm dagegen eine selbständige Aufstellung: er war das Idol aller, welche die Oberherrschaft von Rom ungern ertrugen.

Überdies war König Prusias von Bithynien, mit welchem Eumenes kurz zuvor Krieg geführt hatte, mit Perseus in verwandtschaftliche Beziehungen getreten.

Eumenes ging selbst nach Rom, um den Senat auf die Gefahr, die von Perseus drohte, aufmerksam zu machen. Der ohnehin aufgeregte Widerwille der Römer gegen Perseus wurde durch die schwärzesten Anschuldigungen bestärkt. Ein Patricier von Brundisium, bei dem die römischen Legaten und Feldherrn auf der Reise zu übernachten pflegten, berichtete, daß Perseus ihm ein Gift angeboten habe, mit dem man diejenigen unbemerkt umbringen könne, deren Namen er ihm angeben werde.

Auf Eumenes ward, als er bei seiner Rückkehr nach Delphi kam, ein Mordversuch gemacht, den man dem Perseus zuschrieb.

Mit alledem war noch nicht bewiesen, daß Perseus wirklich auf einen Krieg mit den Römern sinne. Er verstärkte sich im Innern seiner Dynastie, schloß Bündnisse mit den Nachbarn und machte seinen Einfluß in der Richtung geltend, welche seine Vorfahren immer verfolgt hatten: er gewann die Griechen für sich. Nach allen Seiten erneuerte er die Autorität der macedonischen Krone, ohne mit den Römern eigentlich zusammenzustoßen.

Aber schon in dieser Haltung sahen die Römer eine Feindseligkeit. Wie sich in den untergeordneten Mächten doch der Wunsch regte, in einer bedeutenden Macht für alle Fälle einen Rückhalt zu finden, so erhob sich dagegen in den Römern der bestimmte Entschluß, es nicht so weit kommen zu lassen. Sie meinten, das ganze durch die letzten Friedensschlüsse begründete System werde durch Perseus gefährdet und bedroht. Da haben sie denn keinen Anstand genommen, sich wenigstens eventuell zum Kriege gegen ihn zu entschließen.

Der römische Senat faßte in aller Form den Beschluß: weil König Perseus die Verbündeten des römischen Volkes mit Krieg überzogen und gegen die Stadt selbst zum Krieg gerüstet habe, den Krieg gegen ihn zu beginnen, wofern er nicht darüber Genugthuung gebe. Doch wurde dieser Beschluß noch geheim gehalten. Die Verhandlungen mit Perseus wurden deshalb noch nicht abgebrochen. Die älteren Römer waren mit diesem Verfahren nicht zufrieden, denn es sei nicht römisch; die jüngeren billigten es. Im Sinne dieser Jüngeren war es auch, daß viele sich zum Dienste meldeten, weil sie sahen, daß diejenigen, welche in den letzten macedonischen und syrischen Feldzügen gedient hatten, reich geworden waren.

Es war nicht mehr ganz die alte Politik.

So weit war es nun gekommen. Die unleugbaren Bestrebungen des Perseus, durch innere Rüstung und äußere Verbindungen zu einem Widerstand gegen die Römer fähig zu werden, haben ihm immer die Teilnahme derer gewonnen, welche an der Selbständigkeit der Nationen lebendigen Anteil nehmen. Wer sollte dem nicht beistimmen. Die Sache, welche Perseus verfocht, berührt das allgemeine Interesse der Völker. Bei den gegen die letzte Universalmonarchie gerichteten nationalen Bestrebungen ist zuweilen auch des Perseus gedacht worden. Und wenn wir darauf eingehen, so finden wir in der That zwischen den Bestrebungen der beiden Epochen, einer zu einer Universalmonarchie emporstrebenden Macht entgegenzutreten, gewisse Analogien. Man könnte die Erhebung Macedoniens gegen die Römer wohl mit dem Kriege Österreichs gegen das französische Kaisertum im Jahre 1809 zusammenstellen. Sie waren beide isoliert, erweckten beide den Enthusiasmus der Nationen, aber sie unterlagen beide der Übermacht und dem Genius ihres Gegners.

Nicht unberechtigt war die Eifersucht der Römer gegen Perseus. Ihre Verhältnisse in Illyrien, selbst in Istrien wären in Frage gestellt worden, wenn Perseus die Dardaner niederzuwerfen vermochte; ihre Autorität in Griechenland ging zu Grunde, wenn es der macedonischen wieder gelang, daselbst Platz zu greifen: die enge verwandtschaftliche Verbindung, in welche

Perseus mit dem König von Bithynien und selbst den Seleuciden trat, bedrohte die Oberhoheit, die sie in Asien ausübten.

Schon richteten die Seleuciden ihre Macht gegen die Ptolemäer. Hätte sich nun noch Karthago, wie es den Anschein hatte, mit ihnen verbündet, so wäre die Weltstellung der Römer allerdings gefährdet gewesen.

Noch einmal traten zwei große, einander widerstrebende Tendenzen auf den Kampfplatz. Die eine war: der bereits gegründeten, aber noch nicht befestigten Allgewalt der Römer Widerstand entgegenzusetzen; die andere: diese Herrschaft nicht allein zu behaupten, sondern zu erweitern und für alle Zeiten unantastbar zu machen.

Zum allgemeinen Besten würde es vielleicht gedient haben, wenn sich die Opposition innerhalb der einmal gesetzten Schranken gehalten hätte, wie zur Zeit Philipps. Allein die Mächte, die aus innerem Impuls emporstreben, lassen sich durch solche Bedenklichkeiten nicht zurückhalten.

Perseus selbst begann den offenen Krieg.

Es war im Jahre 583 der Stadt, 171 vor unserer Ära, daß der König, von seiner Umgebung in seinen Entwürfen und seinem Hasse bestärkt, in Thessalien einbrach. Den Kern seines Heeres bildeten die in den sechsundzwanzig Friedensjahren herangewachsenen jungen Macedonier in verschiedenen Waffen, zu Pferd und zu Fuß. Zugleich führte er auch eine buntgemischte Schar von Hülfsvölkern und Söldnern ins Feld: Päonier, Agrianen, selbst Kreter und eine wiewohl nicht große Anzahl von Griechen aus allerlei Stämmen, unter anderen Lacedämonier unter einem Führer vermeintlich von königlichem Geschlecht, mit dem er schon lange in geheimer Verbindung gestanden hatte. Ein paar tausend Gallier waren zur Stelle. Eine stattliche Schar von Thraciern führte der verbündete Odrysenhäuptling Cotys zu Fuß und zu Pferd herbei.

So gerüstet, erwartete Perseus den römischen Konsul, dem die Provinz Macedonien zugefallen war, Publius Licinius Crassus, der aus Athamanien heranzog. Besonders an Reiterei war Perseus den Römern überlegen. Bei dem ersten Zusammentreffen in der Gegend von Larissa mußte die römische vor der macedonischen zurückweichen. Aber das war das Unglück aller dieser Könige, daß sie, wenn sie die Waffen erhoben, doch nicht das äußerste zu wagen gesonnen waren. Perseus war entschieden im Vorteil, wiewohl er noch Widerstand fand, als er von einem Genossen seiner Ratschläge, dem Kreter Evander, gewarnt wurde, nicht alles auf einen Wurf zu setzen. Er meinte sich stark genug gezeigt zu haben, um den Römern einen guten Frieden abzugewinnen, und ließ dieselben in der Nacht ruhig über den Peneus gehen, der ihnen zur Deckung diente.

Nun bot er wirklich den Frieden an unter den Bedingungen, wie er unter König Philipp bestanden habe. Die Römer waren ihrerseits allezeit entschlossen, ihre Ansprüche, nachdem einmal das Schwert gezogen worden, so weit als möglich auszudehnen. Sie antworteten: Frieden könne dem Könige

nur dann bewilligt werden, wenn er sich den Beschlüssen, welche der Senat über ihn und sein Reich fassen werde, sofort unterwerfe.

Auch unter den Griechen, welche bisher römisch gesinnt waren, regte sich jetzt macedonische Freundschaft; die grausamen Repressionen, zu denen die Römer schritten, entfremdeten ihnen die Gemüter noch mehr. Die Oberhäupter von Epirus gingen nur deshalb zu Perseus über, weil sie ähnliche Mißhandlungen fürchteten, wie die Ätoler soeben erfuhren. In Thracien behauptete der König durch die Hülfe des Cotys, der als tapfer und mild geschildert wird, die Oberhand; die Römer konnten ihm weder in Thessalien noch zur See etwas anhaben. Und nun hielt Perseus die Zeit für gekommen, um sein Macedonien gegen die nördlichen Barbaren auf immer sicher zu stellen; er wandte sich mit aller Macht gegen die Dardaner und brachte ihnen auch diesmal in Verbindung mit den Bastarnern eine Niederlage bei, die wohl die größte ist, welche sie jemals erlitten haben. Man giebt die Zahl der Gefallenen auf 10000 Mann an. Mitten im Winter wandte sich Perseus nach Illyrien. Er eroberte das feste Uscana, wo eine starke römische Besatzung lag, die er gefangen nahm. Der König von Illyrien, Gentius, erklärte sich bereit, mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen die Römer zu machen, wenn er Geld von ihm empfange.

Macedonien bildete nun wieder eine Macht, von Verbündeten und Abhängigen allenthalben umgeben, nicht zum Angriff geeignet, wohl aber zur Defensive. Eine solche mit aller Anstrengung vorzubereiten, wurde um so notwendiger, da die Römer im Jahre 585 der Stadt, 169 unserer Ära, unter dem Konsul Marcius Philippus die Gebirge, welche Macedonien von Thessalien scheiden, überschritten; nicht ohne die Gefahr, inmitten der unsäglichen Schwierigkeiten, welche der Übergang darbot, von Perseus vernichtet zu werden, wenn dieser die Päſſe besetzt gehalten und im rechten Augenblick den Angriff unternommen hätte. Aber auch Marcius war nicht der Mann, die Eroberung zu vollbringen. Perseus, anfangs entmutigt, konnte dann doch am Enipeus ein festes Lager aufschlagen, welches die Römer zu überwältigen nicht das Vertrauen hatten.

Jetzt scheint der römische Konsul selbst eine friedliche Abkunft noch immer für möglich gehalten und sogar gewünscht zu haben. Den Rhodiern, die sich bei ihm einstellten, um die Gerüchte über ihre Hinneigung zu Perseus zu widerlegen, hat er gesagt: er wundere sich, daß ihnen nicht beikomme, den Krieg, in dem man begriffen war, gütlich zu schlichten. Hierdurch in der Meinung, daß die Sache der Römer schlecht stehe, bestärkt und vom Konsul gleichsam ermächtigt, entschlossen sich die Rhodier, in deren Ratsversammlungen jetzt die macedonisch Gesinnten die Oberhand bekamen, zu einem in Betracht ihrer alten Bundesgenossenschaft mit Rom höchst außerordentlichen Schritt. Durch eine förmliche Gesandtschaft ließen sie in Rom vorstellen: die Insel Rhodus könne die Unterbrechung ihres Handels, die nun schon drei Jahre dauere, nicht aushalten; wie dieselbe durch den Krieg veranlaßt worden sei, so könne sie nur

durch den Frieden abgestellt werden; die Herstellung des Handels, den Frieden also forderte jetzt Rhodus von beiden Seiten, wie bereits vorher von Perseus, so jetzt von den Römern. Dem fügten sie aber hinzu: gegen den Teil, an welchem es liege, daß der Friede nicht zu stande komme, würden sie sich erklären, oder wie sie sich ausdrückten: Rhodus werde in Betracht ziehen, was es gegen denselben zu thun für ratsam finde. Eine Erklärung, welche in Rom besonders deswegen mißfallen mußte, weil sie beiden Teilen das gleiche Recht zuschrieb und die gleiche Anerkennung widmete: die Römer sahen darin eine unzweideutige Ankündigung des Abfalls der Rhodier. Statt auf deren Klagen Rücksicht zu nehmen, sprachen sie aus, daß die den Rhodiern nach dem syrischen Kriege überlassenen Landschaften, Karien und Lycien, fortan frei sein sollten. In demselben Augenblick wurden die Römer von Ägypten zu Hülfe gerufen. Vor dem Senat erschienen Gesandte der Ptolemäer in Trauerkleidern, mit dem Ölzweig; sie brachten die Nachricht, daß der König von Syrien, der als Verbündeter des Perseus erschien, Alexandrien bedrohe: bald werde er den königlichen Hof verjagen. Die Römer schickten Gesandte ab, welche die Einstellung der Feindseligkeiten von beiden Königen fordern und den, der sich dem widersetze, ihrer Freundschaft und Bundesgenossenschaft verlustig erklären sollten. Es kann kein Zweifel sein, daß die Syrer mit Perseus, wohl auch mit den Rhodiern einverstanden gewesen sind: der Krieg Philipps schien sich zu erneuern. Die Römer hielten nicht allein an ihrer alten Sympathie für Ägypten fest; in ihrem seit jener Zeit verstärkten Selbstgefühl wollten sie das Recht behaupten, in den Irrungen der Nachbarn, von denen sie berührt wurden, Maß zu geben. Sie hatten den Krieg gegen Perseus bisher ohne den gewohnten Nachdruck geführt. Wenn es aber, wie es scheint, hochgestellte Männer gab, die das veranlaßten, so war doch der Senat im ganzen weit entfernt, einen Schritt breit zurückweichen zu wollen. Die Agitationen des Forums übten bereits bei den Besetzungen der obersten Magistrate vollen Einfluß aus. Ihnen zum Trotze aber gelang es noch einmal, einen der besten Männer, die es in der Stadt gab, an die Spitze der Heere zu stellen, Ämilius Paulus, den Sohn des bei Cannae gefallenen. Er war schon über sechszig Jahre alt und verband Bedachtsamkeit mit Thatkraft, Erfahrung und höherer Ansicht des Lebens.

Erst mußte über die Lage der beiderseitigen Heere von Gesandten, die sie in Augenschein genommen hatten, berichtet, und was sie vermißt hatten, herbeigeschafft sein, ehe er sich über See zu gehen anschickte. Das Beispiel des alten Fabius bestärkte ihn darin, sich über das vielzüngige Geschwätz in der Stadt und im Heer hinwegzusetzen und nur das in der Sache Notwendige zu thun. Aus den erprobtesten Leuten waren die Unterbefehlshaber genommen, die Werbungen überhaupt mit vorzüglicher Sorgfalt vollzogen worden. Neben ihm sollten Cnäus Octavius die Flotte, Lucius Anicius ein besonderes Corps in Illyrien befehligen. Indem die Römer sich auf diese Weise aufs beste in den Stand setzten, versäumte Perseus, sich der Vorteile seiner Lage vollkommen zu versichern.

Perseus war ein Mann von würdiger Erscheinung. Sein Körper war zu jeder Thätigkeit, wie Polybius sagt, wohl angelegt. Er vermied die Ausschweifungen des sinnlichen Genusses, die man seinem Vater vorgeworfen hatte, auch die langen Trinkgelage. Er zeigte sich in allem ernst und streng. Dabei aber erschienen doch zwei niedrige Leidenschaften in ihm gleichsam verschwistert: Grausamkeit und Geldliebe. Besonders die letzte wurde für ihn verderblich.

Nachdem Gentius, als er die ersten der ihm zugesagten Summen empfangen, mit den Römern gebrochen hatte, verweigerte Perseus, ihm den Rest derselben zu schicken. 20 000 Gallier zu Pferd und zu Fuß, die damals jene Gegenden durchstreiften, hatten ihm gegen einen allerdings ansehnlichen Sold ihre Dienste versprochen. Als sie anrückten, reute ihn der Vertrag, er wollte nur 5000 aufnehmen; auch für diese aber zahlte er das Geld nicht aus, das vorläufig erforderlich war, worauf sie sich sämtlich nach der Donau zurückzogen, um Thracien zu verwüsten. Livius bemerkt, daß sie ihm von unbeschreiblichem Nutzen hätten sein können, wenn er sie nach Thessalien hätte gehen lassen: sie würden den Römern die Zufuhr abschneiden und das römische Heer in dessen Rücken haben bedrohen können. Gentius war durch Geldmangel genötigt, sich in seiner Burg Scodra einzuschließen, und als die Römer jetzt vor derselben in einem kleinem Gefecht Sieger geblieben waren, sich zu unterwerfen. Kaum einen Gladiatorenlohn, zehn Talente, hatte er, ein König, von einem Könige empfangen.

Dagegen erschien Ämilius Paulus wie ein Lehrer der Kriegskunst in seinem Lager. Die Veteranen wurden zu dem Geständnis gebracht, daß sie erst durch ihn erlernt hätten, worin ihr Beruf bestehe; man sah sie ihren Obliegenheiten eine ganz besondere Sorgfalt widmen. Bei dem Übergang über das Gebirge verschaffte er sich von den Straßen Kunde, die dem Handelsverkehr dienten, und wenn man ihm sagte, daß sie von den Feinden besetzt seien, so antwortete er wohl: das Schwert der Römer werde sich Bahn machen. Doch hütete er sich etwas zn übereilen. Fabius Maximus und Scipio Nasica, welche Pythion, das die Straße nach Macedonien beherrschte, eingenommen hatten, hätten es nun gern sogleich zur Schlacht gebracht. Ämilius Paulus, in allen Dingen methodisch und ein Mann des Herkommens und der Erfahrung, trug noch Bedenken; denn einmal dürfe man mit den vom Marsch ermüdeten Truppen nie einen ausgeruhten Feind angreifen, und sodann: ein römisches Heer müsse vor allem ein Lager haben, gleichsam einen Hafen, wohin es sich allezeit aus den Stürmen des Kampfes zurückziehen könne.

Dieser altbewährten militärischen Vorsicht trat die vorgeschrittene wissenschaftliche Ausbildung unter seinen Offizieren auf merkwürdige Weise zur Seite. Am 21. Juni des Jahres 586 der Stadt, 168 vor unserer Aera trat eine Mondfinsternis ein, welche die Macedonier als ein unglückliches Vorzeichen, das ihnen eine Niederlage verkünde, betrachteten. Auch die Römer schlugen an ihre Schilde, um die verschwundene Mondscheibe hervorzurufen, und be-

grüßten sie mit Freuden, als sie wieder sichtbar wurde. Von Ämilius erzählt man, er habe mit dem Speer in der Hand gebetet: denn nur dem Tapferen helfe die Gottheit. Aber unter den römischen Offizieren gab es einen, welcher das Wunder natürlich zu erklären wußte und alle Besorgnis vor der Erscheinung am Himmel verscheuchte.

Unter diesen Stimmungen trafen am 22. Juni des Jahres 168 vor unserer Ära die beiden Heere bei Pydna zusammen. Das macedonische erschien noch einmal mit den hochgewachsenen Thraciern, den Illyriern, den Argyraspiden, die die Ebene mit Glanz und Getöse erfüllten. Die Römer empfanden den Eindruck dieser mit Wildheit gemischten Schlachtordnung. Die Phalanx flößte selbst dem Feldherrn bei der ersten Erscheinung Besorgnis ein. Aber nochmals wiederholte sich, was bei Kynoskephalae geschehen war. Die Phalanx konnte auf dem unebenen Terrain nicht in ihrer streng zusammenschließenden Schlachtordnung gehalten werden; sowie sie Lücken darbot, drangen die beweglicheren Römer in dieselben ein. Die große Schlacht verwandelte sich in verschiedene kleinere Treffen, in welchen die römische Waffentüchtigkeit und Zucht die Oberhand behielt. Die Phalanx wurde durchbrochen, das macedonische Heer beinahe vernichtet. Der Kampf, der wenige Stunden dauerte, bewies nur eben, daß die Macedonier den Römern, sobald diese ihre Kräfte zusammen nahmen, nicht mehr gewachsen waren. Perseus floh nach Samothrake. Aber der allgemeine Abfall, der auf die Niederlage folgte, erreichte ihn auch hier. Indem er von da zu seinem bewährten Freunde Cotys zu flüchten sich anschickte, und zwar mit seinen Schätzen, durch die er ein neues Heer aufzubringen hoffen konnte, geriet er in die Hände der Römer. Perseus, hoffärtig im Glücke, vergaß in seinem Unglück, was er seiner Würde schuldig war; er fiel, als er vor den Konsul geführt wurde, in orientalischer Weise auf sein Angesicht nieder. „Warum", sagte dieser, „schmälerst Du mir den Ruhm meiner Siege?"

Die moralische Überlegenheit war ohne Zweifel auf der Seite des Konsuls und der Römer, und diese vor allem entscheidet die Siege. Man darf vielleicht sagen, Demetrius würde der hellenistischen Sache besser gedient haben; er hätte den Thron wenigstens behauptet. Da mit Perseus auch dessen Söhne in die Hände der Römer gefallen waren, so gab es keinen Träger der königlichen Gewalt in Macedonien mehr. Die Römer waren entfernt davon, auf ihre Erneuerung zu denken. Indem sie unterwarfen, trugen sie doch den republikanischen Gedanken vor sich her. Man erklärte in Rom den Macedoniern, daß man sie nicht unterdrücken, sondern befreien wolle. Die vornehmsten Auflagen beschloß man aufzuheben. Publikanen, d. i. Pächter der Einkünfte, sollten nicht aufgestellt werden, weil sie mit der Freiheit unvereinbar seien. Mit der Hälfte der Abgaben, die der König bezog, wollte sich Rom begnügen. Das Land ward in vier Regionen geteilt und die provinziale Gewalt in die Hand eines hohen Rates gelegt.

So ward auch den Illyriern Freiheit angekündigt, Immunität für diejenigen, die noch zur rechten Zeit zu Rom übergegangen waren, für die

übrigen die Hälfte der Abgaben, die sie dem König gezahlt hatten. Das Land wurde in drei Distrikte geteilt.

Dagegen erging das strengste Gericht über die, welche sich gegen Rom wieder aufgelehnt hatten. Wir werden darauf zurückkommen, wie sich in Griechenland überall die römische Partei zu Gewaltsamkeiten gegen ihre politischen Widersacher erhob und dabei die Unterstützung der Römer fand.

In Epirus wurden alle Städte, welche von den Römern abgefallen waren, der Plünderung preisgegeben, bei der sich die Truppen dafür entschädigen wollten, daß Ämilius ihnen versagt hatte, die Schätze des Perseus unter sich zu teilen. Die Antipathien, welche die Strenge und Sparsamkeit des Ämilius erweckt hatte, fanden einen Wiederhall selbst beim römischen Volke, sodaß es einige Mühe kostete, dem zurückkehrenden Sieger die Bewilligung eines Triumphes zu verschaffen. Einen prächtigern hatte man nie gesehen. In Ketten ging Perseus vor dem Wagen des Konsuls her, diesem folgten seine beiden Söhne. Der eine ist der jüngere Scipio, durch Adoption der Scipionen. Voll herrlichen Selbstgefühls ist die Rede des Ämilius Paulus: „Den Krieg, den vier Jahre hindurch vier Konsuln so geführt haben, daß er den Nachfolgenden immer schwerer wurde, den habe ich innerhalb vierzehn Tagen zum Ziele geführt."

So wurde nun dem macedonischen Reiche auf immer ein Ende gemacht: seine große Mission, mit den Griechen verschmolzen den Orient für die Kulturwelt in griechischer Form zu gewinnen, hatte es längst vollzogen. Wenn dann das vornehmste Bestreben der macedonischen Könige dahin ging, die Griechen in direkter oder indirekter Unterwerfung zu halten, so hatte das für die Welt ein so großes Interesse nicht mehr. Ganz im Gegenteil. Die Römer bedurften des griechischen Elements für ihre Stellung im Occident: einen Einfluß Macedoniens auf Griechenland konnten sie nicht ertragen.

Wenn nun aber Macedonien zu Grunde ging, so behauptete sich dagegen Syrien. Die Weltstellung der Römer vertrug sich sehr wohl damit, daß das seleucidische Reich sich in Asien selbst aufrecht erhielt. Antiochus III., von welchem die Römer sagten, er war der Große, wurde zwei Jahre nach dem Abschluß des Friedens ermordet, als er die Schätze des Elymäischen Jupiter plündern wollte: wahrscheinlich brachte ihn die Verpflichtung zu der beträchtlichen Geldzahlung, die er gegen Rom übernommen hatte, zu diesem Versuche, welcher die Animosität einer gläubigen Population gegen ihn aufregen mußte.

Seleukus IV. Philopator wußte sich nach dem Tode seines Vaters nicht allein in dem oberen Asien, sondern auch in Cölesyrien und Palästina zu behaupten. Hier griff er zu ähnlichen Mitteln, seinen Schatz zu füllen, wie dieser, erfuhr aber dabei das gleiche Schicksal: indem er Hand an die Tempelschätze von Jerusalem legte, wurde er umgebracht; die Römer versicherten sich der Anhängigkeit dieser Fürsten dadurch, daß sie sich die nächstverwandten Sprossen des Hauses als Geiseln überliefern ließen. Seleukus hatten sie

bereits genötigt, ihnen seinen eigenen Sohn Demetrius nach Rom zu schicken, da sie in der Anwesenheit seines Bruders Antiochus, des jüngeren Sohnes Antiochus des Großen, in Rom keine volle Bürgschaft erblickten. Dieser ging nach Asien zurück, traf aber eben ein, als Seleukus ermordet worden war, und trat an dessen Stelle. Es ist Antiochus IV., der in der Geschichte einen Namen hat, weil er den Versuch machte, den Jehovahdienst in Judäa zu zerstören. Sein Sinn war zugleich, sich Ägyptens zu bemeistern, wo damals zwischen den Söhnen Ptolemäus' V., Philometor und Euergetes, ein offener Streit ausgebrochen war. Antiochus unterstützte den älteren und trug wesentlich dazu bei, daß derselbe hergestellt wurde; aber er war damit noch nicht zufrieden: er forderte die Abtretung von Pelusium und dessen Gebiet, sowie der Insel Cypern. Es läßt sich nun wohl nicht leugnen, daß ihm sein Vorhaben, Judäa zu gräcisieren, hätte gelingen können, wenn er Ägypten, das bisher der Unabhängigkeit Judäas günstig gewesen war, auf diese Weise weiter zurückdrängte und zugleich als Bundesgenosse und Freund des römischen Volkes, welche Bezeichnung ihm in aller Form erteilt worden war, anerkannt wurde. Eben hiebei aber stieß er mit den Römern zusammen.

Wir kennen das enge Verhältnis, in welches die Römer während des Krieges mit Philipp und Antiochus zu den Ptolemäern getreten waren. Was die Syrer in Asien thaten, war für Rom damals noch gleichgültig; aber sie in Ägypten vordringen zu lassen, hätte ihnen nur Schimpf und Nachteil gebracht. Wenn sie in den Streitigkeiten zwischen Ägypten und Syrien schon bisher das Gewicht ihrer Dazwischenkunft geltend gemacht hatten, so war dies nun von dringender Unumgänglichkeit.

In lebendigem Gedächtnis ist Popillius Länas geblieben, der eben in der Krisis des macedonischen Krieges, an dem er selbst früher Anteil genommen hatte, nach Ägypten abgeordnet war, um die Zwistigkeiten zwischen den beiden Königen beizulegen. Unterwegs hatte er noch ein anderes Geschäft in Rhodus zu vollziehen. Nirgends hatte die Entscheidung über Macedonien einen größeren Eindruck hervorgebracht, als in der Stadtgemeinde von Rhodus. Die bisher niedergeworfene römische Partei atmete auf und lud die römische Gesandtschaft, die in einem benachbarten Hafen Halt gemacht hatte, ein, in die Stadt zu kommen. Unter der Einwirkung des Popillius und seiner Genossen vollzog sich dann eine durchgreifende politische Umwandlung. Die Anhänger des Perseus wurden zum Tode verurteilt, einige flüchteten, andere töteten sich selbst. Die Rhodier schickten darauf ihre Gesandten nach Rom, die dann mit Ölzweigen in den Händen vor dem Senate niederknieten; dieser legte ihnen dem schon früher gefaßten Beschlusse gemäß auf, auf die bebenachbarten Landschaften von Lycien und Karien Verzicht zu leisten und ihre Beamten von da zurückzuziehen; die Rhodier betrachteten dies noch als Glück und beschlossen, einen reichen und schweren goldenen Kranz nach Rom zu widmen.

Indes setzte Popillius seine Reise nach Ägypten fort, wohin seine eigentliche Bestimmung ging. Er hatte ein Senatuskonsult bei sich, welches die Ansprüche des Antiochus zurückwies. Da ist nun die Scene vorgefallen, die den Namen des Popillius Länas in der Nachwelt erhalten hat. Antiochus kam mit einer gewissen Zuversicht, da er den Gesandten in Rom kennen gelernt hatte und ihn für seinen Freund hielt, zu einem Gespräch mit demselben herbei. Schon von fern her begrüßte er den römischen Senator. Ohne auf diese Begrüßung zu achten — denn an eine persönliche Freundschaft mit dem König wollte er sich nicht erinnern, ehe er nicht von dessen Freundschaft mit Rom versichert sei — hielt er demselben das Senatuskonsult entgegen, in welchem ein Dekret enthalten war, worin die Forderung des Königs zurückgewiesen wurde. Antiochus erwiderte: er wolle sich erst mit seiner Umgebung beraten, ehe er seine Antwort ausspreche. Popillius Länas wollte nicht dulden, daß er sich nochmals entferne; er zog mit dem Stabe, den er in der Hand trug, einen Kreis um ihn, in welchen auch die Ratgeber des Königs hätten eintreten können. Er sagte dem König: hier möge er seine Deliberation anstellen; den Kreis aber dürfe er nicht überschreiten, ehe er seine Antwort gegeben habe. Überrascht und befremdet erklärte Antiochus kurz und gut: er wolle den Befehlen des Senats gehorchen. So geschah es. Er gab Cypern zurück und verließ Ägypten. Palästina blieb in seinen Händen. Ein ewig denkwürdiges Ereignis ist es doch, daß im nächsten Jahre in Judäa ein Aufstand ausbrach, der die Unabhängigkeit dieses Landes für einige Zeit wiederherstellte und für die Geschichte der Religion von höchster Bedeutung geworden ist. Ohne die Einwirkung der Römer wäre derselbe kaum entstanden und gewiß nicht zur Konsistenz gediehen. Wir werden der Maccabäer in anderem Zusammenhang zu gedenken haben. Hier bleiben wir dabei stehen, um die Lage im Orient, wie sie nunmehr wurde, im allgemeinen zu vergegenwärtigen.

Wie griff Hannibal fehl, wenn er einst, allenthalben zurückgestoßen, bei Prusias II. von Bithynien nicht allein Rückhalt, sondern auch einen Schauplatz ehrenvoller Kriegführung zu finden gemeint hatte. Er mußte bald inne werden, daß Prusias, um mit Rom in ein gutes Verhältnis zu kommen, kein Bedenken tragen werde, ihn auszuliefern. In dem von den Römern umschriebenen Erdkreis war dann kein Raum mehr für Hannibal: vor dem Schimpf, der ihm drohte, rettete er sich, indem er Gift nahm. Prusias wurde von den Klientelfürsten von Asien eben der unterwürfigste. In jener Zeit erregte es Erstaunen, wenn er, selbst in Rom erscheinend, gleich als sei er nichts als ein freigelassener Sklave, dem römischen Senat seine Unterwürfigkeit erklärte: er küßte die Schwelle des Saales, in den er eintrat; er bezeichnete die Senatoren als rettende Gottheiten. Der Senat gewährte ihm dagegen einige lokale Vorteile.

Auch Eumenes II. von Pergamum, der alte Verbündete Roms, war damals nicht mehr vollkommen genehm. Es war wohl nicht seine schlechteste

Handlung, daß er in der allgemeinen Krisis, welche durch die ersten Vorteile des Perseus im Orient herbeigeführt wurde, in Beziehungen zu demselben trat. Wer hätte es ihm verargen können, daß er den Rest der Unabhängigkeit, der ihm geblieben war, noch retten wollte. Aber in Rom kamen darüber die früher geleisteten Dienste in Vergessenheit. Er schickte, um ein gutes Verhältnis herzustellen, seinen Bruder Attalus nach Rom. Polybius behauptet: den Römern sei der Gedanke gekommen, Eumenes seines Königreiches zu entsetzen und es an Attalus zu übertragen; auch sei dieser nicht abgeneigt gewesen, darauf einzugehen; Eumenes aber habe ihn durch einen Vertrauten, den er ihm nachsandte, — es war ein Arzt — aufmerksam machen lassen, daß er dadurch nur sich selbst schaden werde: denn das Königreich könne ihm ja doch nicht entgehen. Indem nun Attalus vor den Senat kam, erwartete man, er werde gegen seinen Bruder sprechen und selbst den Wunsch verlauten lassen, an dessen Stelle zu treten. Von alledem sagte er kein Wort; er eilte gleich darauf Rom zu verlassen. Nach einiger Zeit erschien Eumenes selbst in Brundisium. Die Römer fürchteten in die Verlegenheit zu geraten, ihn entweder als den alten Verbündeten, oder als einen Verdächtigen zu behandeln. Ein Senatuskonsult wurde abgefaßt, welches allen Königen verbot, nach Rom zu kommen. Indem man es dem König Eumenes zustellte, ließ man ihn zugleich fragen, was er begehre. Eumenes antwortete: er verlange nichts; so begab er sich nach Pergamus zurück, wo dann Attalus ihm folgte, der den Römern unverbrüchliche Ergebenheit bewies. In ihrer Unterordnung zeigten sich die Könige von Pergamum noch immer ehrenhaft.

Die Könige von Kappadocien und von Pontus, die früher mit Pergamum verbündet gewesen waren, wurden für die wahrhaften Freunde der Römer erklärt. Dem König von Pontus, Mithridates V., überließen sie ansehnliche Gebiete, deren Übertragung freilich als zurücknehmbar betrachtet wurde, aber eben dadurch auch die Nachfolger an Rom zu fesseln schien. Unter dem Einfluß der Römer wurden die Galater, fern wie sie waren, ohne alle Verbindungen mit den gallischen Nationalitäten, hellenisiert. Auch dieser Feindseligkeit entledigten sie den Osten.

Ob sie aber damit den Beruf der hellenistischen Reiche vollkommen erfüllten, läßt sich doch vornherein bezweifeln. Denn sollte Syrien, mannigfaltig geschmälert und mit feindseligen Nachbarn umgeben, stark genug dazu sein, die Herrschaft in Ostasien, welche Alexander der Große gegründet und Seleukus I. wiewohl nicht im vollen Umfange, erneuert hatte, zu behaupten? Aber an das allgemeine Weltverhältnis in Asien konnten die Römer noch nicht denken; sie kamen soeben in den Fall, ihre Waffen noch einmal im Occident zu brauchen.

Der Fall von Achaja. Der Geschichtschreiber Polybius.

In der Mitte beider Welten, in Griechenland, das für die Vereinigung derselben unentbehrlich war, brach eine Differenz zwischen den Römern und dem achäischen Bunde aus, welche vor allen Dingen beseitigt werden mußte. Sie entsprang aus der Unvereinbarkeit souveräner Selbständigkeit mit faktischer Abhängigkeit. In ihrer Verbindung mit Rom waren die Achäer, was sie immer gewünscht hatten, Meister des gesamten Peloponnes geworden. Sparta und Messenien waren mit dem Bunde vereinigt. Man erinnert sich wohl, daß Flaminin die Achäer warnte, nicht etwa nach den benachbarten Inseln zu streben: er verglich den Bund mit einer Schildkröte, die sich wohl befinde, so lange sie in sich zusammengezogen sei, aber ihre Fühlhörner dürfe sie nicht weit ausstrecken. Aber auch in dieser Beschränkung knüpften sich doch an die Vergrößerung des Bundes neue Irrungen an, welche das Verhältnis zu Rom und zu den untergeordneten Landschaften zugleich betrafen. Nur eben die letzteren hatte der große Strateg dieser Zeit, Philopömen, ins Auge gefaßt. Er lebte noch in der republikanischen Gesinnung, welche jene ausgewanderten Akademiker, die in Megalopolis so viel vermochten, ihm eingeprägt hatten: sein Beruf war das Kriegshandwerk. Er wußte ohne die Schwerfälligkeit der Palästra Soldaten zu bilden und verstand es, die Phalanx, wie sie unter den Griechen eingeführt war, taktisch zu vervollkommnen, mehr als es selbst den Macedoniern gelang.

In einer Unzahl von Schlachten hat er Heldenmut und unbezwingliche Tapferkeit bewährt. Die Niederwerfung des spartanischen Gewalthabers Machanidas in persönlicher Begegnung wurde von den Achäern als die größte Heldenthat Philopömens betrachtet; sie haben dieselbe durch ein ehernes Standbild gefeiert.

Philopömen erhielt in den Achäern ein militärisches Selbstgefühl, welches sich nicht recht mit der Unterordnung vertrug, die Rom im allgemeinen ihnen auferlegt hatte. Von Sparta, welches die Grundfeste der politischen Größe von Hellas gewesen war, wurde eine Streitfrage angeregt, die zu ihrem Untergang führen sollte. Es geriet mit den früher Verbannten, die, an der Küste angesiedelt, dem Schutze der Achäer anempfohlen waren, in ein Zerwürfnis, das zu Thatsächlichkeiten führte. Die Achäer nahmen sich der Verbannten an und erklärten sich gegen die Lacedämonier. Rom aber wollte diese nicht untergehen lassen und ergriff ziemlich unzweideutig ihre Partei. Ohne sich darum zu kümmern, vielmehr in der Überzeugung, daß die Unabhängigkeit des Bundes es so mit sich bringe, griff nun Philopömen die Lacedämonier, welche er als Abtrünnige behandelte, mit aller seiner Macht an und zwar mit Unterstützung der herbeigekommenen alten Verbannten. Ohne Mühe behauptete er die Oberhand. Eine große Anzahl der Gegner wurde umgebracht und alles vorgekehrt, was dazu gehörte, die Stadt in Unterwürfigkeit gegen den Bund zu halten: ihre Mauern wurden geschleift, die alten

Gesetze abgeschafft; nur achäische Sitten und Einrichtungen sollten daselbst fortan geduldet werden. Indem Philopömen das alte Herkommen von Sparta umstieß, suchte er, wenn wir so sagen dürfen, den Partikularismus von Achaja den Römern gegenüber festzuhalten. Das eine deckt sich eigentlich mit dem anderen. Denn gewiß ist, daß die Unabhängigkeit des Bundes von den Römern anerkannt und ebenso, daß die Verbannten dem Schutze der Achäer anvertraut waren. Indem nun die Achäer diesen Schutz soweit ausdehnten, daß sie die Stadt, die ihrem Bunde einverleibt war, förmlich erdrückten, meinten sie doch in ihrem Rechte zu sein. Die Unterdrückung Lacedämons, das in diesem Augenblick Schutz bei den Römern fand, war zugleich die Behauptung der Unabhängigkeit des achäischen Bundes gegen dieselben. In dem Bunde selbst kam es hierüber zu lebhaften Diskussionen. Die Frage, die man erwog, war eine sehr präcise, die nämlich, ob man, wenn die Anordnungen und Geheiße der Römer mit den Gesetzen und den auf den Säulen verzeichneten früheren Satzungen in Widerspruch seien, an diesen festhalten oder den Römern nachgeben sollte. Aristänus, der einst den Beschluß der Bundesversammlung, den Römern beizutreten, hervorgerufen hatte, war zwar sehr der Meinung, daß man die besonderen Rechte von Achaja behaupten müsse; aber er machte doch bemerklich, daß man darin nicht zu weit gehen dürfe: denn man sei nicht imstande, den Römern die Spitze bieten oder, wie man damals sagte, zwischen Lanze und Heroldsstab wählen zu können. Philopömen verwahrte sich dagegen, daß er einen Kampf mit Rom für möglich halte; aber er meinte, um nicht in volle Knechtschaft zu verfallen, müsse man sich soviel als möglich entgegenstemmen; man müsse die Gerechtsame des Bundes zu behaupten wissen, wozu man die schönsten Argumente habe, die selbst in Rom, da es doch auf Treu und Glauben halte, Eingang finden würden. Nun aber war auch Messenien von Achaja abgefallen, und Philopömen, zum achtenmal Strateg, hielt es für seine Pflicht, der empörerischen Bewegung ein Ende zu machen. Dabei ist er auf eine Art umgekommen, die recht eigen beweist, wie erbarmungslos der nachbarliche Haß zwischen den Griechen noch wütete. Bei einem unvorsichtig unternommenen Streifzug wurde der letzte der Hellenen, wie man ihn nannte, in einer nachbarlichen Fehde gefangen, mißhandelt, eingekerkert und, weil man fürchtete, er möge doch noch befreit werden, gezwungen den Giftbecher zu leeren. Die Achäer haben hierauf unter Führung des Strategen Lykortas die Messenier bezwungen und straften sie mit gewohnter Härte für ihre Missethat. Der Sohn des Lykortas trug die Urne, welche die Asche des Ermordeten enthielt, nach Megalopolis. Dieser junge Mensch war Polybius, der spätere Geschichtschreiber. Polybius teilte die Gesinnung seines Vaters, der die Politik des Philopömen schon einmal in Rom verteidigt hatte und sie jetzt, von einer ansehnlichen Partei unterstützt, fortsetzte.

Auch Lykortas war davon durchdrungen, daß man den Weisungen der

Römer, namentlich eben in Bezug auf Sparta, keine Folge leisten dürfe: wenn man ihnen zeige, daß ihre Forderungen ohne Nachteil des achäischen Gemeinwesens nicht ausgeführt werden könnten, so lasse sich hoffen, daß sie von denselben abstehen würden. So beschloß nun die Bundesversammlung und schickte eine Gesandtschaft nach Rom, um die Autonomie der Achäer in der angegebenen Weise zu verteidigen. Auffallend aber ist es doch, daß sie mit dieser Gesandtschaft den Kallikrates betraute, einen Mann, welcher sogleich zu der entgegengesetzten Ansicht überzugehen fähig war, der Ansicht nämlich, daß man sich den Römern unter keinen Umständen widersetzen, vielmehr ihren Weisungen ohne weiteres folgen solle. Diese Meinung hatte, wie man leicht erachtet, auch in Achaja Anhänger: nicht wenige gab es, die von einem Zusammenstoß mit Rom die unglücklichsten Folgen erwarteten, gegen welche die Aufrechterhaltung der Autonomie nicht in Betracht komme. Kallikrates sah in einer Verbindung mit dieser Partei seinen eigenen Vorteil: er hoffte durch sie zur höchsten Gewalt in der Republik zu gelangen, sobald die Römer sich entschließen würden, dieselbe in Schutz zu nehmen. Er stellte in Rom vor: die am Vorrecht des Bundes festhaltende Faktion behaupte eben dadurch das Übergewicht in Achaja, daß Rom ihren Ansichten nicht widerspreche; würden die Römer auf der Ausführung ihrer Befehle bestehen, so würde sie sich in Achaja nicht behaupten können. Es geschah eben, wie er vorausgesehen hatte. Die Römer gaben ihm entschiedene Weisungen, und und er selbst wurde darauf im nächsten Jahre zum Strategen erhoben und setzte dieselben in Lacedämon ins Werk.

In die Fluktuationen des öffentlichen Lebens, die hierüber entbrannten, traf nun der Ausbruch des perseischen Krieges. Die angesehensten Männer traten zu einer Beratung zusammen, in welcher Lykortas eine unbedingte Neutralität anriet: weder den einen noch den anderen Teil dürfe man verletzen, denn es lasse sich voraussehen, welche Macht dem zuwachsen werde, der den Sieg erringe.

Diese Meinung behielt in der Versammlung im allgemeinen die Oberhand; doch war man streitig, wie man die Gegner behandeln solle. Die einen meinten, unter ihnen Stratios aus Trittäa: man müsse diejenigen, die sich bei den Römern beliebt machen wollten, von jedem Einfluß ausschließen; die anderen erinnerten, daß man den Widersachern dadurch Anlaß zur Anklage geben würde. Diese feinen Unterscheidungen der Modifikationen der Neutralität beschäftigten die Achäer und gewannen selbst Einfluß auf die Besetzung der höchsten Stellen, als es in dem Kriege der Römer mit dem macedonischen König zur Entscheidung kommen zu müssen schien.

Indem die Römer sich anschickten, unter dem Konsul Marcius aus Thessalien nach Macedonien vorzurücken, kam die Frage, ob man ihnen Hülfe leisten solle, in der achäischen Bundesversammlung zur ernstlichen Beratung. Durch den Einfluß des Strategen geschah es, daß die Achäer den Beschluß faßten, Hülfstruppen zu rüsten und den Marsch derselben vorzubereiten. Mit

dem Auftrag aber, bei dem Konsul anzufragen, wo sich diese mit dem römischen Heere vereinigen sollten, wurde Polybius, der damals die Würde eines Hipparchen bekleidete, beauftragt. Er traf bei dem Konsul ein, eben als derselbe im Begriff war, jenen gefährlichen Durchzug durch das Gebirge, dessen wir gedachten, zu vollziehen. Erst nachdem dieser glücklich ausgeführt war — ein Erfolg, durch welchen Perseus selbst in Verzweiflung geriet —, fand Polybius Gelegenheit, den Konsul zu sprechen, der denn eigentlich auch seiner Stimmung entgegenkam. Wir wissen: Marcius trug sich mit dem Gedanken einer Vermittelung und hat die Rhodier veranlaßt, eine solche zu suchen. Er gab dem Polybius die Antwort: er wolle den Achäern die Mühe und die Kosten eines solchen Zuges nicht zumuten, da die Entscheidung nicht unmittelbar bevorstehe; er fügte sogar die Weisung hinzu, der Anmutung des Befehlshabers in Illyrien, welcher einen Zuzug von 5000 Achäern verlangte, keine Folge zu leisten. Diese friedliche Haltung des Konsuls stimmte mit der Idee der unbedingten Neutralität zu gut zusammen, als daß man seine Anordnung nicht hätte befolgen sollen: die Truppen wurden weder nach Thessalien noch nach Macedonien geschickt. Lykortas und Polybius hätten gewünscht, die Streitmacht der Achäer auf ein anderes Kriegstheater zu führen: denn soeben wurde der Bund von den Ptolemäern aufs dringendste ersucht, ihnen Hülfe gegen Antiochus Epiphanes zuzuschicken. Polybius hat darüber in der Versammlung gesprochen und die Idee der vollkommenen Autonomie betont, nicht ohne damit einen gewissen Eindruck in der Versammlung zu machen. Aber die entgegengesetzte Partei erklärte sich lebhaft dagegen; ihre Ansicht war: man müsse vielmehr versuchen, zwischen dem König von Ägypten und dem in Syrien einen Frieden zu stande zu bringen. Das war nun ohne Zweifel die Meinung der Römer selbst. Als ein Schreiben von Marcius einging, in welchem sich derselbe in diesem Sinne aussprach, fiel das ganze Vorhaben zu Boden. Der Antagonismus der leitenden Männer in Achaja verhinderte jetzt jede eigentliche Teilnahme an dem Kriege, und es konnte scheinen, als sei das Übergewicht im Bunde auf der Seite des Lykortas, der dazu geraten hatte, die Entscheidung abzuwarten. Diese erfolgte rasch und unwiderstehlich: alle jene Erwartungen, die sich an die Schilderhebung des Perseus knüpften, verschwanden. Es versteht sich aber, daß damit auch die entgegengesetzte Wirkung eintrat. Der Sieg der Römer brachte ihre Anhänger in Achaja empor; es war ein Umschwung der allgemeinen Stimmung. Zu den Gesandtschaften, welche aus den verschiedenen Städten an Ämilius Paulus, um ihm Glück zu wünschen, abgeordnet wurden, wählte man nur Männer, welche als Freunde der Römer betrachtet wurden. Diese ergriffen die Gelegenheit, sich an den Widersachern, die ihnen allenthalben entgegengestanden hatten, aufs empfindlichste zu rächen. Unter denen aber war ein großer Unterschied. Die einen hatten sich entschieden auf Seiten des Perseus gestellt, andere ihm Dienste geleistet, dritte sich neutral gehalten, um den Ausschlag abzuwarten. Im letzten Falle waren die Achäer. Aus

den Briefschaften, die sich bei Perseus gefunden hatten, konnte man ihnen nichts nachweisen, was zu einer Anklage berechtigt hätte; ihre politische Haltung aber reichte hin, sie verdächtig zu machen, so daß sie in Anklagestand gesetzt wurden. Die Achäer lehnten ab, die Untersuchung selbst vorzunehmen, was auch den Römern nicht eben erwünscht gewesen wäre: denn sie hätten dann die bereits festgenommenen Angeklagten wieder auf freien Fuß setzen müssen, und in der allgemeinen Aufregung, die sich erwarten ließ, würden ihre eigenen Freunde in Gefahr geraten sein. Aus dieser Rücksicht erklärt es der Senat für unthunlich, die Angeklagten wieder in ihren Heimatsort zurückgehen zu lassen. Sie wurden sämtlich nach Rom abgeführt, um hier zur Verantwortung gezogen zu werden. Es sind ihrer an Zahl ungefähr Tausend gewesen: es waren die ehrenwertesten Männer von Achaja, unter ihnen Polybius.

Nach einiger Zeit soll dieser den Wunsch geäußert haben, nach Achaja zurückkehren zu können, in einer seiner alten Würde entsprechenden Stellung. Cato fragte ihn, ob er zum zweitenmal in die Höhle des Polyphem zurückkehren wolle. Den Weggeführten wurde nach langem Verzug die Rückkehr gestattet, und eine große Anzahl bediente sich dieser Erlaubnis. Aber sie diente nicht dazu, den Frieden des Landes zu befestigen. Alle alten Gegensätze wachten wieder auf, zumal da auch Macedonien, aus dessen Zerwürfnissen mit Rom alles entsprungen war, sich wieder regte. Die Anhänglichkeit an das Herrschergeschlecht, die schon früher ein Moment der Bewegung gewesen war, flammte in Macedonien noch einmal plötzlich auf, als ein Abenteurer aus Adramytton, der viele äußere Ähnlichkeit mit Perseus hatte, als der Sohn desselben von einigen thracischen Dynasten anerkannt, in dem Lande erschien und hier allgemeine Anerkennung gewann. Die Macedonier fanden sich ungern in die von Rom eingeführten republikanischen Einrichtungen, die doch mit der Unterwerfung unter Rom verbunden waren, und schlossen sich mit Freuden dem Pseudo-Philipp an, — wie in einer anderen Epoche die Portugiesen dem falschen Sebastian aus Widerwillen gegen die Oberherrschaft der Spanier. Der angebliche Philipp gelangte wirklich zu einem monarchischen Ansehen. Im königlichen Gewande niedersitzend, sprach er Recht. Er hat ein bedeutendes Heer zusammengebracht. Es gelang ihm sogar, den einen römischen Prätor zu besiegen, und den anderen, Quintus Cäcilius Metellus, der ihn zuletzt niederwarf, eine Zeit lang zu beschäftigen. Sein Unternehmen bot um so größere Aussicht auf Erfolg dar, da zugleich, aufgeregt durch die Ereignisse in der Nachbarschaft und den Gang der eigenen inneren Angelegenheiten, die Griechen und vor allem die Achäer in die größte Gärung gerieten. Im Peloponnes waren nochmals die Entzweiungen zwischen Lacedämon, das die Kriminalgerichtsbarkeit des achäischen Bundes nicht anerkennen wollte, und der Bundesgewalt ausgebrochen und hatten zu einer blutigen Fehde geführt. Nur vergebens suchte Metellus derselben Einhalt zu thun; in einem Augenblick, in welchem man Macedoniens nicht vollkommen Meister

war, fand man auch in Achaja keinen Gehorsam. Da meinten nun die Römer, die einst Sparta dem Bunde überlassen hatten, weil derselbe auf ihrer Seite stand, auch das Gegenteil anordnen zu dürfen, da der Bund eine ihnen widerwärtige Stellung annahm: dahin, daß ein selbständiges Macedonien und eine starke achäische Bundesgewalt einander die Hand reichten, wollten sie es nicht kommen lassen; sie beschlossen kurz und gut, den Bund in seine alten Grenzen einzuschränken, vor allem Sparta von der Einigung mit demselben loszusprechen. Sie trugen kein Bedenken, diese Entscheidung als bereits beschlossen und unwiderruflich auf einer Bundesversammlung zu Korinth anzukündigen. Man begreift, daß die unerwartete Zurücknahme von Vergünstigungen, die eigentlich die Belohnung der geleisteten Dienste in sich schlossen, unter den Achäern einen Ausbruch von Unwillen und Widersetzlichkeit hervorrief. Die anwesenden Führer hörten den Bescheid gar nicht bis zu Ende an; sie verließen das Haus und riefen ihre Landsleute zusammen; ein Tumult brach aus, in welchem die Spartaner, die anwesend waren, Gewaltsamkeiten erfuhren und die römischen Bevollmächtigten selbst in ihrer Ehre gekränkt worden zu sein sich beklagten.

Der Sorge für die Integrität und Unabhängigkeit des Bundes trat noch ein anderes, auf die innere Verfassung bezügliches Motiv zur Seite. In Achaja hatte sich das aristokratische Element in jener Bedrohung, in welche es durch Kleomenes und dessen demokratische Anhänger gesetzt worden war, durch seine Verbindung mit Macedonien gerettet. Wie es damals war, so war es zu den Römern übergetreten: denn alle Aristokratien der Welt wurden jetzt von der römischen beschützt. Diesem System hatte nun schon Perseus, der die Demokratie begünstigte, in den griechischen Städten und Landschaften Eintrag gethan. Es hatte sich aber behauptet; jetzt brach die Demokratie auf das stärkste hervor. Kritolaus, der damalige Strateg, stand zugleich an der Spitze der demokratischen Bewegung; er verfügte eine Erleichterung in Bezug auf Abzahlung der Schulden, die vollends die niederen Volksklassen für ihn gewann. Die Demokraten, die sich um ihn scharten, sahen in den Aristokraten des Landes zugleich Freunde der Römer. Im vollen Gegensatz zu den Römern erhob sich Kritolaus an der Spitze eines Heeres, um Heraklea am Öta zu belagern, welches infolge der letzten Kundgebungen desselben sich weigerte, seine Beiträge in die Bundeskasse zu zahlen. Unbedenklich rückten sie ins Feld; sie sollen die Hoffnung gehegt haben, dem Aufstande in Macedonien neue Nahrung zu geben. Aber indessen hatte Metellus, durch die Pergamener zur See unterstützt und den Macedoniern in den Waffen überlegen, Pseudo-Philipp überwältigt, der selbst in die Gefangenschaft der Römer geriet. Eigentlich wurde dadurch nun auch über Achaja entschieden. Metellus konnte unmöglich Heraklea am Öta in die Hände der Achäer fallen lassen. Diese wichen zurück, als er vorrückte. Aber er erreichte sie bei Skarphea in Lokris und warf sie vollkommen auseinander. Von Kritolaus hört man dann nichts weiter; wahrscheinlich ist er selbst umgekommen. Aber

er hatte einen Nachfolger in Diäus, einem Mann, welcher den Streit hauptsächlich erregt hatte und ihn noch eifriger in die Hand nahm, besonders in socialer Hinsicht noch viel weiter ging, als jener. Durch ein Ausschreiben an alle Städte ordnete er eine Aushebung von 12000 in den Privathäusern erwachsenen Sklaven an, die sämtlich freigelassen werden sollten. Das erforderliche Geld erlangte er durch erzwungene Beisteuern, zu denen auch die Matronen ihren Schmuck ablieferten. So brachte er ein Heer ins Feld, mit dem er sich getraute, die Römer bestehen zu können. Metellus hat ihm noch einmal annehmbare Bedingungen angeboten: denn dem lag es daran, den Streit in Griechenland ebensogut zu beendigen, wie den gegen Pseudo-Philipp, ehe sein Nachfolger Lucius Mummius anlangte. Diäus wies alles zurück, und Mummius, bei dessen Ankunft Metellus sofort das Lager verließ, übernahm den Oberbefehl. Die Achäer hatten Mut genug, zum Angriff zu schreiten, und leisteten, als es zur Schlacht kam, den Legionen eine Zeit lang guten Widerstand. Aber bereits setzten die Römer, wie so oft, ihre überlegenen Reiterscharen in Bewegung. Nachdem diese ihrerseits gesiegt hatten, wurden auch die achäischen Fußvölker durch einen Angriff in ihrer Flanke über den Haufen geworfen. Man hat im Altertum immer gesagt: Diäus hätte sich nach Korinth retten können, worauf dann diese Stadt einen ernstlichen Widerstand geleistet haben würde. Daß das nicht geschah, verwunderte selbst den neuen Konsul Mummius, der ein paar Tage innehielt, um nicht von einem Hinterhalt, den er dort vermutete, überrascht zu werden. Aber Vorkehrungen solcher Art waren nicht im Geiste dieser Strategen: sie stürmten militärisch wie politisch nur immer auf das nächste Ziel los. Mummius hat Korinth ohne Widerstand eingenommen. Diäus flüchtete nach Megalopolis, wo seine Gemahlin wohnte; diese zuerst, welche die Schmach der Gefangenschaft nicht erfahren sollte, tötete er, dann sich selbst: denn beherzt und entschlossen waren diese verwegenen Kinder einer wechselvollen Epoche: unrühmlich sind sie nicht gefallen. Der Name des Mummius ist durch die Plünderung, besonders der Kunstschätze von Korinth, gleichsam sprüchwörtlich geworden. Übrigens zeigte er sich bei dem schweren und widerwärtigen Geschäft, das ihm aufgetragen war, milde und verständig. Das Werk war die Auflösung der achäischen, d. h. in diesem Augenblicke der griechischen Unabhängigkeit. Es ist zweifelhaft, ob Achaja sogleich damals förmlich in eine Provinz verwandelt worden ist; die Freiheit der Städte blieb auch bei den neuen Einrichtungen gewahrt; nur kam, wie es sich nicht anders erwarten läßt, das aristokratische Prinzip, welches ja die Freunde der Römer umfaßte, zum Übergewicht. Politische Bedeutung und municipale Freiheit hatten bisher immer zu einander gehört, einander gegenseitig belebt; die erste hörte auf, die letzte bestand, aber unter der Herrschaft von Rom.

Der Einwirkung der Griechen auf die Welt war damit nicht etwa ihr Ziel gesetzt: ihr eigentliches Leben kam in der litterarischen und künstlerischen Produktion zu Tage; sie hatten dieselbe über den Orient ausgebreitet, aber

ihre Bestimmung wäre nicht erfüllt worden, wenn sie nicht auch in den Occident vorgedrungen wäre. Einst hatten die Hellenen auf diesen durch Kommerz, Krieg und Kolonien Einfluß zu gewinnen gesucht; dabei waren sie gescheitert; sie waren den Römern, der größten Macht, die sich im Occident selbst erhob, erlegen; aber diese Macht war schon mit der griechischen Kultur in enge Verbindung getreten und verschaffte derselben einen nicht hoch genug anzuschlagenden Einfluß auch im Abendlande, dessen Umfang und Bedeutung für die Zukunft niemand ahnen konnte.

Die Bedingung dazu lag in der innigen Verschmelzung des römischen und des griechischen Wesens. Es kam vor allem darauf an, daß die Werke der griechischen Litteratur und Kunst Eingang und Nachahmung in Rom fanden: Rom mußte die Hervorbringung des griechischen Geistes in sich aufnehmen und sie verstehen lernen. Doch war diese gleichsam didaktische Aufnahme noch nicht genügend; das geistige Leben mußte ein gemeinsames sein und in ein Moment treten, in welchem es als solches zu neuen Gestaltungen fortschritt.

In der einen und der anderen Hinsicht hat niemand eine größere Wirksamkeit entfaltet, als der alte Hipparch der Achäer, Polybius. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er sich von dem Interesse seines Landes getrennt und an das römische angeschlossen habe, was dann von trefflichen Männern dadurch entschuldigt worden ist, daß es einem jeden so gehe, der sich längere Zeit in fremden Ländern aufhalte und anderweite Anschauungen in sich aufnehme. Hier ist der Fall, daß die Eindrücke, welche Polybius in Rom empfing, die allgemeinen und größeren waren und die Interessen seines Landes mitbegriffen. Er erhob sich von dem Partikularismus, der keine Hoffnung mehr hatte, zu einem Universalismus, auf welchem die folgende Geschichte beruhte.

Polybius befand sich, wie erwähnt, unter den tausend Achäern, welche nach Rom übergeführt wurden, weniger um sich zu verantworten, als weil ihre dauernde Anwesenheit in Achaja der römisch gesinnten Partei, die durch den Sieg emporgekommen war, hätte gefährlich werden können. Zu den Anhängern des Perseus zählte Polybius überhaupt nicht; er gehörte selbst nicht zu der Partei, welche die Römischgesinnten auszuschließen beabsichtigte: er hatte sich innerhalb der gesetzlichen Schranken gehalten. Wenn er die Autonomie von Achaja verteidigte, so konnte ihm niemand darüber einen gegründeten Vorwurf machen, da sie ja im allgemeinen in den Verträgen vorbehalten war. Den Römern fehlte es nicht an einer gewissen Sympathie dafür. Namentlich erwarb Polybius die Hochachtung des Mannes, durch dessen römische Tugenden der Sieg erfochten war. Während den übrigen Griechen ein einstweiliger Aufenthalt außerhalb Roms angewiesen wurde, bewirkte Ämilius Paulus, daß Polybius in seinem Hause bleiben durfte zur Gesellschaft und Ausbildung seiner Söhne. Wer hätte dazu geeigneter sein können, als der hochgebildete Hellene, der sich im Krieg und im Staat her-

vorgethan, und der nur deshalb entfernt worden war, weil die durch den Sieg zur Herrschaft gelangte Partei seine Anwesenheit nicht hätte ertragen können. Es war mehr eine Wendung des Glücks, als eine Schuld, die ihn aus seinem Vaterland verbannte. Auch in jeder männlichen Beschäftigung, z. B. der Jagd, war er geeignet, den Söhnen des Ämilius zur Seite zu stehen, vor allem aber in den Studien. Nicht als Pädagog konnte und sollte er leben. Für Polybius selbst war es ein Glück, daß er in diese Familie aufgenommen wurde, mit welcher die mächtigsten und angesehensten Römer in Verbindung standen. Die widerstrebenden Gegensätze, die dieser Kreis erfuhr, trugen um so mehr dazu bei, den Ankömmling in das römische Wesen und seine Eigentümlichkeiten einzuführen. Aus dem Doppelverhältnis, in dem er lebte, dem griechischen und dem römischen, entsprang ihm eine Anschauung der Welt, die er in einem großen Geschichtswerk ausgesprochen hat.

Niemand ist lediglich ein Bürger des Gemeinwesens, dem er angehört: das Menschliche erhebt sich aus dem Nationalen und über dasselbe. Darauf beruht alle Religion, überdies aber auch alle Teilnahme an der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes.

In dieser Epoche nun vollzog sich vor aller Augen eins der größten universalhistorischen Ereignisse, welche überhaupt vorgekommen sind: die partikularen Völkerbildungen verschwanden; sie unterlagen der römischen Republik, in welcher sich jetzt die Summe aller Weltbewegung konzentrierte. Der Spätnachlebende kann sich das nicht ohne schmerzvolle Erregung vergegenwärtigen. Aber über den Fall der hellenischen Freiheit muß man hier nochmals hinwegkommen, wie in den Zeiten Alexanders des Großen, — zumal da die Griechen des 2. Jahrhunderts mit denen des vierten nicht zu vergleichen waren, und die in jener Epoche begonnene Ausbreitung des hellenischen Geistes, die den Orient umgestaltet hatte, sich auch im Occident vollziehen mußte.

Polybius war fern davon, sich in unnützen Klagen über den Untergang der hellenischen Autonomie zu verlieren. Er faßte die Weltlage fest ins Auge und legte sich die Frage vor: wie es komme, daß die römische Republik alle Nachbarn und Feinde überwunden und die Oberherrschaft erworben habe. Er sah den Grund in der inneren Überlegenheit derselben, hauptsächlich in ihrer wohlerwogenen Politik und ihren unwiderstehlichen Waffen. Er hat sich darüber eingehend vernehmen lassen: denn er liebte Doktrin und System. Allein diese Ansicht nur im allgemeinen aufzustellen und den Vorzügen der Römer die Mängel anderer entgegenzusetzen, würde nicht weit geführt haben. Er nahm sich vor, die Geschichte seiner Epoche ausführlich zu schreiben, in der er lebendig mitgewirkt hatte. Wie zuerst vom achäischen, so sah er sie jetzt vom römischen Standpunkt aus an, ohne doch den einen oder den anderen zu reproduzieren: in der Anschauung der Dinge, die sich ihm bildete, verband sich der eine mit dem anderen.

Große Epochen fordern ihre Geschichtschreiber. Nicht alle Zeiten aber

finden geeignete Interpreten der Ereignisse, die sich in ihnen vollziehen. Polybius war ein solcher. Aus den Konflikten des Orients und der Griechen war Herodot hervorgegangen; in den Konflikten der Griechen und der Römer hat sich Polybius ausgebildet. Aber die Männer sind verschieden wie die Zeiten. Herodot hatte den Vorteil, daß er durch und durch ein Grieche bleiben konnte: denn die Griechen hatten damals den Sieg erfochten; er sah den Orient mit Unparteilichkeit und Wißbegierde an. Polybius dagegen schrieb in Rom; dem damaligen Griechenland widmete er zuletzt weniger Teilnahme, als den Römern. Auch den Römern aber konnte er sich doch nicht vollkommen anschließen. Die Hingebung derselben für ihre Götter, ihre Überzeugung, daß Sieg und Macht ihnen vorbestimmt sei, lag ihm ferne; er sagt vielmehr unverhohlen, daß das römische Religionssystem von weisen Männern aus Rücksicht für die Menge erfunden worden sei. Er widmete selbst der altrömischen Geschichte keine besondere Aufmerksamkeit.

So ganz unterscheidet er sich hierin von seinem Landsmann Dionysius von Halikarnaß, wenngleich er darin mit demselben übereinstimmt, daß auch er die moralischen Vorzüge der Römer über das griechische Herkommen hervorhebt. Aber eben dabei bleibt er stehen, was er vor sich sah. So rollt er nun das Bild der Geschichte seiner Zeit vor uns auf.

Ich weiß nicht, ob man ihn in Bezug auf Darstellung und Sprache zu den Schriftstellern ersten Ranges rechnen kann. Er ersetzt die Intuition durch Reflexion, und diese tritt dann allerwärts mit doktrinärer Breite hervor. In der Auseinandersetzung seiner formalen Gesichtspunkte ist er bis zur Ermüdung weitschweifig; aber in der Beurteilung der Thatsachen hat er ein unermeßliches Verdienst. Besonders beschäftigt ihn, wie sich versteht, der Kampf zwischen Rom und Karthago. Er verwirft sehr ausdrücklich die Darstellungen punisch gesinnter Geschichtschreiber: aber nicht minder setzt er sich den Auffassungen der römischen entgegen. Sein ganzes Werk ist mit Widerlegungen von Autoren, die ihm widerstrebten, erfüllt. Denn eben darauf ist sein Bemühen gerichtet, die Thatsachen in ihrer Kausalität ohne Vorliebe für die eine oder andere Partei aufzufassen. Man kann nichts unparteiischeres lesen, als z. B. die Darstellung des ersten punischen Krieges, auf den er zurückkommt, obwohl er geraume Zeit vor seiner Epoche vorausliegt.

In den griechischen Geschichten, an denen er selbst Anteil nahm, dem Verhältnis von Achaja zu Ätolien sowohl als zu Macedonien, ist er nicht so unparteiisch.

In vielen Beziehungen hat sein Werk die Mängel, welche persönlichen Denkwürdigkeiten eigen zu sein pflegen, zugleich aber auch die Eigenschaften, welche diese anziehend und belehrend machen: vollkommene Kunde des Gegenstandes, lebendigste Vergegenwärtigung der Ereignisse und präcise Beurteilung der Persönlichkeiten. Polybius erlebte mit vollem Bewußtsein, als gereifter Mann, selbst in den Geschäften thätig, eine vollständige Umgestaltung des politischen Lebens; diese vor allem hat er im Auge. Die partiellen Ereig-

nisse, Geschichten der verschiedenen Republiken und Landschaften, mit denen man sich vorher beschäftigt hatte, verflechten sich in ein großes Allgemeines, dem er sich mit Bewußtsein zuwandte.

Das Lebendige in den Arbeiten des Polybius ist seine Anschauung von Rom, den Ursachen seiner Überlegenheit, den Mitteln und Wegen seiner Welteroberung. Seine Schilderungen einiger Schlachten sind unübertrefflich; die Erzählungen von den politischen Unterhandlungen der Mächte untereinander gehören zu dem Besten, was über Transaktionen dieser Art jemals geschrieben worden ist. Polybius hält an dem Urkundlichen fest, dem er sogar mit besonderem Eifer nachforscht. Die einwirkenden Umstände, die dabei vorkommen, erörtert er einfach und unterrichtend. Er ist ein Mann aus der Mitte des Lebens, der die Geschichte schreibt, um den nachfolgenden Geschlechtern zur Belehrung zu dienen. Weder auf Vaterland noch auf Religion legt er Wert. Beinahe entrüstet ist er über die Macedonier, daß sie trotz des Vorteils der republikanischen Einrichtungen, welche ihnen Rom gewährte, sich dennoch durch einen unwürdigen Menschen wie Pseudo-Philipp zur Empörung verleiten ließen; daß sie durch ein vaterländisches Gemeingefühl, durch Erinnerung an ihre alte Größe und Unabhängigkeit dazu fortgerissen sein könnten, kommt ihm nicht bei; solche an ein Göttliches anknüpfenden Motive sind ihm fremd. Eine Schwierigkeit machen ihm Männer, wie Scipio Africanus, dem er die vollste Bewunderung zollt, und dem man Impulse dieser Art zugeschrieben hat. Aber er weist diese Tradition als erfunden zurück und hebt nur die Überlegung und männliche Tugend seines Helden hervor. Polybius sah in den Ereignissen einen Weltkampf des Verstandes, der Tapferkeit, der militärischen Disciplin sowohl, wie der guten Ratschläge; alles kommt bei ihm auf Vernunft und Willen an. Bei der durch und durch rationalistischen Anschauungsweise, der er huldigt, kann er sich jedoch nicht verhehlen, daß Begebenheiten vorkommen, welche sich aus den von ihm anerkannten Motiven nicht erklären lassen.

Bei schweren Unglücksfällen, von denen einzelne oder ganze Gemeinwesen betroffen werden, etwa bei langer Dürre oder unaufhörlichen Regengüssen, läßt er sich wohl gefallen, daß man die göttliche Hülfe anflehe und zu erkunden suche, was man sagen oder thun solle, um dem Übel ein Ende zu machen. Seine Ausdrücke, die ziemlich ironisch lauten, verraten, daß er nichts davon erwartet. Ganz unzulässig aber findet er ein solches Verfahren in den Angelegenheiten des Lebens bei unglücklichen Zuständen, deren Ursachen man entdecken kann: da dürfe man nicht bis auf die Götter zurückgehen. Er steht geradezu im Gegensatz gegen Herodot, der den Göttern einen unmittelbaren Einfluß auf die menschlichen Dinge zuschreibt. Auch schweigt er von dem Göttlichen in den menschlichen Institutionen, welches Thucydides anerkennt. Wie dieser über die Abnahme der Frömmigkeit zu klagen, kann ihm nicht beikommen, da er ja an die Götter selbst nicht eigentlich glaubt. Dennoch hat die Tyche, die er annimmt, auch einen Bezug auf das Schicksal

der Welt. Er meint, daß durch die Tyche allem eine Wendung gegeben wäre, die dem Emporkommen der Römer förderlich gewesen sei. Einmal entschlüpft es ihm sogar, der Tyche einen Anteil daran zuzuschreiben, wenn das Verbrechen bestraft wird. Der Nemesis geschieht bisweilen bei ihm Erwähnung, doch nur in den Reden, die er anderen in den Mund legt. Über seine religiösen Überzeugungen findet sich nichts, was man zu wiederholen versucht sein könnte. Schon genug, daß er bei allem Gewicht, welches er auf das persönliche Verdienst legt, doch auch eine über demselben obwaltende Macht anerkennt, die er bald mit dem Namen der Gottheit, bald der Tyche bezeichnet. Für den Menschen aber ist sie unzugänglich und unerbittlich: in den Kreis des menschlichen Thuns fällt nur eben Verstand und feste Gesinnung. Überall tritt bei ihm ein lebendiger Sinn für das Sittlichschöne, die höhere Moral, hervor. Er zeigt sich darin als ein echter Grieche. Von der Pflicht, seine Ehre zu behaupten, hat er den stärksten Begriff: er billigt nicht allein, sondern er bezeichnet es als eine Pflicht, daß man sich eher töten, als eine Schmach über sich ergehen lassen solle.

Man könnte sagen, darin lag der Beruf des Polybius, daß er, indem er die Welthistorie einer großen Epoche schilderte, die griechischen Ideen, wie sie sich in seiner Zeit entwickelt hatten, in die Auffassung derselben übertrug. Leider ist sein Werk nur fragmentarisch auf uns gekommen; aber es hat dadurch eine unbegrenzte Wirkung gehabt, daß es von den römischen Historikern in ihre Arbeiten aufgenommen wurde, wodurch es dann geschehen ist, daß die Ansichten des Polybius in manchen Punkten die allgemeinen geworden sind.

Von großem Werte ist nun aber auch die Einwirkung, welche Polybius in seiner Stellung unmittelbar ausgeübt hat. In der Gesellschaft des jüngeren Lälius, des Vertrauten des Scipio Ämilianus, traf er mit Panätius, der von Athen herübergekommen war und hier die Lehren der Stoa, aber in einer für die Römer annehmbaren Form, vortrug, zusammen. Daß zwei Griechen von größter Begabung, ein Philosoph und ein Geschichtschreiber, in dem angesehensten Hause von Rom einen gemeinschaftlichen Wirkungskreis fanden, kann als ein Ereignis betrachtet werden, durch welches die Verbindung der römischen Kultur mit der griechischen wesentlich vermittelt wurde. Von Panätius weiß man, daß er auch auf die formale Ausbildung der Rechtswissenschaft Einfluß ausgeübt hat. In den philosophischen Schriften Ciceros begegnet allenthalben der Name des Panätius, in den politischen mit historischer Grundlage der des Polybius. Ciceros Buch über die Pflichten mag sich zu Panätius verhalten, wie die römische Geschichte des Livius zu der historischen Arbeit des Polybius, wo der Grieche dem Römer vorlag. Die Schrift Ciceros über die Republik beruht auf den Ansichten, die Polybius aufgestellt hat; das Gespräch wird eben in die scipionischen Kreise verlegt. Die Einwirkung der Griechen auf Rom, welche die Signatur der Epoche ist und ein wesentliches Moment zur Fortbildung der Weltgeschichte, gelangt in diesen Männern zur persönlichen Erscheinung. Zugleich aber kann man

nicht anders, als ihnen auch einen Anteil an den Unternehmungen zuschreiben, welche ihr gemeinschaftlicher Zögling, Scipio Ämilianus, ausgeführt hat. Er ist der Eroberer von Karthago und Numantia.

Zerstörung von Karthago.

In den orientalischen Verwickelungen hatten die Karthager den Römern sogar Dienste geleistet: Hannibal war untergegangen, weil er von der herrschenden Partei in Karthago ausgestoßen wurde. Seitdem aber hatten die Karthager doch wieder den Verdacht der Römer erweckt; man wollte erfahren haben, daß Perseus mit ihnen Verbindung gesucht und gefunden, daß Pseudo-Philipp von ihnen in seinem Unternehmen bestärkt worden sei: unleugbar war ihr Einfluß auf Spanien. Der glückliche Fortgang ihres Handels und ihres Landbaues verschaffte ihnen große Mittel und erweckte die Eifersucht der Römer. Schon vor dem letzten Frieden hatte sich in Rom die Absicht geregt, mit Karthago ein Ende zu machen. Durch den älteren Scipio war dieselbe zurückgewiesen worden; aber aufgegeben war sie niemals. Ein Römer von altem Schrot und Korn, Marcus Portius Cato, der selbst den Aufschwung und die neue Entwickelung der punischen Macht und deren wachsende Stärke in Spanien wahrgenommen hatte, sah in der Vernichtung Karthagos die Bedingung für die dauernde Größe von Rom und brachte sie im Senat bei jeder Gelegenheit in Anregung.

Wenn man in Betracht zieht, daß der Occident bei dem fortdauernden Einfluß des wiedererstarkten Karthago nicht hätte romanisiert werden können, so möchte es scheinen, als habe Cato, gleichsam durch den Instinkt der Zukunft getrieben, nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn er die Vernichtung eines den Römern allezeit feindseligen Elements schroff und trocken, wie seine Art war, wie ein unumstößliches Dogma unablässig einschärfte. Damit wird aber die Härte nicht entschuldigt, mit welcher die Römer verfuhren, noch auch die schmerzliche Empfindung erstickt, die das Schicksal von Karthago erweckt.

Einen Anlaß zu erneuten Feindseligkeiten boten den Römern die Verwickelungen der Punier mit Masinissa dar. Noch lebte Masinissa, über achtzig Jahre alt; er war ein Mann von jener unzerstörbaren Körperkraft, welche dann und wann in heroischen Naturen erscheint; er bestieg noch immer das ungesattelte Pferd; alle seine Ansprüche an das karthagische Gebiet, mochten sie auch mehr auf Schein beruhen, als auf Recht, meinte er noch durchzufechten. Ihm gegenüber stand das unbotmäßige, immer aufgeregte, von den alten Senatoren nur mit Mühe im Zaum gehaltene Volk von Karthago, an dessen Spitze sich ein Volksführer stellte, Hasdrubal, der in Karthago eine ähnliche Rolle spielte, wie gleich darauf Kritolaus in Achaja. In dem Kriege gegen Masinissa unterlag er, obwohl er über ansehnliche Streitkräfte gebot.

Aber was mehr bedeutet: durch diesen Krieg war eine der vornehmsten Bedingungen des letzten Friedens, nach welcher den Karthagern jede Kriegführung außerhalb ihrer Grenzen ohne Einwilligung der Römer untersagt war, gebrochen worden. Dies bot einen Rechtsgrund, wie er noch immer für die Beschlüsse des Senats erforderlich war, um die Übermacht, die Rom ohnehin besaß, zu voller Geltung zu bringen.

Der dritte punische Krieg verdient kaum den Namen eines Krieges: er ist eine Gewaltthat, die sich stufenweise entwickelt. Daß die Karthager, auf sich allein angewiesen, den Kampf mit Rom nicht bestehen konnten, lag am Tage. Jede Möglichkeit der Abwehr wurde vollends dadurch abgeschnitten, daß Utika mit seinem geräumigen, wohlgelegenen Hafen sich den Römern überlieferte. Die Punier hatten keine Hoffnung, einem von dort heranziehenden römischen Heere die Spitze bieten zu können. In dem Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte zu einem nachhaltigen Widerstand schickten sie, um den Krieg zu vermeiden, eine Gesandtschaft nach Rom, mit der Vollmacht, alles zuzugestehen, was zur Abwendung der Kriegsgefahr erforderlich sei, und diese ist so weit gegangen, dem Beispiel von Utika folgend, den Römern die Überlieferung in Form einer Dedition auf Treu und Glauben anzutragen. Durch diese Formel wurden Land und Volk, die Städte und die Besitzungen zur Verfügung der Römer gestellt. Die Römer vernahmen das mit Genugthuung: denn ihre Absicht ging dahin, über das afrikanische Gebiet auf eine solche Weise zu verfügen, daß ihnen von da niemals eine Gefahr erwachsen könnte. Ziemlich zweideutig lautete ihr erster Bescheid: sie versprachen den Karthagern Freiheit, Autonomie, den Besitz ihres Landes mit allem öffentlichen und privaten Eigentum. Es konnte scheinen, als ob auf diese Weise alle Wünsche befriedigt seien. Jedoch war in dieser Erklärung der Stadt nicht ausdrücklich gedacht. Und ganz unbemerkt blieb das nicht; aber da die Weigerung, den Bescheid anzunehmen, einen unmittelbaren Krieg herbeigeführt hätte, so ging man in Karthago darüber hinweg und entschloß sich selbst, die Geiseln zu stellen, welche die Römer verlangten. Und als der römische Konsul, der hierauf nach Utika gekommen war, die Auslieferung der Waffen forderte, so hat man sich auch dazu bereit gezeigt; Geschosse und Katapulte wurden auf langen Wagenzügen in das Lager der Römer gebracht. Erst nachdem dies geschehen war, sprachen die Römer das letzte Wort aus. Sie wollten, wie jene Erklärung lautete, ein freies und in inneren Angelegenheiten autonomes Karthago dulden, aber nicht an der Stelle, wo es lag, nicht als Seestadt; sondern achtzig Stadien entfernt von der Küste sollte die neue Stadt gegründet werden. In Karthago hatte man etwas ähnliches kommen sehen; als es ausgesprochen wurde, war niemand darauf gefaßt. Denn als Seestadt war Karthago gegründet worden; man hatte keinen Begriff davon, daß es anders existieren könne. Die römische Übermacht schreitet daher wie ein Fatum, unabänderlich, schonungslos, unausweichlich. „Wenn Ihr", sagte man den Römern, „keine Rücksicht auf die Menschen nehmt, so

verschont doch die Heiligtümer der Götter, deren Ruhm über die ganze Erde gedrungen, nach deren Sprüchen diese alte Stadt vor Zeiten aufgerichtet worden ist.“ Die Religionen der beiden Völker aber waren zu verschieden, als daß diese Erinnerungen auf die Römer hätten Eindruck machen können: sie blieben unerschütterlich bei ihren Forderungen. In dieser Krisis aber gewannen nun die volkstümlichen Gefühle wieder das Übergewicht. Man kann es den Berichterstattern glauben, daß die Frauen wie rasend nach ihren Söhnen schrien, welche jetzt als Geiseln in Italien waren, die Männer mit Entsetzen auf ihre von allen Verteidigungswerkzeugen entblößten Wälle bickten; aber ihr Entschluß war gefaßt, sich bis aufs äußerste zu wehren. Als die Römer nach einigen Wochen heranrückten, fanden sie Karthago besser gerüstet, als sie hätten erwarten können. Zugleich empfand ihr Heer die schädlichen Einflüsse des Klimas. Daß man mit Masinissa nicht mehr ganz einverstanden war, wurde an der Spärlichkeit der Zufuhr bemerkt. Die Karthager unter Himilco, Phanias und Hasdrubal behaupteten das offene Feld und machten den Belagerern viel zu schaffen. Der Konsul des Jahres 149 vor unserer Ära, Manlius Nepos, hatte vollauf zu thun, sein Lager gegen die Karthager zu schützen, sich die Zufuhr zu sichern, welche von der libyschen Reiterei mit ihren kleinen geschwinden, nie dürstenden, mit Gras zu befriedigenden Pferden gefährdet war.

Dem Konsul des folgenden Jahres, Calpurnius Piso, widerstand besonders Hippogreta, das einst von Agathokles an wohlgelegener Stelle zwischen Utika und Karthago gegründet worden war; den ganzen Sommer über belagerte er es vergebens; gegen die Karthager geschah nicht das mindeste, weder gegen die Stadt, noch gegen ihr Heer im Felde. In allen libyschen Städten sprach man sogar von der Feigheit der Römer.

Sehr wahrscheinlich, daß eben hierdurch die griechischen Irrungen gefördert worden sind; in Spanien, das mit Karthago noch viel näher zusammenhing, regten sich abermals die alten nationalen Feindseligkeiten. Manche gab es, denen das Geschick der Welt noch einmal zu schwanken schien.

Rom fühlte dies ganz. Und wie es den politischen Geist, der die römische Bevölkerung belebte, besonders bezeichnet, daß in allen den Wahlkämpfen, die auf zufälligen Einwirkungen beruhen, doch die großen Männer noch durchdrangen, so sendete man auch, wie einst den Ämilius Paulus nach Macedonien, so jetzt den Sohn desselben, der zugleich von dem Sohne des Scipio Africanus adoptiert worden war, Scipio Ämilianus, nach Afrika.

Sein Name und seine Herkunft, welche an die größten Siege, die man erfochten hatte, die Eroberung von Spanien und Libyen, Asien und Macedonien erinnerten, waren dabei maßgebend. Scipio Ämilianus war eine ruhige, durch und durch gediegene Natur. Er galt in seiner Jugend fast für träge, weil er sich nicht dem Forum widmete; er hielt es für wesentlicher, durch Übung der Jagd seine Körperkräfte zu stärken, um den Anstrengungen eines Feldzuges gewachsen zu sein. Geistige Anregung kam ihm durch die

Griechen, die, wie berührt, in dem Hause seines Vaters Aufnahme gefunden hatten, den welterfahrenen, nüchternen Polybius und den Philosophen Panätius. Diese hatten auch zu seiner moralischen Ausbildung beigetragen. Scipio Ämilianus zeigte Selbstbeherrschung und Besonnenheit. Mit dem älteren Scipio läßt er sich an Genialität, an Schwung des Geistes und Tiefe der Seele nicht vergleichen. Aber er hatte Methode und Verstand. Seine gelehrten Studien waren entfernt davon, seine Thatkraft zu lähmen. Die Gewohnheit, folgerichtig zu denken, kam ihm nun auch bei seinen kriegerischen Handlungen zu statten. Er vereinigte Überlegung im ganzen und großen mit Geistesgegenwart im Augenblick, Kühnheit im Entwurf mit Vorsicht in der Ausführung. Jedermann faßte Vertrauen zu ihm. Das Andenken an seine Vorfahren und seine eigene Natur verschafften ihm Popularität bei der römischen Bürgerschaft.

Bei seiner Bewerbung um die Ädilität wurde er vom Volke, was doch nicht ohne Suspension von gesetzlichen Bestimmungen geschehen konnte, zum Konsul gewählt; das Volk bestimmte ihm, ohne die gewohnte Verlosung, die Provinz Libyen.

Wir begleiten ihn nun auf seinem Feldzug, der zugleich eine Belagerung war.

Vornehmlich auf der Eroberung großer Städte und Plätze beruhte das Übergewicht, das die Römer in der südlichen Welt errungen hatten. Wie im Orient an die Dynastien, so knüpfte sich im Occident der Widerstand der Populationen an ihre Metropolen. Die Herrschaft der Römer in Unteritalien hing von der Eroberung von Capua und der Besetzung von Tarent ab; durch die Einnahme von Syrakus brachten sie Sicilien an sich; die Eroberung von Neu-Karthago war die Grundlage der Unterwerfung von Spanien. Durch die Besitzergreifung von Korinth ist gleich darauf die Widerstandskraft von Achaja gebrochen worden. Wenn die großen Städte gefallen waren, so unterwarfen sich die kleineren Kommunen von selbst. Die Städteeroberungen gelangen den Römern hauptsächlich durch die Kombination mit ihren Siegen im Feld. Die Städte mußten erst abgeschnitten und aller Unterstützung von außen beraubt werden, ehe sie mit der ganzen Energie des römischen Kriegsheeres angegriffen wurden. Der dritte punische Krieg war eben nichts als eine große Belagerung.

Scipio erschien gerade zur rechten Stunde, als die Römer sich auf eine ganz unhaltbare Stellung nächst der Mauer hatten drängen lassen, wo sie von ihren Schiffen abgeschnitten waren. Absichtlich hatte Scipio den Karthagern zu wissen gethan, daß er komme. Als er anlangte, wichen sie zurück, und er nahm die Gefährdeten in seine Schiffe auf.

Das Lager war infolge der Beute, die man von allen Seiten zusammentrieb, in Unordnung geraten und zu einer Art von Markt geworden; Scipio entfernte die Unbrauchbaren und wies die Übrigen auf die Arbeit der Belagerung hin, welche dem Genuß vorhergehen müsse. So will ich, sagte er,

und das Gesetz. Er folgte darin dem Beispiel seines Vaters in Macedonien und erreichte damit seinen Zweck ebenso gut wie dieser.

In Karthago hatte Hasdrubal eine Regierung des Schreckens aufgerichtet. Einer der vornehmsten Kriegsbefehlshaber war durch ihn des Einverständnisses mit Micipsa, dem Sohne des vor kurzem verstorbenen Masinissa, der in Cirta Hof hielt, beschuldigt und aus diesem Grund von dem Volk erschlagen worden. An den römischen Gefangenen übte er auf den Mauern die abscheulichsten, nicht wiederzusagenden Grausamkeiten aus, wodurch er das Volk unauflöslich an seine Sache zu fesseln meinte. Einige alte Senatoren, die seine Grausamkeit verdammten, hat er dafür hinrichten lassen. Mit dem guten Rechte der Gegenwehr vermischte sich der Fanatismus tyrannischer Gewaltsamkeit. Es kam nun zu einem merkwürdigen Kampfe: auf der einen Seite methodischer Fortschritt der Übermacht, auf der anderen unbeschreibliche Thätigkeit und der Mut, den der nahende Untergang noch einmal einzugeben fähig ist.

Vor allem schränkte Scipio Karthago auf die Landzunge ein, auf der es gelegen war; die Enge, durch welche dasselbe mit dem festen Lande verbunden war, nahm er durch Gräben, Verschanzungen und Mauern, durch ein Lager in Besitz, wie man noch keines gesehen hatte. Er brachte das Werk unter unaufhörlichen Angriffen der Feinde in zwanzig Tagen und Nächten zu stande. Dann aber unternahm er, der alten Seestadt ihren Hafen zu entreißen, von dem ihre Größe ausgegangen war. Er führte aus, was kein Mensch für möglich hielt; er baute einen gewaltigen Steindamm in das Meer hinaus, durch welchen er die Einfahrt beherrschte. Die Karthager meinten die Absicht dadurch zu vereiteln, daß sie durch unablässige nächtliche Arbeiten, bei der auch Weiber und Kinder verwendet wurden, dem Hafen eine andere Mündung nach dem Meer hinaus verschafften. Dadurch kamen sie in den Stand, auf die vor Anker liegende römische Flotte noch einmal einen Angriff zu unternehmen, der dieser sehr beschwerlich fiel, durch den sie aber zuletzt doch nichts wesentliches ausrichteten. Bei der Rückfahrt hatten sie das Unglück, sich bei der neuen Mündung so zu verwirren, daß diese ebenfalls verstopft wurde; sie waren genötigt, sich unter den Schutz eines befestigten Molo zurückzuziehen.

Diesen zu erobern, war nun die Hauptaufgabe des Konsuls. Die Karthager übertrafen sich selbst in der Hartnäckigkeit der Verteidigung; sie versuchten die Belagerungswerkzeuge der Römer schwimmend zu erreichen; die Römer sahen sich von nackten Feinden angegriffen, die sich nichts daraus machten, wenn ihnen die Spitzen der Lanzen oder Pfeile in Brust oder Gliedern stecken blieben. Die Römer erschraken bei dem Anblick, sie waren aber und blieben die stärkeren; es gelang ihnen, die zur Verteidigung des Molo errichteten Bollwerke in Brand zu stecken. Endlich bemächtigten sie sich des Molo selbst. Es war der vornehmste Erfolg des Scipio Ämilianus, durch welchen im Grunde alles entschieden worden ist.

Im Frühjahr 146 war es so weit gekommen, daß Hasdrubal den Hafen nicht mehr verteidigen konnte und die Gebäude der Hafenstadt selbst in Brand steckte.

Hierauf aber konnte auch die Stadt keinen Widerstand weiter leisten. Die drei großen Straßen, welche den Hafen mit der Burg verbanden, fielen in die Hände der Römer. Haus bei Haus, Stockwerk bei Stockwerk mußte genommen werden. Mitten in dem Getümmel des Todes und der Verwüstung sah man Scipio, von seinen Tribunen umgeben, in der gewohnten Ruhe seine Befehle erteilen; er versicherte die Feinde, welche sich ihm überlieferten, ihres Lebens. Hasdrubal flüchtete mit seinem Weib und seinen Kindern, sowie mit den Überläufern nach der Burg. Die Römer stürmten mit der verdoppelten Heftigkeit an, die der nahe Sieg erweckt. Endlich ergriff Hasdrubal, der als der Urheber und Führer des Krieges betrachtet werden muß, den Friedenszweig und entfloh zu Scipio. Die Überläufer verfluchten ihn und zündeten das dortige Heiligtum an; sie hätten keine Gnade erlangt; aber auch die Gemahlin Hasdrubals, welche sie gefunden hätte, verschmähte sie und stürzte sich selbst mit ihren Kindern in die Flammen, eine echte Nachfolgerin der Sophonisbe. Sie geben eine Idee von den karthagischen Frauen.

Unwillkürlich wird man dabei an die Eroberung des phönizischen Tyrus durch Alexander den Großen erinnert. Was Alexander im Jahre 332 im östlichen Meere begonnen hatte, das wurde im Jahre 146 im westlichen von Scipio vollendet. In Tyrus wurde die Energie der phönizischen Seemacht gebrochen: der Fall von Karthago war für dieselbe definitiv entscheidend. Das phönizische Element, welches durch Handel, Kolonisation und zuletzt auch durch Krieg einen doch in der Hauptsache belebenden Einfluß auf den Occident ausgeübt hatte, wurde dadurch ausgeschlossen und vernichtet.

Die Rückwirkung des großen Ereignisses machte sich in Spanien bemerkbar.

Überwältigung von Spanien. Eroberung von Numantia.

Die pyrenäische Halbinsel hatte so wenig ursprüngliche Einheit, wie die apenninische. Auf die primitiven Selbständigkeiten der eingeborenen Stämme, die wir im Westen von Europa ebenso finden, wie am Jordan, am Tigris, am Indus, wirkten gallische, karthagische, griechische Einflüsse nicht minder ein als in Italien. Aber aus dem Innern erhob sich keine Macht, welche sie auszustoßen vermocht hätte; vielmehr wurde es die Aufgabe der römischen, die in Italien emporgekommen war, den Kampf der Völkerelemente auch in Spanien zu entscheiden. Das war bereits durch den zweiten punischen Krieg geschehen, in welchem das orientalisch-karthagische Element ausgeschlossen und dem occidentalen, römisch-griechischen freie Bahn eröffnet wurde. Die Macht wurde auch hier die Grundlage der Kultur in der Form, in welcher diese fortschritt. Die gesamte östliche Küste von Spanien wurde von den Römern

eingenommen, die hier eine jenseitige, auf den Ruinen der karthagischen Macht erwachsene, und eine diesseitige, nach den alten römischen Gesichtspunkten bis an den Ebro reichende Provinz einrichteten. Zwischen diesem mächtig vordringenden Element und den Eingeborenen — gleichviel ob iberischen oder celtischen Ursprungs —, die an ihrer alten Unabhängigkeit festhielten, kam es nun zu einem Gegensatz, der, immer andauernd, zuweilen mit besonderer Heftigkeit losbrach, ohne daß man sagen könnte, welcher Teil daran immer die meiste Schuld hatte.

Im Jahre 559 der Stadt, 195 vor unserer Ära, sahen sich die Römer veranlaßt, ein stattliches Heer unter dem Konsul Marcus Porcius Cato in die diesseitige Provinz zu schicken, dem es denn auch gelang, die Celtiberer im offenen Felde zu überwältigen. Aber Cato war mit diesem momentanen Erfolge noch nicht zufrieden. Die Möglichkeit des immer wieder erneuerten und noch zu erwartenden Widerstandes der Eingeborenen lag in der Wehrbarkeit befestigter Städte. Cato ergriff das entscheidende Mittel, den Gehorsam auf immer zu befestigen; er forderte von den verschiedenen Städten die Schleifung ihrer Mauern auf einen und denselben Tag, in die sie sich, da eine jede meinte, nur ihr sei der Befehl zugegangen, bei weitem zum größten Teil fügten. Bei sechzig Städte verloren hierdurch ihre Ringmauern, hinter denen sie sich bisher sicher gefühlt hatten. Cato, der die Benutzung der Silbergruben regelte, knüpfte dadurch die Provinz um so enger an Rom; sein ganzes Leben hindurch stellte er sich als Patron der Spanier auf, gegen die er keine Gewaltsamkeiten gestatten wollte. Diese Verbindung der Übermacht der Waffen mit der schützenden Autorität ließ sich nun einige Zeit darauf besonders Tiberius Sempronius Gracchus angelegen sein. Er besiegte die Celtiberer in drei großen Schlachten und trat dann mit ihnen in ein Bündnis. Gegenseitige Eide wurden geschworen; die Verträge, in denen Leistungen und Pflichten mit Mäßigung und Gerechtigkeit bestimmt waren, haben sich dort alle Zeit in gutem Andenken erhalten. Kein Wunder aber, daß sich bei ihrer Ausführung nach der Hand doch wieder Zwistigkeiten erhoben. Auf ihren Vertrag gestützt, wollten die Römer nicht dulden, daß die Stadt Segeda einige benachbarte Völkerschaften in ihr Gebiet aufnahm, ihre Mauern erweiterte und befestigte. Die Einwohner, nicht gemeint sich zu unterwerfen und doch auch unfähig zu widerstehen, flüchteten zu den Arvaken, zu deren Gebiet Numantia gehörte, dessen Ruinen man nicht weit von den Quellen des Duero zu finden glaubt. Vereinigt leisteten nun Arvaken und Segedaner einen tapferen und glücklichen Widerstand. Zwei römische Prätoren wurden von ihnen geschlagen. Der Krieg, der besonders dadurch verlängert wurde, weil man in Rom sich weigerte, eine Abkunft anzuerkennen, die nicht eine völlige Unterwerfung in sich schloß, bekam nun aber durch die Erhebung der Lusitaner, die noch nicht bezwungen waren, eine die gesamte Halbinsel umfassende Bedeutung. Unter allen denen, welche in dieser Epoche den Römern Widerstand leisteten, Pseudo-Philipp in Macedonien, Kritolaus und Diäus

in Achaja, Hasdrubal in Karthago, erscheint der Lusitaner Viriathus als die großartigste, eine noch durchaus naturkräftige Gestalt.

Räuber und Hirte von Herkunft, verstand er vor allem, den kleinen Krieg, in welchem die Einwohner der pyrenäischen Halbinsel sich jederzeit hervorgethan haben, zu führen. Wir sehen ihn mit seinen Reiterscharen hin- und herziehend den Feind ermüden und aufhalten, sodaß die von dem Gegner Bedrohten sich retten können; in den Waldgebüschen verbirgt er seinen Hinterhalt, bis die nichts argwöhnenden Römer von zwei Seiten angefallen werden; fliehend kehrt er um und schlägt den Feind. Er findet Zugang in umlagerte Städte; plötzlich bricht er hervor und jagt die Feinde von ihren Schanzarbeiten hinweg; von den Bergen beherrscht er weit und breit die Ebenen, so daß die Besitzer ihm für die Benutzung ihrer Felder eine Zahlung leisten. Die Römer rühmen von ihm, daß er ebenso viel Festigkeit in der geordneten Feldschlacht an den Tag lege, wie Gewandtheit im leichten Kriege; weder Kälte noch Hitze, noch Mangel fechte ihn an; was er finde, das sei ihm eben recht; er wisse immer, was er zu thun habe, und verstehe die Gelegenheit zu benutzen; er stelle sich wohl, als sei ihm das Geheimste bekannt und als wisse er das Offenbarste nicht. Viriathus erwarb sich den Ruf eines wirklichen Heerführers, der nicht aus Wut und Leidenschaft die Waffen trage, sondern um der Sache willen.

Aber diese selbst war nicht mehr die alte, nachdem Karthago gefallen war. Die Versuche des Viriathus, einen Frieden zu schließen, blieben alsdann erfolglos. Eben unter den besten Freunden, die er hatte und die er zu diesen Unterhandlungen gebrauchte, gab es solche, die sich von dem römischen Konsul Quintus Servilius Cäpio zum Mord ihres Führers erkaufen ließen.

Viriathus pflegte nur wenig und auch dann nur in den Waffen zu schlafen. Den Augenblick des ersten Schlafes — denn die alte Vertraulichkeit erlaubte ihnen Zutritt zu jeder Stunde — nahmen sie wahr und brachten dem Entschlummerten in der Kehle, die von seinem Harnisch nicht bedeckt war, eine tödliche Wunde bei. Dann verließen sie das Zelt, wo man erst am anderen Tage des Mordes inne wurde.

Nach dem Tode des Viriathus lösten sich allmählich die Banden, die ihm gefolgt waren, auf. In Lusitanien führte Junius Brutus einen Vernichtungskrieg; auch die Vaccäer wurden von Cäcilius Metellus, dem Besieger des Pseudo-Philipp, niedergeworfen, und bald waren nur noch die Arvaken und Numantiner im Felde. Die Numantiner machten sich bei ihrer Verteidigung nicht minder furchtbar, als die Scharen des Viriathus gewesen waren. Es ist ihnen gelungen, nur 4000 Mann stark, ein römisches Heer von 20000 in eine so ungünstige Position zu drängen, daß sich der römische Konsul Mancinus zu einer Abkunft genötigt sah, durch welche er das Heer rettete. Diese aber kam den Römern so schmachvoll vor, daß sie dieselbe für null und nichtig erklärten und den Konsul, der sie geschlossen hatte, den Numantinern auslieferten. Dabei schwebte ihnen die Erinnerung an die caudinischen Pässe vor; allein

wie verschieden waren Zeiten und Umstände; von den Samniten hatten die Römer, als sie den mit ihnen geschlossenen Vertrag verwarfen, noch immer einen höchst gefährlichen Widerstand erwarten müssen: die Verwerfung desselben hatte den Anschein von Heldenmut und Tapferkeit. Die Numantiner dagegen waren bei weitem die schwächeren, wie in einem ähnlichen Falle einmal die Korsen. Der Beschluß, den geschlossenen Vertrag nicht anzuerkennen, war nur der Wahrspruch der Übermacht.

Um dem Krieg, der sich durch die Schuld der Befehlshaber bis zum Jahre 134 hingezogen hatte, auf immer ein Ende zu machen, übertrugen die Römer abermals dem Scipio Ämilianus die Heerführung, der sich dabei seinen Bruder Fabius Ämilianus zugesellte.

Wahrscheinlich durch die vor Karthago gemachten Erfahrungen bewogen, scheute Scipio davor zurück, mit Menschen zu schlagen, die sich wie Verzweifelte wehren mußten. Es schien ihm genug, wenn er, ohne es dahin kommen zu lassen, die Stadt mit Linien umgab, welche die Eingeschlossenen nicht durchbrechen konnten. Endlich sahen auch diese, daß alles verloren war, und beschlossen, sich zu überliefern. Es ward ihnen ein Tag dazu bestimmt; sie baten denselben aufzuschieben, weil manche sich lieber töten als ergeben wollten. Scipio gewährte ihnen zwei Tage Frist. Viele töteten sich selbst. Die Übrigen kamen heraus: allein entsetzlich anzusehen, nicht nur, weil sie so viel gelitten, sondern auch deshalb, weil sie sich zuletzt mit Menschenfleisch genährt hatten; man sah in ihren wilden Blicken ein Bewußtsein dieser Schuld. Man erschrickt fast, wenn man sich erinnert, daß noch vor dem Aufbruch Hannibals diesem, der die Entbehrungen, denen seine Leute ausgesetzt sein würden, fürchtete, die Bemerkung gemacht worden: er könne sie im Notfall mit Menschenfleisch nähren. Hannibal soll geantwortet haben: dann könnten seine Soldaten darauf kommen, sich untereinander zu erschlagen. Auch nur die Möglichkeit solcher Gedanken mußte auf immer vertilgt werden. Wir hören auch von anderen mit den Römern im Krieg befindlichen Nationen, daß sie bei den Opfern das Blut ihrer Feinde tranken. Bei alle dem Mitgefühl, das man den Völkern widmet, die den römischen Waffen unterlagen, kann man sich doch auf diesem Standpunkt des Gedankens nicht erwehren, daß das Emporkommen der Römer kein Unglück für das Menschengeschlecht als solches war: mit dem Fortgang ihrer Herrschaft war in der That die Abschaffung der wildesten Barbarei verbunden — vielleicht für sie selbst, wie die Vorgänge nach der Schlacht bei Cannae voraussetzen lassen: aber gewiß für die occidentalische Welt. Darin beruht der humanitäre Wert ihrer Siege über Karthago. Sie haben den Menschenopfern in Europa allenthalben ein Ende gemacht. So brachte es ihr eigentümlicher Religionsbegriff, den sie auf Numa zurückführten, mit sich.

Mit Numantia war Spanien unterworfen; noch Scipio traf im Verein mit den andern dazu beauftragten Senatoren eine provinzielle Einrichtung, durch welche das schon begonnene Werk der Latinisierung der Eingeborenen

fortgesetzt werden konnte. Durch den Fortgang dieser Eroberungen sind die Römer zur Oberherrschaft an den westlichen Küsten des Mittelmeeres gelangt. Von großem Vorteil war dafür ihre Bundesgenossenschaft mit Massilia, welches die maritime Übermacht längs der gallischen Küste bis nach Ligurien hin besaß. So breiteten sie nach der anderen Seite ihre Herrschaft über Istrien und Illyrien aus. Die feindlichen Potenzen waren von dem östlichen Mittelmeer ausgeschlossen. Die ägyptische Bundesgenossenschaft leistete ihnen dort denselben Dienst, wie im Westen Massilia. Weder an der Küste, noch in der Nähe derselben regten sich unabhängige oder feindselige Gewalten. In Rom glaubte man gleichsam am Ziele der Kriege und Eroberungen angekommen zu sein.

Es war ein alter Brauch in Rom, die zum Kriegsdienst verpflichteten und berechtigten Bürger aller fünf Jahre einer Musterung zu unterwerfen, die zugleich mit einer religiösen Lustration verbunden war. Noch lagen hiebei die altherkömmlichen Bestimmungen zu Grunde, die man auf den König Servius zurückführte. Die Fußvölker wurden nach den fünf Klassen in Reihe und Glied gestellt. Dann verrichtete der Censor ein Gebet, in welchem dem Mars gleichsam gelobt wurde, nach neuen fünf Jahren wieder ein Opfer darzubringen, wie das gegenwärtige war. Die Formel des Gebetes war hiebei immer gewesen, daß es den unsterblichen Göttern gefallen möge, die Angelegenheiten des römischen Volkes zu verbessern und zu verstärken. Als nun der Eroberer von Karthago die Censur verwaltete, änderte er die Formel des Gebetes — denn die Stellung der Republik sei jetzt eine große und gute — dahin, daß es den Göttern gefallen möge, sie in derselben unversehrt zu erhalten; dann zog er an der Spitze der Mannschaften nach dem Tempel, in welchem er für das fünfjährige Lustrum die herkömmliche Ceremonie des Nageleinschlagens vollzog. Diese Veränderung ist später beibehalten worden.

Wir befinden uns in einem der größten weltgeschichtlichen Momente, den wir vielleicht als den ersten Teil der für die historische Wissenschaft ergreifbaren Geschichte der Welt betrachten dürfen. Die unabhängigen Gestaltungen der ältesten Welt, die sich mit ureigener Kraft, jede auf ihrem besonderen Grund und Boden, erhoben hatten, verschwanden: vor der römischen Oberherrschaft beugten sich alle anderen Gewalten.

Bezeichnen wir mit einem flüchtigen Rückblick die Umwandlung, die sich vollzogen hat. In den früheren Zeiten haben sich immer die Autonomien der verschiedenen Stämme, Königreiche und Städte behauptet. Jede von ihnen setzte eine durch ihre Religion geheiligte Selbständigkeit, wir würden sagen Souveränität voraus. Die Überwältigung des Orients durch Macedonier und Griechen machte dem nicht geradezu ein Ende; denn aus den Ruinen des persischen erhoben sich neue Reiche, eben nur auf Grund der dem persischen selbst vorangegangenen Staatsbildungen, namentlich in Babylon und Ägypten; und niemals gelangten die hellenistischen Mächte so weit, das prinzipiell entgegengesetzte Karthago zu unterwerfen. Die kleinen Souveränitäten erhielten

sich eben in dem Konflikt der großen, so daß doch immer das mannigfaltigste öffentliche Leben sich regen konnte und einen gewissen Bestand hatte.

Als nun die Römer die Oberhand gewannen, war es ihre erste Sorge, die großen Souveränitäten zu brechen. Die ersten Friedensschlüsse, die Rom den Besiegten auferlegte, haben alle das Gemeinschaftliche, daß sie die politische Autonomie derselben, damit aber eben die Hauptsache, ihre wirkliche und wahre Souveränität, vernichten. Die Streitigkeiten, welche das gegenseitige Verhältnis der mittleren Potenzen und das öffentliche Recht betrafen, wurden der Entscheidung des römischen Senates vorgelegt, und, wenn die besiegten Mächte den Versuch machten, ihre Souveränität wieder zu erlangen, so hatte das nur die Folge, daß sie, wie soeben erzählt worden ist, der eigentlichen Selbständigkeit beraubt wurden.

Rom hatte alle anderen Souveränitäten absorbiert und war an ihre Stelle getreten. Dem Gebet des Scipio liegt das Gefühl zu Grunde, daß das große Werk der vorangegangenen Jahrhunderte eigentlich vollbracht sei. Man rechnete darauf, daß das römische Gemeinwesen zunächst keiner äußeren Gefahr mehr unterliegen oder jeden Angriff leicht zurückweisen würde.

Fassen wir die Folgen, man möchte sagen die Notwendigkeiten, die sich aus dieser Lage ergeben, ins Auge, so waren sie dreierlei. Die eine bestand darin: die unterworfene Welt nicht sowohl zu konservieren, als zu größerer Einheit fortzubilden, wozu dann nichts so förderlich war, als die Mitwirkung der Griechen, welche den Orient durch ihre Kultur beherrschten, diese aber jetzt mit der römischen vereinigten, sodaß sie eine römisch-griechische wurde und nun nach dem Occident hin übertragen werden konnte. Eine zweite lag darin, daß alle fremdartigen Einflüsse von dieser Gesamtheit abgewehrt werden mußten. In der Mitte der Welt autonom aufgestellt, war doch dies neue Gemeinwesen keineswegs im vollen Besitz einer unnahbaren Gewalt. Die occidentalen Nationen waren nur zum Teil unterworfen und hingen mit großen, unabhängigen Völkerverwandtschaften zusammen, die auch ihrerseits ein unbezwingliches Dasein hatten. Wie sich diese und Rom zu ihnen verhalten würden, war eine Frage für alle Zeiten. Die dritte aber, die mit den beiden anderen aufs genaueste zusammenhängt und vor allem die Behauptung der erworbenen Herrschaft bedingt, lag in dem Bestand und der Fortbildung der römischen Bürgerschaft selbst, welche der überwundenen und noch zu bekämpfenden Welt gegenüber eine Stellung einnahm, wie sie weder früher noch später jemals ein Gemeinwesen inne gehabt hat, — eine Republik in städtischer Form, welche alle die Gegensätze noch in sich schloß, deren früher gedacht worden ist, und zugleich eine herrschende Korporation, von deren inneren Irrungen, die auf die auswärtigen Beziehungen reagierten, die gesamte Welt, die in den Gesichtskreis der Geschichte fällt, abhing.

(Vorbemerkung zu Kapitel 7—20.)

Innere Unruhen pflegen sonst die äußere Macht zu schwächen, zu zerrütten. Aber die römische Republik war von einer Naturbeschaffenheit, daß bei ihr eben das Gegenteil eintrat. Bürgerkriege brachen aus, die zu den erregtesten, zu den heftigsten gehören, deren die Geschichte überhaupt gedenkt. Aber sie führten Schritt für Schritt zur Erweiterung der Macht auf dem bereits eingeschlagenen Wege, und zwar mit definitiven Resultaten. In der Zeit der Bürgerkriege hat sich die Bildung der italienischen Nationalität unter der Hoheit von Rom vollzogen. Da ist auch die Unterwerfung des Orients in verschiedenen Stadien, die immer mit den inneren Bewegungen zusammenhängen, durchgeführt worden. Nicht vollständig wurden die Eroberungen Alexanders in den römischen Erdkreis aufgenommen; nur etwa in dem Umfang, den dieselben vor der Schlacht von Arbela erreicht hatten. Die westlichen Provinzen des alten persischen Reiches schlossen sich dann um so enger an das römische Gemeinwesen an und wurden ein Bestandteil desselben. Und fast noch mehr haben die bürgerlichen Entzweiungen zur Konsolidierung der occidentalen Herrschaft der Römer beigetragen. Das nördliche Afrika nicht allein, sondern auch das innere Spanien sind durch zwei Vordermänner in den Bürgerkriegen, Marius und Pompejus, überwältigt worden; die vornehmste Bevölkerung des Occidents, die celtische, unterlag demselben Manne, der als der Begründer der monarchischen Gewalt in Rom betrachtet wird. Die Romanisierung Galliens und aller Regionen, in denen der celtische Name das Übergewicht besaß, wurde der Hauptgegenstand der Sorge seiner Nachfolger. Aus den inneren Bewegungen gingen die Impulse hervor, welche zu den auswärtigen Unternehmungen führten; durch diese gewannen die Machthaber alsdann die Kraft, um auf das Innere entscheidenden Einfluß auszuüben. Wie alles entsprang, sich fortentwickelte und dann zusammengriff; auf welchem Boden sich die großen Männer erhoben, deren Nachruhm die Welt erfüllt; welches ihre individuellen Antriebe, Handlungen und Erfolge waren, soll nun dargestellt werden. Es ist eine der wichtigsten Epochen der Weltgeschichte: denn so wurde das römische Reich gegründet, welches Orient und Occident in einer oder der anderen Form mehr als ein Jahrtausend beherrscht hat.

Siebentes Kapitel.

Gracchische Unruhen.

Rom war die Hauptstadt aller Gebiete geworden, die man mit dem Wort „Erdkreis" zusammenfaßte, und zwar in ganz anderem Sinne, als es frühere oder spätere Hauptstädte gewesen sind. Von Ninive, Persepolis, Babylon aus, später auch von Alexandrien her, waren Reiche ansehnlichen Umfangs

regiert worden, aber nur durch das Gebot der Macht, die, übrigens absolut, die vornehmsten Impulse, denen sie außerdem folgte, von der Religion hernahm. Von einer gesetzlichen Beteiligung der großen Metropolen an der Ausübung der Gewalt war nicht die Rede. Im römischen Reiche aber bildete die Hauptstadt selbst zugleich in ihrer republikanischen Form die herrschende Autorität. Eine ähnliche Position hatte einst Athen namentlich in der Zeit des delischen Bundes eingenommen. Allein wie hätte sich diese dem Umfang nach geringfügige Macht mit dem vergleichen lassen, was Rom geworden war. Rom besaß die Oberherrschaft über alle das Mittelmeer berührende Küsten und Lande; es vereinigte dieselben nicht etwa zu einer konstitutionellen Einheit, die auf der Spontaneität der verschiedenen Teile beruht hätte. Es legte den unterworfenen Nationen vielmehr seine Gesetze auf. Indem es ihnen einen gewissen Grad municipaler und selbst provinzieller Autonomie gestattete, behielt es sich die Gewalten vor, welche alles bedingen, die militärische, die legislative und die richterliche in höchster Potenz, und brachte sie allenthalben zur Geltung. Diese höchste Gewalt besaß es aber in seiner städtischen Form. Selbst die Heere trugen den Stempel der Civität. Man erstaunte darüber, daß die siegreichen Armeen aus Truppen bestanden sowohl zu Pferd als zu Fuß, bei deren Aushebung auf den Census Rücksicht genommen war. Alle Streitigkeiten aus den entferntesten Regionen wurden der Entscheidung des Senats vorgelegt; die Administration beruhte auf der römischen Magistratur und den Gesetzen, die das Volk genehmigte.

Wir haben ausführlich erörtert, wie sich einst in Rom aus den einheimischen großen Familien und den eingewanderten, doch dabei freigebliebenen Nachbarn das Verhältnis zwischen Patriciern und Plebejern herausbildete, und die letzteren allmählich zu einem gleichmäßigen Anteil an den höchsten Magistraturen gelangten. Diese Verfassung hatte sich ohne sehr wesentliche Veränderungen behauptet und war noch in lebendigem Bestand. Sie erregte auch in ihrer Form die Aufmerksamkeit und Anerkennung der politisch geschulten Griechen. Polybius hat in einem der gelungensten Kapitel seiner Geschichte das Zusammenwirken aller Momente, die eine haltbare Verfassung konstituieren, zu diesem großen Gemeinwesen geschildert, welches er höher stellt, als irgend ein griechisches oder das karthagische. Es ist eben dasselbe, das sich im Gegensatz der freien Männer gegen die einheimischen Erbgesessenen gebildet hatte; aber welch ein Unterschied. Was damals in sehr engen Verhältnissen zu stande gekommen und in unaufhörlich wiederholtem Kampfe mit den kleinen Völkerschaften am Tiber befestigt worden, das sollte nun für ganze Nationen maßgebend werden, welche durch die Kriegserfolge ihm unterworfen worden waren. Man dürfte wohl behaupten, daß die Fortbildung der Welt darauf großenteils beruhte: denn in Rom vereinigten sich die Motive der Kultur und selbst die Religionen, die daselbst aufgenommen wurden und homogenen Grund und Boden fanden. Hauptsächlich aber hatte sich in Rom eine Idee von Recht und Gesetzmäßigkeit entwickelt, welche fortan von niemand nach seinem Be-

lieben vernachlässigt werden durfte, noch konnte. Es war gleichsam ein Centrum da, welches andere selbständige Staatsbildungen aufhob oder ihnen doch keine eigene volle Entwickelung gestattete. Rom besaß die Rechte der Souveränität über alle besiegten Landschaften und Völker im vollsten Umfang; diese aber mußten nun in den städtisch eingelebten Formen ausgeübt werden. Wie das geschehen sollte, war das größte welthistorische Problem, das noch vorgekommen war.

Die städtischen Verhältnisse hatten doch auch wieder Umbildungen von Bedeutung erfahren. Eine durchgreifende Wirkung hatten die licinischen Gesetze gehabt, in deren Folge das Konsulat und nach und nach die anderen höheren Magistraturen den Plebejern zugänglich wurden. Da der alte patricische Senat sich immer aus denen verjüngte, welche die Magistraturen inne gehabt hatten, so war er mit Elementen versetzt worden, welche ihm und dem Gemeinwesen eine andere Gestalt gaben. Den obersten Rang in der Republik nahm fortan die Nobilität ein, die sich aus denen zusammensetzte, welche die curulischen Ämter bekleidet hatten. Das waren eben dieselben Männer, unter deren Führung die Kriege bestanden worden sind, in denen man die Existenz der Stadt gerettet, in der That zugleich die Weltherrschaft erobert hatte. Wir wissen, welchen Anteil eben die großen Häuser der Plebejer an den Entscheidungen in Italien nahmen. Von den vornehmsten Geschlechtern wurden die Kosten zu den Rüstungen bestritten, welche die Entscheidungen des ersten punischen Krieges herbeiführten. Marcellus, der Gallien bezwang und Syrakus eroberte, war ein Plebejer.

Das eigentümlichste Produkt des römischen Gemeinwesens als solchen ist diese Nobilität. Adelsdiplome, wie sie niemals sonst vorgekommen sind, waren die in Wachs geformten Abbildungen der großen Männer des Geschlechtes, die man in den Vorhallen der Wohnhäuser aufstellte, mit Aufzählung der Würden, die sie bekleidet, der Siege, die sie erfochten hatten, ihrer Triumphe; bei jedem neuen Leichenbegängnisse trug man sie voran. Eine Genealogie der früheren Geschlechter, welche die Lebenden und Künftigen zur Nacheiferung erweckte. Aber auch dieser Amtsadel, neben dem das ursprüngliche Patriciat zurücktrat, wurde seinerseits exklusiv. Das alte Verdienst, das als ein gemeinschaftliches erschien, setzte sich jedem neuen Namen entgegen; die vornehmsten Geschlechter gaben die höchsten Magistraturen von einer Hand in die andere. Und welch eine Bedeutung erwuchs ihnen nun aus dem Fortgang der Eroberungen. Der Senat wurde der Schiedsrichter in allen Händeln der Welt. Die orientalischen Könige traten in eine Art von Klientel zu den Oberhäuptern des Senats, zu den Geschlechtern, die denselben bildeten. Die natürlichen Vorteile, welche aus den großen Stellungen erwuchsen, Ansehn und Reichtum, wurden ihnen wie von selbst zu teil. Nun aber hatte neben dem Senat auch die Volksversammlung eine große Macht. Wenn die Nobilität nicht zu einer Aristokratie gewöhnlicher Art wurde, die nur immer ihre Standesberechtigungen im Auge hat, so war das hauptsächlich den Befugnissen der Volksversamm-

lungen zu danken, ohne deren Mitwirkung die Magistraturen überhaupt nicht bekleidet werden konnten. Das demokratische Prinzip, dem übrigens durch die Aufnahme der plebejischen Familien in den Senat die Spitze abgebrochen war, behielt doch immer eine in die oberste Verwaltung eben auch durch die Wahlen eingreifende Macht.

Es repräsentierte bei denselben das Gesamtgefühl für die öffentlichen Zustände, den einseitigen Parteiinteressen gegenüber, welchen Nobilität und Senat Raum gaben. Eine Erscheinung von größter Bedeutung. Eben durch den Einfluß der Plebs war der ältere Scipio zu seinem Unternehmen gegen Afrika und Karthago in den Stand gesetzt worden. Ämilius Paullus, der die wieder auflebende Macht Macedoniens in der Schlacht von Pydna niederwarf, verdankte seine Erhebung den Suffragien der Plebs. Deren gemeinschaftlicher Nachkomme war dann der zweite Scipio, der alles das gut machte, was die aristokratischen Konsuln in dem Kampf gegen Karthago und Numantia versehen hatten. In den Scipionen lag bereits ein Anflug von monarchischer Tendenz. Der ältere Scipio Africanus gelangte durch seine Siege in Europa, Afrika und Asien — denn auch die Erfolge in dem Kriege gegen Antiochus wurden ihm zugeschrieben — zu einem so hohen Ansehen, daß die Fremden in ihm beinahe den Gebieter von Rom zu sehen meinten und dagegen im Innern eine Eifersucht gegen ihn erwachte, die ihn veranlaßt hat, sich in die Stille seines Landgutes zurückzuziehen. Die Geschichte des Jahrhunderts ist von dem Widerstreit durchzogen, in welchen siegreiche Heerführer mit den Beschränkungen der republikanischen Formen gerieten.

Indem aber der Senat dem Emporkommen einer monarchischen Gewalt widerstrebte, erregte er selbst gegründete Beschwerden. Er übte die richterliche Gewalt, die ihm großenteils zugefallen war, auf eine Weise aus, welche mehr dem Vorteil des Richters, als dem Begriffe des Rechts entsprach. Man wußte viel von den Bestechungen zu erzählen, durch welche das Recht gebeugt werde. Eine andere Beschwerde, die ein allgemeines Interesse berührte, entsprang aus der Benutzung des öffentlichen Landes. Beinahe in Vergessenheit waren die Gesetze geraten, durch welche man in den alten Zeiten den Anteil an dem öffentlichen Lande, den die senatorischen Familien sich anmaßten, in bestimmte Schranken zu bannen und den natürlichen Ansprüchen der Plebejer gerecht zu werden gesucht hatte.

Nicht aus der Plebs selbst, auch nicht dem Tribunat, das jetzt zu der Stufenleiter der Würden gehörte, durch welche man emporkam, ist der Entwurf hervorgegangen, diesen Mißständen, die ein jeder empfand, abzuhelfen; er entsprang vielmehr in den großen Kriegsführern, deren umfassende Stellung ihnen die Gebrechen des Gemeinwesens besonders nahe legte und fühlbar machte. Scipio Ämilianus und dessen Freunde haben einer solchen Absicht Raum gegeben. Sie hatten lebhaft ihre Stimme gegen die Korruption der Nobilität erhoben und als Mittel, derselben zu steuern und die Plebejer zu

heben, neue Assignationen von Ländereien zu Gunsten der letzteren in Vorschlag gebracht.

Wie weit aber erstreckte sich der plebejische Name, dessen Ansprüche hierdurch einen neuen Rückhalt erhielten? Die römische Bürgerschaft war schon lange nicht mehr auf Rom beschränkt. Wir wissen, daß ihre Ausbreitung in den Militärkolonien einst den vornehmsten Anlaß zu den Kriegen im mittleren und unteren Italien gegeben hat. Diesen waren dann andere in dem nördlichen Italien zur Seite getreten.

Eine Anzahl maritimer Kolonien längs der Seeküste schloß sich ihnen an. Daß nun diese so weit ausgedehnte Bürgerschaft etwa durch Repräsentation zu einer politischen Aktion hätte geordnet werden sollen, widersprach so sehr den Ideen des Altertums, daß vielmehr alle in die alten Tribus und Centurien eingereiht wurden.

Neben den Bürgern nahmen die Bundesgenossen eine besondere, aber doch verwandte Stellung ein. Man kann in ihnen eins der stärksten Bollwerke der römischen Macht erblicken. Das Glück und vielleicht die Erhaltung von Rom beruhte darauf, daß es Hannibal nicht gelungen war, die italienischen Bürgerschaften von ihrem Bunde mit der Metropole zu trennen. Auch fortan nahmen die Bundesgenossen an den Kriegen den thätigsten Anteil, dann und wann in größerer Anzahl als die Römer, mit Truppen, die sie selbst besoldeten. Aber die Frucht des Sieges wurde ihnen nicht im gleichen Maße zu teil. Bei den Triumphalgeschenken z. B. erhielten sie nur die Hälfte von dem, was die römischen Bürger empfingen. Als es nach einem Kriege in Ligurien zu Ackerassignationen kam, wurden den Römern zehn, den anderen nur drei Joch Landes angewiesen. Und wohl besaßen sie die privatrechtlichen Vorzüge des römischen Bürgertums, aber nicht die öffentlichen. Sie waren von den Suffragien und der Bewerbung um die Ämter ausgeschlossen, auch fehlte ihnen das Provokationsrecht, durch welches die römischen Bürger gegen die Gewaltsamkeiten der Behörden gesichert wurden. Man begreift, wie dringend sie es wünschten, die Rechte der Civität in jeder Beziehung zu erlangen.

Dieser freien Bevölkerung zur Seite hatte sich nun aber, im Laufe der Begebenheiten immer stärker anwachsend, eine Population anderer Art, der Unfreien oder vielmehr Sklaven, gebildet. Es war die Sitte des Altertums, Kriegsgefangene in die Sklaverei zu verkaufen. Indem diese nach Italien gebracht und zur Bewirtschaftung der Ländereien herangezogen wurden, drangen gleichsam die Besiegten in das herrschende Land ein und drohten die Einwohnerschaft desselben mit fremdartigen Elementen zu überwuchern. Allerdings ist das alles eine Folge der Siege, durch welche Rom groß geworden war. Die Macht der Nobilität, die durch Gericht und Administration im vollen Aufschwung begriffen; der Anspruch der Plebs, die durch ihre maßgebende Teilnahme an den Kriegen verstärkt worden war; die Bedeutung der Italiker, die ebenfalls, unzufrieden mit dem, was man ihnen gewährte, größere Forderungen geltend machten; endlich die massenhafte Einführung der Sklaven

auf die Latifundien der vorwaltenden Familien: alles dies in der Mitte der zwar überwundenen, aber noch immer in steter Gärung begriffenen Nationen an allen Küsten des Mittelmeers bis tief in das Land hinein: — selbst wenn man nicht mehr an eine Erweiterung der Macht, sondern nur an eine Behauptung derselben dachte, war es ein Gebot der Notwendigkeit, diesen Mißständen, welche doch zuletzt sämtlich auf einer allzuweit ausgedehnten Prärogative des Senates beruhten, ein Ende zu machen.

Ein unvergängliches Andenken hat sich nun Tiberius Sempronius Gracchus erworben, indem er eine solche Abhülfe herbeizuführen unternahm. Er war der Enkel des älteren, der Schwager des jüngeren Scipio. Wir finden wohl, daß er sich bei diesem die Mitgift seiner Mutter ausbat, wobei er, wie Polybius erzählt, mit einer bei den Römern ungewohnten Zuvorkommenheit behandelt wurde. Er gehörte also zu dem Familienkreise, in welchem man die Autorität des Senates nicht eben liebte. Ihm entsprang aus der Verflechtung seiner persönlichen Angelegenheiten mit den öffentlichen ein besonderer Antrieb, sich der Plebs anzuschließen. Gewiß war es ihm widerwärtig, daß jener Vertrag, den die Numantiner mit Mancinus abgeschlossen hatten, von dem römischen Senat verworfen wurde — denn unter seiner Vermittelung war er abgeschlossen worden —, aber dem Senat allein läßt sich doch diese Verwerfung nicht zuschreiben; die Plebs hatte dieselbe genehmigt, jedoch mit der Beschränkung, daß nicht, wie in früheren Fällen, auch die Quästoren und Kriegsbeamten, welche dabei beteiligt gewesen, mit ausgeliefert wurden. Tiberius wäre sonst selbst von diesem Lose betroffen worden: aber ihm wußte man großen Dank, daß eine Schar tapferer römischer Bürger durch seine Intervention gerettet worden war. Von dieser seiner engen Verbindung mit der Plebs dürfte man doch die Haltung, die er gegen den Senat annahm, nicht eigentlich herleiten. Ohne Zweifel walteten in Tiberius Gracchus Impulse vor, die aus dem Gesamtleben der Republik entsprangen. Man hat die wohlbeglaubigte Nachricht, die von dem jüngeren Gracchus stammt, daß Tiberius bei seiner Durchreise durch Etrurien, um von da nach Spanien überzusetzen, besonders durch den Anblick der Latifundien der vornehmsten Geschlechter der Nobilität — denn da war kein freier Mann mehr zu sehen, die ganze Arbeit geschah durch Sklaven — betroffen und zu dem Versuch, dieses Übel zu heben, veranlaßt worden sei. Er sah eine Gefahr in dem Anwachsen der fremden, aus den alten Kriegsgefangenen zusammengesetzten, sklavischen Population, und zwar nicht ohne einen einleuchtenden Grund. In Sicilien war ein Sklavenkrieg ausgebrochen, in Achaja ein Heer von Sklaven im Kriege gegen Rom aufgeboten worden. Wer konnte dafür stehen, daß sie sich nicht auch in Italien erheben würden?

Auf die unfreie Bevölkerung wendete sich die Fürsorge des Tiberius Gracchus mit nichten, sondern er wollte für die Hebung der Freien Sorge tragen. In einer seiner Reden führt er aus, daß auf den Anstrengungen der einheimischen freien Bevölkerung die Größe von Rom beruhe: diese vor

allem müsse erhalten und gepflegt werden: dann könne Rom die Herrschaft über den Weltkreis erkämpfen; wo nicht, werde es nicht allein diese Hoffnung aufgeben müssen, sondern sich auch nicht zu behaupten vermögen. Was ihn beseelte, waren Gedanken zugleich der Macht nach außen und der inneren Wohlfahrt, die Idee der Weltherrschaft, an der er festhielt, und ihrer Verbindung mit der alten plebejischen Freiheit. Der militärischen Stellung suchte er eine umfassende bürgerliche Grundlage zu verschaffen. Um aber zu diesem Zweck zu gelangen, mußte man den Plebejern einen größeren Anteil an dem Landbesitz geben, der doch großenteils infolge der Kriege, welche sie selbst geführt hatten, erworben worden war. Die Absichten haben einen inneren Zusammenhang: Behauptung der Weltherrschaft, Erhaltung der freien Bevölkerung von Italien, und Erneuerung der Rechte der Plebs in Rom; hauptsächlich Abschaffung der in der Aristokratie eingerissenen Mißbräuche. In der römischen Verfassung aber gab es nur eine Stellung, welche zu einer gesetzlichen Opposition befähigte, das in früheren Jahrhunderten zum Schutze der Plebs errichtete und unter mannigfaltigen Kämpfen, von denen die Jahrbücher voll waren, behauptete Tribunat. Im Jahre 621 der Stadt, 133 vor unserer Ära, bewarb sich Tiberius Gracchus um das Volkstribunat; der Zweig des sempronischen Geschlechtes, dem die Gracchen angehörten, war plebejisch.

Zum Tribunen erwählt, zog er dann die Artikel des licinischen Gesetzes, welche die mit dem Konsulat nicht zusammenhängenden Anliegen der Plebs betrafen und damals durchgegangen, aber doch nicht zur wirklichen Vollziehung gelangt waren, hervor. Es war vor allem das einst von Cassius begründete, dann wieder von Manlius befürwortete agrarische Gesetz, das damit wieder in den Vordergrund trat. Das unglückliche Ende des Cassius und Manlius fürchtete er nicht, weil ja die Forderung bereits gesetzlich genehmigt worden war. Er erneuerte die Artikel des licinischen Gesetzes, kraft dessen niemand mehr als fünfhundert Joch des öffentlichen Landes besitzen solle, indem er einige Bestimmungen zufügte, durch welche ihre Ausführung erleichtert werden sollte: auch den Söhnen der gegenwärtigen Besitzer ward ein Anteil gestattet, doch solle keine Familie mehr als tausend Joch besitzen dürfen; alles öffentliche Land, das außerdem in Privatbesitz genommen sei, solle unter die Plebejer verteilt werden. Ungefähr nach diesen Zielen war auch die Meinung des Scipio Ämilianus gegangen. Dieser selbst stand davon ab, weil er sich nicht zutraute, den Widerstand des Senates dagegen zu brechen. Eben darin aber lag der Nerv der Unternehmung des Tiberius Gracchus, daß er sich darum nicht kümmerte. Er machte seinen Vorschlag gegen den ausdrücklichen Willen des Senates und des Standes der Ritter, die damals einen vom Kriegsdienst unabhängigen, hauptsächlich auf Besitz gegründeten, dem senatorischen verwandten Rang einnahmen. Niemand kann die Großartigkeit der Gedanken des Tiberius Gracchus und der Gesinnung, aus denen sie hervorgingen, in Abrede stellen. Mit seiner Mutter, der Tochter

des großen Africanus, war er wahrscheinlich einverstanden; denn gegen die einseitige Herrschaft der senatorischen Geschlechter hatte schon ihr erlauchter Vater fortwährend angekämpft. Die Verbindung ihrer Tochter mit dem jüngeren Scipio that ihr nicht Genüge, da das zugleich eine unglückliche Ehe war. Sie legte wenig Wert darauf, die Schwiegermutter des zweiten Africanus zu sein; sie wollte die Mutter der Gracchen heißen: darin bestand ihr Ehrgeiz. Ihre Familie war durch die Vermählung des Tiberius mit einer Tochter des Appius Claudius noch mehr in den Kreis der vornehmsten Geschlechter getreten: das hinderte aber dessen Vorhaben nicht. Die Sinnesweise der Claudier vertrug sich sehr wohl mit dem Versuch, andere senatorische Familien zu beschränken. Versäumen wir aber nicht, noch eines anderen Motivs zu gedenken. Wir wissen, welchen Einfluß die Griechen durch die Überlegenheit ihrer Kultur sich in Rom verschafft hatten: auch die Cornelier hielten sich zu dieser Schule geistiger Ausbildung. Mit den Griechen kamen nun auch ihre politischen Ideen herüber, die dann sehr geeignet waren, über die gewöhnlichen Standesinteressen zu allgemeinen Anschauungen zu erheben; das Principat, welches einst Kleomenes errungen hatte, war aus der Verbindung des Vorstehers der alten Geschlechter — denn das war das Königtum von Sparta — mit den unteren Ständen hervorgegangen; in Rom wußte man das sehr wohl; ein Hausgenosse des Scipio Ämilianus hat die Geschichte des Kleomenes geschrieben: es ist allgemein überliefert und kann keinem Zweifel unterliegen, daß Tiberius Gracchus durch griechische Gelehrte und Philosophen in seinem Unternehmen bestärkt worden ist. Einer seiner Lehrer und Freunde war der Cumaner Blossius, der sich zur Schule der Stoa hielt, einer Schule, von der wir berührten, wie nahe sie den antikonstitutionellen Bestrebungen des Kleomenes stand. Man erlebte jetzt, daß die allgemeinen Ideen des Jahrhunderts in die römische Republik eindrangen; es war die erste politische Einwirkung ihrer Kulturverbindung mit Griechenland.

Mit der Antipathie gegen die in dem herrschenden Stande eingerissenen Mißbräuche und der Erinnerung an altanerkannte Beschränkungen desselben verband sich, wenn wir so sagen dürfen, ein politischer Idealismus, der hier zum erstenmale zu voller Wirksamkeit gelangte, doch eigentlich im Widerspruch mit der Verfassung, wie sie damals bestand. Wenn man nämlich fragt, worauf bei den Interessen, die einander auf das stärkste entgegenliefen, die Einheit der Republik wesentlich beruhte, so war es vielleicht nicht eben das Gesetz, aber doch das unverbrüchlich gewordene Herkommen, das den Volksversammlungen, welche entscheidende Rechte bei der Beschlußfassung besaßen — denn was das Volk beschließe, das sollte die Republik überhaupt verpflichten —, kein Vorschlag gemacht werden konnte ohne vorausgegangene Einwilligung des Senats. Das Volk selbst hat in einer früheren Epoche den größten Wert auf diese vorgängige Genehmigung des Senats gelegt; die Tribunen haben sich vor Zeiten eben dadurch das Recht im Senate zu sprechen erkämpft,

daß sie denselben von der Notwendigkeit einer solchen Einwilligung überzeugten. Dieses alte Herkommen, das Recht des Senats, vor den Beratungen des Volkes um seine Einwillung zu denselben angegangen zu werden, bildete gleichsam den Schlußstein der Verfassung. Es ist auch nachher das vornehmste Moment gewesen, durch welches man demokratische Erschütterungen zu vermeiden suchte.

Dieses Recht aber wurde nun von Tiberius Gracchus bei seinen Anträgen außer Acht gelassen. Er brachte dieselben ein trotz des ausdrücklichen Widerspruchs des Senats und selbst des höheren Bürgerstandes: denn vor einer Umwälzung des Besitzstandes, welche dadurch gedroht wurde, schraken doch die Meisten zurück. Der politische Idealismus machte einen Angriff auf die bestehenden Zustände, die allerdings gerechten Anstoß gaben.

Die Sache hat auch für die Nachwelt ein großes Interesse; denn Gegensätze, wie die angedeuteten, giebt es immer, und was man Fortschritt nennt, ist mit einer strengen Beobachtung der bestehenden Gewohnheiten und Zustände unvereinbar. Die moderne Bewegung der Welt ist von diesem Idealismus großenteils ausgegangen. Aber daher ergiebt sich auch, daß er nicht ohne die schwersten Kämpfe durchgeführt werden kann. Die Gracchen werden immer die Sympathien der Nachwelt in hohem Grade erwecken, weil sie sich an ein Unternehmen dieser Art in der römischen Republik wagten. Um den Gang der Ereignisse zu begreifen, darf man sich jedoch auch nicht verbergen, was dagegen einzuwenden war, und zwar gleich gegen den ersten Schritt, zu dem sich Tiberius entschloß. Nicht allein in dem Senat, sondern auch in dem Tribunat selbst stieß Tiberius Gracchus auf Widerspruch.

Unter den Kollegen des Tiberius gab es einen, der sich seinem Vorhaben offen entgegensetzte, Marcus Octavius. Man hat demselben schon im Altertum eigennützige Motive zugeschrieben. Doch ist es sehr möglich, daß seinem Widerstand die ehrliche Meinung zu Grunde lag, dieses Gesetz könne nicht ausgeführt werden ohne eine allgemeine Gefahr. Und eine andere Überlieferung ist auf uns gekommen, nach welcher zwischen Octavius und Tiberius ein durchgreifender Gegensatz in allen Angelegenheiten, die zur Sprache kamen, im Senat, in der Volksversammlung, auf den öffentlichen Plätzen hervortrat.

Um sich nun von diesem Antagonismus zu befreien, faßte Tiberius Gracchus den Gedanken, die Entfernung des Octavius aus dem Tribunat bei dem Volke durchzuführen. Dadurch aber geriet er mit dem Wesen der römischen Verfassung in Konflikt.

Denn an und für sich lief es dem republikanischen Herkommen entgegen, einen Magistrat inmitten seines Amtsjahres zu abrogieren. Abgesehen von der den Tribunen zugestandenen Unverletzlichkeit, hatte das eben bei diesen einen besonderen konstitutionellen Grund: denn auch deshalb waren mehrere Tribunen eingesetzt, um nicht die aus dem Tribunat entspringende populäre Gewalt in Eine Hand geraten zu lassen.

Wenn nun Tiberius dennoch dazu schritt, den einzigen Mann, der sich der Absicht, eine Erleichterung des Volkes durchzuführen, entgegenstellte, seines Amtes zu entheben, so erinnert das doch an Kleomenes, der sich der Ephoren entledigte, die einer Landesverteilung, wie er sie beabsichtigte, widerstrebten. Gracchus war entfernt davon, Gewaltsamkeiten ausüben zu können oder auch nur zu wollen; aber er stellte einen Grundsatz auf, der eine Gefährdung des ganzen bestehenden Zustandes in sich schloß, den Grundsatz, daß niemand Tribun sein dürfe, der sich gegen den Vorteil des Volkes erkläre.

Dieser Grundsatz, den Besitz der Amtsgewalt von dem Gebrauche derselben abhängig zu machen, konnte zu einem Umsturz aller Amtsgewalt, die doch nur eine übertragene war, führen. Aber Tiberius, noch ein junger Mann, erfüllt von einem rücksichtslosen Gefühl der Berechtigung und Notwendigkeit seines Unternehmens, schritt entschlossen ans Werk. In einer Volksversammlung, bei der noch immer die, welche ihrer Armut wegen, von denen unterschieden werden, welche aus politischer Überzeugung der Neuerung beistimmten, beide Teile aber in höchster Spannung waren, ordnete Tiberius die Lesung seiner Rogation an. Octavius legte das Veto ein, welches bisher in ähnlichen Fällen immer entscheidend gewesen war. Noch einmal mußte Gracchus abstehen, aber am folgenden Tage erneuerte sich unter verdoppelter Aufregung der Gemüter die vorige Scene. Als die Lesung beginnen sollte, wiederholte Octavius seinen Einspruch, und die übrigen Tribunen selbst waren untereinander uneins, ob die Verhandlung fortgehen solle oder nicht. Unter ihrem Gezänk darüber ward die Meinung laut, man solle die Entscheidung des Senats einholen. In der Zuversicht, daß diese in seinem Sinne ausfallen würde, hat sich — man kann daran nicht zweifeln — Tiberius selbst in den Senat begeben. In der nicht sehr zahlreichen Versammlung desselben hatten seine Gegner das Übergewicht; er wurde mit Hohn empfangen. Hierdurch beleidigt, eilte er in die Volksversammlung zurück, entschlossen, die Absetzung des Gegners durchzutreiben. Am dritten Tage ließ er vor allem darüber abstimmen, ob ein Tribun, der dem Volke entgegenwirke, das Tribunat behalten dürfe oder nicht. Es war die vorläufige Frage, ohne deren Erledigung die beabsichtigte Gesetzgebung nicht durchgeführt werden konnte.

Das Volk war in dieser Beziehung gesonnen wie Gracchus. Von den fünfunddreißig Tribus hatten bereits siebzehn in dem Sinne des Tiberius gestimmt; er ließ dann innehalten und versuchte noch einmal alles, um Octavius auf eine andere Meinung zu bringen, indem er ihm vorstellte, wie sehr er durch seinen Widerspruch das allgemeine und sein eigenes Interesse schädige. In einem ähnlichen Falle hat siebzig Jahre später ein Tribun nachgegeben. Octavius blieb unerschütterlich. Gracchus rief die Götter zu Zeugen an, daß er ungern zu dem schreite, was er thue. Man sieht: er war sich der Verantwortlichkeit, die er durch sein Verfahren auf sich lud, vollkommen bewußt. Hierauf gab auch die achtzehnte Tribus ihr Votum ab;

es entschied gegen Octavius, der hierdurch des Tribunats verlustig erklärt wurde und die Versammlung stillschweigend verließ.

Nun erst konnte das agrarische Gesetz zur Abstimmung gelangen. Die Rogation wurde jetzt angenommen, wie Tiberius sie eingebracht hatte.

Erinnert man sich, daß dies im vollen Widersprch mit dem Senate und zwar mit Hintansetzung des bisherigen Herkommens, dessen Bewilligung zu den vorzuschlagenden Rogationen einzuholen, geschah, so ermißt man, welche Tragweite das Verfahren des Tiberius in sich schloß. Seine Idee war ohne Zweifel auf das allgemeine Wohl gerichtet; er konnte sich auf ein altes Gesetz gründen, er besaß die Gewalt, die zur Erneuerung desselben notwendig war; zu seinem Unternehmen schritt er aber, indem er, wenn auch nicht ausdrückliche Gesetze, doch das Herkommen verletzte, das als ein Recht betrachtet wurde. Durch die vorgängigen Senatskonsulte sowohl, wie durch die Ernennung mehrerer Tribunen, welche leicht verschiedener Meinung sein konnten, hatte der Senat gewaltsamen Eingriffen der Demokratie vorzubeugen gesucht. Das Unternehmen des Tiberius Gracchus aber und dessen Erfolge entrissen ihm das eine und das andere Bollwerk. Zwischen den beiden Ständen wurde dadurch eine kaum wieder auszufüllende Kluft eröffnet. Den an sich einander widerstrebenden Interessen stellte sich nun noch eine ausgesprochene konstitutionelle Feindschaft zur Seite. Unverzüglich wurde eine Kommission aus drei Männern zur Ausführung des Ackergesetzes ernannt.

Schon die Zusammensetzung derselben aber, aus Tiberius selbst, seinem Schwiegervater und dem noch sehr jungen Bruder des Tiberius, gab ihr einen sehr persönlichen Charakter. Zunächst kamen hiebei nur eben die Schwierigkeiten der Ausführung zum Vorschein, deren wir noch gedenken werden. Wir bleiben hier bei der vornehmsten konstitutionellen Frage stehen, die im verstärkten Maße hervortrat, als Tiberius den Versuch machte, sich auch für das nächste Jahr zum Tribun wählen zu lassen, wodurch er dem Senat gegenüber unverletzlich geblieben sein würde.

Darin aber lag eine abermalige Neuerung: denn wenn in früherer Zeit die Tribunen mehrere Jahr hintereinander im Amte geblieben waren, so hatte der Senat, veranlaßt durch die verstärkte Macht der Opposition, die daher entsprang, ein Senatskonsult dagegen erlassen, das zwar nicht immer beobachtet, aber durch ein auf alle Magistraturen bezügliches Gesetz zu einer gewissen Geltung gebracht worden war, so daß es wenigstens zweifelhaft werden konnte, ob die Wiederwahl des Tiberius gesetzlich sei. Anfangs scheint man keine Rücksicht hierauf genommen zu haben. An dem Wahltage, der in die Zeit der Ernte fiel, wodurch es geschah, daß die auf dem Lande angesiedelte Plebs großenteils nicht erschienen war, genehmigten doch die beiden ersten Tribus die Wahl des Gracchus. Eben dies aber erweckte den Widerstand der Gegner. Die Meinung, daß die Wahl ungesetzlich sei, wurde mit so großem Nachdruck ausgesprochen, daß der vorsitzende Tribun Rubrius, der durch das Los zu der Leitung der Verhandlung gelangt war, Bedenken

trug, dieselbe weiter fortgehen zu lassen. Einen anderen Tribun aber gab es, der sich bereit zeigte, das Geschäft zu übernehmen; es war derselbe, der an die Stelle des abrogierten Octavius getreten war, des Namens Mummius; und Rubrius machte keine Schwierigkeit, ihm die Leitung zu überlassen. Dagegen aber setzten sich die übrigen Tribunen: denn wenn Rubrius das ihm durch Los zugefallene Amt nicht verwalten wolle, so müsse von neuem gelost werden; er sei nicht befugt, den Vorsitz abzutreten. In dieser Formfrage erschien der große politische Gegensatz. Von der Wiederwahl des Gracchus hing seine Sicherheit und der Fortgang seiner Unternehmungen ab: die Mehrzahl der Tribunen erklärte sich gegen die Verhandlung, wie sie jetzt in Gang gebracht war. Eine allgemeine Bewegung brach aus, so daß sie in der That nicht fortgesetzt werden konnte. Tiberius Gracchus sah darin eine verderbenbringende Wendung, so daß er sich selbst und seinen jungen Sohn, der ihn begleitete, dem Volke, für das er alles gethan habe, empfahl. Eine zahlreiche Menge begleitete ihn nach Hause und sprach ihm guten Mut für den folgenden Tag ein, an welchem die Abstimmung wieder vorgenommen werden sollte. Wir wollen nicht untersuchen, ob Gracchus in der That mit seinen Anhängern das Zeichen verabredet habe, das er ihnen geben werde, wenn es nötig wäre zur Gewalt zu schreiten, was der eine, noch auch, ob er wirklich durch allerlei wunderbare Anzeichen eigentlich sich abgehalten gefühlt habe, am anderen Morgen sich zum Volke zu begeben, welches die Area des Kapitols eingenommen hatte, was der andere unserer Gewährsmänner berichtet. Charakteristisch ist, was dieser erzählt: der cumanische Freund des Gracchus, Blossius, habe diesem zugerufen, er werde sich doch nicht durch einen Raben abhalten lassen, zum Volke zu gehen, das ihn rufe. Der griechische Philosoph verachtete Anzeichen dieser Art. Auch vieles andere ist zweifelhaft, was über die Vorgänge in der Volksversammlung berichtet wird. Aber darauf kommt es auch nicht an. Die Hauptsache ist, daß derselbe Tribun, dem die Leitung der Wahl am vorigen Tage versagt worden war, sie in die Hand nahm und zur Abstimmung schreiten ließ. Man darf sich nicht wundern, daß in den Gegnern, die ebenfalls zahlreich versammelt waren, ein Tumult ausbrach, in welchem die Anhänger des Gracchus die Oberhand behielten. Die Tribunen selbst flüchteten; die Priester schlossen die Thüren des kapitolinischen Heiligtums. Natürlich wirkten diese Vorgänge von Moment zu Moment auf den Senat zurück, der in dem nahen Tempel der Fides versammelt war. Noch weigerte sich der Konsul Mucius Scävola, gegen den Tumult einzuschreiten; er sagte: er werde niemals als gültig betrachten, was man dort beschließe; einen solchen Beschluß schien er aber abwarten zu wollen. Allein die Optimaten, im Tempel versammelt, glaubten das nicht erwarten zu dürfen; einer der Vornehmsten von ihnen, Scipio Nasica, damals Pontifex maximus, rief aus: der Konsul verlasse die Republik; wer sie liebe, möge ihm nachfolgen. Eine große Anzahl der Senatoren schloß sich ihm an, die Mehrheit der Ritter folgte ihm, auch von der Plebs waren viele auf

seiner Seite. Man hat dem Scipio zur Ehre gerechnet, daß er sich der Verwandschaft nicht erinnert habe, in der er mit Gracchus stand. Aber bei Parteifragen so tiefgreifender Art verschwinden solche Rücksichten überhaupt; man sieht auch in dem nächsten Verwandten nur den politischen Feind. Das bedeutende ist, daß Scipio Nasica, ohne einen eigentlichen Beruf dazu zu haben, die Schranken der republikanischen Ordnung durchbrach. Unter seiner Führung rückte die optimatische Schar eigenmächtig gegen die Versammlung des Volkes heran. Dabei kam es nun zu einem Handgemenge oder vielmehr zu einer Schlägerei, mit Knitteln und Keulen, in welcher viele von den Anhängern des Gracchus erschlagen wurden: an den Stufen des Kapitols Tiberius selbst.

Die Leiche des Tiberius ward in den Tiber geworfen, seine Anhänger erlagen einer unnachsichtlichen Verfolgung.

So geschah es, daß in dem Momente, wo Numantia erobert und die Oberherrschaft im Occident in Besitz genommen wurde, in der großen Hauptstadt ein Zwiespalt ausbrach, der niemals wieder hat beseitigt werden können.

Darf man nach dem Verlauf zweier Jahrtausende darüber eine Meinung aussprechen, so lag in dem Zusammentreffen selbst ein universalhistorisches Ereignis. Denn daß die weltbeherrschende Stadt eine rein aristokratische Verfassung ausgebildet hätte, beruhend auf Latifundien, Sklavendienst und einer durch Kriegsgewalt aufrecht erhaltenen Autorität, würde für die Stadt und die Welt gleich unerwünscht gewesen sein. Wahrscheinlich hatte Tiberius Gracchus Recht, wenn er meinte, wofern das so fortgehe, würde sich weder die bürgerliche Freiheit noch die Herrschaft behaupten lassen. Darauf waren die Gesetze berechnet, die er vorschlug. Nicht diese selbst sowohl, als die Mittel, die er ergriff, um sie durchzuführen, veranlaßten den großen Zwiespalt zwischen den beiden Ständen, welche die Republik konstituierten.

Der Ausbruch ihres Gegensatzes war durch limitierende Gesetze und Gewohnheiten verhütet worden. Auf der einen Seite ging nun Gracchus über diese Limitationen hinaus, denn so lange sie bestanden, war kein Raum für seine Ideen; auf der anderen Seite erhoben sich die entschlossensten unter den Senatoren, eine dieser Limitationen, in deren Bestehen sie eine Sicherheit für ihre Zukunft sahen, festzuhalten und ihre Beseitigung zu verhindern, — nicht unter der Führung des Konsuls, sondern eigenmächtig einer Versammlung ein Ende zu machen, in welcher eben die wichtigste jener Limitationen abrogiert werden zu sollen schien. Hiebei, noch nicht eigentlich vorbereitet, aber doch auch nicht vermieden, geschahen Handlungen der brutalen Gewalt, in denen der gesinnungsvolle, hochstrebende Tiberius Gracchus erlag. Die senatorische Partei behielt die Oberhand. Aber damit war doch das System erschüttert, welches die gesamte Republik zusammenhielt.

Gracchus kam um; allein die Gesetze, die er durchgeführt hatte, bestanden und erhielten notwendig alles in größter Aufregung.

Auch die von ihm eingerichtete agrarische Kommission blieb bestehen und wurde alljährlich erneuert. Durch den neueintretenden, damals noch plebejisch gesinnten, beredten, thätigen Papirius Carbo bekam sie erst wahres Leben. Die drei Männer erklärten, Klagen gegen unrechtmäßigen Besitz annehmen zu wollen, die nun in großer Zahl einliefen. Und sofort begannen die Vermessungen. Da stellte sich aber ein neuer, überaus wichtiger Widerspruch heraus: der Besitzstand nicht allein der römischen Aristokratie, sondern auch der Bundesgenossen wurde unsicher. Auch denen, namentlich den Latinern, war vieles überlassen worden, was zu dem öffentlichen Lande gehörte; sie kamen in Gefahr, daß dies ihnen jetzt zu Gunsten der römischen Plebs entzogen würde. In der Besorgnis hierüber haben sie sich an Scipio Ämilianus gewendet, der von Numantia zurückgekommen war.

Die Scipionen waren immer Freunde der Bundesgenossen gewesen und hatten sich auch hinwieder der Unterstützung derselben erfreut. Der Erbe ihrer Macht, Scipio Ämilianus, der sich des Rufes einer gediegenen Besonnenheit erfreute, erschien ihnen als die geeignetste Persönlichkeit, sich ihrer Sache auf dem römischen Forum selbst anzunehmen. Man weiß, daß Scipio das Verfahren des Tiberius Gracchus mißbilligte; allein man weiß auch, daß er doch selbst neue Landesassignationen zur Erhaltung der kriegsfähigen Plebs für notwendig gehalten hat. Welche Linie der Politik er nun aber einschlagen, wie er die Plebs befriedigen wollte, ohne mit dem Senat zu zerfallen, und die Italiker zu entfremden, darüber könnte niemand auch nur eine begründete Vermutung äußern. Ehe er sich noch ausgesprochen hatte, ist er seinen Zeitgenossen und der Welt entrissen worden. Eines Abends war Scipio mit seiner Schreibtafel zu Bett gegangen, um sich zu einer Rede über das Recht der Latiner vorzubereiten, die er am andern Tage halten wollte. Am Morgen fand man ihn tot. An seinem Körper nahm man keine Verwundung wahr; und sehr möglich ist es doch, daß sein Tod ein natürlicher gewesen ist. Wenn man die Fragmente einer Rede des Bruders des Verstorbenen liest, die ein Zufall in unserer Zeit wieder zum Vorschein gebracht hat, so sollte man das als erwiesen betrachten. Denn wie oft ist es nicht vorgekommen, daß ein apoplektischer Schlag einer bedeutenden Thätigkeit mitten in ihrem Laufe ein Ende gemacht hat. Sehr auffallend ist jedoch, daß in den nächsten Epochen, in welchen ein lebendiges Gedächtnis von den damaligen Zuständen lebte, die Meinung, Scipio sei durch Gewalt umgekommen, eine so gut wie allgemein angenommene gewesen ist. Einer der späteren Machthaber hat wohl gesagt: er werde sich gegen Gewaltthat besser zu schützen wissen, als Ämilianus. Licinius Crassus hat seinen Gegner Papirius Carbo unumwunden als einen Mann bezeichnet, der an der Ermordung des Scipio Ämilianus sich beteiligt habe. Und wie viele hat nicht das öffentliche Gerücht einer Mitschuld an diesem Verbrechen bezichtigt. Man hat es in der That für möglich gehalten, daß der Eroberer von Karthago und Numantia unmittelbar nach einer seiner glänzendsten Hand=

lungen der politischen Leidenschaft als Opfer gefallen sei. Einer der empfindlichsten Mängel der historischen Forschung ist es, daß sie zuweilen eben in den wichtigsten Momenten zu einer sicheren Kunde nicht gelangen kann.

Bei seinem Leichenbegängnis sagte sein Bruder Fabius Maximus: die Stadt müsse den Göttern danken, daß dieser Mann in ihrem Schoß geboren worden; denn auf die Seite, auf welcher er gestanden, dahin habe die Herrschaft der Welt sich neigen müssen: unglücklicherweise aber sei er zu einer Zeit gestorben, wo alle, welche das Heil der Republik wünschen, seines Lebens am meisten bedurft hätten.

Bei der großen Autorität, die er besaß, in seinen Jahren (er war nicht älter als sechsundfünfzig) hätte er mit der vermittelnden Politik, die in seiner Stellung lag, wohl etwas ausrichten können. Cicero deutet an, daß man ihn habe zum Diktator machen wollen.

Nach seinem Tode gingen die einmal eingeleiteten agrarischen Arbeiten weiter fort; aber man kann denken, mit welcher Aufregung der Italiker, deren gerechte Hoffnungen so gewaltsam abgeschnitten waren.

Mitten in diesen Bewegungen bewarb sich nun Cajus Gracchus, der neun Jahre jüngere Bruder des Tiberius, um das Tribunat. Seit zwei Jahren bekleidete er die Quästur in Sardinien, und man traf Anstalt, ihn noch ein drittes Jahr daselbst festzuhalten. So sehr aber wurden die Gemüter von dem Übergewicht der leitenden Männer nicht mehr beherrscht, daß man sich ihren Absichten gefügt hätte. Auf eigene Hand kam Cajus Gracchus zurück. Mit bewußtem Selbstgefühl erklärte er sich über das, was er gethan und nicht gethan habe: er sei mit vollem Beutel gegangen und kehre mit leerem zurück; niemand werde ihm Wollust noch eine Veruntreuung Schuld geben können: er habe sich überhaupt so verhalten, wie es dem Volke nützlich gewesen sei.

Was er aber auch sagen mochte, seine Handlung, eigenmächtig wie sie war, verriet den Entschluß seiner Seele; man hatte ihm immer zugetraut, daß er eine große Neuerung in der Republik beginnen, daß er den Tod seines Bruders zu rächen suchen würde. Es wurde erzählt, der sei ihm einst im Traume erschienen, um ihm zu sagen, ihnen sei das gleiche Leben und der gleiche Tod vorausbestimmt.

Wir besitzen Fragmente eines angeblichen Briefes der Mutter an den Sohn, worin diese ihn vor einem solchem Vorhaben warnt. Die Echtheit derselben ist doch wohl mit Unrecht geleugnet worden: sie sind eine sehr charakteristische Reliquie für den Stand der Frage in diesem Moment. Danach hat es die Mutter löblich gefunden, wenn er sich an seinen Feinden räche, nur müsse es ohne Umsturz der Republik geschehen; sie erinnert daran, daß sie nur noch eine kurze Zeit zu leben habe; werde ihr das nicht zu Gute kommen, so daß ihr Sohn bei ihrem Leben ihren Wünschen nicht entgegenhandle und die Republik schädige? Oder werde ihre Familie nie aufhören,

das Unmögliche, Unvernünftige zu versuchen? Er möge sich um das Tribunat bewerben, wenn sie tot sei: dann werde sie nichts davon empfinden. Beharre er bei seinem Vorhaben, so werde er sich nie wieder eines ruhigen Tages erfreuen.

Cajus Gracchus war ein Mann von hoher geistiger Begabung. In der römischen Beredtsamkeit macht er, wie Cicero, der beste Richter, öfter sagt, Epoche. Er gehört zu den Bildnern der Sprache. In den wenigen Überresten seiner Reden zeigt sich moralischer Stolz und logische Schärfe. Aber Mäßigung kannte er nicht. Auch die unbescholtensten Männer überhäufte er mit Schmähungen und ungerechten Vorwürfen, wenn sie ihm entgegen traten. Er lebte der Meinung, daß das, was er wollte, das einzig richtige, jeder, der ihm widerstrebe, ein Verwerflicher sei. Von vornherein nun hatte er eine minder gefährdete Stellung als sein Bruder. Die Frage, an welcher Tiberius gescheitert war, ob derselbe Mann das Tribunat mehrere Jahre hintereinander bekleiden dürfe, war jetzt bejahend entschieden; worin denn für jedes neue Unternehmen eine Sicherheit lag, deren Tiberius entbehrt hatte.

Im Jahre 631 der Stadt, 123 vor unserer Aera, wurde Cajus Gracchus wirklich Tribun des Volkes un brachte unverweilt einige in das innerste Wesen der Republik eingreifende Gesetze in Vorschlag. Vor allem setzte er durch, daß das Getreide, das in den öffentlichen Speichern aufgehäuft war, um nach dem gewohnten Marktpreis an das Volk verkauft zu werden, den Mitgliedern der Tribus ungefähr um die Hälfte des Wertes abgelassen wurde. Die Maßregel ist mehr politischer, als socialer Natur: sie ist darauf berechnet, daß das der Gemeinde durch ihre Übermacht zustehende Vorrecht dem einzelnen Bürger zu Gute kommen solle. Die Bürger hatten bisher auch ihre Bewaffnung aus eigenen Mitteln bestritten, wiewohl sie schon seit lange Löhnung empfingen, von der man dann die Kosten der einem jeden gelieferten Rüstung abzog. Dieser Abzug wurde beseitigt: einem jeden wurde die Ausrüstung und namentlich Bekleidung auf Staatskosten geliefert. Dabei aber trat die Idee des alten Kriegswesens, welches darauf beruhte, daß ein jeder nach seinem Vermögen zum öffentlichen Dienste verpflichtet war, weiter zurück. Die städtische Gemeinde, die bisher alle Lasten getragen und alle Vorteile genossen, erleichterte jetzt den einzelnen die Lasten und bewilligte ihnen Vorteile, deren sie sich früher nicht erfreut hatten. Die schon früh geäußerte Meinung, daß dadurch die Plebs an die demokratische Tendenz der Gesetzgebung gefesselt werden sollte, ist ohne Zweifel sehr begründet. Cajus Gracchus gewann dadurch die Stellung eines Oberhauptes, dem ein jeder ein leichteres Leben verdankt. Aber man dürfte die Rogation nicht bloß von diesem persönlichen Interesse herleiten: das natürliche Bestreben lag ihr zu Grunde, das Lebensbedürfnis der einzelnen, die den Staat ausmachten, mit den Pflichten auszugleichen, die ihnen derselbe auflegte. Überdies unternahm Cajus Grachus noch eine Neuerung, durch welche die Autorität des

Senats von Grund aus erschüttert wurde. Denn diese beruhte, wie die Politiker jener Zeit, namentlich Polybius, ausdrücklich anerkennen, guten Teils darauf, daß das Richteramt in seinen Händen war. Die Einzelrichter und die Mitglieder der Kommissionen, welche die bürgerlichen und Kriminalprozesse zu entscheiden hatten, waren Senatoren. Ihre richterliche Gewalt erstreckte sich auch über die Provinzen, wo dann die Ausübung derselben zu den größten Mißbräuchen Anlaß gab. Wir hören, daß fremde Fürsten einander durch die Bestechung römischer Senatoren bekämpften. Aus jenem Anspruche, Schiedsrichter der Welt zu sein, und dessen anerkannter Geltung entsprangen die begründetsten Anklagen gegen die Nobilität. Cajus Gracchus beschloß, dem Senate die richterliche Gewalt zu entreißen.

Wenn man diese Neuerungen zusammenfaßt, so erinnert man sich unwillkürlich an die Maßregeln, welche einst Perikles in Athen ergriffen hatte, dessen System auf der Erleichterung der niederen Klassen, welche ihm sein Übergewicht in der Volksversammlung verschafften, beruhte. Die Grundlage von allem war die Entkleidung des Areopags von seiner Prärogative im Gerichtswesen. Und wer wollte in Abrede stellen, daß Cajus Gracchus, der die ganze Bildung seiner Zeit besaß, in dessen Hause die gelehrten Griechen aus- und eingingen, Kenntnis davon gehabt und sich auch in dieser Hinsicht den großen Athener zum Muster genommen habe? Aber hiebei zeigt sich nun auch der Unterschied zwischen beiden. Perikles und sein Freund Ephialtes waren insofern entschlossenere Demokraten als Cajus Gracchus, als sie die Rechte des Areopags der Heliäa überwiesen, welche selbst eine Art von Volksversammlung bildete, Cajus Gracchus dagegen die Rechte des Senats auf eine andere bevorrechtete Klasse übertrug. Dies waren die Ritter. In der Mitte von Plebs und Senat standen, wenn nicht konstitutionell, so doch faktisch die Ritter. Es war eine Klasse von Männern, die durch den Besitz eines zu dem Ritterstande erforderlichen Census eine gesellschaftliche Stellung, hinter der die der Plebs weit zurückblieb, erlangt hatten. Sie standen den Senatoren nahe, wie denn die senatorischen Familien bisher in den Rittercenturien gestimmt hatten, waren aber von denselben durch den Pacht der Staatseinkünfte und die Geldverwaltung überhaupt, die sie an sich brachten, geschieden. Den Rittern nun wurde das Recht, das bisher der Senat ausschließend besessen hatte, in die Decurien der Judices einzutreten, zugestanden. Cajus Gracchus setzte durch, daß die Richter in den Fällen, wo die Prätoren solche brauchten, aus den Rittern erlost wurden.

Es liegt am Tage, daß Cajus Gracchus das Privilegium, das er dem Senate entriß, doch wieder einer anderen ebenfalls bevorzugten Klasse übertrug, welche überdies in den Provinzen administrative Geschäfte versah, die eben nicht zur Gerechtigkeit anwiesen. Der finanziellen Befugnis, die sie ohnehin besaß, fügte er nun die richterliche hinzu. Im Altertum hat man immer angenommen, er habe die Absicht gehabt, den Ritterstand, der bis dahin mit dem Senat zusammenhielt, von demselben zu trennen: eben auf

Schwächung des Senats, der seinen Bruder vernichtet hatte, war ja sein Sinn gerichtet. Als er die Rogation durchgebracht hatte, rief er aus, mit diesem Einen Schlage habe er die ganze Autorität des Senats zu Grunde gerichtet. Und wenigstens soviel war erreicht, daß er selbst eine freie Bahn vor sich hatte.

Gracchus nahm zunächst die öffentlichen Arbeiten in die Hand: die Anlegung der Kolonien, den Bau der Straßen, die Errichtung von Magazinen. Was auf seinen Vorschlag beschlossen wurde, das wollte er auch selbst ausführen. Man sah ihn in der Mitte derer, denen die specielle Leitung der Arbeiten aufgetragen war, von Kunstverständigen aller Art, Militärpersonen, Magistraten, Gelehrten; man bemerkte, daß er die Würde des Amtes mit vertraulichem Eingehen auf die ihm vorgelegten Anträge zu paaren wisse; er war bei jeder Sache, gleich als sei es die einzige, die er betreibe. Die größte Ehre machte ihm die Ausführung der Landstraßen, die sich über ein weites Gebiet ungeachtet aller Unebenheiten des Bodens schnurgerade dahinzogen, gleich bequem für Fuhrwerk und Reiter. Da er alles in seinen Händen behielt, so wurde ihm ein großes Patronat zu Teil; er war bereits wie ein gebietendes Oberhaupt anzusehen.

In dieser Lage nahm er sich nun auch der Angelegenheiten der Bundesgenossen an. Er faßte die Absicht, Latiner und Römer völlig auszugleichen, gleichsam zu verschmelzen, und den übrigen Italikern das Stimmrecht in Rom zu verschaffen: ein Vorhaben, das, wenn er es durchführte, ihn zum Meister von ganz Italien gemacht hätte.

Sehr wahrscheinlich in der That, was berichtet wird, daß der Senat nichts unversucht gelassen hat, um die Popularität, die Cajus Gracchus genoß, zu untergraben. Das vornehmste Hindernis für dessen Plan aber entsprang daraus, daß die Plebejer selbst an demselben Anstoß nahmen.

Der eigentlich römische Bürger war gewohnt, die Italiker tief unter sich zu sehen; wie hätte er Gefallen daran finden können, daß das römische Bürgerrecht mit seinen alten und neuerworbenen Vorzügen den Bundesgenossen zu Teil werden sollte?

Hierdurch vornehmlich geschah es, daß Cajus Gracchus sein Übergewicht in der Volksversammlung verlor. Der Tribun Livius Drusus gewann das Vertrauen der Plebs, indem er die ihr von Gracchus gemachten Zugeständnisse noch überbot. Überhaupt aber war die Spaltung im Tribunat dem jüngeren Gracchus nicht weniger schädlich, als einst dem älteren. Diesmal soll sie durch eine Eigenmächtigkeit, die Cajus sich bei den Gladiatorenspielen zu Gunsten der Zuschauer aus den niederen Klassen erlaubte, veranlaßt worden sein. Eine der Persönlichkeit inhärierende Gewalt wollte man nun einmal in Rom nicht aufkommen lassen. Es erfolgte, daß Cajus Gracchus bei seiner Bewerbung um das dritte Tribunat nicht durchdrang. Der Umschlag der allgemeinen Stimmung zeigte sich dann auch darin, daß einer seiner ausgesprochenen Gegner, Lucius Opimius, zum Konsulat gelangte. Wie so ganz

war dadurch die Lage geändert. Gracchus verlor den Schutz, der in seiner Unverletzlichkeit lag, und zugleich trat einer seiner heftigsten Feinde in den Besitz der höchsten Würde in der Republik.

Nicht lange fehlte es dann an einem Gegenstande des Haders. Mit der Ausführung der agrarischen Gesetze, die immer fortging und umsomehr Schwierigkeiten haben mußte, je mehr man Rücksicht auf die Italiker nahm, hing es zusammen, wenn in dem zweiten Tribunat des Gracchus auf seinen Antrieb unter Mitwirkung seines Freundes Fulvius Flaccus der Beschluß gefaßt worden war, eine ansehnliche Kolonie auf das alte Gebiet von Karthago überzuführen. Wir vernehmen, daß Cajus Gracchus selbst persönlich bei der Deduktion als Triumvir Anteil nahm.

Aber man gönnte dem Volksführer die Gunst nicht, die ihm die Gründung einer großen Kolonie verschafft haben würde. Der Widerspruch knüpfte sich besonders an die unglücklichen Vorzeichen, die bei der Umgrenzung des Gebietes für die neue Kolonie wahrgenommen worden seien. Auf diesen Grund wurde, nachdem die öffentliche Gewalt verändert worden war, der Gesetzvorschlag eingebracht, daß die Kolonie überhaupt nicht ausgeführt werden solle. Vielleicht ist bemerkenswert, daß Cajus sich ebenso über ungünstige Vorzeichen hinwegsetzte, wie einst sein Bruder; die griechische Philosophie mag auf ihn dabei eingewirkt haben.

Gracchus und Fulvius beschlossen, sich der Annahme dieses Gesetzvorschlages, für den eine Volksversammlung auf dem Kapitol berufen war, mit ihrem gesamten Anhang zu widersetzen. Die Leitung der Sache übernahm Fulvius Flaccus, ein Mann von militärischem Rufe, früher Konsul, der thätigste Genosse der Politik des Cajus Gracchus. Aber sie hatten bereits auch eine zahlreiche und aufgeregte Gegenpartei. Als Cajus Gracchus auf dem Kapitol erschien, begegnete ihm das Unglück, daß einer seiner Anhänger mit einem Liktor, des Namens Antullius, der bei dem Opfer des Konsuls Dienste leistete, über einige beleidigende Worte, die derselbe vernehmen ließ, in Streit geriet und ihn niederstieß, — oder war es, wie andere sagen, ein Bürger, der, bei seinem Opfer beschäftigt, den Gracchus an die Pflichten erinnerte, die er gegen sein Vaterland habe. Dazu kam, daß Gracchus in seinem Eifer einen Tribunen in seiner Rede unterbrach, was gegen die in der Republik hergebrachte Ordnung und Sitte verstieß. Hierüber löste die Versammlung sich auf. Flaccus und Gracchus hatten von vornherein gefürchtet, in der Volksversammlung könne ihnen eben das begegnen, was dem Tiberius geschehen war; aus diesem Grunde erschienen sie mit Leuten, die sich zum Teil mit Waffen versehen hatten. Jetzt mußten sie inne werden, daß sie auch ohne ein so gewaltsames Einschreiten des Senats, wie das damalige, doch die schwächeren waren. Ihre Anhänger selbst scheinen irre geworden zu sein, da die Ermordung des Antullius eine allgemeine Entfremdung zur Folge hatte. Wie von selbst bekam hierdurch die senatorische Partei die Oberhand. Am anderen Tage wurde im Senat bei dem Anblick der Leiche des Ermordeten

der Beschluß gefaßt, der den Konsuln erlaubte, die äußersten Mittel der Gewalt in Anwendung zu bringen. Gracchus und Flaccus aber gaben ihre Sache noch nicht auf. Im Angesicht der drohenden Haltung des Konsuls und des Senats versammelten sie ihre entschlossensten Anhänger, die in der Eile bewaffnet worden waren, auf dem Aventin, wahrscheinlich in der Erinnerung an das, was bei der Secession und den Decemviralunruhen vorgefallen war; sie scheinen darauf gerechnet zu haben, daß auch jetzt der Senat auf Verhandlungen mit ihnen eingehen werde, um die Eintracht der Stände nicht durch gewaltsames Blutvergießen auf immer zu zerstören. Insofern hat es doch eine nicht geringe Bedeutung, daß sie einen jungen Mann, Sohn des Flaccus, mit einem Heroldsstabe an die Gegner absandten, um eine Unterhandlung einzuleiten, durch welche das Gleichgewicht und das Interesse der beiden Stände ohne Schwertstreich hätte wiederhergestellt werden können. Gracchus und Flaccus wollten sich nicht geradehin unterwerfen: aber auf Bedingungen — man kann daran nicht zweifeln — wären sie eingegangen. Allein ganz anders war die Lage, als in jenen alten Zeiten. Konsul und Senat waren einer unzweifelhaften Überlegenheit sicher; alle Rücksichten auf Vergangenheit und Zukunft lagen ihnen ferne; sie forderten unbedingte Unterwerfung. Da diese nicht erfolgte, so rückte Opimius mit einem wohlgerüsteten Fußvolk und kretischen Bogenschützen gegen die versammelte Menge heran, die, obwohl bewaffnet, zu keinem Widerstande fähig war.

Fulvius wurde, indem er sich verbergen wollte, getötet. Gracchus floh in den Hain der Furien, wo ihm ein Sklave den einzigen Dienst des Gehorsams erwies, der ihm noch erwiesen werden konnte: er tötete ihn. Dann brachte der Sklave sich selbst um.

Man muß, wie mir scheint, bei den Unternehmungen der Gracchen ihre Absichten und Ziele von den Mitteln und Wegen, die sie zur Erreichung derselben einschlugen, unterscheiden. Die ersten sind in der obwaltenden Verwirrung der Zustände wohl begründet; von den anderen läßt sich das nicht sagen.

Die Stellung des Cajus Gracchus ist offenbar viel gewaltsamer, als die des Tiberius. Dieser ward in einer an sich nicht unberechtigten Versammlung von einem eigenmächtigen Aristokratenhaufen überfallen; Cajus Gracchus hatte sich zur Gegenwehr gerüstet und, bereits in Nachteil geraten, an der Spitze seiner Fraktion eine beinahe empörerische Stellung eingenommen, als er von einem regelmäßigen Kriegsheer unter dem Konsul selbst angegriffen und überwältigt wurde. Der erste erlag in einem Tumulte, der zweite in einer Art von Schlacht. Noch einmal gelang es den Aristokraten, die legale Ordnung der Republik, aber nur durch Anwendung der Waffen zu behaupten. Eben darum unterlagen die Gracchen, weil sie nicht stark genug waren. Wie aber dann, wenn an die Spitze der Partei, die sie erweckt hatten, einmal Männer traten, welche mit demokratischen Ideen auch militärische Gewalt vereinigten? Nur allzubald sollte das geschehen.

Achtes Kapitel.

Militärische Erfolge in Numidien und in Gallien. Jugurtha und die Cimbern.

Es giebt auch in der alten Geschichte, und zwar in den Anschauungen der Historiker selbst, eine konservative und eine liberale Richtung. In dem Unternehmen der Gracchen sehen von den alten Historikern die einen ein Verbrechen: sie lassen den persönlichen Eigenschaften der beiden Brüder, namentlich denen des älteren, Gerechtigkeit widerfahren: aber umsomehr empört sie, daß Männer dieser Art, die den vornehmsten Geschlechtern angehörten — denn auch der Vater der Gracchen hatte sich im Feld und zu Haus allgemein anerkannte und selbst bewunderte Verdienste erworben, und die Herkunft ihrer Mutter von dem Besieger Hannibals gab ihnen einen genealogischen Nimbus —, die in der Republik hergebrachte Ordnung zu stören gewagt hatten. Sie meinen darin eine Abwendung von dem besten zu dem schlechtesten aller Grundsätze, die Wirkung des schrankenlosen Ehrgeizes des einen und der wilden Rachsucht des anderen zu sehen. Auf andere aber machten die großen persönlichen Eigenschaften der beiden Brüder Eindruck; sie gaben dem Idealismus des einen, in dem er nur durch die edelsten Motive geleitet worden sei, und dem praktischen Unternehmungsgeist des anderen ihren Beifall. In unseren Tagen haben die Gracchen durch das, was sie beabsichtigten, und durch ihren Untergang die allgemeine Sympathie erweckt. Suchen wir, absehend von Lob und Tadel, nur den historischen Kern des Ereignisses zu fassen, so liegt derselbe darin, daß die Elemente, welche, ursprünglich verschieden, doch in den letzten Jahrhunderten einträchtig zusammengewirkt hatten, durch die Gracchen ihres alten Gegensatzes bewußt wurden und gegen einander Stellung nahmen. Der Senat besaß eine alles beherrschende Autorität: auf der einen Seite schloß er das höchste Verdienst, selbst wenn es sich mit großen patriotischen Ideen und mit militärischen Erfolgen verbündete, in enge Schranken ein; auf der anderen beherrschte er die Plebs, der ein verbürgtes Recht zustand, selbst über den Wortlaut der Gesetze hinaus, und hielt sie, durch die städtischen Verhältnisse begünstigt, in einer Art von Unterordnung. Die Handlung der Gracchen ist nun, daß sie die Mittel fanden, dieser drückenden Autorität entgegenzutreten; sie riefen die Plebs wieder zum Bewußtsein ihrer alten Gerechtsame und Ansprüche auf. Denn, wie angedeutet, das hatte selbst für die universale Stellung der Römer in der Welt eine hohe Bedeutung: auf der Weiterentwickelung der plebejischen Rechte und ihrer Ausdehnung auf die freie Bevölkerung der Bundesverwandten Italiens beruhte der Bestand der römischen Macht, die Fähigkeit, dieselbe gegen die noch barbarischen Nationen zu behaupten und in der Behauptung weiter zu fördern. Aber auch für den Gehorsam der unter-

worfenen Provinzen war es ein wesentliches Erfordernis, der administrativen und richterlichen Willkür der Aristokratie Einhalt zu thun. Und sogleich trat ein Fall ein, in welchem die Erhaltung der Abhängigkeit eines großen Landes, durch die vornehmen Geschlechter gefährdet, nur durch das Eingreifen der Plebs behauptet werden konnte. Bald darauf ereignete sich, daß nicht allein die Macht, sondern das Dasein der römischen Republik von außen her gefährdet und nur durch die Anstrengung nicht allein der Plebs, sondern auch der Italiker erhalten wurde.

Wenn nun schon in frühesten Zeiten die Rechte der Plebs auf den Verdiensten beruhten, die sie im Kriege erworben: wie hätte das nicht in einem Augenblicke wieder der Fall sein sollen, in welchem der ständische Hader von neuem erwacht war. Greifen wir aber dem geschichtlichen Ereignis nicht voraus. Wir lassen die Begebenheiten, die ohnehin von universalhistorischer Wichtigkeit sind, einfach vor unseren Blicken vorüber gehen.

Den Römern war durch den Gang der Weltereignisse die Befugnis zugefallen, zwischen den benachbarten Fürsten und Gemeinwesen in ihren Streitigkeiten in sich selbst und untereinander das schiedsrichterliche Amt zu verwalten. Mit dieser Befugnis war aber auch die Pflicht verbunden, sie in einer den großen Angelegenheiten und der Idee des Rechtes entsprechenden Weise auszuüben. Das war vor allem die Sache des Senates. Aber schon mehr als einmal hatte es sich gezeigt, daß die mächtigeren unter den Senatoren, indem sie das Schiedsrichteramt verwalteten, doch dabei andere persönliche Zwecke im Auge behielten; namentlich dann, wenn es Entzweiungen betraf, die unter den Mitgliedern einer und derselben Herrscherfamilie ausgebrochen waren. Nirgends kam das mehr zu Tage als bei den Streitigkeiten, welche in dem Königshause von Numidien unter den Nachkommen jenes Masinissa, mit welchem die Römer so eng verbunden gewesen waren, ausbrachen. Dessen Sohn Micipsa war durch den Tod seiner Brüder zur Alleinherrschaft gelangt: er hielt nach dem Fall von Karthago an der Allianz mit den Römern fest und ist ihnen in ihren spanischen Kriegen mit Elephanten und numidischen Reitern zu Hülfe gekommen. Micipsa war ein besonderer Freund der Scipionen; er unterstützte den Cajus Gracchus in Sardinien mit libyschem Getreide. Bei dem Tode dieses Fürsten nun trat eine Spaltung in Numidien ein. Neben seinen beiden Söhnen, Adherbal und Hiempsal, hatte Micipsa auch den natürlichen Sohn eines seiner verstorbenen Brüder zum Erben eingesetzt und diesem — es war Jugurtha — selbst die Vormundschaft über die beiden anderen anvertraut, eine testamentarische Bestimmung, welche notwendig Unordnungen zur Folge haben mußte; denn Jugurtha, thatkräftiger und in jedem Sinne begabter als die anderen, wurde doch von diesen, da seine Mutter von niederer Herkunft war, nicht für ebenbürtig gehalten und hierdurch zum Haß gegen sie aufgereizt. In diesem Zwiespalt kam nun das meiste darauf an, welche Partei die Römer in demselben ergreifen würden. Jugurtha hatte vor Numantia mit vielen Mitgliedern der jüngeren Nobilität

Bekanntschaft gemacht. Auf diese scheint er sich gestützt zu haben, während Hiempsal und Adherbal mehr die Freundschaft mit den älteren Scipionen und den Gracchen pflegten. Jugurtha brachte den einen derselben, Hiempsal, ums Leben und nötigte den anderen, Adherbal, seine Zuflucht nach Rom zu nehmen. Man betrachtete es als eine Wirkung der reichen Geschenke, die Jugurtha angesehenen Senatoren machte, wenn der Senat, entfernt davon, Hiempsal an Jugurtha zu rächen, vielmehr eine neue Teilung von Numidien vornahm, in der er dem Jugurtha die eine und zwar bessere Hälfte des Landes zueignete. Die Verfügung des Senates wurde allgemein als eine ungerechte angesehen. Durch das, was man ihm im Lager gesagt hatte, aufgemuntert, alles zu wagen, was zu seinem Vorteil sei, — denn von Rom her werde er nichts zu fürchten brauchen, wenn er nur Geld habe, — und durch diesen ersten Succeß in seinem ehrgeizigen Vorhaben bestärkt, griff Jugurtha nun auch Adherbal an, überwand ihn und belagerte ihn in seiner Hauptstadt Cirta. Die Römer schickten eine Gesandtschaft hinüber, welche zwischen den feindlichen Vettern vermitteln sollte; aber diese schritt doch nicht mit dem erforderlichen Nachdruck ein. Im Senat ist zwar der Vorschlag gemacht worden, dem bedrängten Adherbal mit einem Heere zu Hülfe zu kommen, allein die Freunde Jugurthas wußten einen Beschluß dieser Art zu verhindern. Eine neue Gesandtschaft ward hinübergeschickt, die aber ebenfalls unverrichteter Dinge zurückkehrte. Jugurtha wurde hierauf des Adherbal Meister und ließ ihn ans Kreuz schlagen.

Da aber griff nun diese Angelegenheit in die ständischen Gegensätze der Republik, welche niedergeschlagen, aber keineswegs beseitigt waren, aufregend ein.

Ein der Nobilität wieder einmal feindseliger Volkstribun, Cajus Memmius, nahm sich der beleidigten öffentlichen Moral an.

Das Andenken an Tiberius und Cajus Gracchus erwachte wieder. In den Besiegten kochte die Begier des Widerstandes. Früher, so wurde gesagt, habe man erlebt, daß die Nobilität alles Schöne und allen Reichtum für sich behalte, sich die fremden Könige zinsbar mache; jetzt aber verletze sie alle menschlichen und göttlichen Gesetze; blutbefleckten Menschen von unersättlicher Habgier sei man unterworfen.

Und so viel bewirkte diese Bewegung, daß eine neue Gesandtschaft des Jugurtha zurückgewiesen und Krieg gegen ihn beschlossen wurde. Aber auch diesmal geschah nichts ernstliches. Selbst der Konsul, der den Krieg führen sollte, Calpurnius Bestia und dessen Begleiter Ämilius Scaurus, von allen Senatoren der angesehenste, waren dem Geld Jugurthas nicht unzugänglich.

Jugurtha erlangte eine vorläufige Abkunft, bei der er sich zu einer Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade verstand. Das Wort Dedition, dessen er sich bediente, schien für ihn übrigens keine große Bedeutung zu haben. So viel aber lag doch darin, daß er von seiten des Volkes aufgefordert werden konnte, persönlich nach Rom zu kommen, wohlverstanden unter sicherem

Geleite. Denn nicht seine Person wollte man angreifen; man wünschte nur ein Geständnis über die Verbindungen zu erlangen, in denen er mit der Nobilität gestanden hatte, um gegen die einzelnen Mitglieder derselben unmittelbar angehen zu können. Jugurtha verweigerte nicht zu kommen, aber durch sein Gold fand er sogar bei seinen bisherigen Gegnern Eingang: er wußte einen Tribunen zu gewinnen, welcher ihm verbot, in der Volksversammlung zu reden.

Er soll gesagt haben: in Rom sei alles käuflich; die Republik werde untergehen, wenn sie einen Käufer finde. Noch bei seiner Anwesenheit in Rom aber sollte er erfahren, daß sich da doch nicht alles und jedes mit Geld ausrichten ließ. Noch lebte in Rom ein Enkel Masinissas, des Namens Massiva, der nach dem Tode Adherbals nach Italien geflüchtet war. Ihm schien ein natürlicher Erbanspruch auf das Reich zuzustehen; und in der Republik gab es noch andere persönliche Impulse, welche in die öffentlichen Angelegenheiten bestimmend eingriffen. Der für das nächste Jahr ernannte Konsul Spurius Postumius Albinus, dem die Provinz Numidien zugefallen war, hatte den Ehrgeiz, seine Amtsführung durch eine kriegerische Unternehmung in Afrika zu bezeichnen. Er riet dem Massiva, sein Anrecht bei dem Senat zur Sprache zu bringen. Jugurtha befürchtete, daß die Absicht des Konsuls von der Mehrheit des Senats gebilligt werden würde. Um dem auf immer zuvorzukommen, ließ er, unzugänglich für jedes Gefühl der Menschlichkeit, wie er war, seinem numidischen Vetter insgeheim auflauern und ihn meuchelmörderisch umbringen. Das gelang jedoch nicht, ohne daß man des Mörders habhaft geworden wäre; durch dessen Geständnis wurde die Teilnahme Jugurthas an dem Morde außer allen Zweifel gesetzt. Ein so grobes Verbrechen, mitten in der Hauptstadt begangen, brachte nun aber doch in den Gemütern eine Aufregung hervor, gegen welche die Geldgeschenke Jugurthas nichts vermochten. Der Senat befahl ihm, Rom und Italien zu verlassen, und der Krieg, der durch jene Dedition beendigt zu sein schien, brach wieder aus. Dem verschmitzten Numidier war es gelungen, seinen Korruptionen auch im Kriegsheer Eingang zu verschaffen. Der vornehmste unter den Centurionen der dritten Legion hat den Feind an der Stelle des Lagers, die ihm selbst anvertraut war, eingelassen. Aulus Albinus, der Bruder des Konsuls, ward in die größte Gefahr gebracht und zu einem Vertrag genötigt, wie der numantinische des Mancinus gewesen war; er führte aber ebensowenig zum Ziele wie dieser.

Im römischen Volk erhob sich ein Sturm gegen alle die, welche in Verdacht waren, von Jugurtha bestochen worden zu sein; der Senat verwarf den Vertrag des Albinus so gut wie jenen numantinischen, und der Krieg wurde einem der ersten Führer der Zeit, Quintus Metellus, übertragen. Er bekleidete das Konsulat im Jahre 645 der Stadt, 109 vor unserer Ära; durch die Verzögerung der Komitien geschah es, daß er erst spät im Sommer nach Afrika gelangte. Auch er war einmal wegen Bestechung vor Gericht gezogen

worden, doch ließ sein Verhalten keinen Verdacht aufkommen. Und dieser Mann hat sich den Namen Numidicus erworben.

Sein erstes Bemühen war — in diesen Zeiten der gewöhnliche Anfang der Heerführung —, die Truppen einer streng-militärischen Zucht zu unterwerfen. Keine Vergehung ließ er ungestraft. Überdies folgten ihm neugeworbene, von ihm selbst ausgebildete Mannschaften.

Jugurtha suchte auch ihm mit verführerischen Anträgen beizukommen. Man hat es dem Metellus als einen Beweis der Tugend angerechnet, daß er die Gesandten Jugurthas, statt ihren Anträgen Gehör zu schenken, nur aufforderte, ihm diesen lebendig oder tot in die Hände zu liefern, wofür sie belohnt werden sollten. Soldaten, die zu Jugurtha übergegangen waren oder sich auch nur einer Hinneigung zu demselben verdächtig gemacht hatten, bestrafte er, selbst wenn sie einen höheren Rang bekleideten, so unnachsichtig, daß man ihm Grausamkeit schuld gegeben hat.

Sobald es nun so weit gekommen war, daß die Römer den Krieg mit Ernst und Nachdruck unternahmen, war, der Geschicklichkeit, mit der ihnen Jugurtha begegnete, zum Trotz, doch an dem Ausgang desselben kein Zweifel. Die Hauptsache wurde noch von Metellus ins Werk gesetzt; er nahm Numidien in zwei Feldzügen ein: doch brachte er die Sache nicht zu Ende, da Jugurtha den König Bocchus von Mauretanien auf seiner Seite hatte. Das römische Volk aber maß dem Heerführer selbst die Schuld davon bei, der den Krieg zu beendigen zögere, um den Oberbefehl länger zu behalten.

Schon immer waren in dieser Sache die beiden Parteien in Rom aneinander geraten. Man dürfte dabei aber nicht gerade der einen oder der anderen Recht geben. Denn auch ein Tribun hatte sich bestechen lassen, und der Senat hat die Feindseligkeit gegen Jugurtha nach einigen Schwankungen zuletzt doch wieder aufgenommen. In diesem Augenblicke aber trat noch ein anderes, mehr militärisches Interesse hervor. Neben Metellus, einem der angesehensten Mitglieder der Nobilität, leistete ein Plebejer von echtem Schrot und Korn, Cajus Marius, das beste in diesem Kriege. Ihm fehlte die Kultur des Lebens und das Wissen, welche die Nobilität auszeichneten; aber er war durch Tüchtigkeit im Dienst, untadelhaftes Verhalten und unleugbares Talent in städtischen und militärischen Würden emporgekommen. Seinem Ehrgeiz entsprach sein Glück. Die Haruspices sagten: er könne alles wagen, alles würde ihm gelingen. Wonach aber konnte der Ehrgeiz eines Römers vor allen Dingen trachten: es war die Würde des Konsulats, welches die höchste Gewalt, obwohl beschränkt, in allen wesentlichen Dingen repräsentierte. Für diese Würde mangelte nun aber dem Marius das Ansehen, das aus einer vornehmen Herkunft entspringt. Denn, wiewohl das Recht der Plebejer auf das Konsulat vorlängst festgesetzt war, so hatte es sich doch eingeführt, daß es eben nur Mitgliedern der angesehensten Familien patricischen oder plebejischen Ursprungs, vorausgesetzt, daß sie die persönlichen Eigenschaften dazu besaßen, zu teil wurde. Darüber nun, daß Marius den

Wunsch und die Hoffnung blicken ließ, zum Konsulat zu gelangen, brach in Afrika im Lager ein Zerwürfnis zwischen dem aufstrebenden Plebejer und dem aristokratischen Metellus aus. Metellus gab einen mit Stolz und Verachtung gemischten Zweifel darüber kund, ob es dem Marius mit seinem Vorhaben gelingen werde. Doch konnte er demselben zuletzt die Erlaubnis, zu seiner Bewerbung nach Rom zu gehen, nicht verweigern: er mochte es nicht einmal, da Marius, bereits beleidigt, seinen Dienst nur ungern weiter versah. Aber in Rom war indessen der Widerstreit zwischen ihnen ein Gegenstand der popularen Agitation geworden. Die Plebs begrüßte es als ein Glück, daß aus ihrer Mitte wieder ein Mann von großem militärischem Verdienst hervorgegangen war, der seine Hand nach dem Konsulat ausstrecken konnte. Die Niedrigkeit der Herkunft des Marius war ein Motiv seiner Erhebung; man sah die Handwerker ihre Werkstätten verlassen, um dem verdienstvollen Emporkömmling ihre Stimmen zu geben. So geschah es, daß Cajus Marius für das Jahr 647 der Stadt, 107 vor unserer Ära, zum Konsul erwählt und ihm die Provinz Numidien, die der Senat dem Metellus vorzubehalten gedacht hatte, definitiv übertragen wurde. Indem nun Marius an die Stelle des Metellus trat, führte er zugleich eine Truppenschar hinüber, die er aus den niedrigsten Klassen zusammengesetzt hatte. Das römische Heer bekam dadurch ein neues, den geltenden Begriffen, bei denen noch an dem Census festgehalten, nicht mehr konformes Element, das sich für die Art und Weise des Krieges, wie er nunmehr notwendig wurde, trefflich geeignet erwies.

Für die Beendigung des Krieges trat alsdann das Verhältnis zu König Bocchus in den Vordergrund. Merkwürdig ist die Streitfrage zwischen Bocchus und den Römern: Bocchus behauptete, in dem Besitz eines Gebietes gestört worden zu sein, das er über Jugurtha erobert habe. Die Römer erwiderten: Jugurtha habe kein Recht mehr auf dieses Gebiet, seitdem er durch die gegen die Söhne des Micipsa ausgeübten Gewaltsamkeiten ein Feind der Römer geworden sei; es sei ein Stück Landes, das die Römer einst dem Syphax entrissen und dem Masinissa überlassen hätten; das sei aber, wie immer in solchen Fällen, nur unter der Bedingung geschehen, daß der Besitzer ein Freund der Römer bleibe; das Gebiet, das Bocchus erobert zu haben meine, sei also ein Gebiet der Römer.

Man erkennt daraus, daß diese römischen Landverleihungen an fremde Könige eine Art von Lehen in sich schlossen und durch Felonie verwirkt werden konnten. Zwischen Bocchus, Jugurtha und Rom bestanden, wie man sieht, sehr zweifelhafte Verhältnisse, die durch die Unzuverlässigkeit der Mauretanier noch zweifelhafter wurden. Marius war bei allem seinem Verdienst der Mann nicht, der sie hätte ordnen können; aber in seinem Heere diente ein junger Mann aus der Nobilität, der mit der Tapferkeit, die er als Reiterführer im Felde bewies, die Bildung der höheren Klassen, ihre Genußliebe, aber auch eine mit Kühnheit verbundene Gewandtheit besaß. Ohne Gefahr war das Unternehmen nicht, das er wagte: er hätte leicht dabei ums

Leben kommen können. Bocchus soll in der That darüber geschwankt haben, ob er Sulla an Jugurtha, der in der Nähe war, oder Jugurtha an Sulla ausliefern solle; aber der mauretanische König konnte doch nicht lange sich darüber bedenken. Für ihn war die Frage sehr einfach. Die Römer bewilligten dem König einen Teil des numidischen Gebietes; dieser lieferte ihnen dagegen ihren Feind Jugurtha aus. Einen anderen Teil von Numidien verbanden die Römer mit ihrer Provinz. Nur ein Dritteil des alten Gebietes wurde den Nachkommen des Masinissa zurückgegeben. Mit Unrecht würde man die Ehre dieses Erfolges dem Marius streitig machen; als er ein paar Jahre später nach Rom zurückkam, hat er Jugurtha und dessen Kinder im Triumphe aufgeführt. Aber ebensowenig wird der Anteil, den früher Metellus, später Sulla an der Entscheidung nahmen, übersehen werden dürfen. Wir irren wohl nicht, wenn wir darin die Signatur des Ereignisses erblicken. Augenscheinlich war das Emporkommen des Jugurtha dem Vorwalten der Nobilität zuzuschreiben. An dem Niederkämpfen desselben nahmen zwar einige der vornehmsten Mitglieder der Nobilität ruhmvollen Anteil; die eigentliche Entscheidung war jedoch der Akt eines Plebejers.

Aber daß Marius nun zu einer Macht gelangte, welche die Nobilität in Schatten stellte, beruhte auf einer anderen großen Handlung desselben, die ihm einen universalen Ruhm erwarb. Er rettete die Römer aus einer eminenten Gefahr, die aus dem Fortgang ihrer Eroberungen unerwartet, aber unvermeidlich hervorging.

Wir wenden unseren Blick von den südlichen nach den nördlichen Regionen der Küsten des Mittelmeers. Die Römer waren soeben damit beschäftigt, im transalpinischen Gallien festen Fuß zu fassen, wozu sie zunächst durch ihre bereits erwähnte Bundesgenossenschaft mit den Massalioten veranlaßt wurden, welche ihnen von jeher gegen die Feindseligkeiten der ligurischen Völker, welche zu beiden Seiten der Seealpen wohnten, sehr zu statten gekommen war. Gegen diese Völker riefen nun die Massalioten die Hülfe der Römer an. Und da die Gesandtschaft, durch welche die Römer Massilia vor den Gewaltsamkeiten seiner Nachbarn, der Oxybier und Deciaten, sicher zu stellen suchten, von den ersten gröblich mißbandelt wurde, so säumten die Römer, die für Beleidigungen dieser Art besonders empfindlich waren, nicht, die genannten Völkerschaften mit Krieg zu überziehen. Diese Völker erscheinen noch recht eigentlich barbarisch: sie machten, ohne sich erst zu sammeln, einen wilden Angriff auf die Römer, der dann ohne Mühe abgeschlagen wurde und mit der Dedition der Deciaten in die Gewalt der Römer endigte. Ihr Gebiet wurde großenteils den Massalioten überlassen. Das aber befriedigte das eigentliche Interesse, welches die Römer an der Bezwingung des südlichen Gallien nahmen, noch nicht. Dies bestand darin, sich einen Landweg durch die Bezirke zwischen Alpen und Pyrenäen zu sichern. Es kostete ihnen jahrelange Kämpfe, um die Ligurer und Celtoligurer, die diese Küsten beherrschten, zu einem solchen Zugeständnis zu zwingen. Wir vernehmen, daß

ihnen eine Straße zwölf Stadien breit eingeräumt worden ist, die doch gewiß nicht allein für Reisende bestimmt war, sondern einen ununterbrochenen militärischen Zusammenhang zwischen den beiden Gebieten bezweckte. Noch einmal gab dann der Streit der Massalioten mit einer anderen benachbarten Völkerschaft, den Salluviern, den Römern Gelegenheit, in diesen Landschaften einzugreifen.

Nach erfochtenem Sieg wurde von dem Konsul Sextius, der auf römische Weise Bäder zu schätzen wußte, Aquä Sextiä gegründet: es scheint ein bloßes Kastell gewesen zu sein. Aber die Römer wendeten ihre Waffen sogleich auch gegen die Allobrogen, Verbündete der Salluvier, deren König bei denselben Aufnahme gefunden hatte, wodurch dann die celtischen Volksstämme überhaupt in Bewegung gerieten. Die Siege, die Cnäus Domitius Ahenobarbus und Quintus Fabius Maximus im Jahre 121 vor unserer Ära über die Allobrogen erfochten, können als die Grundlegung der transalpinischen Provinz betrachtet werden. Sie kam dann hauptsächlich dadurch zustande, daß das alte Narbo, welches mit Massilia in Handelsverkehr und Macht wetteiferte, in die Hände der Römer geriet. Ihr Übergewicht über die Bewohner der westlichen Küsten wurde dadurch vollendet.

Zugleich aber waren sie nach den östlichen hin in einem verwandten Unternehmen begriffen. An der wohlgelegensten Stelle, die schon von den Galliern, die von da aus nach dem Gebiete der Veneter streiften, in Besitz genommen war, hatten sie nach deren Verjagung Aquileja gegründet, wodurch sie zugleich das nordöstliche Italien sicherten und den Andrang der celtischen Bevölkerungen abwehrten. Denn noch waren Taurisker und Karner im Besitze dieser Regionen. Das war bereits vor dem perseischen Krieg in Konkurrenz mit Macedonien geschehen. Nach der Vernichtung des macedonischen Königreichs verfolgten die Römer auf der Balkanhalbinsel zwei verschiedene Direktionen. In Dalmatien wurden die Völkerstämme, welche mit ihren Räubereien die illyrischen Besitzungen der Römer und die See beunruhigten, bekämpft. Tief in das Gebiet der Dalmatier drang der Konsul Tuditanus ein. Er hatte anfangs Widerstand gefunden, aber die Niederlage dann wieder durch einen Sieg gut gemacht. Noch weiter rückte zehn Jahre darauf der Bruder des numidischen Metellus in dieser Richtung vor.

Bei der Spärlichkeit unserer Nachrichten lassen sich die Grenzen, welche die Römer in diesen Gebieten erreichten, nicht bestimmen. Nachdem sie aber Meister von Macedonien geworden waren, hatten sie gleichsam den Beruf, die von daher in Gang gesetzten alten Völkerkriege aufzunehmen. Zunächst fanden sie den kräftigsten Widerstand. Cajus Porcius Cato erlitt eine Niederlage von den Skordiskern, welche angeborene Tapferkeit mit der Geschicklichkeit, sich ihrer Wildnisse zur Abwehr zu bedienen, vereinigten. Bald darauf wurden die Skordisker von Heeren angegriffen, denen sie nicht widerstehen konnten. Allmählich verschwindet ihr Name in den Annalen. Der Besieger

der Skordisker, Livius Drusus, drang im Jahre 112 vor unserer Ära bis an die Donau vor, die er aber nicht überschritt.

So entlegen diese Fortschritte der Eroberung von einander sind, so haben sie doch dadurch eine Beziehung zu einander, daß es hier wie dort celtische Nationen waren, mit denen die Römer in Kampf gerieten, und die sie in ihren alten Sitzen beunruhigten oder überwältigten. Überhaupt beschränkten die Römer das Gebiet, in welchem sich die noch nicht in die geschichtliche Verbindung gezogenen Nationalitäten bewegten. Es hat einen tiefen historischen Grund, wenn nun aus eben diesen sich die Reaktion erhob, die in dem Zuge der Cimbern und Teutonen zum Vorschein kommt. Zuerst erscheinen sie an den Ufern der Donau, an den Grenzen von Illyrien und in der Nachbarschaft der Skordisker; dann dringen sie in Noricum vor, wo sie einen großen Sieg erfechten; darauf brechen sie in Gallien ein.

Celtische und germanische Elemente lassen sich in ihnen nicht mit Sicherheit unterscheiden; eine Verbindung beider Nationalitäten entspräche der allgemeinen Lage der Verhältnisse. Damals waren sie zu einer einzigen streitbaren Kriegsschar verbunden. Für die Universalgeschichte ist der Gegensatz wichtig, in welchem sie gegen die Römerwelt auftreten. Sie selbst waren bereits nicht ohne Einfluß derselben geblieben: weit abweichend von den Galliern, die einst gegen Rom heranzogen, sehen wir sie mit eisernen Harnischen ausgerüstet, mit zweizackigen Speeren und großen Schwertern versehen; ihre Helme mit hohen Federbüschen stellten Tierköpfe mit offenen Rachen dar. Sie verbanden vorgeschrittene Kriegskunst mit barbarischen Impulsen. Bei dem Heer waren auch die Frauen auf ihren Karren mit ihren Kindern: es war nicht viel anders, als bei der sogenannten Völkerwanderung: Wahrsagerinnen, die barfuß daherschritten, ihr linnenes Obergewand mit ehernem Gürtel geschürzt. Mit gezücktem Schwert gingen sie den Gefangenen entgegen, schnitten ihnen über ehernen Amphoren den Hals ab und weissagten aus dem Niedertröpfeln ihres Blutes — eine ganz gallische Sitte.

Daß sie nun von vornherein gegen Rom hätten angehen wollen, darf man kaum annehmen: wenn sie im Jahre 113 vor unserer Ära in den norischen Alpen mit Carbo zusammenstießen, so rührt das nur daher, daß sich dieser der benachbarten illyrischen Nationen, die er als Freunde der Römer bezeichnete, im Kampfe mit ihnen annahm. Er war im Angriff gegen die einherziehende Kriegsgenossenschaft begriffen, als er mit ihr zusammentraf und geschlagen wurde. Doch drangen sie von dort aus nicht gegen Italien vor.

Im Jahre 109 finden wir sie in Gallien; hier forderten sie Land von den Römern, dem Volke des Mars, dem sie dagegen ihre Dienste anboten. Von einer solchen Verbindung, welche doch eine Teilung der Weltherrschaft bedeutet hätte, wollten die Römer nichts hören.

Aber ob sie in ihrem damaligen Zustand, der zugleich eine innere Entzweiung in sich schloß, den Sturm zu bestehen fähig sein würden, war doch ein paar Jahre hindurch sehr zweifelhaft. Die Verteidigung übernahm ein

Mann vornehmster Herkunft, dessen Geschlecht sich noch von Alba Longa herleitete und in Rom eigenartig gottesdienstliche Gebräuche festhielt, Quintus Sevilius Cäpio, der Sohn jenes Cäpio, der den Tod des Viriathus veranlaßte, der auch schon selbst als Überwinder der Lusitaner und benachbarter Völkerschaften sich einen Namen erworben hatte. Er stellte sich, damals Prokonsul, den vordringenden Cimbern und Teutonen an der Rhone entgegen. Seine Haltung war jedoch zweideutiger Art. Durch die Plünderung der Tempelschätze von Tolosa hatte er die Eingeborenen zur Empörung aufgeregt; dort an der Rhone geriet er in Zwistigkeiten mit dem anwesenden Konsul, Cnäus Mallius Maximus, dem er, hochfahrend wie er war, den durch die Gesetze vorgeschriebenen Gehorsam nicht leistete. Nicht etwa Feigheit ist es, was man ihm Schuld giebt, sondern der Ehrgeiz, die große Sache allein durchzuführen: den Ruhm, die mächtigen Barbaren abgewehrt zu haben, wollte er für sich selbst gewinnen mit all den Vorteilen, die sich daran knüpfen mußten. Eben dabei aber erlag er. Die barbarische Kriegsgenossenschaft hätte vielleicht durch ein gutes Zusammengreifen wohl überlegter Verteidigungsmittel zurückgewiesen werden können. Da zwei mit einander hadernde römische Würdenträger selbst in den Beratungen in einen beleidigenden Wortwechsel gerieten, behielten die Feinde die Oberhand. Das konsulare und das prokonsulare Heer wurden beide überwältigt. Der Verlust wird auf 80000 Mann angegeben. Hierdurch nun wurden Cimbern und Teutonen Herren und Meister von Gallien. Man erwartete nicht anders, als daß sie sich nach Italien wenden würden, wie einst die Gäsaten und die mit Hannibal verbündeten gallischen Nationalitäten. Man hörte, sie wollten das einst den Etruskern abgewonnene Gebiet, das die Römer den Celten entrissen hatten, wieder einnehmen. In Rom erwachte noch einmal der alte gallische Schrecken. Damit verband sich aber die innere Parteiung, die soeben im Streit zwischen Marius und Metellus hervorgetreten war. Mit Metellus war Cäpio insofern zu vergleichen, als sie beide den vornehmsten Geschlechtern angehörten: aber gegen die Amtsführung des ersten ließ sich nichts erinnern; wenn ihn die Plebs dennoch haßte, um wieviel gewaltiger mußte dieser Haß gegen Cäpio aufbrausen, der eine der schwersten Niederlagen erlitten hatte, von denen Rom je betroffen worden war, und zwar durch seine eigene Verschuldung. Man machte ihm den Raub von Tolosa und die Unbotmäßigkeit gegen seinen Konsul zum Vorwurf; auf den Antrag der Tribunen wurde er seines Prokonsulats, was unerhört war, entsetzt. Man hat sogar seine Güter eingezogen, wovon die Annalen seit den Tarquiniern kein Beispiel aufwiesen. Wenn es nun aber vor allem darauf ankam, einen tüchtigen Heerführer den Cimbern entgegenzusetzen, auf wen konnte die Wahl fallen, als auf Cajus Marius, der soeben den numidischen Krieg' zu Ende geführt hatte und die ungeteilte Zuneigung des Volkes besaß. Es lief gegen die Gesetze, demselben Manne das Konsulat zweimal hintereinander zu übertragen; und die An-

wesenheit des Kandidaten bei der Wahl zur höchsten Würde in Rom galt allezeit als erforderlich. Daran ist denn auch in den Versammlungen gemahnt worden; aber auf der anderen Seite erinnerte man, es sei nicht das erste Mal, daß das Gesetz der Forderung des öffentlichen Wohles weichen müsse. Und so verhielt es sich in der That. Die Verbindung der höchsten militärischen Autorität mit der obersten Stelle im Staate überhaupt hatte schon mehr als einmal bewirkt, daß bei der Ernennung der Konsuln die erste Rücksicht der zweiten vorangestellt worden war.

In dieser Verbindung lag das Wesen der römischen Verfassung, aber auch ihre Gefährdung. Bei dem allgemeinen Widerwillen, den die Heerführung der Nobilität in den letzten Jahren herorgebracht hatte, drang der Mann des Volkes, der zugleich den Ruf eines großen Heerführers besaß, trotz aller entgegenstehenden Erwägungen durch. Cajus Marius wurde in seiner Abwesenheit zum zweitenmal zum Konsul gewählt. Und niemals hat ein anderer das Zutrauen, das man ihm in der Stadt widmete, im Felde besser gerechtfertigt.

Sowie er im Lager angekommen war, legte er sein großes militärisch-administratives Talent an den Tag. Eine seiner vornehmsten Sorgen war, Italien mit den Küsten von Gallien in ununterbrochener Verbindung zu erhalten; dazu ließ er die Ausflüsse der Rhone, die bisher unbefahrbar geblieben, in bessern Stand setzen; ein Kanal wurde gegraben, die Mündungen gereinigt. Die Truppen selbst verwandte er hiebei zum Dienst. Nicht ganz gern leisteten sie denselben, aber er war unerläßlich. Denn nur so konnte das Heer mit Lebensbedürfnissen versorgt und der Notwendigkeit vorgebeugt werden, solche in dem Lande herbeizutreiben, was unmöglich gewesen wäre, ohne mit den feindlichen Scharen zusammenzutreffen. Überhaupt aber gehörte einige Zeit dazu, um die Truppen an ihren Heerführer zu gewöhnen. Seine rauhe Stimme, der finstere Ausdruck seiner Gesichtszüge, sein drohender Blick hatten etwas abschreckendes; aber man gewöhnte sich daran, als man inne wurde, daß er nichts befahl, als was die Lage der Dinge erheischte, und keinerlei persönlicher Vorliebe Raum gab. Einen guten Eindruck machte es, wenn er einen jungen Menschen, welchem sein Oberer unehrenhafte Zumutungen machte, die dieser dadurch erwiderte, daß er denselben niederstieß, trotz des Bruches der militärischen Disciplin, der darin lag, sogar mit einem Kranz für seine Tugend belohnte, obwohl der Ermordete zu der Verwandtschaft des Konsuls gehörte. Die Nachricht davon, die nach Rom kam, verschaffte ihm die Kontinuation seines Konsulats, die er eigentlich selbst nicht suchte, noch vielleicht auch wollte; aber man sagte ihm, er würde selbst einen Verrat am Vaterlande begehen, wenn er es verschmähe. Er kehrte nun mit verdoppelter Autorität in das Heerlager zurück. In diesem Augenblick hatte sich die gewaltige Kriegsgenossenschaft, die über Gallien und Spanien dominierte, definitiv entschlossen, den Zug nach Italien zu unternehmen: wenn es heißt, sie hätten nirgends feste Sitze nehmen wollen, ehe sie mit Rom geschlagen, so liegt darin wohl,

daß das für sie unmöglich war, so lange die Römer ihre Autorität in Gallien behaupteten. In dieser Gemeinschaft unterscheidet man Ambronen, die dem celtischen, Teutonen, die dem germanischen Stamme angehört zu haben scheinen, und Cimbern, die wahrscheinlich aus beiden gemischt waren. Man sagt: nach der Entscheidung des Loses hätten Teutonen und Ambronen den Weg über die Seealpen zu nehmen, die Cimbern über eine der größeren östlichen Alpenstraßen einzudringen beschlossen. Den Cimbern stellten die Römer einen angesehenen Mann der Nobilität, Lutatius Catulus, entgegen. In dem transalpinischen Gallien, dort an der Rhone, hatte Marius ein wohlverschanztes Lager, welches die Straßen beherrschte, bezogen, in welchem er den Feinden Trotz bieten konnte. Einer der großen Vorzüge der römischen Kriegsführung bestand in der Anlegung verschanzter Lagerplätze. Marius hielt seine Truppen, auch wenn das Lager angegriffen wurde, auf das strengste hinter ihren Wällen und Schanzen zurück; er sagte ihnen wohl: es komme jetzt nicht darauf an, Ehrenzeichen zu erwerben, sondern die Sturmwolke beiseits zu treiben, die sich über Italien zu ergießen drohe. Dazu aber erwartete er Zeit und Stunde. In dem Lager befand sich eine syrische Wahrsagerin, die ihm von seiner Gemahlin Julia empfohlen worden war, weil sie bei den Gladiatorenspielen immer richtig vorausgesagt hatte, wer Sieger bleiben würde. Jetzt ließ sie sich im Lager in einer Sänfte umhertragen, recht im Gegensatz gegen die barfuß einherschreitenden barbarischen Wahrsagerinnen der cimbrisch-teutonischen Kriegsgenossenschaft. Sie erschien bei den Opfern in tiefem, doppelt gefärbtem dunklem Purpur gekleidet, mit einer Fahne in der Hand, an welcher Bänder flatterten. Möglich, daß Marius sich nur zum Schein auf sie berief; möglich aber auch, daß es im Ernste geschah. Das römische Volk glaubte an das Glück des Marius. Erst alsdann setzte sich Marius in Bewegung, als die feindlichen Scharen bei seinem Lager vorübergezogen waren, immer vorsichtig, bei Nacht alle Zeit verschanzt, bis er endlich bei Aquae Sextiae, indem sich die Feinde in den Bädern gütlich thaten, den wohlvorbereiteten Angriff unternahm und die eingedrungenen Barbaren ebenso entschieden niederwarf, als einst die Legionen von diesen niedergeworfen worden waren, so daß die transalpinische Provinz und von dieser Seite her auch Italien vollkommen gesichert waren.

Einen der großartigsten Momente, die in dem Leben eines Menschen vorkommen können, bildet es, was berichtet wird, daß Marius nach dem Siege, nachdem der beste und eigentlich kostbare Teil der Beute ausgesondert worden, um ihn nach Rom zu bringen, das übrige wenig brauchbare, Wagen und Geräte, auf einen Scheiterhaufen zusammenhäufen ließ, um welchen das Heer, mit Kränzen geschmückt, bereits versammelt war: als die Nachricht eintraf, daß er zum fünftenmal zum Konsul erwählt worden sei. Unter dem Jubel, der hierüber entstand, zündete er mit der Fackel, die er schon in den Händen hielt, den Scheiterhaufen an. Er ging dann nach Rom, aber er wollte nicht triumphieren, wie man ihm antrug, ehe er die Cimbern abgewehrt habe, die

indes wirklich die Alpen überschritten hatten, wahrscheinlich den Brenner, und in Italien eindrangen.

Der Cimbernführer Bojorix forderte zugleich Land für seine Brüder, die Teutonen, von deren Niederlage er noch nichts wußte. Er war einst von einem gefangenen Römer gewarnt worden, sich nicht nach Italien zu wagen, weil die Römer unüberwindlich seien; in wilder Aufregung darüber hat er denselben niedergestoßen. Bei ihrem Übergang über die Alpen fanden die Cimbern wirklich keinen rechten Widerstand. Catulus hatte die Alpenpässe nicht besetzt; die Cimbern waren so zahlreich, daß es für ihn unmöglich war, die Etsch zu behaupten; nur mit Mühe rettete er sein Volk hinüber; er wich selbst über den Po zurück. Hier aber stieß jetzt Marius mit den Truppen, die in Gallien gefochten hatten, zu ihm. Wäre der Angriff in Italien früher erfolgt, als in Gallien, oder wenigstens an beiden Stellen gleichzeitig, so würde Rom in die äußerste Gefahr geraten sein. Nun aber konnte Marius seine siegreichen Scharen mit dem Heere des Lutatius Catulus vereinigen und die Entscheidungsschlacht annehmen, welche Bojorix in aller Form anbot. Es war auf den raudischen Gefilden in der Nähe von Verona. Marius stellte seine Truppen auf, wo der abschüssige Boden die Heftigkeit des Angriffs der Feinde lähmte; er wußte sie zugleich im Rücken anzugreifen. Die Hitze des Juli kam den Römern zu statten: Hitze zu ertragen, hatten sie unter Marius gelernt. Die Nordländer hielten ihre Schilde vor das Gesicht, um sich vor der Sonne zu schützen: denn sie waren nur an schattige und kalte Gegenden gewöhnt.

Mitten auf dem Schlachtfelde gab Marius tapferen Bundesgenossen das Bürgerrecht, wie er die niedrigste Klasse der Bürger selbst in das Feld geführt hatte. Denn wo die Nationen und Weltkräfte miteinander kämpften, konnten die bürgerlichen Gesetze des Standesunterschiedes nicht beobachtet werden. Als er nach Rom kam, hat er aus der cimbrisch-teutonischen Beute den Gottheiten der Kriegsehre und Tapferkeit, Honos und Virtus, einen Tempel errichtet. Aber noch etwas anderes als Beute und Ehre brachte er aus dem Felde nach Hause. Er hatte dem römischen Kriegswesen überhaupt eine andere Gestalt gegeben, die dann notwendig auf die inneren Verhältnisse zurückwirken mußte. Denn darauf beruhte die Verfassung von Rom, daß die militärischen Einrichtungen den bürgerlichen vollkommen entsprachen. Wenn in dem Verhältnis der Truppenteile eine und die andere Abweichung von dem früheren Herkommen bereits vorgenommen worden war, so war doch das Prinzip immer dasselbe geblieben: die Verbindung des militärischen Dienstes mit dem auf Besitz gegründeten Bürgerrecht. Davon aber war nun Marius in dem Cimbernkriege in verschiedenen Beziehungen abgewichen. Die Aufstellung der Bewaffneten in Manipeln, welche den althergebrachten städtischen Einrichtungen entsprach, zeigte sich im Kampfe mit Kriegsheeren, welche zugleich Völker waren, nicht mehr anwendbar. Die Niederlagen, welche die Römer zuletzt an so vielen Stellen erlitten hatten, waren nicht allein den Fehlern der Oberanführer zuzuschreiben: sie entsprangen aus der Mangelhaftigkeit der bewaffneten Auf-

stellung. Schon in dem Kriege gegen Jugurtha gerieten die leichten Truppen der Römer und besonders ihre Reiterei dem raschen unaufhörlich beweglichen Feinde gegenüber in Nachteil, und immer haben die Römer bewiesen, daß sie von dem Feinde zu lernen verstanden. Im zweiten punischen Kriege entlehnten sie den Spaniern das kurze, zweischneidige, noch mehr auf den Stoß als auf den Hieb eingerichtete Schwert, welchem sie dann ihre Erfolge im Orient verdankten. Im Kampfe mit den Cimbern erwies sich die Manipulareinrichtung, welche auf Zurückziehung des ersten Treffens in ein zweites und endlich in ein drittes berechnet war und zu diesem Behufe Unterbrechungen in der Linie herbeiführte, unzureichend. Die Stärke der Cimbern lag in ihrem Angriff in der Front, gegen welchen die auf andere Voraussetzungen begründete taktische Einrichtung der Römer die erforderlichen Dienste nicht leistete. Marius hatte sich also dem Feinde gegenüber veranlaßt gesehen, die Manipulareinrichtungen aufzugeben. Aus den drei Treffen bildete er ein einziges und dies bewaffnete er mit jenem Pilum, das, in früheren Zeiten erfunden, doch nur von einem Teile der Truppen gebraucht worden war, — einem Wurfgeschoß mit einer mehrere Fuß langen eisernen Spitze, die, in einen Schaft von Holz eingelassen, jetzt durch einige technische Vorkehrungen soweit verbessert wurde, daß sie für die Feinde unter allen Umständen verderblich werden mußte. Das Pilum schlug tief ein und machte selbst die Schilde des Feindes unnütz. Nicht mit Unrecht ist dasselbe als die Waffe bezeichnet worden, welche zur Welteroberung das Meiste beigetragen habe. Noch ein anderes Moment tritt dabei hervor, daß nämlich die Bürger, die man zum Kriegsdienst heranziehen konnte, nicht mehr zahlreich genug waren. Man blieb für die neuen Aushebungen bei dem Begriff des römischen Bürgers stehen, sah aber von dem Census ab. Die bisher Ausgeschlossenen widmeten sich dem Kriegsdienste in einer Zahl, die dem Bedürfnis entsprach. Das Heerwesen wurde hierdurch wesentlich umgestaltet: denn es versteht sich ja, daß die Leistungen im Dienst die bisherigen Distinktionen, die auf Vermögen oder Alter beruhten, in den Hintergrund zurückdrängten. Das Prinzip des militärischen Dienstes bekam die volle Oberhand über die Begriffe der bürgerlichen Berechtigung. Hierauf nun wurde die Legion in dem Sinne gegründet, in welchem sie später allenthalben zur Erscheinung kommt.

Die noch immer üblichen manipularen Abzeichen verschwanden: die Legion hatte nur ein Gesamtfeldzeichen, den römischen Adler, der seitdem, zuweilen in Silber, zuweilen in Gold, in einer Art Kapelle in dem Lager so lange verwahrt wurde, bis ihn der Aquilifer vorantrug. Unter diesem Zeichen haben sich die Legionen gebildet, eigentlich doch im Gegensatz mit den nationalen Kriegselementen, aus deren Vermischung mit ihnen die spätere Welt hervorgegangen ist.

Die Umgestaltungen im Kriegswesen übten nun auch allezeit einen durchgreifenden Einfluß auf die inneren Verhältnisse der kriegerischen römischen Gemeinde aus. Wahrscheinlich hängt schon die große Umwandlung in den

Centuriatkomitien, durch welche sie mit den fünfunddreißig Tribus verschmolzen wurden, und zwar dergestalt, daß jede Tribus zwei Centurien enthielt, die eine der Jüngeren, die andere der Älteren, mit den in dem Kriegswesen erforderlich gewordenen Veränderungen zusammen: denn die alte Einteilung in Klassen, die auf eine bestimmte Aufstellung gegen den Feind berechnet war, mochte in den kleinen Kämpfen in der Nachbarschaft gute Dienste leisten: sie wurde in den späteren Kriegen, wahrscheinlich schon gegen Pyrrhus, noch mehr den Karthagern gegenüber unanwendbar. Dann trat im Volke die Unterscheidung zwischen den unmittelbar dienstpflichtigen jüngeren und den älteren Männern über fünfundvierzig Jahre ein. Diese Einteilung erscheint in den siebzig Centurien, welche in den fünfunddreißig Tribus verteilt waren. Dabei war der Census immer vorbehalten, das Proletariat allezeit ausgeschlossen geblieben.

Die militärischen Notwendigkeiten beherrschen nun einmal die Welt. Die Natur des Feindes, von welchem Gefahr droht, bestimmt die Art und Weise der Abwehr; und diese tritt dann wieder, namentlich in der Republik, in den Verhältnissen des öffentlichen Lebens hervor. Die ununterbrochen auf einanderfolgenden Konsulate des Marius sind der Ausdruck der Notwendigkeit, einen immer wieder herandringenden Feind mehrere Jahre hindurch in einer militärisch folgerichtigen Abwehr zu bestehen. In Rom war man glücklich genug, die Forderung der Dinge über das Herkommen und die Gewohnheit zu stellen. Männer mußten zur Heerführung berufen werden, ohne Rücksicht auf Familieninteresse oder untergeordnete Parteibestrebungen, welche das Vertrauen einflößten, daß sie den Feind besiegen würden; solche mußten aber den Oberbefehl behalten, so lange die Kontinuität der Feldzüge es ratsam machte. War das nun einmal geschehen, so erwarb ein solches Talent eine auf sich selbst beruhende Autorität, die mit der hergebrachten Staatsordnung schwer zu vereinigen war. Das militärische Prinzip erhob sich selbständig: der siegreiche Feldherr nahm inmitten der Republik eine um so weniger abhängige Stellung ein, als er Freunde und Verbündete um sich hatte; der Oberbefehlshaber wurde an und für sich über das Verhältnis der Magistraturen hinaus erhoben. Was sich bei den Scipionen schon herausgestellt hatte, trat bei Marius noch um vieles weiter ausgreifend hervor. Die Scipionen gehörten der Nobilität an, Marius war ein Plebejer. Wir dürfen sagen: von den Wirkungen der cimbrischen Züge war die vornehmste, daß dabei die Autorität, durch welche sie abgewehrt wurden, zu einer neuen kräftigeren, selbständigeren Stellung gelangte.

Neuntes Kapitel.

Das sechste Konsulat des Marius. Bundesgenossenkrieg.

Nach der Rückkehr des Marius gewann es zuerst den Anschein, als würde die durchgreifende Veränderung, welche in diesen Kombinationen lag, sogleich ins Leben treten.

Marius kann nicht eigentlich als ein geborenes Parteihaupt betrachtet werden. Er war in seinen früheren Ämtern in der Stadt von Männern der alten Geschlechter gefördert worden; von dem Tribunat, das er einst bekleidete, wird gerühmt, daß er es nicht ganz einseitig dem Begehren des Volkes gemäß verwaltet, sondern auch entgegengesetzten Gerechtsamen Rechnung getragen habe: erst durch die Neuerungen, welche militärisch notwendig waren, hat er eine ausgesprochene politische Stellung gewonnen. Diese begründete sich besonders auf zwei Momente: das eine, daß die dem Census gemäß vordem Ausgeschlossenen in großer Zahl zum Kriegsdienst zugelassen; das andere, daß die Italiker mehr als jemals früher zu demselben herbeigezogen worden waren. Beide — sowohl die Plebejer niedrigen Standes, als die Italiker — hatten sich die größten Verdienste im Felde erworben. Welch ein Patronat wurde dem Marius zu teil, da die Truppen, die unter ihm gedient hatten, von ihm auch die Durchführung ihrer hierauf gegründeten bürgerlichen Ansprüche erwarteten. In einer Zeit innerer Ruhe würde das nicht soviel zu sagen gehabt haben. Aber gerade damals waren die alten ständischen und städtischen Streitigkeiten wieder erwacht.

Der Volkstribun Apulejus Saturninus hatte ein Getreidegesetz vorgeschlagen, das den Umständen nach viel weiter ging, als das erwähnte des Cajus Gracchus; dagegen aber war von seiten der Nobilität die Einwendung erhoben, das Ärarium könne den Ausfall der Einnahme, der daraus erwachse, nicht ertragen: das Gesetz war zuletzt nicht durchgebracht worden.

In Servilius Glaucia, der ebenfalls Gesetze verfocht, die auf eine Minderung der Macht des Senats abgesehen waren, hatte er einen eifrigen Bundesgenossen. Diese beiden Volksführer nun, die manchen Frevels beschuldigt wurden, hatte Quintus Caecilius Metellus durch eine censorische Note aus dem Senat zu entfernen gesucht und sich auch dadurch ihre unversöhnliche Feindschaft zugezogen. Als er sich für das Jahr 100 um das Konsulat bewarb, setzten sie ihm den heftigsten Widerstand entgegen. Ihr Kandidat war der eben aus dem Feld zurückgekehrte Marius, der ohnehin infolge seiner Siege der am meisten gefeierte Mann war und wirklich gewählt wurde, zugleich mit einem Kollegen, der sich damit begnügte, die zweite Rolle neben ihm zu spielen. Es war das sechste Konsulat des Marius. Zu derselben Zeit gelangte auch Glaucia zur Prätur; Saturnin bewarb sich um das Tribunat.

Da ihm aber hiebei ein Bewerber von größerem Ansehen, des Namens Nonius, vorgezogen wurde, so schritt er zu einer Handlung, wie die Jugurthas gegen Massiva gewesen war: er ließ den Nebenbuhler umbringen. Man sieht, was in Rom bereits möglich war. Durch den Eifer und die Eile, mit der Glaucia die Sache betrieb, geschah es wirklich, daß Saturnin aufs neue zum Volkstribunen gewählt wurde. Ein plebejischer Konsul, neben ihm ein Volkstribun, der alles zu unternehmen den Mut hatte, und ein Prätor, der diesen mit List und Verstand förderte, kündigten ein Jahr voll Unruhe und Gefahr an.

Darauf trotzend, daß der Konsul auf ihrer Seite sein werde, schritten die beiden verbundenen Demagogen in den gegen die Nobilität gerichteten Bestrebungen rücksichtslos weiter. Die größte Tragweite hatte das neue agrarische Gesetz Saturnins. Die Cimbern hatten bei ihren Einbrüchen einen Teil des gallischen Gebietes in Besitz genommen: nach ihrer Niederlage hielt man sich in Rom nicht für verpflichtet, die alten Eigentümer herzustellen: man betrachtete die Ländereien als den Römern anheimgefallen, und Saturnin machte nun den Antrag, sie zu verteilen und zwar auf eine Weise, bei der die Italiker vorzüglich berücksichtigt wurden. Wir erfahren, daß es eben deshalb der römischen Plebs selbst nicht angenehm gewesen sei. Die Idee, welche einst Tiberius Gracchus bei seinen Neuerungen in den Vordergrund stellte, daß nämlich der freie Bürgerstand in Italien vor allen Dingen behauptet werden müsse, schloß auch die Berücksichtigung der Italiker in sich ein. Und da diese das Übergewicht, das den römischen Waffen überhaupt zugefallen war, zu erwerben vornehmlich beigetragen hatten, so ist es erklärlich, daß sie auch einen angemessenen Vorteil nach den errungenen Siegen für sich in Anspruch nahmen. Wir berührten, wie Scipio Ämilianus eben in dem Moment, als er gerade die Rechte der Italiker der römischen Plebs gegenüber zu verfechten und die beiderseitigen Ansprüche auszugleichen unternahm, einem plötzlichen Tod erlag. Worauf beruhte doch eigentlich die Katastrophe von Cajus Gracchus? Ohne Zweifel darauf, daß er sich der Italiker annahm, wodurch er die Plebs sich entfremdete. Auch jene Kolonie, die er nach Karthago führen wollte, erregte deshalb Mißvergnügen in Rom, weil sie zugleich für die Italiker bestimmt war. Nun aber waren die italischen Bundesgenossen auch in den cimbrischen Kriegen von größter Bedeutung gewesen: Marius hatte sich, wie erwähnt, auf dem Schlachtfeld bewogen gefunden, italischen Kohorten, die sich besonders hervorthaten, das römische Bürgerrecht zu verleihen. Als man ihm den Vorwurf machte, daß er damit die Befugnis eines Konsuls überschreite, hat er geantwortet: er habe unter dem Geräusch der Waffen den Wortlaut der Gesetze nicht vernehmen können. Nichts aber lag ihm näher, als seinen Kampfgenossen nach beendigtem Krieg gesetzlich eine Stellung zu verschaffen, wie sie ihrem Anteil an demselben entsprach. Darauf war nun jener Gesetzesvorschlag Saturnins gerichtet; aber eben deshalb fand derselbe auch Widerspruch in dem eigentlich städtischen Teil der Plebs, während der andere, der auf dem Lande angesiedelt war, sich für denselben erklärte. Auf dem Forum selbst gerieten

die beiden Parteien darüber aneinander. Es kam zu einem Tumulte, bei welchem man sich der eigentlichen Waffen noch enthielt; zuerst hatte die städtische, dann die ländliche Plebs die Oberhand, und da diese das Komitialfeld beherrschte, so erfolgte ein Beschluß, der gesetzliche Kraft haben sollte, in ihrem Sinne den Vorschlägen des Tribuns gemäß.

Noch war, um dem Beschluß wirklich Gesetzeskraft zu geben, die Bestätigung desselben durch den Senat erforderlich. Über die Einwilligung des Senats zu einem Gesetzesvorschlag war man jetzt hinweggekommen; der Bestätigung eines schon gefaßten Beschlusses aber meinte man nicht entbehren zu können. In dieser Rücksicht wurde nun dem Gesetz eine Klausel zugefügt, welche diejenigen Senatoren, die sich dagegen erklären würden, mit Ausschließung von der bürgerlichen Gemeinschaft, von Feuer und Wasser bedrohte. Von einem Konsul, wie Marius, brauchte der Tribun keinen Widerstand zu fürchten. Aber ein passives Verhalten genügte noch nicht; er sollte jetzt positiv mitwirken, um die Bestätigung des Senats in einer noch nie vorgekommenen Form zu erlangen. Hierüber kam die konsulare Autorität selbst in eine zweifelhafte Lage; denn so selbständig war sie nicht, daß sie nicht an die Beschlüsse des Senats gebunden gewesen wäre: der aber weigerte sich, einen so weit aussehenden und gewaltsam auferlegten Eid zu leisten.

Marius geriet in die schwerste Verlegenheit. Sollte er den alten Freunden und Förderern widerstreben, oder sollte er den Senat drängen, einen Beschluß so ungesetzlicher Natur, wie der auf dem Forum gefaßte war, gut zu heißen und in Ausführung zu bringen? Ursprünglich erklärte er sich dagegen; im letzten Augenblick aber, um keinen Tumult zu veranlassen, gab er den Rat, das Gesetz nur insofern zu beschwören, als es wirklich Gesetz sei. Seine Meinung war, daß man den Tumult abtoben lassen und dann die Ungesetzlichkeit des gefaßten Beschlusses aussprechen möge.

Die Entscheidung der Streitfrage wurde hierdurch bis auf weiteres hinausgeschoben. Aber die Auskunft, die der Konsul getroffen hatte, befriedigte weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin. In der städtischen Plebs, welche das ganze Gesetz verwarf, gab sich eine unerwartete Sympathie für die Aristokratie kund. Metellus, der den Schwur nicht leistete und lieber ins Exil ging, wurde sogar populär in der Stadt. Auf der anderen Seite aber gerieten auch die beiden Demagogen in oppositionelle Aufregung. Sie faßten den Gedanken, an Stelle des unzuverlässigen Marius einen entschiedenen Parteimann, Glaucia selbst, für das nächste Jahr zum Konsulat zu befördern. Aber Glaucia stieß auf so viel Widerstand, daß die Faktion zu einem noch gewaltsameren Attentate schritt, als das früher begangene gewesen war. Der Mitbewerber Memmius, welcher durchzudringen schien, wurde inmitten der Versammlung vor aller Augen überfallen und erschlagen. Die Versammlung stob auseinander; aber die gräßliche Mordthat rief doch eine solche Entrüstung in der städtischen Plebs hervor, daß Saturnin, der als vornehmster Urheber der Unruhen überhaupt und ins-

besondere der begangenen Verbrechen betrachtet wurde, selbst in Lebensgefahr geriet.

Auch der aufgeregteste Parteikampf hat seine Schranken: der politische Antagonismus gilt für erlaubt, so lange er sich in denselben hält; geht er aber bis zu dem eigentlich verbrecherischen fort, so bekommt alles einen anderen Charakter: der politische Gegensatz steigert sich zum Kampf der Gewalt gegen die Gewalt.

In dem Zwiespalt jenes Momentes wußte sich Saturnin nur dadurch zu retten, daß er die ländliche Bevölkerung herbeirief und mit einer Schar von Bewaffneten das Kapitol besetzte. Man könnte die Verwirrung nicht beschreiben, die hierüber entstand. Wir hören, daß die alten Konsularen das Bewußtsein hatten, sich weder verteidigen, noch fliehen zu können. In dieser Bedrängnis faßte der Senat einen Beschluß, wie er in den äußersten Fällen der Not gefaßt zu werden pflegte: die Konsuln sollten, mit allen Prätoren, mit allen Tribunen — ausgenommen Glaucia und Saturnin — vereinigt, für die Erhaltung der Republik Sorge tragen.

Es war eine ähnliche Weisung, wie die einst an Opimius ergangene. Aber Opimius war ein Gegner der Gracchen gewesen, Marius war ein Freund des Saturnin und des Glaucia. Jedoch die in diesem Augenblick von dem Senat gefaßten Beschlüsse war er als Konsul verpflichtet in Ausführung zu bringen: und sehr eifrig unterzog er sich dieser Pflicht.

Mit seinem Kollegen verteilte er die in den öffentlichen Zeughäusern verwahrten Waffen an das Volk, und alle die, welche in dem Heile der Republik ihr eigenes erblickten, erschienen zur Seite der Konsuln und des Senats in ihrer Rüstung. Man darf diese Haltung des Marius nicht als eine Treulosigkeit gegen seine popularen Freunde bezeichnen: eine Empörung eines Prätors und eines Tribunen an der Spitze eines Teiles der römischen Plebs konnte er als Konsul nicht dulden; mit offenen Waffen gegen sie anzugehen, mochte er doch Bedenken tragen. Das wußte er aber als guter Kriegsmann dadurch zu vermeiden, daß er den Befehl gab, die Wasserleitungen, die nach dem Kapitol führten, abzusperren. Saturnin und seine Anhänger sahen sich hierdurch gezwungen, sich dem Konsul zu überliefern. Marius ließ die Gefangenen in die Kurie einschließen, mit der Erklärung: er werde sie bestrafen, wenn sie durch das Gericht förmlich verurteilt seien. So aber verstand die andere Partei den gewonnenen Vorteil nicht; man deckte die Kurie ab, tötete mit deren Ziegeln selbst die Eingeschlossenen, unter ihnen den Tribunen Saturnin und den Quästor Saufejus, welche die Abzeichen ihrer Ämter trugen. Glaucia ist auf der Flucht ergriffen und ebenfalls ermordet worden. Dergestalt wurde die Absicht des Senats auf tumultuarische Weise durchgeführt. Überhaupt zeigte sich, daß das Konsulat noch keine Stelle für ein plebejisches Faktionshaupt darbot und Marius ein solches damals noch nicht war. Metellus wurde aus dem Exil zurückberufen und mit Jubel auch von der städtischen Plebs begrüßt: er hat den Gegner,

dem er im Felde nicht zu vergleichen war, in der städtischen Bewegung überwunden. Durch die verbrecherische und gegen alle Grundlagen der Verfassung anstrebende Haltung der beiden Demagogen war Marius in die Unmöglichkeit versetzt worden, ihnen beizustehen. Dem Senat gereichte es zum Vorteil, daß er den einer Neuerung geneigten Konsul zum Werkzeug machte, eine solche zu hintertreiben. Marius mochte selbst fühlen, daß er in Rom nicht mehr am Platze sei; er begab sich nach Asien, wo sich eben die Entzweiungen mit Mithridates regten, in denen er eine Rolle zu spielen erwartete.

Blickt man auf den städtischen Kampf zurück, so entsprang er doch nicht so sehr aus den Streitigkeiten zwischen Senat und Plebs, von denen in der früheren Epoche allein die Rede war und die denn auch jetzt wieder hervortraten; der eigentliche Gegenstand des Streites war die Berücksichtigung der Bundesgenossen, über welche die Parteien in Rom sich entzweiten. Eine unmittelbare Folge der Katastrophe Saturnins betraf eben deren Interesse. Man hatte bei den letzten Unruhen erlebt, daß die Italiker in die Stadt gekommen waren und das Bürgerrecht ausgeübt hatten, was ihnen doch nicht zukam; sie mischten sich in die ländlichen Tribus und trugen nicht wenig zu den erwähnten tumultuarischen Beschlüssen und Verwirrungen bei. Auf diese Weise aber ließen sich so große Fragen nicht zur Entscheidung bringen, und, um für die Zukunft ähnliche Tumulte abzuschneiden, wurde im Jahre 659 der Stadt, 95 vor unserer Ära, unter zwei Konsuln, die man in der Zeit für die weisesten erklärte, welche zu dieser Stelle gelangt seien, ein Gesetz durchgebracht, nach welchem die Italiker darauf hingewiesen wurden, daß sie nicht Bürger seien: nur dem aber, welcher Bürger sei, komme es zu, Bürgerrechte auszuüben.

Durch ein solches Gesetz konnte der tiefeingreifende Gegensatz nicht beseitigt werden: derselbe trat vielmehr erst dadurch recht zu Tage. Die Begierde der Italiker, das römische Bürgerrecht zu erlangen, verdoppelte sich und kam eigentlich nun zum vollen Bewußtsein. Wir können darin die Lebensfrage des Jahrhunderts erblicken: wenn die Italiker nicht auf den Mitgenuß der aus den Eroberungen entsprungenen Vorteile, namentlich bei der Verteilung von eroberten Ländereien und der Ausführung der Kolonien verzichten wollten, so mußten sie wünschen, an den hierüber entscheidenden Versammlungen der römischen Bürger gleichberechtigt teilzunehmen. Wurde ihnen dies aber gewährt, so trat die größte Rückwirkung auf diese selbst, deren Bestand dadurch die tiefste Umwandlung erfahren mußte, in Aussicht. Der Gedanke könnte gefaßt werden, daß eine Repräsentation der verschiedenen Municipien eine geeignete Auskunft dargeboten hätte. Das hätte indessen eingeschlossen, daß die römische Bürgerschaft auch selbst auf eine ähnliche Weise vertreten worden wäre, was dem Wesen derselben entgegenlief. Eine repräsentative Form war überhaupt aus tausend Gründen nicht möglich; man dachte nicht an eine solche. Welches Mittel aber gab es dann, den offenen Kampf zu vermeiden?

In stürmischen Zeiten treten auch solche Männer auf, welche durch vernünftige, ausgleichende Maßregeln dem drohenden Bruche zwischen den einander widerstrebenden Elementen zuvorkommen zu können meinen. Ein solcher war Marcus Livius Drusus, der im Jahre 663 der Stadt, 91 vor unserer Ära, zum Tribunat gelangte. Er gehörte einem der vornehmsten Geschlechter der damaligen Nobilität an, unabhängig durch seinen Reichtum und für sich selbst tadellos. Er hat wohl gesagt, er wünsche in einem Hause zu wohnen, in welchem jede Handlung, die er vornehme, gesehen werden könne, sollte dasselbe auch von Glas sein. Noch bei weitem mehr Enthusiast und Idealist, als Tiberius Gracchus, nahm er nicht allein die italische, sondern auch eine andere Frage in die Hand, die damals die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte. Sie betraf den Zustand der Gerichte unter dem Ritterstand, welcher in den Provinzen zu Gewaltsamkeiten und selbst zu Verdammungen unbescholtener Beamten, die sich diesem Unwesen entgegensetzten, führte, die das öffentliche Wohl bedrohten, so daß der Wunsch des Senats gerechtfertigt wurde, die ihm entrissene richterliche Gewalt wieder zu erlangen. Livius Drusus trat in derselben allerdings auf Seite des Senats, jedoch unter Vorbehalt einer durchgreifenden Veränderung desselben: er beabsichtigte, dem Senat dadurch eine populare Form zu geben, daß derselbe durch dreihundert Mitglieder aus dem höheren Bürgerstand neu ergänzt werden sollte. Die Ansprüche der Italiker billigte Livius Drusus in ihrem vollen Umfang. Durch diese Mittel und Wege meinte er Italien zu befriedigen und zugleich die Wohlfahrt der Provinzen, die durch die Gewaltsamkeiten der Ritter gefährdet wurde, zu behaupten. Man ermißt den Umfang dieser Bestrebungen. Er wollte zugleich den Senat, welcher die höchste Gewalt faktisch inne hatte, durch Ergänzung aus andern Elementen, und das Volk durch die Herbeiziehung der Italiker von Grund aus reformieren und dabei doch die konstitutionellen Grenzen inne halten. Allein durchführbar waren diese Bestrebungen unter den gegebenen Umständen nicht. Die Korporationen, die er umzugestalten dachte, konnten nicht anders, als die Entwürfe des Tribunen unbedingt von sich weisen. Der Senat war gegen eine Ergänzung, durch welche eine neue Faktion gebildet worden wäre, und zwar eine so starke, daß sie die Regierung in die Hand bekommen haben würde. Die Ritter fragten, welches denn die Gewalt sei, durch welche die neu aufzunehmenden Senatoren bestimmt werden sollten. Noch durchschlagender würde die andere Veränderung gewesen sein.

Die römischen Bürger betrugen nach einer einige Jahrzehnte früher vorgenommenen Zählung gegen 400 000; die Italiker, welche das Stimmrecht erhalten hätten, berechnet man ungefähr auf 500 000 Köpfe, so daß die Plebs um mehr als das Doppelte vermehrt worden wäre. Beide Korporationen würden eine ganz andere Gestalt empfangen haben. Es leuchtet wohl ein, daß eine so durchgreifende Staatsveränderung, da sie einen eigentlich revolutionären Charakter, einen offenen Rechtsbruch nicht an sich trug, nur durch eine höchste

Gewalt von unbedingter Autorität durchgeführt werden konnte. Schon der Verdacht, nach einer solchen zu streben, konnte in Rom tödlich werden, und man darf nicht zweifeln, daß Livius Drusus das empfunden hat. Erst in unseren Zeiten hat man den Eid kennen gelernt, durch welchen sich die Italiker zu zwei Dingen verpflichtet haben, einmal: Rom auch als ihr Vaterland anzuerkennen; sodann aber: den Livius Drusus als ihren Wohlthäter zu betrachten; auf das letzte wird der größte Nachdruck gelegt. Sie wollen dieselben Feinde und Freunde mit ihm haben und für ihn ihr eigenes Leben, sowie das ihrer Familien wagen.

Der Volkstribun würde dann durch die italische Faktion, der auch der Senat nicht würde haben widerstreben können, das Oberhaupt von Rom geworden sein. Man braucht nicht gerade anzunehmen, daß die Absicht des Livius Drusus dahin gegangen sei. Aber augenscheinlich ist es, daß bei den zu erwartenden inneren Kämpfen die Italiker seine Verbündeten auf Leben und Tod gewesen sein und in diesem Sinne auch auf Rom zurückgewirkt haben würden. Mit großer Emphase werden in der Urkunde alle römischen Gottheiten, der kapitolinische Jupiter, der römische Herd der Vesta, Sonne und Erde, der seit den Altvordern von den Römern angebetete Kriegsgott, die Heroen, die die Stadt begründet sowie zur Herrschaft erhoben haben, als Zeugen dieses Eides angerufen.

Seine tribunicischen Gerechtsame nahm Livius Drusus auf das rücksichtsloseste wahr; er hat einmal den Konsul, der ihn in einer Rede unterbrach, dafür ins Gefängnis führen lassen; auf eine Einladung des Senats, sich in der Kurie einzufinden, hat er geantwortet: der Senat möge sich selbst zu ihm bemühen; und dem ist dann in der einen oder der anderen Weise Folge geleistet worden. Der hochstrebende Tribun bildete jetzt die Spitze der gesamten Autorität. Wer wollte sagen, was aus der Durchführung seiner Entwürfe, wenn sie gelungen wäre, hätte entstehen können. Aber zu Reformen dieser Art wäre eine schon bestehende unbedingte Gewalt nötig gewesen; aus dem Versuche, sie einzuführen, konnte eine solche nicht hervorgehen. Intellektuelle Überlegenheit und moralische Unbescholtenheit genügen nicht, um so hohe Ziele zu erreichen. In der Mitte seiner umfassenden, auf das allgemeine Wohl zielenden, aber mannigfache Interessen durchkreuzenden Entwürfe wurde Livius Drusus von dem Schicksal, dem Scipio Ämilianus erlegen sein soll, wirklich betroffen. In der Halle seines Hauses auf- und abgehend, ist er ermordet worden.

Sterbend soll er den Zweifel ausgesprochen haben, ob Rom jemals wieder einen so guten Bürger sehen werde, wie er gewesen sei. Nach seinem Tode fanden die Gegner Mittel, seine Gesetze eines Formfehlers wegen zurückzunehmen. Unter der Führung eines andern Tribuns begann eine Verfolgung aller derer, die an den Unterhandlungen mit den Italikern Anteil genommen hatten.

Der Senat blieb wie er war; die Plebs behauptete ihre Rechte; in den Italikern brach der Aufruhr aus.

Noch einmal spalteten sie sich in verschiedene Stämme: um einer des andern sicher zu sein, gaben sie einander Geiseln.

Eben hierbei aber war es, daß ihr Vorhaben bekannt wurde. Als der Prokonsul Servilius nach Asculum eilte, um die Bewegung noch zu unterdrücken, erregten seine Bedrohungen den Ausbruch derselben. Er selbst, sein Legat und alle Römer, die sich in der Stadt befanden, wurden getötet. Die Italiker sendeten jetzt nach Rom, um sich zu beklagen, daß sie, die so viel zur Gründung der Macht beigetragen, nicht einmal des Bürgerrechtes gewürdigt würden. Der Senat antwortete ihnen mit gewohnter Strenge; wenn es sie reue, was sie gethan, so wolle er mit ihnen unterhandeln; sonst möchten sie keine weiteren Boten senden.

Aufs neue zurückgewiesen, schritten sie zu entschiedenem Abfall. Die Picenter machten den Anfang; dann folgten die Vestiner, Marser, Peligner, Marruciner, Samniten, Lucaner. Ein Teil von ihnen, wie die Marser und Marruciner, hatte sich den Römern ohne Widerrede angeschlossen, sie waren schon ganz latinisiert; andere waren ihre heftigsten Feinde gewesen, sie redeten noch oskisch.

Gemeinschaftlich versuchten sie jetzt, sich durch eine Bundesverfassung zu vereinigen, die der römischen nachgebildet war, insofern das bei dem landschaftlichen Charakter derselben gegenüber dem bürgerschaftlichen in Rom möglich war. Die Stadt der Peligner, Corfinium, sollte den Namen Italika führen und der Hauptsitz des Bundes sein. Fünfhundert Senatoren, mit unbeschränkter Gewalt versehen, sollten den Bundesrat bilden. An der Spitze der Macht standen zwei Konsuln und zwölf Prätoren. Wir finden Denare ganz römischen Gepräges mit der Inschrift Italia; das Opfertier wird geschlachtet; acht Männer stehen zu beiden Seiten umher, oder ein Stier stößt die niedergeworfene Wölfin.

Ihr erstes Unternehmen war und mußte sein, daß sie die römischen Kolonien angriffen, deren Anlage ihnen schon so widerwärtig gewesen: Äsernia im Lande der Samniten, Alba im Lande der Marser, Salernum und, was sich sonst an die Römer hielt, Nola, Minturnae. Es fehlte nicht an Grausamkeiten. Vor Pinna wurden, weil es sich nicht anschließen wollte, junge Leute aus der Stadt geradezu ermordet.

Überall waren die Römer im Nachteil. Beim Überschreiten der Flüsse werden sie angegriffen, oder ein Wald, an den sie ihr Lager lehnen, wird in Brand gesteckt, oder man macht ihnen die Hülfsvölker in ihrem Lager abtrünnig: man erlebte, daß die Leichen vieler ausgezeichneter Männer nach der Stadt gebracht wurden.

Wären alle italienischen Völkerschaften mit der marsisch-samnitischen Bundesgenossenschaft einverstanden gewesen, so würden die Römer in die äußerste Gefahr gekommen sein.

Sie hatten Einsicht genug, in diesem Augenblicke nachzugeben; oder vielmehr, diese Gefahr gehörte dazu, um Zugeständnisse zu Wege zu bringen, welche sonst schwerlich hätten erlangt werden können.

Der Konsul Lucius Julius Cäsar, der im Kriege nicht sehr glücklich war, brachte ein Gesetz durch, welches den Latinern und den Bundesgenossen, die noch nicht zu den Waffen gegriffen hatten, das Bürgerrecht, das sie verlangten, wirklich gewährte.

Dadurch geschah, daß die Latiner an den Römern festhielten, Tyrrhener und Umbrer abgehalten wurden, dem Bunde der süditalienischen Völkerschaften beizutreten.

Schon die Alten haben bemerkt, daß ein solches Versprechen auch den Eifer der Kriegführenden schwächte. Aber das beste that doch das Übergewicht der römischen Waffen. Wie immer, wo man einen äußeren Feind zu bestehen hatte, so vereinigten sich auch diesmal die beiden miteinander streitenden Parteien der Stadt. Das Glück wollte den Römern wohl, daß sie zwei so ausgezeichnete Heerführer, wie Marius, der indes aus Asien zurückgekommen war, und Sulla, den Feinden entgegenstellen konnten.

Marius, der Plebejer, war besonders stark in der Verteidigung; er spottete des Feindes, der ihn aufforderte, aus seinen festen Stellungen hervorzukommen: daß er nicht mehr that, entschuldigte er mit einer Krankheit, die ihn verfolgte. Doch darf man wohl voraussetzen, daß auch sein Herz nicht bei einem Kriege war, welcher gegen seine alten Kameraden geführt werden mußte. Rücksichten dieser Art kannte Sulla, der zu den Optimaten zählte, nicht.

Er hat das Verdienst, die Marser in einer offenen Schlacht besiegt zu haben. Dann schlug er einen der Führer der Italiker, Cluentius, in Campanien. Bei Pompeji standen die beiden Heere einander eine Weile mit gleichen Kräften gegenüber, bis Sulla, anfangs wenig gefürchtet, endlich die Oberhand erlangte, den Feind aus dem Felde jagte, Nola auf das härteste bedrängte und die Hirpiner bezwang. In Samnium einrückend, traf er mit einem der Hauptanführer der Italiker, Papius Mutilus, zusammen. Er wußte ihn zu umgehen und zu schlagen; er nahm Bovianum ein, wo oft Versammlungen der Empörten gehalten wurden.

Indes eroberte Cnäus Pompejus Strabo Picenum wieder. Wie dann Asculum, wo die Empörung zuerst ausgebrochen, in seine Hände fiel, verdient wohl ein Wort der Erinnerung. Schon war hier eine Bewegung zu Gunsten der Römer in Gang gesetzt, als es einem der vornehmsten Führer der Italiker gelang, im Angesicht des feindlichen Heeres in die Stadt zu dringen, wo er alle seine politischen Gegner niedermachte. Die Stadt vermochte er aber dennoch nicht zu verteidigen. Als er dies inne wurde, ließ er in einem Tempel einen Scheiterhaufen errichten. Neben demselben hielt er noch einmal ein Gelag mit seinen Freunden; nach vielen anderen Bechern leerte er auch einen Becher Gift. Dann legte er sich auf den Scheiterhaufen und ließ

diesen anzünden. Einen Moment des Genusses hat er sich noch gewährt, aber sein Vaterland wollte er nicht überleben. Asculum fiel in die Hand des Pompejus, der ein furchtbares Gericht über die Stadt verhängte und hierauf Vestiner und Peligner bezwang und die Marser vollends niederwarf. Einer seiner Legaten, Sulpicius, besiegte die Marruciner.

Wollte man durchdenken, was der Erfolg gewesen wäre, wenn die Italiker in dem Kriege selbst gesiegt hätten, so könnte man nicht anders annehmen, als daß die alten autonomen Völkerelemente des mittleren und unteren Italiens wieder belebt worden wären. Rom würde nichts mehr vermocht und die Weltherrschaft, die es erworben, gewiß nicht haben behaupten können. Dann würden aber auch die nichtitalienischen Nationen, die den Römern gehorchten, sich wieder erhoben haben; die Welt wäre eine andere geworden.

Durch den Krieg geschah es nun, daß die römische Macht in Italien zu einer noch festeren Konsolidation gelangte. Die römische Plebs behielt die Oberhand über die italische Konföderation und zerstörte dieselbe. Wohl war dieser Sieg hauptsächlich durch die Überlegenheit der Waffen errungen, aber wesentlich hatten dazu die Konzessionen beigetragen, die doch wieder als eine Folge der Machtentwickelung der Italiker zu betrachten waren und eben in der Absicht gemacht wurden, einen den Römern entgegengesetzten furchtbaren Bund zu sprengen. Das Bürgerrecht, welches im allgemeinen versagt worden war, wurde den einzelnen Völkerschaften, die sich unterwarfen, zu Teil. Auch diese beschränkten Bewilligungen brachten nun aber eine durchgreifende Veränderung hervor. Die Italiker wurden in die Körperschaft aufgenommen, welche die oberste Gewalt in der Welt überhaupt besaß. Bei der wirklichen Durchführung dieses Zugeständnisses erhob sich dann sogleich eine neue Streitfrage von dem größten Belang.

Um die Umwandlungen, welche der Eintritt der Italiker in die Tribus insofern herbeiführen mußte, als dadurch die Majoritäten andere wurden als die bisherigen, zu vermeiden, hatte man den Gedanken gefaßt, sie nicht geradehin in die fünfunddreißig Tribus, in denen die Kopfzahl den Ausschlag gab, aufzunehmen, sondern sie besonders zu organisieren. Es ist nicht außer Zweifel, wie das geschehen sollte. Die Angaben der alten Historiker sind unsicher und widersprechen einander. Von den gelehrtesten Forschern nehmen die einen an, man habe die Italiker unter acht dazu besonders bestimmte Tribus verteilen wollen, wodurch zwar das Resultat der Abstimmung in eben diesen verändert worden wäre, ohne jedoch das allgemeine Votum zu beherrschen. Andere haben angenommen: die Absicht sei gewesen, neue Tribus zu errichten, die nach den anderen abzustimmen gehabt hätten, so daß eine kompakte Majorität der fünfunddreißig Tribus, wie man sie bei den entgegengesetzten Interessen der eingeborenen und der hinzugetretenen Bürger wohl erwarten durfte, dabei doch nicht minder entscheidend geblieben wäre als bisher. Die Kontroverse ist mehr von antiquarischer, als von politischer Bedeutung: denn auf die eine oder die andere Weise würde doch das Resultat

der Abstimmungen in den Komitien immer dasselbe geblieben sein, wie das bisherige. Aber man begreift, daß den Italikern das eine und das andere gleich widerwärtig war: das ihnen gemachte Zugeständnis des Bürgerrechtes würde doch nur ein illusorisches geworden sein; sie wollten in den Tribus ebensogut mitstimmen, wie die römischen Bürger selbst. Um zu diesem Ziele zu gelangen, war ihnen nichts förderlicher als eine Entzweiung, die damals zwischen Senat und Plebs ausbrach. Den Anlaß gab die Schilderhebung des mächtigen Königs am Pontus Euxinus, welche die Autorität der Römer im Orient überhaupt zweifelhaft machte. In Italien hatte eben alles die Waffen geführt, siegreiche Heere hatten sich gebildet: man zweifelte nicht, daß eine entschlossene Ermannung gegen Mithridates den Unternehmungen desselben ein Ende machen würde; die Frage entstand, durch wen das geschehen solle. Schon war Sulla, der in dem letzten Kriege gewiß das beste gethan hatte, zum Konsul erwählt und durch das Los zur Führung des Krieges in der Provinz Asia bestimmt worden. Dem aber setzte sich nun Marius, der in dem vorangegangenen Kampf gegen die Cimbern, welcher noch in jedermanns Gedächtnis war, die Entscheidung herbeigeführt hatte, mit angeborenem militärischem Ehrgeiz entgegen. Man erhob nicht allein wegen seines Alters Einwendungen gegen ihn: aus den Krankheitsanfällen, die er erlitten hatte, suchte man zu erweisen, daß er zu einem neuen Feldzuge nicht mehr tüchtig sei. Aber Marius, der sich wieder wohl befand, kam nach Rom, wo er selbst in der Palästra erschien, um die ungebrochene Tüchtigkeit seiner Leibeskräfte vor aller Augen zu beweisen; er wollte, und zwar durch die Volksversammlung, zum Prokonsul ernannt und mit der Provinz, zu welcher Sulla bereits designiert war, ausgestattet werden: denn das, sagten seine Freunde, sei von jeher das Recht des Volkes gewesen, über die Verteilung der Provinzen den definitiven Beschluß zu fassen. Unter ähnlichen Umständen hatte einst Marius durch Volksbeschluß die Provinz Numidien erlangt. Indem er nun diesen Anspruch der Plebs für sich aufrief, verband er damit zugleich das große Interesse der Italiker, die ja schon immer als seine Anhänger betrachtet worden waren und ihm selbst die erste Aufnahme in das römische Bürgerrecht verdankten. Hiebei fand er eine Unterstützung in dem damaligen Volkstribun Publius Sulpicius Rufus, der aus einer der vornehmsten und reichsten Familien stammend und hochgebildet — wie er denn unter den Rednern der Zeit einen vorzüglichen Ruhm erwarb — zugleich von dem Ehrgeiz durchdrungen war, eine politische Rolle zu spielen. Der glaubwürdige Autor, auf den wir hauptsächlich angewiesen sind, schreibt die Initiative bei dieser Vereinbarung mit einfachen Worten dem Marius zu. Aber kein Zweifel ist, daß Sulpicius dabei zugleich seine eigne Sache verfocht, nicht sowohl gegen Sulla, als gegen den Mitkonsul desselben. In diesem, Quintus Pompejus Rufus, sah er seinen persönlichen Feind, obwohl er mit demselben früher in vertraulichen Beziehungen gestanden hatte, und vielleicht gerade eben deshalb. Er erklärte sich nun für die Ansprüche der Italiker, d. h. deren unverkümmerte

Aufnahme in die Tribus. Die Sache der Italiker bekam hierdurch zugleich eine unmittelbare politische Bedeutung für die in Rom selbst um das allgemeine Übergewicht kämpfenden Persönlichkeiten.

Mit Marius verbündet, an der Spitze der die Verfügung über die Provinzen fordernden Plebs und zugleich der Italiker, nahm Sulpicius bereits eine gebietende Stellung; es sollte scheinen, als habe er den Senat gar nicht mehr anerkannt. Man erzählt: er habe vielmehr aus seiner Partei, der er den Inbegriff aller Staatsgewalt beilegte, sich einen Gegensenat gebildet. Auf dem Forum war er ohne Zweifel der stärkere, und es ließ sich nicht anders erwarten, als daß er bei den nächsten Volksversammlungen die Oberhand behalten würde.

Ähnliche Unternehmungen waren auch die der Gracchen und des Saturninus gewesen. Alle zielten dahin, Volksversammlungen unter ausschließender Autorität des Volkstribuns zu stande zu bringen, um die Gesetze durchzuführen, für die man den Beistand des Senats nicht erlangen konnte. Der Senat hatte diesem Vorhaben allezeit Widerstand geleistet: wir wissen, mit unzweifelhaftem Erfolg. Die Versammlungen, welche die Gracchen beriefen, waren zerstreut worden, indem sie sich noch bildeten. Saturninus hatte wirklich eine Versammlung zu stande gebracht, in welcher seine Vorschläge durchgingen; allein der Senat war dann doch dieser Partei mächtig geworden. Die Urheber der Bewegung waren in einem tumultarischen Auflauf zu Grunde gegangen. Von Sulpicius nun, welcher zwei große Anliegen, das der römischen Plebs selbst und der Italiker, vereinigte, ließ sich nicht bezweifeln, daß er die Volksversammlung mit sich fortreißen würde. An eine Gegenwirkung, wie die frühere, konnte jetzt nicht wohl gedacht werden. Die Konsuln wußten kein anderes Mittel, als daß sie kraft einer mit ihren religiösen Befugnissen zusammenhängenden Autorität Ferien ankündigten, in denen eine Volksversammlung nicht gehalten werden dürfe. Dadurch geschah aber, daß sie den Impuls der Bewegung gegen sich selbst heranzogen. Sulpicius erschien mit einer überlegenen, schon mit eigentlichen Waffen versehenen Menge auf dem Forum und forderte vor allen Dingen die Aufhebung der angesagten Ferien. Wir erfahren, daß er die Weisung gegeben hatte, jeden, der sich widersetze, niederzustoßen, ohne der Konsuln selbst zu schonen. Noch niemals war die gesetzliche Autorität so gewaltsam angetastet worden. Das Ansehen des Marius, das Eindringen einer neuen zum Bürgerrecht berufenen Menge, der rücksichtslose Eifer eines tribunicischen Oberhauptes wirkten dabei zusammen. Nicht in früheren zurückgewiesenen Anläufen, aber in diesem, welcher durchdrang, trat eine Umwälzung der öffentlichen Gewalt ein, die man wohl mit dem Wort Revolution bezeichnen könnte.

Ein Sohn des einen der beiden Konsuln, Schwiegersohn des anderen, wurde hiebei getötet; dem Konsul Pompejus selbst gelang es, sich durch die Flucht zu retten. Sulla wurde, wie er selbst erzählt hat, in das Haus des Marius geschleppt; er sah sich genötigt, von da aus auf das Forum zu

gehen und die angekündigten Ferien aufzuheben; dann aber fand er Mittel, zu dem Heere bei Nola zu entkommen, das von dem vorigen Kriege her noch unter seinem Oberbefehl stand. Für Sulpicius hatte es nun, da das legale Hindernis der Komitien, freilich auf höchst illegale Weise, weggeräumt war, keine Schwierigkeit mehr, sie zu berufen und die Gesetze, die er beabsichtigte, besonders die Aufnahme der Italiker in die fünfunddreißig Tribus durchzuführen, — und, worauf von Anfang an alles abgesehen war: Marius wurde zum Oberbefehlshaber in dem Kriege gegen Mithridates ernannt.

Darin liegt die unmittelbare Veranlassung des Bürgerkrieges, welcher nicht allein aus der Zwistigkeit zwischen Senat und Plebs entsprang, sondern zugleich aus dem Gegensatze der Italiker gegen die bestehenden Institutionen und aus dem Ehrgeiz kriegsgewaltiger Oberhäupter.

Wenn man fragt, wieso die Plebs, welche bisher gegen die Ansprüche der Italiker gewesen war, jetzt für dieselben gewonnen wurde, so liegt der Grund darin, daß den Italikern infolge der letzten Kriege bereits ein Anteil an den bürgerlichen Rechten zugefallen war. Nicht mehr, wie sonst, standen der Senat und die Plebs den Italikern gegenüber; sondern die Plebs mußte es gern sehen, wenn in ihren der Alleinherrschaft des Senats entgegengesetzten Versammlungen die Partei der Opposition sich entschieden verstärkte, und zwar auf eine Weise, durch welche die Gesamtbeschlüsse bestimmt wurden. Dahin waren die Ideen der Gracchen von Anfang an gegangen: jetzt erst wurden sie durchgeführt. Aber zum Ziele gebracht war doch die Sache dadurch nicht.

Zehntes Kapitel.

Erster Bürgerkrieg. Repression des Mithridates.

Wiederholen wir noch einmal die maßgebenden Motive der Bewegung: das Ziel, das man in allen Phasen derselben vor Augen hat, ist immer das nämliche. Es besteht in der Erwerbung der gesetzgebenden Gewalt ausschließlich für die Volksversammlung. Die Gesetze sind im einzelnen nicht so wichtig, wie die Tendenz im ganzen. Zwei Momente kommen dabei in Betracht, die an sich verschieden sind, aber genau ineinandergreifen: einmal die Zusammensetzung der Volksversammlung und sodann ihr Verhältnis zum Senat. Die Volksversammlung muß von allen Beziehungen losgerissen werden, durch welche sie von den vornehmen Geschlechtern in Unterordnung gehalten wird. Dazu hauptsächlich dienen die Gesetze, welche in der unteren Klasse, bei den sogenannten „Bedürftigen“, ein unmittelbares Interesse an

den Staatsverhandlungen anregen und in Gang erhalten. Die agrarischen, frumentarischen, sowie die Gesetze über die militärische Ausrüstung verfolgen alle denselben Zweck. Ihre Wirkung wird nur dadurch beschränkt, daß sich im Volke mehrere Klassen befinden, die doch nicht alle durch die Gesetze gleichmäßig befriedigt werden, selbst nicht durch das agrarische. In diesem Kreise haben sich die Gracchen bewegt. Sie gingen dadurch unter, daß das agrarische Gesetz einen Konflikt der römischen Plebs in sich selbst und mit den Italikern hervorrief. Eine große Verstärkung bekam nun aber das demokratische Element durch die Erweiterung des Kriegsdienstes, die das System des Census zersprengte und auch den Proletariern Rechte gab, welchen die allgemeine Anerkennung nicht versagt werden konnte; noch mehr aber durch die Ansprüche der Italiker, die sich ebenfalls auf die unter den Waffen geleisteten Dienste gründeten. Der Bundesgenossenkrieg, der hierüber ausbrach, führte doch zuletzt dahin, daß die Italiker auf die eine oder die andere Weise in die Tribus aufgenommen werden mußten. Unter welchen Bedingungen das geschehen sollte, ist vielleicht nicht von so großer Wichtigkeit, wie es scheint, — genug, es geschah.

Das Emporkommen der Proletarier begründete hauptsächlich die Politik des Saturnin, doch vermochte er nicht, den Senat zu überwältigen. Dagegen stützte sich Sulpicius zugleich auf den Eintritt der Italiker, durch deren Beistand er in der That stark genug wurde, um die Konsuln zu verjagen und in der Volksversammlung Beschlüsse durchzuführen, welche ihr die Oberherrschaft sicherten. Die legislative Gewalt wurde der Volksversammlung faktisch dadurch zu Teil, daß die Bedingung eines für die Beratungen erforderlichen vorläufigen Senatskonsultes beiseite geschoben war und in Vergessenheit geriet. Nun erst gewann der Satz: daß alles, was das Volk beschließe, das Gemeinwesen verpflichte — volle Wahrheit. Doch hatte der Senat noch immer die Vorhand bei der Bestimmung der militärischen Oberanführung. Diese wurde ihm dadurch entzogen, daß das Volk einen vom Senat genehmigten, an sich sehr befähigten Kriegsführer von der ihm schon zuerkannten Provinz ausschloß und einen anderen an seine Stelle setzte. Der Grund hievon lag nicht so sehr in der Sache, als im Gegensatz der Faktionen. Sulla, der zur Heerführung bestimmt worden, gehörte den vornehmen Geschlechtern an. In die Hand eines solchen Mannes aber wollte die Volksversammlung eine Gewalt nicht kommen lassen, die ihm, wenn der Sieg errungen wurde, woran man nicht zweifelte, einen gebietenden Einfluß in Aussicht stellte; sie zog das demokratische Oberhaupt vor, den Überwinder der Cimbern, der dann, wenn er siegte, seine Macht zu ihren Gunsten anwenden würde. Die Voraussetzung war gewesen, daß den auf dem Forum, welches jetzt die Kurie auseinanderwarf, durchgedrungenen Beschlüssen allenthalben Gehorsam geleistet werden würde. Das hatte aber — man darf es nicht verkennen — darin eine große Schwierigkeit, daß diese Beschlüsse die Oberanführung in dem unmittelbar zu unternehmenden Kriege betrafen. Der Konsul, dem dieselbe bestimmt

war, wurde ihrer durch die Gewaltsamkeiten des Forums beraubt. Und nicht allein gesetzlich war die Armee dem Konsul Cornelius Sulla verpflichtet: eben in dem letzten Kriege hatte sich ein enges Verhältnis der Truppen zu ihren Führern zu bilden angefangen, welches von sehr individueller Natur war. Sollten nun — das war die Frage — die zum Kriege gegen Mithridates unter Sullas Führung bestimmten Legionen die Beschlüsse einer Volksversammlung, deren Legalität doch keineswegs am Tage lag, die Exauktoration ihres Führers, die auf sie selbst zurückfiel, sich ruhig gefallen lassen? Sollte ein Mann wie Sulla seinem politischen und militärischen Nebenbuhler, wiewohl er demselben zuletzt eine gewisse Schonung zu danken hatte, ohne weiteres weichen? Darin, daß das nicht geschah, liegt die große Wendung der Dinge.

Aus der Hauptstadt flüchtig, wendete sich Sulla an die um Nola her versammelten Legionen, die ihm schon in dem Bundesgenossenkriege zur Seite gestanden hatten und zu dem neuen Feldzuge bestimmt waren. Denen stellte er vor, was in den auf dem Forum gefaßten Beschlüssen für sie selbst liege: Marius werde zu dem asiatischen Kriege andere Truppen ausheben und diesen der Gewinn davon zu Teil werden. Bei seinen Legionen fand er das bereitwilligste Gehör. In dem Kriege sahen sie nicht eine Gefahr; denn des Sieges fühlten sie sich im voraus gewiß. Der Wetteifer des Feldherrn und der Truppen galt zugleich der Ehre und dem Gewinn, der aus einem siegreichen Feldzuge entspringen mußte. Die Legionen in Nola fühlten sich in jeder Beziehung eins mit ihrem Feldherrn: sie selbst forderten ihn auf, Mut zu fassen und sie nur geradezu gegen Rom zu führen. Ein Entschluß von unberechenbarer Tragweite, gegen die Hauptstadt zu ziehen: denn gegen die höchste Gewalt, welche unter den Bürgern in derselben konstituiert wurde, waren die bürgerlichen Waffen zum Gehorsam verpflichtet: es war ein Schritt, der allen Begriffen, in denen man bisher gelebt hatte, entgegenlief. Der Feldherr wagte nicht, es auszusprechen; die Unterbefehlshaber zogen sich zurück, sobald sie davon hörten: es war der eigenste Entschluß der Truppen selbst.

Indem sie gegen Rom vorrückten, kam ihnen von da eine Gesandtschaft entgegen mit der Frage: was sie bewege, gegen ihr Vaterland zu ziehen? Sulla sagte: er wolle Rom von den Menschen befreien, von welchen es tyrannisiert werde. Es ist kein Zweifel, daß es dennoch hierüber zu Verhandlungen gekommen ist. Sulla hat sich erboten, wenn der Senat mit Marius und Sulpicius auf dem Forum zu einer Beratung zusammentrete, so werde er thun, was man infolge derselben beschließe. — Hierauf wurde im Namen des Senats an Sulla die Forderung gestellt: zunächst mit seinem Lager fünf römische Meilen von der Stadt entfernt zu bleiben, dann werde man über alle obschwebenden Streitigkeiten einen Austrag zu finden versuchen. Allein Sulla war kein Mann, sich wirklich auf Maßregeln zweifelhaften Ausganges ernstlich einzulassen. Und schon langte auch Pompejus

mit seinen Legionen bei Sulla an. Die beiden aus der Stadt verjagten Konsuln fühlten sich stark genug, um mit Gewalt in dieselbe zurückzukehren und die Autoritäten zu sprengen, welche sich jetzt gebildet hatten. Sulla erblickte in Marius, Pompejus in Sulpicius seinen unversöhnlichen Feind: sie meinten, jeder Verzug werde den Gegnern dazu dienen, sich in ihrer Stellung zu behaupten.

Den Gesandten, die bei ihm angelangt waren, gab Sulla noch die Befehle zu vernehmen, die er seinen Truppen zur Absteckung eines Lagers erteilte; gleich darauf aber rückte er hinter ihnen her auf Rom los. Er sah die Sache bloß aus dem militärischen Gesichtspunkte an. Daß es seine Vaterstadt war, flößte ihm nicht die mindeste Rücksicht ein. Indem die Zugänge der Stadt auf allen Seiten von den Legionen eingenommen wurden, drang er selbst mit den Zuverlässigsten, die um ihn waren, durch die Porta Collina in Rom ein. Er war nicht etwa willkommen. Man empfing seine Truppen mit Pfeilen und Ziegeln von den Dächern; er wußte den Widerstand nur dadurch zu brechen, daß er Anstalt traf, Feuer anzulegen; er selbst soll eine Fackel in die Hand genommen haben. Marius und Sulpicius hatten indessen eine Truppenschar auf dem Forum Esquilinum versammelt, und da kam es nun mitten in der Stadt zu einer förmlichen Schlacht zwischen den beiden Heeren, den beiden Parteien. Marius und Sulpicius verfochten die soeben durchgeführten Einrichtungen: den Eintritt der Italiker in die Tribus, die Herrschaft der demokratischen Volksversammlung über den Senat; Sulla: die Autorität, die er selber kurz vor den letzten Ereignissen besessen hatte, das Ansehen der Konsuln und die Geltung der von ihnen angekündigten Feiertage, sowie bis auf einen gewissen Grad die Sache der Nobilität und der Aristokratie. Es würde nicht außer aller Ordnung gewesen sein, wenn er durch Verstärkung der Plebs in seinem Sinne eine Zurücknahme der letzten legislatorischen Maßregeln durchzuführen versucht hätte; daß er aber ein zum Kriege bestimmtes und gerichtetes Heer in die Stadt führte, um seine Gegner zu vernichten, das war das Neue, zwar durch den Gang der Dinge Vorbereitete, aber doch Unerhörte. Die Oberhand zu behaupten, ward ihm nicht ganz leicht; er hat sich einmal in die vordersten Reihen seiner Truppen mit einer Fahne in der Hand gestürzt: denn die Fahne zu verlassen, war das größte Vergehen, dessen sich ein Römer schuldig machen konnte. So wußte er die militärische Disciplin auch bei dem Angriffe auf römische Bürger aufrecht zu erhalten; und da er neuen Zuzug erhielt, gerieten die Angegriffenen in die schwerste Bedrängnis. Marius hat in diesem Augenblicke zum Äußersten gegriffen und die Sklaven zur Freiheit aufgerufen; einen Erfolg konnte sein Aufruf inmitten der Krisis jedoch nicht haben: und da er fürchten mußte, von einer andern Seite her umgangen zu werden, so warf sich der alte Held, der anderen Feinden gegenüber immer vorwärts gegangen, vor dem bürgerlichen Antagonisten in die Flucht samt Sulpicius und allen denen, welche als die Häupter der Partei betrachtet werden konnten. Sulla erwarb sich

das Verdienst, seinen Leuten keine Plünderung zu gestatten; es war ihm genug, alle wichtigen Punkte der Stadt mit seinen Truppen besetzt zu halten.

Am andern Morgen berief er eine Volksversammlung und machte Vorschläge, die dem siegreichen Heere gegenüber niemand zurückzuweisen wagte.

Die Hauptsache ist, daß der Senat durch dreihundert Mitglieder verstärkt werden, dann aber das alte Recht der Initiative bei der Gesetzgebung wieder erhalten sollte: ohne seinen Vorbeschluß solle nichts vor das Volk gebracht werden dürfen. In der Volksversammlung selbst sollten die alten Formen hergestellt und dadurch die neu eingedrungenen demokratischen Elemente wieder beseitigt werden. Der Verfassungsform, wie sie zuletzt von Sulpicius ins Werk gesetzt worden war, ward hierdurch eine von Grund aus verschiedene entgegengestellt; die eine schloß die Herrschaft der durch die Italiker verstärkten Tribus in sich, gemäß den auf dem Forum früher erkämpften Vorteilen; die zweite aber trug nicht, wie früher, eine durchaus aristokratische, sondern zugleich eine, wenn nicht monarchische, doch imperatorische Färbung. Darin lag das wichtigste Moment, daß der Sieg eines übermächtigen Heerhaufens unter einem entschlossenen Führer über die bürgerliche Verfassung entschieden hatte. In dieser Form gelangte jetzt die aristokratische Partei wieder zum Übergewicht; und der siegreichen Faktion gab nun Sulla noch eine furchtbare Waffe in die Hand in den Proskriptionen, die er über seine vornehmsten Gegner, welche er als Feinde der Republik bezeichnete, verhängte, so daß sie von jedermann getötet werden könnten. Sulla ist insofern der Urheber der Gewaltsamkeiten, von denen die Republik bald nach ihm betroffen worden ist. Die durchschlagendsten Maßregeln, zu denen er schritt, sind, daß er die Volksversammlung nötigte, unter dem Schrecken der Waffen Beschlüsse nach seinem Sinne zu fassen, und daß er die unversöhnlichen Gegner mit Proskriptionen heimsuchte, durch welche sie vernichtet werden sollten.

Ob er sich nun der Oberherrschaft in Rom und in Italien so versichert hielt, daß er den Feldzug, zu dem er bestimmt und gerüstet war, unverzüglich antreten zu können meinte, dürfte man bezweifeln. Hätte es in seiner Hand gestanden, so würde er, wenigstens in diesem Augenblicke, sich wahrscheinlich nicht entfernt haben. Aber der Feldzug selbst, von dessen Ausgang er dieselben Erwartungen hegte, wie seine Truppen, mußte ihm rückwirkend dazu dienen, seine Macht in Italien zu verstärken, und auf keinen Fall konnte er ihn länger verschieben: denn höchst gefährlich zeigte sich der Feind, den man zu bekämpfen hatte.

Mithridates VI. von Pontus hatte sich im Kampfe mit den benachbarten Scythen ein tapferes Heer gebildet und sich dann von Sinope her den Durchgang durch die Propontis erzwungen. Er nahm die volle Unabhängigkeit eines asiatischen Selbstherrschers in Anspruch, ganz anders, als

sein Vater, der allezeit am Bündnis mit Rom festhielt. Daß die Römer den Besitz der Länder, die sie dem Vater übertragen hatten, ihrem Grundsatze gemäß, diese Übertragungen als zurücknehmbar zu betrachten, dem Sohne anheim zu geben zögerten, brachte diesen zu dem Entschluß, sich mit seiner ganzen Macht gegen sie zu erheben.

Marius hatte ihm gesagt: er müsse entweder von seinen Forderungen abstehen, oder sich auf einen Krieg auf Leben und Tod mit Rom gefaßt machen. Aber nicht eigentlich durch seine Streitmacht war er furchtbar: der Krieg, den er begann, nahm zugleich eine nationale Gestalt an, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war. Nachdem Pergamum durch die Erbschaft der Attaliden an Rom übergegangen, und Vorderasien sowie Griechenland der Verwaltung der Römer, ihren Anmaßungen und ihren Gewaltsamkeiten unterworfen war, regte sich in der Bevölkerung ein tiefer, allgemeiner Haß gegen sie, der zum Ausbruch gelangte, sobald ein mächtiger einheimischer Fürst ihre Herrschaft zweifelhaft machte. Die unterworfenen Nationalitäten erhoben sich in unerwartetem Einverständnis gegen die Macht der Römer. Man hat viel von der Verbindung des pontischen Königs mit den Italikern gesprochen, und glaubwürdig wird überliefert: von diesen sei der Antrag zu einem solchen Bündnis, durch welches Rom niedergeworfen werden würde, an ihn ergangen; der König habe geantwortet, er werde kommen, sobald er sich Asien unterworfen habe. Aber dabei verfuhr er in Asien auf eine Weise, bei der zwischen Italikern und Römern kein Unterschied gemacht wurde.

Mithridates hat einmal die Ermordung aller, deren man habhaft werden konnte, mochten sie Römer oder Italiker sein, systematisch anbefohlen. Den Sklaven war für den Verrat ihrer Herren die Freiheit versprochen; wer sie verbergen würde, ward mit Strafe bedroht. Ein Tag des Mordes brach an, der über die Römer für alle die Unbill, die sie in Asien gethan haben mochten, eine entsetzliche Rache verhängte. Sie wurden von den Bildern der Götter weggerissen, die sie umfaßten, und umgebracht oder, noch sie umklammernd, mit Pfeilen erschossen. Flüchtlinge wurden in das Meer verfolgt und da getötet. Abfall und Mord breiteten sich nach den Inseln aus. In Rhodus fand Mithridates Widerstand.ʳ Delos dagegen nahm sein Feldherr Archelaus, von Herkunft ein wahrscheinlich hellenistischer Kappadocier, der ihm schon gegen Bithynien gute Dienste geleistet hatte, in Besitz.

Von da warf sich die Macht des Königs von Pontus, wie einst die syrische, nach dem eigentlichen Griechenland. Achaja samt Böotien und Lacedämon fielen ihm bei. Von besonderer Bedeutung war es, daß er sich zum Meister von Athen machte. Er bediente sich hiezu eines geborenen Atheners, Aristion, in welchem sich die Vermischung politischer Tendenzen mit philosophisch-rhetorischer Bildung, Ehrgeiz und Genußsucht recht widerwärtig darstellt. Man weiß nicht, ob er der epikuräischen oder der peripatetischen Schule angehörte; keine hätte die andere um ihn zu beneiden. Er wurde

von Archelaus beauftragt, das heilige Geld von Delos nach Athen zu bringen. 2000 Mann, die ihn begleiteten, halfen dem Philosophen, sich zum Tyrannen zu machen. Die Römischgesinnten wurden getötet. Es war also ein Krieg nicht allein gegen einen entfernten empörten König, zu welchem Sulla aufbrach: es war eine allgemeine wilde Reaktion gegen die Herrschaft der Römer selbst, der er mit seinem Heere Einhalt zu thun sich anschicken mußte. Der Krieg gegen Mithridates betraf zugleich die Autorität der Römer im Orient überhaupt.

Nicht darüber waren die Römer in Entzweiung geraten, ob dieser Krieg unternommen werden, sondern darüber, wer denselben führen sollte. Indem nun Sulla ihn in die Hände nahm, regte sich damals in seinen Feinden nicht einmal der Gedanke, mit dem König in Verbindung zu treten gegen ein Oberhaupt, in welchem sie jetzt den gemeinschaftlichen Feind sehen konnten. Sie hielten vielmehr daran fest, daß das Recht, den Kampf mit Mithridates auszuführen, ihrer Partei nur durch einen Gewaltstreich entrissen sei. Aber die Abwesenheit Sullas aus der Hauptstadt und seine Beschäftigung in einem Kriege, der seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, erweckten in ihnen die Absicht, die eben in den bürgerlichen Streitigkeiten eingetretene Entscheidung wieder rückgängig zu machen.

Die besiegte Partei war doch in der Hauptstadt nicht etwa vernichtet, und die Proskriptionen hatten keineswegs den Fortgang, den Sulla erwartete: Marius wurde davon nicht erreicht.

Wie hätte nicht der Name des Mannes, der soeben als der dritte Erbauer von Rom begrüßt worden war, ihm eine gewisse Rücksicht verschaffen sollen? Allgemein bekannt ist der Vorfall von Minturnä, wohin sich Marius gerettet hatte. Die Stadt wollte ihn nicht verschonen, aber hatte doch auch nicht den Entschluß, ihn durch ihre eigenen Leute umbringen zu lassen; sie schickte einen Kriegsgefangenen aus dem letzten cimbrischen Feldzuge, um das ins Werk zu setzen. „Mensch," sagte Marius, als er ihn eintreten sah, „Du willst es wagen, dem Cajus Marius das Leben zu nehmen?" Der gebieterische Ton der Stimme, die leuchtenden Augen des greisen Helden machten auf den alten Kriegsgefangenen, der die Vorgänge im Feld nicht vergessen haben konnte, so großen Eindruck, daß er erklärte: den Mann vermöge er nicht zu töten. Marius und einige andere der besten unter seinen Anhängern retteten sich nach Afrika. Zugleich trat auch in Rom selbst die gestürzte populare Partei wieder hervor. Sie bestand, wie wir wissen, in den Italikern, welche ihren Anspruch, in die fünfunddreißig Tribus verteilt zu werden, nicht aufgegeben hatten; sie hielten vielmehr die Volksversammlung, in der derselbe genehmigt worden war, für gesetzlich und bindend, worin dann zugleich lag, daß Marius als der durch die Gesetze bestimmte Anführer gegen Mithridates betrachtet zu werden fortfuhr.

Der Konsul Lucius Cinna, dessen Erhebung zu dieser Würde Sulla nicht wohl verhindern konnte, hatte versprechen müssen, nichts gegen die neue

Ordnung der Dinge zu unternehmen. Nach Sullas Abreise aber trug er kein Bedenken, sich an die Spitze der Italiker zu stellen und den Versuch zu machen, in einer neuen allgemeinen Versammlung ihre Forderung durchzuführen. Er fand aber dabei an dem anderen Konsul, Octavius, und dessen Anhängern einen überlegenen Widerstand, so daß er mit den ihm ergebenen Tribunen Rom verlassen mußte. Indem er einen Rückhalt in den bundesgenössischen Städten suchte, wurde er in Rom des Konsulats entsetzt und selbst des Bürgerrechtes beraubt. Damit aber war er keineswegs beseitigt. Einige Senatoren, unter denen Cajus Sertorius war, gesellten sich zu ihm. Bald wurde Cinna durch die Unterstützung der Italiker stark genug, um in Capua Truppen um sich zu sammeln, die zum Teil aus denen bestanden, durch deren Stimme er einst in Rom zum Konsulat gelangt war. Das Ereignis ist, daß sich der in Rom vorwaltenden sullanischen Partei gegenüber ein Kriegsheer von entgegengesetzten Intentionen sammelte. Einst erschien Cinna vor dem versammelten Heere zuerst in seinem konsularen Schmuck, ließ aber dann die Rutenbündel niederlegen und erklärte: was ihm das Volk gegeben, habe ihm der Senat genommen; wenn das erlaubt sei, werde sich künftig niemand mehr um Volksversammlung und Bürger bekümmern. Die Truppen erkannten ihn als ihren Konsul an und leisteten ihm den militärischen Eid.

So wurde wieder ein Heer gebildet, nicht ohne einen gewissen Anschein von Legalität, an welches sich die von Sulla Proskribierten anschließen konnten. Diese hatten in Afrika weder bei dem Numiderkönig, noch in der römischen Provinz ein Asyl gefunden. Der Prokonsul ließ dem Marius erklären: wenn er nicht von selbst das Land verlasse, so werde er nach den Beschlüssen des Senats, als Feind der römischen Republik behandelt werden. Marius trug dem Boten auf, dem Prokonsul zu sagen: er habe den Cajus Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen sehen. Mit diesem Gefühl der Vergangenheit, gegen welches sich die Gegenwart wie eine schlechte Ironie ausnahm, wandte sich Marius nun mit einer Schar, so gut er sie eben um sich hatte sammeln können, nach den etrurischen Küsten, wo er die italische Population zur Behauptung des ihr gebührenden Bürgerrechtes aufrief.

Cinna schickte ihm die Insignien des Prokonsulats: Marius weigerte sich, sie anzunehmen. In der Gestalt eines Verjagten, ohne den Schmuck eines Feierkleides, mit langem Haar, das er seit seiner Verjagung nicht abgeschnitten, zu Fuß zog er mit seiner Schar daher, nun siebzig Jahre alt. In seiner Erscheinung fand das Selbstbewußtsein des Verdienstes und großer Thaten, verschmolzen mit dem Gefühl, daß er Unrecht leide, einen schreckenerregenden Ausdruck. Der Senat war soeben in Unterhandlungen mit den noch nicht unterworfenen Bundesgenossen begriffen, doch trug der Beauftragte Bedenken, ihnen die Bedingungen zu gewähren, die sie verlangten. Marius bewilligte alles, was sie wollten, und zog sie dadurch an sich. Cinna und

Carbo, Sertorius und Marius rückten nun gegen Rom vor, wo die Partei regierte, durch welche sie ausgestoßen und verdammt worden waren. An sich wäre Rom wohl gegen einen Anfall von außen gerüstet gewesen. Es war ein wirksamer Zug auf dem Brettspiel des Krieges, daß sich Marius Ostias bemächtigte, wodurch er die Getreidezufuhr in seine Hände brachte. Der hierauf entstehende Mangel an Lebensmitteln und die Zahl der Anhänger, welche die marianische Sache innerhalb der Mauern fand, nötigten den Senat, auf Unterhandlungen zu denken.

Kein Zweifel, daß die Bewegung schon die untersten Schichten der Gesellschaft erreichte. Marius führte aus Etrurien Sklaven mit sich, die er frei gemacht hatte. Cinna versprach jetzt den Sklaven in Rom die Freiheit. Haufenweise kamen sie heraus und gingen zu ihm über.

Aber in welcher Form konnte mit diesen Proskribierten und Verbannten unterhandelt werden? Der Senat mußte sich wirklich dazu verstehen, Cinna als Konsul anzuerkennen und den für ihn eingetretenen Ersatzmann Cornelius Merula zu abrogieren, worin doch das Bekenntnis lag, daß er früher seine Befugnis überschritten habe. Im Lager saß Cinna auf der Sella Curulis, als man ihm dies ankündigte. Die Gesandten baten ihn, nur keine Hinrichtungen zu veranlassen. Er sagte: mit seinem Willen solle das nicht geschehen; vor allem aber möge Octavius ihm nicht in den Weg kommen. Neben seinem Sitz sah man Marius stehen. Er sagte kein Wort, aber seine Haltung und sein Antlitz verrieten die Aufwallung der Rachsucht. Als man sich der Stadt näherte, hielt er inne und forderte, daß das Volk erst über seine Rückberufung abstimmen solle; die Tribunen veranlaßten, daß das unverzüglich geschah. Alle unter Sulla verhängten Bestrafungen wurden zurückgenommen.

Marius konnte sich also als in einer nach seinem Begriffe legalen Form zurückberufen betrachten; wiewohl man erzählt, er habe das Resultat, das freilich unzweifelhaft war, nicht einmal abgewartet, sondern, als drei oder vier Tribus in seinem Sinne abgestimmt, sich nicht länger aufhalten lassen: so sei er in die Stadt gedrungen.

Sulla hatte die Stadt erobern müssen, um seine Feinde zu verjagen; seine wichtigste Absicht war hiebei die politische gewesen. Die des Marius war, sich an seinen Feinden zu rächen und sie für ihren Abfall zu strafen. Erbarmen kannte seine Seele nicht.

Octavius, der es verschmäht hatte zu fliehen, was mit seiner konsularen Würde unvereinbar sei, wurde, noch mit den Abzeichen derselben bekleidet, auf dem Janiculus ermordet, — der erste Konsul, dem dies widerfuhr.

Dann schritt man zu den Übrigen fort.

Die Häupter der erschlagenen Senatoren wurden, wie das des Konsuls, auf dem Forum an der Rednertribüne aufgesteckt.

Crassus tötete seinen Sohn, um ihn den Feinden zu entziehen; er selbst fiel in ihre Hände. Von Marcus Antonius, dem Redner, sagt man, er habe

die Soldaten, die ihn umbringen sollten, durch seine Beredtsamkeit erweicht; der Tribunus Militum, der diese führte, war genötigt, selbst Hand an ihn zu legen. Die Leibwache des Marius soll auf den bloßen Wink desselben zur Ermordung eines jeden geschritten sein. In diesem Schrecken haben sich viele selbst umgebracht. Es war eben ein Sieg der niedergeworfenen Partei über die andere, durch welche sie niedergeworfen und mit dem äußersten Verderben bedroht gewesen war.

Dem Marius erfüllte sich die Weissagung, die er einst erhalten hatte: er trat sein siebentes Konsulat an. Es war ihm beschieden, nach den mannigfaltigsten Fluktuationen des Schicksals, nach den tiefsten Erniedrigungen nochmals in die Höhe zu kommen.

Aber schon war er am Ziele seiner Laufbahn. Am dreizehnten Tage seines siebenten Konsulats ist er gestorben.

Ich will nicht wiederholen, was damals als unmittelbare Ursache seines Todes, von seiner Schlaflosigkeit, seiner Trunksucht erzählt worden ist. Die Anekdote ist immer geschäftig, Todesfälle großer Männer auszumalen.

Hier mag alles zusammengewirkt haben: die Folgen der Anstrengungen, die Gefahren der Flucht, Ermüdung von der blutigen Rache und selbst das Gefühl der Unsicherheit seines Zustandes.

Etwas wahres liegt darin, was Cicero von einem Gespräch erzählt, das Marius kurz vor seinem Tode mit seinen Freunden, in der Halle auf- und abgehend, gepflogen habe. Er habe an alle die Wechselfälle erinnert, die ihm während seines Lebens begegnet seien, und mit der Bemerkung geschlossen: ein vernünftiger Mann dürfe sich dem Glücke nicht anvertrauen — eine Reflexion, welche der Lage der Dinge in diesem Moment entsprach.

Marius ist eine der größten Gestalten der römischen, wir können sagen der allgemeinen Geschichte. Denn auf seiner Abwehr der Cimbern und Teutonen beruhte es, daß sich das Römertum, ungeirrt von feindseligen Einflüssen, noch lange Zeiträume hindurch entwickeln konnte. Die germanischen Überflutungen haben erst stattgefunden, als das Abendland romanisiert und das Imperium in den Gebieten, die es nun umfaßte, vollkommen begründet war. Der Sieg ist durch die Kraft der Legionen errungen worden, die seitdem den Orient und den Occident beherrschten. Der Ruhm ihrer Gründung gebührt aber dem Marius. Er steht gleichsam in der Mitte zweier Welten, von denen er die eine behauptet, die andere zurückweist.

Mit dem militärischen Verdienst hängt nun aber eine innere Umwandlung in der Republik zusammen, die zwar schon früher begonnen, doch durch seine Persönlichkeit und die militärischen Einrichtungen, die er traf, selbst eine neue Grundlage erhielt. Er stand an der Spitze einer popularen Partei, die er nicht schuf, an die er jedoch sich anschloß, wie sie an ihn. Mit einander aber konnten sie zunächst nicht gehen. Das wilde und gesetzwidrige Gebahren der Demokraten nötigte Marius, der als Konsul die Beschlüsse des Senats auszuführen hatte, seine Macht gegen sie zu wenden; er verhalf einer Partei

zum Sieg, die nicht die seine war, und die er gleich darauf zu bekämpfen in den Fall kam. Mit dem geschicktesten aller Demagogen vereinigt, erfocht er noch einmal einen Sieg auf dem Forum. Aber nach einiger Zeit mußte er vor dem vornehmsten seiner Nebenbuhler, der ein schlagfertiges Heer auf das Forum führte, aus Rom weichen: der dritte Erbauer Roms wurde zum Feind des Vaterlandes erklärt. Er entging dem drohenden Verderben; die gräßliche Genugthuung wurde ihm zu Teil, an seinen Feinden Rache zu nehmen. Die höchste Gewalt kam in seine Hand, diesmal unter demokratischen Auspicien. Aber der Erretter der Republik war doch keineswegs zum Meister derselben geworden: sein Nebenbuhler, der eine starke Partei für sich hatte, gelangte durch seine Heerführung zu größerer Macht. Marius war ohne Zweifel gewillt, mit demselben zu schlagen; aber die Beschaffenheit der Kräfte, über die er gebot, und seine Jahre hätten den Ausgang zweifelhaft gemacht; ehe der Kampf noch ernstlich begonnen wurde, gerade im rechten Augenblick, ist Marius gestorben.

In dem Konsulat folgte ihm Valerius Flaccus, und dieser wurde nun zu dem Kriege bestimmt, zu dem Marius beauftragt zu werden gemeint hatte, und den seine Partei noch in die Hand zu nehmen gedachte.

Eben in diesem Zeitpunkte erfocht Sulla entscheidende Erfolge.

Unglücklicherweise geschah das vornehmlich im Kampfe gegen Athen. Archelaus hatte die Stadt zu seinem Waffenplatz gemacht: Sulla fand einen hartnäckigen Widerstand. Der Philosoph-Tyrann, der unter dem Schutze fremder Waffen gewaltsam ein demokratisches Regiment errichtet hatte, behauptete sich, wie viel auch die Einwohner leiden mochten. Sulla mußte die Stadt mit Sturm nehmen. Ein entsetzliches Blutbad wurde verhängt. Sulla konnte den Athenern nicht verzeihen, daß sie so leicht zu einem barbarischen König übergegangen waren. Er erlaubte den Soldaten Mord und Plünderung, doch verbot er ihnen, die Gebäude in Brand zu stecken. Daß es ihm gelungen war, dies zu verhindern, dafür pries er seinen Glücksstern.

Noch mehr glaubte er denselben zu erkennen, als er bald darauf bei Chäronea mit dem Heere des Mithridates, das von Archelaus befehligt wurde, zum ersten Male im offenen Felde zusammenstieß. Das römische Heer zeigte eine Überlegenheit, welche die hochgespannten Erwartungen noch übertraf. Von 120000 Barbaren sollen nur 10000 entkommen sein; Sulla behauptete, er habe nur zwölf Mann verloren. Ein zweites Heer, ebenfalls ansehnlich genug, ward kurze Zeit darauf bei Orchomenos überwältigt.

Da gewannen nun die Ereignisse in Rom unmittelbaren Einfluß auf den orientalischen Krieg. Auf der einen Seite empfing Sulla Gäste, die er nicht erwartet hatte: es waren seine Freunde, die vor Marius und Cinna hatten flüchten müssen; auf der anderen Seite kamen auch die Marianer unter dem Konsul Valerius Flaccus herüber.

Flaccus war unfähig und verhaßt. Es gehörte die Thätigkeit und Umsicht eines Mannes von größerem Talent, des Cajus Flavius Fimbria, dazu,

daß nicht das ganze Heer sich auflöste. Und nicht lange verstanden sich die beiden Führer: Fimbria glaubte vernachlässigt zu sein. Den Übergang nach Asien bezeichnete das römische Heer mit einem inneren Kampfe, in welchem der Konsul von seinem Legaten getötet ward.

Dem zum Trotz trug dieses Heer zur Entscheidung des Krieges wesentlich bei. Fimbria besiegte den Sohn des Mithridates; der König selbst konnte sich nur durch die Flucht retten; die armen Ilienser hat er für ihre Verbindung mit Mithridates noch furchtbarer gezüchtigt, als Sulla die Athener. Eine der außerordentlichsten Erscheinungen; zwei untereinander feindliche Heere, in derselben Unternehmung mit wetteifernder Tapferkeit und gleichem Glück begriffen.

Für den Krieg hatte die innere Entzweiung der Römer den König nur noch in schwereren Nachteil gebracht; als es aber soweit gekommen war, daß er auf Frieden denken mußte, gereichte sie ihm zum Vorteil. Er unterhandelte mit Sulla sowie mit Fimbria. Aber Sulla hatte in dem Kriege doch bei weitem das Meiste geleistet, und bei ihm befanden sich die Senatoren. Da Fimbria nicht einmal innerhalb der marianischen Partei eine gesetzliche Stellung einnahm, so konnte der König kein Bedenken tragen, auf die Unterhandlungen mit Sulla den größeren Wert zu legen.

Einer nicht unglaubwürdigen Nachricht zufolge hat Mithridates, als Sulla noch in Griechenland stand, diesem den Vorschlag gemacht, mit ihm und seiner ganzen Macht nach Italien zu gehen und seine Feinde daselbst zu überwältigen: ein Ungedanke, wenn es damit ernstlich gemeint gewesen ist.

Welchen Sinn hätte es gehabt, daß Sulla, dessen ganzes politisches Dasein auf dem Krieg gegen Mithridates beruhte, in eine Verbindung getreten wäre, die seinen Feinden zu ihrer Rechtfertigung gedient haben würde, mit einem Fürsten, der den ganzen römischen und italischen Namen zu gerechtem Haß gegen sich aufgeregt hatte?

Jetzt überschritt Sulla den Hellespont, und, wie einst zwischen Hannibal und Scipio, zwischen Flaminin und Philipp, so kam es auch zu einem Zwiegespräch zwischen Mithridates und Sulla auf dem Boden des alten Troas. Mithridates nahm den Frieden unter den Bedingungen an, welche Sulla schon in Griechenland angeboten hatte: auf der Grundlage der Herstellung des früheren Zustandes. Der König versprach, aus Asia propria und Paphlagonien zu weichen, Bithynien und Kappadocien zurückzugeben, 70 Schiffe auszuliefern, 2000 Talente zu zahlen. Die Truppen Sullas mißbilligten offen diese Abkunft, bei der die von Mithridates verübten Gewaltsamkeiten ungerochen blieben: denn sie zweifelten nicht, daß sie über die Barbaren in einer nochmaligen Schlacht vollkommen Herren geworden sein würden. Sulla erwiderte, er habe eine Vereinigung zwischen Fimbria und Mithridates fürchten müssen, die schon in Unterhandlungen miteinander standen. Die Verflechtung der Angelegenheiten brachte es mit sich, daß er, indem er mit Mithridates Frieden schloß, freie Hand gegen Fimbria behielt. Er forderte denselben jetzt

auf, die Legionen dem rechtmäßigen Statthalter von Asien zu übergeben, und unter den Mannschaften Fimbrias selbst fand er Beistimmung: auf Fimbrias Aufforderung, ihn zu verteidigen, antworteten seine Leute: gegen ihre Mitbürger würden sie nicht schlagen. Er begab sich nach Pergamum; aber schon war seine Lage eine verzweifelte. Er kam um, wie Cajus Gracchus, mit dessen Sache die seine eine entfernte Ähnlichkeit hatte: ein treuer Sklave tötete erst den Herrn, dann sich selbst in dem Tempel des Äskulap; sein Heer ging zu Sulla über. Dergestalt erfocht Sulla noch zugleich in Asien einen Vorteil über die politische Partei, mit der er um die Oberhand rang.

In Rom war indes alles, auch nach dem Tode des Marius, in den einmal angebahnten Wegen fortgegangen; im Jahre 669 der Stadt (85 vor unserer Ära) waren Oberhäupter der marianischen Partei, Cinna und Carbo, zum Konsulat gelangt: sie leiteten den Senat und geboten über zahlreiche Heere. Cnäus Papirius Carbo war der Neffe jenes Carbo, der zu der Durchführung der gracchischen Reformen nach dem Tode des Tiberius das Meiste beigetragen hatte; er gehörte der plebejischen, Lucius Cornelius Cinna mehr der Faktion der Italiker an, zu deren Gunsten er sich von Sulla abwendete, obwohl er diesem das Gegenteil versprochen hatte. Ihnen gegenüber erschien nun der durch seine Siege in Griechenland und die in dem Frieden bewirkte Wiederherstellung der römischen Herrschaft in Asien zur höchsten Stufe persönlicher Auszeichnung gelangte Sulla; durch die gegnerische Partei seiner Würde entsetzt, hatte er seine Erfolge erfochten.

Wenn ich so sagen darf: Sulla hatte die Burg des Staates erobert, und schickte sich an, die übrige Stadt, die aber noch mannhaft verteidigt wurde, einzunehmen.

In einem Schreiben an den Senat stellte er das, was er gethan, mit dem zusammen, was er erlitten: die Eroberung reicher Provinzen mit der Zerstörung seines Hauses, der Verjagung seiner Familie; aber er werde kommen und seine Feinde bestrafen; alle anderen alten und neuen Bürger sollten nichts von ihm zu fürchten haben.

Der Senat ließ ihm sagen; er werde ihn mit seinen Feinden versöhnen und vor denselben sicher stellen; er ersuchte auch Cinna, nicht zu rüsten, ehe Sullas Antwort eintreffe.

Sulla antwortete: er fordere von dem Senat keine Sicherheit: er werde diese vielmehr den Senatoren gewähren, die zu ihm flüchten würden; er habe ein ihm ergebenes Heer: in dieser Begleitung bedürfe er keiner anderweiten Sicherheit. In diesen Worten liegt eine wenig verhüllte Kriegsankündigung: die Waffen mußten nochmals über die bürgerlichen Angelegenheiten entscheiden.

Rom und Italien waren zu einem ernstlichen Kampfe gegen Sulla gerüstet. Das Heer, das auf seiten Cinnas und des Senates stand, kann auf 180000 Mann geschätzt werden; dasjenige, welches Sulla heranführte, betrug wohl noch nicht 40000 Mann. Aber der Geist, der eine Armee streitfähig

macht, liegt nicht allein in der Partei, die sie verficht, noch in der Truppenzahl. Hätte Marius gelebt, so würde Sulla einen Widerstand gefunden haben, gegen welchen ihm schwer geworden wäre aufzukommen; allein diese für ein Heerwesen erforderliche persönliche Autorität fehlte den Marianern. Unter ihnen hatte sich noch nicht ein einziges militärisches Talent gezeigt; dagegen erschien Sulla in dem Glanze der eben erfochtenen Siege. Auch in den ihm gegenüberstehenden Heeresmassen, die doch alle Römer waren, konnte er auf Anhänger zählen.

Die Absicht war gewesen, Sulla, der ja noch mit der Acht belegt war, an der Überfahrt nach Italien zu hindern; aber bei den Vorbereitungen dazu wurde Cinna, der auch im Jahre 670 der Stadt, 84 vor unserer Ära, das Konsulat zugleich mit Carbo bekleidete, in einem militärischen Tumulte umgebracht. Nachhaltigen Widerstand hätte sich Sulla dadurch zuziehen können, wenn er als unerschütterlicher Widersacher des neuen Bürgerrechts der Italiker erschienen wäre; er hütete sich wohl, diese Feindseligkeiten aufzuwecken: er versicherte vielmehr die neuen Bürger, wie die alten, seines Schutzes.

So geschah es, daß er, als er nach Brundisium kam, sowohl dort, als in anderen unteritalischen Städten ohne Schwierigkeit aufgenommen wurde. In dem Kriegsheere, das sich in Italien zusammenzog, trat ein dem seinen verwandtes Element selbständig auf seine Seite. Wie bei seinem ersten Zuge nach Rom Quintus Pompejus, so gesellte sich ihm jetzt Cnäus Pompejus bei, der soeben auf eine der Stellung Sullas verwandte Weise mächtig emporkam. Sein Vater, Cnäus Pompejus Strabo, hatte, wie oben ausgeführt worden ist, die gefürchtetsten und tapfersten der römischen Bundesgenossen bezwungen und hiebei ein ebenfalls ihm persönlich verpflichtetes Heer geschaffen.

Man weiß, daß dieses Heer, als es in Quintus Pompejus, der einer anderen Linie der pompejanischen Familie angehörte, einen neuen Befehlshaber erhalten sollte, diesen bei seinem ersten Opfer tötete, wahrscheinlich mit Konnivenz des Cnäus, der dann den Oberbefehl behielt. Es ist begreiflich, daß nach des Vaters Tode dieses Heer mit militärischer Autonomie sich dem Sohne anschloß. Er nahm in demselben eine Umbildung der Veteranen vor, ohne dazu vom Senat autorisiert zu sein. Es war in Picenum, wo er selbst große väterliche Güter besaß.

Wenn es für den jüngeren Cnäus Pompejus darauf ankam, eine Partei zu wählen, konnte er wohl zweifeln, welche das sein sollte? Sulla repräsentierte die persönliche Verbindung eines Heeres mit seinem Feldherrn: ein Verhältnis, auf welchem auch die Macht des Pompejus beruhte. Den Marianern muß man zugestehen, daß sie sich mit der regelmäßigen Gewalt des Senats noch einigermaßen vertrugen: sie umringten den Pompejus in drei Lagern; dieser aber warf sie auseinander. Geächtet vom Senat, zog er dem Geächteten zu. Als er in die Nähe Sullas kam, mit einem frischen, aber schon siegreichen Heerhaufen, stieg er vom Pferde mit einer der Jugend so wohl anstehenden Bescheidenheit und begrüßte Sulla als Imperator. Sulla gab ihm

diesen Gruß zurück. Sie waren beide selbständige Herren der Armee, die sie befehligten; vereint rückten sie vorwärts.

Nunmehr erst begann der eigentliche Krieg. Unter den Konsuln für das Jahr 671 der Stadt, 83 vor unserer Ära, Cajus Norbanus und Lucius Cornelius Scipio, zogen zwei zahlreiche und wohlgerüstete Heere den beiden Imperatoren entgegen. Zuerst stieß Sulla an dem Berge Tifata mit Norbanus zusammen. Ohne daß es zwischen ihnen zu einer eigentlichen Schlacht gekommen wäre, nur durch den Eifer und Ungestüm, der seine Truppen beseelte, bezwang er Norbanus, der sich nach Capua zurückziehen mußte. Er hat auf diesen Vorteil immer selbst den größten Wert gelegt; vor dem mannhaften Selbstgefühl der eingedrungenen, ihrem Führer persönlich verpflichteten Truppen konnten die konsularen Heere nicht bestehen. Unter diesen Umständen trat Scipio, was Norbanus vermieden hatte, in Verhandlungen mit Sulla. Da sich aber aus denselben neue Zwistigkeiten erhoben, so wurde von den konsularischen Truppen, wie wir auf das bestimmteste vernehmen, ohne ihren Heerführer eine Unterhandlung mit Sulla angeknüpft. Als Sulla auf das Lager Scipios anrückte, ging dessen ganzes Heer zu ihm über; Scipio und sein Sohn wurden in ihren Zelten gefangen genommen — ein Ereignis, das von vielen schon als ein entscheidendes betrachtet wurde. Ein großer Teil der Nobilität verließ die Hauptstadt und begab sich in das Lager Sullas. Aber die Häupter der marianischen Partei, welche in Rom vorwalteten, meinten noch nicht geschlagen zu sein; sie erklärten alle, die zu Sulla übergegangen, für Feinde der Republik. Carbo und der jüngere Marius, wahrscheinlich ein Adoptivsohn des Cajus Marius, damals im kräftigsten Alter männlicher Jugend, erlangten das Konsulat.

Die Hauptstadt wurde aufs neue der Schauplatz wilder Gewaltthaten: die Senatoren, welche für verdächtig galten, wurden in der Curia Hostilia getötet; der Pontifex Maximus, Mucius Scävola, kam um. Aber sich zu behaupten, war die Partei nicht mehr imstande. Als der junge Marius, der die latinische Straße zu beherrschen meinte, mit dem auf derselben vorrückenden Sulla bei Sacriportus zusammentraf, mußte er erleben, daß fünf seiner Kohorten, drei zu Fuß und zwei zu Pferde, zu Sulla übergingen. Sulla konnte ohne weiteres nach Rom vorrücken. Doch war daselbst seines Bleibens nicht, da Carbo, von den Führern der Partei damals der thatkräftigste, sich mit einem ansehnlichen Heere bei Ariminum aufgestellt hatte und seine Truppen zusammenzuhalten wußte. Carbo war an sich den gegen ihn heranziehenden Truppen nicht gewachsen; aber daß er Widerstand leistete, rief doch eine ernstliche Gefahr hervor. Noch immer waren die Samniten in Waffen: das römische Bürgerrecht war ihnen noch nicht zu Teil geworden. Sie faßten unter ihrem Führer Pontius Telesinus, vereinigt mit den Lukanern, den Gedanken: indem die römischen Heere sich untereinander bekämpften, nach Rom vorzudringen, das ohne Besatzung war. Es ist die bedeutendste Kriegsaktion im ganzen Feldzug.

Nicht mehr das Übergewicht der einen oder der anderen Partei, sondern die Existenz der römischen Hauptstadt in ihrer bisherigen Form stand hiebei auf dem Spiel. So sah es auch Sulla an, als er sich, noch zur rechten Zeit angekommen, den Samniten am collinischen Thore entgegenwarf. Er hat in diesem Augenblick den pythischen Apollo, von dem er ein kleines goldenes Idol bei sich trug, angerufen, ihn, nachdem er ihn in die Nähe der Stadt geführt, hier nicht untergehen zu lassen samt der Stadt selbst. Soviel man weiß, verdankte er den Sieg hauptsächlich dem Marcus Crassus, der den rechten Flügel befehligte. Die Schlacht vor den Thoren von Rom fand am 1. November 82 vor unserer Ära statt. Hierauf fiel auch Präneste in die Hand des Siegers. Die gefangenen Samniten und Pränestiner ließ Sulla töten; die Römer schonte er.

Carbo, durch einige nachteilige Gefechte und den Abfall der Gallier entmutigt, verließ Italien, um sein Glück noch einmal in Afrika zu versuchen; die von ihm zurückgelassenen Truppen wurden ohne Mühe auseinandergesprengt. Sulla gebot nun über Rom und Italien.

Nun aber trat die große Aufgabe an ihn heran, in der durch das Hin- und Widerwogen der Faktionen in der Tiefe zerrütteten Republik eine haltbare Ordnung zu schaffen. Seine Absicht dabei konnte dem Laufe der Begebenheiten gemäß nur dahin gerichtet sein, die frühere Verfassung, die durch die popularen Bewegungen erschüttert, beinahe zertrümmert worden war, wiederherzustellen. Wenn die popularen Agitationen dahin gezielt hatten, die Ausübung der höchsten Gewalt an die Volksversammlung zu bringen, so war es für ihn gleichsam geboten, diesen Bestrebungen auf immer ein Ende zu machen, die Autorität des Senats zu erneuern und sie so zu verstärken, daß sie ferner keine Angriffe zu besorgen brauchte. Das aristokratische Prinzip gewann wieder die Oberhand; das demokratische war tief erniedrigt. Allein nicht durch einen Kampf der beiden Elemente an sich war dies geschehen: es war eine Entscheidung der Waffen. Die Autorität, welche der Senat unter mannigfachen Kämpfen behauptet, aber durch Sulpicius verloren hatte, mußte ihm durch Sulla zurückgegeben werden. Die früheren Agitationen waren innerhalb der Stadt auf Befehl des Senats niedergeworfen worden: Sulla führte ein regelmäßiges Heer gegen die Partei heran, die in der Stadt im unbestrittenen Besitz der Gewalt war. Schon bei seinem ersten Angriff von Nola her war dies geschehen; noch entschiedener geschah es bei seiner Rückkehr aus Asien. Er konnte auf nichts anderes denken, als die popularen Gewalten, die ihm einst den Oberbefehl in dem jetzt glücklich durchgeführten Krieg zu entreißen gesucht hatten, niederzuhalten und seinem Gebote dienstbar zu machen. In den Fluktuationen der inneren Kämpfe entschied die militärische Gewalt, und zwar diesmal zu Gunsten der aristokratischen Ideen und Institutionen. Aber noch war alles mit widerstrebenden Gärungen erfüllt; in ihrer Mitte trat nun der Sieger auf das gewaltsamste auf.

In dem Tempel der Bellona hielt Sulla eine Rede an den Senat, als

plötzlich ein Geschrei des Entsetzens und der Klage erscholl. Sulla sagte den erschreckten Senatoren: sie möchten ihn ruhig anhören, er lasse nur einige Empörer bestrafen. Ohne eine Miene zu verändern, brachte er seine Rede zu Ende. Indes hatte er unfern 6000 Gefangene niedermachen lassen. Durch die Gewaltsamkeiten, welche seine Gegner an seinen Freunden und Anhängern verübt hatten, hielt er sich für berechtigt, sie noch mit größeren heimzusuchen; er hatte kein Hehl damit, daß er von seinen Feinden keinen verschonen werde, namentlich nicht von denen, die noch nach der Gefangennehmung von Scipio die Waffen gegen ihn getragen hatten.

Wie weit aber konnte dies führen? Alles geriet in Besorgnis und Bestürzung. Wir gedachten der Proskriptionen, die Sulla bei seiner ersten Besitznahme von Rom verhängt hatte. Er ließ jetzt umfassendere nachfolgen, die gleichsam noch als eine Schonung erschienen; sie sollten allen denen, welche darin nicht genannt wurden, eine Art von Sicherheit gewähren. Tafeln wurden aufgestellt, auf welchen die dem Tode Geweihten namentlich verzeichnet waren; nach den geringsten Angaben betrafen sie 40 Senatoren und 1600 Ritter. Auf den Kopf der Geächteten ward ein Preis gesetzt. Es war ein Kampf, wo die eine Partei die andere nicht zu überwinden, sondern auszurotten suchte.

So geriet das weltbeherrschende Rom nun selbst unter einen Beherrscher. Es war einer seiner eingeborenen Bürger, dem es unterlag eben durch die Verwickelung der inneren Parteiung und der äußeren Herrschaft: der Besieger des Mithridates war Herr und Meister von Rom.

Elftes Kapitel.

Sullas Diktatur. Seine Einrichtungen und deren Modifikation durch Crassus und Pompejus.

Zwischen bürgerlichen Unruhen, welche durch Gewalt und selbst mit Blut zu Ende gebracht werden, und bürgerlichen Kriegen ist noch immer ein großer Unterschied.

Die ersten beruhen in dem Aufwogen der oppositionellen Elemente gegen die bestehende Ordnung der Dinge: eigentlich ist es diese Linie, auf welcher Marius sich hielt. Er hatte durch seine Feldzüge und popularen Einrichtungen die Opposition gegen Senat und Aristokratie verstärkt, aber dann doch wieder dazu beigetragen, dieselbe zurückzudrängen. Später hatte, mit Marius vereinigt, Sulpicius die konsulare Macht auseinander gesprengt, was früher nicht gelungen, aber oft versucht worden war. Eben an diesen Moment knüpfte sich der Bürgerkrieg.

Das Wesen desselben besteht darin, daß die Führer zugleich über eine bewaffnete Macht gebieten, welche unabhängig von den Volksbeschlüssen sich ihnen anschließt und ihre Sache mit dem Schwerte verficht. Das war nun durch den ersten Angriff Sullas auf Rom geschehen und wiederholte sich nach dem großen Kriege im Orient, durch den Feldzug in Italien.

Es gab eine Gewalt in Rom, welche weder von der Kurie noch von dem Forum abhing, sondern durch sich selbst und ihre Siege bestand.

Lucius Cornelius Sulla kann in manchem Betracht als der erste Monarch in dem republikanischen Rom angesehen werden. Münzen, die er auf seinen Feldzügen prägen ließ, mit den Beischriften Imperator, Felix, atmeten bereits den Geist der Kaiserzeit. Das unabhängige Treiben der städtischen Parteien erlag dem Übergewicht einer selbstbewußten militärischen Macht.

Die höchste Gewalt, welche Sulla als Vorfechter der aristokratischen, der alten Verfassung ergebenen Partei davongetragen hatte, mußte er in demselben Sinne ausüben.

Aber auch dem Volke hatte er versprochen, solche Einrichtungen zu treffen, mit denen es zufrieden sein könne; das eine und das andere durch Deliberationen zu vollbringen, wäre unmöglich gewesen: der Sieger wollte es nach eigenem Gutdünken und seinem Begriff von dem Bedürfnis der Republik ins Werk setzen. Dazu konnte er sich aber der gewohnten Formen nicht bedienen: denn selbst die konsulare Autorität war verfassungsmäßig von den Beschlüssen des Senats oder den Einreden der Tribunen abhängig.

Die beiden Konsuln, die der besiegten Partei angehörten, waren gefallen. Als nun Sulla, einem für diese Vakanzen herkömmlichen Gebrauch gemäß, einen Interrex wählen ließ, so meinte man anfangs, er wolle das Konsulat wieder besetzen. Allein der Interrex bekam die Weisung, auf die seit dem zweiten punischen Krieg außer Übung gekommene Form der Diktatur zurückzugreifen, deren Wesen darin bestand, daß sie von Provokation an das Volk und Intercession der Tribunen frei war. Auf seinen Wunsch wurde Sulla diese Würde von dem Volke votiert. Die Diktatur der alten republikanischen Zeiten war nur eine interimistische Gewalt für bestimmte Zeit und bestimmten Zweck gewesen. Von einer solchen Beschränkung aber war hier nicht die Rede: das Schattenspiel des Votierens, dessen das Volk sich freute, enthielt doch in der That gleichsam eine einstweilige Verzichtleistung auf die gesetzgebende Gewalt. Sullas Diktatur umfaßte die gesamte Legislation zur Herstellung einer haltbaren Ordnung der Republik.

Sulla traf nun konstitutionelle Abänderungen, in denen er vor allem den Konflikten vorzubeugen suchte, welche die letzten Tumulte hervorgerufen hatten.

Die bisherigen Magistraturen blieben bestehen, auch das Konsulat; für ihre Aufeinanderfolge und zur Vermeidung des Übelstandes, daß ein und derselbe Mann in die nämliche Würde bald, nachdem er sie bekleidet hatte, wieder eintrete, wurden neue Anordnungen gegeben oder die alten erneuert.

Von dieser Reihenfolge aber wurde das Tribunat ausgeschlossen: wer es antrat, erklärte sich dadurch selbst für unfähig, zu den höheren Ämtern zu gelangen, und setzte sich zugleich für den Fall, daß er die Intercessionsgewalt mißbrauche, einer harten Bestrafung aus. Die Hauptsache aber, gegen welche die anderen Bestimmungen in den Hintergrund treten, liegt darin, daß die an das Volk zu bringenden Rogationen der Tribunen von den vorgängigen Beschlüssen des Senats abhängig gemacht wurden. Die Festsetzung dieser Regel wird in der alten traditionellen Geschichte mit besonderem Nachdruck betont; von der Vernachlässigung derselben war die demokratische Bewegung überhaupt ausgegangen. Dem sollte nun auf alle Zeit ein Ziel gesetzt werden. Sulla leitete die Ausübung der höchsten Gewalt in die Formen zurück, in denen sie vor den letzten Erschütterungen stattgefunden hatte. Er konnte die Einverleibung der Italiker in die fünfunddreißig Tribus, wegen deren Verweigerung er einst gestürzt worden war, nunmehr zugeben. Er hatte sie nicht zu fürchten, so lange keine Rogation ohne vorgängiges Senatuskonsult eingebracht werden durfte. Überdies verschwand die Bewerbung um die höheren Ämter der Republik, welche bisher das Forum in steter Aufregung erhalten hatte; aus der Magistratur konnte sich kein dem Diktator gefährlicher Widerspruch mehr erheben. Da das Tribunat von der Konkurrenz um Prätur und Konsulat ausgeschlossen war, so geriet niemand, der durch das Ansehen seiner Familie oder eigenes Talent emporzukommen wünschte, in Versuchung, durch Machinationen in der bisherigen Weise danach zu streben. Und wehe dem, der noch einmal die alten Wege zu beschreiten wagte! Quintus Lucretius Ofella, welcher von der Partei des Marius zu der des Sulla übergegangen war und dann bei der Eroberung von Präneste sich um diesen ein großes Verdienst erworben hatte (er schickte das Haupt des gefallenen jungen Marius an Sulla), machte, wahrscheinlich auf dieses Verdienst gestützt, einen Versuch, zu dem Konsulat zu gelangen, ohne Quästor und Prätor gewesen zu sein. Allein in Sulla lebte wohl mehr die Erinnerung an die alte Feindschaft, als an den neuen Dienst; Sulla hat ihn mitten auf dem Forum niederstoßen lassen. Schon der Versuch eines Widerstrebens war ein todeswürdiges Verbrechen.

Der Kern der neuen Organisation, welche Sulla einführte, lag in der Umgestaltung des Senats. Er ergänzte denselben ziemlich nach den Vorschlägen, die dem Livius Drusus zugeschrieben werden. Ungefähr 300 aus dem begüterten Bürgerstande, den geldbesitzenden Rittern, ließ er in den Senat eintreten. Er ernannte dieselben nicht unmittelbar; wir erfahren, daß über jeden namentlich in der Volksversammlung abgestimmt worden ist. Deren aber hatte sich Sulla auch dadurch versichert, daß er etwa 10000 neue Mitglieder in dieselbe aufnahm. Woher hat er diese genommen? Es waren die Sklaven der von ihm besiegten Marianer, die ihm ihre Freiheit verdankten, ziemlich junge handfeste Leute, die keinen Widerspruch gegen den Wunsch und Willen des Diktators aufkommen ließen. — Sulla hatte das

Mittel gefunden, die Abstimmungen eben nur zum Ausdruck seiner Befehle zu machen. Zugleich aber gab er dem Senat die Gerichte zurück, die ihm durch Cajus Gracchus entrissen worden waren. Die scheinbar erwählten, in der That ernannten neuen Senatoren sicherten ihm die Mehrheit im Senat; er befreite diesen insofern von jeder anderweiten Einwirkung, als er den Censoren die Befugnis entzog, bei einem neuen Census nach ihrem Gutbefinden die Mitglieder des Senats, die ihnen mißfällig waren, aus der Liste zu streichen. Welche Bedeutung hatte es für den Senat, daß er ihm das alte Recht zurückgab, jede mißliebige Rogation der Tribunen an das Volk durch Versagung seiner Beistimmung unmöglich zu machen? Durch das Machtgebot des Siegers wurde die Republik in dem Sinne desselben umgestaltet.

Das gesamte Italien teilte dieses Schicksal; die Städte blieben, aber die Einwohner wurden zu Grunde gerichtet. Die Mannschaften selbst wurden in den Städten angesiedelt, die sie erobert hatten: nicht allein das öffentliche Land, sondern ein großer Teil des Privatbesitzes wurde unter sie verteilt. So belohnte Sulla die Truppen, die ihm seine Siege erfochten hatten. In jeder seiner Anordnungen prägte sich die Überlegenheit des Siegers aus. Der so begründete Zustand wurde fortan als der einzig zu Recht bestehende angesehen und mit der Heiligkeit der Majestät umkleidet.

Schon unter den vorhergegangenen Stürmen war ein Gesetz gegen die Verletzung der Majestät des römischen Volkes aufgestellt worden, das damals den Zweck hatte, das Tribunat, in welchem sich das römische Volk repräsentiere, zu schützen. Diese Idee wendete Sulla auf die höchste Gewalt überhaupt an. Seine Absicht mußte vor allem dahin gehen — wie das denn auch eine der Tendenzen seiner Kriminaljurisdiktion ist, die ihm übrigens einen guten Namen auf immer gesichert hat, — die Beamten im Zaume zu halten. Der Truppenführer, der ohne Auftrag des römischen Volkes die Grenzen überschreitet oder einen Krieg beginnt, begeht ein Verbrechen und verletzt die Majestät des römischen Volkes; ebenso ein jeder, der überhaupt über seine Amtsbefugnis hinausgeht oder gar einen Aufruhr, namentlich im Heere, veranlaßt. Da nun die höchste Gewalt in den Händen Sullas lag, so ist jeder Angriff anf dieselbe zugleich gegen ihn gerichtet: in ihm selbst stelle sich die Majestät des römischen Volkes dar. Im Gesetz ist das nicht ausgesprochen, aber es liegt in dem Inhalt seiner Bestimmungen.

Sulla konnte nicht als König, welches Wort den Begriff einer gesetzlichen Würde einschließt, noch als Tyrann, d. h. ungesetzlicher Herrscher, bezeichnet werden. Den Titel des Diktators legte er endlich nieder; sein Wille war auch ohne diesen Titel entscheidend. Er übte eine indirekte Herrschaft aus, vor der sich alle beugten, — ein genialer Mann, der immer seinem Gestirn zu folgen glaubte und durch das Glück, das ihn in allem, was er that, begleitete, sich selbst und anderen als ein Bevorzugter unter den Sterblichen erschien. Alles, was ihm widerstand, warf er durch Politik und Waffen nieder.

Dem Marius ist er in Bezug auf eigentliches Verdienst nicht gleichzustellen. Marius hat das Bestehen der römischen Welt gegen Feinde, welche dieselbe mit vollem Verderben bedrohten, gerettet; Sulla die Verbindung Roms mit Griechenland, das er von einem eingedrungenen orientalischen Könige wieder losriß, aufrecht erhalten. Feldzüge, wie die marianischen gegen die Cimbern und Teutonen, übertrafen doch bei weitem die Kriegshandlungen Sullas gegen Mithridates und dessen Feldherren, die ihm keinen nachhaltigen Widerstand entgegensetzten.

Sulla war mehr zum Zustandebringen schwieriger Friedensschlüsse geeignet, als zur Organisation von Kriegsheeren und deren Führung in großen Gefahren. Den Frieden mit Bocchus hätte Marius ohne Sulla nie zu stande gebracht; ein Abkommen, wie es Sulla mit Mithridates traf, lag außer dem Gesichtskreise eines Marius.

Man dürfte vielleicht nicht wünschen, daß im Kampfe zwischen beiden Marius die Oberhand behalten hätte; denn dann würde die spätere Epoche der Republik, in welcher zugleich die gesellschaftliche Kultur dominierte, nicht wohl möglich gewesen sein.

Marius war Plebejer und Kriegsmann, von grobem Schrot und Korn, nicht ohne eine Art von Verachtung der allgemeinen Kultur; in Sulla repräsentierte sich dieselbe: er war fein, genußliebend, gebildet, Patricier durch und durch, zugleich thatkräftig und geschmeidig.

Er war systematischer erbarmungslos, wie Marius: er ist der Urheber der Proskriptionen; er suchte alle seine Gegner zu vernichten. Jeder, der ihm widerstrebte, war ein solcher; noch in seinen letzten Tagen hat er die Exekution eines widersetzlichen und wortbrüchigen Magistrats vor seinen Augen vollziehen lassen.

Aber eben damals war er damit beschäftigt, die Denkwürdigkeiten seines Lebens niederzuschreiben. Denn er befand sich im vollen Besitz der Bildung seiner Epoche; er hatte Sinn für Gelehrsamkeit und Wissenschaft; ihm ist es — wenn wir recht unterrichtet sind — zuzuschreiben, daß die Schriften des Aristoteles auf die Nachwelt gekommen sind; er rettete sie bei der Einnahme von Athen vor dem Untergang.

Er war damals sechzig Jahre alt und hatte sein Tagewerk eigentlich noch nicht vollendet. Denn noch war die marianische Partei, welche zugleich die populare war, überall regsam; in Spanien verschaffte sie sich soeben eine abgesonderte unabhängige Existenz; noch waren die Seeräuber, die den Orient in Atem hielten, nicht besiegt, und niemand glaubte an die Zuverlässigkeit des Mithridates. Aber dabei hatte Sulla doch die höchste Stelle erreicht, zu der in jener Zeit ein Mensch in der gebildeten Welt aufsteigen konnte: was er wollte, war Gesetz.

In diesem Augenblick ist er gestorben. Er hat eines Tages gesagt, sein Genius rufe ihn; dann vollendete er noch sein Testament, gleich darauf verschied er. Es war im Jahre 676 der Stadt (78 vor unserer Ära).

Mit seinem Tode selbst erhob sich eine große politische Frage. Er hinterließ eine geordnete Verfassung, die in voller Wirksamkeit war, bei der die Volksbewegungen durch die senatorische Macht im Zaum gehalten wurden. Aber dazu hatte eben sein eigener, überall eingreifender Einfluß gehört. Sollte es möglich sein, sie auch nach seinem Tode aufrecht zu halten, überhaupt Rom zu regieren ohne einen solchen, eigentlich doch außerhalb der Verfassung liegenden, persönlichen Einfluß?

Zum Leichenbegängnis des Verstorbenen vereinigte sich noch einmal seine ganze Partei. Man zählte bei zweitausend goldene Kränze, die dem Leichenzug vorangetragen wurden: Geschenke der Städte, Legionen, Freunde. Die Priesterschaften, die Senatoren, Ritter, alle Magistrate mit den Abzeichen ihrer Beamtung waren zugegen, als der erste Mann, welcher seit den Königen Rom beherrscht hatte, auf dem Marsfelde, wie einst diese selbst, bestattet wurde. Gleich in diesem Moment aber brach ein Streit zwischen den beiden Konsuln aus, von denen der eine, Lutatius Catulus, die schroff aristokratische, der andere, Marcus Ämilius Lepidus, die populare Meinung repräsentierte. Auch im Senat hatte die letzte eine Zahl von Stimmen für sich, und noch ehe die neuen Konsuln ernannt waren, gewannen die Entzweiungen zwischen den alten eine sehr gefährliche Gestalt. Lepidus, zum Prokonsul in Gallien designiert, wohin seine Gegner ihn eben zu entfernen wünschten, hielt in Etrurien inne und sammelte alle die um sich, welche durch die Verwaltung Sullas beeinträchtigt worden waren. Aus einer im Senate gegen ihn gehaltenen Rede entnimmt man, was er verlangte, oder wovon man wenigstens annahm, daß er es verlange: Herstellung der Geächteten und ihres Besitzstandes, namentlich auch Herstellung der tribunicischen Gewalt. Er machte sogar einen Versuch, nach Rom vorzudringen, um seine Vorschläge mit offenen Waffen durchzuführen. Hiebei erst fand er energischen Widerstand. Der Senat forderte den gewählten Interrex und Lutatius, der jetzt auch als Prokonsul erscheint, mit dem alten Wort auf: dafür zu sorgen, daß der Republik kein Unheil widerfahre. Lepidus wurde in der Nähe des Marsfeldes geschlagen. Er konnte sich nirgends behaupten, zumal da Pompejus, welcher früher dazu beigetragen hatte, daß Lepidus Konsul geworden war, alle seine Kräfte gegen denselben aufbot. Von Pompejus und Catulus nochmals besiegt, mußte er nach Sardinien zurückweichen, wo er bald darauf gestorben ist.

Gewiß hatte er seine Sache noch nicht aufgegeben; wahrscheinlich dachte er, sich nach Spanien zurückzuziehen, wo damals die alte Partei der Marianer sich unter Cajus Sertorius auf das kräftigste erhob und zu einer kleinen Macht entwickelte.

Von Cajus Sertorius, der von dem Unglück der gegen Sulla in Italien aufgestellten Truppen mitbetroffen worden war, erzählt man, er habe, der bürgerlichen Unruhen müde, daran gedacht, sich in das Asyl der sogenannten glücklichen Inseln zurückzuziehen, die man durch eine kurze Seefahrt erreichen

zu können meinte, als er mehr als jemals in den Krieg verwickelt wurde. Die Lusitaner, die zwar unterworfen, aber naturkräftig, wie sie waren, ihre Unabhängigkeit schmerzlich vermißten, beriefen ihn an ihre Spitze. Er zögerte nicht, den Ruf anzunehmen, der den vornehmsten Antrieben, die in ihm lebten, entsprach und ihm gleichsam eine neue Laufbahn eröffnete, schickte sich aber dazu in echt römischer Weise an. Man möchte die Ansicht aussprechen, daß die Bürgerkriege mitwirkten, um den römischen Namen auszubreiten. Es läßt sich nicht absehen, wie Italien ohne dieselben so vollkommen hätte latinisiert werden sollen, als es geschah.

Wenn für den Fortgang der allgemeinen Geschichte unendlich viel darauf ankam, die pyrenäische Halbinsel zu romanisieren, so konnte es kein geeigneteres Mittel dazu geben, als die Stellung war, die Sertorius in Spanien einnahm. Die 2000 Römer, welche er anfangs mit sich führte, reichten schon hin, der iberischen Population einen beherrschenden Mittelpunkt zu geben. Dem räuberischen Charakter der bisherigen Kriegsführung wurde dadurch Maß und Ziel gesetzt. In Oska errichtete Sertorius eine Schule, wo die eingeborene Jugend in griechischen und lateinischen Wissenschaften Unterricht empfing. Dieser Zweck mußte dadurch befördert werden, daß viele Marianer ihre letzte Zuflucht bei Sertorius fanden. Sertorius richtete einen Senat von 300 Männern ein, gleich als sollte sich Rom nach Spanien versetzen. Bald kam Perperna mit den Resten des Heeres des Lepidus herüber. Aus Römern, Lusitanern und Celtiberern bildete sich hier eine neue Kriegsmacht, welcher die römischen Truppen, unter der Führung des Quintus Metellus Pius, der die Marianer mit demselben Eifer bekämpfte, wie einst sein Vater den Marius selbst, schon deshalb nicht viel anhaben konnten, weil der kleine Krieg, wie er dort zu Lande geführt wurde, ihnen ungewohnte Schwierigkeiten entgegensetzte. Wenigstens war der alternde Metellus einer neuen kräftigen Unterstützung bedürftig.

Nun hatte sich eben Pompejus durch die Niederwerfung des Lepidus, welche ihm hauptsächlich zuzuschreiben war, Kriegsruhm und zugleich Anspruch auf die Dankbarkeit des Senats erworben. Soviel sich auch dagegen einwenden ließ — denn bis dahin hatte Pompejus noch kein obrigkeitliches Amt bekleidet —, so wurde doch beschlossen, ihn zur Unterstützung des Metellus nach Spanien gehen zu lassen. Auch jetzt kam dem Pompejus nichts mehr zu statten, als die von seinem Vater ererbte, auf persönliches Ansehen begründete Autorität bei seinen Truppen. In vierzig Tagen war seine Rüstung vollendet. Er erwarb sich das Verdienst, einen bequemeren Weg, als den hannibalischen, über die cottischen Alpen zu eröffnen.

Im Jahre 679 der Stadt, 75 vor unserer Ära, finden wir ihn Sertorius gegenüber; Pompejus und Metellus kommen von den Pyrenäen, Sertorius und Perperna von Lusitanien her. Sie treffen in der Nähe von Sucro zusammen, ohne daß eine Entscheidung erfolgt wäre. Sertorius soll gesagt haben: das alte Weib — Metellus — hindere ihn, dem Knaben Pompejus die Rute zu geben. Von Pompejus findet sich in den Fragmenten des Sallust

ein Brief, in welchem er sich beklagt, daß ihn der Senat so ganz ohne Unterstützung lasse: sein Vermögen und sein Kredit seien erschöpft. Er sei in derselben Lage, wie Sertorius; weder das eine noch das andere Heer könne besoldet werden; man möge sich in acht nehmen, daß nicht das eine oder das andere nach Italien komme.

Die Feldherren führten beinahe den Krieg auf eigene Hand, sowohl Pompejus, obgleich im Namen des Senats und der herrschenden Gewalt, als Sertorius im Namen der besiegten Partei und des spanischen Volkes. — Der Krieg war noch immer gefährlich, da indessen Mithridates nach dem Tode Sullas wieder zu den Waffen griff und mit Sertorius in eine Art von Bundesgenossenschaft trat.

Doch war es nicht die Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten, was hier zur Entscheidung führte, sondern die unhaltbare Lage, in welche Sertorius durch die Verbindung einer römischen Parteistellung mit der Verteidigung der Sache einer fremden Nation geriet.

Sein Senat war mißvergnügt, weil er doch nur eine untergeordnete Rolle spielte. Die römischen Truppen empfanden es, daß Sertorius den celtiberischen Barbaren ein größeres Zutrauen schenkte, als ihnen; Mißtrauen und Verdacht entstanden auf beiden Seiten. In diesem hoffnungslosen Zwiespalt ist Sertorius von Perperna bei einem Gelage ermordet worden. Als man sein Testament eröffnete, fand man, daß er Perperna darin nicht vergessen hatte. Aber auch dieser, der als Mörder des besseren Mannes doppelt verhaßt war, konnte gegen Pompejus nichts ausrichten. Er wurde geschlagen und gefangen. Er hoffte noch, sich dadurch zu retten, daß er Beweise eines Einverständnisses der dem vorwaltenden System in Rom entgegengesetzten Partei mit Sertorius auszuhändigen versprach. Aber Pompejus wollte davon nichts hören; er ließ ihn hinrichten, ohne ihn gesehen zu haben; seine Briefschaften ließ er verbrennen.

Hierauf löste das iberische Heer des Sertorius sich auf. Die Städte wurden eine nach der anderen erobert.

Aber noch waren die übrigen römischen Gebiete in voller Gärung; der mithridatische Krieg erschütterte den Orient aufs neue; die Seeräuber, nach Sullas Tode wieder erstarkt, beherrschten das innere Meer und erfüllten die Küsten desselben mit Raub und Gewaltsamkeiten. In Italien selbst erhob sich eine Feindseligkeit, die sehr gefährlich zu werden drohte.

Auch in Italien brach, wie nicht lange vorher in Sicilien, ein Sklavenkrieg aus; doch hat derselbe noch eine andere Ursache, als die Sklaverei an sich. Die meisten der italienischen Sklaven waren Kriegsgefangene, von denen dann die robustesten dazu dienen mußten, den Römern ein Schauspiel vorzuführen, dessen sie sich am meisten erfreuten: den militärischen Einzelkampf, wobei die persönliche Kriegsübung, zunächst jedoch nur mit stumpfen Waffen, die Augen der Menge weidete. Lange bevor man Amphitheater errichtete, waren diese Schauspiele bei den Festlichkeiten, mit denen die Ädilen das Volk

unterhielten, gebräuchlich. Verkennen wir nicht, daß hierin eine erneuerte Herabwürdigung der besiegten Nationaliäten lag: den Römern sollten die geübtesten und stärksten Kämpfer aus anderen Völkern, mit Gefahr ihres Lebens, als Gladiatoren zum Schauspiel dienen.

Da geschah es nun, daß einer von den waffenkundigsten unter diesen Leuten, namens Spartacus, ein Thracier, der sich, man weiß nicht wie man es nennen soll, in der Schule oder dem Gefängnis eines Unternehmers befand, die Mehrzahl seiner Genossen bewog, mit ihm sich auf freien Fuß zu setzen. Von Plutarch ist mit Anschaulichkeit geschildert worden, wie die Entsprungenen, die eine feste Stellung an den Abhängen des Vesuv genommen und von einer gegen sie ausgesandten Kriegsschar eingeschlossen waren, auf einer Sturmleiter, die sie aus den Weinreben und Ranken zu stande brachten, nicht hinauf-, sondern herabsteigend den unvorbereiteten Feind auseinanderwarfen und sich seiner Waffen bemächtigten. Besonders im südlichen Italien waren die Sklaven sehr zahlreich; ihnen gesellten sich auch viele Freie hinzu; in kurzem sah sich Spartacus an der Spitze eines Heeres, das nach Myriaden zählte. Wenn er dennoch gegen die römischen Kriegsheere im Nachteil blieb — seine Leute wurden in einem Treffen am Garganus geschlagen —, so diente das nur dazu, die Gefahr seiner Empörung recht an den Tag zu bringen. Unter den Sklaven, die ihm folgten, und die man besser mit dem Worte Fechter bezeichnet, als mit dem Worte Sklaven, waren die Gallier, unter welchen wir auch Germanen finden, besonders zahlreich. In Verbindung mit denselben faßte Spartacus den Gedanken, sich nach Norden zu wenden, um die Alpen zu überschreiten und nach Gallien vorzudringen. Die Kriegsgefangenen schienen sich nach ihrem alten Vaterland durchschlagen zu wollen. Dadurch bekam der Tumult ein politisch-militärisches Ansehen: das Werk der Pacifikation des südlichen Galliens, das in dem besten Fortgang war, drohte unterbrochen zu werden, so daß der Senat beschloß, die beiden Konsuln gegen Spartacus ins Feld gehen zu lassen. Der eine von ihnen, Lucius Gellius, wußte allerdings den voranziehenden Haufen die Pässe zu verlegen, durch die sie nach Gallien hätten gelangen können. Dadurch aber geschah, daß die starke Schar sich mit aller Macht gegen den anderen, Lentulus, wendete und ihn über den Haufen warf. Die Gladiatoren, die man ursprünglich Flüchtlinge, Fugitivi nannte, gerieten darüber, daß man sie auch nicht aus dem Lande lassen wollte, in eine Wut, die sie zu entsetzlichen Mordthaten veranlaßte. Spartacus selbst soll einem am Garganus gefallenen Führer, Krixus, dreihundert gefangene Römer als Exequien geopfert haben. Der Gedanke soll ihm gekommen sein, gegen Rom selbst anzugehen: aber er besann sich doch, daß sein schlechtbewaffneter Haufe dazu nicht fähig sei, und bald finden wir ihn wieder in Unteritalien, bei Thurii und Rhegium und in Lukanien.

Die süditalienischen Gebirge waren für seine Banden geeigneter, als etwa die römische Campagna; dort nahm er eine feste Stellung. Um den kriegerischen Geist seiner Truppen zu erhalten und diese gegen jede Verführung

zu sichern, verbot er, Gold in sein Lager zu bringen; nur Silber hat er geduldet. Er stand im Zusammenhang mit den cilicischen Seeräubern; man erzählt, sie hätten ihm versprochen, ihn nach Sicilien überzuführen, wo noch alles zu einer Erneuerung des Sklavenkrieges bereit war, aber ihn dann im Stich gelassen. Weder über die Alpen, noch über die See konnte er sich retten; er mußte nochmals den Kampf mit den Römern bestehen. Es ist sehr begreiflich, daß er in allen benachbarten städtischen Gemeinheiten, die ja selbst Sklaven hielten, Widerstand fand. Aber unerträglich war auch die Unsicherheit des offenen Landes, und der Senat beschloß, einen der vornehmsten Anhänger Sullas, seinen Mitkämpfer in dem Bürgerkrieg, jetzt mit der Vertilgung der Räuber und Gladiatoren zu beauftragen. Marcus Licinius Crassus, mit dem Beinamen Dives, hatte während der letzten Unruhen in Rom eine Menge von Häusern an sich gebracht und sie durch geschickte Sklaven, die er erkaufte, wiederherstellen lassen, so daß ein nicht geringer Teil der Stadt ihm eigentümlich gehörte. Überdies hatte er auch in den Provinzen viele Güter um wohlfeile Preise erstanden, andere von Sulla zum Geschenk erhalten. Er war wohl der begütertste unter den Männern, die damals in Rom Bedeutung hatten, und durch diese Stellung besonders berufen, einer Empörung, die dem Begriff des Eigentums, wie er sich bei den Römern ausgebildet hatte, schnurstracks zuwiderlief, ein Ende zu machen. Viele andere von den Vornehmen, die in einem ähnlichen Falle sein mochten, schlossen sich ihm an. Mit sechs neuen Legionen und den Resten der alten ging er nun gegen Spartacus ins Feld. Crassus wendete die äußerste militärische Strenge an, um die Truppen, die den Kampf mit den handfesten Sklaven und den geübten Gladiatoren scheuten, zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Und mit einem überlegenen, nach den Regeln der Kriegskunst daherziehenden Heere gelang es ihm, Spartacus in der Nähe der Meerenge durch Wall und Graben einzuschließen und, als derselbe einmal hervorbrach, mit ungeheurem Verlust zurückzuwerfen. Man glaubt ein römisches Bulletin zu erkennen, wenn man bei Appian liest: Crassus habe an einem Morgen 6000, den Abend darauf abermals 6000 geschlagen mit einem Verlust von 3 Toten und 7 Verwundeten. Aber so viel wird man daraus schließen dürfen, daß die Sklaven, noch immer unvollkommen bewaffnet, einem regelmäßigen Angriff der Legionen nicht gewachsen waren. Das Unternehmen des Spartacus, das doch auch ein historisches Moment in sich schloß, indem sich darin die letzte Gegenwehr des Besiegten gegen den Sieger darstellt, mußte als gescheitert betrachtet werden, so gut wie die Anlehnung der Lusitaner an die Partei des Marius. Allein aus der inneren Verwickelung der römischen Angelegenheiten erwuchs für Spartacus wenigstens noch ein Schimmer von Hoffnung. Pompejus war bereits nicht mehr im vollen Einverständnis mit dem Senat. Jedermann wußte, daß Crassus deshalb so gut ausgerüstet und unterstützt worden war, um dem Pompejus bei seiner Rückkehr einen Nebenbuhler an die Seite stellen zu können. Da faßte nun Spartacus die Absicht, Crassus für sich zu gewinnen und einen Vertrag mit ihm abzuschließen. Wäre

er noch widerstandsfähig gewesen, so würde er vielleicht Gehör gefunden haben. Aber in der nunmehrigen Lage der Dinge wurde Crassus vielmehr durch die Besorgnis, daß Pompejus ihm den Ruhm des Sieges entreißen könne, in der Weise der altrömischen Konsuln zu verdoppelten Anstrengungen angespornt. Unfähig, seine Stellung zu behaupten, suchte Spartacus Brundisium zu gewinnen; aber auf dem Wege wurde er von Crassus ereilt.

Spartacus starb als Gladiator; bereits verwundet, in das Knie gesunken, aber den Schild vorgehalten, kämpfte er noch, bis er der Menge unterlag. Man hat seine Leiche nicht gefunden. Ein Teil seiner Truppen zog sich in verschiedenen Haufen in die Gebirge, wo sie dann nach und nach zu Grunde gerichtet wurden.

Es hätte nun wohl an der Zeit und gleichsam geboten zu sein scheinen können, daß auch dem Seeräuberwesen, mit welchem der Sklavenkrieg eine innere Verwandtschaft hatte, unmittelbar Einhalt geschehen wäre. Allein zu einer Folgerichtigkeit, wie sie hierin gelegen hätte, würde der Impuls eines Oberhauptes notwendig gewesen sein, welches Orient und Occident, See und Land umfaßte, wie Sulla.

Noch bestand der Senat, den Sulla gegründet hatte; aber einmal übte er seine Autorität mehr zum Vorteil der einzelnen Mitglieder aus, und überdies erhob sich jetzt in den Heerführern, welche in Spanien und Italien den Sieg davon getragen hatten, eine Gegenmacht, die darum nur keine Gefahr zu drohen schien, weil die beiden Führer untereinander uneinig waren. Beide rückten, der eine von dem oberen, der andere von dem unteren Italien her, mit ihren siegreichen Heeren gegen Rom heran; sie forderten beide das Konsulat. Der Senat konnte keine Schwierigkeiten machen, diese Würde an Crassus übergehen zu lassen, der ihm soeben selbst die größten Dienste geleistet hatte und alle Eigenschaften besaß, die dazu erforderlich waren. Anders verhielt es sich mit Pompejus, der noch nicht die für dasselbe gesetzlich erforderlichen Jahre zählte und überdies in seinem Feldzug die Unterstützung des Senats, deren er bedurfte, oftmals hatte entbehren müssen. Das aber war nun einmal das Schicksal, daß die höchste Gewalt sich aus militärischen und politischen Elementen zusammensetzte. Der junge und eben zu wirklichem Kriegsruhm aufsteigende Pompejus, der ein ihm zugleich eigentümlich zugehöriges Heer befehligte und sich noch bei seiner Heimkehr das Verdienst erworben hatte, die Reste der Gladiatoren zu vernichten, wollte sich durch eine Korporation nicht zurückdrängen lassen, die ihm seine Siege erschwert hatte. Um seinen Zweck zu erreichen, wich er aus den von Sulla vorgezeichneten Bahnen.

Indem Sulla den Senat in seiner Weise wiederherstellte, hatte er ihn zugleich — wie berührt — wieder zum Meister der Gerichte gemacht und dem Tribunat einen sehr beschränkten Wirkungskreis angewiesen. Darüber aber war nach seinem Tode eine immer wachsende Agitation entstanden. Im Gerichtswesen kamen schreiende Mißbräuche zum Vorschein: besonders die Provinzen wurden dabei zu Grunde gerichtet, was dann die öffentliche Stimmung auf-

regte; und in dem Volkstribunat war das Begehren, die alten Rechte wiederzuerlangen, mehr als einmal wieder erneuert worden. Von dem Senat bei seiner Bewerbung um das Konsulat zurückgewiesen, wendete sich Pompejus an das Volk. Die bestimmte Überlieferung ist, daß er den Volkstribunen, die ihn dabei unterstützen konnten, die Herstellung ihrer verlorenen Gerechtsame versprochen habe. Noch vor seinem feierlichen Einzug in Rom, der erst am anderen Tage erfolgen sollte, hielt er eine Versammlung vor den Thoren ab. Dabei wiederholte er zuerst das den Tribunen gegebene Versprechen, ihre Macht wiederherzustellen; die Zusage wurde mit beifälligem Geräusch aufgenommen. Pompejus berührte hierauf auch den anderen Punkt. Er erklärte: die Regierung in den Provinzen werde schlecht verwaltet und zwar infolge schimpflicher, selbst verbrecherischer Rechtsprechung. Als er hinzufügte: dem aber denke er ein Ende zu machen, so verwandelte sich der Beifall in ein stürmisches Jauchzen. Auf diesem Wege erlangte er die Würde, nach der er strebte. Dann hatte er soviel nicht dagegen, daß Crassus sein Kollege wurde: er soll ihn selbst empfohlen haben. Dabei blieb zunächst die Verschiedenheit ihrer Gesichtspunkte doch bestehen, und zuweilen schien es, als ob es zu einem offenen Kampf zwischen ihnen kommen müsse, was umsomehr auf sich hatte, da der eine und der andere die Heeresmacht, in deren Begleitung er nach Rom gekommen war, zusammenhielt. Man begreift es, wenn das Volk, von Angst und Unruhe gepeinigt, nicht ohne den Einfluß begeisterter Seher, welche Unglück weissagten, die beiden Konsuln flehentlich bat, ihre Heere zu entlassen, und einst nicht von dem Platz weichen wollte, bevor sie sich versöhnt und dies Versprechen gegeben hätten. Zuerst erhob sich Crassus von seinem curulischen Stuhl und schritt mit ausgestreckter Rechten dem Pompejus entgegen; dann erhob sich auch Pompejus und ergriff die dargebotene Hand unter dem Zujauchzen des Volkes.

Pompejus, der hierdurch einen neuen Vorteil gewann, da er das Volk auf seiner Seite hatte, schritt nun in der That dazu, seine Versprechungen zu erfüllen.

Eine und die andere von den durch Sulla eingeführten Beschränkungen — z. B. die Ausschließung der Tribunen von der Laufbahn zu den höheren Ämtern — war bereits rückgängig gemacht worden. Jetzt wurde ihnen auch die Aufsicht über die gesamte Verwaltung, die sie früher besessen, zurückgegeben. Denn darin lag der Nerv ihrer Macht, daß jeder höchste Beamte fürchten mußte, für seine Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten vor das Gericht des Volkes gezogen zu werden. Dieses Recht, das ihnen von Sulla genommen war, erhielten sie unter dem Konsulat des Pompejus zurück.

Darin aber bestand bei weitem nicht der Umfang ihrer alten Befugnisse. Wir kennen die vornehmste Streitfrage. Sie lag darin, ob die Tribunen bei ihren Gesetzvorschlägen an ein Senatuskonsult gebunden oder befugt sein sollten, ohne ein solches vorzuschreiten. Durch Sulla war ihnen dieses Recht genommen worden; jetzt erhielten sie es zurück. Nur aus religiösen Gründen,

nicht aus politischen sollte fortan ein Einspruch gestattet sein. Dies Zugeständnis nun war die größte Neuerung, welche Pompejus durchführte. Es war selbst mehr, als eine Herstellung der früheren Gerechtsame, da die fünfunddreißig Tribus nach der Aufnahme der Italiker andere Elemente als früher in sich trugen. Die Alten haben mit vollem Recht in dieser Erneuerung des Tribunats einen der wichtigsten Momente für die folgende Geschichte gesehen. Es kommt nicht darauf an, ob man sie prinzipiell verwirft oder billigt. Der Erfolg aber war, daß man wieder zu der freien Bewegung von ehedem zurückzukehren in den stand gesetzt wurde. Diese bekam bei weitem noch nicht das Übergewicht. Aber die Republik wurde so konstituiert, daß ein Gleichgewicht zwischen beiden Gewalten eintrat. Man darf wohl aussprechen, daß die große Epoche der Entwickelung des römischen Geistes, welche jetzt beginnt, welche Männern wie Cicero eine Einwirkung auf alle folgenden Jahrhunderte ermöglich that, eben auf diesem Gegensatz, der eine Art von Entfesselung war und den Emporstrebenden freiere Bahn darbot, beruht hat. Denn was hätte aus einer Herrschaft des sullanischen Systems sich weiter entwickeln sollen? In dem Moment, bei welchem wir stehen, gereichte die Veränderung dem Pompejus zu unbeschreiblichem Nutzen: durch den tribunicischen Einfluß wurden ihm Gewalten zuerkannt, wie sie noch niemals einem Heerführer gegeben worden waren.

So war es nun einmal, daß die Verbindung des Einflusses und Ansehens in der Stadt mit militärischem Talent dazu gehörte, um eine bedeutende Stellung zu erringen. Für Pompejus wurde durch seine gemäßigt-populäre Haltung eine noch größere Laufbahn eröffnet, auf der See und im Orient, wobei er sich den Namen des Großen erworben hat.

Die wirksamen Momente der Dinge greifen so sehr ineinander, daß wir veranlaßt sind, ehe wir weiter gehen, einen Blick auf den Orient zu werfen. Wir müssen dies sogar unter einem möglichst weiten Gesichtskreis thun: denn dahin war es nun mit der Entwickelung der römischen Macht gediehen, daß die inneren Wechselfälle der Republik auf die entferntesten Regionen einwirkten. Von den Agitationen des Forums führt uns der Zug der Betrachtung auf eine Episode der allgemeinen Religionsgeschichte.

Zwölftes Kapitel.

Digression über die Makkabäer und das hasmonäische Judäa.

Man wird sich immer erinnern müssen, daß Alexander der Große die griechischen Götter an den persischen zu rächen gedachte und die von den Persern überwältigte asiatische Idololatrie allenthalben wiederherstellte; daß dann auch der Charakter der hellenistischen Reiche in der Verschmelzung der poly-

theistischen Religionen bestand. Der monotheistische Anflug, den die Herrschaft der Perser über die Welt verbreitet hatte, wurde überall vertilgt. Die vornehmsten Bekenner des Monotheismus waren nun aber die Hebräer.

Schon einmal war das Judentum im Konflikt der ägyptischen und der syrischen Götter nahezu vernichtet, durch den persischen Großkönig aber wiederhergestellt worden. Zwar nicht wieder mit der in Palästina ansässigen Nationalität identifiziert, d. h. nicht auf das Territorium angewiesen und beschränkt, war es dennoch durch die Errichtung des zweiten Tempels bei der Rückkehr aus der Gefangenschaft zu einer gewissen Selbständigkeit gelangt. Der Tempel war jetzt noch mehr als früher der Mittelpunkt der weit in dem Orient verbreiteten ausgewanderten Juden, die sich, wo sie sich auch aufhalten mochten, an den Tempel und die altherkömmlichen Ceremonien, die in demselben vollzogen wurden, anschlossen. Das alte Judentum hatte also wieder einen Mittelpunkt, dessen Charakter in der Erhaltung des aus den Urzeiten stammenden Schatzes religiöser Schriften bestand, zu deren Erklärung sich eine besondere Klasse von Schriftgelehrten, die mit den Priestern nicht identisch waren, in Jerusalem bildete: Institute, die notwendig den aus der macedonischen Herrschaft hervorgegangenen Königreichen antipathisch waren. Das Glück wollte jedoch, daß die Ptolemäer in Ägypten, welche in dem Kampfe der Dynastien Palästina zunächst behaupteten, den Juden Anerkennung widmeten und ihnen Schutz angedeihen ließen. Aus der Verbindung der Juden und Griechen in Alexandria ist die griechische Bibelübersetzung hervorgegangen. Obwohl auch hier nicht immer dieselbe Gesinnung herrschte, so befanden sich doch die Juden im Laufe des 3. Jahrhunderts vor unserer Ära in einem verhältnißmäßig gesicherten und selbst blühenden Zustande. Wie aber einst alles von dem Gegensatz der Pharaonen und der babylonischen Könige abhing, als noch beide Reiche den Diensten des Moloch oder des Ammon Ra huldigten, so erneuerte sich dieser Gegensatz auf einer anderen Stufe durch den Widerstreit der Ptolemäer und der Seleuciden. Die ersten hielten sich mit den Juden in einem erträglichen Einverständnis. Wir erfahren sogar, daß einst der letzte der mächtigen Ptolemäer, Euergetes, dem Jehovah in Jerusalem seine Opfer darbrachte.

Auf das schärfste ging dagegen der syrische Geist gegen die jüdische Hierarchie an. Zwischen Alexandrien und Antiochien bestand der große Unterschied, daß das erste in der Vereinigung der Gelehrsamkeit aller Nationen, das andere in der Entwickelung der lebenslustigen Götzendienste seinen Ruhm suchte. An sich war, wie wir wissen, der welthistorische Beruf des syrischen Reiches, das in Babylon seinen Sitz hatte, hauptsächlich die Erhaltung des griechischen Kulturelementes und seiner Herrschaft in dem oberen Asien; es mußte die Verbindung mit Indien, die Erhaltung des baktrischen Königreichs, die Behauptung der Oberherrschaft über die dem persischen Reiche nur in zweifelhaftem Gehorsam untergeordnet gewesenen Nationen: Parther, Armenier, Kappadocier, bei denen sogar Fürsten des alten Stammes be-

standen, anstreben. Zu seinem natürlichen Berufe gehörte es nicht gerade, sich nach Westen hin auszudehnen. Doch dahin führte der Gegensatz der Dynastien und die Idee der syrischen Könige, daß ihnen die ganze Erbschaft Alexanders des Großen gebühre. Gerade dadurch, daß die griechische Religion ein wesentliches Moment der kolonisierenden Thätigkeit der syrischen Könige war, geschah es denn auch, daß diese, als sie sich Palästinas bemächtigt hatten, die Ausbreitung des Polytheismus zu einer politischen Angelegenheit machten.

Schon waren die Hebräer von der Einwirkung des griechischen Geistes nicht unberührt geblieben. In den aus dieser Epoche uns erhaltenen schriftlichen Denkmälern findet man eine unverkennbare Annäherung an die allgemein vorherrschenden Meinungen im Widerstreit mit der strengen Beobachtung des Gesetzes alter Zeit. Jene erscheint in dem Versuche, den Jehovahbegriff, wie ihn die heiligen Schriften vor Augen legten, seiner sinnlichen Beimischungen zu entledigen. Eine Sekte entstand, welche das unmittelbare Eingreifen der Gottheit in die menschlichen Dinge nicht allein, sondern auch Unsterblichkeit und Vergeltung leugnete, in der bereits die Opposition aller späteren Zeiten gegen einen positiven Glauben zum Vorschein kommt, wobei sie jedoch an den moralischen Grundsätzen, wie sie die Stoa lehrte, festhielt.

Diesen Abweichungen tritt ein um so lebhafteres Anschließen an die geheiligte Tradition gegenüber. Auf das großartigste wird in dem Buche Daniel, das aus diesen Zeiten stammt, die Verbindung des Altertums mit der damaligen Zeit in Erinnerung gebracht: es giebt nur einen Kampf, den der wahren Religion gegen das Heidentum, welches sich, nachdem die Perser erlegen, in den Griechen fortsetzt und in den syrischen Königen macedonisch-griechischen Ursprungs zu Tage tritt. Den gräcisierenden Neuerungen gegenüber bildete sich die Vereinigung der Getreuen (Chasidim), die jede Abweichung als einen Greuel verdammten.

Nicht eigentlich das Hohepriestertum war es, in welchem sich diese Verbindung repräsentierte: denn die Hohenpriester wurden von den Königen gesetzt. Der vierte Antiochus, mit dem Beinamen Epiphanes, dessen allgemeine politische Stellung vor und nach dem perseischen Krieg wir bezeichnet haben, suchte eigentlich, indem er Judäa überwältigte, nur das durch Alexander angebahnte, aber noch immer nicht zu Ende gebrachte Werk zum Ziele zu führen, und fand bei seinen Bestrebungen in den Hohenpriestern, die ihm ihre Würde verdankten, ein gewisses Entgegenkommen. Diese nahmen griechische Namen an: Jason und Menelaos, und waren sehr bereit, durch Einführung gymnastischer Übungen, zu denen die Jugend angehalten werden sollte, auch ihrerseits an der gräcisierenden Bewegung teilzunehmen. Man erlebte wirklich, daß die Priester den Tempeldienst verließen und dem Wettstreit der Kräfte in diesen Übungen lebendigen Anteil zuwandten. Die

Schätze des Heiligtums verwendeten die Oberhirten, um das Geld für den König zusammenzubringen, welches eben der Preis ihrer Erhebung war.

Ich will nicht mit Bestimmtheit wiederholen, daß der König den Judaismus zu vertilgen entschlossen war; aber der Erfolg seines Verfahrens hätte das werden müssen. Auf dem für die Brandopfer der Juden bestimmten Altar ließ er dem Jupiter opfern; er vermischte Jehovah mit dem obersten Gott der Griechen. Jerusalem sollte dem Zeus Olympios, Garizim dem Zeus Xenios heilig sein. Den Juden wurden Opfer von Tieren angemutet, deren damit verbundenen Genuß sie am meisten verabscheuten.

Eben darin lag der Charakter des Judentums, daß es den exklusiven Monotheismus den ältesten Geboten zufolge unerschütterlich festhielt.

Die Getreuen, Chasidim, die sich den Neuerungen widersetzten, erlitten Verfolgungen, die schon die Farbe von Märtyrergeschichten der späteren Epochen tragen. Von ihnen aber sind nicht allein die alten Satzungen mit Hartnäckigkeit festgehalten, sondern auch die Vorstellungen ausgebildet worden, auf denen alle wahre Religion beruht: Unsterblichkeit der Seele und Vergeltung. „Der Gott, der die Menschen gemacht im Mutterleibe, ohne daß die Mütter davon ein Verständnis hatten, wird die Seelen auch nach dem Tode zu erhalten und zu belohnen wissen."

Der Zustand war, daß eine räuberische Staatsgewalt, mit den negativen Doktrinen innerhalb des Judentums verbündet, der allgemeinen Tendenz der Welt gemäß die Idololatrie eben auch in Jerusalem zur Geltung bringen wollte: die heiligen Schriften wurden aufgesucht, und selbst ihr Besitz wurde bestraft. Wäre es dem König Antiochus gelungen, sich Ägyptens zu bemächtigen und einen in allen seinen Teilen zusammenhängenden Staat vom entferntesten Osten bis nach Libyen hin zu gründen: so ist menschlichem Ansehen nach nicht in Abrede zu stellen, daß er mit seinem Kampfe gegen die jüdische Religion hätte durchdringen können. Mit den Würdenträgern der Religion und einem großen Teile des Volkes war er bereits einverstanden.

Da ist es nun ein Ereignis von höchster Wichtigkeit, daß die Römer die Besitznahme Ägyptens durch Antiochus, wie oben berührt wurde, verhinderten.

Antiochus war bereits als ihr Freund und Bundesgenosse anerkannt: in dem Besitz von Palästina fochten sie ihn nicht an. Aber nicht allein in dem offenbaren Widerstreit der Kräfte und Interessen vollziehen sich die Weltgeschicke; es giebt geheime Wirkungen und Gegenwirkungen, die nicht auf der Oberfläche erscheinen. Das denkwürdigste Zusammentreffen bleibt es nun, wie schon angedeutet, daß im Jahr 168 vor unserer Ära die Zurückweisung des Antiochus Epiphanes aus Ägypten stattfand, und im Jahre 167 in Judäa der Aufruhr ausbrach, der niemals hat beseitigt werden können, und auf welchem das spätere Judentum beruht, sowie alles, was aus demselben entsprungen ist.

Nicht in der Hauptstadt, sondern an den nordwestlichen Grenzen Judäas,

in Modein, von wo das Auge das Mittelmeer erreicht, brach der Aufruhr aus. Dort wohnte ein alter Hebräer, Mattathias, von priesterlicher Herkunft, mit fünf kräftig emporwachsenden Söhnen. Nur auf seinen Beitritt schien es anzukommen, ob das Gebot des syrischen Königs auch in diesen Gegenden zu voller Geltung kommen sollte. Aber als man ihm anmutete, an dem Opfer teilzunehmen: denn sein Beispiel werde auf alle anderen wirken —, lehnte er das nicht allein ab, sondern, von hierarchischem Eifer erfüllt, erschlug er einen Stammgenossen, der sich anschickte, dem Befehl zu gehorchen, und alsdann die Beamten, welche denselben ins Werk zu setzen gekommen waren.

Aber nicht darin allein liegt das Verdienst des Mattathias, das Zeichen zum Widerstand gegeben zu haben; er gab auch die Möglichkeit an die Hand, einen solchen durchzuführen. Allenthaben wurden die Getreuen geschlagen, hauptsächlich auch deshalb, weil sie, am Sabbath angegriffen, die Heiligkeit des siebenten Tages nicht durch Verteidigung beflecken wollten; Mattathias nun hatte die geistige Entschlossenheit, die Verpflichtung, den Sabbath zu heiligen, nicht soweit auszudehnen, daß man sich an einem solchen Tage ohne Gegenwehr müsse erschlagen lassen. Indem er das Gesetz übrigens in voller Strenge beoachtete, hob er doch eine Satzung auf, welche die Behauptung desselben unmöglich gemacht hätte. Ein Anfall der syrischen Truppen ließ nicht lange auf sich warten; aber jetzt fanden sie Widerstand an Mattathias, seinen fünf Söhnen und dem Volke, das sich ihnen zugesellt hatte. Hierauf wurden in den befreiten Bezirken die Altäre der griechischen Götter zerstört und die jüdischen Gebräuche, namentlich auch die Beschneidung wiederhergestellt.

Mattathias meinte, man müsse auf den Bund zurückkommen, welchen die Väter mit Jehovah geschlossen. Mit Abraham, Caleb, Josua verknüpfte er die Traditionen aus der Zeit der Gefangenschaft; eben dieser große Zusammenhang gab dem Unternehmen seine universale Bedeutung.

Nach dem Tode des Mattathias hatte Judas, der dritte der Söhne, der sich schon früh den Namen Makkabi, d. h. der Hammer, erwarb, die Führung: seine Brüder scharten sich um ihn, wie um ihren Vater.

Es versteht sich, daß die Römer von Dingen dieser Art keine Kunde, nicht einmal eine Ahnung hatten; aber gewiß bleibt es doch, daß die Einwirkung ihrer Macht, wenn nicht die Bewegung selbst, so doch deren Erfolg erst möglich machte. Nahe dem Ziele seines Ehrgeizes zurückgewiesen, hatte Antiochus nicht mehr den Nimbus der Macht, noch auch diese selbst, um die Empörung zu ersticken, wie man auch von anderen orientalischen Königen weiß, daß sie ihre Autorität verloren, sobald an den Tag kam, daß die Römer nicht mehr für sie seien.

Gegen die andringende syrische Macht, im Kampfe mit dem Befehlshaber von Samaria, Apollonius, der zuerst gegen ihn heranzog, trug Judas Makkabäus als den Preis des Sieges das Schwert des Apollonius davon,

das er seitdem immer geführt hat. Den Übrigen voran stürzte er sich selbst in die bei weitem stärkeren Scharen, welche der Befehlshaber von Cölesyrien, vereinigt mit den Juden der anderen Partei, gegen ihn und die Seinen heranführte, und behauptete das Feld. Die Urkunde rühmt das Gottvertrauen, durch welches er den Sieg errang.

Nun aber erhob sich die ganze Macht der westlichen Provinzen des syrischen Reiches unter dem Statthalter, dem das ganze Land vom Euphrat bis zur Grenze Ägyptens anvertraut war, des Namens Lysias, zu einem regelmäßigeren Angriff, um dem Auftrag des Königs gemäß die Juden vollkommen zu vertilgen und andere Einwohner in ihr Land zu führen. Darin erst liegt der volle Gegensatz gegen die Zugeständnisse der Hauptbegründer des persischen Reiches, Koresch und Darius. Das damals den Juden zurückgegebene Gebiet sollte ihnen wieder entrissen und an neue Ansiedler verteilt werden. Das zu diesem Zwecke bestimmte Heer wird auf 40 000 Mann Fußvolk und 7000 Reiter angegeben; es war in der Weise der Zeit vortrefflich bewaffnet. Sein Sieg schien unfehlbar zu sein. Schon hatten sich Händler eingefunden, um die Gefangenen zu kaufen und als Sklaven wegzuführen. Dem gegenüber erwarb sich Judas jetzt das Verdienst, den Juden eine militärische Organisation zu geben; er verstand es, sie in strengem Gehorsam zu halten. Was sie beseelte, war aber doch nur der Mut der Verzweiflung: denn sie wußten wohl, daß sie alle dem Verderben und der Vernichtung preisgegeben sein würden, wenn ihnen ihr Gott nicht jetzt den Sieg verschaffe. Judas rief den Bund an, den Gott mit ihren Altvätern geschlossen. Der religiösen Verpflichtung aber fügte er wohlbedachte Führung hinzu. Das Heer der Syrer hatte sich getrennt, als es in der Ebene von Emmaus von der gläubigen Schar der Makkabäer angegriffen wurde. Die Feinde wichen aus ihrer Stellung und aus ihrem Lager. Judas hielt seine Leute von der Plünderung des Lagers so lange ab, bis auch die zweite Abteilung des feindlichen Heeres geschlagen war: dann erst wurde das Lager geplündert. Die Leute freuten sich besonders der Beute an Gold und Purpur, die sie machten.

Im nächsten Jahre brachte Lysias ein noch größeres Heer ins Feld; aber schon konnte auch Judas ihm 10 000 Mann entgegenstellen: er trug zum viertenmale einen Sieg davon. Soviel gehörte dazu, daß die altgläubigen Juden in den Stand kamen, den Tempel zu Jerusalem wiederherzustellen, in dessen Innerem damals Gras und Gesträuch wuchs. Um dies vollbringen zu können, mußte man die Burg umlagern, welche noch in den Händen der Feinde war. An Stelle des entweihten Brandopferaltars wurde ein anderer aufgerichtet aus unbehauenen Steinen, die man überall zusammensuchte. Auf diesem brachten sie nun ihre Opfer nach den lange unterbrochenen väterlichen Gebräuchen dar. Die alten Kandelaber, die Schaubrote erschienen wieder auf den Tischen: man hörte wieder die Musik, wie sie einst die Psalmen begleitet hatte. So stellten die Makkabäer den beinahe zer-

fallenen Tempel wieder her. Es ist dasselbe Heiligtum, in dem der Knabe Jesus von Nazareth vor den Schriftgelehrten gestanden hat.

Welch ein unsicherer, nur auf momentanen Erfolgen beruhender Wiederanfang! Im Angesicht der von den Feinden besetzten Burg, von feindlichen Streitkräften bedroht, schien Jerusalem nicht dazu bestimmt zu sein, die Metropole des Judentums, noch viel weniger die des Glaubens zu werden, der dann den Monotheismus in der Welt verbreiten sollte. Wie hat sich nun Jerusalem in seiner religiösen Unabhängigkeit, die doch zugleich eine politische Grundlage haben mußte, in dem Kampfe der um den Besitz ringenden Weltkräfte nicht allein erhalten, sondern befestigt?

Schon damals erprobte sich, daß in den Gegensätzen der Mächte den zerstörenden Kräften zur Seite auch erhaltende zur Erscheinung kommen.

Orientalische Verwickelungen.

Damals schien nichts gewisser, als daß das erneuerte Judentum der Übermacht der syrischen Könige gegenüber erliegen würde.

Noch einmal rückte Lysias mit dem ganzen Apparat orientalischer Heere, auch mit indischen Elephanten, gerüstet ins Feld. Die Juden leisteten tapferen Widerstand. Im Gedächtnis ist besonders die Heldenthat Eleasars geblieben, der in das feindliche Heer vordrang und dem Elephanten, welcher den größten Turm trug und der gefährlichste war, wirklich beikam, ihm die Sehnen durchschnitt, aber bei dem Sturze des Tieres unter diesem begraben wurde.

Lysias behielt die Oberhand; das makkabäische Heer mußte sich gegen Jerusalem zurückziehen, wo die Burg sich noch in den Händen der Feinde befand. In dieser Gefahr kamen den Juden die Irrungen, die im Seleucidenreiche ausbrachen, zu Hülfe. Die Statthalter, namentlich Armeniens, stellten sich dem Könige als unabhängige Fürsten gegenüber, und indem Antiochus sie bekämpfte, erhoben sich gegen ihn als die gefährlichsten Feinde die Parther. Die Parther waren einst schon die kräftigsten Gegner Alexanders gewesen; bei Arbela hatten sie das Beste geleistet. Auf diesem Boden hatten sie sich dann in zweifelhafter Abhängigkeit von den Seleuciden weiter entwickelt, nicht ganz ohne griechischen Einfluß, der aber doch die höchste Gewalt nicht erreichte, welche durch und durch orientalisch blieb. Sie erhoben sich, um den syrischen Königen die Herrschaft in dem oberen Asien streitig zu machen. Mitten in diesem Getümmel kam Antiochus um.

Ob sein Tod so schrecklich gewesen ist, wie man erzählt, mag dahingestellt bleiben; gewiß hatte er die umfassendsten Folgen für das syrische Reich. Besonders unheilvoll erwies sich eine Verfügung, die er noch bei seinem Ableben getroffen hatte. Er bevollmächtigte einen seiner Freunde und Heerführer, Philippus, in einer Weise, wie sie von Alexander und Perdikkas erzählt

wird, die Regierung im Namen seines Sohnes zu führen. Dieser aber, Antiochus Eupator, noch ein Knabe, befand sich in der Gewalt des Lysias. Zwischen Philippus, der im Namen des jungen Fürsten regieren sollte, und Lysias, der denselben in seiner Gewalt hatte, brach hierüber die heftigste Eifersucht aus. In der glücklichen Unternehmung gegen die Juden begriffen, vernahm nun Lysias, daß Philippus gegen ihn heranrücke. Um demselben entgegentreten zu können, faßte er den Entschluß, mit den Juden Frieden zu schließen. Das hatte aber keine Schwierigkeit, sobald ihnen gestattet wurde, ihr altes Gesetz zu beobachten; denn Lysias selbst sagte: daß man es ihnen nicht gestatte, sei der einzige Grund ihrer Erhebung. Auf diese Bedingung wurde Friede gemacht und beschworen. Lysias kehrte nach Antiochien zurück und behauptete sich dort. Philippus wurde gefangen und hingerichtet.

Gleich darauf aber zeigte sich noch eine andere Folge des eingetretenen Todesfalles von noch größerer Tragweite. In Rom lebte der Neffe des Antiochus, den sein Vater Seleukus als Geisel bundesgenössischen Verhaltens dahin geschickt hatte. Demetrius hatte sich längst darüber beschwert, daß er als Geisel für seinen Oheim dienen solle, da ihm selbst doch das Diadem gebühre. Nach dem Tode des Antiochus wollte er unter keinen Umständen dem Sohne desselben nachstehen. Er mag Einfluß auf die jüngere Nobilität gewonnen haben; aber die ältere war gegen ihn. Der Senat zog es vor, Eupator und Lysias zu bestätigen, unter der Bedingung, daß die einst von Antiochus dem Großen übernommenen Verpflichtungen vollständig erfüllt würden. Die von dem verstorbenen Könige herbeigeführten Elephanten sind infolge jener Verpflichtungen getötet worden. Aber Demetrius gab auch jetzt seinen Anspruch nicht auf. Man kann bei Polybius, der mit ihm einverstanden war und ihn zu seinem Unternehmen aufgefordert hatte, lesen, wie dies ausgeführt wurde. Auf einem griechischen Schiffe gelangte er nach Sidon. Sein bloßes Erscheinen setzte notwendiger Weise Syrien in Bewegung und auch auf Judäa hatte es unmittelbaren Einfluß. Es hängt sehr gut zusammen, daß Lysias mit den rechtgläubigen Juden seinen Frieden geschlossen hatte, und daß Demetrius bei den Gegnern derselben Eingang fand. Lysias und Antiochus aber waren mit dem römischen Senat einverstanden, sodaß die jüdische Rechtgläubigkeit gewissermaßen unter den Schutz der Römer trat. Dagegen zogen die Abtrünnigen, unter ihrem Führer Alkimus, der nach dem Hohenpriestertum strebte, den Demetrius auf ihre Seite. Durch eine Truppenschar des Demetrius unter Bacchides wurde Alkimus wirklich als Hoherpriester eingesetzt.

Der Hohepriester erwies sich als der erbittertste Feind der Rechtgläubigen; viele von ihnen wurden umgebracht. Dem aber setzten sich nun die Makkabäer entgegen, an deren Spitze nach dem Tode des Judas dessen Bruder Jonathan trat, der mit der Tapferkeit, die dies Geschlecht auszeichnete, noch Umsicht und politische Klugheit verband. Da nun Bacchides auch an den abtrünnigen Juden keine haltbare Stütze fand, so entschloß er sich ebenfalls, wie früher

Lysias, ein Abkommen mit den Makkabäern zu treffen, das dieselben aller weiteren Feindseligkeiten von der syrischen Seite fürs erste überhob.

Auch diesmal kamen den Juden noch andere Umstände der damaligen Weltlage zu statten: die Entzweiungen des Demetrius nicht allein mit seinen Nachbarn, sondern vor allem auch sein Mißverständnis mit den Römern, die an seinem Emporkommen kein Gefallen hatten.

Erst jetzt wurden die Makkabäer dem ältesten Berichte zufolge des Rückhaltes inne, den ihnen Rom darbot. Sie faßten Zutrauen zu dem Senate, der treu an den eingegangenen Verpflichtungen festhalte, während man dessen, was die benachbarten Könige versprochen, keinen Augenblick sicher sei.

Wenn man Polybius liest, so dürfte man schließen, daß der römische Senat für fremde Einwirkungen keineswegs so unzugänglich war, wie die Makkabäer meinten; aber wahr ist: an der einmal ergriffenen Politik hielten die Römer fest. Nach dem Tode des Antiochus Eupator erkannten sie den Bruder desselben, Alexander Bala, von dem nicht einmal gewiß war, ob er wirklich ein Sohn des Antiochus Epiphanes sei, als dessen Nachfolger an: dem Demetrius setzten sie sich nach wie vor entgegen. Schon hatte sich dieser im Gefühle seiner Gefahr zu sehr namhaften Konzessionen an die Juden erboten: Erweiterung des Gebietes, Freiheit Jerusalems und Verminderung der Abgaben. Aber noch weit größere machte ihnen Alexander Bala; er begrüßte Jonathan als seinen Bruder, sandte ihm ein Purpurkleid und eine Krone und ernannte ihn in aller Form zum Hohenpriester.

Dadurch erst wurde die Grundlage eines unabhängigen jüdischen Gemeinwesens gelegt. Es geschah durch die Partei, welche die Kontinuation des Priestertums, die alten Überlieferungen der Religion und der nationalen Geschichte in ihren Überzeugungen vereinigte. Ihr Dasein verdankte sie den Waffen, ihre Macht den Umständen, unter denen das Übergewicht der römischen Republik der wichtigste war. Alexander, dem sie sich anschlossen und der dem Jonathan das Hohepriestertum gab, war ein Schützling der Römer. Eine der merkwürdigsten Aktionen der römischen Macht liegt nun darin, daß sie den Einwirkungen der Syrer, welche die griechischen Götter an die Stelle des Jehovahdienstes zu setzen suchten, entgegentraten und die letzten lebensfähigen Überreste des höheren Altertums retteten.

Schon waren die Makkabäer so mächtig, daß sie in die Irrungen der orientalischen Reiche mit einer gewissen Selbständigkeit eingriffen. Sie wiesen den zweiten Demetrius — denn der erste, dem man den Beinamen Soter gegeben, war im Krieg gegen Alexander umgekommen (im Jahre 150), den zweiten unterscheidet man durch den Namen Nikator — diesen also, welcher einen Angriff auf Ägypten machte, wiesen sie in Verbindung mit den Ptolemäern zurück. Als dann auch Alexander Bala nach wenigen Jahren, durch die mit dem orientalischen Königtum verbundenen Ausschweifungen an Körper und Geist zerrüttet, umgekommen war, schlossen sich die Makkabäer einem Sohne desselben, Antiochus, der in Arabien ein Asyl gefunden hatte und

nun von einem Truppenführer, Tryphon, herbeigeführt wurde, wieder an, was dieser mit neuen Vergünstigungen erwiderte. Er erlaubte dem Hohenpriester, Purpur und Gold zu tragen, und bestellte den Bruder desselben, Simon, zum Strategen von Tyrus bis Ägypten.

Da aber trat doch insofern eine Veränderung in der bisherigen Politik ein, als der Führer der Truppen seinen Schützling und König umbrachte und selbst nach der Krone griff. Hierauf näherten sich die Juden, gegen die er sich unerträgliche Gewaltsamkeiten erlaubte, dem Demetrius Nikator, der jetzt in Syrien allgemein anerkannt wurde, und dieser trug auch seinerseits kein Bedenken, ihnen so viele Vorrechte zu gewähren, daß die Unabhängigkeit, die sie im Kampfe gegen Syrien errungen, nunmehr auch von der syrischen Seite her bestätigt wurde (im Jahre 142). Simon eroberte Gaza, und, was fast noch wichtiger war, er bemächtigte sich der Burg von Jerusalem, deren Lage die Stadt beherrschte. Die Besatzung wurde durch Hunger gezwungen zu kapitulieren. Er nahm die Burg ein und reinigte sie. Er behauptete Joppe, wo er einen Hafen anlegte.

Eine Epoche des Friedens und des Wohlstandes trat ein; wie das Makkabäerbuch sagt: „Sie bauten ungestört das Land, das Land gab seine Erzeugnisse, die Bäume ihre Frucht; die Ältesten saßen vor ihren Häusern und besprachen sich über die öffentlichen Angelegenheiten; die Jungen freuten sich der Ehren und der Beschäftigungen des Krieges. Es saß ein jeglicher unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum."

Im Jahre 141 fand eine Versammlung von Priestern, Volk, Archonten und den Ältesten des Landes statt. Sie faßte einen Beschluß zur Anerkennung der Verdienste Simons. Er hatte damals sein eigenes Vermögen im Kampfe aufgewendet und Söldner geworben. Das Volk dekretierte ihm die Hohepriesterwürde und die eines Kriegsobersten auf immer, unter der Voraussetzung, daß er für das Heiligtum sorge und für dessen Dienst Männer bestelle: in seinem Namen sollen alle Urkunden ausgestellt werden; er allein soll Purpur und Gold tragen; niemand soll ohne ihn eine Versammlung halten. In diese Erhebung hat auch Demetrius Nikator eingewilligt, weil er hörte, daß die Römer auf Simons Seite ständen und die Juden von den Römern als Freunde und Bundesgenossen bezeichnet worden seien. Es stimmten also alle Momente zusammen: die Erhebung durch das Volk, die Einwilligung des Königs und der Schutz der Römer. Wie auffallend, daß in dem Augenblick, in dem Karthago und Numantia unterlagen, Judäa eine Selbständigkeit erhielt, welche an die älteste Zeit anknüpfte und in ihren Wirkungen in die spätesten hineingereicht hat!

Es ist genug, die Geschichte der Makkabäer bis zu dem großen Ergebnis ihrer Anstrengungen begleitet zu haben. Die Wechselfälle ihres äußeren und inneren Lebens, die dann folgten, fallen nur insofern ins Gewicht, als sich die neue Regierung im allgemeinen behauptete.

Der Sohn des Demetrius Soter, Bruder und Nachfolger des Demetrius Nikator, Antiochus VII. Sidetes, machte noch einmal einen Versuch, Judäa zu unterwerfen. Er belagerte Jerusalem mit einem für die Juden so bedrohlichen Erfolge, daß sie sich entschlossen, mit ihm zu unterhandeln. Wir vernehmen, daß in der Umgebung des Königs der Wunsch geäußert worden sei, mit den Juden auf immer ein Ende zu machen: aber einen so heftigen Haß habe Antiochus nicht gefühlt; er habe den Juden zugestanden, daß sie auch fortan nach ihren Gesetzen leben sollten: zu der Pracht ihrer Opfer habe er selbst beigetragen. Aber soweit kam es doch, daß Hyrkanus, der eben damals an die Stelle seines vor kurzem ermordeten Vaters Simon getreten war, sich herbeilassen mußte, dem König von Syrien Heeresfolge gegen die Parther zu leisten. Antiochus VII. war jedoch ebensowenig wie sein Vorgänger fähig, diese zu besiegen; er erlitt eine Niederlage, bei der er selbst den Tod fand (im Jahre 128). Hyrkanus, der, wie es scheint des jüdischen Pfingstfestes halber keinen Anteil an der Schlacht genommen hatte und von einem Heer von Mietsvölkern umgeben war, die er aus den alten königlichen Schätzen besoldete, wurde durch diese Niederlage viel mehr gefördert, als geschädigt. Mit seinen Truppen wurde es ihm leicht, eine ganze Anzahl syrischer Städte, die des Krieges wegen keine Besatzungen hatten, einzunehmen. Hauptsächlich aber erneuerte er das Bündnis mit dem römischen Senat, der, mit dem letzten Unternehmen des Antiochus nicht einverstanden, die Herstellung des alten Zustandes forderte. Das makkabäische Geschlecht erscheint jetzt unter dem Namen der Hasmonäer, der von dem Urgroßvater des Mattathias hergeleitet ist.

Hyrkanus wurde einer der mächtigsten Dynasten. Er unterwarf Idumäa, Samaria; er erweiterte überhaupt die Grenzen des Judentums. Eine ähnliche Stellung nahm dann Alexander Jannäos ein; namentlich in den Feindseligkeiten, die zwischen den Syrern und den Nabatäern unter Aretas ausbrachen, wußte er sein Ansehen zu behaupten. Im Innern ließ er sich die größten Grausamkeiten zu Schulden kommen, besonders gegen die Pharisäer, welche in dieser Zeit, Rechtgläubigkeit und Ehrgeiz verbindend, zu einem herrschenden Ansehen bei dem Volke gelangten. Nachdem er sie zu Hunderten und ihre Anhänger zu Tausenden ermordet hatte, konnte er bei seinem Tode seiner Gemahlin keinen anderen Rat geben, als sich denselben anzuschließen. Dies geschah im Jahre 79. Sie suchte sich mit der damals herrschenden armenischen Macht, die an Stelle der seleucidischen zu treten schien, in ein gutes Verhältnis zu setzen. Dabei wurden Verwickelungen mit den Römern angebahnt, die dann in den jüdischen Angelegenheiten zu entscheiden hatten; sie beruhten darauf, daß der pontische Krieg sich nach Armenien verpflanzte.

Dreizehntes Kapitel.

Erneuerte Kämpfe mit Mithridates. Pompejus in Asien.

Mithridates war von Sulla in sein Erbreich zurückgewiesen, aber keineswegs zu vollkommener Ohnmacht herabgedrückt worden. Ein römisches Heer, das bald nach dem Friedensschluß, den es eigentlich nicht anerkannte, also gegen den Willen Sullas, in das Königreich Pontus einbrach, wurde von ihm glücklich abgeschlagen.

Auf einem Berge Kappadociens hat er dem Gott der Schlachten ein Feuer-Siegesfest gehalten. Kappadocien mußte er dennoch infolge der bestimmten Erklärung Sullas aufgeben. Der unerwartete Tod dieses großen Machthabers erschütterte nicht allein den Occident, sondern auch den Orient. Der Ehrgeiz des pontischen Königs erwachte um so stärker, da die Partei der Marianer gegen die Anhänger Sullas im Felde stand. Er hätte es als ein Glück betrachtet, wenn Sertorius und dessen Senat sich in Iberien behauptet hätten: von denen hätte er das Zugeständnis, eine unabhängige Macht in Asien zu errichten, erwarten dürfen. Gesandte des Sertorius waren bei ihm, als er im Jahre 680 der Stadt, 74 vor unserer Ära, seine Grenzen überschritt.

Er hatte römische Taktik bei seinen Truppen eingeführt und war von griechischen Kriegsbaumeistern begleitet; sein Heer wird in glaubwürdigen Berichten auf mehr als anderthalbhunderttausend Mann berechnet. Es bestand aus den tapfersten asiatischen und europäischen Völkern; unter den letzteren finden wir Sarmaten, namentlich die Jazygen, und jene Freunde des macedonischen Perseus, die Bastarner — wie angedeutet, wahrscheinlich ein germanischer Stamm —, die man damals zu den Thraciern zählte.

Besonders warf Mithridates den Römern vor, daß sie ihm niemals schriftliche Verträge gewährt hätten, ohne Zweifel um ihn zu verderben. Er unternahm nun, die Verhältnisse im römischen Reiche durch einen neuen Krieg in seinem Sinne zu bestimmen. Nachdem er dem Poseidon ein Gespann von weißen Rossen in die See gesenkt, rückte er nach Bithynien vor, von einer Flotte von vielleicht 400 Schiffen unterstützt. Den Konsul Cotta, der sich nach Chalcedon geworfen hatte, besiegte er daselbst, hauptsächlich durch seine Flotte. Darauf wandte er sich gegen Cyzikus: denn diese Ausgänge des Schwarzen Meeres zu gewinnen, war in dem Kriege sein vornehmstes Augenmerk. Wie er aber mit den Marianern verbündet war, so setzte sich ihm einer der entschiedensten Anhänger Sullas, Lucius Licinius Lucullus, der schon einmal mit diesem an dem Seekrieg erfolgreichen Anteil genommen hatte, noch in dem Jahre, in dem er selbst mit Cotta das Konsulat bekleidete, mit aller Macht der Republik entgegen. Er hatte die Provinz Cilicien und zugleich den Auftrag zum Kriege gegen Mithridates erlangt; nur mit einer

Legion verließ er Italien, hatte aber bald fünf um sich, und war im Begriff, einen Einfall in die Gebiete des Königs zu machen, als er von den Fortschritten desselben an der Propontis Nachricht erhielt. Er sagte: er suche das Raubtier, nicht dessen Höhle; unmöglich dürfe er die Pforten des Schwarzen Meeres dem König in die Hände fallen lassen. Und gewiß: die Lage der Römer würde eine sehr gefährliche geworden sein, wenn Sertorius auf der einen, Mithridates von der anderen Seite her siegreich vorgedrungen wären. Wie die inneren und äußeren Verhältnisse ineinandergriffen, sieht man daraus, daß der junge Cäsar, auf den schon damals die Marianer sich stützten, nach dem Tode Sullas Cilicien, wo er stand, verließ und nach Italien ging, um sich den dortigen Gegnern des Senats anzuschließen. Pompejus und Lucullus verfochten dieselbe Sache, welche zugleich die des Senats war, der eine gegen Sertorius in Spanien, der andere gegen Mithridates in Asien. Vor den Augen des Lucullus unternahm Mithridates, Cyzikus zu erobern; er verwandte dabei Erfindungen der immer vorschreitenden Mechanik: zu Lande Werkzeuge des geschickten Thessaliers Nikomedes, von denen das größte mit dem altberühmten Namen Helepolis von der Höhe gewaltige Steine und Feuerpfeile nach der Stadt schleuderte; andere zur See: Türme, die auf zwei verbundenen Schiffen herangetrieben wurden. Zugleich ließ er die Mauern untergraben, die bereits eine Strecke weit wirklich zusammenstürzten; aber die Einwohner der Stadt begegneten ihm hier mit neuen Befestigungen. Überhaupt zeigten sie einen ungebrochenen Mut; sie rechneten auf die Hülfe ihrer Schutzgöttin Proserpina, von deren Fürsorge sie Beweise zu haben behaupteten; ihr Hauptmotiv entsprang jedoch aus der Nähe des römischen Heeres. Endlich kam ihnen auch ein Sturm zu Hülfe, der die Schiffe der Feinde auseinandertrieb. Mithridates mußte jetzt die Belagerung aufheben und sich zurückziehen; die Marianer hatten ihn einen Abfall der Legionen des Fimbria, die sich im Heere des Lucullus befanden, hoffen lassen; aber seine Versuche bei denselben waren vergeblich; dem Feinde gegenüber hielten die Römer, auch wenn sie politische Gegner waren, zusammen. Lucullus brachte dem sich zurückziehenden König in einer Reihe kleiner Angriffe soviel Verluste bei, daß derselbe an Ort und Stelle ungefährlich wurde.

Zuerst reinigte er dann das Ägäische Meer von den pontischen Fahrzeugen; die Beiträge der Bundesgenossen unterstützten ihn darin, sich selbst eine Flotte zu bilden; doch war sein Gegner noch in diesem Augenblicke geschickt genug, Heraklea an sich zu bringen und sein Gebiet zur Gegenwehr in Verfassung zu setzen. Bei dem durch ein altes Heiligtum berühmten Cabira, einer seiner mit Tiergehegen und anderem orientalischen Zubehör ausgestatteten Residenzen, nicht weit von dem Einflusse des Lycus in den Iris, stellte er sich mit einem Heere von 44000 Mann auf.

Der Krieg nahm nun einen anderen Charakter an: der pontische König wurde nicht mehr in seinen Eroberungen zurückgedrängt, sondern im eigenen Reiche aufgesucht. Aber auch hier geriet er in Nachteil.

Lucullus überwand die mannigfachen Schwierigkeiten, die ihm die Bodenbeschaffenheit entgegensetzte, mit großem strategischen Geschick; auch bei Cabira sah sich Mithridates genötigt, zurückzugehen; hierbei aber wurde er geschlagen. Hierauf wurden Amisus, Sinope und Heraklea erobert; das letzte, weil es abgefallen, ward von Cotta schonungslos verwüstet; Lucullus selbst suchte das asiatische Land mit Milde und Klugheit zu gewinnen. Schon aber erhob sich ihm ein neuer Feind in dem König von Armenien, Tigranes II., dem Schwiegersohn des Mithridates.

Armenien hatte unter den Persern und den Nachfolgern Alexanders eine gewisse territoriale Selbständigkeit behauptet, die dann seit der Niederlage des Antiochus durch die Römer zu einer politischen Unabhängigkeit erwuchs und sich im harten Kampfe mit den Seleuciden befestigte. Indem die Macht der Seleuciden niederging, gründete Tigranes ein Reich in altorientalischem Stile, soweit derselbe mit dem Hellenismus irgend vereinbar war. Er unterwarf Adiabene, Mesopotamien und nahm einen großen Teil von Kappadocien in Besitz: dann wendete er sich nach dem syrischen Vorderasien. Antiochia, der größte Teil von Phönizien, Ptolemais fielen in seine Hand. Er beabsichtigte soeben, in Judäa einzudringen, als ihn der Angriff der Römer nach Armenien zurückzugehen nötigte. Mit Lucullus geriet er dadurch in Konflikt, daß dieser die Auslieferung des zu ihm geflüchteten Mithridates verlangte. Der Römer wollte Mithridates in seinem Triumph aufführen; Tigranes, dessen Gemahlin Cleopatra eine Tochter des Mithridates war, konnte nicht geneigt sein, das orientalische Königtum durch die Auslieferung seines Schwiegervaters, namentlich zu einem solchen Zweck, wie er sich voraussehen ließ, zu beschimpfen.

Tigranes befand sich damals in Syrien und schwelgte in dem Genusse, sich König der Könige zu fühlen. Vier Könige begleiteten ihn zu Fuß, wenn er ausritt, und standen mit ineinander geschlagenen Händen, wenn er, auf seinem Stuhle sitzend, Befehle gab. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte er kein freies Wort gehört. Als nun ein junger Römer, Appius Claudius, bei ihm erschien und ihm im Namen des Lucullus erklärte, daß er entweder Mithridates ausliefern oder einen Angriff der Römer erwarten müsse, sah man in seinen Mienen ein erzwungenes Lächeln; er machte dem Gesandten ein Geschenk, sagte aber: den Krieg werde er annehmen. Er hatte bisher Mithridates nicht sehen wollen, weil ihm derselbe verächtlich geworden war; jetzt zog er ihn heran.

In Rom hatte man vieles gegen das Unternehmen des Lucullus einzuwenden; denn man wollte nicht aus einem eben zu Ende geführten orientalischen Krieg in einen neuen verwickelt werden; auch das Heer war nicht einverstanden. Anfangs aber gelang alles vortrefflich.

Man überschritt den Euphrat zur günstigen Stunde, schlug die einzelnen Scharen der Armenier: eine, wobei sich der König selbst befand, und schickte sich an, seine Kapitale Tigranocerta — in einer Hochebene, die zu Mesopotamien gerechnet werden muß, angelegt — zu belagern. Zum Entsatz der-

selben sammelten sich nun alle benachbarten Völker: Meder, Adiabener, Albaner, Iberer, ferner Syrer und Araber; der König zählte in seinem Heer 170 000 Mann zu Fuß und 50 000 Mann zu Pferd. Als er der geringen Anzahl der Römer ansichtig ward, hat er gesagt: als Gesandte seien ihrer zu viele, als Soldaten zu wenig. Allein auch in dieser geringen Anzahl waren ihm die Römer bei weitem überlegen. Lucullus besetzte eine Höhe, an deren Fuß sich das Heer des Königs ausbreitete. Man hatte Lucullus vor dem Tage als vor einem unglücklichen gewarnt; mit großem Selbstvertrauen sagte er: er wolle den Tag zu einem glücklichen machen. Als er jene Höhe eingenommen, rief er den Soldaten zu, der Sieg gehöre ihnen. Von zwei Seiten angegriffen, geriet das Heer des Tigranes in Verwirrung und erlitt eine Niederlage. Die Römer überboten in ihren Berichten noch, was Sulla von der Schlacht bei Chäronea behauptet hatte: sie wollten nur fünf Tote gehabt haben; den Feinden schrieben sie 10 000 Tote allein vom Fußvolk zu. Tigranocerta fiel in die Hand des Lucullus, auch dadurch, daß die dahin zusammengebrachten Hellenen auf seine Seite traten. Er überließ die Stadt der Plünderung; doch wurden die Fremden wieder in ihre Heimat geleitet. Tigranes hatte griechische Schauspieler zur Einweihung eines Theaters herbeikommen lassen: sie mußten das Siegesfest des Lucullus verherrlichen.

Die frühere Niederlage des Mithridates und die damalige des Tigranes rührten auch daher, daß sich beide mit dem griechischen Elemente verbinden zu können wähnten. Gerade das aber wurde ihr Unglück. Der innere Zug, welcher die Griechen mit den Römern vereinigte, war bei weitem wirksamer als der, welcher sie mit fremden, halbbarbarischen Königen verband. Die eigentliche Stärke dieser Reiche lag in den eingeborenen Kräften ihrer Provinzen. Mithridates wußte, der zwiefachen Niederlage zum Trotz, unverweilt einen Widerstand dieser Art zu organisieren. In dem römischen Heere selbst traten Regungen des Ungehorsams ein. Die Fimbrianischen Truppen forderten mit Ungestüm ihre Entlassung, da ihre Dienstzeit abgelaufen war. Nach dem glänzenden Siege fand sich Lucullus plötzlich mit mannigfaltigen Schwierigkeiten umgeben, die er aber wahrscheinlich überwunden haben würde, hätte nicht jene Staatsänderung, die mit dem Konsulat des Pompejus und Crassus in Rom eintrat, auf die asiatischen Verhältnisse zurückgewirkt.

Die Macht des sullanischen Senats, an welche Lucullus sich hielt, war von Pompejus, der in den inneren Kämpfen an die Spitze einer gemäßigten popularen Partei getreten war, wesentlich beschränkt worden. Und von Tag zu Tag stieg Pompejus zu einer größeren Autorität empor: hauptsächlich auch dadurch, daß eine solche zur Hebung eines Übels, das seinen Ursprung ebenfalls in Asien hatte, zur Vernichtung der Seeräuber, unerläßlich war. Vergegenwärtigen wir uns das Unwesen des Seeraubes, der beinahe eine politische Bedeutung in dieser Epoche gewann.

Recht eigentlich aus den Verwirrungen des Orients ist es hervorgegangen.

Als Begründer desselben kann jener syrische Truppenführer Tryphon angesehen werden, ein Grieche von Herkunft, der selbst den kühnen Gedanken hatte, sich die Krone von Syrien und Asien aufs Haupt zu setzen. Er wurde, wie berührt, von den Juden ausgestoßen. Noch weniger Erfolg konnte er sich in den Provinzen versprechen, die an der Legitimität der Seleuciden festhielten; aber es gelang ihm, sich auf eigene Hand in Cilicien zu behaupten. In dem rauhen Cilicien hatte Coracesium, auf einem steilen Berge gelegen, dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß es zugleich einen guten Hafen besaß. Indem sich nun Tryphon dieses Platzes bemächtigte, wurde es ihm leicht, daselbst einen Seeräuberkrieg gegen Syrien zu organisieren, den die Ptolemäer eigentlich willkommen hießen; und da die Römer sowohl die syrische als die karthagische Marine vernichtet, zur See selbst aber doch keine nach allen Seiten hin beherrschende Macht ausgebildet hatten, so konnte es geschehen, daß das Seeräuberhandwerk bald darauf gegen jedermann ausgeübt wurde. Besonders waren es Sklaven, was die Piraten raubten; sie brauchten dieselben nur nach Delos zu bringen, um sogleich Absatz zu finden; Myriaden von Sklaven sind hier an einem Tage, hauptsächlich von reichen Römern, gekauft worden. Die Seeräuber besaßen die größte Gewandtheit und Raschheit; Stürme fürchteten sie nicht. Dio schildert, wie sie erst andere Seefahrer im Meer, in den Häfen angriffen, hierauf auch die schiffahrenden Städte anfielen und in das innere Land drangen, wo man von keiner Seefahrt wußte, und alles mit Plünderung und Brand erfüllten.

Sie wollten nicht mehr als Räuber betrachtet werden, sondern als ein regelmäßiges Kriegsvolk zur See; sie rekrutierten sich aus denen, welche durch die Landkriege ihren Besitz verloren hatten. Ihren vornehmsten Sitz hatten auch sie in dem rauhen Cilicien, aber bald faßten sie auch an den Küsten von Cypern und Pamphylien Fuß; nicht allein Syrer, sondern auch Pontiker gesellten sich ihnen zu. Mithridates soll sie in ihren Unternehmungen, die mit den seinen eine gewisse Analogie hatten, indem sie sich gegen die Herrschaft der Römer im Orient richteten, bestärkt haben. Sie beherrschten gar bald das östliche Meer, warfen sich aber dann auch auf das westliche. Sie haben wohl kleinere feste Plätze in aller Form damaliger Belagerungen erobert.

Sulla hatte nicht versäumt, sein Augenmerk auf dieses Unwesen zu richten. Unter seinen Auspicien schickten die Römer den Publius Servilius Vatia gegen die Seeräuber, der ihre Flotte zerstreute und von Pamphylien her in Cilicien eindrang, Corycus auf einer Landzunge und die Gebirgsfeste Isaura einnahm. Mit reicher Beute kehrte er nach Rom zurück; er brachte auch einige der gefährlichsten Führer mit sich und triumphierte. Er war aber weit entfernt davon geblieben, die Seeräuber wirklich zu überwältigen.

Cicero beklagt, daß so hoch berühmte Orte, wie Kolophon, Knidos, Samos, von denselben ungehindert zerstört worden seien. Ihre Hauptstationen

waren Kreta und das Vorgebirge Malea. Sie landeten an den Küsten von Sicilien; vor den Augen des Prätors bemächtigten sie sich des Hafens von Gaeta; sie holten von Misenum die Kinder des Mannes weg, der über sie triumphiert hatte, sie erschienen in Ostia. Über tausend Piratenschiffe waren in See. Aus Furcht vor den Seeräubern setzten die römischen Heere nur im Winter von Brundisium nach Dyrrhachium über. Es konnte kein Gesandter weder kommen, noch gehen. Sie plünderten die ältesten Heiligtümer der römisch-griechischen Religion in Samothrake, den Tempel des Äskulap in Epidaurus, des Poseidon in Tänaros und Kalauria, der Here in Argos, des Apollo in Aktium. Es scheint beinahe, als sei auch eine religiöse Rückwirkung damit verbunden gewesen: man sah in den heiligen Stätten des Occidents fremdartige Opfer vollziehen.

Unter dem Aufwogen dieser Elemente, die sich eben gegen die Herrschaft von Rom empörten, zeigte sich nun die Verfassung unfähig, dem Übel zu steuern: denn eine allgemeine Gewalt, die auch das Meer umfaßt hätte, gab es nicht. Die Befehlshaber in den verschiedenen Provinzen aber veranlaßten selbst die begründetsten Klagen. Sie besaßen eine despotische Gewalt, welche sie nicht immer zu dem allgemeinen Besten, sondern häufig zu ihrem eigenen Nutzen verwandten. Ein Beispiel davon giebt Cajus Verres, der als Proprätor beinahe im voraus Sinn und Art der türkischen Paschas darstellte. Noch bestanden in Sicilien die Einrichtungen Hieros, welche darauf zielten, zwar ein gutes Einkommen herbeizuschaffen, aber doch auch den Bauern das Leben erträglich zu machen. Diese Anordnungen wurden jetzt aufgehoben; Verres gab den Zehntpächtern unumschränkte Gewalt, so daß die Bauern Haus und Hof verließen, wie wir das vor kurzem beim Anfang der letzten orientalischen Verwickelungen in der Herzegowina erlebt haben. Die Seeräuber, welche an den Küsten erschienen, fanden in ihm eher einen Genossen des Raubes, als einen abwehrenden Widersacher. Man darf vielleicht behaupten, daß die frühe Verödung Siciliens von dieser räuberischen Verwaltung herrührt. Cicero hat sich ein unsterbliches Verdienst durch die Anklage des Verres erworben, die gar nicht ohne Gefahr war: Verres zählte auf die herkömmliche Ungerechtigkeit des Senats, bei dem alles durch Geld zu erreichen sei.

Man sieht wohl, daß das Übel mit der Mißverwaltung der Gerichte, deren sich der Senat schuldig machte, zusammenhing. Sagen wir es geradezu heraus: unter einem Senat, wie der damalige war, und einem Provinzialsystem, wie es nun einmal bestand, wäre das römische Reich eine drückende Last für die Welt und in sich selbst unhaltbar geworden. Es fehlte an einer allumfassenden Autorität, welche das Gefühl des gesamten Gemeinwesens in sich getragen und zur Geltung gebracht hätte. Sulla hatte sich eine solche Autorität verschafft und mit dem Nachdruck bis zur Grausamkeit, der ihm eigen war, ausgeübt; aber er war nicht mehr. Für den Ehrgeiz des Pompejus war jetzt Raum in der Welt. Eine Machtbefugnis, vor welcher alle

anderen in Schatten gestellt wurden, war gleichsam notwendig, und diese zu erwerben, diente nun dem Pompejus die Verbindung, in welche er mit Volk und Tribunat getreten war.

Für die Plebs, welche dadurch litt, daß die Zufuhr der Lebensmittel gestört wurde, die Preise derselben täglich stiegen, und für die neu eintretenden Tribunen lag ein dringendes Interesse vor, dem Übel zu steuern. Aus dem allgemeinen Gefühl, daß etwas entscheidendes geschehen müsse, läßt sich dann erklären, wenn im Jahre der Stadt 687 (67 vor unserer Ära) ein Tribun, der sonst nicht eben wegen seiner Tugend gerühmt wird, Aulus Gabinius, den Vorschlag machte, einen Oberanführer zu ernennen über das ganze Meer innerhalb der Säulen, mit prokonsularer Gewalt, die sich 400 Stadien, zehn geographische Meilen in das Land hinein erstrecken sollte, auf drei Jahre. Der Gedanke war nicht durchaus neu. Der Senat selbst hatte einen solchen einige Jahre früher gefaßt, damit aber einen Mann betraut, der ihm keine Besorgnis einflößte, dann aber freilich auch nichts ausrichtete. Ganz etwas anderes war es, wenn nun einem Manne von einem alle anderen überragenden Ansehen, der sich bereits dem Senat entgegengestellt hatte, dem Cnäus Pompejus, eine so höchst außerordentliche Autorität mit verstärkten persönlichen Befugnissen und einer Ausrüstung, wie sie noch niemals vorgekommen war, anvertraut werden sollte. Der Senat fürchtete, der Nauarch möchte sich als Monarch fühlen. Catulus und Hortensius sprachen dagegen; auch einer der Tribunen, Trebellius, widersprach. Aber ein Schicksal, wie es der ältere Gracchus dem Octavius bereitet hatte, wollte er doch nicht über sich hereinziehen; im letzten Moment nahm er seinen Widerspruch zurück. Die Rogation entsprang aus einer allgemeinen Notwendigkeit, die das Gemeinwesen umfaßte, und trug zugleich einen populären Charakter. Denn das Volk sah in Pompejus seinen Freund, einen Gegner der Optimaten. Es bestimmte ihm, den ursprünglichen Antrag noch überbietend, 500 Schiffe, 125 000 Mann, 24 Legaten und soviel Geld, als er bedürfe, aus dem Ärar.

Sehr begreiflich, daß den anderen Tag das Getreide ungemein wohlfeil wurde. Die Maßregel war so großartig, daß niemand daran zweifelte, sie werde ihren Zweck erreichen. Pompejus zeigte sich der Aufgabe vollkommen gewachsen. Er teilte das Meer in dreizehn Bezirke; unter den Namen der Legaten, die er dahin schickte, findet man kein Parteiinteresse vorwaltend. Er begann mit Sicilien; dann begab er sich nach Libyen und Sardinien: die Hauptplätze, aus denen Rom versorgt wurde, schützte er zuerst mit starken Geschwadern. Er trug Sorge für die Sicherheit aller Italien umgebenden Meere; hierauf ging er von Brundisium nach dem Osten in See. Er ward in Athen wie eine rettende Gottheit begrüßt, auch Rhodus, den Sitz einer anderen hohen Schule, besuchte er; nirgends fand er Widerstand. Die Seeräuber wurden gefangen oder unterwarfen sich. Nur einmal, in Cilicien selbst, bei jenem Coracesium, von wo sie ursprünglich ausgegangen, machten sie

Miene, zu widerstehen; als sie sich von den römischen Schiffen umgangen sahen, ließen sie ihre Ruder fallen und ergaben sich. Es war ein Zusammentreffen und doch keine Schlacht. Man zählt 71 Schiffe, die Pompejus erobert, 306, die ihm übergeben, 120 feste Stationen, die von ihm genommen wurden. Strabo fügt hinzu: 1300 Schiffe seien verbrannt worden. Zu Tausenden verloren die Schuldigen ihr Leben.

Um die Begnadigten nicht wieder zu dem alten Unwesen zurückkehren zu lassen, wurden sie in Cilicien angesiedelt: in Adana, Mallus; das von Tigranes zerstörte Soloe ward hauptsächlich mit ihnen bevölkert und erhielt den Namen Pompejopolis.

Wohl war nun den Gewaltsamkeiten gesteuert, welche das Mittelmeer beherrscht hatten, aber noch nicht den Unordnungen, aus denen dieselben entsprungen waren. Asien war vielmehr infolge der Stellung, welche Mithridates genommen hatte, und der Unbotmäßigkeit des Heeres des Lucullus, seinen Siegen zum Trotz, in allgemeiner Gärung begriffen. In Rom, wo die letzten Unternehmungen des Lucullus überhaupt keinen Beifall gefunden hatten, gab man ihm einen Nachfolger in Glabrio, der sich aber unfähig zeigte, sodaß sich aller Augen wieder auf Pompejus wandten.

Noch waren die mächtigsten asiatischen Könige in Waffen. Wer konnte geeigneter erscheinen, sie vollkommen niederzuwerfen, als der Mann, dem es gelungen war, das Mittelmeer in kurzer Zeit von den Seeräubern zu befreien? Das einmal erworbene Zutrauen pflegt immer ein neues hervorzurufen. Im römischen Volke kam man auf den Gedanken, der Seeherrschaft des Pompejus, die noch immer bestand, nun auch noch das Imperium und die Heerführung in dem asiatischen Kriege hinzuzufügen. Es konnte nicht wohl anders sein, als daß sich namentlich im Senat die Besorgnis regte, daß eine solche Gewalt die öffentliche Freiheit gefährden könne. Aber auch in der Sache selbst lag doch ein Motiv dafür: denn die bisherige Gewohnheit, die Heerführung nach den einzelnen Provinzen zu verteilen, reichte nun einmal nicht mehr aus. Man mußte das Imperium zur See und zu Lande in großem Umfange verbinden, wenn man Syrien von Armenien losreißen, dies selbst überwältigen und der Bewegung des Königs von Pontus ein Ende machen wollte.

Der Tribun Manilius, der den Vorschlag machte, besaß an sich kein Ansehn; aber der große Redner Marcus Tullius Cicero ergriff das Wort in dieser Sache. Auch diesmal war das allgemeine Interesse mit den populären Hinneigungen verbunden. Einstimmig wurde dem Pompejus ein Imperium votiert, welches Bithynien, Cilicien und das eigentliche Asien begriff, und zwar zugleich mit dem Rechte, Bündnisse zu treffen oder selbst Frieden zu schließen, mit wem er wolle. Da nun die dem Pompejus gegen die Seeräuber verliehene Amtsgewalt zugleich tief in das Innere aller Provinzen am Mittelmeer eingriff, so fiel jetzt beinahe die ganze Militärmacht außerhalb in seine Hände. Er soll bei der Nachricht von seiner Ernennung die

Empfindung gehabt haben, daß nun für ihn jeder Genuß auf immer verloren gehe: er könne fortan niemals mehr daran denken, mit seiner Frau und seiner Familie ruhig auf einem Landsitz zu wohnen.

Heuchelei dürfte man nicht darin sehen, nicht allein, weil ja auch dem Pompejus ein Gefühl für den Genuß des Privatlebens frei von allen Geschäften gekommen sein mag, sondern hauptsächlich deshalb, weil er durch seine Ernennung mit einem der mächtigsten Männer der Republik, Lucullus, in offene Feindschaft geriet. Lucullus hielt an dem sullanischen System und der Prärogative des Senats fest: er fand Rückhalt bei den Vorfechtern dieser Partei in Rom. Pompejus geriet dadurch, daß er ihm zum Nachfolger gesetzt wurde, und zwar gegen den Willen des Senats durch das Volk, in eine unversöhnliche Entzweiung mit ihm.

In einem Dorfe in Galatien hatte er eine Zusammenkunft mit Lucullus. Wörtlich wahr wird es nicht sein, was man davon berichtet; aber es ist bezeichnend, wenn man erzählt: Lucullus habe seinem Nachfolger zum Vorwurf gemacht, er pflege wie ein Raubvogel auf das von andern erlegte Wild zu fallen; Pompejus habe geleugnet, daß das Wild schon erlegt sei: Lucullus habe nur gegen die Überhebungen der Könige gefochten; er werde mit ihrer eigenen angestammten Macht zu kämpfen haben, die mit Schwert und Schild gerüstet sei. Die von Lucullus getroffenen Einrichtungen hob er noch unter dessen Augen auf.

Sein Vorteil war, daß ihm die Flotte unmittelbar gehorchte, die nun, wie Plutarch sagt, von Phönizien bis zum Bosporus gleichsam eine Wache bildete. Die vornehmste Maßregel, die Pompejus ergriff, war aber eine politische: für die Zukunft ist sie verhängnisvoll geworden, damals hat sie den obwaltenden Streit zu Gunsten der Römer entschieden. Pompejus trug kein Bedenken, mit den Parthern, welche den Ruin des seleucidischen Reiches, von dem sie abfielen, hauptsächlich herbeigeführt hatten und ohne Zweifel barbarische Elemente in sich schlossen, in engere Verbindung zu treten, wie das schon von Sulla angebahnt worden war. Phraates III. hinderte durch einen Einfall in Kleinarmenien den Tigranes, der wieder zu Kräften kam, dem König von Pontus Hülfe zu leisten.

Auf seine eigenen Kräfte angewiesen, wäre Mithridates nicht abgeneigt gewesen, einen Vertrag mit den Römern einzugehen. Pompejus setzte ihm als Bedingung, daß er die Überläufer ausliefern und sich selbst den Römern ergeben solle. Für Mithridates war diese Antwort ein Motiv, den Krieg erst recht ernstlich zu beginnen. Den Überläufern, d. h. doch den Provinzialen, die sich gegen Rom empört hatten und nun bei ihm ihre Rettung suchten, gab er zu erkennen, was man von ihm forderte. Durch diese Gefahr erschreckt, verbanden sie sich um so enger mit Mithridates, der ihnen nunmehr schwur, unter keinen Umständen wieder Frieden mit den Römern zu machen. Er führte den Krieg nicht allein als König von Pontus, sondern als das Oberhaupt aller Gegner der Römer in dem vorderen Asien. Doch mußte der

Krieg in seinem eigenen Reiche ausgefochten werden, welches, weit und breit verwüstet, den Unterhalt seiner Leute erschwerte. Die Überlegenheit des römischen Feldherrn bestand darin, daß er eine regelmäßige Zufuhr für seine Truppen organisiert hatte, so daß er den König, der sich auf ansehnlichen Höhen lagerte und seinen Angriff erwartete, ringsum einschließen und ihm auch hier die Lebensmittel abschneiden konnte. Mithridates mußte abermals flüchtig werden.

Man erzählt, Pompejus habe eine von Mithridates deshalb, weil sie wasserlos sei, verlassene Berghöhe so beschaffen gefunden, daß er daselbst Brunnen graben ließ, welche sich sehr reichlich ergaben; genug, der König kannte recht eigentlich die Hülfsquellen seines Landes nicht und wich nun nach dem oberen Euphrat. Aber auch hier, in schroffer Gebirgsgegend, hatte Pompejus die Oberhand. Die Schuld wird den Kriegsscharen des Königs beigemessen, die bei dem einzigen Ausgang, der ihnen übrig geblieben war, miteinander handgemein geworden seien. Nach einem anderweiten Bericht wurden sie durch den Schatten der bei niedergehendem Mondschein anrückenden Römer getäuscht und dann zu vielen tausenden niedergemacht. Der Mond beleuchtete ein gräßliches und phantastisches Schauspiel.

Mithridates hatte einst seine Jugend entfernt vom Hofe seines Vaters zugebracht; man hatte ihn auf die wildesten Pferde gesetzt, die er jedoch zu bemeistern lernte; er hielt sich in undurchdringlichen Jagdrevieren auf, sodaß man meist nicht wußte, wo er sich befand. Von allen Königen, mit denen Rom kämpfen mußte, unterschied er sich dadurch, daß eine unverfälschte altpersische, echt asiatische Ader in ihm schlug: denn von einem uralten Geschlecht persischer Satrapen stammte er her. Die Tendenz seines Lebens war dahin gegangen, den Thron von Pontus zum Mittelpunkt des asiatisch-nationalen Gegensatzes gegen Rom zu machen. Dabei hatte er sich großer momentaner Erfolge erfreut; aber der Macht der Römer in ihrer Verbindung mit dem griechischen Element war er erlegen. Er war jetzt auch des Landes seiner Väter beraubt. Nichts als ein abenteuerliches Flüchtlingsleben blieb ihm übrig. Seine tapfere Kebse Hypsikratia, die zugleich für ihn und sein Pferd sorgen mußte, begleitete ihn unerschöpft bis auf die Burg, wo der königliche Schatz aufbewahrt wurde. Mithridates verteilte ihn unter die Getreuen, die noch um ihn waren. Er soll den Gedanken, den man dem dritten Philipp von Macedonien zuschreibt, gehegt haben, durch die Donauländer nach Italien vorzudringen und die Römer, wie einst Hannibal, in ihrer Heimat, aber von Osten her, aufzusuchen. Aber diese kecken Phantasmagorien waren doch mit einem Gefühl der unmittelbarsten Gefahr verbunden. Er teilte dort seinen Begleitern zugleich Portionen von Gift aus, um sie für alle Fälle gegen die Gefahr, den Römern in die Hände zu fallen, sicher zu stellen. Er selbst ist nicht an Gift gestorben; er suchte einen Rückhalt an seinen bosporanischen Besitzungen. Da sich aber hier sein Sohn gegen ihn empörte, so ließ er sich durch einen treuen Gallier den Todesstoß geben.

Der Sohn Pharnaces schloß sich den Römern an — er hat die Leiche seines Vaters an Pompejus geschickt.

Nachdem Mithridates verjagt worden, wendete sich Pompejus gegen Tigranes in Armenien, der in diesem Augenblicke zugleich von dem Partherkönig Phraates, dem sich der jüngere Tigranes angeschlossen, mit Krieg überzogen wurde. Mitten in diesen Verwirrungen Armeniens drang nun Pompejus daselbst ein, schon nicht eigentlich als Feind, sondern als Schiedsrichter. Man hat mancherlei Erzählungen von der Unterwürfigkeit, die Tigranes gegen Pompejus bezeigte; die Hauptsache möchte darin liegen, daß dieser, indem er Pompejus als den Mann pries, in dessen Hände das Schicksal der Welt nun einmal gelegt worden sei, seine Unterwerfung gegen denselben zugleich entschuldigte und anbot. Pompejus hat ihm geantwortet: er verliere dadurch nichts; denn er erwerbe die Freundschaft der Römer. Tigranes mußte alle diese Eroberungen aufgeben, die er im Kampfe mit den Seleuciden gemacht hatte; Armenien aber behielt er. Der Sohn, dem ein kleiner Teil Armeniens zu Teil wurde, machte bei der Auslieferung des Geldes, das sich die Römer von dem Vater bedungen hatten, und welches zum großen Teil den einzelnen römischen Soldaten zu gute kommen sollte, Schwierigkeiten und ward gefangen weggeführt.

Armenien war mehr oder minder bereits in den Kreis der allgemeinen Geschichte gezogen: Artaxata war von kleinasiatischen Griechen bevölkert und, wie man sagt, nach dem Plane Hannibals befestigt. Wir befinden uns in Regionen, die, zwischen Griechen und Persern, nachmals zwischen den griechisch-orientalischen Reichen und den Römern streitig, von jetzt an die Grundlage römischer Provinzen im Osten bildeten. Doch kann Pompejus zu den Männern gezählt werden, welche die weltgeschichtliche Bewegung in Landschaften getragen haben, die von derselben bisher unberührt geblieben waren. Er stieß am Kur mit den Albanern zusammen, die noch in der ursprünglichen Einfachheit eines Hirtenvolkes verharrten. Das Geld kannten sie kaum: ihr Verkehr beruhte auf Tausch; nur eine sehr beschränkte Kenntnis hatten sie von der Zahl und keine von Maß und Gewicht. Mit ihren Reiterscharen suchten sie den Römern den Weg nach dem Schwarzen Meere zu verlegen, oder ihnen wenigstens, als dies mißlungen war, die Rückkehr von dort unmöglich zu machen. Im Jahre 65 ist es hier zu einer Schlacht gekommen, in welcher die römische Kriegsübung die Oberhand behielt. Albaner, Iberer und einige andere unabhängige Völkerschaften schlossen Vertrag mit den Römern. Pompejus soll eine Anwandlung gehabt haben, wie an anderer Stelle Alexander, den kaukasischen Felsen aufzusuchen, an welchen nach der griechischen Sage Prometheus angeschmiedet gewesen wäre. Aber der römische Herrscher war nicht der Mann, um sich von einem Trugbilde dieser Art verleiten zu lassen: ihm genügte es, Pontus und Armenien unterworfen zu haben. Schon fühlte er sich stark genug, um dem König der Parther, mit dem er wegen der Gefangennahme des jungen Tigranes zerfallen war, den

Titel „König der Könige" zu versagen. Gegen die Parther nahm er die Interessen Armeniens auf. Wie Tigranes seine Eroberungen, sollte auch Phraates die seinigen verlieren. Phraates wagte nicht, den Kampf mit dem siegreichen römischen Heere, das jetzt die Sache des hellenisierten Orients vertrat, aufzunehmen. Die Gesandten von Elymais und Medien erschienen in dem Winterlager des Pompejus zu Amisus.

Durch den Sieg über Armenien wurden die Römer zugleich Meister in Syrien, das den Seleuciden unmöglich zurückgegeben werden konnte, da sie sich nicht selbst zu vertheidigen vermochten. Die noch Überlebenden aus diesem Geschlecht mußten sich mit einer kleinen Provinz, die ihnen eingeräumt ward, begnügen und die Hoheit von Rom anerkennen. Jene großen Städte am Orontes, welche das griechische Element repräsentierten, Seleucia und Antiochia, erklärte Pompejus für frei. Er vergrößerte den Hain der Daphne.

Nun aber zog ein anderes Heiligtum seine Aufmerksamkeit auf sich. Pompejus konnte nicht daran denken, nach dem Beispiel der syrischen Könige den griechischen Götterdienst in Jerusalem einzuführen: ihn beschäftigten nur die politischen Interessen. Wir kennen die Haltung des Alexander Jannäus, welcher die Oberhand über die Nabatäer behauptete und auf der anderen Seite seine Häfen den Seeräubern geöffnet hatte. Nicht aber um diese Verbindung zu strafen, rückte Pompejus heran, sondern um dem unheilvollen Zwist ein Ende zu machen, der nach dem Tod des Jannäus und seiner Gemahlin zwischen seinen beiden Söhnen Aristobulus und Hyrkanus ausgebrochen war. Schon Tigranes hatte in denselben einzugreifen gedacht, war aber durch den Anfall des Lucullus abgehalten worden.

Pompejus erschien nun in Syrien. Er hat daselbst über den Streit der Parteien in aller Form zu Gericht gesessen. Deren waren drei: außer den beiden Brüdern stellte sich auch eine Deputation des Volkes ein, welche sich beschwerte, daß die althergebrachte hierarchische Verfassung durch die Gewaltsamkeiten der letzten Fürsten, die doch selbst von priesterlicher Herkunft seien, vernichtet werde. Hyrkanus klagte, daß er als der ältere von dem jüngeren Bruder verdrängt worden sei. Aristobulus erwiderte: derselbe wäre ja doch unfähig gewesen, die Herrschaft zu behaupten; er habe nur eben die Autorität seines Vaters wieder in Besitz genommen. Pompejus hütete sich, mit Aristobulus, der die Macht in den Händen hatte, zu brechen; doch er nötigte ihn, eine Grenzfeste aufzugeben, die wohl hätte verteidigt werden können. Hierauf aber, als derselbe, vollkommen entmutigt, im römischen Lager erschien, verstand er sich zu einem Vertrage, kraft dessen dem Pompejus der Eintritt in Jerusalem eröffnet und aus den Schätzen der Burg eine sehr ansehnliche Summe gezahlt werden sollte.

Aristobulus aber war seiner Truppen nicht vollkommen Meister; sie verweigerten die Erfüllung der einen wie der anderen Bedingung, worauf Pompejus zu Feindseligkeiten gegen die Besatzung Jerusalems schritt. Die Stadt selbst nahm er ohne Schwierigkeit ein, was besonders durch Hyrkanus

gefördert wurde, der die Einwohner ermahnte, den Römern keinen Widerstand zu leisten; die Burg und den Tempel aber, deren Befestigungen zusammenhingen, mußte er ein paar Monate lang belagern. Weder die Stadt, noch auch die Priesterschaft betrachtete den Sieg der Römer als ein Unglück. Während sich alles mit Mord und Blut erfüllte, und man von der Burg in den Tempel vordrang, haben die Priester den herkömmlichen Dienst in aller Feierlichkeit und Ordnung vollzogen. Pompejus vermaß sich nicht, in denselben einzugreifen: zwar ließ er sich nicht abhalten, in das Allerheiligste, wohin nur den Priestern der Zugang gestattet war, einzutreten; aber er sah die goldene Tafel und die anderen Schätze, ohne die Hand nach denselben auszustrecken; er beobachtete die volle Würde eines Imperators der römischen Legionen, der ihre siegreichen Adler durch die Welt trug. Der Tempel wurde gereinigt und der alte Gottesdienst auch fortan vollzogen. Das Ereignis war eigentlich: daß die hasmonäische Soldateska, welche Stadt und Priestertum dominierte und die benachbarten Regionen mit Kriegslärm erfüllte, zu Grunde gerichtet wurde. Aristobulus, ihr Repräsentant, ist im Triumphe aufgeführt worden. Die den Nachbarn entrissenen Städte und Landschaften wurden diesen zurückgegeben, aber Tempel und Gottesdienst unter dem Schutze der Römer konserviert.

Pompejus hatte einen König der Könige gestürzt und einen anderen nicht anerkannt: er erschien, indem er Asien durchzog, selbst als ein König der Könige. Aus den Kriegszügen und Eroberungen ging eine Art von monarchischer Gewalt von selbst hervor. Eins aber fehlte dem Imperator. Seine Verfügungen mochten so unentbehrlich, so zweckmäßig sein, wie sie wollten: gesetzliche Kraft hatten sie doch nicht, wenn sie nicht von Senat und Volk zu Rom bestätigt wurden. Sulla hatte dies erreicht, aber nur eben infolge seiner Proskriptionen. Ob nun auch Pompejus es erreichen würde, war eine Frage, nicht allein von persönlichem Inhalt, sondern von höchster Wichtigkeit für die Geschicke von Rom überhaupt.

Vierzehntes Kapitel.

Die catilinarische Verschwörung und das erste Triumvirat.

Eben darin kennzeichnet sich die Situation, in der man sich befand, daß alle die Gebiete der alten Völkerentwickelung beinahe vollständig unter die Hoheit der Römer gerieten und die Entscheidung ihres Schicksals von ihnen erwarteten, die weltbeherrschende Stadt aber selbst in Faktionen zerfiel, welche es zweifelhaft machten, was denn für sie selbst das Gesetz sei. Noch bestand der Senat, den Sulla konstituiert hatte, zwar nach seinem Gutbefinden, aber

doch aus den verschiedenartigen Elementen, die er vorfand und vereinigte. Sie wurden nach dem Tode des Begründers durch die Befugnisse, die er ihnen verliehen hatte, im gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Überreste der Marianer zusammengehalten. Dann aber hatte sich zwischen den Führern in diesem Kampfe und dem friedlichen, vor allem auf die Handhabung seiner Rechte bedachten Senat eine Entzweiung hervorgethan, die zu einer Modifikation der sullanischen Verfassung führte, im allgemeinen aber ihren Bestand nicht antastete. Eine der merkwürdigsten Versammlungen aller Zeiten, in der sich militärische, administrative, gerichtliche Kapacitäten vereinigten. Innerhalb ihres Kreises gingen die höchsten Ämter von Hand zu Hand. Der Senat bildete noch immer den ersten politischen Gerichtshof der Welt, wenngleich sein Anteil an der Gerichtsbarkeit überhaupt verringert worden war. Er hatte die Administration in seinen Händen. Von allen Seiten strömten ihm Reichtümer zu, die zwar den Neid erweckten, aber das persönliche Ansehen seiner Mitglieder vermehrten. Es würde vom größten historischen Interesse sein, Verhandlungen des Senats in dieser Epoche im einzelnen begleiten zu können; aber wir sind darüber nur fragmentarisch unterrichtet. Der Senat verband zwei verschiedene Direktionen: eine aristokratische, inwiefern er an das alte Patriciat anknüpfte, und eine den Staatsgeschäften entsprechende, da er die Einflüsse, die aus den allgemeinen Abwandlungen entsprangen, nicht zurückwies, sondern in sich aufnahm. Beide Begriffe vereinigen sich in dem Worte „Optimaten“: eine Bezeichnung, die jedermann aus den Schriften Ciceros kennt.

Der damalige Senat nun hatte eine zwiefache Opposition, von denen die eine aus dem Volke entsprang, das durch die zuletzt erlangten Zugeständnisse keineswegs befriedigt war, die andere aber aus den vornehmsten Geschlechtern selbst hervorging. Unmittelbar vor der Rückkehr des Pompejus aus Asien kam diese zu einem Ausbruch, dessen Ursprung und Verlauf aus den Reden Ciceros gegen Catilina ebenfalls in aller Gedächtnis ist.

Catilina gehörte einem der vornehmsten und verdientesten patricischen Geschlechter an. Sein Ältervater, Marcus Sergius Silus, war einer der tapfersten Kämpen im zweiten punischen Kriege. Er hatte dreiundzwanzig Wunden aufzuweisen; nachdem er in seinem zweiten Feldzuge die rechte Hand verloren, hat er dennoch eine große Anzahl anderer mitgemacht. Er ist zweimal in Hannibals Gefangenschaft geraten und hat sich beide Male selbst befreit; wie oft ist sein Pferd unter ihm getötet worden! Mit seiner eisernen Hand sah man ihn bei Placentia und Cremona gegen die Gallier kämpfen. Wohl mit Recht wollte er sich wegen seiner Verstümmelung von den Opfern nicht ausschließen lassen.

Thaten wie diese, welche zur Gründung der römischen Macht wesentlich beigetragen hatten, konnten nicht anders, als den Nachkommen ein Selbstgefühl geben, das sich zuweilen überhob, besonders aber dann aufloderte, als sie ärmer wurden und sich von den höchsten Würden ausgeschlossen sahen.

Der junge Lucius Sergius Catilina, adelsstolz, ehrgeizig, genußliebend und von einer seltenen Kraft und Gewandtheit des Körpers, hatte an der Ausführung der Proskriptionen Sullas Anteil genommen, an der Spitze einiger mit den Hinrichtungen beauftragter Gallier. Die wilden Zeiten trugen dazu bei, jedes menschliche Gefühl in ihm zu ersticken. Er hat seinen Bruder getötet und hernach vorgegeben, das habe er gethan, weil derselbe in den Listen Sullas gestanden, in die er ihn jedoch erst nachträglich hatte eintragen lassen. Er lebte seinen Tag in Schwelgerei, Wollust, Vergeudung und Blut. Wenn er nun die öffentlichen Ämter suchte, so glaubte man, es liege ihm dabei nur daran, Mittel zu seiner Lebensweise zu finden. Aber auf das bitterste empfand er, daß er von der auf Zucht und Ehre haltenden Amtsnobilität zurückgedrängt wurde. Eine ganze Anzahl junger Männer aus den Familien der Senatoren und Ritter befand sich in dem gleichen Falle, teilte seinen Unmut und schloß sich ihm an. Ihre Absicht war, den Kreis der Familien, durch welchen sie von den höchsten Aemtern ausgeschlossen zu werden glaubten, zu zersprengen, um für sich selbst freie Bahn zu machen. Für das Jahr 691 der Stadt, 63 vor unserer Ära, machte Catilina auf das Konsulat Anspruch. Man giebt ihm Schuld, er habe nach dem Besitz dieser Macht nur darum gestrebt, um zu gesetzwidrigen Neuerungen fortzuschreiten. Da fand er nun einen Mann ganz anderer Art auf seinem Wege: den Redner Marcus Tullius Cicero.

Cicero gehörte zu denen, welche das unbedingte Ansehen der sullanischen Gesetze hatten brechen helfen. Er hatte populäre Hinneigungen und Ansehen im Volke. Seiner Mitwirkung verdankte Pompejus die hohe Stellung, die er einnahm. Den Gewaltthätigkeiten ruchloser Beamten hatte er sich immer energisch entgegengesetzt; dabei aber war er doch entfernt davon, sich von dem Senat zu sondern. Ein Emporkömmling — wie man sagte: neuer Mensch, — widmete er sein Talent der Aufrechthaltung einer gemäßigten Nobilität.

Es war nicht leicht, in die Reihen der Nobilität einzudringen, deren Mitglieder sich schon in der Wiege für Konsuln hielten.

Für Cicero traten die Ritter, die Municipien ein, wahrscheinlich auch aus der Ferne Pompejus, obwohl dieser nicht erwähnt wird. Cicero wurde vornehmlich dadurch befördert, daß man dem Catilina gegenüber einen wohlgesinnten Mann brauchte. Seine Wahl entsprach der vorwaltenden Stimmung. Gleich bei der ersten Bewerbung drang er mit großer Stimmenmehrheit durch.

Aber man befürchtete die Bewerbung Catilinas für das nächste Jahr, und man hielt für gut, die Gesetze über unrechtliche Bewerbung um das höchste Amt zu verschärfen. Vor einigen Jahren war durch die Lex Calpurnia bestimmt worden, daß eine Bewerbung solcher Art mit Ausschließung von den Ämtern und dem Senat bestraft werden solle. Dem wurde jetzt die Strafe eines zehnjährigen Exils hinzugefügt. Niemand bezweifelte, daß die Spitze dieses Gesetzes gegen Catilina gerichtet sei. In dem aber erhob sich

der Gedanke nur um so heftiger, die höchste Gewalt, nach der sein Herz dürstete, durch eine Erhebung gegen die öffentliche Ordnung zu erlangen. Es charakterisiert ihn, daß er damit ganz und gar kein Hehl hatte.

In einer seiner Reden im Senat hat er gesagt: der Herrschaft der bewaffneten Macht lasse sich nur durch eine andere bewaffnete Macht entgegentreten; wer Verlorenes oder Verbrauchtes wieder zu erlangen wünsche, möge nur seine Augen auf ihn werfen; der unglückliche Haufe bedürfe eines Führers, der ebenfalls unglücklich sei und nichts fürchte. In einer anderen Rede sagte er: die Republik bestehe aus zwei Körpern, einem schwachen mit einem schwachen Haupt, einem starken ohne Haupt; doch werde diesem, wenn er lebe, das Haupt nicht fehlen. Catilina war, wenn man so sagen darf, ein Bramarbas des Umsturzes. Er sprach unverhohlen aus, was ihm eine selbstsüchtige Phantasie vorspiegelte. Daß er nach Äußerungen, wie diese, das Konsulat nicht erlangen konnte, liegt auf der Hand. Bei den Wahlen erschien auch Cicero, und zwar, weil er eine Gewaltthätigkeit fürchtete, mit einem stattlichen Harnisch angethan. Auch diese Wahl fiel gegen Catilina aus.

Der aber verzweifelte darum nicht an seiner Zukunft: er meinte, auf offenen Aufstand angewiesen zu sein. Er hat dazu, so viel man weiß, in dem Hause des Marcus Porcius Läca sofort einen Plan verabredet. Die Absicht war: in den verschiedenen Teilen Italiens aufrührerische Erhebungen zu veranlassen; die Stadt selbst sollte von Bewaffneten in Besitz genommen und an verschiedenen Punkten zugleich in Brand gesteckt werden. Ein paar römische Ritter sollten Cicero umbringen, der aber, beizeiten gewarnt, sie nicht vorließ. Das größte Staunen erregte es nun, daß, als hierauf eine Versammlung des Senats in dem Tempel des Jupiter Stator stattfand, Catilina es wagte, in derselben zu erscheinen.

Es war der achte November des Jahres 63, vielleicht der größte Tag in Ciceros Leben, an welchem er jene berühmte Rede gegen Catilina hielt, durch die alle Pläne desselben aufgedeckt wurden, und die diesem nichts übrig ließ, als seinen Entschluß auszuführen und die Stadt zu verlassen, ohne Cicero, was Vorbedingung gewesen wäre, getötet zu haben.

In Rom blieben einige Vertraute zurück, wie Cethegus, um die Senatoren zu ermorden, Cassius, um die Stadt anzuzünden.

Catilina ging nach Etrurien, wo Cajus Manlius, ein alter Parteigänger Sullas, sich für ihn bewaffnet hatte. Er trat dort als Prokonsul auf, an sich mit nur geringer Macht, aber keineswegs ohne Aussicht, etwas zu erreichen: denn deren, welche sich von dem gegenwärtigen Zustande bedrückt fühlten, war eine Unzahl. In den oberitalienischen Landschaften ließ sich eine stille, aber doch tiefe Aufregung bemerken. Man machte sich sogar Hoffnung, daß in Gallien eine allgemeine Bewegung hervorgerufen werden könne. Gesandte der Allobroger waren angekommen, die sich über den Senat beklagten, weil er nichts gegen den Druck thue, den sie von ihren eigenen Magistraten erlitten. Sie reisten soeben von Rom ab, mit Briefen versehen,

die ihnen Einverstandene der Hauptstadt mitgaben. Diese hofften eine tumultuarische Verbindung in den Provinzen zu erregen, welche vielleicht selbst Spanien erreichen könne. Soweit wir die Sache übersehen können, sollte Catilina, wenn durch die für Mord und Brand getroffenen Vorkehrungen Rom in Verwirrung geraten sei, in der Nähe der Hauptstadt erscheinen und das Werk der Empörung in die Hand nehmen: Entwürfe von einer mehr abenteuerlichen, als für ein wohlgeordnetes Staatswesen furchtbaren Natur. Aber darin lag doch ein Attentat gegen die öffentliche Ordnung, welches Störungen hervorrufen konnte, deren Wirkungen sich nicht absehen ließen. Dagegen hatte nun der Konsul Marcus Tullius Cicero den Beruf und den Mut, in die Schranken zu treten. Er entwickelte dabei ein ganz besonderes Talent, den Geheimnissen seiner Gegner auf die Spur zu kommen; er erfuhr das Vorhaben der Verschworenen durch eben die, an deren Beitritt dieselben die größten Hoffnungen geknüpft hatten. Die allobrogischen Gesandten waren inne geworden, daß die bestehende Republik doch bei weitem stärker sei, als die Empörer jemals werden könnten. Sie verrieten die Sache an ihren Patron in Rom. Dieser meldete sie dem Konsul. Man veranstaltete, daß die Allobroger bei ihrer Abreise aus Rom auf Befehl der öffentlichen Gewalt festgehalten und nach der Stadt zurückgebracht wurden. Die Briefschaften, die sie bei sich führten, gaben eine unzweifelhafte Kunde von den Genossen, welche Catilina in Rom hatte. Manche haben Männer ersten Ranges, wie Crassus und Cäsar, zu denselben rechnen wollen. Ein solches Verständnis zwischen Catilina und Cäsar aber darf man doch nicht voraussetzen. Catilina hatte einst, wie erwähnt, die Proskriptionen Sullas durchführen geholfen; Cäsar war selbst einer von denen, die durch diese Proskriptionen bedroht wurden. Catilina suchte die Verdächtigen auf; Cäsar rettete sich durch geschickte Flucht und durch Bestechungen der Schergen Sullas mit äußerster Mühe.

Die Schuldigen gehören einer anderen Kategorie der Nobilität an: der eine den Cethegen, die früher als Konsuln und in der Ädilität geglänzt hatten, und von denen einer, des Namens Publius, sich den größten Einfluß auf Sulla zu verschaffen gewußt hatte. Cajus Cethegus, von dem hier die Rede ist, noch ein junger Mann, war von eingeborenem Feuer, von wüstem Leben, durch Schulden gedrückt.

Noch bedeutender als dieser erscheint Lentulus Sura, dessen Großvater sich in der Geschichte der Ädilität und des Aufwandes durch glänzende Spiele einen Namen gemacht hatte, übrigens durch die höchsten Würden ausgezeichnet, Princeps Senatus, dessen politische Richtung man darin erkennt, daß er dem Opimius gegen Cajus Gracchus folgte: in dem Zusammentreffen auf dem Aventin ist er schwer verwundet worden. Er selbst war bereits Konsul gewesen, aber wegen seines unsittlichen Lebenswandels aus dem Senat gestoßen worden. Die Rückkehr zu der Kurie suchte er sich zu verschaffen, indem er nochmals in die Prätur eintrat, in deren Besitz er der mächtigste

Genosse Catilinas wurde, nicht so feurig wie Cethegus, aber umsichtiger, wie er denn die Verbindung mit den Allobrogern hauptsächlich eingeleitet hat.

Cicero führte die allobrogischen Gesandten selbst in den Senat; auf deren Angaben wurden dann nicht allein Lentulus und Cethegus, sondern auch einige andere, Statilius, Gabinius, Cäparius, an deren Schuld kein Zweifel aufkommen konnte, in Haft genommen. Das Ereignis erweckte in der Stadt die größte Bewegung. Auf dem Forum sammelte sich das Volk; die Klienten und die Freigelassenen der Verhafteten kamen zahlreich herbei, wie es scheint, um sie mit Gewalt zu befreien. Schon war der Senat versammelt, den nun der Konsul zu einem Beschluß darüber aufforderte, was mit den Gefangenen geschehen solle. Es ist der Tag der von Cicero so oft erwähnten Nonen des Dezember, der 5. Dezember. Die Rede war hier nicht eigentlich davon, ob und wie sie bestraft werden sollten: denn dazu würde eine gerichtliche Verurteilung gehört haben, und das Volk selbst würde man haben vernehmen müssen. Die Frage war nur, freilich mit der ersten untrennbar zusammenhängend, wie man der obschwebenden Gefahr vorbeugen solle. Der Senat war darüber nicht ganz einstimmig. Tiberius Nero sprach die Ansicht aus, daß die Festgenommenen so lange in Haft bleiben sollten, bis man Catilina niedergeworfen habe und dann die ganze Sache näher untersucht werden könne.

Diesem schloß sich, wie wenigstens eine der vorliegenden Relationen meldet, Cäsar an, nur mit der einleuchtenden Verbesserung, daß die Bestrafung gerichtlich geschehen müsse. Nach einer anderen Relation, die durch das glänzende historisch-rhetorische Talent Sallusts zu allgemeiner Annahme gelangt ist, hielt Cäsar eine wohlausgearbeitete Rede, in der er von jeder Gewaltsamkeit abmahnte, weil sie dem alten Brauch der Republik zuwiderlaufe, und das einmal vergossene Blut zu neuem Blutvergießen führe. Seine Meinung war: daß die Schuldigen in die festesten, sichersten Municipien geschafft und daselbst von jedem Verkehr mit Senat und Volk ausgeschlossen werden sollten. Dem aber widersprach der strenge Cato, damals noch ein junger Mann, doch bereits von unerschütterlichen Grundsätzen und energischer Festigkeit. Er führte aus, daß in jedem Verzuge eine neue Gefahr liege und die Existenz der Republik selbst auf dem Spiele stehe, wenn man das Verbrechen nicht ohne weiteres bestrafe. Die Ansicht Ciceros, dem man keineswegs Blutdurst vorwerfen kann, war doch ebendieselbe. Wahrscheinlich bewog ihn dazu die Besorgnis vor einer unmittelbaren Explosion. Der Entschluß hat ihm sein ganzes späteres Leben verbittert; aber er faßte ihn und setzte ihn, nachdem bei weitem der größte Teil des Senats ihm und Cato beigetreten war, selbst ins Werk: die Verschworenen wurden hingerichtet. Catilina wurde auf die Berge von Pistoria gedrängt und überwältigt. Man fand seine Leiche mitten unter den Feinden, noch mit dem gewohnten wilden Ausdruck des Angesichts. Auch seine Leute hatten wie Verzweifelte gefochten.

Wie es bei Verschwörungen, die bei ihrer Geburt erstickt werden, immer der Fall ist, so bleiben auch bei der catilinarischen mancherlei Zweifel an dem Sachverhalt übrig. Unleugbar ist, daß eine Bewegung im Gange war, welche für die Republik sehr gefährlich werden konnte, und daß Cicero sich das Verdienst erwarb, dieselbe zu hintertreiben. Daran knüpfte sich aber ein anderes Bedenken staatsrechtlicher Natur, das nun hervorgekehrt wurde. Man machte es dem Konsul zum Vorwurf, daß er römische Bürger von Rang und Namen auf bloßes Gutachten der Mehrheit der Senatoren hatte hinrichten lassen, ohne ein strafrechtliches Verfahren zu gestatten. Die Sache kam sogleich bei der Niederlegung des Konsulats zur Sprache: den herkömmlichen Eid des Konsuls, daß er die Gesetze der Republik nicht übertreten habe, konnte Cicero nicht schwören. „Ich schwöre", sagte er, „daß ich die Republik gerettet habe." Ohne Zweifel war er selbst davon überzeugt, daß die unmittelbare Hinrichtung notwendig gewesen sei; aber allgemein wurde empfunden, daß das ohne Dazwischenkunft des Volkes geschehen war, wie doch alte Gesetze vorschrieben; das Volk war unzufrieden mit Senat und Konsul.

Indem nun die Gemüter mit diesen Irrungen noch beschäftigt waren, kehrte Cnäus Pompejus aus Asien zurück.

Pompejus hielt im September 61 vor unserer Ära, 693 der Stadt, einen der prächtigsten Triumphe, die jemals vorgekommen sind: wie über Spanien und Libyen, so nun, wie man sagte, auch über den dritten Weltteil. Man zählte auf, daß er tausend feste Schlösser, beinahe neunhundert Städte genommen habe. Vor ihm her gingen dreihundertundvierundzwanzig gefangene Fürsten, Fürstinnen und Anführer, unter ihnen der junge Tigranes, Aristobulus, sieben Kinder des Mithridates, Olthacus aus Colchis. Bilder der barbarischen Gottheiten, deren Gläubige er besiegt hatte, wurden einhergetragen, auch Gemälde der Schlachten, die er gewonnen. Niemals hat ein anderer Heerführer — etwa Ämilius Paulus ausgenommen — so viel Gold und Silber für das Ärar zurückgebracht, als eben Pompejus.

An die Pracht dieser Rückkunft aber knüpfte er die Forderung, daß der Senat seine im Laufe des Krieges getroffenen Verfügungen bestätigen und den Zusagen, die er seinen siegreichen Truppen gemacht, gerecht werden solle.

Es ist die Forderung, in welcher die größte aller Schwierigkeiten, die in der römischen Republik vorlagen, in Evidenz trat. Diese besteht in der militärischen Stellung, welche dem Feldherrn die Ausübung der Attributionen der höchsten Gewalt verschaffte, aber dabei doch seine Unterordnung unter die bürgerliche Autorität, die der Senat durch die Gesetze besaß, festhielt.

Man darf die Differenzen, die nun hervortraten, nicht von geheimen Absichten oder persönlichen Irrungen herleiten; sie entsprangen aus der Natur einer kriegerischen und in ihren Eroberungen fortschreitenden Republik. Die Notwendigkeit, Italien gegen die hereindringenden celtisch-germanischen Völker zu verteidigen, hatte einst die Vervielfältigung der Konsulate des Marius mit sich gebracht; aus den militärischen Anordnungen, die er getroffen, und

ihren Rückwirkungen auf die Populationen waren dann die bürgerlichen Unruhen, deren wir gedacht haben, hervorgegangen. Ebenso unvermeidlich, wie die Konsulate des Marius, war die außerordentliche Gewalt, die Pompejus in dem Kriege gegen die Seeräuber zugestanden, und die Erweiterung der Vollmachten, die ihm dann bewilligt worden war. Durch seine Siege war das Mittelmeer pacifiziert worden: infolge derselben sah die Republik Asien zu ihren Füßen. Nun aber hatte auch Pompejus in den Provinzen nicht allein Anordnungen getroffen, deren Bestätigung zur Befestigung des Friedens notwendig erschien, sondern seinen Truppen Versprechungen gemacht, für deren Erfüllung er gleichsam eingetreten war.

Er hatte vermieden, an der Spitze seiner Truppen zurückzukehren, was man eigentlich erwartete. Er entließ sie in Brundisium und langte in einfacher Begleitung, wie er sie schon sonst gewohnt gewesen war, wieder in Rom an.

Er war keineswegs ohne den Ehrgeiz, der großen Stellung, die ihm zu teil geworden war, ihr Recht zu verschaffen. Aber nicht durch Gewalt oder unter dem Schein derselben meinte er zu seinem Ziel zu gelangen. Wie ein alter Schriftsteller, dem noch eine unmittelbare Überlieferung aus dieser Epoche zu Gebote stand[1], berichtet: Pompejus wünschte in den Besitz einer großen Autorität zu gelangen, aber er wünschte dieselbe nicht auf dem Wege der Gewalt zu erlangen: sie sollte ihm als Ehrengabe zufallen.

Von allem, was als ein Vergehen erscheinen konnte, hat er sich freigehalten. Es war etwas vornehmes in ihm; er suchte seine Ehre in einem gemäßigten ruhigen Verhalten; er trachtete nach dem Ruf der Unbescholtenheit und erlangte einen solchen. Er hatte einen lebendigen Begriff von der republikanischen Gleichheit, aber er wollte niemand neben sich, noch weniger über sich sehen. Alles, was er unternahm, war des römischen Namens und seiner eigenen Stellung würdig. Bei seiner Rückkehr hoffte er durch die Größe seiner Erfolge und durch sein Ansehen die Senatoren zur Erfüllung seiner Versprechungen und Bestätigung seiner Anordnungen zu bewegen.

Dabei fand er nun einen Widerspruch, auf den er nicht gefaßt war. Schon längst erkannte der Senat in ihm nicht mehr seinen wahren Bundesgenossen an. Wir wissen: Pompejus war mit demselben schon bei seinem Feldzug in Spanien, noch mehr während seines Konsulats und bei der Durchführung jener Gesetze, welche den Namen zweier Volkstribunen trugen, in Mißverständnis geraten. Eben auf Grund dieser Gesetze war er zu seiner Machtstellung gelangt. Sollte nun der Senat dieselbe ohne Rücksicht auf ihren Ursprung nachträglich anerkennen und bestätigen?

Im allgemeinen betrachtet, wäre dies vielleicht das Richtigste gewesen. Denn mit dem kriegberühmten Feldherrn, der in Asien als König der Könige erschienen war und über das ganze Reich hin eine ergebene Klientel besaß, sich in einen offenen Widerspruch zu verwickeln, war für den Senat, der niemand hatte, um ihn dem großen Führer entgegenzusetzen, nicht ratsam

und machte auch für die Zukunft die Eintracht der beiden Gewalten, auf denen die Republik beruhte, zweifelhaft.

Verkennen wir aber nicht: auch der Senat hatte Grund, die Bestätigung der Akte des Oberfeldherrn, die man von ihm verlangte, zu verweigern: die Anerkennung einer militärischen Macht auch in ihren Beziehungen zur Civilgewalt, die sich mit seinem Anspruch, diese selbst zu repräsentieren, nicht vertrug. Es gab eine Reihe angesehener Senatoren, die darin eine Schmälerung des Ansehens erblickten, das sie besaßen.

Sie schlossen sich an Lucullus an, der gleichsam seine eigene Sache verfocht, wenn er den Anforderungen des Pompejus widerstrebte. Pompejus hatte bei seinem Eintritt in Pontus die von Lucullus getroffenen Einrichtungen aufgehoben und eigene an deren Stelle gesetzt. Sollte nun Lucullus im Senat dafür wirken, daß die Verfügungen des Pompejus bestätigt würden? Lucullus war mit seinen Truppen zerfallen, weil er ihnen nicht die Vorteile zugestand, die sie nach den erfochtenen großen Siegen verlangten und erwarteten. Pompejus verstand es, seine Soldaten zu befriedigen; er hatte ihnen dann ausdrücklich Anweisungen auf Ländereien versprochen. Sollte Lucullus dies dem seinen entgegengesetzte System nunmehr verteidigen?

Er bekämpfte es mit allen Mitteln, die er besaß. Mancherlei andere persönliche Antipathien kamen hinzu, solcher Männer, die aus ihren früheren Stellungen verdrängt waren, wie Metellus Creticus, der infolge des gabinischen Gesetzes aus Creta hatte weichen müssen, oder solcher, die sich persönlich gekränkt fühlten, wie Metellus Celer, der es aufs bitterste empfand, daß seine mit Pompejus verheiratete Schwester von demselben, obwohl sie bereits Kinder hatte, verstoßen worden war.

Genug: mannigfaltige Antipathien, persönlicher oder sachlicher Art, wirkten den Anforderungen des Pompejus entgegen.

Die Angelegenheit hatte aber auch noch eine andere, für die Gesamtmacht der Republik nicht hoch genug anzuschlagende Seite.

Es war ein Schritt in der Erwerbung der Weltherrschaft, daß Pompejus nach seinen Siegen, infolge der ihm gegebenen Vollmachten, die Verfassung der Provinzen, die er unterworfen hatte, anordnete. So mußte es bleiben, wenn die Autorität der gesamten Republik, die er vertrat, aufrecht erhalten werden sollte. Die Provinzen hatten sich eben den Einrichtungen des Imperators in dem Moment seiner Siege unterworfen. Alles wurde zweifelhaft, wenn diese Anordnungen die Bestätigung des Senats nicht erhielten: die Identität der höchsten Gewalt wurde gefährdet, sobald die Civilgewalt in Rom der militärischen widerstrebte. Dem Imperator war eine für seine Amtsführung unentbehrliche Autonomie zugestanden worden: diese Festsetzungen wurden jetzt von der Civilgewalt in Frage gestellt.

In dem Senat brachte Lucullus es dahin, daß die Bestätigung der Einrichtungen, wie sie Pompejus forderte, im ganzen verworfen wurde; man solle über sie im einzelnen beratschlagen und befinden. Daran knüpfte sich

noch ein anderes, sehr persönliches Verhältnis. Der Imperator, der seiner republikanischen Soldaten nur dadurch mächtig geworden war, daß er ihnen Belohnungen versprach, wurde in seiner eigentlich doch unentbehrlichen Autorität beschränkt, wenn man ihm die Erfüllung seiner Versprechen versagte.

Pompejus stand vor der unliebsamen Verlegenheit, seinen Truppen die Zusagen, die er ihnen gemacht hatte, nicht halten zu können, Er war nicht der Meinung, dies so hinzunehmen. Wenn er sich nun schon einst bei der Bewerbung um das Konsulat, von dem Senat zurückgestoßen, an das Volk gewandt hatte, so lag ihm nahe, diesen Ausweg auch jetzt zu ergreifen. Dazu aber bot ihm das Tribunat, das ihm ja die Herstellung seiner vornehmsten Rechte verdankte, bereitwillig die Hand.

Der Tribun Lucius Flavius brachte eine Rogation ein, in welcher die Forderung des Pompejus in einer Gestalt erschien, in welcher man sie durchzusetzen hoffen konnte. Der Entwurf war: den fünfjährigen Betrag der Einkünfte aus den von Pompejus eroberten Provinzen dazu zu verwenden, um das öffentliche Land, welches seit dem Jahre 133 in Privatbesitz übergegangen sei, und andere durch Sulla zu dem öffentlichen Lande geschlagene und noch nicht verteilte Ländereien zurückzukaufen und sie dann wirklich unter die bedürftigen Bürger zu verteilen. Der Veteranen wurde hierbei nicht ausdrücklich gedacht: jedermann wußte, daß es doch vornehmlich darauf abgesehen war, diese zu befriedigen. Im Senat fand der Entwurf einen Verteidiger an Cicero, der ihn jedoch wesentlich beschränkte. Das Prinzip des Rückkaufs aus den von Pompejus herbeigeschafften Geldern nahm er an; dagegen setzte er den Umfang des Zurückzukaufenden auf eine Weise fest, daß dadurch bestehende Rechte nicht geradezu aufgehoben wurden. Aber bei dem Senat fand er damit keinen Eingang.

Die Senatoren erschraken bei dem Namen eines agrarischen Gesetzes; sie erinnerten sich schon bei der Erwähnung der Konsuln des Jahres 133 der gracchischen Unruhen; schien es nicht, als ob die Sache des Pompejus mit der allgemeinen Bewegung hierdurch verschmolzen wurde? Cato und seine Freunde waren entschlossen, hierin keinen Fuß breit nachzugeben. Und nicht ohne alle Einschränkung war das Recht der Initiative in der Gesetzgebung an die Tribunen zurückgegeben worden: die Konsuln, welche die Gesamtheit des Staates am meisten repräsentierten und nicht allein die weltlichen, sondern auch die geistlichen Institutionen vertraten, nahmen nach wie vor das Recht in Anspruch, Volksversammlungen zu verhindern, die ihnen unbequem werden mußten. Wir erinnern uns, daß einst Sulla und Quintus Pompejus dies Recht dem Sulpicius gegenüber dadurch geltend machten, daß sie Ferien ansagten. Der damalige Konsul Quintus Cäcilius Metellus Celer beobachtete jetzt die gleiche Haltung; er erklärte mit Bezug auf das Recht der Spectio, das ihm zustand, daß die Volksversammlung nicht abgehalten werden dürfe. Das führte nun zu einem neuen Konflikt zwischen Senat und Volk, der sich seltsamer ausnahm, als je ein anderer. Der Tribun ließ den Konsul kraft

des alten Rechtes, das zuweilen zur Ausübung gekommen war, um der Intercession Kraft zu geben, in das Gefängnis führen, so daß Senatsversammlungen verhindert wurden. Metellus machte Miene, den Senat auch in dem ihm als Gefängnis angewiesenen Gebäude zu versammeln und Beratungen zu pflegen. Dagegen nahm der Tribun vor dem Ausgange dieses Hauses auf seinem Amtssessel Platz, um dawider zu intercedieren. Diese Verwirrung wurde selbst dem Pompejus anstößig; er ließ den Tribun bitten, den Eingang frei zu geben, und die Senatsversammlung konnte hierauf wieder stattfinden; aber sein Vorhaben gab Pompejus darum nicht auf und konnte es nicht aufgeben.

In der Überzeugung, daß er damit nicht auf dem gewohnten Wege durchdringen werde, faßte er einen Gedanken, der für sein eigenes Leben und für den Bestand der Republik entscheidend geworden ist; er trat in Verbindung mit Cajus Julius Cäsar, mit welchem er an sich in einem ausgesprochenen Gegensatze stand. Der Vater des Pompejus hatte zwischen Sulla und den Marianern geschwankt, war aber dann auf die Seite Sullas getreten, und für dessen Sache hatte sich nach einigem Bedenken auch Cnäus Pompejus selbst erklärt und ihr, wenn auch mit einer gewissen Selbständigkeit, die besten Dienste erwiesen. Cäsar dagegen war ein Marianer durch und durch. Marius war mit der Schwester seines Vaters vermählt gewesen; er selbst hatte sich mit der Tochter Cinnas bereits in frühen Jahren verheiratet. Den Proscriptionen Sullas war er kaum entgangen; unmittelbar nach dem Tode desselben regte er sich wieder. Er war geneigt, gemeinschaftliche Sache mit Lepidus zu machen, welchen Pompejus niederschlug. Es war ein Ereignis in Rom, daß er bei den Exequien der Witwe des Marius, Julia, seiner Tante, selbst das Wort nahm, und daß er das verpönte Andenken des Marius wieder erneuerte: er befriedigte damit ein allgemeines Gefühl und erweckte die Sympathie der Menge. Was erhält sich wohl lebendiger im Gedächtnis der Menschen, als die Erinnerung an einen tapferen und siegreichen Heerführer, unter welchem viele vordem Dienste geleistet, die ihren Stolz ausmachen?

Früh zum Ädil gewählt, vielleicht noch ein paar Jahre früher, ehe er das erforderliche Alter dazu hatte, benutzte er diese Stellung nicht allein, um seinen Namen mit dem Glanze zu umgeben, den Freigebigkeit und Pracht zu verleihen pflegt, sondern auch aufs neue Marius in das Gedächtnis zurückzurufen, indem er bei einem Umbau im Kapitol ein Denkmal errichten ließ, auf welchem vornehmlich der Siege desselben über die Cimbern Erwähnung geschah. Bei dieser Gelegenheit sah man erst, wie groß die Anzahl von Marianern in der Stadt noch war. Die ganze Partei erwachte: sie schloß sich an Cäsar an. Cäsar, der von Anfang an eine unvergleichliche Energie und geistige Kraft an den Tag legte, der auch durch seine Schönheit die Augen aller auf sich zog, war ganz der Mann dazu, sich an ihre Spitze zu stellen. Daß er in Verdacht geriet, mit Catilina in Verbindung zu stehen, rührte eben von der Stellung her, die er nun als Antagonist der senatorischen Macht in Rom einnahm. Von jeher hatte sein schon aus Alba herüber-

gekommenes und, wie dort, so auch in Rom mit Würden ausgezeichnetes Geschlecht in hohen Ehren gestanden; einen besonderen Nimbus gab ihm, daß man demselben eine göttliche Abkunft beimaß.

Um die Kosten zu decken, welche die republikanischen Ämter, z. B. eben die Ädilität, erforderten, hatte er — denn er wollte auch in dieser Hinsicht vor niemand zurückstehen — einen Aufwand gemacht, der seine Mittel überstieg. Das drohte nun aber wieder, ihm auf seiner Laufbahn hinderlich zu werden. Im Begriff, als Prätor nach dem jenseitigen Hispanien zu gehen, wurde er durch das Geschrei seiner Gläubiger an der Abreise verhindert.

Er trug kein Bedenken, in dieser Verlegenheit die Hülfe des einzigen Mannes in Anspruch zu nehmen, der ihm eine solche gewähren konnte, des mit Geld am besten versehenen Mannes seiner Zeit, des Crassus. Und wie hätte dieser nicht eben die Gelegenheit ergreifen sollen, sich einem jungen Manne, der zu den größten Hoffnungen berechtigte, zu verpflichten? Er verbürgte sich, die Gläubiger zu befriedigen: Cäsar konnte in seine Provinz abgehen. Da hat er denn zuerst die Talente entwickelt, die ihn zum großen Manne machen sollten. Er unterwarf die noch unbesiegten Völkerschaften, hauptsächlich auch dadurch, daß er seine Truppen vollkommen an sich zu fesseln wußte; er breitete die römische Herrschaft bis an das Atlantische Meer aus und verstand dann die Besiegten selbst untereinander zu pacifizieren. Er hat sich das eigentümlich römische Verdienst erworben, die Menschenopfer, die nach der Weise von Karthago daselbst noch üblich waren, abzuschaffen. Durch seine Proprätur reich geworden, so daß er nun keine weiteren Verlegenheiten zu fürchten hatte, zugleich aber auch mit Ruhm gekrönt, kehrte er nach Rom zurück. Einen Triumph hatte er nicht halten wollen; aber er forderte das Konsulat. Auch ihm jedoch setzte sich die Nobilität entgegen, so daß die beiden Imperatoren — denn auch Cäsar war bereits von seinen Truppen als Imperator begrüßt worden — in ein sehr ähnliches Verhältnis zum Senat gerieten. Pompejus wußte sehr wohl, daß er mit den Ansprüchen, die er machte, nur unter einem befreundeten Konsulate durchdringen würde; er entschloß sich, dem Manne, der sein größter Nebenbuhler werden sollte, die Hand zu reichen. Was die beiden Heerführer vereinigte, war das Interesse der aus den Feldzügen zurückkehrenden Truppen, das zugleich ihr eigenes war. Die Eroberungen wirkten durch die Verbindung zweier Oberhäupter zu diesem Zwecke stärker als jemals auf das Innere zurück. Der Dritte in ihrem Bunde war Licinius Crassus.

Jeder von den mächtigen Männern hatte eine Faktion für sich, die bei den Griechen als Hetärie bezeichnet wird, so daß die Anhänger des einen sich in der Regel denen des anderen entgegensetzten. Es geschah durch eine Vereinigung der drei Faktionen auf dem Forum, daß Cäsar zum Konsul erwählt wurde. Aber keineswegs machtlos war der Senat. Er erreichte, daß einer der eifrigsten Anhänger seiner Grundsätze, Marcus Calpurnius Bibulus, zugleich mit Cäsar für das Jahr 695 der Stadt, 59 vor unserer Ära als Konsul

eingesetzt wurde. Die beiden Kollegen standen im schärfsten politischen Gegensatz zu einander, und man konnte nicht anders, als einen Kampf zwischen ihnen voraussehen. Es war wie ein Verhängnis, daß die Senatoren es ablehnten, dem Pompejus gerecht zu werden; denn dadurch trieben sie denselben auf die Seite der entgegengesetzten Partei. Das Verhängnisvolle entspringt aus den Leidenschaften der Menschen, diese aus ihren individuellen Stellungen. Es ist alles verständlich: die Besorgnis der Majorität des Senats vor einer Verstärkung der Autorität des Mannes, der den Orient zu seinen Füßen gesehen hatte; der Versuch des gemäßigtsten, vielleicht einsichtsvollsten und wohlgesinntesten von allen, Ciceros, eine Vereinbarung herbeizuführen; aber auch das Scheitern seiner Bemühungen, denen ein einmal angenommenes Prinzip entgegenstand. Der kühle, besonnene und vorsichtige Pompejus wollte doch die Grundlage seiner Stellung in der Welt nicht aufgeben, Asien nicht aufs neue in Gärung geraten und seine Soldaten unbefriedigt lassen. Man hat immer gesagt, er habe sich mit Cäsar nur für den Moment zu verbinden gemeint: denn nur auf die Durchführung seiner Anträge sei es ihm angekommen; später habe er wieder freie Hand zu erlangen gehofft. Wie dem auch sei: er trat in das zwischen Crassus und Cäsar getroffene Verständnis. Aber er geriet dadurch in die Gewalt der Mächte, welche die Menschen auch wider ihren Willen beherrschen.

Noch konnte sich Cäsar dem Imperator der Meere, dem Herrn und Sieger über Asien nicht vergleichen; aber mit dem Konsulat, das er erlangte, war zugleich die begründete Erwartung verbunden, daß er nach demselben die Heerführung in Gallien, welches eben in voller Gärung war, erhalten würde, was ihm eine Macht in Aussicht stellte, durch welche er dem Pompejus in Bezug auf Krieg und auswärtige Angelegenheiten wieder gleich wurde. Er verband gleichsam seine Zukunft mit der Vergangenheit des Pompejus.

Ohne lange zu zögern, trat nun Cäsar mit einem Ackergesetz hervor, welches die alten, seit den Gracchen in Gang gekommenen Tendenzen mit denen, welche Pompejus hegte, vereinigte. Cäsar ging dabei, so weit wir urteilen können — denn die Vorschläge sind uns leider nicht wörtlich aufbehalten, von zwei Gesichtspunkten aus: dem einen sehr einleuchtenden, daß die Volksmenge immer anwachse, und, unbeschäftigt wie sie sei, zu empörerischen Bewegungen hinneige; man müsse einen Teil derselben wieder an den Landbau gewöhnen und besonders den mit mehreren Kindern versehenen Bürgern einen Ackerbesitz gewähren. Das könne geschehen, ohne jemand ein Unrecht zuzufügen. In dem Ertrag des durch Pompejus unterworfenen Asien und anderem Einkommen verfüge man über hinreichende Mittel, um das Land, dessen man bedürfe, durch förmlichen Ankauf zu acquirieren und dann zu verteilen; denn es gebühre sich, sagt er — und das ist sein zweiter Hauptgrundsatz —, daß denen, durch deren Blut und Gefahr die Siege erfochten worden, auch ein Anteil an dem Gewinn zukomme, der daraus entsprungen sei.

Eben hierauf lag nun der vornehmste Nachdruck. Der Dienst in den

Legionen sollte nicht mehr als eine Pflicht allein betrachtet werden, sondern ein Recht auf Teilnahme an den Früchten des Sieges begründen.

Von Lucullus waren die Truppen eben deshalb abgefallen, weil er von einem Anspruche dieser Art nichts hören wollte. Die Siege des Pompejus beruhten auf den Versprechungen, die er den Soldaten gemacht hatte, und zu ähnlichen hatte sich auch Cäsar verstanden.

Abgesehen von allen anderen Modalitäten des Gesetzes fällt doch in die Augen, daß hierdurch der Oberanführer, der sonst anderen mächtigen Optimaten nur eben gleich stand, ein Übergewicht über sie erlangte. Denn am Tage lag, daß die alten Soldaten, durch ihre Heerführer zu einem bestimmten Besitz befördert, diesen auch innerhalb der Mauern sich anzuschließen verpflichtet wurden; siedelte man sie in Italien an, so meinten die Senatoren, die Hauptstadt würde von Militärkolonien umgeben sein, durch welche ihre Freiheit bedroht werde.

Dies war der Hauptinhalt des Gesetzentwurfs. Die näheren Bestimmungen waren so gut ausgearbeitet und so wohl überlegt, daß sich an ihnen nicht viel aussetzen ließ. Alles war vermieden, was das Streben nach einem einseitigen Einfluß hätte verraten können, namentlich die Teilnahme des Konsuls selbst an der mit der Ausführung des Gesetzes zu betrauenden Kommission, die einst für Cajus Gracchus so verhängnisvoll geworden war. Diesen Vorschlag legte Cäsar dem Senate vor. Das Auffallende war, daß derselbe nicht von einem Tribunen eingebracht wurde: vom Konsul selbst ging er aus. Eine Diskussion wurde vermieden; aber man bemerkte wohl, daß das Schweigen nicht Beistimmung, sondern um so nachhaltigeren Widerspruch bedeutete. Der Name des Ackergesetzes, besonders auch eine Bestimmung über das Gebiet von Capua, die eine Herstellung marianischer Einrichtungen, welche von Sulla wieder aufgehoben worden waren, in sich enthielt, bewirkten, daß dem Entwurf das Senatuskonsult, das zu seiner Einbringung erforderlich schien, verweigert wurde. In einer Nebensache kam es zu einer heftigen Scene. Cato, dessen Hartnäckigkeit im Widerspruch sehr berechnet erschien, sollte auf Befehl des Konsuls in das Gefängnis geführt werden. Cato selbst fügte sich; in der Versammlung aber brach ein heftiger Sturm los. Es wurde gesagt: man wolle lieber mit Cato in das Gefängnis gehen, als mit Cäsar in der Kurie bleiben. Der aber war entschlossen, seine Rogation auch ohne Senatuskonsult an die Volksversammlung zu bringen.

So entzweiten sich in diesem Augenblicke der Senat, der an den alten Berechtigungen festhielt, und der eine der Konsuln, der an eine durchgreifende Neuerung dachte, — eben das Gegenteil von dem, was einst Marius in seinem Streite mit Saturnin gethan hatte. Zwei große Faktionen stellten sich dergestalt einander gegenüber: die eine, die senatorische, die auch einige Tribunen für sich hatte; die andere, die populare, an deren Spitze der eine der Konsuln stand. Der Widerstreit trat in volle Evidenz, als Cäsar, der die wichtigsten Magistrate um sich versammelt hatte, dem Volke sagte: das Gesetz, welches

es wünsche, werde durchgehen, wenn Bibulus beitrete. „Dann aber“, fiel Bibulus ein, „werdet ihr es wenigstens in diesem Jahre nicht erlangen, wenn ihr es auch alle wollt.“ Von seinem Mitkonsul zurückgewiesen, wendete sich Cäsar nicht an die anderen Magistrate, sondern an seine Verbündeten, Pompejus und Crassus, die er ebenfalls herbeibeschieden hatte, obwohl sie kein Amt bekleideten. Es war wohl der wichtigste Moment im Leben der Republik. Pompejus erinnerte daran, daß eine Befriedigung der Soldaten schon früher beschlossen und vom Senat genehmigt gewesen, aber wegen der Schwierigkeiten der damaligen Lage unterblieben sei. „Jetzt aber“, sagte er, „ist der öffentliche Schatz durch mich sehr reich geworden, und es geziemt sich, daß ein Anteil an den Früchten des Sieges denen zu teil werde, die ihn erfochten haben“. Er billigte also die Rogation. Es hieß gleichsam einen Bürgerkrieg provozieren, wenn man jetzt, der entschiedenen Weigerung des Senats zum Trotz, eine Rogation, wie die vorliegende, die sich auf ein Prinzip gründete, das derselbe verwarf, mit Hülfe des Volkes durchbrachte.

Der Senat hatte in Bibulus einen entschlossenen Vorkämpfer. Cäsar forderte Pompejus zu der Erklärung auf: ob er das Volk unterstützen würde, wenn es den Beschluß annähme und darüber angegriffen werden sollte. Das Volk bat Pompejus ausdrücklich, ihm seinen Beistand zuzusagen.

Dem Selbstgefühl des Pompejus mag es geschmeichelt haben, daß das Volk ihn, einen Privatmann, zu Hülfe rief. Doch war ja die Sache zugleich die seine. Er rief aus: wenn jemand das Schwert gegen das Volk zücke, so werde er dagegen seinen Schild erheben. Ein gemäßigt erscheinendes Wort, das aber doch die Voraussetzung des Bürgerkrieges in sich trug: Pompejus versprach, sich mit seiner persönlichen Autorität den Beschlüssen des Senats entgegenzustellen. Und dem stimmte nun auch Crassus bei. Wenige Tage darauf erfolgte dann eine Scene, die den ganzen Umschwung, welcher durch diese Erklärungen eingetreten war, zur Erscheinung brachte.

Der Konsul Bibulus hatte zu dem letzten Mittel, das noch in seinen Händen war, seine Zuflucht genommen: er hatte das Vorrecht, das auf der Religion beruhte, Ferien anzukündigen, in denen keine Volksversammlung stattfinden durfte, in Anwendung gebracht. Als dennoch eine solche ins Werk gesetzt wurde, eilte er an Ort und Stelle, von einigen Tribunen begleitet, um alle weiteren Verhandlungen durch persönliche Dazwischenkunft zu verhindern. Aber die aufgeregte Menge achtete unter der Führung des einen der Konsuln der Widerrede des anderen nicht mehr. Bibulus wurde von den Stufen des Tempels, wo er zu sprechen versuchte, herabgerissen, seine Fasces wurden zerbrochen, die ihn begleitenden Tribunen mißhandelt und selbst verwundet.

In diesem Getümmel nun wurden die agrarischen Gesetze durchgeführt. Wir erfahren, daß die pompejanischen Soldaten an dieser Entscheidung großen Anteil genommen haben. Bibulus schloß sich in sein Haus ein. Die widerstrebenden Senatoren wurden alsdann durch ein Plebiscit, das ihnen den Ver-

lust ihrer politischen Rechte androhte, dazu genötigt, das Ackergesetz anzunehmen, wie es von dem Volke votiert worden war. Unter demselben Schrecken wurden dann auch die asiatischen Verfügungen des Pompejus ratifiziert.

So erreichte Pompejus das Ziel, das er seit seiner Rückkehr aus Asien verfolgt hatte. Er konnte nun selbst seinen Veteranen an der Spitze einer damit beauftragten Kommission die ihnen versprochenen Ländereien zuerteilen. In Asien erhielten seine Einrichtungen Gesetzeskraft.

Um welchen Preis aber hatte er diese Zugeständnisse erlangt. Um das Volk zu gewinnen und die Macht des Senats zu zersprengen, hatte er sich mit einer Partei, die mit ihm doch auch wieder im Gegensatz stand, verbunden. Der alte Kampfgenosse Sullas verschaffte dem Oberhaupt der Marianer nicht allein eine gewisse Alleinherrschaft seinem Mitkonsul gegenüber — denn nach der Durchführung seines Gesetzes hat Cäsar den Mitkonsul kaum berücksichtigt, selbst den Senat wenig konsultiert —, sondern nunmehr auch nach vollendetem Amtsjahr eine Stellung von unvergleichlich großer Aussicht. Bei der Verteilung der Provinzen ergriff das Volk, dem einst von Sulpicius zu Gunsten des Marius erhobenen Anspruche gemäß, die Initiative. Auf den Antrag des Tribunen Vatinius votierte es für Cäsar, der sich jedoch hütete, sie selbst zu verlangen, die Provinzen Gallia Cisalpina und Illyricum und zwar mit drei Legionen auf fünf Jahre. Schon dies war ein Zugeständnis von größter Bedeutung, da das diesseitige Gallien bis an den Rubico und an den Arnus reichte und Rom militärisch beherrschte. Wohl mit Recht hat man angenommen, daß das nicht das letzte Ziel Cäsars gewesen sei. Von Lusitanien zurückkommend, verlangte er nach einer Provinz, die ihm Gelegenheit geben könne, Schlachten zu liefern und Triumphe zu feiern.

Der Senat vollendete das Votum des Volkes. Er bewilligte dem abtretenden Konsul zugleich das transalpinische Gallien und noch eine vierte Legion. Sein Motiv war, daß das Volk sonst auch allein zu dieser Bewilligung schreiten würde.

Im allgemeinen Zusammenhang betrachtet, erscheinen die Erfolge Cäsars in seinem Konsulat als die Durchführung dessen, was einst Sulpicius unternommen hatte. Das Volk war in den Besitz der legislativen Gewalt gelangt und verfügte zugleich über die Provinzen. Damals hatte der Senat einen Rückhalt an der bewaffneten Macht gefunden; jetzt war die bewaffnete Macht, unter zwei verschiedenen Führern, gegen den Senat.

Von Cäsar erzählt man: ihm habe eben das die größte Freude gemacht, daß er alle seine Erfolge erbitterten Feinden zum Trotz erreicht habe. Noch waren seine Handlungen von dem Senat nicht ratifiziert: man bewegte sich darüber noch in weitaussehenden Deliberationen. Cäsar aber wollte darauf nicht warten; er begab sich unverzüglich in die ihm erteilte Provinz, deren Zustände keine weitere Verzögerung gestatteten. Niemand konnte ahnen, ob es ihm gelingen werde, die große Mission zu erfüllen, die er über sich genommen hatte, was denn auch wieder auf Rom zurückwirken mußte. Zu-

nächst aber blieb hier der Zustand herrschend, der durch das Triumvirat gegründet worden war.

Er war sehr tumultuarisch. Solange die Freundschaft der drei mächtigen Männer bestand, hatten diese Tumulte bei weitem nicht die Bedeutung der früheren Zeiten; aber sie sind doch in ihrer Art überaus charakteristisch.

Ihr vornehmster Urheber war Publius Clodius Pulcher, der, wie sein Bruder Appius, im Feldzuge gegen Tigranes gedient, hier aber Meutereien gegen Lucullus angestiftet hatte, obwohl er dessen naher Verwandter war. Er gehörte dem altaristokratischen Geschlechte der Claudier an. Aber für seinen emporstrebenden Ehrgeiz bot diese Verbindung keine Laufbahn dar. Er gewann es über sich, die große Kluft zu überspringen, welche die beiden Stände trennte. Er ließ sich von einem Plebejer adoptieren, um zum Tribunen gewählt zu werden, was ihm dann auch ohne Schwierigkeit gelang.

Keineswegs unbedeutend ist seine Thätigkeit in dieser Stellung. Er trat mit einem Antrag hervor, durch welchen das letzte Hindernis, welches die Aristokratie der Plebs noch entgegensetzte, gehoben werden sollte. Dies lag in dem persönlichen Eingreifen der Konsuln unter dem Vorwand der Auspicien. Wie einst Sulla, so hatten Metellus und Bibulus diesen letzten Ausweg, einseitige Volksbeschlüsse zu verhüten, ergriffen. Das Mittel selbst war durch das Älisch-Fusische Gesetz gutgeheißen. Unter dem Konsulat des Calpurnius und Gabinius nun (im Jahre 58) bewirkte Clodius, daß dieses aufgehoben wurde. Für alle Tage (dies fasti), an welchen Volksverhandlungen überhaupt stattfinden konnten, sollte keine Einrede auf den Grund von Auspicien gemacht, noch Anordnungen getroffen werden, um dieselben zu verhindern: weder Spectio, noch Obnuntiatio sollten vorgewendet werden dürfen. Man erstaunt, wenn man bei Cicero liest, daß durch diese Neuerungen die Freiheit der Republik zerstört worden sei. Näher betrachtet aber hat die Behauptung einen guten Grund. Denn worauf alles ankam: die Beschränkungen der einseitigen Legislatur der Plebs, auf welchen das Gleichgewicht der Gewalten in der Republik noch einigermaßen beruhte, wurden dadurch aufgehoben. Insofern kann Clodius als der Mann bezeichnet werden, durch den die seit mehreren Menschenaltern begonnenen Tendenzen zum Ziel geführt wurden. Eine geordnete Regierung war nicht mehr möglich. Alles hing von der Autorität der leitenden Tribunen ab. Clodius war von Natur meuterisch, verschwenderisch, gewaltsam.

Wir dürfen wohl seiner Feindschaft mit Cicero Erwähnung thun.

Clodius hatte sich bei dem Feste der Bona Dea, das ausschließend von Frauen besucht werden durfte und damals im Hause Cäsars gefeiert wurde, mit dessen Gemahlin einverstanden, eingeschlichen, war aber erkannt worden und geflohen. Die Pontifices erklärten diese Handlung für ein Verbrechen gegen die Götter. Und hierauf wurde der Prozeß eingeleitet. Clodius hatte einen Zeugen gestellt, welcher angab, daß er sich in dieser Zeit in Interamna aufgehalten habe. Cicero aber wußte, daß er drei Stunden vorher noch in seinem — Ciceros Hause — gesehen worden war, und dies gab

er an. Die Sache war klar; Niemand konnte zweifeln. Aber ein Gesetz über die dem Clodius zu setzenden Richter war nicht in der beabsichtigten Form durchgegangen; die, welche man ihm setzte, wurden von ihm gewonnen und sprachen ihn frei.

Zwischen Cicero und Clodius brach nun die heftigste Feindschaft aus. Cicero meinte in Clodius die Immoralität, deren Umsichgreifen der Republik gefährlich werde, zu bekämpfen, wie in Catilina. Es ist der echteste Zug in dem Charakter Ciceros, der ihm jenen Schwung gab, durch welchen er sich über die meisten Zeitgenossen erhebt. Auch um Clodius scharte sich jene ausschweifende, ehrgeizige und staatsgefährliche Jugend, die er bei der Verschwörung des Catilina bekämpft hatte.

Dagegen nahm nun Clodius die alte Beschwerde gegen Cicero auf: daß er in jenem Konflikte, auf die bloße Autorität des Senats gestützt, zu Hinrichtungen geschritten war. Er brachte eine Rogation gegen die ein, welche einen römischen Bürger ohne Urteil und Recht getötet haben.

Hierauf erschien Cicero nicht als Senator, sondern als Ritter mit allen Zeichen eines Bittenden und Angeklagten. Hauptsächlich die Ritter nahmen, wie früher, so auch jetzt für ihn Partei; sie machten mit ihren Anhängern und Klienten eine sehr ansehnliche Zahl aus. Man sagt, 20000 erschienen, um sich für ihn zu verwenden. Bei weitem mehr kam es auf den Senat an, in dessen Namen Cicero gehandelt hatte. Kein Zweifel, daß Cicero bei den Senatoren große Teilnahme fand. Aber der Konsul Gabinius war gegen alle Äußerung derselben. Er erließ endlich, mit Piso vereinigt, ein Edikt, welches den Senatoren eine solche Demonstration verbot und in der That dieselben verhinderte, das Trauergewand anzulegen. Die Ritter erfuhren Mißhandlungen von den anwesenden Banden, die sich um Clodius scharten. Cicero sagt einmal, er würde wohl haben Widerstand leisten können, er habe vieles Volk um sich gehabt; dem habe jedoch ein Führer gefehlt. Genug: Cicero sah sich von allen verlassen, welche Macht besaßen; er entschloß sich, freiwillig ins Exil zu gehen. Niemand konnte von einer solchen Notwendigkeit härter betroffen werden, als er: mitten aus den Bewegungen der Kurie und des Forums, dem Schauplatz seiner Politik und seiner Bewegungen sah er sich verwiesen. Er sagt wohl: er vermisse nicht die Seinen, sondern sich selbst: denn eben als Redner fühlte er sich, was er nicht mehr war. Daran hielt er in unbeirrtem Selbstgefühl fest, daß er der Retter der Republik gewesen sei. Als er bereits im nächsten Jahre aus dem Exil zurückberufen wurde, legte er den größten Wert darauf, daß das von allen Parteien anerkannt worden sei: man habe ihn, den Privatmann, als unentbehrlich für das Gemeinwesen betrachtet. Ohne Teilnahme der Triumvirn ist dies doch nicht geschehen. Die Verbannung Ciceros ließen sie zu; an der Rückberufung hatte wenigstens Pompejus Anteil, der von der Autorität, welche Clodius genoß, sich auf das unangenehmste betroffen sah.

Die Gemüter wurden damals hauptsächlich durch eine in Ägypten ausgebrochene, dem römischen Interesse entgegengesetzte Thronrevolution in Aufregung gesetzt.

Von Macedoniern und Griechen, die dort noch das entscheidende Wort führten, war es als ein Schimpf betrachtet worden, daß ein jüngerer Bruder ihres Königs, welcher Cypern besaß, von den Römern dieser Insel beraubt wurde und in Verzweiflung darüber sich selbst entleibte. Sie nahmen die Sache zu einem Anlaß, den König von Ägypten, Ptolemäus Auletes, der selbst zu Rom hinneigte, zu verjagen. In Ägypten regte sich noch einmal ein Gefühl für die Unabhängkeit des Volkes und des Landes. Pompejus, dessen Autorität über den Orient den Grundpfeiler seiner Macht bildete, und der zugleich die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln, wozu die ungehinderte Verbindung mit Ägypten gehörte, in seiner Hand hatte, wurde davon unmittelbar berührt. Er war sehr bereit, Auletes zurückzuführen, was die Vollendung seiner orientalischen Unternehmungen überhaupt in sich geschlossen hätte. Im Senat kamen in dieser Sache zwei verschiedene Vorschläge zur Beratung, von denen der eine gemäßigtere, welcher dem Pompejus nicht geradezu eine allen Provinzialbehörden überlegene Autorität zusprach, von Cicero befürwortet wurde. Aber dagegen trat eine starke Opposition zu Tage, die von Clodius geleitet war, der dabei nur das allgemeine Interesse des Volkes zu verteidigen schien. Pompejus hatte in der Volksversammlung zuweilen einen schweren Stand gegen ihn. Indem er sprach, erhoben die Anhänger des Clodius heftiges Geschrei. Pompejus wurde nicht allein unterbrochen; er mußte Schmähungen anhören. Er schwieg einen Augenblick still, dann begann er aufs neue. Mit der Würde, die ihm eigen war, brachte er seine Rede zu Ende.

Auch er hatte bewaffnete Banden auf seiner Seite, an deren Spitze Milo stand. Clodius wurde nun selbst mit den empfindlichsten Schmähungen heimgesucht, in welchen man zugleich seine Schwestern verunglimpfte. Zwischen dem bewaffneten Haufen des Milo und des Clodius kam es hierüber zu tumultuarischen Gewaltsamkeiten: Clodius wurde vom Platze vertrieben. Die wilden Kundgebungen seiner Partei hatten dann doch keinen Erfolg mehr. Pompejus hat die Herbeischaffung der Lebensmittel für die Hauptstadt mit der limitierten Autorität, die ihm unter der Mitwirkung Ciceros bewilligt worden, ausgeführt. Er hat sich dabei noch einmal sehr energisch bewiesen. Was konnte wichtiger und der Lage angemessener sein, als die Versorgung der Hauptstadt aus den drei Weltteilen, die ihr gehorchten. Auch die ägyptische Sache wurde durch einen seiner getreuen Anhänger, Gabinius, nach seinem Sinne zu Ende gebracht.

Nun aber erhob sich ein anderer Sturm, der nicht allein gegen Pompejus, sondern überhaupt gegen das Triumvirat gerichtet war. Es geschah bei Gelegenheit der Verteilung der campanischen Landschaft, die der vornehmste Gegenstand der Gesetzgebung des Jahres 59 gewesen war. Weder

Pompejus, noch auch Cäsar konnte sich eine Änderung der gefaßten Beschlüsse gefallen lassen. Ihre Grundlage waren die Ansprüche der Truppen auf den Anteil von den Erträgen der Siege, durch welche die Verbindung der Triumvirn veranlaßt worden war. In dieser Frage hielt sich Cicero mehr auf die Seite der Optimaten, welche eine Modifikation forderten. Aber dadurch wurde die Sache weitaussehend und gefährlich für die Resultate des Konsulats von 59.

Diejenigen, die damals im Nachteil geblieben waren, gewannen wieder festeren Boden. An der Spitze der Gegner der Triumvirn stand Domitius Ahenobarbus, der im Jahre 56 sich um das Konsulat bewarb und die Meinung kundgab, den in seinen Siegen unaufhörlich fortschreitenden und dadurch immer gefährlicher werdenden Cäsar aus den Provinzen, die ihm bewilligt worden waren, zurückzurufen. Wir müssen hier der Unternehmungen Cäsars gedenken, die über die Streitigkeiten des Forums und der Kurie weit hinausreichten, aber doch in dieselben zurückgriffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Cäsar in Gallien.

Die Herrschaft der Welt konnte unmöglich abhängig bleiben von den turbulenten Faktionen des römischen Forums; große Männer bilden sich nur im Kampfe mit den allgemeinen Weltelementen aus.

Nun war Rom im Orient doch noch nicht bis an das Ziel gelangt, welches Alexander der Große bereits erreicht hatte. Seine Herrschaft umfaßte noch keineswegs die den hellenistisch-macedonischen Königen unterwürfig gewordenen Völkerschaften. Im Süden hatte es diese bei weitem überboten; im Kampfe mit Karthago waren ihm Libyen und allmählich auch der größte Teil von Spanien anheim gefallen. In dem Kampfe mit den celtischen Nationalitäten hatte es das obere Italien, einen Teil der Alpen und das südliche Gallien eingenommen. Hier aber stieß es noch auf ein anderes Völkersystem, welches gleichsam eine Welt für sich bildete, das wie das mittlere, so auch das nordöstliche Gallien, Britannien und Germanien erfüllte. Bisher hatten in demselben die celtischen Völkerzüge und politischen Einrichtungen vorgewaltet. Jetzt aber trat, ohne daß sich genau sagen ließe, wie und wodurch, das germanische Element in den Vordergrund. Mit diesem und seinen Einwirkungen traf nun Julius Cäsar, als er nach Gallien ging, unmittelbar zusammen. Daß er ihnen Einhalt that, bildete die erste Bedingung eines geordneten Zustandes der westlichen Welt überhaupt, wozu es

unerläßlich war, den noch halb nomadischen völkerschaftlichen Bewegungen ein Ende zu machen und die Seßhaftigkeit der Landeseinwohner fest zu begründen.

Gerade Cäsar gegenüber lernen wir die eigentümliche Natur der Völkerzüge an einem Beispiel kennen. In den Helvetiern, die, durch die Jurakette eingeengt, in den Hochlanden des oberen Rheines und in den Rhodanusthälern wohnten, vermischte sich der Trieb der Wanderung — denn noch nicht gar lange saßen sie in diesen Regionen — mit kriegerischer Tapferkeit und eigentümlichem Ehrgeiz. Sie übertrafen andere celtische Stämme in den Waffen auch darum, weil sie fortwährend mit den Germanen zu kämpfen hatten. In den cimbrischen Kriegen hatten sie sich besonders hervorgethan und meinten wohl berufen zu sein, an die Spitze der celtischen Völkerschaften in Gallien zu treten. Durch einen unternehmenden Häuptling zu diesem Plane angereizt, gedachten sie, auch nach dessen Tode denselben auszuführen. Sie hatten die Absicht, in das Gebiet der Santonen an der unteren Garonne zu ziehen. Bemerkenswert ist, wie sie sich dazu vorbereiten. Sie bringen Wagen und Lasttiere zusammen, suchen soviel Getreide zu erzielen, wie möglich; auf drei Monate Mehl nehmen sie mit sich; alles übrige verbrennen sie: vierhundert Weiler, zwanzig ausgedehnte feste Sitze, die sie Städte nennen: so brechen sie auf. Cäsar befand sich noch in Rom, als er erfuhr, die Helvetier seien im Begriff, in die römische Provinz, durch welche sie ihren Durchzug nehmen wollten, einzudringen; er säumte keinen Augenblick, sich dahin zu begeben, wo es ihm denn wirklich gelang, obwohl er nur eine einzige Legion daselbst fand, durch Waffenthaten und Unterhandlungen sie an dem Übergange über die Rhone zu verhindern; sie suchten sich dann einen Weg durch das Gebiet der Sequaner zu eröffnen. Cäsar war nach Italien zurückgegangen, um die in der cisalpinischen Provinz lagernden Legionen herbeizuführen. Der Widerstand alpinischer Völkerschaften, auf den er bei seinem Zuge stieß, hinderte ihn nicht, noch zur rechten Zeit zu erscheinen, um den Helvetiern bei dem Übergang über den Arar erfolgreichen Widerstand zu leisten. Auch hier von den Römern zurückgedrängt, erboten sich die Helvetier, von diesen sich selbst das Gebiet bestimmen zu lassen, das sie einnehmen sollten. Cäsar, der entschlossen war und entschlossen sein mußte, sie in ihre früheren Grenzen zurückzuweisen, erklärte: er wolle zwar mit ihnen Frieden schließen; forderte aber Geiseln, um der Ausführung der Bedingungen desselben sicher zu sein. In dem ererbten stolzen Selbstgefühl antworteten die Helvetier: sie hätten von ihren Vorfahren nicht gelernt, Geiseln zu geben, sondern zu empfangen; sie erinnerten sogar an die über die Römer erfochtenen Vorteile. Auch Cäsar gedachte derselben; aber er erwiderte — denn er lebte ganz in den Ideen der römischen Religion —, die unsterblichen Götter würden an den Helvetiern rächen, was sie gegen die Römer verbrochen. Hierauf mußte es nun zu einer Waffenentscheidung kommen. Die Helvetier waren an Zahl bei weitem überlegen, aber sie waren in einer

Wanderung mit Frau und Kind begriffen. Die Römer waren beweglicher, nur eben Soldaten, und hatten einsichtsvolle militärische Führer und einen genialen Oberanführer an der Spitze. Sie nahmen Höhen ein, welche die Ebene, auf der die Helvetier sich gelagert hatten, beherrschten. Indem diese dann gegen die Römer heranrückten, brachen sie sich an dem Widerstande der römischen Legionen. Der endliche Sieg kostete einen harten Kampf; doch war er ein entscheidender. Die Helvetier wurden zum Teil von den Römern angesiedelt, zum größeren genötigt, in ihre alten Sitze zurückzukehren, die sie dann vortrefflich angebaut haben. Wir begegnen hier den Ursprüngen der heutigen Schweiz.

Erst nach diesem Sieg, durch welchen sich Cäsar der Herrschaft über die gallischen Stämme, die oft zweifelhaft geworden war, versichert hatte, geriet er in Konflikt mit den Germanen, die in einem ähnlichen Anlauf wie die Helvetier selbst gegen Gallien begriffen waren. Eigentlich in einem inneren Streit der Gallier unter sich und zugleich im Gegensatz zu den Römern wären germanische Stämme von jenseit des Rheines nach Gallien gezogen worden. Die Arverner und Sequaner, Gegner der Römer und Äduer, hatten sie herbeigerufen; die Äduer waren von ihnen besiegt und beinahe vernichtet worden. Zugleich aber hatten nun die Germanen im Gebiete der Sequaner ihre Sitze aufgeschlagen. Diese aber wurden ihnen bereits zu enge: denn neue Völkerscharen kamen unaufhörlich herüber: und nichts anderes schien bevorzustehen, als daß die Sequaner, zur Auswanderung gezwungen, sich andere Sitze in Gallien suchen würden. An der Spitze der Germanen stand ein König, in dessen Persönlichkeit sich die ungestüme Tapferkeit und gewaltthätige Sinnesart der vordringenden Germanen repräsentierte, des Namens Ariovist.

Cäsar, durch ein besonderes Senatuskonsult verpflichtet, den Äduern Hülfe zu leisten, forderte den König auf, die Geiseln, die er von ihnen in Händen habe, zurückzugeben. Aber damit war er noch nicht zufrieden: er verlangte zugleich, daß Ariovist keine Germanen weiter über den Rhein herüberkommen lasse. Schon das römische Interesse schien ihm das zu fordern: denn aus dem weiteren Vordringen und der daraus unvermeidlich hervorgehenden Verwirrung könne ein neuer Anfall gegen die römische Provinz und Rom selbst sich entwickeln, wie der cimbrisch-teutonische gewesen sei. Es könnte übertrieben scheinen, die Unternehmungen Cäsars auf die Verteidigung der Römer beziehen zu wollen; aber so verhält es sich doch: die politische Stellung, welche sie auch in socialer Hinsicht gegen das celtisch-germanische Europa genommen hatten, gebot ihnen, zu ihrer eigenen Sicherheit den spontanen Völkerbewegungen ein Ende zu machen. Der Widerstreit der Germanen und Römer tritt sogleich bei diesem Schritt hervor. Welches Recht hatten die Römer, den germanischen Stämmen zu gebieten, daß sie jenseit des Rheines bleiben sollten? Ariovist ließ vernehmen: so wenig er sich um das kümmere, was Rom in seiner Provinz vornehme, so wenig stehe den Römern ein Recht

zu, ihm vorzuschreiben, was er in den von ihm eingenommenen Landesteilen zu thun habe; er besitze dieselben mit dem nämlichen Recht wie die Römer: durch die Gewalt des Schwertes.

Auf Cäsar machte es Eindruck, daß Ariovist Anstalt traf, sich Vesontios zu bemächtigen, eines festen Platzes, der allen seinen Unternehmungen zum Rückhalt dienen konnte, und daß zugleich die Nachricht einlief, der suevische Stamm, dem Ariovist angehörte, sei im Begriff, in großen Scharen über den Rhein zu kommen. Wenigstens so viel mußte er besorgen, daß Ariovist ihm zu stark werden würde, um ihn zurückzutreiben. Mit der Raschheit, die, wie einst bei Alexander, so auch bei Cäsar das vornehmste Moment seiner glücklichen Kriegsführung bildete, eilte er herbei und nahm Vesontio selbst in Besitz. Seinen Römern, die vor dem Anblick der Germanen, dem wilden Feuer, das sich in ihren Gesichtszügen und Augen malte, zurückschraken, führte er zu Gemüt, daß es doch dieselben Feinde seien, die einst Cajus Marius aus dem Felde geschlagen habe. Nach beiden Seiten hin schwebte ihm der cimbrische Krieg vor Augen. Noch einmal ist es dann zwischen Cäsar und Ariovist zu einem Zwiegespräch gekommen auf einem Hügel, der sich auf einer Ebene erhob. Jeder hatte zehn Reiter bei sich, die in einiger Entfernung halten blieben. Da hat nun Cäsar den Ariovist erinnert, daß er ja seinen Titel „König“ den Römern verdanke, und ihnen nicht verargen könne, wenn sie ihrer Gewohnheit gemäß die ältesten Bundesgenossen, die Äduer, gegen ihn in Schutz nähmen; er wiederholte seine früheren Anmutungen. Ariovist war nicht so sehr Barbar, um sich von dem römischen Namen und der Bundesgenossenschaft der Äduer imponieren zu lassen; er verhehlte Cäsar nicht, daß er von seinen Feinden in Rom aufgemuntert werde, ihm zu widerstehen; er nahm eine vollkommene Gleichheit in Anspruch; jener Aufforderung der Römer, Gallien zu verlassen, setzte er seinerseits die Aufforderung entgegen, daß die Römer ebenfalls aus dem freien Gallien weichen sollten.

Die beiden Armeen trafen im oberen Elsaß aufeinander, und bei der Kriegsübung und Tapferkeit der Germanen hätte das Zusammentreffen mit ihnen für Cäsar sehr gefährlich werden können, wären sie nicht durch einen Aberglauben, der sich, wie einst in der Schlacht gegen Perseus, an den Wechsel in der Erscheinung des Mondes anknüpfte, in ihren Bewegungen zurückgehalten worden; die weisen Frauen weissagten Unglück, wenn man vor dem nächsten Neumond ein ernstliches Treffen unternehme. Cäsar vermochte ein kleines Lager unmittelbar in der Nähe des Feindes zu stande zu bringen und zu behaupten. Hierauf schritt er zum Angriff auf das Lager der Germanen vor, die, nach ihren Stämmen gesondert, nicht länger aufschieben konnten, sich ihm entgegenzustellen.

Cäsar griff sie an der Seite an, wo sie am schwächsten waren, und hatte hier — es war sein rechter Flügel — bald die Oberhand. Aber auf der anderen waren die Germanen im Vorteil, als die Reserve heranrückte und die Schlacht auch auf diesem Flügel begann.

Die Flucht der Germanen wurde besonders dadurch für sie verderblich, daß sie den Rhein hinter sich hatten, über den zurückzugehen keine Vorbereitung getroffen war; der größte Teil des Heeres ward niedergemetzelt. Ariovist entkam auf einem Kahn, den er am Ufer angebunden fand. Er ist bald darauf, wahrscheinlich infolge erhaltener Wunden, umgekommen.

So vollzog sich der erste Kampf zwischen Römern und Germanen mit offenen und gerechten Waffen. Nach einiger Zeit folgte ein zweiter, bei dem aber Cäsar den Sieg durch eine zweideutige und beinahe verräterische Vorrichtung gewann.

Die Germanen verließen Gallien. Hierauf wurde Cäsar Herr in dem ganzen mittleren Gallien, als dessen Beschützer gegen die gefährlichsten Feindseligkeiten er auftrat. Das hatte nun eine Rückwirkung, auf die man gefaßt sein mußte. Die Gallier, welche sehr zufrieden damit waren, von der Herrschaft der Germanen befreit zu sein, sahen doch ungern, daß das römische Winterlager in ihrem Gebiet aufgeschlagen wurde. Die mächtigsten der noch unabhängigen Völkerschaften, die unter dem Gesamtnamen „Belger" erscheinen, besorgten, daß auch sie demnächst von den römischen Waffen erreicht werden würden. Genug: es gab noch ein Gefühl der Nationalität, welches eben sich zwischen Germanen und Römern erhalten zu können meinte. Cäsar vernahm von den Verbindungen, in welche sie untereinander traten, um sich der Römer zu erwehren, und war entschlossen, diesen Bewegungen auf der Stelle ein Ende zu machen. Es kam ihm zu statten, daß sie doch nicht völlig einig waren. Die Remer und Trevirer, welche zu den belgischen Völkerschaften gehörten, waren der Bewegung nicht beigetreten und schlossen sich den Römern an. Cäsar wußte zuerst seine Freunde und Anhänger gegen die Anfälle der anderen zu verteidigen: dann zog er gegen die vereinigten Stämme heran. Er hatte acht alte und zwei neue eben in Italien geworbene Legionen, eine stattliche Heeresmacht, die er aber doch gegen die Belger, die an Zahl weit überlegen waren, heranzuführen Bedenken trug. Aber die Belger gaben ihm durch den Versuch, vor seinen Augen die Aisne zu überschreiten, Gelegenheit, bei der hier entstehenden Unordnung sie anzugreifen und auseinanderzuwerfen. Nur einmal ist es in dem Feldzuge zu einem ernstlichen und gefährlichen Zusammentreffen gekommen. Indem Cäsar auf einer Anhöhe an der Sambre sein Lager aufschlug, wurde er von einer überlegenen Macht, die sich aus Atrebaten, Veromanduern und Nerviern zusammensetzte, von deren Nähe er keine Ahnung hatte, überrascht. Er geriet in der That in Gefahr, da die Feinde gerade den geeignetsten Augenblick zum Angriff ersahen. Cäsar wäre geschlagen worden, wären ihm nicht zur rechten Zeit jene beiden neugeworbenen Legionen und noch eine dritte, deren er oft gedenkt, zu Hülfe gekommen. Das römische Lager und der römische Imperator behaupteten sich auch diesmal siegreich. Hierauf unterwarf sich ihm eine Völkerschaft nach der anderen; indem Cäsar sie besiegte, hielt er zugleich die Gallier in Pflicht.

Cäsar hatte Gallien gegen alle Einbrüche der Fremden geschützt, die

römische Provinz vollkommen sicher gestellt; die streitbarsten Nationen, die mehr wegen einer allgemeinen Besorgnis vor den Römern, als um eines momentan dringenden Grundes willen zu den Waffen gegriffen, waren niedergeworfen: als er sich in die cisalpinische Provinz begab, um den Bewegungen entgegenzutreten, die ihn seiner Provinz zu berauben drohten.

Die sonst einsilbigen Geschichtsbücher sind voll davon, wie mannigfaltige Geschenke er nach Rom geschickt, und wie viele Männer in Ämtern und Würden seine Annäherung an das eigentliche Italien benutzten, um ihm einen Besuch zu machen. Sie wollten ihm danken oder auch ihn für die Zukunft verpflichten; sie kamen mit den Abzeichen ihrer Würde: man will einmal 120 Rutenbündel bei ihm gesehen haben.

Da sind nun auch Pompejus und Crassus zu Cäsar gekommen: wahrscheinlich — denn ganz ausgemacht ist es nicht — hat er Crassus in Ravenna, Pompejus in Lucca gesehen. Es ist allgemein angenommen, daß bei diesen Zusammenkünften der Beschluß gefaßt worden ist, sich den Bewerbungen des Domitius entgegenzusetzen, die Provinzen, welche Cäsar inne hatte, demselben auf neue fünf Jahre zu bestätigen; das Konsulat sollte dann nochmals zugleich an Crassus und Pompejus kommen, denen es im Besitz desselben leicht sein würde, für sich selbst Provinzen, wie sie wünschten, zu bestimmen. Wir können diese Überlieferung wenigstens nicht in ihrem vollen Umfange bestätigen; aber unleugbar ist, daß das Triumvirat nochmals aus den Zusammenkünften unverletzt hervorging: die Stellung Cäsars kam zugleich auch seinen beiden Verbündeten zu statten.

Für die Konsulatswahlen des Jahres 55 trugen die vereinigten Faktionen des Pompejus, Cäsar und Crassus den Sieg davon.

Das Triumvirat verlangte beide Konsulate. Pompejus und Crassus wurden Konsuln, wie sehr auch die andere Partei unter der Führung Catos dagegen reagierte. Die widerwärtigen Scenen auf dem Forum verdienen um so weniger Erwähnung, da sie zu nichts führten. Dann folgten weitere Beschlüsse in dem Sinn der vorwaltenden Männer.

Cäsar erhielt die Bestätigung seiner Provinzen auf andere fünf Jahre; er konnte nun auch umfassendere Gedanken, als bisher, durchführen.

Von unendlicher Bedeutung war, daß er, um Galliens vollkommen Meister zu werden, die römische Macht von dem Mittelmeer auf den Atlantischen Ocean überführte. Man darf sich die atlantischen Küsten von Gallien und die britannischen nicht als außerhalb des Weltverkehrs denken. Das südliche Britannien war voll von Anbau: die Produkte der Insel hatten einst die Phönizier in die benachbarten Meere gezogen. Ein blühender Handel war in den Händen der Veneter, deren Unabhängigkeit in allen Völkerstämmen längs der Küste ein den Römern entgegenstrebendes Selbstgefühl unterhielt. Es wäre unmöglich gewesen, ihnen auf ihren Festen, die sie auf Felsenspitzen inmitten der Fluten errichtet hatten, beizukommen. Cäsar ließ auf der Loire Schiffe zimmern in der auf dem Mittelmeer herkömmlichen Weise. Mit diesen

ging er dann der Flotte der Veneter, welche ansehnliche Fahrzeuge mit starken Segeln ausgerüstet hatten, die sie für unüberwindlich hielten, entgegen. Der Geschicklichkeit der Römer gelang es, im Vorüberfahren die Taue ihrer Segel zu zerhauen; sie griffen, von einer Windstille begünstigt, die Fahrzeuge der Feinde, die sich nicht mehr rühren konnten, an; diese, nur gegen Wetter und Wind gerüstet, erlagen: das Ruder wurde, sozusagen, Herr über die Segel. Die Veneter wurden nicht allein geschlagen, sondern vernichtet; ihre Oberhäupter wurden getötet: denn Schonung kannte Cäsar gegen die Überwundenen nicht. Die Einwohner sind großenteils in die Sklaverei verkauft worden.

Aber indem trat die alte Gefahr an der germanischen Grenze in aller Stärke hervor. Sie kam diesmal nicht von den Sueven, sondern von anderen Völkerschaften, die von den Sueven aus ihren Sitzen verdrängt waren, den Usipetern und Tenchterern. Sie überfielen das Gebiet der Menapier, welche von den Ardennen gegen den Rhein und zum Teil auch auf dem rechten Ufer desselben wohnten, und beraubten sie ihrer Ländereien zu beiden Seiten des Rheines und ihrer Vorräte. Die Menapier gehörten zu den belgischen Völkerschaften. Cäsar wollte und konnte nicht dulden, daß die Germanen den Rhein überschritten. Noch einmal stießen hier, wie im Kampfe mit den Helvetiern und Ariovist, die beiden Systeme zusammen, welche die Welt teilten: das der Seßhaftigkeit und der damit verbundenen bürgerlichen und militärischen Ordnung und das der freien Bewegung unabhängiger Völkerschaften, die ihre Sitze nach Bedürfnis wechselten. Noch vor dem gewohnten Anfang der Feldzüge ging Cäsar ihnen entgegen. Die Usipeter und Tenchterer ließen vernehmen: vor den Sueven seien sie zurückgewichen, dem tapfersten Volke der Erde, dem selbst die Götter nicht widerstehen könnten; vor einem anderen Volke zurückzuweichen, seien sie nicht gemeint; sie forderten Cäsar auf, ihnen andere Wohnsitze anzuweisen. Er sagte ihnen, in Gallien gebe es deren keine, aber er machte ihnen Hoffnung, ihnen bei den Ubiern, einem germanischen Stamme, der bereits mit ihm gegen die Sueven verbündet war, Aufnahme zu verschaffen. Nach einigen Bedenken gingen die beiden Völkerschaften darauf ein und baten nur, mit den Ubiern erst selbst verhandeln zu dürfen. Cäsar meinte jedoch, ihre Absicht sei, durch Verzögerungen des Rückzuges Zeit zu gewinnen, bis der größere Teil ihrer Reiterei, der nach einer niederrheinischen Landschaft ausgezogen war, zurückgekehrt sei.

Indem man nun noch verhandelte, war es zu einem Zusammentreffen zwischen der anwesenden germanischen Reiterei und den Römern gekommen, in welchem die Germanen trotz ihrer Minderzahl die Oberhand behaupteten, da die Römer, denen Cäsar, durch jene Gesandten selbst veranlaßt, geboten hatte, den Kampf zu vermeiden, bis er mit seinem ganzen Heere ihnen zu Hülfe komme, nicht recht vorbereitet auf den Kampf waren. Cäsar bekam auf der Stelle zu empfinden, daß der Vorteil der Germanen auf die Gallier aufregend wirke. Die Sache hätte für ihn sehr gefährlich werden können, wenn indes der Rest der germanischen Reiterei zurückgekommen wäre. Wäre er in

Nachteil geraten, so würde sich der größte Teil von Gallien gegen ihn empört haben. Indem langten nun die Fürsten und Ältesten der beiden Völkerschaften in seinem Lager an, um jenen Reiteranfall, der ohne ihr Vorwissen geschehen sei, zu entschuldigen. Daß es ihr voller Ernst war, die Streitigkeit friedlich zu schlichten, läßt sich nicht bezweifeln; denn wie würden sie sonst die vornehmsten Leute, die sie für Krieg und Rat besaßen, in das Lager der Feinde geschickt haben? Sie meinten ohne Zweifel, daß diese durch das allgemeine Völkerrecht, welchem die Gesandtschaften heilig waren, auch inmitten der Feinde ihres Lebens sicher seien. Diese Heiligkeit fremder Gesandtschaften war einer der vornehmsten Grundsätze der altrömischen Religion; aber für Cäsar bestanden diese Rücksichten schon nicht mehr: er sah nur die Gefahr, welche aus einem doch immer möglichen Widerstande der Völkerschaften erwachsen konnte. Er ließ die zahlreiche und vornehme Gesandtschaft in seinem Lager festhalten und griff die beiden Völkerschaften an, die nun, zugleich überrascht und des besten Teiles ihrer Führer beraubt, dem Anfall der Legionen nicht widerstehen konnten, auseinandergeworfen wurden und so gut wie möglich über den Rhein zu kommen suchten.

Das Verhalten Cäsars in dieser Angelegenheit hat ihm in Rom die schwersten Vorwürfe zugezogen. Der strenge Cato hat im Senat die Handlung als eine solche geschildert, die den Fluch der Götter auf die Römer herabziehen müsse: er meinte, man solle Cäsar den Feinden überliefern. Wir wollen diese Ideen der alten Volksreligionen nicht erörtern, aber eingestehen muß man doch, daß die Handlung Cäsars die bösesten Nachwirkungen herbeigeführt hat. Gegen Ariovist hatte er einen offenen Krieg geführt; den Usipetern und Tenchterern dagegen war er auf eine Weise begegnet, welche nicht anders, als die bitterste Feindseligkeit in den Germanen erweckt und Jahrhunderte lang die westliche Welt in Entzweiung gehalten hat. Ein Teil der Völkerschaften, namentlich jene in die Nachbarländer entfernten Reiterscharen, hatten sich zu den Sigambern gerettet, welche das rechte Rheinufer zwischen Ruhr und Sieg inne hatten, und bei ihnen gute Aufnahme gefunden. Cäsar forderte die Auslieferung der Übergetretenen; die Sigamber waren nicht gemeint, eine solche zuzugestehen; sie beschieden sich, das römische Reich jenseit des Rheines anzuerkennen. Aber, so sagten sie, wenn er nicht dulden wolle, daß der Fluß von Germanen überschritten werde, welches Recht habe er, den Bewohnern des rechten Ufers Befehle zu erteilen?

Cäsar beschloß, den Germanen zu zeigen, daß römische Heere sie auch jenseit des Rheines heimzusuchen vermöchten.

Im Sommer 55 brachte er wirklich eine Brücke über den tiefen und reißenden Strom zu stande — denn der Fahrzeuge und Boote, welche ihm die befreundeten Ubier anboten, sich zu bedienen, verschmähte er —, auf der er denselben überschritt. Der Schrecken, den seine Siege in den germanischen Nationen erweckt hatten, ging vor ihm her. Die Sigamber wichen auf den Rat der aus der letzten Schlacht zu ihnen Geflüchteten in unzugängliche

Waldungen zurück. Die Sueven riefen alle waffenfähigen Mannschaften auf Einen Platz zusammen, wo sie eine Schlacht annehmen zu können meinten; Cäsar war jedoch nicht der Meinung, sie daselbst aufzusuchen. Er glaubte, der Ehre der Waffen genug gethan und seinen Zweck erreicht zu haben, und kehrte nach Gallien zurück. Nach einiger Zeit aber erschienen doch wieder germanische Kriegsscharen zur Unterstützung der Feinde, die er in Gallien zu bekämpfen hatte, und er hielt es aufs neue für notwendig, über den Rhein zu gehen: aufs neue beschieden die Sueven ihre eigenen Mannschaften und ihre Bundesgenossen nach der Bergwaldung Bacenis, welche Chauker und Sueven von einander schied, um die Römer daselbst zu erwarten. Aber Cäsar hatte auch diesmal nicht die Absicht, tief in das Land vorzurücken, da er keiner genügenden Zufuhr sicher war: er hielt es für genug, nachdem er auf seiner Brücke zurückgegangen, einen Teil derselben stehen zu lassen und durch Befestigungen zu sichern, wie Alexander durch die Erbauung eines Lagers der indischen Nation die Rückkehr seiner Macedonier gedroht haben soll. Die Germanen sollten die Rückkunft Cäsars jeden Augenblick fürchten müssen und selbst denen, welche aus Gallien bei ihnen ihre Zuflucht suchten, die Aufnahme verweigern.

Der große Eroberer war nicht gemeint, diese Drohungen wahr zu machen. Seine Blicke waren noch nach anderen Regionen gerichtet, deren Niederhaltung notwendig erschien, wenn er sich in Gallien behaupten wollte. Einmal mächtig in dem Kanal, faßte er den Gedanken, nach Britannien überzusetzen. Es war gleich nach seinem ersten Übergang über den Rhein, im Spätsommer des Jahres 55. Die Landung wurde ihm nicht eben leicht; sie geschah nur unter dem Impuls der Religion, welche die Kriegszeichen in die Hände der Feinde geraten zu lassen verbot. Dann aber konnten die in alter Roheit verharrenden Barbaren den römischen Adlern keinen nachhaltigen Widerstand leisten. Cäsar, der im folgenden Jahre noch einmal überging, kam mit Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern, die ihm die Ruhe in der Insel zunächst verbürgten, nach Gallien zurück.

Es bleibt allezeit eine der größten Handlungen, daß er die römischen Waffen jenseit des Kanals furchtbar machte, wie er ja auch den Atlantischen Ocean erreicht hatte. Auch war es für ihn eine politische Notwendigkeit, Gallien von den britischen, wie von den germanischen Elementen zu isolieren. Nachdem ihm das bei seinen Zügen über den Rhein und den Kanal gelungen war, brauchte er die inneren gallischen Bewegungen nur wenig zu fürchten, zumal so lange keine Gegenwirkung von Rom aus erfolgte. Die Eburonen wollten die Errichtung eines Winterlagers in ihrem Gebiete nicht dulden. An ihrer Spitze erschien ein Häuptling des Namens Ambiorix, dem es gelang, auch in anderen belgischen Völkerschaften aufrührische Bewegungen hervorzurufen. Cäsar brachte auf seine Weise die strengsten Maßregeln in Anwendung, durch die er diese Unruhen dämpfte. Was ihm dabei am meisten zu statten kam, war die fortdauernde Verbindung mit Pompejus, der die

Werbungen Cäsars in Italien erleichterte und ihm selbst eine seiner Legionen zuziehen ließ. Denn darauf, sagt Cäsar, komme es vorzüglich an, daß Gallien die vereinigten Kräfte Italiens fürchte.

Den beiden Imperatoren stand Marcus Licinius Crassus, welcher nicht sowohl die militärische, als die pekuniäre Macht in seiner Hand zusammenfaßte, in der allgemeinen Kombination zur Seite. Noch bestanden Senat und Volk und bekämpften einander in unaufhörlicher Agitation, bei welcher Bestechung und Geldgewinn eine große Rolle spielten. Aber die eigentliche Gewalt besaßen weder das Volk noch der Senat, noch auch beide zusammen. Es gab eine Macht über beiden, wie die des Sulla, aber dreigespalten: eben die Autorität der drei Männer.

Für die allgemeine Geschichte ist das Triumvirat besonders insofern von eminenter Wichtigkeit, als es die politische Grundlage bildete, durch welche Julius Cäsar in den Stand kam, die römische Macht im Occident auf immer fest zu begründen.

Aber noch nach einer anderen Richtung hin schien diese Verbindung die größten Resultate herbeiführen zu sollen.

Während Cäsar Gallien bemeisterte, Pompejus Spanien und das Mittelmeer dominierte, richtete der Dritte der Triumvirn, Crassus, seinen Ehrgeiz auf den Orient.

Die Herrschaft der Römer in Asien war auch nach den Successen des Pompejus so lange nicht gesichert, als die Parther, durch Sulla und Pompejus selbst in diese Händel gezogen, eine Stellung nahmen, welche die Unabhängigkeit der von den Römern noch nicht bezwungenen persisch-griechischen Völkerschaften und Gebiete zur Erscheinung brachte und die Grenzen in unruhiger Aufregung hielt.

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Wirkung die Macht der Arsaciden, denen sich dann die Sassaniden anschlossen, auf die asiatischen Verhältnisse gewonnen hat, so kann man sich nicht verbergen, daß Crassus, indem er sich entschloß, den Krieg mit den Parthern aufzunehmen, ein großes Interesse der römischen Welt in die Hände nahm.

Man hat ihm vorgeworfen, er habe nur den pekuniären Gewinn, den er dabei machen würde, ins Auge gefaßt. Und wer wollte es leugnen, daß die Zuflüsse des asiatischen Goldes, die seit den ersten Siegen über die Seleuciden nach Rom geströmt waren, die Begierde eines Gewalthabers reizen konnten, dessen Autorität sich eben auf seine Herrschaft über den Geldmarkt stützte?

Allein damit ist die Bedeutung des Unternehmens bei weitem nicht erschöpft. Die Intention desselben war dahin gerichtet, die hellenistisch-orientalische Macht, die nur erst zum Teil an die Römer übergegangen war, vollständig in deren Hände zu bringen. Jene Verbindung des östlichen Asiens mit dem westlichen und mit Europa, welche durch die Achämeniden eingeleitet, durch Alexander in einem ihnen entgegengesetzten Sinne begründet und durch die Seleuciden im allgemeinen festgehalten worden war, sollte jetzt, nach dem

Untergange der Seleuciden, an Rom gebracht werden. Das römische Syrien sollte wenigstens das seleucidische umfassen. Man ermißt die umfassende Bewegung der römischen Weltherrschaft, wenn man wahrnimmt, daß sie in demselben Augenblick, in dem sie sich im Westen festsetzte, auch den Orient zu unterwerfen für ihre Aufgabe hielt.

In Rom hatte man ein Gefühl davon, daß die Herrschaft, die am Anio und der Cremera in heißen Kämpfen gegründet worden, sich von dem Tiber nicht bis an den Indus zu erstrecken brauche, um ihres Bestandes sicher zu sein.

Die Tribunen sprachen sich gegen einen Krieg mit den Parthern aus, welche den Römern nichts zu Leide gethan hätten. Als Crassus Rom verließ, wurde er von einem Tribun, der ihn aufzuhalten gedachte, mit einem Fluch entlassen, bei dem man die fremdartigsten Götternamen nennen hörte. Aber er war durch seine Verbindung mit den beiden anderen Triumvirn und die Wirkungen seines Reichtums gegen Einreden dieser Art gesichert. Er begab sich mit sieben römischen Legionen ins Feld, um seine Absicht zu vollführen. Militärische Streitkräfte indes, selbst verbunden mit entsprechenden Geldmitteln, reichen doch nicht hin, um welthistorische Erfolge zu erzielen. Crassus war eben kein Cäsar. Schon bei seiner Anwesenheit in Syrien bemerkte man, daß er sich mehr mit Geldsachen der Provinz, als mit der bevorstehenden Kriegsoperation beschäftigte. Ursprünglich war seine Absicht, Seleucia und Ktesiphon, die in den Händen der Parther geblieben waren, über deren Besitz sie aber untereinander haderten, zu erobern. Und wohl möglich, daß ein methodischer Angriff auf diese wichtigen Metropolen des Hellenismus und der Seleuciden zu einem Erfolg geführt hätte. Aber Crassus wurde von dieser Richtung durch verräterische Ratschläge abwendig gemacht; um die Parther in offenem Felde zu bestehen, ging er ihnen mit seinem großen Heere entgegen. Hier aber stieß er in der Nähe von Carrhae mit den Kriegskräften der Eingeborenen, die sich in ihrer natürlichen Analogie mit dem Land und dem Klima ausgebildet hatten, zusammen, denen die römischen Legionen nicht gewachsen waren. Der Nerv des parthischen Heeres bestand in der Reiterei, die sich in zwei Abteilungen sonderte: eine schwere mit vollem Harnisch gewappnete, mit langen Lanzen versehene, und eine leichte, welche eine unvergleichliche Übung darin hatte, anzugreifen und sich wieder zurückzuziehen: Bogenschützen, die mit einem massenhaften Pfeilregen die Römer in Verwirung brachten. Denen gesellten sich die Altvordern der Beduinen hinzu, so daß die Römer nach zwei verschiedenen Seiten hin Front machen mußten und in eine Verwirrung gerieten, in der sie dann wohl die Schwerter gegeneinander selbst gerichtet haben. Durchbrochen wurde das römische Viereck in der That nicht, aber es erlitt große Verluste, und an ein weiteres Vorrücken war doch diesem Feinde gegenüber nicht mehr zu denken.

Die Römer mußten sich zum Rückzug entschließen, der ihnen nun noch viel verderblicher wurde als die Schlacht. Crassus ist dadurch zu einer un-

glücklichen Berühmtheit gelangt, daß die stolze occidentalische Armee den wilden, aber nicht ungeordneten orientalischen Angriffen unterlag. Er selbst, der den Rückzug nach Armenien zu nehmen gedachte, ließ sich durch die Schwierigkeiten, die man dabei zu erwarten hatte, schrecken und ging auf den Vorschlag des feindlichen Heerführers ein, eine Abkunft über die Grenze, welche fortan der Euphrat bilden sollte, zu treffen. Aber indem die beiden Feldherrn zusammenkommen sollten, entspann sich ein Handgemenge, in welchem Crassus, den man auf einem parthischen Pferd zu entführen dachte, umgebracht worden ist. Von 100000 Mann, die ihm über den Euphrat gefolgt waren, sind nur 10000 nach Syrien zurückgekommen. Das unglückselige Ereignis zog — wie hätte es anders sein können — die schwersten Folgen nach sich.

Die vornehmste ist die universalhistorische: hier fand die römische Weltherrschaft eine Grenze, welche die späteren Generationen zwar hier und da überschritten, doch eigentlich niemals vollkommen haben durchbrechen können. Der Kreis dessen, was wir die Kulturwelt nennen, und was die Römer als Orbis terrarum zu bezeichnen fortfuhren, ward also nach Ostasien hin gewaltig beschränkt.

Das römische Volk hatte ein ganz richtiges Gefühl: der Indus ließ sich durch eine Invasion der römischen Legionen nicht erreichen.

Und auf Rom selbst wirkte das Ereignis unmittelbar zurück. Durch den Tod des Crassus war das Triumvirat überhaupt gesprengt. Die persönlichen Bande, welche die Ordnung noch einigermaßen erhalten hatten, lösten sich auf. Berühren wir nur die Ermordung des Clodius durch Milo, welche bald nach dem Unglück von Carrhae eintrat.

Die beiden Volksführer begegneten einander auf der appischen Straße und gerieten — man weiß nicht, ob zufällig oder absichtlich — in ein Handgemenge, in welchem Clodius unterlag und von Milo, der seine Handlung nicht unvollendet lassen wollte, getötet wurde. Das Volk nahm für Clodius Partei; es brachte die Leiche nach der Kurie und errichtete hier einen Scheiterhaufen für den Ermordeten, in welchem die Kurie mit aufging. Als Milo erschien, der nicht einmal diese Ehre dem alten Gegner gönnte, entstand ein neuer Tumult, in welchem er selbst und die von ihm gewonnenen Tribunen mit Mühe dem Tod entrannen und Raub und Mord ohne alle Rücksicht auf die Partei sich über die Stadt ergoß.

Wenn nun der Senat, in welchem sich ein tiefes Mißvergnügen über diese Zustände regte, zumal sie seine Machtlosigkeit erwiesen, eine Rettung aus solchen Verwirrungen zu finden suchte, so konnte er sich nur an Pompejus wenden, mit dem die eifrigsten Optimaten, Bibulus und Cato, in Verbindung traten.

Cäsar seinerseits war damals in die schwersten Verwickelungen geraten, von denen er überhaupt betroffen worden ist.

Es bedarf keines besonderen Zeugnisses, wenn man hört, daß die Nieder-

lage, welche die Römer von den Parthern erlitten, auch auf Gallien zurückwirkte. Denn das römische Reich, welches Vorderasien und Europa dominierte, war doch ein einziges, zusammenhängendes Ganze; die Hauptstadt, die noch in voller Kraft bestand, wurde von den Begebenheiten, wo sie sich auch zutragen mochten, unmittelbar erreicht. Wie wäre es wohl auch anders denkbar, als daß die Siege der Parther den Mut der Gallier entflammten? Die eben erwähnten Unruhen in der Hauptstadt bewirkten dann, wie Cäsar selbst erzählt, daß die von ihm bezwungenen Völkerschaften in allgemeine Aufregung gerieten.

Die Bewegung entsprang bei den Carnuten, welche die Hinrichtung eines ihrer Anführer rächen wollten; sie setzte sich dann bei den Arvernern fort, deren Anführer Vercingetorix gegen den Wunsch der Vornehmen das Volk mit sich fortriß; endlich, nachdem es Cäsar mißlungen war, die Feste der der Arverner, Gergovia, einzunehmen, wurden auch die ältesten Freunde Roms, die Äduer, von der nationalen Bewegung ergriffen. Das ganze innere Gallien und die römische Provinz schwankte.

Wir dürfen wohl bei den Ereignissen, durch welche das Schicksal Galliens entschieden worden ist, mit einiger Ausführlichkeit der Umstände gedenken, unter denen das geschehen ist. Bei Alesia, in der heutigen Bourgogne, findet sich in einer auf drei Seiten von Bergen umgebenen Ebene eine am Fuß von zwei Flüssen bespülte Anhöhe, deren natürliche Bedeutung für den Krieg daraus erhellen mag, daß man die Ehre, sie angebaut zu haben, dem sagenhaften Herkules zuschrieb. Dahin hatte sich Vercingetorix selbst geworfen. An die Behauptung derselben knüpfte sich die Zuversicht der Gallier. Cäsar griff sie auf die bei den Römern eingeübte Weise an. Er schloß die Stadt ein und errichtete mit einer den Römern eigentümlichen Kunstfertigkeit ein Belagerungswerk davor, wie Scipio vor Karthago und vor Numantia, zugleich gegen die Feinde von innen und von außen, dessen Spuren man in unseren Tagen wiedergefunden hat. Der Kampf um Alesia gestaltete sich zu einem eigentlich nationalen. In einem auf den Ruf des Vercingetorix versammelten allgemeinen Rate wurde der Beschluß gefaßt, nicht zwar, wie dieser gefordert hatte, alle waffenfähigen Mannschaften aufzurufen, aber, was vielleicht besser war, Kontingente aus den verschiedenen Völkerschaften unter erprobten Führern in einer so großen Stärke zu vereinigen, daß der Sieg ihnen nicht fehlen könne. Man giebt die Zahl der Mannschaften auf 240000 Mann zu Fuß, 8000 Mann zu Pferd an. Es ging ein allgemeines Gefühl durch die Nation, daß man sich der Römer entledigen müsse, oder aber ihnen auf immer unterworfen sein werde. Alle alten Freundschaften und Verbindungen versagten diesmal dem römischen Prokonsul. Die Verteidigung von Alesia ward mit einer Entschlossenheit geführt, die vor dem Äußersten nicht zurückschrak; um nicht durch den Mangel an Lebensmitteln umzukommen, trieben die Belagerten Weiber und Kinder vor die römischen Verschanzungen, wo sie jedoch keine Aufnahme fanden, denn auch hier war man der Meinung,

daß ein Entscheidungskampf geschlagen werde, bei dem kein Erbarmen stattfinden dürfe. Und dieser Entschlossenheit der Belagerten entsprach der Eifer der zum Entsatz herbeikommenden Mannschaften; das Geschrei, mit dem die einen und die andern sich begrüßten, begegnete sich aus der Ferne; aber die Circumvallationen der Römer zu übersteigen, zeigte sich, obwohl der Ausfall von innen und der Angriff von außen zusammentrafen, unmöglich. Ein dritter Ansturm endlich schien in der That zu gelingen. Vercassivelaunus, der den Oberbefehl über die herangeführten Kontingente führte, nahm eine nicht eigentlich befestigte Anhöhe ein, von wo er dann die äußeren Linien in die größte Gefahr brachte. Die Außenwerke der Römer, auch ihre Wolfsgruben, schützten sie nicht mehr. Die Verteidiger wurden von den Wällen getrieben; der vornehmste der Legaten Cäsars, Labienus, ebenso entschlossen im Felde, wie einst auf dem Forum, war in dringender Gefahr, zurückgeworfen zu werden, worauf dann Vercingetorix von innen und die übrigen gallischen Heerhaufen von außen her in die römischen Linien eingedrungen sein würden. Die Römer konnten sich dort ihrer Speere bereits nicht mehr bedienen: sie stritten mit den Schwertern. Da faßte Cäsar den Gedanken, seine Reiterei, die zum Teil aus Germanen zusammengesetzt, in den Kämpfen mit den Galliern schon mehr als einmal obgesiegt hatte, den Andringenden in den Rücken fallen zu zu lassen. Er selbst begab sich, leicht zu erkennen an dem Gewande, das er immer in den Schlachten trug, mit frischen Truppen an die am meisten gefährdete Stelle. Die Entscheidung des Geschickes lag darin, daß er hier die Schlachtordnung herstellte und zugleich seine germanische Reiterei im Rücken der Gallier erschien. Von dem Ausgang der Schlachten hängt das Schicksal der Völker ab, dieser selbst aber von dem Moment, in welchem ein zum Ziele treffender strategischer Gedanke durchgeführt wird. Die Gallier wichen bei diesem Anblick von den römischen Verschanzungen zurück; ebenso wandte sich Vercingetorix rückwärts nach Alesia. Die Gallier wurden nun auch außerhalb der Circumvallation angegriffen und überwältigt. Bald darauf entschloß sich Vercingetorix, sich zu überliefern. In ähnlichen Fällen haben die Kräfte der Nation gegen den eingedrungenen Feind dann und wann das Übergewicht erfochten; diesmal unterlagen sie.

Heldenmütig riet Vercingetorix den Seinen, ihn selbst dem Sieger auszuliefern. Er glaubte, daß ihn die Freundschaft retten werde, die er früher mit Cäsar gepflogen hatte. Plötzlich sah man den bisher allgewaltigen Kriegsführer, einen Mann von außerordentlicher Leibeslänge, in dem Schmucke seiner Waffen vor Cäsar, der auf seinem Tribunal saß, erscheinen. Er sagte kein Wort, fiel auf seine Knie und streckte die Hände nach ihm aus. Cäsar ließ ihn in Fesseln werfen, führte ihn später im Triumph auf und tötete ihn dann. Für die Verflechtung der Thatsachen ist es sehr bemerkenswert, daß Cäsar, der die Gallier gegen die Germanen verteidigte, jetzt Germanen gegen die Gallier herangeführt hat, sowohl Fußvölker als Reiter. Ihre Raschheit zu Fuß und ihr feuriger Anfall zu Pferd thaten ihm große Dienste; — man

möchte sagen: darin liegen schon die entfernten Anfänge der Verbindung der Germanen mit dem römischen Imperium.

Im nächsten Jahre folgten noch einige Bewegungen in Gallien, welche jedoch bald wieder unterdrückt wurden. Nachdem Cäsar Herr geworden, wendete er alles an, um neue Unruhen zu verhüten. Er beschränkte die Fürsten und erwies den Völkerschaften jede Art von Ehre, die sie fordern konnten. Viele Gallier nahm er in seine Dienste in die Legionen auf. Er stützte sich auf die Stämme, welche sich ihm angeschlossen hatten; diesen wurden die andern untergeordnet; alles war persönlich. Durch Klientel und militärische Übermacht hielt er das Land in Pflicht. Auf den großen Landtagen, die er zuweilen auch in Paris gehalten hat, ordnete er dann die Administration.

So schroff auch der Gegensatz ist, in welchem die Niederlage von Carrhae und die Eroberung von Alesia miteinander stehen, so greifen sie in der allgemeinen Anschauung doch wieder zusammen. Denn dadurch, daß das römische Reich im Osten eine Grenze gefunden hatte, wurde bewirkt, daß die intellektuelle Entwickelung des griechischen Genius, für die der Orient verschlossen wurde, sich dem Occident in ihrer vollen Kraft zuwenden konnte. Der römisch-griechischen Kulturwelt wurde ein neuer Schauplatz eröffnet. Sogleich aber trat damit die große politische Frage, welche schon bisher in Rom die heftigsten Agitationen hervorgebracht hatte: das Verhältnis der militärischen Befehlshaber zu den friedlichen Institutionen, stärker hervor als jemals. Cäsar war Herr und Meister in dem transalpinischen Gallien; er beherrschte das cisalpinische bis an den Rubico. Augenscheinlich ist es doch, daß er im Gegensatz zu den Optimaten zu dieser Macht gelangt war; — wie sollte er sich jetzt zu Senat und Volk verhalten?

Sechzehntes Kapitel.

Zweiter Bürgerkrieg.

Ursprung des Krieges.

Von der Trias, welche bisher in der Hauptstadt eine dominierende Gewalt ausgeübt hatte, war ein Mitglied im Felde geblieben, das andere in den großen Kriegen, die wir schilderten, unaufhörlich beschäftigt. Die zurückgedrängten Optimaten konnten wieder aufatmen und an die Erneuerung ihrer senatorischen Rechte denken. Aber allein, ohne die Mitwirkung einer militärischen Autorität, die doch im Grunde von ihnen wieder unabhängig war,

vermochten sie das nicht. Nur ein Ausweg, wie schon angedeutet, bot sich ihnen dar: die Verbindung mit dem dritten der Triumvirn, Cnäus Pompejus.

In der allgemeinen Verwirrung waren die alten bewährten Aristokraten, Bibulus und selbst Cato auf den Gedanken gekommen, nicht zwar die Diktatur, aber das alleinige Konsulat dem Pompejus zu übertragen. Nur unter dessen Mitwirkung konnten sie hoffen, den tumultuarischen Unordnungen in der Stadt ein Ende zu machen. Es war am achtundfünfzigsten Tage nach der Ermordung des Clodius, daß Pompejus — zunächst allein — sein drittes Konsulat antrat.

Cicero sagt einmal, er sei nicht sehr betrübt darüber, daß ein Einziger alles vermöge. Er freute sich selbst, daß die, welche nicht gewollt hatten, daß er zu Ansehen komme, jetzt die Nachteile zu empfinden bekämen, die daraus entsprungen seien. Er sah darin eine Nachgiebigkeit der senatorischen Partei, wie es denn auch eine solche war. Pompejus erwiderte dieselbe dadurch, daß er in der Mitte des Jahres sich einen Mann aus der vornehmsten Aristokratie, Cäcilius Metellus Scipio, als Konsul beigesellte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß in der Annahme dieses Kollegen auch eine Modifikation der bisherigen Politik des Pompejus lag. Die Gemahlin des Pompejus, Tochter Cäsars, hatte viel dazu beigetragen, die Verbindung der beiden Triumvirn zu erhalten. Sie war das Jahr vorher gestorben; in ihre Stelle trat die Tochter des Metellus Scipio, Cornelia. Man hat oft angenommen, daß diese neue Vermählung des Pompejus seine Annäherung an die Aristokratie veranlaßt habe. War das aber nicht ebensowohl oder noch mehr Wirkung als Ursache?

Der Mitkonsul, den er annahm, war eben sein Schwiegervater. Cäsar hat oft behauptet: nicht Pompejus habe den Senat gesucht; Pompejus sei vom Senat gesucht worden. So verhält es sich ohne Zweifel.

Pompejus war an sich kein Aristokrat. Das Meiste lag ihm an der Behauptung der militärischen Würde und Hoheit, die er inne hatte. Diese nun acceptierte der Senat. Mehr konnte auch Pompejus nicht verlangen. Damals war ihm die Provinz Hispanien auf neue fünf Jahre bewilligt worden; und die Anerkennung seiner Akte in Asien, die Ausführung der seinen Legionen gemachten Versprechungen und die persönlichen Verbindungen, in denen er stand, sicherten ihm eine höchst außerordentliche Machtstellung. Er ward als der erste Mann seiner Zeit, als einer der größten aller Zeiten gefeiert. Auch seinerseits konnte er zufrieden sein und reichte nun dem Senat, welcher im Besitz der legalen und alles Neue legalisierenden Gewalt war, die Hand, oder ergriff sie vielmehr, als sie ihm gegeben wurde.

Unter seinem Konsulat wurden zwei für die Lage, in der man sich befand, sehr bedeutende Gesetze durchgeführt. Das erste betraf die Ermordung des Clodius und hatte ein Senatskonsult zur Folge, das diesen Mord selbst und die im Zusammenhang damit vorgefallenen tumultuarischen Bewegungen

als Feindseligkeiten gegen die Republik erklärte. Der Senat erlangte allmählich wieder das Ansehen, das zur Erhaltung der Ordnung in Rom unentbehrlich war; ohne eine Vereinbarung mit Pompejus wäre dies aber unmöglich gewesen. Durch ein anderes Gesetz wurde den wilden Aufregungen, welche bei den Bewerbungen um die hohen Ämter in der Regel vorkamen, Einhalt gethan; für die Prozesse, welche darüber entstanden, wurde ein rasches und sehr summarisches Verfahren angeordnet. Vergeblich setzte sich einer der Tribunen entgegen. Unter der Mitwirkung des Pompejus wurde ein Clodianisches Gesetz, welches die Autorität der Censoren bei Festsetzung der Senatorenliste aufhob, zurückgenommen. Dem Senat sollte eine festere Stellung zurückgegeben werden. Daß nun hierdurch wieder Pompejus die populare Stellung aufgab, die er bisher noch immer behauptet hatte, liegt am Tage. Damit aber hing noch eine andere für den Moment eingreifende Veränderung seiner Politik zusammen; sie betraf das Verhältnis zu Cäsar.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht die beiden großen Feldherren, wie bisher, so auch fortan, hätten vereinigt bleiben können. Sie würden ein Duumvirat gebildet und die oberste Gewalt auch fortan dominiert haben. Das ließ sich aber schon deshalb nicht wohl erwarten, weil der Zweck ihrer ursprünglichen Vereinigung nach beiden Seiten hin erreicht war. Die Ansprüche, um derenwillen Pompejus die Verbindung mit Cäsar geschlossen hatte, waren durch das Julische Gesetz befriedigt. Der Ehrgeiz, durch welchen Cäsar vermocht worden war, sich mit Pompejus zu verbinden, hatte ihn zu dem größten Ruhm und den größten Erfolgen geführt. Ihre Verbindung hatte eigentlich ihren Gegenstand verloren.

Jede politische Freundschaft hat ihren Zweck; nach Erreichung desselben löst sie sich auf, und aus den veränderten Umständen bilden sich andere Kombinationen.

Das Wesentliche der neuen Kombination lag nun aber darin, daß der Senat in offenkundigem Gegensatz gegen Cäsar begriffen war.

Vor allem wurde er durch die Forderung Cäsars, noch einmal das Konsulat — selbst in seiner Abwesenheit — zu erlangen, aufgeregt. Er erschrak bei der Erinnerung an die Widerwärtigkeiten, welche er im Jahre 59 unter dem ersten Konsulat Cäsars erfahren hatte.

Ob er nun hierin auch Pompejus auf seiner Seite haben würde, war doch sehr zweifelhaft. Pompejus hatte seinem damaligen Freunde Cäsar versprochen, ihn bei der Bewerbung um das Konsulat zu unterstützen. Von der Unsicherheit, in welche Pompejus hierdurch geriet, haben wir ein sehr auffallendes Dokument.

Bei einem Gesetz über die Bewerbungen der Magistrate wurde festgesetzt, daß niemand in seiner Abwesenheit gewählt werden dürfe. Erst als dasselbe durchgegangen, und schon in die eherne Tafel eingegraben war, in der es in dem Ärar hinterlegt werden sollte, erinnerte sich Pompejus, daß es

jenem Versprechen entgegenlaufe. Kaum sollte man glauben, daß es wirklich Vergeßlichkeit gewesen ist, aber er meinte, nachdem er dem Wunsche der Aristokratie durch das allgemeine Gesetz entgegengekommen war, dadurch die Ausnahmestellung, welche Cäsar, sein bisheriger Freund, eingenommen hatte, nicht gerade zu gefährden. Er ließ durch die zehn Tribunen ein anderes Gesetz einbringen, nach welchem man Cäsars Bewerbungen auch in dessen Abwesenheit berücksichtigen solle. Ob dies geschehen würde oder nicht, darin lag die große Frage der Zeit.

Solange Cäsar in einen gefährlichen Kampf in Gallien verwickelt war, brauchte man seine Machtstellung nicht zu fürchten. Die Differenzen traten noch nicht in ihrer vollen Stärke hervor.

Cäsars Erfolge erweckten in Männern von unparteiischem Patriotismus, wie Cicero, den eingeborenen Stolz des römischen Namens. Andere aber nahmen sie mit Besorgnis wahr. Man begleitete die Wechselfälle derselben mit gespannter Aufmerksamkeit, nicht allein wegen ihrer Beziehung auf die Ausdehnung der römischen Herrschaft, sondern noch mehr wegen der Rückwirkung, die sie auf die inneren Parteistellungen ausüben mußten. Nicht gerade Teilnahme für Cäsar drückte diese Aufmerksamkeit aus. Seine Verlegenheiten raunte man sich mit gedämpfter Stimme ins Ohr, und wenn wir berührten, daß die Erhebung des letzten großen arvernischen Häuptlings darauf beruhte, daß man in Gallien von den tumultuarischen Bewegungen vernahm, die in Rom eingetreten waren, so erfolgte nunmehr, daß die letzten Siege Cäsars in Gallien die Furcht vor ihm und selbst den Schrecken seines Namens verdoppelten. Davon blieb auch Pompejus nicht unberührt. Mit seiner Gemütsart vertrug es sich allenfalls, Männer von gleichem Range neben sich zu sehen; unerträglich aber war ihm der Gedanke, daß es in der Republik jemand gebe, der mehr vermöge, als er. Das würde aber geschehen sein, wenn Cäsar mit der großen Machtstellung in Gallien das Konsulat verbunden hätte.

Cicero hat kurz hiernach Gelegenheit gehabt, mit Pompejus über diese Angelegenheit zu sprechen. Sie machten eine kleine Reise nach Formiä miteinander. Zur Anknüpfung diente eine Rede, welche Antonius, früher Quästor Cäsars, in einer Volksversammlung gehalten hatte, und in der heftige Ausfälle gegen Pompejus vorkamen. „Was meinst Du," sagte Pompejus, „würde geschehen, wenn Cäsar Konsul würde, da sich schon jetzt ein unbedeutender Mensch, wie Antonius, eine solche Sprache erlaubt?" Cicero empfing den Eindruck, daß Pompejus Friede und Freundschaft mit Cäsar nicht aufrecht erhalten wolle, wenn er auch könne.

Außer der ersten Streitfrage war nun aber auch eine zweite in Evidenz getreten. Der Senat wollte Cäsar nicht nur nicht zum Konsulat gelangen lassen: er faßte die Absicht, ihm die Provinzen, die er inne hatte, zu entreißen; denn auch die zweiten fünf Jahre, für welche sie ihm zugesprochen waren, näherten sich ihrem Ablauf. Man dachte daran, ihm einen Nachfolger

zu setzen, so daß Cäsar, nicht zur höchsten Würde erhoben und aus seinen Provinzen verdrängt, wieder als einfacher Privatmann hätte leben müssen.

Darin kam jene große Schwierigkeit der kriegerischen Republik zu Tage: der Imperator, der große Provinzen erobert hatte, sollte sich wieder in den Gehorsam, der einem gewöhnlichen Bürger zukam, fügen.

Der ältere Scipio hatte sich einst dieser Notwendigkeit unterworfen; er war aber auf seinem Landgut, auf das er sich zurückzog, nicht eben glücklich gewesen; sollte nun auch ein Cäsar diese Selbstverleugnung ausüben?

Man verbarg sich nicht, daß er widerstreben würde, und alles kam nun darauf an, wie sich Pompejus in diesem Streit verhalten werde. In ihm war das einem Oberbefehlshaber natürliche Widerstreben gegen die Autorität des Senats selbst zu Tage gekommen; sollte er sie nun jetzt anerkennen?

Als ein großes Ereignis muß man betrachten, daß er dies erwarten ließ. In einer Sitzung des Senats, die am 22. Juli des Jahres 703 der Stadt (51 vor unserer Ära) im Tempel des Apollo gehalten wurde, besprach man, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, den Militäretat und kam dabei auf eine Legion zu reden, welche Pompejus in seinen Listen führte, mit der Bemerkung jedoch, daß Cäsar der Schuldner dafür sei. Man fragte, wem sie eigentlich gehöre. Pompejus antwortete: sie stehe in Gallien, und er werde sie zurückrufen, jedoch nicht unverzüglich, damit keine Weiterung daraus erfolge. Die Legion ist dann in der That zurückberufen worden, zugleich aber mit einer Legion Cäsars selbst, die beide im Orient verwendet werden sollten.

In derselben Sitzung kam aber auch noch eine andere, ungleich bedeutendere Frage zur Beratung, die nämlich, wie man es mit den Provinzen Cäsars halten, ob demselben ein Nachfolger bestimmt werden, und wer das sein sollte. Da Pompejus eben im Begriff stand, zu seinen Truppen in Ariminum zu reisen, und ohne Zweifel auch Bedenken trug, sich über eine so wichtige Sache, die den bisherigen Freund betraf, unumwunden zu äußern, so wurde darüber die Beratung vertagt. Pompejus hatte nur seine Meinung dahin ausgesprochen, daß jedermann den Anordnungen des Senats Gehorsam schuldig sei: Worte, aus denen man abnehmen zu dürfen glaubte, daß er dem Senat in dem Falle beistehen wolle, wenn Cäsar sich weigern sollte, Gehorsam zu leisten, d. h. seine Provinzen aufzugeben. Man empfand sogleich, daß die Sache hierdurch in eine Krisis trat. In einem Briefe an Cicero sagt Cälius, es müsse darüber eine Verständigung getroffen werden: wo nicht, so werde es zu einem dem Senat schimpflichen Einspruch der Tribunen gegen dessen Beschlüsse kommen. Er hob, wie man sieht, weniger die politisch-militärische, als die konstitutionelle Streitfrage hervor: denn daß Cäsar mit der popularen Partei verbündet war, konnte niemand entgehen. Hierauf Rücksicht zu nehmen, lag dem Konsul Marcus Claudius Marcellus fern; er hätte sogar gewünscht, dem Imperium Cäsars in seinen Provinzen noch vor dem Ablauf des Termins ein Ende zu machen. Dagegen aber setzte sich

der andere Konsul, Servius Sulpicius, weil man niemand seiner Provinzen vor der Zeit entsetzen könne, ohne daß er ein Verbrechen begangen hätte; auch die Tribunen widersprachen: vornehmlich aber war Pompejus dagegen. In dem Laufe des gegenwärtigen Jahres, sagte er, könne er sich nicht zu Ungunsten Cäsars aussprechen. Im Anfange des nächsten Konsulatsjahres habe es keine Schwierigkeit mehr. Denn das zweite Quinquennium, für welches dem Cäsar seine Provinzen bestätigt worden waren, ging doch erst im März des Jahres 705, 49 vor unserer Ära, zu Ende. Indem man sich dahin entschied, eine definitive Beschlußfassung bis in das neue Konsulatsjahr zu verschieben, setzte man jedoch fest, daß eine solche gleich im Anfange desselben stattfinden solle. Am 29. September 703 der Stadt, 25. August 51 vor unserer Ära wurde beschlossen, daß es das erste Geschäft der neuen Konsuln nach dem künftigen 1. März sein solle, über diese Angelegenheit an den Senat zu berichten, nichts anderes vorzunehmen, noch auch in Verbindung damit zu setzen. Die Konsuln sollen durch keinen Komitialtag davon abgehalten werden können, die Sache an den Senat zu bringen und einen Beschluß des Senats herbeizuführen. Eine Intercession oder Verzögerung dürfe hiebei überhaupt nicht eintreten; eine solche würde als ein Akt der Feindseligkeit gegen die Republik zu betrachten sein. In den beiden Senatssitzungen vom Juni und August des Jahres 51 liegt bereits eine Feindseligkeit gegen Cäsar, die nicht mehr zurückzunehmen war; denn der im folgenden Jahre zu fassende Beschluß war schon im voraus so gut wie festgesetzt, und wohlbedachte Präkautionen waren getroffen, um ihn zur Ausführung zu bringen. Man ging dabei von der Überzeugung aus, daß Pompejus sich mit seiner ganzen Macht dem Senat zur Verfügung stellen würde.

Authentisch sind zwei Worte des Pompejus überliefert, die den Kern der Frage betreffen; das schon erwähnte: jedermann sei dem Senate Gehorsam schuldig; das andere: sich dem ergangenen Senatskonsult mit Gewalt zu widersetzen, würde sein, wie wenn ein Sohn gegen den Vater den Stock erheben wollte. So läßt sich auch Cicero vernehmen. Cäsar, sagt er, werde nicht so ganz von Sinnen sein und die Pflichten eines Ehrenmannes so sehr aus den Augen setzen, daß er zu Ungehorsam schreite. Darin lag nun eben die große historische Frage, ob Cäsar eine solche Gesinnung hege und der konstituierten Autorität Gehorsam leisten werde. Verkennen wir nicht: die oft erwähnte natürliche Diskrepanz zwischen der bürgerlichen Autorität und der Eigenmacht der militärischen Gewalt war niemals stärker hervorgetreten. Für Cäsar gab es mannigfaltige Motive, den Gehorsam zu verweigern. Vor allen Dingen: die Männer, die ihm durch Senatsbeschlüsse entgegentraten, waren größtenteils seine erklärten Feinde, dieselben, denen er sein Konsulat abgerungen, die ihm aber alle die folgenden Jahre geheimen oder offenen Widerstand geleistet und sich jetzt eben deshalb, um dazu im stande zu sein, mit Pompejus vereinigt hatten. Ihnen gegenüber sich zu entwaffnen, wie sollte er nicht davor zurückscheuen? Ein anderes Moment aber lag in seiner

Stellung an und für sich. Es war eine Lebensfrage für ihn, ob die Provinzen, welche von ihm über alles Erwarten zu einer selbständigen Macht erhoben waren, ihm entrissen und auf einen anderen übertragen werden sollten. Abermals, wie schon im Jahre 56, war Domitius Ahenobarbus, einer der Wortführer der Nobilität, zum Nachfolger Cäsars designiert. Nicht ein Recht, die Autorität, die er besaß, für sich zu behaupten, konnte Cäsar aufrufen; er konnte nur die Legalität der gegen ihn verhängten Befehle, auch in den Formen derselben, bestreiten. Er wandte zweierlei ein: einmal, daß auch nach den eingetretenen Zögerungen die Zeit, für welche ihm die Provinzen überwiesen worden, noch nicht abgelaufen sei, und sodann, daß man ihm das Recht nicht bestreiten könne, das ihm bewilligt worden, auch in seiner Abwesenheit das Konsulat nachzusuchen. Wenn der Senat und Pompejus die größte Gefahr darin erblickten, daß Cäsar das Konsulat, wie den ferneren Besitz seiner Provinzen, erlange, so lag eben hierin für Cäsar das natürliche Ziel seines Ehrgeizes. Auf die eine oder die andere Weise mußte er die militärische Autorität mit einem beherrschenden Einfluß auf das Innere der Republik zu verbinden suchen. Um seiner Sache Nachdruck zu geben, kam Cäsar selbst mit einer seiner Legionen über die Alpen und nahm Stellung an den Grenzen des damals noch von dem cisalpinischen Gallien getrennten peninsularen Italiens. Zugleich begannen seine tribunicischen Agitationen auf dem Forum.

Ursprünglich hatte der Senat auf einen für dieses Jahr gewählten Tribunen des Namens Curio gerechnet, der von Cäsar gegen diese Sitte, seine Verbindungen in der Stadt zu pflegen, vernachlässigt worden war; aber allmählich geriet Curio der eigenen politischen Ansprüche wegen in Streit mit der vorwaltenden Nobilität und wurde von Cäsar, so viel man erfährt, durch reiche Geldgeschenke, die dem Verschuldeten doppelt erwünscht waren, gewonnen. Als nun der Konsul Cajus Claudius Marcellus die beschlossene und vorbehaltene Verhandlung über die Enthebung Cäsars von seiner Provinzialgewalt und seine Ersetzung durch einen anderen eröffnen wollte, erhob Curio Einspruch dagegen. Dieser gründete sich nicht auf das Recht, sondern auf die Opportunität der Verfügung. Curio brachte das plausible Argument zur Sprache, daß das Verhältnis der Macht verletzt werde, wenn Cäsar seine Provinzen aufgebe, Pompejus aber die seinen behalte. Denn dann würde das Gleichgewicht aufhören, bei dem die Republik noch immer bestehen könne: das Übergewicht der Macht würde vollkommen in die Hände des Pompejus geraten. Pompejus selbst erklärte, er sei gar nicht abgeneigt zurückzutreten; sei es, weil er sich eben nicht recht wohl befand, oder aus einem Gefühl persönlicher Würde, das ihm eigen war. Hierauf sich stützend, forderte Curio weiter, daß Pompejus unmittelbar abdizieren solle: denn auf Versprechungen könne man sich nicht einlassen. Dagegen aber wurde erinnert, daß, wenn Pompejus zurücktrete, Cäsar in demselben Augenblicke Herr der Republik sein würde. In dem Senat kam es hierüber zu der sonderbaren Erscheinung,

daß zwar auf die Frage des Konsuls, ob Cäsar seine Provinzen aufgeben solle, eine allgemeine Beistimmung erfolgte, und als er weiter fragte, ob auch Pompejus, eine große Majorität sich dagegen erklärte; auf die Frage des Curio aber, ob es nicht ratsam sei, daß beide zugleich ihr Imperium aufgeben, eine große Mehrheit, die fast an Einstimmigkeit grenzte, sich dafür aussprach. So ganz widersprechend, wie man gesagt hat, ist das nun wohl nicht. Wenn es nur die Machtfrage zwischen Pompejus und Cäsar galt, so war die Mehrheit für Pompejus. Wenn aber die Frage war, ob nicht beide ihre Militärmacht niederlegen sollten, so wäre dies ohne Zweifel der Mehrheit das liebste gewesen. Aber darin lag doch nur eine Kundgebung der allgemeinen Stimmung. Denn durch den grundlegenden Beschluß vom 29. September 703 war jede Intercession ausgeschlossen und verboten. Der Konsul war entschlossen, an dieser ersten Entscheidung festzuhalten. Wenn sich im Senat abweichende Meinungen geregt hatten, so sah Marcellus darin nicht eine gerechtfertigte Meinungsäußerung, sondern einen kraftlosen Widerspruch gegen das einmal Beschlossene. Voll Entrüstung rief er aus: wenn er das Notwendige nicht mehr mit allgemeiner Beistimmung thun könne, so werde er es ohne dieselbe, kraft seiner konsularen Gewalt, ins Werk setzen. Bei der wachsenden inneren Aufregung und durch das Gerücht, das cäsarische Heer rücke über die Alpen vor, veranlaßt, begab er sich unverzüglich zu Pompejus, der außerhalb der Stadt wohnte, und indem er demselben in seiner Eigenschaft als Konsul ein Schwert überreichte, bekleidete er ihn mit der militärischen Gewalt in Italien. Wollte man ein Moment, das den Krieg unvermeidlich machte, bezeichnen, so wäre es dieses. Curio, der der Ausübung der Militärgewalt dadurch zu begegnen suchte, daß er bei dem Volke das Verbot, unter Pompejus Dienste zu nehmen, in Vorschlag brachte, drang damit nicht durch. Er sah sich vielmehr selbst, da soeben sein Tribunat zu Ende lief, angegriffen und gefährdet, so daß er sich in das Lager Cäsars begab und diesem den dringenden Rat erteilte, seine Legionen über die Alpen kommen zu lassen und sich zu einem Angriff gegen Rom selbst anzuschicken.

Sehen wir von allem zufälligen und nebensächlichen ab. Es giebt objektive Verflechtungen, welche große Entscheidungen mit Notwendigkeit hervorrufen. Einen solchen Moment haben wir vor uns. Auf der einen Seite stand, auf Pompejus gestützt, der Senat, der eine rechtlich unzweifelhafte Befugnis gegen Cäsar zur Geltung zu bringen suchte. Es war insofern nicht mehr ganz der alte Senat, als er sich dabei auf eine Militärmacht stützte, die ihm selbst einmal ihr Gesetz auferlegt hatte. Dagegen stand auf der anderen Seite Cäsar, der seine Stellung als Imperator in dem westlichen Europa, die er bereits faktisch in seinen Händen hatte, Beschlüssen gegenüber, die doch auch den Stempel persönlicher Feindseligkeit an sich trugen, nicht aufgeben wollte. In dem Gefühl, daß er eine Ungerechtigkeit erfahre, beschloß er, sich den Verfügungen des Senats entgegenzusetzen. Er schickte Curio mit einem Sendschreiben zurück, in welchem er, wenngleich in gemäßigten Aus-

drücken, dennoch den Entschluß kundgab, seine Provinzen nicht aufzugeben, sondern vielmehr sich selbst und das Vaterland für das Unrecht zu rächen, das man ihm durch diese Forderung anthue.

Es war am 1. Januar des Jahres 705, dem 13. November 50, in der ersten Sitzung, welche die neuen Konsuln Lentulus Crus und Cajus Claudius Marcellus hielten, daß dieser Brief zur Verlesung kam. Er hat, wie wir erfahren, den Eindruck gemacht, daß eine Kriegserklärung darin liege. Lentulus erklärte darauf, daß der Senat die Pflicht habe, starke und unzweideutige Maßregeln zu ergreifen; wenn man wie bisher Rücksicht auf Cäsar nehme, so werde auch er sich von der Sache des Senats lossagen. Im Namen des Pompejus warnte Scipio, von dem man wußte, daß er nichts anderes sage, als was dieser ihm aufgetragen, vor jeder weiteren Verzögerung. Einige Stimmen gab es, welche auf eine Fortsetzung der Verhandlung mit Cäsar drangen, oder doch keinen Beschluß genehmigen wollten, ehe man gegen ihn gerüstet sei. Allein das eine wurde nicht beachtet, die andere Ansicht nicht einmal festgehalten: die Strömung der Meinungen ging gegen Cäsar. Den meisten Beifall erwarb der, der sich am stärksten zu Ungunsten Cäsars aussprach. Der Beschluß war, daß Cäsar zur Verzichtleistung auf seine Provinzen an einem bestimmten Tage aufgefordert und, wenn er sich dieser Weisung nicht füge, als ein Widersacher der Republik betrachtet werden solle. Der Brief Cäsars auf der einen, dieser Senatsbeschluß auf der anderen Seite bezeichnen den Ausbruch des Bürgerkrieges. Die Drohung Cäsars regte den Senat zu Vorkehrungen an, um demselben Widerstand zu leisten. Eine Versammlung bei Pompejus führte zu einer Vereinbarung darüber; bereits gewann das Forum unter dem Zusammentreten von Centurionen und bewaffneten Bürgern ein militärisches Ansehen, wobei es ziemlich tumultuarisch herging. Nach einigen Tagen kam es zu dem Beschlusse, der sonst nur in den äußersten Gefahren gefaßt wurde: die Konsuln und die anderen öffentlichen Gewalten sollten dafür sorgen, daß die Republik keine Schädigung erfahre. Die Tribunen, unter denen Marcus Antonius am lautesten sprach und das kommende Unheil verkündete, sahen sich trotz ihrer gesetzlichen Inviolabilität gefährdet und nahmen ihre Zuflucht in das Lager Cäsars, als Diener verkleidet, auf einem Mietswagen. Cäsar bedachte sich nicht lange: er brachte die Flüchtlinge in diesem Aufzug vor die Legion, die er bei sich hatte — es war die dreizehnte —, und stellte derselben das Unrecht vor, das er erleide. Die Soldaten antworteten: sie würden ihren Führer und die Volkstribunen vor Ungerechtigkeiten schützen.

In jenem Gespräch mit Cicero hatte Pompejus geäußert, Cäsar werde es nicht auf das Äußerste ankommen lassen: wenn das doch geschehe, so glaube er stark genug zu sein, um ihn zu bestehen; er zeigte selbst eine gewisse Mißachtung gegen Cäsar. So war, wie wir wissen, auch Cicero gesinnt; er meinte, Cäsar werde nicht alles gefährden wollen, was ihm das Glück verliehen habe. Auf dieser Seite waltete die Voraussetzung der unbedingten

Übermacht und eines unzweifelhaften Rechtes vor, welches der Gegner gar nicht einmal leugnen und dem er unter allen Umständen unterliegen werde.

Die großen Entschlüsse pflegen in momentanen Konflikten zu entspringen. Um Cäsar zu würdigen, muß man im Auge behalten, daß seine Stellung noch keineswegs eine aggressive war. Nicht allein seine Erwartungen für die Zukunft, sondern auch die Erwerbungen der Vergangenheit sah er gefährdet. Dem Gefühl der allgemeinen Verpflichtung, den Beschlüssen des Senats zu gehorchen, trat die Erwägung entgegen, daß diese Beschlüsse doch von Feindseligkeit gegen seine Person eingegeben worden seien; dem Begriff der bürgerlichen Unterordnung die Idee der Selbsterhaltung —, fügen wir hinzu das Bewußtsein der Eigenmacht, welche nicht allein widerstehen, sondern den Sieg erfechten konnte. Pompejus rüstete zum Krieg; aber er übereilte nichts, zumal da er überzeugt war, daß Cäsar die Feindseligkeiten nicht beginnen würde. Eine feindselige Bewegung gegen Cäsar stand ohne allen Zweifel bevor.

Man darf nicht wiederholen, daß Cäsar dem Volke in seinen Ansprüchen gegen die Aristokratie habe zu Hülfe kommen wollen; diese Absicht war wenigstens eine sehr untergeordnete. Denn sehr verändert hatten sich die Zeiten. Mit dem Eifer und der Thatkraft eines Saturnin oder Sulpicius ließen sich die Parteigänger Cäsars, Curio und selbst Antonius, nicht vergleichen. Die vorliegende Frage war wesentlich eine Frage der Macht. Sollten Pompejus und der Senat Zeit behalten, sich gegen Cäsar zu rüsten, um diesen nicht vielleicht zu vernichten, aber ihm doch ihre Beschlüsse als Gesetz aufzuerlegen und ihm die Autorität zu entziehen, die er genoß, oder sollte Cäsar einem solchen Angriff zuvorkommen?

Cäsar hatte das volle Gefühl davon, was er beginne: daß die Fortdauer der bestehenden Autorität auf der einen Seite, auf der anderen seine eigene Existenz in Frage stehe.

So schritt er entschlossen zum Werk. Er hatte seiner Provinzen beraubt werden sollen. Dem begegnete er damit, daß er über die Grenzen derselben hinaus in ein Gebiet vordrang, wo er gesetzlich nichts zu sagen hatte. Man erzählt: als er an das Flüßchen gelangte, welches Gallia cisalpina und Italien schied, den Rubico, habe er einen Augenblick inne gehalten. Den Freunden, die bei ihm waren, habe er gesagt, wenn er nicht über den Fluß gehe, so werde er in Gefahr geraten, wenn er es aber thue, die Welt in Verwirrung bringen. „Der Würfel ist gefallen“, rief er aus und ging hinüber.

Bürgerkrieg in Italien und dem Occident überhaupt.

Die Macht, mit welcher Cäsar den Rubico überschritt, war nur geringfügig; aber sie genügte, die wichtigsten Plätze in der Nähe, Ariminum, Pisaurum, Fanum und Ancona, zu besetzen. Sein Unternehmen war ein solches, das gleich im ersten Augenblicke den entscheidenden Sieg davontrug.

Welch ein Wechsel in der Hauptstadt in wenigen Tagen! Der Senat, der Cäsar zu erdrücken gemeint hatte, sah sich von ihm überrascht und gefährdet. Die Verlegenheit war eine unbeschreibliche, da Rom sich nicht verteidigen ließ. Im Einverständnis mit Pompejus faßte der Senat den Entschluß, es zu verlassen. Pompejus sagte: die Republik sei nicht in den Mauern von Rom beschlossen.

Um der Stimmung der Zeit inne zu werden, mag man wohl die Briefe Ciceros an Atticus, die in dem intimsten Vertrauen geschrieben sind, aufschlagen. Cicero war von Natur zur Vermittelung geneigt: auch jetzt hatte er Vermittelungsvorschläge gemacht. Er beklagt sich, daß sie von beiden Seiten zurückgewiesen seien, nicht allein von den Übelgesinnten, worunter er die meinte, die an Cäsar hielten, sondern auch den Wohlgesinnten; sie seien beide von einer Wut befallen gewesen, den Krieg zu unternehmen. In dem Anrücken Cäsars über die ihm angewiesenen Grenzen in der Richtung gegen Rom sieht er ein Verbrechen, das er demselben niemals zugetraut hätte, eine Mißachtung alles dessen, was Pflicht und Ehre gebiete. Auf das tiefste aber erschüttert ihn, daß Pompejus die Hauptstadt verlasse und alle Meinungsgenossen eben dazu auffordere und gleichsam nötige. Er habe dem Feinde den Sitz der Götter, die Wohnungen der Menschen, selbst das Geld in den Händen gelassen. Was solle aus ihnen und aus ihren Familien werden? — Noch ist einen Augenblick verhandelt worden. Wie wir von Cäsar, der gewiß der sicherste Zeuge ist, erfahren, hat er versprochen, sich zurückzuziehen, wenn auch Pompejus nach Spanien gehe: dann werde man Frieden haben in Italien und in Rom zu freien Deliberationen schreiten können. Die Antwort des Senats war, daß Pompejus Italien erst dann verlassen solle, wenn Cäsar in seine Provinz zurückgegangen sei: bis zu der wirklichen Vereinbarung werde man in den Rüstungen fortfahren. Diese letzte Klausel aber war es, die Cäsar bewog, unverzüglich zu Feindseligkeiten zu schreiten. Der Gedanke des Pompejus war gewesen, den eigentlichen Krieg so lange zu vermeiden, bis eine ansehnliche Truppenschar beisammen sei. Er würde auch Corfinium aufgegeben haben. Aber gleich hier zeigte sich die Schwierigkeit seiner Heerführung, welche darin lag, daß er mächtige Männer neben sich hatte, Senatoren und Parteihäupter, welche das Recht zu haben meinten, ihren besonderen Intentionen zu folgen. Domitius Ahenobarbus, derselbe, der zum Nachfolger Cäsars bestimmt gewesen war, hielt es für unehrenhaft, sich unaufhörlich zurückzuziehen, und warf sich nach Corfinium, das er fest genug glaubte, um sich daselbst zu verteidigen. Aber Cäsar, dessen Heer durch unaufhörlichen Zuzug immer stärker wurde, war bald im stande, Corfinium einzuschließen, und dann trat für ihn der ganze Vorteil hervor, in welchem er sich überhaupt befand. Domitius konnte weder auf einen Entsatz durch Pompejus rechnen, noch den Versuch machen, sich, wie dieser forderte, zu ihm durchzuschlagen. Seine Truppen waren dazu weder fähig noch geneigt. Mit den Cäsarianern, ihren alten Kameraden, zu schlagen, hatten sie überhaupt keine Lust. Dazu aber kam dann, daß Cäsar

Gelegenheit fand, einem ihrer Führer zu erklären: er komme nicht, um Rache auszuüben, sondern um den Schimpf abzuwehren, den man ihm anthun wolle: eine Erklärung, welche, anderen mitgeteilt, alle für Cäsar gewann und ihnen eigentlich die Waffen aus den Händen wand. Die militärische Autorität Cäsars, gepaart mit seiner Humanität, erfocht bei Corfinium einen unblutigen Sieg. Damit aber fiel Italien überhaupt in seine Gewalt.

Es hätte sich erwarten lassen, daß Pompejus, der eben noch beschäftigt war, aus verschiedenartigen Elementen ein Heer zusammenzustellen, versuchen würde, Unteritalien gegen einen trefflich gerüsteten Feind, der das mittlere und obere Italien in Besitz hatte, zu verteidigen. Wahrscheinlich hat Cicero Recht, wenn er meint, Pompejus habe von Anfang an die Absicht gefaßt, den Krieg über alle Länder und Meere auszudehnen, um erst zuletzt Italien als Preis des Sieges wieder einzunehmen. Dahin mußte es doch führen, wenn er unverweilt von Brundisium nach Dyrrhachium überging, im Geleite der Konsuln.

Ohne Zweifel war sein Sinn, alle Kräfte des Orients, wo er seit seinen Siegen als der Repräsentant der römischen Größe erschienen war, um sich zu vereinigen, zumal da auch in Spanien ein tapferes Heer unter seinen Legaten im Felde stand. Für Cäsar erwuchs hieraus die Notwendigkeit, seine Gewalt vor allen Dingen im Occident fest zu begründen.

Den inneren Grund seiner Überlegenheit lernen wir nochmals aus Cicero kennen, der ganz erstaunt darüber ist, daß der Mann, welcher die schlechte Sache verfechte, noch Popularität ernte, während der andere, der die gute verteidige, seine Freunde selbst verletze Jener erscheine als Beschützer seiner Feinde, dieser richte seine Freunde zu Grunde; auf den ersten blicke man mit Erwartung von Gnadenerweisungen, auf den andern mit Besorgnis vor seinem Zorn. Das Üble, das der erste nicht thue, werde ihm als Verdienst angerechnet, da er auch die Bedrückungen des letzteren verhindere. Eben darin lag der Grund, daß sich alle Municipien an Cäsar anschlossen.

In Rom, wohin er nunmehr zurückging, fand er zwar keinen Widerstand — denn wie wäre das möglich gewesen —, aber er that etwas, wodurch er die Antipathien der Plebs erweckte, nicht zwar inwiefern sie eine städtische Genossenschaft bildete, aber inwiefern sie sich als einen Teil der Gewalt fühlte, welche die Welt beherrschte. Bei dem Abzug aus Rom hatten die Konsuln und Pompejus das Ärarium zurückgelassen, gleichsam das Allerheiligste der Republik, in welchem die Geldvorräte, die aus der ganzen Welt zusammengeströmt waren, aufbewahrt wurden, um in einer extremen Gefahr einmal benutzt werden zu können. Die Senatoren hätten gefürchtet, wenn sie sich daran vergriffen, den Widerwillen der Plebejer zu erwecken, die in demselben ihr Palladium sahen. Auch für Cäsar schien das eine Rücksicht bilden zu müssen; aber er war nicht gewohnt, etwas anderes ins Auge zu fassen, als die Notwendigkeiten der Lage, in der er sich befand. Indem er nun eine Abteilung seiner Truppen nach dem Tempel des Saturn, in welchem

das Ärar aufbewahrt wurde, heranziehen ließ, stellte sich ihm ein Tribun, der einem der vornehmsten Geschlechter angehörte, entschlossen in den Weg. Man leitete den Schatz aus den gallischen Kriegen her und behauptete, derjenige sei verflucht, welcher denselben zu einem anderen Zwecke, als zu einem gallischen Kriege verwende. Cäsar sagte: der Fluch könne ihn nicht treffen, da er es ja sei, welcher die gallische Gefahr auf immer abgewendet habe.

Die Überlieferung ist, es seien 15 000 Goldbarren gewesen, die er sich aneignete. Die von den republikanischen Autoritäten, unter anderen auch von Pompejus selbst, aus den Provinzen zusammengebrachten und aufgehäuften Geldmittel sollten jetzt dienen, die ganze Macht zu untergraben, auf der sie beruhten. Das Schicksal spottet zuweilen der menschlichen Vorkehrungen, die auf eine unvergängliche Dauer momentaner Institutionen berechnet sind. Cäsar hat damals nicht gewagt, was er an sich wünschte, sich in einer allgemeinen Versammlung des Volkes auszusprechen: er hätte mißliebige Kundgebungen erwarten müssen. Er schritt seines Weges weiter.

Sicilien war sowenig im stande, ihm zu widerstehen, wie Italien. Als Asinius Pollio in Cäsars Namen nach der Insel kam, fragte ihn Cato, ob er durch ein Dekret des Senats oder des Volks dazu bevollmächtigt sei. Asinius antwortete ihm: der Mann, der jetzt in Italien herrsche, schicke ihn. Cato empfahl ihm Schonung der Provinzialen und begab sich zu Pompejus nach Corcyra.

Den ersten ernstlichen Widerstand fand Cäsar in Massilia, dessen Hafen er nicht entbehren konnte, um des Westens sicher zu sein. Man begreift es, daß Massilia sich an Pompejus anschloß, der das Mittelmeer vom Seeraub gereinigt und einen ruhigen Verkehr eröffnet hatte; aber in diesem Hafen selbst erfocht die Flotte Cäsars, von Decimus Brutus geführt, einen Sieg.

Seine vornehmste Aufmerksamkeit erforderte Spanien. Es war die Provinz des Pompejus, dessen Name von den sertorianischen Zeiten bei den einen beliebt, den anderen furchtbar war. Unter den Legaten des Pompejus, Afranius und Petrejus, zogen sich fünf Legionen zusammen und nahmen eine feste Stellung bei Ilerda (Lerida) am Flusse Sicoris (Segre). Sie waren ursprünglich bestimmt, eine Rückwirkung auf Gallien auszuüben Vor allem dieser Gefahr mußte sich Cäsar entledigen.

Durch die Schwierigkeiten der Zufuhr, mit welchen er in den Gebirgslandschaften zu kämpfen hatte, erlangte Afranius einige Vorteile über ihn, so daß man in Rom im Hause desselben glückwünschende Besuche machte.

Aber auch in Spanien gab es eine dem obwaltenden System entgegengesetzte Partei. Da nun Cäsar zunächst durch den Bau einer Brücke, welche ihm eine freiere Anwendung seiner Reiterei gestattete, das Mittel fand, den Feind auch seinerseits zu bedrängen, so konnten die benachbarten Städte, Osca und Calagurris, es wagen, mit Cäsar in Verbindung zu treten und ihm Getreide zu schicken. Eine plötzliche Veränderung trat hierüber ein, und die Legaten des Pompejus beschlossen, sich an den Ebro zurückzuziehen. In-

dem sie nun Anstalten dazu trafen, kam ihnen Cäsar mit der rapiden Geschwindigkeit, zu der er seine Truppen eingeübt hatte, zuvor. Die ganze Überlegenheit Cäsars und seiner Stellung kam hierdurch zur Erscheinung. Die Provinzialen gerieten in die Versuchung, sich an Cäsar anzuschließen, und bei ihren eigenen Truppen genossen die Legaten doch nicht ein solches Ansehen, daß sie eine Hinneigung zu den siegreichen Cäsarianern hätten verhindern können.

Das Ereignis von Corfinium wiederholte sich, nur eben nicht vollständig, in Spanien. Am 2. August des Jahres 49 ward eine Kapitulation geschlossen, nach welcher Afranius und Petrejus samt ihren Truppen Spanien räumten.

Die einheimischen Mannschaften wurden sofort entlassen, die übrigen am Varus, wohin sie geleitet wurden. Die beiden Legaten finden wir später selbst mit einem Teil ihrer Truppen im Lager des Pompejus wieder; aber Spanien war in einem kurzen und raschen Feldzug unter die Herrschaft Cäsars geraten. Auch die Massalioten wurden durch Hunger und Waffen genötigt, seine Besatzung aufzunehmen.

Cäsar hatte dergestalt den europäischen Occident in seinem Gehorsam. Eine Bewegung unter seinen Truppen, welche die Erfüllung der ihnen gemachten Versprechungen schon in diesem Augenblicke forderten, wußte er durch die Bemerkung zu beschwichtigen, daß ja der Krieg, den sie mit ihm unternommen, noch keineswegs vollendet sei.

Worauf das meiste ankam, war die Herstellung einer nach den zweifelhaften Umständen haltbaren Ordnung der Dinge in der Hauptstadt selbst. Cäsar war nicht in dem Falle des Marius, noch des Sulla, — nicht des ersten, weil er ja nicht proskribiert war, noch auch des zweiten, weil er den Umfang des römischen Reiches keineswegs beherrschte. Wenn man dennoch von seinem Siege gefürchtet hatte, er werde sich an seinen Gegnern rächen, so war er dieser Besorgnis durch unzweideutige Erklärungen schon bei Corfinium begegnet; er hatte sorgfältig alles vermieden, wodurch die, welche sich ihm unterwarfen, hätten gefährdet werden können. Darin bestand das Eigentümliche der Stellung, die er einnahm: er wußte die Wut bürgerlicher Kriege zu vermeiden. In seiner Seele lag eine gewisse Hoheit der Gesinnung, welche dies Verfahren ihm selbst natürlich und befriedigend erscheinen ließ; für seine Situation war es überdies das einzig Angemessene: denn noch hatte er viele Feinde zu bestehen, gegen welche er auch die zu gewinnen suchen mußte, denen es vor allem auf eine ruhige Existenz ankam. Dazu gehörte, daß er eine mit den bisherigen Gewohnheiten der Republik vereinbarte Autorität in der Metropole selbst erlangte. Der Prätor Marcus Ämilius Lepidus hielt sich für befugt, auf Grund der alten Verfassung oder doch einer annehmbaren Auslegung derselben dem Volke Cäsar zum Diktator vorzuschlagen. Sonst war man freilich genötigt, von den bisherigen Gewohnheiten abzusehen:

kein Beschluß des Senats ging der Ernennung voran, kein Magister Equitum wurde dem Diktator beigegeben.

Auch lag eine vollständige Einführung der Diktatur überhaupt nicht in der Absicht. Aber als Diktator konnte Cäsar Komitien halten, in denen er sich selbst mit Publius Servilius zum Konsul erwählen ließ. Als Motiv führt er an, daß jetzt die Zeit gekommen gewesen sei, in welcher er den bestehenden Gesetzen gemäß Konsul werden dürfe. Diese Gewalt übte dann Cäsar mit Vorsicht und Mäßigung aus, nicht jedoch, ohne seiner alten Freunde und Anhänger dabei zu gedenken. Er verschaffte den Transpadanern, mit denen er in alter Verbindung lebte, das ihnen zugesagte Bürgerrecht; er rehabilitierte die von Sulla von öffentlichen Ämtern ausgeschlossenen Nachkommen der Proskribierten: in der That das wenigste, was er thun konnte; denn man hätte erwarten können, daß er ihre Güter zurückfordern würde. Einige unter den letzten populären Einwirkungen des Pompejus Exilierte rief er zurück, namentlich Demokraten, wie Gabinius, den Freund des Clodius, nicht etwa Milo.

Kampf zwischen Cäsar und Pompejus.

Während Cäsar als Konsul in Rom gebot, gab es einen Senat, der, bei zweihundert Mitglieder stark, seine Versammlungen in Thessalonike hielt. Da man keine Komitien halten konnte, verlängerte derselbe den Konsuln und Prätoren ihre Amtsbefugnisse als Prokonsuln und Proprätoren.

Pompejus, dessen legale Gewalt ebenfalls über die gesetzliche Zeit ausgedehnt war, sammelte nach vollendeten Rüstungen eine stattliche und glänzende Heeresmacht unter seine Fahne. Man zählte 9 Legionen, 7000 Reiter: unter der Reiterei dienten junge Leute aus den berühmtesten Geschlechtern. Eine Anzahl orientalischer Könige, Dejotarus von Galatien und Ariobarzanes von Kappadocien, waren herbeigekommen. Pompejus hatte Bogenschützen aus Kreta und Kommagene, gewaffnete Reiter aus Thracien und Macedonien. Man unterschied in seiner Flotte ein asiatisches, ein rhodisches und ein phönizisches Geschwader. Es war eine römisch-orientalische Kriegsmacht. Die bereits unterworfenen Landschaften nahmen in provinzialer Selbständigkeit an dem Kampfe teil. Auch Athen und Lakonien hatten ihre Kontingente gestellt. Die Senatoren hofften, ihre bisherige Autorität, wie sie anerkannt wurde, zu behaupten und das, was in Italien verloren war, in kurzem wiederzuerobern. Der Oberfeldherr fühlte sich glücklich in der Autorität, die man ihm freiwillig zugestand, die aber doch notwendig eine beschränkte war. Eine unbedingte Gewalt, wie er sie in seinen früheren Feldzügen ausgeübt hatte, konnte er dieses Mal nicht in Anspruch nehmen. Die Angesehensten von denen, die sich ihm anschlossen, behaupteten doch dabei ihre eigene Meinung. Pompejus war auf Beratschlagungen mit ihnen angewiesen. Diesem aus mannigfaltigen Bestandteilen zusammengesetzten, in dieser Zusammensetzung

aber noch nicht erprobten Heere trat nun Cäsar mit seinen sieggewohnten, zu einem streitbaren Gemeinwesen erwachsenen Mannschaften entgegen, in denen es kein Oberhaupt gab, welches neben ihm Berücksichtigung verdient hätte. Der Feind, den er bekämpfte, hatte den griechischen Kontinent, sowie die orientalischen Landschaften, zugleich aber alle östlichen Meere in seiner Hand. Für Cäsar war keine Wahl; er mußte Pompejus da, wo er war, aufsuchen und schlagen; er hätte sonst eine Rückkehr seiner Feinde und eine allgemeine Bewegung der westlichen Provinzen fürchten müssen.

Von eminenter Bedeutung waren nun die illyrisch-adriatischen Gewässer, welche einst die Könige von Epirus und Macedonien zu überschreiten gehabt hatten. Cäsar bewegte sich jetzt, wie auch die alten Römer, in der entgegengesetzten Richtung von Brundisium nach Dyrrhachium.

Schwerer als je war dieser Übergang, da das Meer und die Küste jetzt von einem römischen Heer und römischen Kriegsschiffen verteidigt wurden. Die Lage Cäsars wurde dadurch nicht verbessert, daß es ihm selbst zwar gelang, auf die entgegengesetzte Küste überzusetzen, aber nur mit einem Teil seines Heeres, dem endlich ein anderer unter Antonius, jedoch immer unter der größten Gefahr, nachfolgen konnte. Der Eindruck war, daß Cäsar und sein Glück, wie er selbst einmal gesagt haben soll, allen Stürmen überlegen sei; man meinte: auch Antonius sei nur infolge eines glücklichen Umschlages des Windes in den Hafen am Vorgebirge Nymphäum eingelaufen. Dann aber begann ein ernstlicher militärischer Wettstreit zwischen Pompejus, der Dyrrhachium noch zur rechten Zeit besetzte, und Cäsar, der ihn von da zu vertreiben versuchen mußte. In dem Lager, das er am Apsus nahm, traf Cäsar Veranstaltungen, wie einst bei Alesia. Aber Pompejus war kein gallischer Häuptling; er wußte der römischen Belagerung die von den Römern erprobten Mittel der Verteidigung entgegenzustellen; er gab die trefflichsten Beweise seiner militärischen Übung und Einsicht.

In dem pompejanischen Feldlager war bereits in Erwägung gezogen, ob es nicht das beste wäre, mit der überlegenen Flotte und dem Heere, das eben im Vorteil war, unmittelbar nach Italien zu gehen und hier den alten Zustand wiederherzustellen. Wenn man die Briefe Ciceros liest, der, wiewohl sehr ungern, aus Italien herübergekommen war, erkennt man, daß es gleichsam ein politisches Glaubensbekenntnis war, was die Pompejaner zusammenhielt. Mit Pompejus glaubte man für alle republikanischen Institutionen, auf denen das Selbstgefühl der Römer beruhte, zu fechten. Wer sich trennte, wurde als ein moralisch Abtrünniger betrachtet.

Aber indes hatte Cäsar auf dem Schachbrett des Kriegtheaters einen Zug gethan, der jedes Unternehmen auf Italien verhinderte. Er hatte seinen Weg nach Thessalien genommen, wo bereits eine Abteilung seiner Truppen dem Konsul Scipio gegenüberstand. Unmöglich konnte Pompejus die Konsuln und die Konsularen der Übermacht Cäsars preisgeben. Er sah die Notwendigkeit, ebenfalls nach Thessalien zu gehen, wo er sich mit Scipio vereinigte.

In den Gegenden, wo schon mehr als einmal zwischen Orient und Occident gekämpft worden war, standen nun die beiden Heere, fertig zu dem entscheidenden Kampfe, einander gegenüber. Cäsar geriet abermals in eine sehr bedenkliche Lage. Die Armee des Senats und des Pompejus waren ihm an regelmäßigen Truppen um die Hälfte überlegen. Unermeßlich erschien ihre Übermacht, wenn man die aus Asien herangezogenen Hülfsvölker hinzuzählte. So gab es denn in dem vereinigten Lager auch nur Eine Stimme darüber, daß man sobald als möglich schlagen und den Feind vernichten müsse. Daß Pompejus zögerte, machte man ihm zum Vorwurf. Man leitete es von dem Wunsche her, die angesehenen Männer, die in seinem Lager seien, so lange als möglich unter seinen Oberbefehl gestellt zu sehen: er fühle sich wie ein Agamemnon, wie ein König der Könige.

Wir werden versichert, unter den alten Oberhäuptern der Republik sei von nichts mehr die Rede gewesen, als von den Maßregeln, die nach dem Siege getroffen werden sollten: da habe man auch, sagt selbst Cicero, an künftige Proskriptionen gedacht. Schon stritten sich die hervorragendsten Männer um das Pontifikat, welches Cäsar bekleidete, und machten ihre verschiedenen Ansprüche darauf geltend. Pompejus hatte bei Dyrrhachium einiges Vertrauen zu der Kampffähigkeit seiner Truppen gefaßt; allein zu einer Schlacht im offenen Felde zu schreiten, trug er doch immer Bedenken. Zu dem großen Treffen, welches über die Zukunft der Welt entscheiden sollte, ist es eigentlich fast zufällig gekommen. Pompejus hatte eine feste Stellung am Enipeus genommen, in der er reichlicher Zufuhr versichert und die so fest war, daß Cäsar Anstand nahm ihn darin anzugreifen. Aber Cäsar mußte schon deshalb baldigst zu schlagen wünschen, weil es ihm an Lebensmitteln gebrach. Er mußte sich entschließen, mit seinem Lager aufzubrechen. Indem er diese Bewegung vollzog, erwartete er, daß Pompejus derselben folgen und eine Gelegenheit bieten werde, mit ihm zu schlagen. So ist es denn wirklich geschehen. Wie es scheint, war Pompejus nicht geradezu entschlossen, einen entscheidenden Schlachttag herbeizuführen; er meinte, sich der Veränderung des feindlichen Lagers bedienen zu können, um es anzugreifen, in Unordnung zu bringen, und den Gegner vielleicht selbst ohne eine blutige Schlacht zu Grunde zu richten. Es war am 9. August 706 der Stadt, 6. Juni 48 vor unserer Ära. Als Cäsar Anstalten zum Abzug traf, bemerkte er, daß auch bei den Gegnern eine Bewegung erfolgte. Eigentlich schlagen wollte Pompejus auch jetzt nicht; er soll die Cäsarianer mit wilden Tieren verglichen haben, die durch den Hunger zu verdoppelter Wut gebracht seien. Cäsar aber wollte es eben dahin bringen, was Pompejus noch zu vermeiden gedachte: Cäsar wollte schlagen; denn an der Überlegenheit seiner Leute, wenn es zur offenen Feldschlacht und zum Handgemenge kam, ließ sich nicht zweifeln.

Wir haben eine militärische Beschreibung der Schlacht von Cäsar selbst, aber auch andere, die von Anhängern des Senats und Pompejus herrühren.

Beiderlei Berichte sind darin gleichförmig, daß sie zwei Hauptmomente unterscheiden. Das erste war der Angriff der Reiterei des Pompejus, bei der sich seine asiatischen Hülfsvölker befanden; man erwartete, sie würde die Legionen Cäsars in Unordnung bringen. Aber Cäsar hatte, ohne jedoch seine Schlachtlinie zu verändern, eine Reserve von sechs Kohorten gebildet, die er auf der rechten Flanke aufstellte, um nicht von den Feinden überflügelt zu werden. Der vordringenden pompejanischan Reiterei gelang es nun wirklich, die cäsarianische auseinanderzusprengen; dann aber begegneten ihr, in raschem unerwarteten Anlauf, diese Kohorten, vor denen sie nun wieder zurückprallte.

Daran knüpfte sich die eigentliche Schlacht, die das zweite Moment der Erzählung bildet. Man hat Pompejus getadelt, daß er seinen Truppen befohlen hatte, sich ruhig zu verhalten. Sein Motiv war, daß er den Erfolg des Angriffes der Reiterei abwartete. Nachdem aber diese zurückgeschlagen war, mußte es auch zu einem Kampfe zwischen den Legionen kommen. Auf beiden Seiten war man nicht ohne Gefühl davon, daß es Römer, Stammverwandte, Mitbürger seien, mit denen man schlage. Cäsar hatte seine Mannschaften erinnert, daß es nicht an ihm liege, wenn keine Abkunft getroffen worden sei: seine Absicht gehe nicht etwa dahin, die römische Republik des einen oder anderen Heeres zu berauben. Unter allen Umständen legte er den Seinen die Pflicht auf, das Blut der römischen Bürger zu schonen.

So liest man auch in den aus dem pompejanischen Lager stammenden Berichten: auf beiden Seiten habe man empfunden, daß Römer gegen Römer streiten sollten, eine Zeit lang inne gehalten, und, als es dann durch den Angriff Cäsars zum Schlagen gekommen, das gewohnte Feldgeschrei unterlassen. Man habe nichts gehört, als das Klirren der Waffen und etwa das Gestöhne der Gefallenen. Die Legionen des Pompejus waren keineswegs lässig im Kampf. Cäsar selbst rühmt ihre Tapferkeit. Aber allmählich wurden sie inne, daß sie die Schwächeren waren. Die ganze Schlachtordnung schickte sich zum Rückzug an, jedoch fortwährend in unerschrockenster Haltung. Die fremden Hülfsvölker sahen diesem Kampfe mit Bewunderung zu. Sowie er sich zum Nachteil des Pompejus entschied, stürmten sie nach dem Lager desselben, was wiederum eine Verwirrung in den Legionen veranlaßte. Es war der Moment, in welchem sich in den Reihen des pompejanischen Heeres jene Weisung verbreitete, die Cäsar den Seinen gegeben hatte, die römischen Bürger zu schonen. Eben römische Bürger aber machten einen großen Teil dieses Heeres aus. Das Wort verbreitete sich von Mund zu Mund und brachte eine entscheidende Wirkung hervor. Die, welche Bürger waren, vertrauten auf dieses Wort und hielten sich stille. Die Bundesgenossen wurden niedergemetzelt. In diesem Getümmel drang nun Cäsar mit seinen Truppen in das Lager des Pompejus vor, der von solcher Wendung des Glückes überrascht und in der Seele betroffen war und nun selbst sein Lager verließ.

Bei dem Anblick der Verwirrung seiner Feinde, die ihren Untergang bedeutete, rief Cäsar aus: „Sie haben es so gewollt, sie würden mich sonst verurteilt haben.“ Dahin hatte die Verwickelung der Verhältnisse eben geführt, daß er das Äußerste von seinen Feinden erwarten oder sie besiegen mußte. Das letzte war ihm gelungen. Von den Gefangenen ließ er diejenigen, denen er schon einmal hatte Gnade angedeihen lassen, hinrichten; die römischen Bürger, denen er inmitten ihrer Niederlage ihre Rettung angekündigt hatte, nahm er unter seine eigenen Truppen auf. Niemals verließ ihn das Gefühl seiner Sache, das Bewußtsein, daß er zu den Waffen gegriffen habe, um sich zu verteidigen. Bei alledem bleibt es wahr, daß er die Republik und die Verfassung von Rom in diesem Augenblick zerstörte. Wie schon öfter bemerkt, unter den Schlachttagen der Weltgeschichte waltet doch ein großer Unterschied ob: viele sind sekundärer Natur, sie entscheiden, aber nur über lokale und untergeordnete Fragen; andere giebt es, welche die Gestalt der Welt verändern, dem Vergangenen ein Ende machen und die Zukunft bestimmen. In dem Siege oder der Niederlage liegt das Verhängnis. Eine solche war die Schlacht von Pharsalus. Von diesem Tage an begann die Tendenz der Alleinherrschaft in den Gebieten, welche damals den Erdkreis ausmachten, die Oberhand zu gewinnen; fortwährend erstarkt, hat sie die folgenden Jahrhunderte beherrscht. Die Schlacht von Pharsalus hat die höchste Gewalt begründet, die weder Königtum noch Republik ist: das Kaisertum, das eben von Cäsar seinen Namen hat, und an dessen Kontinuation sich die Weltgeschichte knüpft.

Dem Sieger kam eine eigentümliche Bewegung der unterworfenen Völker zu statten. Die italienischen Municipien traten zu Cäsar über, weil sie sich den strengen Verfügungen der sich zum Kriege rüstenden Optimaten entziehen wollten. So war in Spanien der Übertritt von Osca und Calagurris, welche noch ein Andenken an Sertorius bewahrten und dem Pompejus Widerstand geleistet hatten, der Anfang seines Glückes. Das südliche Spanien fiel in seine Hand infolge des Abfalles, welchen die Strenge des dritten Legaten des Pompejus, Terentius Varro, veranlaßt hatte. Auf den Kampf in Griechenland haben die Besorgnisse der Ätoler und Thessaler vor den Gewaltsamkeiten Scipios zurückgewirkt. Nach der Entscheidung kamen aus dem freien Macedonien Botschaften, die von dem Eifer aller ihrer Freunde für Cäsar nicht genug zu sagen wußten. Den Anlaß dazu gaben die Anforderungen der senatorischen Partei, die ein Kopfgeld von Freien und Sklaven forderte, unerträgliche Lieferungen ausschrieb, alle Städte und Dörfer unter militärische Anführer stellte und in der unnachsichtigen Handhabung der Gewalt eine Erfüllung der bürgerlichen Pflichten erblickte. So ging es fort. In Pergamum verringerte Cäsar den Tribut und überließ die Einbringung desselben dem Lande selbst.

Und indes war Pompejus einem gräßlichen Geschick unterlegen. Als er Pharsalus verließ, hatte er seine Sache noch nicht aufgegeben. Es gelang

ihm, eine kleine Flotte um sich zu vereinigen: er gedachte sich nach dem Schauplatze seines alten Ruhmes im Orient zu begeben. Allein dem Besiegten wollte sich niemand mehr anschließen. Er durfte sich nicht schmeicheln, Eingang in Antiochien zu finden, so wie Lentulus in Rhodus ausgeschlossen worden war. Wir erfahren von Cicero, daß eine allgemeine Verzweiflung der Verbündeten sich kundgab, und zwar nicht allein in den Städten, sondern auch bei den Königen. Pompejus hoffte in Alexandrien Aufnahme zu finden, wo der Sohn des Ptolemäus Auletes, zu dessen Wiederherstellung er so viel beigetragen, den Namen eines Königs führte. Der aber war den Knabenjahren noch nicht entwachsen; die Regierung lag in den Händen einiger Vertrauter des königlichen Hauses; diese waren nicht der Meinung, sich einer verlorenen Sache anzuschließen. Auf ihre Veranstaltung geschah es, daß Pompejus von der Trireme, auf der er in die Nähe gekommen, mit einem Boote abgeholt wurde; — einiges Vertrauen mochte ihm ein alter römischer Soldat, der unter ihm gedient hatte und jetzt erschien, um ihn abzuholen, einflößen. Der Mensch erwies ihm die Ehre, die einem Imperator zukam: er setzte sich nicht nieder, wie die anderen. Aber als sie in die Nähe der Küste gekommen waren, war er es, der den ersten Schlag gegen den Imperator führte. Dieser verhüllte sein Haupt in die Toga: so ist er umgekommen.

Es war eben ein Bürgerkrieg, der nicht allein die Römer unter sich entzweite, sondern auch die Völkerschaften nach sich zog, die ihnen gehorchten.

Als Cäsar an der Küste von Ägypten landete — denn auch für ihn war es eine Aufgabe, das Land definitiv seinen Feinden zu entziehen —, brachte man ihm den abgehauenen Kopf seines Gegners; er faßte ihn scharf ins Auge: es war Pompejus, sein alter Verbündeter, einst Gemahl seiner Tochter: er hatte ihn bekriegt, aber nie gehaßt; er beweinte ihn und ließ das Haupt, wahrscheinlich doch auf ägyptische Weise vor Verwesung gesichert, in einer Kapelle der Nemesis in Alexandrien beisetzen.

Die ferneren Succeſſe Cäsars. Spanien.

Auch Cäsar hatte in Ägypten eine Mission zu erfüllen. Doch regierte hier die hellenistische Dynastie, welche ihren Ruhm darin suchte, die alteinheimische fortzusetzen. Als Cäsar ohne Rücksicht auf diese Tradition des höchsten Altertums die römischen Fasces vor sich her tragen ließ, entstand ein Aufruhr, der ihn in eine persönliche Gefahr stürzte, den er aber überwältigte. An die Stelle der Pharaonen und Ptolemäer trat Cäsar selbstherrschend ein. Wie die Pharaonen, so betrachtete sich auch Cäsar als den Besitzer des Königreichs; er machte damit der Tochter des Ptolemäus Auletes, Schwester des letzten Ptolemäus, Cleopatra, die ihn durch Schönheit und buhlerische Künste fesselte, ein Geschenk.

Durch Syrien begab er sich dann nach dem inneren Asien; im Mai des Jahres 47 vor unserer Ära finden wir ihn im Kampfe gegen Pharnaces, den

Sohn des Mithridates VI., der ein Verbündeter des Pompejus gewesen war. Cäsar konnte in kurzem das Wort aussprechen: ich kam, sah und habe gesiegt.

Damit war die asiatische Kombination, auf welche Pompejus hauptsächlich gerechnet hatte, zertrümmert, aber der Krieg gegen den Senat noch nicht vollendet.

Die Optimaten hatten ihre Kräfte in Afrika gesammelt, wo König Juba von Numidien ihnen einen Rückhalt bot. Den Eifersüchteleien zwischen dem König und den Optimaten, dieser selbst untereinander machte Cato der Jüngere ein Ende, der von Cyrene her den beschwerlichen Weg an der Küste nach Mauretanien dahergezogen war und, als man ihm den Oberbefehl anbot, diesen an Scipio übertrug, der dort als der einzige Imperator des römischen Volkes anerkannt wurde. Hier also setzte sich die Regierung des Senats, die bei Pharsalus gebrochen war, fort.

Cäsar, der von Asien nochmals nach Rom gegangen, konnte sich nicht im vollen Besitz einer höchsten Gewalt fühlen, so lange Scipio und Cato im Felde standen. Im Herbste des Jahres 47 ging er über Sicilien nach Afrika über. Seine Landung geschah nicht ohne die größte Schwierigkeit, da alle Häfen in feindlichen Händen waren. Als er sein Heer endlich bei Ruspina sammelte, sah er sich bald von den vereinigten Truppen des Scipio, Labienus, Afranius und Petrejus, denen sich Juba beigesellte, umringt.

Er geriet auch hier, wie einst bei Ilerda und bei Pharsalus, in nicht geringe Verlegenheit wegen der für das Heer erforderlichen Lebensmittel; aber ohne Verbündete war er auch hier nicht.

Wenn die Nachkommen des Masinissa für die Optimaten, so nahmen die Nachkommen des Bocchus für Cäsar Partei. Ein alter Mitschuldiger Catilinas, Publius Sittius, hatte sich in diese Gegenden geflüchtet und sich einen gewissen Namen erworben; er hatte keine persönliche Bekanntschaft mit Cäsar, aber vermöge der alten Parteistellung eine größere Zuneigung zu ihm, als zu den Optimaten. Sittius und der König von Mauretanien waren ohne Zweifel mit Cäsar einverstanden. Und darf man nicht auch sagen, daß die Landeseinwohner auch hier in Cäsar einen Befreier von der strengen und drückenden Regierung der Senatoren sahen? Wenigstens gesellten sich vornehme Libyer, sowie sie nur sichere Kunde davon hatten, daß er da war, ihm zu und beklagten sich über die Bedrängnisse, denen sie ausgesetzt waren. Cäsar wünschte ihnen zu helfen; aber das senatorische Heer, das ihm in voller Kraft gegenüber stand, hinderte ihn, es zu einer offenen Schlacht kommen zu lassen. Er beschloß endlich, Thapsus zu belagern, weil Scipio, dem diese Stadt besondere Treue bewiesen hatte, sie nicht in seine Hände fallen lassen durfte; und bald hatte er wirklich das Vergnügen, Scipio hinter sich herziehen und in seinem Rücken ein Lager aufschlagen zu sehen. Indem Scipio damit noch beschäftigt war, wurde er schon angegriffen. Die Legionen Cäsars fühlten ihre ganze Überlegenheit in den Waffen und drängten selbst zum Angriff. Man erzählt, Cäsar habe in dieser Stunde an einem Anfall von Fallsucht gelitten; noch im

rechten Augenblick sei er von seinem Übel frei geworden: er selbst eilte herbei, gab das Wort „Felicitas“ als Parole aus und führte die Truppen gegen den Feind. Der Ausgang der Schlacht ward einen Augenblick durch die Elephanten in dem Heere des Scipio zweifelhaft gemacht; aber die cäsarianischen Schleuderer brachten diese in Unordnung. Die römischen Soldaten erwehrten sich der noch einmal furchtbaren Kriegskolosse mit kecker Behendigkeit.

Cäsar gewann einen vollständigen Sieg. Und hierdurch war nun über Afrika, ja über die Welt entschieden.

Einen Mann gab es jedoch, der die Unmöglichkeit eines ferneren Widerstandes einsah und sich darum doch nicht unterwerfen wollte. Es war Cato.

Die Uticenser verweigerten den flüchtigen Truppen aus dem Heere Scipios die Aufnahme; sie erklärten, sie würden Cäsar um Gnade bitten und zuerst für Cato. Er sagte: um Gnade bitte nur ein Besiegter oder ein Verbrecher; der Verbrecher aber sei Cäsar, und er kein Besiegter.

Er sorgte noch für die Entfernung aller Römer; dann erinnerte er sich des stoischen Grundsatzes, daß nur der Weise frei sei; er erneuerte, indem er den Phädon zur Hand nahm, das Andenken an den Tod des Sokrates und die Hoffnung auf die Unsterblichkeit der Seele in sich; hierauf stürzte er in sein Schwert. Die Wunde war nicht sogleich tödlich; man verband ihn; er gab vor, schlafen zu wollen. Als die Freunde sich entfernten, riß er sich den Verband ab und verblutete.

Cato stand nicht allein in seiner Gesinnung. Als Scipio zurückgetrieben an der Küste sich überwältigt sah, tötete er sich selbst und stürzte in das Meer. Er wollte nicht, daß der wahre Imperator dem falschen, nicht anerkannten in die Hände falle. Sein letztes Wort war: der Imperator sei gerettet. Es war der letzte im alten Sinne.

Das Königreich des Juba ward zur Provinz gemacht und dem Sallustius Crispus, dem Geschichtschreiber, als Prokonsul übergeben.

Der Kampf in Thessalien war gegen Pompejus und die Nobilität zugleich, der Kampf in Afrika gegen die Nobilität allein gerichtet.

Noch einmal aber erschienen auch die Söhne des Pompejus im Felde, und Cäsar selbst hatte ein Jahr später einen schweren Kampf mit ihnen zu bestehen.

Dem älteren Sohn des Pompejus, Gnäus, war es gelungen, in dem südlichen Spanien eine überaus ansehnliche Macht zu stande zu bringen. Sie bestand aus Abteilungen des senatorischen Heeres, deren Entfernung unter einem besonderen Heerführer sogar gewünscht wurde, aus den Überresten der bei Thapsus geschlagenen Armee, selbst einigen cäsarianischen Truppen, welche durch innere Konflikte zum Übergang vermocht worden waren, und vor allem aus solchen Männern, welche dem pompejanischen Hause mit uralter Verpflichtung verwandt waren.

Das Prinzip der Anhänglichkeit der Truppen an ihren besonderen Heerführer, welches eigentlich von dem alten Pompejus Strabo zuerst zur Er-

scheinung gebracht und dann für Cnäus Pompejus Magnus die Grundlage seiner Größe geworden war, trat jetzt dem allerwärts mit Erfolg gekrönten Gewalthaber Cäsar mit Energie gegenüber. Die Pompejaner waren noch eben beschäftigt, die Städte und Festen des südlichen Spaniens, die sie schon zum Teil besaßen, vollends einzunehmen, als Cäsar, der indessen mit der Herstellung der öffentlichen Ordnung in Rom beschäftigt gewesen war, und dessen Truppen den Krieg bisher lässig geführt hatten, gegen Ende des Jahres 46 selbst im Felde erschien mit seinen besten Leuten, und allem einen neuen Schwung gab. Indem er Corduba nahm, entsetzte er Ulia, welches die Pompejaner belagerten. Die beiden Heere stießen in der Gegend von Munda aufeinander.

Cnäus Pompejus der Jüngere, der seinem Heere das Feldgeschrei „Pietas“ gab, kündigte dadurch an, daß er Rache für seinen Vater zu nehmen gedenke. Darauf antwortete Cäsar mit dem Feldgeschrei „Venus victrix“, in Erinnerung an den göttlichen Ursprung seines Geschlechtes, welcher ihm den Sieg verheiße. Es fiel auf, daß das Schlachtgeschrei auf beiden Seiten mit gleicher Mächtigkeit erscholl. Diesmal war an keinen Abfall in den Reihen des Pompejus zu denken.

Es war ein Kampf auf Leben und Tod: wer auch der Besiegte sein mochte, er konnte keine Gnade von dem Sieger hoffen: gleichsam ein persönlicher Kampf für alle. Jeder Fußbreit Landes wurde mit Heftigkeit angegriffen, mit Mut verteidigt. Man hat einen Vers des alten Ennius, der den Einzelkampf der alten Schlacht schildert, auf dieses Treffen angewandt.

Zuweilen schien der Widerstand stärker zu sein, als der Angriff. Endlich verschaffte eine Bewegung der Pompejaner, welche einen durch die zehnte Legion bedrängten Flügel zu verstärken suchten, was sich als unausführbar erwies, den Cäsarianern die Oberhand. Die Pompejaner wurden unbarmherzig niedergemacht. Bei 30000 sollen von ihnen umgekommen sein. Von den Cäsarianern vermißte man nur 1000. Unter den Gefallenen war auch Labienus, derselbe, der Cäsar in Gallien die größten Dienste geleistet, sich aber dann von ihm abgesondert hatte. Cnäus Pompejus wurde, indem er sich nach einer öden Gegend zu retten suchte, erkannt und umgebracht.

Sehr charakteristisch ist die Rede, welche Cäsar während dieses Feldzuges in einer Versammlung der Eingeborenen in Hispalis gehalten hat. Er erinnert sie an alle die Wohlthaten, die sie von ihm und den Römern empfangen, und macht ihnen zum Vorwurf, daß sie dieselben, gleich als ob sie Barbaren wären, mit Abfall und Undank erwidert hätten. Mit ihrer Unterstützung habe ein junger Mensch, ein Flüchtling, die höchste Gewalt an sich gerissen und das Land mit Verwüstung erfüllt; sie hätten sich für den Augenblick als Sieger betrachtet. „Aber wußtet ihr nicht, daß das römische Volk noch Legionen besitze, die noch zu ganz anderen Dingen fähig waren, als euch Widerstand entgegenzusetzen, selbst wenn ich umgekommen wäre, — Legionen, von deren Ruhme der Erdkreis erfüllt ist?“

Siebzehntes Kapitel.

Alleinherrschaft Cäsars. Seine Ermordung und deren nächste Folgen.

Cäsar hatte durch seine Schilderhebung vor allem sich selbst zu schützen gesucht. Aber der Sieg hatte viel weiter geführt.

Alle Gegner waren gestürzt, ihre Macht vernichtet; welche Stellung sollte nun der neue Sieger nach erfochtenem Siege einnehmen?

Man könnte meinen, es hätte nur bei ihm gestanden, die unterworfenen Landschaften zu einem Gemeinwesen — wie wir uns ausdrücken: zu einem Staate — umzubilden. Allein unabhängig von Rom, welches die Eroberungen vollzogen, konnte ein solches Gemeinwesen gar nicht gedacht werden. Aus der erwähnten Rede in Hispalis erhellt vor allem, daß Cäsar seine Sache als untrennbar von der Sache Roms betrachtete: die Legionen, die ihm folgen, verfechten vor allem die Sache des römischen Volkes.

Cäsar hatte die Kriege, die ihm Ruhm und Macht verschafften, im Namen der Republik geführt; als er von dieser, wie sie damals bestand, unter der Autorität des Senats, beschränkt werden sollte, sich gegen dieselbe erhoben, auf den Grund gestützt, daß sie ihm Unrecht thue, und sie niedergeworfen. Von der Idee der Republik konnte er sich so wenig losreißen, wie von der Idee von Rom überhaupt. Zur Rettung seines von den Gewalthabern mißachteten republikanischen Rechtes hatten seine Truppen den Krieg bestanden. Und welch eine Macht in den Traditionen der republikanischen Freiheit liege, hatte soeben der Tod Catos und Scipios gezeigt. Cäsar mußte den Erfolg seiner Siege mit diesen Traditionen vereinbaren. Aus den Siegen selbst aber entsprangen ihm Bedingungen, die seinen absoluten Willen einschränkten.

Zu den Erfolgen seiner Waffen hatte es beigetragen, daß er die Bevölkerungen zugleich von einem Druck der senatorischen Partei befreite, der ihnen sehr beschwerlich fiel. Die besitzenden Klassen hatten sich ihm mit einer gewissen Spontaneität angeschlossen; eine radikale Umwälzung konnte er unmöglich vornehmen.

Vergleichen wir ihn mit Sulla, der zuerst eine Art von monarchischer Gewalt in Rom besessen hatte, so tritt vor allem die unermeßliche Differenz hervor, daß Sulla seine Macht durch Proscriptionen zu sichern für notwendig hielt — eine Maßregel blutiger Rachsucht, von welcher die Seele Cäsars ferne war. Aber noch andere Unterscheidungen ihrer Politik giebt es, die man nicht unberührt lassen darf.

Cäsars Stellung war eine größere und umfassendere. Sulla hatte doch nie die Republik in ihrem ganzen Umfange beherrscht, wie Cäsar nach dem Siege in Spanien. Hauptsächlich aber: Sulla war immer Parteihaupt geblieben; sein Zweck war vor allem die Restauration des Senats in einer halt-

baren Form. Eben diese Form nun hatte Cäsar gestürzt. Aber er war darum nicht auf die entgegengesetzte Seite getreten. Vom ersten Augenblick an hat er sich gehütet, den Forderungen der populären Leidenschaften, die an ihn gerichtet worden waren, Gehör zu geben.

Unmittelbar nach der Schlacht von Pharsalus trat dies an den Tag. Während Cäsar sich in Ägypten aufhielt, hatte Cornelius Dolabella, ein geborener Patricier, der, wie Clodius, durch Adoption Plebejer und dann Volkstribun geworden war, Gesetze, welche eine allgemeine Verwirrung in den Geldangelegenheiten hervorzurufen drohten, beantragt. Sie enthielten durchgreifende Bestimmungen über Schuldentilgung und Hausmiete, zum Nutzen der Schuldner und Insassen der Häuser, zum Nachteil der Gläubiger und Hausbesitzer. Aber eben diese konnte sich Cäsar unmöglich entfremden.

Cäsar vermied alles, was als ein Eingriff in die bestehenden Rechte erscheinen konnte. Eine Umschreibung der Schuldregister, von der man sprach, wäre wider seine Intentionen gewesen. Sein Magister Equitum, der seine Gedanken kannte, Marcus Antonius, stellte sich der Bewegung des Dolabella entgegen; er trieb die versammelte Menge, welche die Durchführung der Gesetze verlangte, mit bewaffneter Macht auseinander. Achthundert Plebejer sind da auf der Stelle geblieben. Dem Dolabella wäre auch ein herostratischer Ruhm erwünscht gewesen, jedoch war er noch zu einem anderen Geschicke aufbewahrt.

Wir haben ein Gutachten, angeblich und sehr wahrscheinlich von Sallustius Crispus — wie es denn den moralischen Schwung atmet, der die Schriften dieses Autors überhaupt kennzeichnet, — in welchem die Erfordernisse erörtert werden, die aus der allgemeinen Situation unmittelbar nach dem Siege für Cäsar entsprangen.

Er berührt darin diese Gärungen des Forum und spricht den Wunsch aus, daß denselben auf immer ein Ende gemacht werde. Er verdammt das Bestechungswesen, das in Gang gekommen, die Gewinnsucht der Wucherer auf der einen, das Treiben einer wilden Jugend auf der anderen Seite. Ein jeder solle angewiesen werden, von seinem Besitz zu leben.

Cäsar war als ein Förderer der Unruhen des Forum betrachtet worden; sowie er zur Gewalt gelangt war, hielt er dieselben im Zaum.

Im engsten Zusammenhange hiemit — denn alles beruhte auf dem Bestande des gesellschaftlichen Lebens — steht das Verhältnis Cäsars zu dem Heere, dem er Versprechungen gemacht hatte, durch welche alles in Verwirrung gesetzt zu werden drohte. Nach der Schlacht von Pharsalus empörten sich die Soldaten mehr als einmal; zwei Legionen forderten die Belohnungen an Geld und Ländereien, die ihnen vor derselben gemacht worden waren. Als Cäsar aus Asien zurückkehrte, ließ er ihnen sagen: noch sei der Krieg nicht zu Ende, nach demselben werde er noch 1000 Denare mehr zahlen, als in Thessalien versprochen worden sei. Aber sie verjagten seine Abgeordneten, und unter allerlei Freveln zogen sie nach Rom. Cäsar jedoch verstand sie zu behandeln.

Mitten in den Tumult trat er plötzlich selbst; sie sahen ihren Imperator wieder, und auf seine Frage, was sie begehrten, wagten sie nur zu sagen: Entlassung. Er antwortete: „Ich entlasse euch, Quiriten; und alles" — fügte er hinzu — „was ich euch versprochen habe, werde ich halten, wenn ich aus Afrika zurückkomme und mit anderen Legionen triumphiere." Bei diesen Worten legte sich ihr Sturm; sie fühlten, daß sie allenfalls entbehrlich waren, und wollten sich die Ehre nicht nehmen lassen, auch noch den afrikanischen Krieg zu beendigen.

Als Cäsar aus Afrika zurückkehrte, hielt er jene vier prächtigen Triumphe über Gallien, Ägypten, Pontus und Numidien.

Hauptsächlich suchte er das Volk und die Soldaten zu befriedigen. Dem Volk wurde ein ungeheures Bankett gegeben: man schmauste an 22000 Triclinien; man aß Muränen und trank Falerner; jeder Bürger erhielt 1000 Denare und die Hausmiete eines Jahres, zugleich mit einem Geschenk an Öl und Getreide.

Dann verteilte Cäsar Geld und Land an die Soldaten. Jeder Gemeine erhielt 5000 Denare; nach dem Grade stieg die Summe. Auch er richtete Militärkolonien ein.

Aber mit der Gewährung der Wünsche waren Repressionen verbunden. Manche Soldaten hielten den Aufwand der Feste für einen Verlust, der ihnen an dem ihnen Gebührenden zugefügt werde: Cäsar ließ die Rädelsführer hinrichten. Von dem Volk schloß er bei den monatlichen Getreidespenden, zu denen sich halb Italien versammelte, die Hälfte oder mehr als die Hälfte der bisherigen Empfänger aus. Eine gewisse Agitation erhielt sich besonders in den Kollegien der Handwerker, die ein Mittelding zwischen Zunft und Klub waren, so daß sich politische Anregungen in denselben einstellten. Cäsar hob die von Clodius eingerichteten Kollegien auf; für die übrigen wurde festgesetzt, daß ihre Versammlungen nicht mehr ohne Aufsicht stattfinden sollten.

Wenn nun aber die öffentliche Ordnung bestand, welches war die Stellung, die er selbst inmitten derselben einnahm?

Wollte man den wesentlichen Unterschied zwischen der an Herrschaft streifenden Autorität des Pompejus und der Autorität, welche Cäsar durch seine Siege errungen hatte, bezeichnen, so lag derselbe vor allem darin, daß Pompejus zu seinen Handlungen der Autorisation des Senats und, nach den damaligen Formen, des Volkes bedurfte und darüber mit ihnen verhandeln mußte; Cäsar aber die höchste Gewalt als den Preis des Sieges zugleich über den Gegner und über den Senat in die Hand nahm.

Die vorliegende Frage war nun, wie eine solche Autorität mit der bisherigen Verfassung, der sie im Grunde geradezu entgegen lief, doch formell wieder in Einklang gebracht werden konnte. Daran, daß Cäsar dem Volke die legislative Gewalt, die ihm durch die [tribunicischen Agitationen hatte verschafft werden sollen, zugesprochen hätte, war nicht zu denken. Er nahm diese vielmehr selbst in Besitz. Cäsar hatte den Senat gestürzt; aber des

Senats konnte auch er nicht entbehren. Schon durch die unter der Censur des Appius Claudius im Jahre 50 vorgenommenen Ausschließungen war diese Körperschaft geschmälert; durch die Ereignisse des Krieges war sie vollkommen auseinandergesprengt worden. Cäsar schuf sich einen neuen Senat, indem er die von ihm gesetzten Magistrate nach ihrem Austritt aus dem Amte als Senatoren betrachtete. Dieser Senat nun faßte nach der Niederlage der altsenatorischen Partei bei Thapsus Beschlüsse von der größten Wichtigkeit.

Er erkannte den Sieger als das Oberhaupt an; er übertrug ihm durch die Diktatur die Unverantwortlichkeit für die ganze Dauer ihres Bestehens. Indem nun hiemit auch die Censur unter dem Titel: Praefectura Morum, verbunden wurde, der das Recht zukam, aus dem Senat auszuschließen, so erklärte sich der Senat, der seine Existenz dem Sieger verdankte, in seiner ganzen Zusammensetzung für unabhängig von demselben. Cäsar schloß nicht allein aus, wer ihm mißfiel, sondern er nahm auf, wen er wollte. Er brachte seine Waffengenossen aus Gallien und Spanien, Tribunen und Centurionen seines Heeres und viele andere, von denen nicht allemal unzweifelhaft war, ob sie Freigeborene seien, in den Senat. Gleich im Anfang wurde ihm eine bevorzugte Stelle bei den Sitzungen desselben, das Recht, seine Stimme zuerst abzugeben, votiert. An der Neubegründung des Senats nahm das Volk keinen Anteil. Es verlor sein Recht, zu den Magistraturen zu wählen, aus denen derselbe hervorging, wenn nicht gerade formell, aber faktisch. Dies mag damit entschuldigt worden sein, daß dem Unwesen der Bestechungen, welche in den letzten Zeiten das Forum beherrscht hatten, wie ja auch Sallust geraten, ein Ende gemacht werden sollte. Insofern aber das Recht bestehen blieb, wurde ihm doch seine bisherige Beziehung zu der allgemeinen Verfassung möglichst entzogen. Ein Beispiel von Cäsars Verfahren bildet seine Anordnung in Bezug auf die Quästur. Cäsar vermehrte die Zahl der Quästoren auf vierzig; er setzte jedoch fest, daß bei den zwanzig zuerst zu ernennenden seine Empfehlung berücksichtigt werden müsse. Diese seine Kreaturen bildeten dann eine regelmäßige Ergänzung des Senats. Aber unabhängige Magistraturen, die sich auf eine eigene Autorität gestützt haben würden, konnte es bei dem neuen Zustand der Dinge überhaupt nicht geben. Die Römer hatten jetzt ein Oberhaupt, das nur noch Beamte brauchte, ohne alle republikanische Opposition. Dabei blieb es, daß die erledigten Provinzen an die abtretenden Prätoren und Konsuln verteilt wurden, aber die Ernennung zu diesen Ämtern lag ganz in Cäsars Hand; die Amtsdauer der prätorischen und konsularen Provinzen wurde von ihm neu bestimmt. Das öffentliche Vermögen behandelte er ganz nach seinem Gutdünken durch seine eigenen Leute, wie es denn auffiel, daß er dringende Geschäfte, namentlich solche, welche besonderes Vertrauen erforderten, durch seine Freigelassenen ausführen ließ. Niemand hätte

ihm in den Weg treten können. Die Tribunen, die an sich dazu berufen gewesen wären, hatten keine Bedeutung mehr. Ihre Inviolabilität wußte Cäsar sogar zu seinem Vorteil zu benutzen: er ließ sie auf sich selber übertragen. Das Oberpontifikat, das ihm die alten Gegner so besonders beneidet hatten, verschaffte ihm auch Ansehen im Kreise der mächtigen Priesterschaften.

Durch die Siege in Spanien gelangte der Oberbefehl über die bewaffnete Macht vollends in seine Hände. Er beherrschte die Provinzen in ihrem vollen Umfang. An jeder Stelle finden wir die Tendenzen einer werdenden Monarchie, verbunden mit Repressionen der Mißbräuche und Sorge für das allgemeine Wohl. Ein Denkmal seiner großes und kleines umfassenden Thätigkeit ist die Lex Julia municipalis, welche unter seiner Autorität im Jahre 45 ins Leben trat. Darin finden sich eingehende Bestimmungen über die Reinigung und Erhaltung der Straßen in Rom und der nächsten Umgegend, denen nur eine lokale Bedeutung zukommt; überdies aber eine Bestimmung über den Empfang der Getreidespenden, durch welche es möglich wurde, die Wohlhabenden von denselben auszuschließen, so daß die Zahl der Empfänger, wie berührt, verringert werden konnte.

Die Hauptsache aber ist eine Art von Städteordnung für die Municipien und Kolonien, welche dahin zielte, das Decurionat und die städtische Magistratur von dem Eindringen unwürdiger Mitglieder zu reinigen. Zu denen werden auch solche gerechnet, welche durch anderwärts ergangene Verurteilungen betroffen worden waren. Der Mangel des erforderlichen Alters soll durch geleistete Kriegsdienste ergänzt werden können. Ein Census wird angeordnet, der mit dem Census in Rom in engster Verbindung stehen soll, so daß man die Zahl und Qualität der römischen Bürger jeden Augenblick übersehen konnte. Cäsar selbst war damals nicht Censor; aber als Praefectus Morum stellte er einen Census an, nicht mehr in den alten Gewohnheiten, sondern nach der durch die nunmehrige Lage der Dinge gebotenen Weise. Die durch den Besitz der Gewalt ihm zugeteilten Befugnisse übte er würdig und großartig aus.

Man muß davon absehen, die Reihenfolge der Attributionen, die Cäsar sich erteilen ließ oder ohne weiteres in Besitz nahm, eingehend aufzuzählen. Wir sind darüber viel zu dürftig unterrichtet. Aber über allen diesen Kumulationen magistratischer Befugnisse und der Ausübung der damit verbundenen Gewalten schwebte noch eine andere Idee, die, aus den Siegen entsprungen, einen höchst umfassenden persönlichen Anspruch in sich schloß.

Nach dem spanischen Kriege sind Gold- und Silberdenare geprägt worden, die auf dem Revers das lorbeerumkränzte Haupt Cäsars zeigen mit der Beischrift Cäsar Imperator, auf der Rückseite die Venus Victrix mit der Lanze in der einen, der Victoria in der andern Hand. Man sah in seinen Siegen und der aus denselben hervorgegangenen Gewalt bereits etwas übermenschliches.

Das erhellt unter anderem auch daraus, daß man auf dem ehernen Bild des Weltkreises, wie man ihn verstand, ein Bildnis Cäsars angebracht hat mit der Beischrift: er ist ein Halbgott. Eine unterwürfige Dienstbeflissenheit, in der man doch mehr sehen darf, als bloße Schmeichelei. In dem Sieger, von dem alles abhing, erkannte man etwas an die Gottheit streifendes, über die Grenzen des menschlichen hinausgehendes an, dem man sich unterordnete. Von den Pharaonen Ägyptens war die Idee der Göttlichkeit der höchsten Gewalt auf die macedonischen Dynasten übergegangen. Durch Cäsar erlangte sie Eingang in Rom.

Die höchste Gewalt, die jetzt zum erstenmal in Einer Hand konzentriert, gegen welche eine legale Opposition in Rom selbst unmöglich war, widmete ihre Thätigkeit universalen Zwecken; sie setzte sich große Ziele, welche den ganzen Umkreis der unterworfenen Völker umfaßten. Nicht mehr die Hauptstadt mit ihren inneren Umtrieben und Entzweiungen, sondern der Gedanke eines Mannes, der diesen ein Ende gemacht hatte, sollte das Scepter führen. Von Sinope her bis nach Gades wurde eine Anzähl von Militärkolonien angelegt, um den Verkehr auf dem inneren Meer zu sichern. Das Wichtigste vielleicht von allem, was Cäsar geleistet hat, ist seine Ausbreitung des lateinischen Namens in der westlichen Welt. Das cisalpinische Gallien erhielt durch ihn das römische Bürgerrecht; das transalpinische wurde durch römische Kolonien latinisiert; einige der wichtigsten gallischen Städte bekamen lokale Bezeichnungen nach der Nummer der Legionen, welche unter Cäsar Gallien unterworfen hatten.

Auf der pyrenäischen Halbinsel hat er zuerst die Lusitaner bezwungen und alsdann den Gehorsam des nördlichen und südlichen Spaniens befestigt; von Iberien zuerst, dann aber von dem nördlichen Gallien aus hatte er der römischen Welt den Atlantischen Ocean eröffnet. Er kann als der vornehmste Begründer der romanischen Welt im Occident überhaupt betrachtet werden. Auf dem Grunde, den er legte, hat sie sich erhoben und die Jahrhunderte überdauert.

Aber in der Stellung, in der er war, als Inhaber der gesamten römischen Kriegsmacht, mußte er auch den Orient ins Auge fassen. Die Römer empfanden es tief und bitter, daß das Reich im Osten von den Parthern eine Niederlage erlitten hatte, welche noch immer die Situation des Orients bestimmte. Cäsar war entschlossen, auch diesen östlichen Krieg persönlich in die Hand zu nehmen. Er soll gedacht haben, die Parther zu besiegen, dann von Osten her das Kaspische Meer zu erreichen, alsdann den Pontus Euxinus zu umkreisen, an der Donau die Geten zu schlagen und durch Germanien nach Italien zurückzukehren.

Man kann von der Abenteuerlichkeit eines die Welt nach einer grundfalschen Vorstellung umfassenden Planes abstrahieren. Der Gedanke, mit den Parthern zu schlagen und die Autorität des römischen Reiches jenseit des Euphrat zur Anerkennung zu bringen, war dagegen eine in der Entwickelung

der Dinge wohlbegründete Absicht. Zur Behauptung der Stellung Roms in der Mitte der weltbewegenden und miteinander ringenden Völkerkräfte gehörte die Überwältigung dieses zuletzt siegreich gebliebenen Feindes. Die aus den inneren Irrungen der Republik hervorgegangene Alleinherrschaft, eben in ihrer Bildung begriffen, konnte nicht anders, als diese universale Kombination ergreifen.

Unmittelbar nach seinen großen Erfolgen im südlichen Spanien faßte Cäsar — denn der Begriff Ruhe war seiner Seele fremd — die Absicht, die römischen Streitkräfte, die dazu in Bereitschaft gesetzt wurden, nach dem Orient zu führen. Hiebei traf nun aber mit der in Rom sich selbst regenden Idee, die neue Macht an die Gottheit anzuknüpfen, ein anderer Gedanke zusammen, der sich zwar nur auf einen Titel bezog, aber durch diesen das Innerste des Gemeinwesens berührte.

In den sibyllinischen Büchern wollte man gelesen haben, daß nur ein König die Parther bezwingen könne. Wenn man die Denkungsart der Orientalen ins Auge faßt, so läßt sich das nicht allein begreifen; es hat einen tiefen Sinn, selbst für die universale Geschichte. Denn das war ja die größte Schwierigkeit, auf welche Alexander der Große gestoßen war, daß er den Begriff des orientalischen Königtums nicht von sich weisen konnte und diesen doch mit den Begriffen des Occidents von der höchsten Gewalt nicht zu vereinigen vermochte. Noch bei weitem mehr, als dem griechischen, widerstrebte eine solche Verbindung dem römischen Ideenkreis; sie lief demselben schnurstracks entgegen. Denn die Ausschließung des königlichen Titels war gleichsam der Grundstein, auf welchem die römische Verfassung beruhte. Und wie mächtig auch immer die Erscheinung Cäsars in die Vorstellung der Menschen eingriff, so bemerkte man doch bei dem ersten Versuch, der neuen Anschauung Raum zu verschaffen, daß sie nicht populär war. Schon war, wenigstens indirekt, von einer Succession die Rede. Cäsar war noch in einem anderen Sinne, als jemals ein anderer, zum Imperator erklärt worden; der Titel ward seinem Namen vorgesetzt. Der Senat hatte votiert, daß derselbe in dieser Form auch auf die Nachkommen Cäsars, der keine Söhne hatte, aber einen seiner nächsten Verwandten zu seinem Nachfolger erklären konnte, übergehen sollte. Unleugbar ist es, daß auch die Herstellung des königlichen Titels in Aussicht genommen wurde. Bei den Luperkalien (am 15. Februar 44) stellte Marcus Antonius gleichsam die Frage auf; er bot dem Imperator ein Diadem dar: Cäsar wies das dargebotene Diadem zurück. Der Akt des Anerbietens ward doch von dem Volke nicht mit dem freudigen Zuruf begrüßt, den man erwartet hatte; die Absicht selbst aber wurde mit Rücksicht auf das sibyllinische Orakel nicht aufgegeben. Man hielt für möglich, daß Cäsar in Rom Imperator sein, in den Provinzen aber eine königliche Gewalt ausüben sollte. Man nahm an, daß darüber noch vor der Abreise Cäsars zu dem parthischen Feldzug Beschluß gefaßt werden würde.

Da läßt es sich nun gar nicht anders erwarten, als daß dagegen von seiten der alten Republikaner, die sehr zahlreich in den Senat aufgenommen worden, eine Reaktion versucht werden würde, die bei der damaligen Lage der Dinge nicht anders, als eine gewaltsame sein konnte. Cäsar hatte die beiden Parteien um sich vereinigt und diese sich ihm angeschlossen. Seine Anhänger selbst meinten, die Republik werde in einer oder der anderen Form, nicht als bloßer Schatten, sondern als eine wirkliche Institution bestehen.

Keineswegs vertilgt war die Partei des Pompejus: sie kam nach ausgefochtenem Kriege litterarisch zu einem gewissen Leben. Höchst feindselig lauten die Berichte über den letzten Krieg, die von den Pompejanern herrühren. Cäsars Vorhaben wird darin von Anfang an als ein auf Alleinherrschaft gerichtetes betrachtet. In den Schlachten erscheint er grausam bis zur Unmenschlichkeit: seine Klemenz wird einfach als Maske betrachtet. Viele Anhänger, einige Oberhäupter dieser Partei waren in den Senat aufgenommen. Cäsar rechnete auf ihre Dankbarkeit: denn er hatte sie doch begnadigt; sie verdankten ihm gewissermaßen ihr Leben. Wer sollte es aber glauben: die Gnade machte auf die Begnadigten keinen Eindruck. Sie nahmen die Wohlthat an, die ihnen zufiel, aber gleichsam zähneknirschend; dem Manne, der sie ihnen erzeigte, meinten sie keinen Dank schuldig zu sein: denn dem gebühre die Stellung nicht, in der er in den Stand komme, ihnen Gnade zu erweisen. Als König aber oder auch nur mit dem Anflug einer göttlichen Berechtigung, die man ihm zuschrieb, würde er dies höchste Recht der Souveränität, das der Begnadigung, unfehlbar besessen haben. Alle die republikanischen Gefühle, die im Gegensatz gegen die alten Könige vor langen Jahrhunderten entsprungen und seitdem in einer Generation nach der anderen genährt worden waren, erwachten in demselben Grade, in welchem die Konsolidation der höchsten Gewalt fortschritt, sodaß die Herstellung des königlichen Titels als bevorstehend angesehen werden konnte. Neben den Bildsäulen der Könige auf dem Kapitol war jetzt die Statue Cäsars aufgerichtet worden; aber noch eine andere gab es dort: die des durch die Sage verherrlichten Begründers der Republik, der das alte Königtum stürzte, Lucius Junius Brutus: auf die richtete man jetzt seine Augen. Man brachte das Gedächtnis desselben mit den laufenden Begebenheiten in Verbindung; man heftete wohl Inschriften an, wie jene: Brutus, Du schläfst. Eben bekleidete wieder ein Brutus eine der höchsten Würden der Stadt. Ein Anhänger Catos des Jüngeren noch mehr selbst als des Pompejus, dem er in das Feldlager gefolgt war, aber doch immer auch von Cäsar hochgehalten, hatte er sich nach der Schlacht von Pharsalus diesem angeschlossen, innerlich freilich niemals mit ihm versöhnt. Eben die Gestalt Catos erhob sich nach seinem Tode frei von den persönlichen Bemäkelungen, welche der Lebende immer erweckt, zu größtem Ansehen: er galt als der Märtyrer der Republik und der Grundsätze der Stoa, welche die Gemüter zu beherrschen anfing.

Es giebt eine politische Religion, die nicht gerade dogmatisch ausgebildet zu sein braucht, um die Gemüter mit sich fortzureißen. In der Erinnerung an die alte Zeit und die großen Beispiele der Vorfahren liegt eine unwiderstehliche Gewalt. Es kommt nicht darauf an, daß die Geschichte des Königtums und seines Sturzes fabelhaft und selbst mythisch ist: sie war durch die letzten litterarischen Bearbeitungen der Sage in das lebendigste Gedächtnis getreten und galt für unbedingt historisch. Marcus Brutus hielt es gleichsam für seine Pflicht, dem Rufe seines vermeintlichen Ahnherrn nachzueifern.

Er hatte damals die Stelle des Prätor urbanus inne; zu seiner Seite ebenfalls ein Pompejaner, der Cäsar beigetreten war, Cajus Cassius, die des Prätor peregrinus. Brutus war ein gemütvoller, dem Studium der Historie und der Philosophie hingegebener Ideolog; Cassius erscheint in den wenigen Überresten, die wir von ihm haben, schneidend und scharf als ein sarkastischer Realist, der es mit bitterstem Widerwillen wahrnahm, wie die Republik Schritt für Schritt unterging. In Männern, wie dieser, fand jene alte Mythe von Romulus und seinem Untergang durch den Senat Widerhall. Man meinte: auch jetzt sei der Senat noch fähig, gegen einen Gewalthaber die Initiative zu ergreifen. Ursprünglich waltete zwischen Brutus und Cassius kein Vertrauen ob. Jetzt aber fing ein solches an, sich zu bilden. Brutus wurde von Cassius gefragt, wie er sich bei der nächsten Senatsversammlung zu verhalten gedenke, in welcher über die Herstellung des Königtums verhandelt werden würde. Brutus antwortete: er werde sie nicht besuchen. Cassius versetzte: sein Amt als Prätor urbanus mache es ihm doch zur Pflicht. Brutus sprach aus: er werde, wenn er komme, die Freiheit verteidigen. Ein Wort, an das sich eine Verständigung zwischen ihnen knüpfte, die nun aber nicht ihre alten Parteigenossen allein, sondern auch erklärte Anhänger Cäsars umfaßte. Diese hatten an der Verwaltung der Geschäfte einen selbständigeren Anteil zu nehmen oder doch größere Berücksichtigung zu finden gehofft, als ihnen zu Teil wurde.

Cajus Trebonius, der erst im Tumult des Forums, dann in den Feldzügen in Gallien, endlich auch in den Bürgerkriegen — er leitete die Belagerung Massilias von der Landseite — als entschlossener Anhänger Cäsars aufgetreten war, hatte sich doch immer zu dem Grundsatz bekannt, daß die Freiheit des Volkes der Freundschaft eines einzelnen vorzuziehen sei. Einst sprach er sich in Narbo gegen Antonius über den Undank Cäsars und das Unglück der Republik aus, schwieg aber still, als er keinen Anklang fand. Ein anderer Kriegsgefährte Cäsars, Tillius Cimber, den man für den Abkömmling eines Cimbern hält, ein trunkliebender und rachsüchtiger Mensch, fühlte sich durch den Imperator, der seinen Bruder exiliert hatte, selbst beleidigt. Cäsar hatte die eine und die andere Partei auszugleichen und eine wie die andere zu beherrschen vermeint; die Folge war, daß sich hervorragende Männer von beiden Seiten gegen den Druck, den er ausübte, ver-

einigten, oder, wie man sagt, verschworen. Wie nahe einander beide Teile standen, kann man daraus abnehmen, daß von den Gebrüdern Casca der eine, Publius, als ein Anhänger der Optimaten, der andere, Cajus, als Freund Cäsars betrachtet wird.

Ursprung und Fortgang der Verbindung sind im einzelnen nicht überliefert worden. Man darf annehmen, daß die Hauptsache in der Zwischenzeit zwischen den Luperkalien, dem 15. Februar, und dem 15. März, den Iden, auf welche die entscheidende Senatssitzung in der Kurie des Pompejus anberaumt war, geschehen ist. Allem Ansehen nach sollte darüber entschieden werden, ob nicht Cäsar außerhalb Roms wirklich den Titel König führen könne. Für Rom hatte er das mit dem stolzen Worte abgelehnt: da sei er als Cäsar Jupiter der König. Diese Abweichung der Absichten und Eventualitäten machte aber in dem Entschlusse der Verschworenen keine Änderung: Cäsar sollte das Diadem so wenig außerhalb Roms tragen, als in Rom; sie wollten überhaupt keinen Herrn. Cäsar hatte keine Ahnung von seiner Gefahr; Warnungen, die ihm zugekommen sein sollen, gewannen ihm keine Beachtung ab.

Er lebte und webte in dem großen orientalischen Entwurf, mit dessen Ausführung er alle seine Siege zu krönen und den Erdkreis unter sich zu vereinigen gedachte. Da aber zeigte sich recht der Gegensatz zwischen den Männern der kriegerischen Republik und dem Oberhaupt. Der Augenblick war gekommen, in welchem die Parther besiegt, die römische Macht in dem inneren Asien ausgebreitet werden konnte. Die Legionen, unbeschäftigt nach allen anderen Seiten, waren bereit, ihre Waffen nach dem Orient zu wenden, unter dem Imperator, der sie immer zum Siege geführt hatte. Aber die Römer, sonst so eroberungsbegierig, schraken vor der Wirkung zurück, welche dieser Erfolg auf Rom selbst ausüben würde: sie würde den vollen Untergang der Republik eingeschlossen haben.

Die vornehmsten Senatoren verschworen sich, den Mann zu ermorden, der dies Werk vollbringen konnte.

Zur Ausführung des beschlossenen Mordes gehörte es, daß der Mitkonsul Cäsars, dessen unerschütterlicher und immer kampfbereiter Genosse, Marcus Antonius, von dem jene demonstrative Darbietung des Diadems herrührte, von der Sitzung ferngehalten wurde. Trebonius übernahm das Geschäft, während ein anderer der alten Vertrauten Cäsars, Decimus Brutus, sich dazu hergab, den Imperator, der an diesem Tage zögerte, zu bestimmen, sich mit ihm in die Kurie zu begeben. Cäsar nahm Platz auf den ihm besonders vorbehaltenen Sessel, ohne den Mitkonsul, der neben ihm sitzen sollte. Man sieht: sollte die That geschehen, so war keine Zeit zu verlieren; denn jeden Augenblick konnte Antonius eintreten. Der wilde Tillius Cimber näherte sich dem Konsul-Imperator und bat ihn, die Rückkunft seines Bruders zu gestatten. Daß Cäsar dies, wenn nicht ablehnte, doch nicht sogleich bewilligte, war das Zeichen zu seiner Ermordung. Wir haben die

Pflicht, zu berichten, wie dies gräßliche Werk ausgeführt worden ist. Cimber riß mit beiden Händen die Toga Cäsars herunter, und zugleich führte Publius Casca einen Streich gegen seinen Hals, der aber nur die Brust traf und abglitt. Cäsar scheint gemeint zu haben, daß es nur ein Akt persönlichen Hasses gegen ihn sei, den er abwehren könne. Er sprang auf, riß dem einen die Toga aus den Händen und fiel dem andern in den Arm. Er verteidigte sich mit dem, was er eben in Händen hatte: dem Griffel der Schreibtafel. Der starke und körperlich gewandte Cäsar würde sie abgewehrt haben, wenn er mit ihnen allein zu thun gehabt hätte; aber indem er sich gegen Casca kehrte, empfing er eine Wunde in der Seite und gleich darauf mehrere andere: er wendete sich nach allen Seiten hin. Man sagt, er habe geknirscht und geschnaubt wie ein auf der Arena getroffenes wildes Tier. Alles war ein Moment; keiner von den Senatoren, die er selbst gemacht hatte, kam ihm zu Hülfe. Unter denen, welche das Schwert gegen ihn zückten, erblickte er — so sagt man — auch Marcus Brutus, den er besonders liebte, so daß man ihn sogar für den eigentlichen Erzeuger desselben gehalten hat; er rief das Wort aus: „Auch Du, mein Sohn?" Dann sank er nieder und trug nur noch Sorge, mit der linken Haud — denn die rechte war in der Abwehr begriffen gewesen — die Toga dergestalt zusammenzufalten, daß seine Blöße bedeckt wurde. So ist Cajus Julius Cäsar umgekommen: der Überwinder aller Provinzen, in welchem das römische Reich einen intelligenten Mittelpunkt gefunden hatte, der Begründer der lateinischen Welt des Westens: auf dem Sitz seiner Macht, mitten in dem Senat. Von den dreiundzwanzig Wunden, die ihm beigebracht worden, war wenigstens eine tödlich. War es die, welche Marcus Brutus und Cajus Cassius gemeinschaftlich und gleichsam wetteifernd dem Konsul beigebracht hatten? Brutus ist in dem Getümmel selbst an der Hand verwundet worden. In der Sänfte, in der Cäsar gekommen war, wurde seine Leiche von drei armseligen Sklaven — denn alles andere Gefolge war auseinander gelaufen — in seine Wohnung gebracht.

Wollte man sich Cäsar als einen Fürsten denken, dem die Mörder durch Herkommen oder Huldigung zum Gehorsam verpflichtet waren, so müßte die That als eine der verabscheuungswürdigsten betrachtet werden, die jemals vollzogen worden sind. Die Moral des Altertums erlaubte Handlungen dieser Art. Wie wurden die Tyranniciden in dem alten Griechenland von der öffentlichen Stimme als Landesbefreier gefeiert! Die Verschworenen sahen in Cäsar eben nur einen Tyrannen und meinten, durch ihre blutige Handlung das Vaterland zu befreien. Daß der faktische Gehorsam in eine Art von Unterthanenpflicht verwandelt würde, dahin wollten sie es nicht kommen lassen. Unaufhörlich haben sie sich auf die Verjagung der alten Könige bezogen. Welch ein Unterschied aber in den Zeiten und den motivierenden Gedanken. Bei der Verjagung der Tarquinier ging alles von den übermütigen Gewaltthätigkeiten der engeren Familie des Herrschers aus: hier war von einer

solchen eigentlich nicht die Rede. Die Macht des zweiten Tarquinius lehnte sich an das Übergewicht der Nachbarn über Rom; Cäsar beherrschte die Welt. In den alten Zeiten begnügte man sich, den König zu verbannen; Cäsar wurde ermordet. Die Republik wurde einst auf die Institutionen des Königtums begründet; dem Diktator rechnete man es als die schwerste Verschuldung an, daß er das Königtum, wenigstens unter gewissen Formen, habe wiederherstellen wollen. Um sich des Königtums zu erwehren, vereinigte sich damals die Stadt zu einem auswärtigen Kriege; jetzt war alles das Werk der heftigsten inneren Parteiungen. Die Partei, welche die Ermordung vollzog, war durch patriotische Erinnerungen, die an Religion streifen, belebt; sie fußte auf den republikanischen Gedanken, der seit Jahrhunderten der vorwaltende in der Welt geworden war. Doch hat man wohl erinnert: Brutus sei doch kein echter Stoiker gewesen; denn die Stoa vertrage sich mit dem Königtum. Abstrahieren wir aber von der republikanischen Moral; kommen wir auf die politische Intelligenz, welche doch nicht ein Gefühl des Augenblicks, sondern eine Erwägung der unfehlbar zu erwartenden Folgen voraussetzt.

Die politische Frage lag darin, ob der Senat, unter dem die Weltherschaft erworben war, geeignet sei, dieselbe zu verwalten.

Der Senat konnte doch dem inneren Bedürfnis der Republik nicht gerecht werden, einmal weil er sich in verschiedenartige Interessen spaltete, die alle befriedigt sein wollten; hauptsächlich aber auch deshalb, weil die Civilgewalt nicht Kraft genug hatte, um die militärischen Oberhäupter in Pflicht zu halten.

Cäsar war der Meinung gewesen, schon durch die Inviolabilität, die man ihm votiert, die Verdienste, die er sich um alle namhaften Persönlichkeiten erworben hatte, die Notwendigkeit des großen Unternehmens, mit dem er umging, gesichert zu sein. Ein besseres Oberhaupt zu finden, war nicht möglich; und wie er dann, wenn es ihm gelungen wäre, die Parther zu besiegen, den Staat geordnet hätte: wer wollte es sagen? Er würde die Alleinherrschaft für seinen Nachfolger unerschütterlich festgestellt, aber — kein Zweifel — er würde zugleich alles Lebensfähige in der Hauptstadt und den Provinzen zu konservieren Bedacht genommen haben.

Im Besitz dieser Stellung und der daran sich knüpfenden unermeßlichen Aussicht ist er getötet worden.

In dem Ereignis kann ich nur den objektiven Konflikt der großen Interessen sehen.

Der republikanische Gedanke, der in der Geschichte der vergangenen Zeiten wurzelte, erhob sich gegen den monarchischen, der eben in seiner Bildung begriffen war und den Anforderungen der Gegenwart entsprach.

Man täuscht sich häufig, wenn man in den Formen der Verfassung ihr eigenstes Wesen erblickt. Senat und Volk bestanden wie vor alters; aber die Elemente, aus denen sie sich bildeten, waren ganz andere geworden. Nicht

mehr im vollen Sinne des Wortes konnten die Plebejer als Nachkommen und Erben der Versammlungen, von denen die älteste Geschichte Roms meldet, betrachtet werden: so mannigfaltig waren sie, besonders seit die Italiker das Bürgerrecht erlangt hatten, mit fremden Bestandteilen versetzt worden. Die bürgerschaftliche Verfassung der alten Zeiten war durch den Einfluß der militärischen Institutionen in sich zersprengt. Das Unwesen der Bestechungen, die Agitationen des Forums bildeten einen anderen Kreis der Gedanken und der gesellschaftlichen Beziehungen. Noch weniger fast konnte der Senat, wie er damals bestand, als Fortsetzung des alten Senats angesehen werden. Der alte Senat hatte den Krieg mit Cäsar geführt und war von demselben vernichtet worden. Der Senat, wie er damals war, mußte großenteils als ein Werk Cäsars betrachtet werden.

Die Verschworenen wurden ihres Irrtums sogleich inne.

Weder bei dem Senat noch bei dem Volk, welches sie mit sich fortzureißen gedacht hatten, fanden sie nach vollbrachter That Beistimmung oder auch nur Gehör. Zunächst wirkte nur die Besorgnis vor der Anarchie wie eine Panik. In der Unkunde darüber, was eigentlich vorgegangen und woher es rühre, dachte jedermann auf seine eigene Sicherheit. Die Verschworenen sammelten sich auf dem Kapitol, wo eine Schar Gladiatoren, die ihnen Decimus Brutus zugeführt hatte, eine Art Wache für sie bildete. Aber was wollte das im Vergleich mit der Macht der Gegner sagen! Von den beiden vornehmsten und eingeweihtesten Gehülfen Cäsars besaß der eine, Antonius, das Konsulat mit einer Autorität, welche ihm zu entwinden die Männer nicht versuchen konnten, die die regelmäßige Verfassung der Behörden erneuern zu wollen erklärten; der andere, Lepidus, stand an der Spitze der städtischen Legion, zu der er — sie war auf der Tiberinsel aufgestellt — unverweilt aus der Kurie hinwegeilte und sie alsbald in die Stadt einführte. Der erste Gedanke, der sich in der Versammlung der Verschworenen regte, ging dahin, eine Abkunft mit Antonius zu treffen, dessen Autorität sie ja anerkannten. Antonius lieh den Vorstellungen über das Recht und die Glorie der Republik, welche wiederherzustellen jetzt die Zeit gekommen sei, sein Ohr, ohne zu widersprechen. Allein er machte dagegen eine andere Betrachtung geltend: die nämlich, daß man Cäsar durch Gesetz für unverletzlich erklärt habe und die Republik ihn an seinen Feinden zu rächen verpflichtet sei. Er war, wie wir mit Bestimmtheit erfahren, von Anfang an mit Lepidus einverstanden. In der tumultuarischen Gärung aber, in welcher die Stadt sich befand, wäre eine Gegenwirkung doch nicht an der Zeit gewesen. Antonius gab nach, daß in dem Tempel der Tellus, nahe seiner Wohnung, eine Senatsversammlung gehalten werden solle, um in der Sache Beschluß zu fassen. Eine Senatsversammlung von eminenter Bedeutung, an welcher Cicero einen sehr wirksamen Anteil nahm.

Cicero war von Cäsar mit vieler Rücksicht behandelt worden und hatte selbst einen Platz in dem Senat, den dieser sich bildete. Er würde schwer-

lich Bedenken getragen haben, sich an den Herrscher anzuschließen, wenn dieser die Oberhand behalten hätte. An den Beratungen, welche der Ermordung Cäsars vorausgingen, hatte er keinen Anteil; aber das vollbrachte Ereignis erweckte seine republikanischen Ideen. Schon auf dem Kapitol schloß er sich den Verschworenen an; er billigte ihre Verhandlung mit Antonius und erschien nun selbst in dem Tempel der Tellus bei der von diesem bewilligten Versammlung des Senats.

Von den Punkten, die in derselben zur Beratung kamen, war der vornehmste, wie man sich zu den Verfügungen stellen werde, deren Urheber soeben umgebracht worden war. Sollte man sie annehmen oder verwerfen? Wenn man sie verwarf, so wurde der bestehende Zustand in Rom, in Italien, in der Welt überhaupt zweifelhaft, und einer unabsehbaren Verwirrung wäre dadurch Thür und Thor geöffnet worden. Wenn man sie aber bestätigte, so verloren die Urheber und Genossen der Ermordung dadurch den Rechtsgrund, auf den sie sich stützten. Dieser lag darin, daß Cäsar seine Gewalt usurpiert habe und ein Tyrann gewesen sei: dann aber hätte der entseelte Körper des Tyrannen durch die Straßen geschleppt und in den Tiber geworfen werden müssen; Brutus und Cassius wären die Häupter der wiederhergestellten Republik geworden. Der Senat entschied sich für die Annahme der Einrichtungen Cäsars, dem er ja selbst sein Dasein verdankte. Wenn man mit dieser Annahme auch ihre Voraussetzungen und folgerichtigen Konsequenzen verband, so lag darin eine Verurteilung der Ermordung Cäsars und die Berechtigung, vielleicht die Pflicht, die Urheber derselben zu verfolgen. Das würde aber den Bürgerkrieg sofort veranlaßt haben: denn es widersprach den republikanischen Ideen, die nun doch wieder erwacht waren und, wie in manchem anderen, so namentlich in Cicero lebten.

In jenem Dilemma fand Cicero eine Auskunft, die ein sehr gelehrtes Ansehen hat. Was die Athener nach dem Falle der dreißig Tyrannen beschlossen hatten, dem Vorangegangenen nicht weiter nachzuforschen, sondern es mit Vergessenheit zu bedecken, das kam ihm auch für die römische Republik nachahmungswürdig vor. Er setzte den Beschluß einer Amnestie durch, welches Wort erst seitdem recht in Anwendung gekommen ist. Darin lag keineswegs eine Billigung des Vorgefallenen, aber doch der Beschluß der Straflosigkeit derer, die dazu mitgewirkt hatten. Man kann nicht leugnen: es war ein Widerspruch in sich selbst; es bildete eben eine Auskunft nur für den Moment.

Hätte man das Andenken Cäsars verurteilt, so würde auch kein feierliches Begräbnis zugestanden, sein Testament würde ungültig geworden sein. Es gab Stimmen genug, welche weder dieses abkündigen lassen, noch eine Begräbnisfeier gestatten wollten. Diese Meinung aber konnte sich gegen die der einmal beschlossenen Anerkennung der Verfügungen Cäsars nicht behaupten, die Verfügungen schlossen das Testament ein. Das Testament Cäsars wurde als zu Recht bestehend verlesen. Der Geist der Milde und Fürsorge, den es

atmete, erweckte die Sympathien des Volkes: denn auch dieses war darin mit reichen Zuwendungen an Geld und Grund und Boden bedacht. Als man vernahm, daß er unter den Erben zweiter Ordnung für sein Privatvermögen auch einen Mann genannt hatte, der an der Ermordung einen sehr wirksamen Anteil genommen, Decimus Brutus, machte sich eine tiefe Entrüstung gegen diesen, die auch seine Genossen betraf, bemerkbar.

Dann kam die Leichenfeier. Antonius, der die übliche Rede hielt, verweilte nicht lange bei den Handlungen Cäsars. Statt aller war die eine, die er erwähnte: daß nämlich der Erbfeind, der einst die Stadt verbrannt und diese alle die Jahrhunderte, die seitdem verflossen waren, bedroht hatte, von Cäsar auf immer niedergeworfen worden war. Und nicht ohne Eindruck konnte es bleiben, als er dann die vor nicht langer Zeit gefaßten Beschlüsse verlesen ließ, durch welche Cäsar als unverletzlich und heilig, als Vater des Vaterlandes, zu dem jeder Bedrängte seine Zuflucht nehmen könne, proklamiert worden war; was sollten diese jetzt anfangen, so fragte Antonius, da der, zu dem sie sich hätten flüchten können, selbst ermordet worden sei. Mit dreiundzwanzig Wunden, deren Spuren er an der zerfetzten Toga nachwies, sei der allgemeine Beschützer aus der Welt geschafft worden.

Das Volk wurde nicht allein mit Mitleiden erfüllt, sondern zur Rache entflammt; ein allgemeiner Tumult erhob sich, in welchem die Häuser der Urheber der Mordthat mit Zerstörung bedroht wurden. Diese selbst wichen jetzt aus der Stadt. In Rom war für ihre Ideen offenbar kein Platz mehr; sie begaben sich nach den Provinzen, die ihnen Cäsar vorbestimmt hatte. Der innere Widerspruch springt in die Augen, da das Amt, das sie antraten, auf den Verfügungen dessen beruhte, der durch ihre Hand umgekommen war. Überhaupt zeigt der Augenschein, daß auch nach dem Tode Cäsars die Partei, die er hinterlassen, bei weitem die Oberhand hatte. Die Verschworenen waren nur Geduldete, und zwar infolge des Amnestiegesetzes. Sie würden nur wenig zu bedeuten gehabt haben, wäre ihnen nicht eine innere Entzweiung der Cäsarianer zu Hülfe gekommen, die zu einer großen Verwickelung führte.

Achtzehntes Kapitel.

Krieg zwischen den Cäsarianern und den Verschworenen.

Cäsar hinterließ keinen Sohn, aber einen Erben, der soeben zu männlichen Jahren heranreifte. Im Jahre des ciceronischen Konsulats war Cäsars Nichte Atia, Tochter der Julia, mit einem Knaben niedergekommen, in Rom selbst, am Fuße des Palatin, unter dem glückverheißenden Zeichen des Stein-

bocks. Atia war die Tochter eines Plebejers aus Aricia; ihr Gemahl, Cajus Octavius, gehörte einem ritterlichen Geschlecht aus Velitrae an: er hatte einige glückliche Feldzüge gemacht und bewarb sich eben um das Konsulat, als er starb. Dieser Knabe, Cajus Octavius, der einzige männliche Sprosse der Familie, erfreute sich der Fürsorge seines Großoheims, den er auf dem spanischen Feldzuge begleitet hatte; auch an dem Triumphe desselben nahm er Teil. Er verdankte ihm die Erhebung in das Patriciat, das Cäsar überhaupt erneuerte, und an welches sich priesterliche Anwartschaften knüpften, — er war bestimmt, denselben auf dem Feldzuge in den Orient zu begleiten, wozu er sich in Apollonia, wo eine Truppenabteilung stand, zugleich durch Teilnahme an deren militärischen Übungen und durch Studien in den Wissenschaften der Griechen vorbereitete. In dieser unbestimmten Jugendstellung erreichte ihn mit der Kunde von dem Tode seines Oheims zugleich die, daß dieser ihn adoptiert und zu seinem Erben erklärt hatte, — vielleicht das erste Beispiel einer Adoption durch Testament, an deren Legalität aber kein Zweifel aufkam. Octavius hatte den Mut, sie anzunehmen. Denn damit war bei den Stürmen jener Tage auch eine gewisse Gefahr verknüpft; er begab sich in dieser Absicht unverzüglich auf den Weg nach Rom. Er hieß noch Octavius! so erscheint er selbst in den Briefen Ciceros, als er nach Italien kam. Aber der Name, den er annahm, war Cäsar. Octavian hieß er, wie Scipio Ämilianus den Namen der Familie, aus der er stammte, beibehielt und den Namen des Adoptivvaters als seinen eigenen führte. Was wollte das nun aber sagen: Sohn und Erbe eines Cäsar. Man erzählte, in dem Lager bei Munda sei aus einem Palmenbaum ein Sprößling aufgewachsen, der in kurzer Zeit den Stamm überragte: Cäsar selbst habe dies auf diesen seinen künftigen Erben gedeutet.

Fürs erste konnte, da durch den Tod Cäsars dessen ganze Stellung vernichtet worden war, von einem so hohen Ziele nicht die Rede sein. Es kam nur zunächst auf die eigentliche Verlassenschaft nach den Dispositionen des Testamentes an. Auch daran aber knüpfte sich unmittelbar ein politischer Anspruch. Denn da Antonius sich in den Besitz des Privatvermögens Cäsars gesetzt hatte und dadurch in den Stand gekommen war, das Volk für sich zu gewinnen, so begreift man, wenn hierüber Streitigkeiten zwischen beiden ausbrachen. Der junge Cäsar konnte unmöglich gegen ihn zurücktreten; er erklärte wohl, er werde, wenn die Hinterlassenschaft für die im Testament ausgesetzten Vermächtnisse nicht zureiche, sein eigenes väterliches Erbe zu diesem Zwecke verkaufen. Seine Freigebigkeit und die natürliche Wirkung, welche es hervorbringen mußte, daß man in ihm den durch Blutsverwandtschaft und Testament berechtigten nächsten Erben Cäsars sah, veranlaßte, nicht ohne den Einfluß einiger anderer kleiner Vorfälle, daß Antonius die Gunst des Volkes verlor. Zugleich war zwischen Antonius und dem Senat ein anderer sehr bedeutsamer Streit ausgebrochen. Im Widerspruch mit den Beschlüssen der erwähnten Sitzung, in welcher die Verfügungen Cäsars anerkannt worden

waren, setzte Antonius durch, daß Macedonien dem Marcus Brutus abgesprochen wurde, sowie Syrien dem Cassius. Sie sollten dafür mit Cyrene und Kreta abgefunden werden. Die Absicht des Antonius ging dahin, dem Decimus Brutus das cisalpinische Gallien abzugewinnen; er verlangte, daß Decimus diese Provinz ihm überlassen und dagegen Macedonien erhalten solle. Der Senat verweigerte das; aber bei dem Volke hatte er es durchgebracht und faßte nun den Plan, auf den Grund dieses Beschlusses das cisalpinische Gallien dem Decimus Brutus zu entreißen.

Hierdurch aber brach Antonius mit dem Senat, der seine ganze Autorität aufgab, wenn er seine Verfügungen nicht aufrecht erhielt, und sehr zufrieden war, daß Decimus sich weigerte, den Forderungen des Antonius Folge zu leisten. Indem sich nun darüber eine kompakte Majorität im Senat gegen Antonius bildete, ereignete sich zugleich, daß die in Capua angesiedelten Veteranen Cäsars, anfangs nicht ohne Schwanken, aber doch zuletzt entschieden sich von Antonius lossagten und an Octavian anschlossen. Hierüber erwachte die Hoffnung der Republikaner, doch noch zur Wiederherstellung einer republikanischen Verfassung gelangen zu können. An ihrer Spitze erscheint Cicero, der hier noch einmal zu einer Stellung gelangte, die in der Geschichte unvergeßlich ist. Marcus Tullius Cicero war mehr eine deliberative, als eine aktive Natur; dem Zuge der Begebenheiten sich entgegenzusetzen, fehlte es ihm an der Unerschütterlichkeit, die auf der inneren Stärke und Solidität einer einmal ergriffenen Position beruht. Er hatte sich einst an Pompejus angeschlossen, als dieser die Macht des Senats beschränkte; dagegen an den Senat, als es darauf ankam, denselben gegen die Meutereien Catilinas in Schutz zu nehmen. Cicero hielt sich damals zu den Optimaten, in deren Sinne die Hinrichtung der Einverstandenen Catilinas erfolgte; da ihn diese aber einer popularen Agitation gegenüber, die eben durch jene Handlung hervorgerufen wurde, nicht zu schützen vermochten oder es auch nur versuchten, hat er sich mit dem Triumvirat verständigt und sich am meisten dem mächtigsten der drei, dem Pompejus, angeschlossen. Dem hauptsächlich verdankte er es, wenn ihm eine Mission nach Cilicien anvertraut wurde, in der ihn die dortigen Truppen selbst als Imperator begrüßt haben. Militärische Bedeutung hatte seine Verwaltung nicht: man findet im Laufe der Begebenheiten kaum Gelegenheit, ihrer zu gedenken. Sie hat aber einen anderen unvergeßlichen Zug: Cicero hielt sich frei von allen Begehrlichkeiten, von Habsucht und Ehrgeiz, die in den Provinzen im Schwange gingen. In seinem Thun und Leben waltet noch ein anderes Prinzip, das aus den Ideen der griechischen Philosophie, die er in sich aufnahm, in ihm entsprang. Auch das ist ein Ereignis, daß diese Gedanken in der Mitte der wilden Parteikämpfe eine Stätte fanden. Man kann den Briefwechsel zwischen Cato und Cicero in jener Epoche nicht ohne Teilnahme lesen.

Nun aber folgten andere Zeiten. Wir erwähnten, wie tief Cicero von dem Streit zwischen Cäsar und Pompejus berührt wurde; wie viel Mühe er

sich gab, ihn zu vermeiden; wie er sich zwar der Partei des Pompejus anschloß, aber mit innerem Widerstreben, sodaß die Schlacht von Pharsalus eigentlich kein Unglück für ihn war. Cäsar gewährte ihm eine schonende und gütige Aufnahme, auch einen Platz in seinem Senat; aber von selbständigem Anteil an den Geschäften des Staates wurde er doch ausgeschlossen. Er benutzte die unfreiwillige Muße, die ihm zu Teil wurde, zu rhetorischen und philosophischen Studien. Die gelesensten seiner Schriften: Brutus, Hortensius, der leider verloren gegangen ist, über die Natur der Götter, das Gute und Böse, stammen aus dieser Epoche. Ein Atemzug von Verbindung des Landlebens mit der Benutzung einer griechisch-römischen Bibliothek schwebt über diesen Schriften. Daß nun aber Cicero dabei die republikanischen Ideen, in denen er erwachsen war, und die durch seine Studien genährt wurden, nicht aufgab, versteht sich von selbst.

Wir kennen den Einfluß, den er bei jener Senatssitzung im Tempel der Tellus ausübte. Hauptsächlich ihm war es zu verdanken, wenn die beiden Parteien nicht geradezu in Kampf gerieten; von einer eigentlichen Aussöhnung konnte doch nicht die Rede sein. Als Antonius und der Senat sich abermals entzweiten, stellte sich Cicero auf die Seite des Senats: denn er war Republikaner von Grundsatz und Gefühl. Soweit ging er nicht, sich für die Verschworenen zu erklären; er würde dann entschieden Partei ergriffen haben, was seiner vermittelnden Natur entgegenlief. Da stellte sich ihm nun der junge Octavian dar; dessen Sache machte er zu der seinen. Cicero glaubte sich bei einer Begegnung mit Octavian überzeugt zu haben, daß dieser ihm vollkommen ergeben sei. Ein Produkt dieses Momentes sind die Reden Ciceros gegen Antonius, die er in Erinnerung an Demosthenes, freilich nicht eben zu guter Vorbedeutung, die philippischen nannte.

Mit der Lage von Athen dem Philippus gegenüber läßt sich die Lage des römischen Senates dem Antonius gegenüber nicht vergleichen. Nur insofern hatte das Verhältnis eine gewisse Ähnlichkeit, als Antonius mit seinen in Oberitalien gesammelten Scharen die Hauptstadt gefährden konnte, wie Philipp Athen. In dieser Haltung trat nun Cicero zugleich als Verbündeter Octavians auf. Er sagt, Octavian habe die Republik allein gerettet: ohne ihn würde Antonius Rom mit Blut erfüllt haben. Er rühmt die Truppen, welche von Antonius, den sie nicht mehr als den wahren Konsul anerkannten, zu Octavian übergingen. Er forderte das Volk auf, jetzt Antonius zu bekämpfen, unter seiner Führung und der Autorität des Senats.

Dabei aber kam es zu einer seltsamen Verschiebung der Gegensätze und Verbindungen. Der Senat, mit dem Erben Cäsars verbündet, bot einem der Vornehmsten von denen, die an der Ermordung Cäsars teilgenommen hatten, die Hand. Cicero brachte ein Senatuskonsult durch, in welchem Decimus wegen seines Widerstandes gegen Antonius gelobt wurde. Der Krieg gegen Antonius sollte von den Konsuln des nächsten Jahres, Hirtius und Pansa, geführt werden, unter selbständiger Teilnahme Octavians; was dieser den

Legionen versprochen, das sollte denselben nach dem Sieg auf öffentliche Unkosten zu Teil werden. Octavian nahm seinen Platz unter den Senatoren. Eine größere Aussicht gewann die Sache dadurch, daß der Senat zugleich mit den übrigen Verschworenen in Verbindung trat. Er gab Macedonien an Brutus, Syrien an Cassius zurück: alle Befehlshaber der Provinzen vom jonischen Meer gegen Morgen wurden angewiesen, denselben Gehorsam zu leisten.

Hierauf unternahmen nun die Heere des Senats und der Konsuln Hirtius und Pansa, vereinigt mit den Legionen Octavians, den beabsichtigten Zug gegen Antonius und setzten ihr Vorhaben mit dem besten Succeß ins Werk. Antonius, der den Decimus in Mutina belagerte, sah sich plötzlich von überlegenen Streitkräften, die zum Entsatze heranrückten, angegriffen. Es kam zu einem blutigen Zusammentreffen, in welchem die Legionen, die von Antonius abgefallen waren, sich mit besonderer Heftigkeit gegen die ihm treugebliebenen schlugen. Die Sümpfe von Mutina erfüllten sich mit Leichenhaufen. Von den Konsuln fiel der eine beim entscheidenden Angriff, der andere wurde tödlich verwundet. Der Erfolg war jedoch zu Gunsten ihrer Sache; Antonius wurde genötigt, die Belagerung aufzuheben. Decimus Brutus bekam wieder freie Hand: aus seinen Briefen sieht man, daß er sich Hoffnung machte, Antonius völlig aus Italien zu verjagen.

Indessen hatte Marcus Brutus in Macedonien acht Legionen gesammelt; er setzte zwei andere aus Macedoniern, für die er eine besondere Vorliebe hatte, zusammen. Cassius hatte in Asien sogar zwölf Legionen gebildet. Das auffallendste ist, daß Sextus Pompejus, der aus den Trümmern der Armee seines Bruders sich eine gewisse Macht gebildet hatte, die nach Cäsars Ermordung plötzlich wieder emporkam, unter Lepidus' Vermittelung mit dem Senat ausgesöhnt und zum Präfekten der Flotte und der See ernannt wurde. Er hatte seine Station in Massilia.

Die alten Pompejaner opferten den Göttern: denn sie seien wieder frei.

So gewann es das Ansehen, als ob die Republik nochmals zur Wirksamkeit gelangen, die republikanischen Ideen sich doch noch realisieren würden. An dieser prinzipiell verwirrten Stellung, die hierdurch entstand, nahm Cicero wenig Anstoß. Er meinte, Octavian, der jetzt eine große Rolle zu spielen anfing, für sich zu haben. Er glaubte wohl, mit Sextus Pompejus zur See und den siegreichen Legionen des Octavian und des Decimus Brutus zugleich Antonius erdrücken zu können. In der Republik Ciceros ist einmal davon die Rede, daß es inmitten der Parteien ein Oberhaupt geben müsse, welches er als Moderator bezeichnet. Man hat ihm eben in diesen Irrungen den Plan zugeschrieben, mit den Fasces, den Rutenbündeln auf dem Forum zu erscheinen und sich zum Diktator ernennen zu lassen. Dazu war er nun nicht fähig; er, der in der Niederwerfung Catilinas seinen größten Ruhm erblickte, wäre dann selbst als Nachahmer desselben aufgetreten. Aber so

schien es doch der Lauf der Dinge herbeizuführen, daß er selbst zu einer moderierenden Stellung in der Republik gelangte. Er hielt es für möglich, Octavian und Decimus Brutus, Lepidus und Sextus Pompejus mit dem Heere der Verschworenen unter denselben Fahnen zu vereinigen. Was in ihm lebte, war gleichwohl nicht gerade persönlicher Ehrgeiz; er schrieb der Idee der republikanischen Freiheit, die er in volltönenden Worten pries, und dem Begriff des Rechten, Guten und wahrhaft Großen, das in derselben liege, eine so unwiderstehliche Kraft zu, daß zuletzt jedermann sich vor ihr beugen müsse.

Allein dieser Idealismus täuschte ihn. Der Schein der Vereinbarung verdeckte ihm den ungeheuren Gegensatz, der unter den Männern und den Mächten obwaltete, und der nun im Augenblicke des Gelingens unverhohlen zutage kam. Unmöglich konnten die Veteranen Cäsars ruhig geschehen lassen, daß die von ihnen besiegte Macht der Pompejaner — denn als solche wurden auch die Verschworenen angesehen — den Umschlag ihres Glückes herbeiführen sollte, und zwar infolge ihrer Entzweiung. In verschiedenen Truppenteilen regte sich das Bewußtsein, daß ihre Sache eine gemeinschaftliche sei.

Wenn man den Mann angeben sollte, von welchem diese Ansicht hauptsächlich angeregt worden ist, so würde Lepidus zu nennen sein. Er hatte mit großer Geschicklichkeit seine Meinung verborgen, den Senat und Cicero für sich eingenommen, mit Sextus Pompejus verhandelt, so daß man ihn aufforderte, sich auch an der Unternehmung gegen Antonius vor Mutina zu beteiligen. Er hatte eine Abteilung seiner Truppen dazu herbeigeschickt. Diese aber waren in ihrem Herzen eher für Antonius, als gegen ihn.

Als Antonius seine Flucht nach Gallien nahm, eröffneten ihm die Truppen des Lepidus die Alpenpässe. Die Legionen selbst erklärten sich für Antonius, worauf der alte Bund zwischen Antonius und Lepidus erneuert wurde. Bald darauf trat in Italien ein analoges Ereignis ein.

In dem Augenblicke, daß Decimus Brutus gerettet wurde, erklärten sich seine Befreier gegen ihn. Die Legionen Cäsars hatte Decimus Brutus durch seine Teilnahme an dem Mord desselben auf ewig sich entfremdet. Die, von denen er erwartete, sie würden auf seine Seite treten, nahmen gegen ihn Partei; wohl nicht gerade auf deren Geheiß, aber einverstanden mit denselben, schlossen sich Munatius Plancus, Asinius Pollio, sowie Lepidus dem Antonius an.

Bald darauf sehen wir Antonius wieder siegreich gegen Decimus Brutus vordringen, der nun aber auch seinerseits von dem größten Teil seiner Truppen, die ursprünglich Cäsarianer waren, verlassen wurde und, indem er sich durch Illyrien nach Macedonien zurückzuziehen suchte, durch die Treulosigkeit eines barbarischen Gastfreundes umkam.

Indem Antonius und Lepidus zur Herrschaft in Gallien und in Oberitalien gelangten, erschien Octavian noch immer auf der Seite des

Senats. Er war mit Beistimmung desselben zum Konsul ernannt worden. Aber eben bei dieser Ernennung kam die Kluft, die zwischen ihnen bestand, zutage.

Diese Konsulwahl, die nach den Ereignissen von Mutina notwendig wurde, ist eine der merkwürdigsten, die jemals vorgekommen sind. Der vorwaltende Gedanke in Rom war, den Träger der republikanischen Ideen, Cicero, zum Konsul zu machen; in einem seiner Briefe aus dieser Zeit sagt Decimus Brutus: er würde darin die Rettung der Republik sehen. Cicero würde der Vernichtung Catilinas die Niederwerfung des Antonius zugefügt haben. Nach allem, was vorgekommen war, glaubte man auf die Beistimmung Octavians, der sich bisher von Cicero gefügig hatte leiten lassen, rechnen zu können. Aber Cicero selbst bemerkte: seit jener Entscheidung vor Mutina sei in dem Verhalten desselben eine auffallende Veränderung. Er schreibt dieselbe den Botschaften und bösen Ratschlägen, die Octavian von allen Seiten erhalten habe, zu. Dieser ließ einen Hochmut in sich blicken, den man sonst an ihm nicht kannte. Man hat immer erzählt, der sterbende Pansa habe den jungen Octavian darauf aufmerksam gemacht, daß er von dem Senat nichts gutes zu erwarten habe. Das wirksamste Motiv lag aber ohne Zweifel in jener Erhebung der cäsarianischen Legionen zu erneutem Selbstgefühl. Sie forderten die Wahl des Erben Cäsars zum Konsul: ein Centurio soll sein Schwert in dem versammelten Senat hervorgezogen haben, welches Octavian zum Konsul machen würde, wenn der Senat sich weigere. Diese Drohung reichte hin, um jeden Widerspruch zu ersticken. Octavian nahm die Wahl an. Unmöglich wäre es freilich nicht, daß er von Anfang seines Auftretens an Absichten dieser Art in sich genährt und sie nur verborgen gehalten hätte. Wenn man aber den Gang der Dinge unbefangen erwägt, so ist das nicht wahrscheinlich. Der junge Octavian folgte nur seinem natürlichen Interesse, wenn er vor allem danach trachtete, als der Erbe Cäsars betrachtet zu werden; er wendete sich dann an die Macht, durch die er allein hiezu gelangen konnte, den Senat und den damals mächtigen Cicero, der sich freute, an ihm einen gelehrigen Zögling zu finden. Man erstaunt über die Geschmeidigkeit, mit welcher der junge Mensch sich in die Verhältnisse zu schicken wußte. Damit ist aber noch nicht bewiesen, daß er den bewußten Plan gehabt habe, wenn die Zeit dazu komme, den Senat und Cicero wieder niederzuwerfen. Ein Gefühl einer solchen Notwendigkeit mag sich in ihm geregt haben; aber zum Bewußtsein war es ihm nicht gekommen. Das geschah erst, als sich eben infolge der Entscheidungen von Mutina in den cäsarianischen Legionen ein Gemeingefühl der Gefahr regte, in welche sie durch den Fortgang der republikanischen Ideen geraten mußten; die Legionen aber machten seine Stärke aus, er war auf sie angewiesen. Diese waren es nun, welche nichts davon hören wollten, daß ihr Oberhaupt noch zu jung sei, um Konsul zu werden; sie waren gegen Rom gerückt und erzwangen das Konsulat für Octavian. Darin lag jedoch

noch kein Übergang zu der entgegengesetzten Partei. Das Konsulat gab dem Octavian eine größere Autorität, als Antonius und Lepidus hatten; auch denen gegenüber wurde er mächtiger als bisher.

Einen sonderbaren Anblick gewährte es nun, den jungen Konsul an der Spitze cäsarianischer Legionen im Auftrage des Senats gegen Antonius und Lepidus vorrücken zu sehen, welche sich von dem Norden nach dem Süden bewegten. In der Gegend von Bononia begegneten einander die Heereszüge. Es hätte sich wohl voraussehen lassen, was dort geschehen würde: dennoch war die Welt von Erstaunen ergriffen, als es geschah.

Die beiderseitigen Streitkräfte trafen an einem kleinen Fluß, wahrscheinlich dem Lavino, aufeinander; hier aber hielten sie inne. In dem Flüßchen befand sich eine kleine Insel; diese ward zu einer Zusammenkunft der drei Führer ausersehen. Die Überlieferung ist, daß sie noch kein Zutrauen zueinander gefaßt hatten. Nach der glaubwürdigsten Tradition begab sich Lepidus zuerst auf das kleine Eiland, und nachdem er es untersucht und vollkommen sicher gefunden, schüttelte er sein Gewand: es war für die beiden anderen das verabredete Zeichen, herüberzukommen.

Sie ließen ihr Gefolge an den beiden Brücken, die man geschlagen hatte, zurück und traten auf den Platz. Es giebt ein eigentümliches Gefühl von Abgeschiedenheit, sich in der Mitte eines Gewässers auf festem Boden zusammenzufinden. Das charakteristische war hier, daß es zwei Feinde waren, die einander erst in städtischen Tumulten, dann im offenen Felde bekämpft hatten, zwischen denen ein dritter die Vermittelung übernahm. Sie konnte ihm nicht eben schwer werden, da die beiden Gegner und er selbst einer und derselben Partei angehörten: die Truppen, die sie bei sich hatten, waren sämtlich Cäsarianer. Was in dem Moment ihre Vereinigung notwendig machte, war die Gefahr, welche ihnen allen von der wieder emporkommenden Macht der Verschworenen drohte. Antonius hatte noch immer die Idee, den Tod Cäsars zu rächen, festgehalten; Octavian dagegen war auf eine oder die andere Weise auf den Gedanken Ciceros eingegangen, noch einen friedlichen Austrag zu finden und so die Republik zu erhalten. Aber schon hatte sich die Unmöglichkeit, diesen Plan durchzuführen, herausgestellt. Cicero hielt, so zu sagen, mit der einen Hand den Adoptivsohn Cäsars fest, indem er die andere zu einem der Mörder desselben, Decimus Brutus, ausstreckte: eine in sich selbst unhaltbare unmögliche Position. Das Ereignis ist nun, daß Octavian, obgleich er in dem Thun und Treiben der senatorischen Partei durch seine Truppen ohnehin die Oberhand erlangt hatte, sich von ihr losriß und auf die Seite des nach Rache dürstenden Antonius übertrat: ein in dem Moment unscheinbarer, in Dunkel gehüllter Auftritt, welcher aber eine Umwandlung in der allgemeinen Weltlage in sich begriff. Die Wahrheit trat hervor; der Schein wurde verlassen.

Auf der kleinen Insel wurde eine Session gehalten, bei welcher Octavian, der das Konsulat bekleidete, die vornehmste Stelle in der Mitte einnahm.

Man besprach sich zwei Tage lang von früh bis abends. Es mag sein, daß Octavian zögerte, doch wird dies nur bei Einem Punkt mit Bestimmtheit überliefert. Außer diesem, welcher die Schonung der Freunde betraf, fand sich keine erhebliche Schwierigkeit. Man mußte — darüber konnte es keine Meinungsverschiedenheit geben — der Macht der Verschworenen, die die östlichen Provinzen des Reiches beherrschte, entgegentreten. Die drei Männer waren glücklich genug, über die occidentalischen verfügen zu können. Antonius übernahm die Verwaltung der beiden Gallien, sodaß er hauptsächlich auf den Landkrieg angewiesen war, Octavian Afrika, Sardinien, Sicilien und die umliegenden Inseln, wodurch ihm dann vor allem die Bildung einer Seemacht zufiel. Lepidus sollte in dem nächsten Jahre zu dem Konsulat gelangen und in Italien bleiben, um es in Ordnung zu erhalten. Die Provinz Spanien, die ihm zugesprochen war, sollte er durch Stellvertreter verwalten lassen. Die zur Kriegführung bestimmten Legionen sollten unter die beiden anderen verteilt werden. Da nun aber hiebei die Treue der Legionen die Grundbedingung von allem ausmachte, so trug man kein Bedenken, sich derselben dadurch zu versichern, daß man achtzehn reiche und blühende Städte, vornehmlich im unteren Italien, als künftige Militärkolonien bezeichnete; noch in weit größerem Umfang als unter Cäsar sollten die Truppen die Früchte des Sieges genießen.

Als Octavian den Seinen die gefaßten Beschlüsse vorlas, wurde er mit Freudengeschrei empfangen. Es war das Gesamtinteresse der cäsarianischen Soldaten, das dadurch in Evidenz trat. Man dürfte sagen: nicht die Triumvirn hatten das sogenannte zweite Triumvirat geschlossen, sondern die Legionen hatten sich unter ihnen dahin vereinigt.

Unter welcher Autorität aber konnten die gefaßten Beschlüsse durchgeführt werden? Denn sie auf die bisherige Weise durch Senat und Volk ratifizieren zu lassen, war ein viel zu zweifelhafter Ausweg, als daß man ihn hätte ergreifen mögen. Der Beschluß war, ein Triumvirat zur Konstituierung der Republik zu gründen mit unbedingter Gewalt, und dies den drei Oberhäuptern von dem Volk votieren zu lassen. Von allem, was sie vornahmen, war nun das nächste, einen Beschluß dieses Inhaltes nachträglich bei dem Volke durchzusetzen. An drei aufeinanderfolgenden Tagen zogen die drei Heere in Rom ein, sodaß die Stadt den Anblick eines Heerlagers darbot. Dann wurde das Volk zusammenberufen und unter dem Schrecken der Waffen genötigt, die Vorschläge, die ein Tribun ihm machte, ohne weiteres anzunehmen. Alle seine anerkannten oder auch nur beanspruchten Rechte übertrug das Volk an die drei Männer, die an der Spitze des cäsarischen Heeres standen und nun nach Belieben über Krieg und Frieden, Leben und Tod verfügen konnten.

Was das zu bedeuten hatte, blieb keinen Augenblick zweifelhaft. Auf den Grund, daß Cäsar durch seine Milde und Schonung nur eine gräßliche Katastrophe über sich hereingezogen habe, hatten die drei Männer gleich bei ihrer ersten Zusammenkunft beschlossen, ihre Gegner aus dem Wege zu räumen,

vor allen die, welche Macht und Einfluß besaßen, sodann auch die, welche ein jeder als seine persönlichen Feinde betrachtete. In diesem Sinne wurden zuerst siebzehn Namen auf die Liste gesetzt. Indem die Heere einrückten, noch ehe jener Volksbeschluß erfolgte, wurden die Verurteilten in der Hauptstadt und außerhalb derselben aufgesucht und umgebracht.

Dann erfolgte ein Edikt über die Proskriptionen. In diesem heißt es: Durch den Tod Cäsars seien sie belehrt worden, daß die Bosheit der Feinde durch keine Güte besänftigt werden könne. Der Mann, der den Römern ein unbeschifftes Meer jenseit der Säulen des Herkules, unbekannte Länder eröffnet, sei von denen, die er gerettet, in dem Heiligtum der Beratung ermordet; man habe die Mörder alsdann nicht bestraft, sondern zu Statthalterschaften und Heerführungen ausgeschickt, von denen her sie das Vaterland bedrohen. Indem man nun im Begriff sei, sie jenseit des Meeres aufzusuchen, könne man dabei unmöglich unversöhnliche Feinde im Rücken lassen; auch das Heer sei beschimpft und müsse eine Genugthuung erhalten, Rom selbst seine Sicherheit. Deshalb, zu gutem Glück, erscheine hier ein Verzeichnis der zum Tode Bestimmten; die Triumvirn machen es öffentlich bekannt, damit die Strafe keinen Unschuldigen treffe.

Diesen Grund hatte einst auch Sulla bei seinen Proskriptionen angegeben; auf dessen Bahnen lenkte man ein — in geradem Widerspruch mit den Absichten Cäsars, der ein Gemeinwesen des Friedens und gegenseitigen Einverständnisses hatte errichten wollen. Aber durch seine Ermordung glaubte man autorisiert zu sein, seine Politik der Klemenz zu verlassen. Wie einst von der einen Seite Sulla, so schritten jetzt die Cäsarianer von der anderen Seite an das blutige Werk. Sie setzten einen Preis für jeden Kopf fest und bedrohten die mit Strafen, welche die Verurteilten bei sich aufnehmen würden.

In dem Verzeichnis las man die Namen von wenigstens hundertunddreißig Senatoren und zweitausend Rittern. Es waren alle die, welche im Kampfe gegen die Cäsarianer noch eine persönliche Bedeutung hatten, — angesehene Männer von gutem Namen, meistens begütert.

Wir wollen nicht alle die gräuelvollen Scenen aufführen, welche nun folgten. Die vornehmste Aufmerksamkeit ist auf Cicero gerichtet, den man wohl den Stützer der Republik genannt hat: denn eben diese Idee hat er noch einmal zur Herrschaft gebracht: dafür mußte er sterben. In anderen Fällen bundesgenossenschaftlicher Verbindung haben die, welche sie eingingen, ihre Freunde vorbehalten und gerettet. Diesmal opferten sie solche einander auf. Cicero war der Freund und Gönner des Octavian, zugleich der erbittertste Gegner des Antonius, gegen welchen er eben Senat und republikanische Verfassung zu verteidigen unternommen hatte. Bei dem allgemeinen Wechsel des Systems gaben sie ihre Freunde einander preis, Lepidus sogar seinen Bruder. Allgemein ist die Überlieferung — und ich sehe keinen Grund, sie zu bezweifeln —, daß Octavian sich lange gesträubt hat, Cicero aufzugeben. Es ist die vornehmste Schuld, die auf seinem Andenken haftet, daß er das dennoch

über sich gewann. Cicero wußte, was ihm bevorstand. Er hatte einen Versuch gemacht, in die See zu gehen, war aber durch Wind und Wellen und eigenes schlechtes Befinden davon abgehalten worden. Soeben ließ er sich wieder von seiner Villa zum Meere tragen, um womöglich zu entfliehen, als die Schergen ihn in einem Gebüsch, durch das er den Weg nahm, erreichten. Er sah sie starr an, sein sorgenvolles Haupt auf die linke Hand, wie er pflegte, gestützt. So wurde er ermordet. Die Diener, die nicht helfen konnten, verhüllten ihr Antlitz.

Wie der Tod des Demosthenes in der griechischen, so bezeichnet der Tod Ciceros eine Epoche in der römischen Geschichte. Die Zeiten waren vorbei, in denen ein Mann von allgemeiner Bildung durch Beredsamkeit auf dem Forum emporkommen und sich einen vorwaltenden Einfluß verschaffen konnte. Zwischen den miteinander kämpfenden Gewalten hatte Cicero noch immer einen Mittelweg gefunden, sich zu behaupten und die Idee des Guten und Rechten, die Idee der Republik selbst zu verteidigen. Aber die Epoche war gekommen, wo nur noch die Gewalt einseitig herrschen sollte.

Überhaupt war das die Folge der Ermordung Cäsars, daß gleichsam die ganze Generation, die noch in dem republikanischen Gedanken lebte, so gut wie vernichtet wurde.

Brutus und Cassius verzweifelten nicht daran, diese Idee dennoch aufrecht zu erhalten.

Cassius hatte sich in Syrien eben auch durch eine Art von Bürgerkrieg behauptet. Als das senatorische Heer noch in Afrika stand, hatte sich ein pompejanischer Führer nach Syrien geworfen und dort in Apamea eine feste Stellung genommen, nicht ohne Verbindung mit Parthern und Arabern. Von dem wurde Cassius unterstützt. Dagegen ließ sich jener Dolabella, der einst die Schuldgesetze in Rom umzuwerfen versucht hatte, durch Antonius' Einfluß, der noch allmächtig war, die Provinz Syrien, selbst den Krieg gegen die Parther vom Volke übertragen; er fand einen Rückhalt an Ägypten und Rhodus. Die Wechselfälle in Italien wirkten nun auch auf den asiatischen Krieg ein, aber in Syrien blieb Cassius der Stärkere. Dolabella sah sich in Laodicea übermannt und ließ sich dann von einem Prätorianer töten. Hierauf wandte sich Cassius gegen Rhodus; unbeirrt durch die Erinnerung an seine Studienjahre, die er dort verbracht hatte, eroberte er es und verhängte ein Blutbad über die vornehmsten Bürger. Indes griff Brutus die Xanthier an, die sich nach dem Vorbild ihrer Vorfahren dem Tode in den Flammen überlieferten.

Wenn einst Cäsar sich in ein gutes Verhältnis zu den Populationen zu setzen suchte, so übten die Republikaner ihre statthalterlichen Befugnisse mit rücksichtsloser Gewalt aus. Ihr Sinn war jetzt, die Kräfte ihrer orientalischen Provinzen noch einmal in den offenen Kampf gegen die im Occident zu voller Macht emporgekommenen Cäsarianer zu führen. Auch diese suchten, wie wir wissen, den Kampf, und rückten, schon diesseit des ionischen Meeres, gegen

sie heran. Brutus und Cassius, die sich in Sardes vereinigt hatten, faßten die Absicht, ihren Feinden den Übergang über die pangäischen Gebirge abzugewinnen.

Unter den thracischen Fürsten gab es zwei feindliche Brüder, in denen sich die allgemeine Entzweiung gleichsam repräsentierte. Der eine hielt sich zu der Seite der Republikaner und half ihnen den Weg durch die Gebirge finden. Der andere stand auf der Seite der Cäsarianer und trug dazu bei, daß diese im voraus benachrichtigt und veranlaßt wurden, ihre Gebieter zum eiligsten Herannahen zu mahnen. So trafen die beiden Heere an dem Fuße der Höhe Symbolon, wo König Philipp, der Vater Alexanders des Großen, die Stadt Philippi errichtet hatte, zusammen. Der Unterschied zwischen beiden Heeren lag auch diesmal darin, daß die Verschworenen, aus Asien kommend, große Scharen von arabischen, parthischen, selbst medischen Bogenschützen bei sich hatten. Eben durch diese wurden sie den Gegnern an Zahl überlegen. Aber die Hauptmacht bestand auf beiden Seiten aus römischen Legionen, freilich in der Weise, wie man sie jetzt zu bilden angefangen hatte. Sie sollen auf der einen und der anderen Seite 80000 Mann betragen haben, welche Zahl sich nur dadurch erklären läßt, daß Sklaven und Leibeigene unter die Waffen gestellt worden waren. Der Kampfpreis, um den sie rangen, war in der That der Rede wert. Marcus Brutus liebte es, an den Stifter der Republik zu erinnern. Auf seinen Münzen, die ihn selbst als Imperator darstellen, erscheint auf der Rückseite sein vermeinter Ahnherr, der erste Konsul, mit Liktoren. Die merkwürdigste derselben ist die, auf der das Symbol der Freiheit mit zwei Dolchen und der Beischrift: Idus des März, erscheint. Brutus und Cassius begründeten ihr Recht auf den Senat, von welchem einige Mitglieder, selbst entkommene Proskribierte, sich bei ihnen aufhielten. Sie erklärten: nach der Ermordung Cäsars sei nur das vollstreckt worden, was der Senat gewollt habe: dieser habe dann ihnen in legaler Weise ihre Provinzen übertragen, deren sie nun von den Urhebern der Proskriptionen, durch welche Italien mit Blut befleckt worden sei, wieder beraubt werden sollten. Man dürfte nicht sagen, daß es bloß die aristokratische Freiheit gewesen, welche sie verfochten. Ebensoviel lag ihnen an der Wirksamkeit der Volksgemeinde. Sie erinnerten ihre Legionen daran, daß sie ja selbst Mitglieder dieser Gemeinde seien und deren Rechte gegen die verteidigen müßten, durch welche dieselben vernichtet würden. In den beiden Führern stellte sich das republikanische Prinzip dar, jedoch nicht ohne eine persönliche Divergenz. Brutus, milde und nachgiebig von Natur, war mit dem ganzen Gemüt bei der Sache. Cassius dagegen zeigte sich gebieterisch und forderte unbedingten Gehorsam; er sah die Sache mehr aus dem Gesichtspunkt eines Kriegsmannes und Politikers an. Er ließ sich Ungesetzmäßigkeiten, welche von seinen Unterbefehlshabern begangen wurden, obwohl er sie mißbilligte, doch äußerlich gefallen, weil er mit ihnen nicht in Streit geraten wollte. Brutus, der das öffentlich tadelte, wünschte nichts mehr als ein baldiges Zusammentreffen,

nicht allein, weil er auf einen Sieg hoffte, hauptsächlich auch darum, um die Welt von dem Ungemache zu befreien, einen allgemeinen Krieg zu ertragen. Die Größe der zu erwartenden Entscheidung schwebte ihm immer vor Augen. Was in seiner Seele vorging, davon zeugt jene Erscheinung, die er einst in der Nacht gehabt haben soll. Er pflegte nach gehaltener Mahlzeit zu ruhen, denn er bedurfte wenig Schlaf, um dann die Nacht arbeitend oder lesend zu verbringen, bis die Kriegstribunen oder Centurionen, um seine Befehle zu empfangen, bei ihm erschienen. Damals nun in seinem Zelt, das spärlich erleuchtet war, noch in seiner Arbeit begriffen, sah er plötzlich eine dunkle Gestalt an seiner Seite. „Wer bist du?" fragte er. Er meinte die Worte zu hören: „Ich bin dein böser Genius, Brutus, ich werde dich bei Philippi wiedersehen." „Ich werde dich sehen", erwiderte Brutus.

Was heißt das nun aber: „dein Genius"? — Nach der Vorstellung der Alten war jedem Menschen ein Genius beigegeben, der ihn nicht verließ bis zu seinem Tode, seine Freuden und Leiden mitempfand und sich erst bei seinem Tode von ihm trennte. Dies war der Genius, den Brutus in dieser äußersten Krisis vor sich zu sehen glaubte.

Er sprach darüber mit Cassius, der aber die Realität mit Gründen bestritt, wie sie noch heute gegen Gesichte dieser Art vorgebracht werden. Er leugnete die Existenz der Dämonen: sollten dieselben aber wirklich existieren, so würden sie der guten Sache zu Hülfe kommen, zum Glück für sie beide.

So lautet die Überlieferung, die dann noch bezeichnende Züge hinzufügt. Nach derselben sagte Brutus: er habe einst den Selbstmord Catos getadelt, weil man dem Dämon nicht zu entrinnen suchen, sondern ihn bestehen müsse. Jetzt aber sei seine Meinung eine andere. Noch einmal wolle er sich mit dem Feinde schlagen; aber zum letzten Male. Falle die Entscheidung gegen ihn aus, so werde er nicht weiter daran denken, sich der Freiheit, die er jetzt genieße, zu erfreuen, sondern aus dem Leben scheiden. Sein Sinn war, entweder die Welt der Herrschaft der Triumvirn zu entledigen, oder wenigstens sich selbst durch den Tod frei zu machen. „In dieser Gesinnung", sagte Cassius, der sie teilte, „werden wir unseren Feind entweder besiegen oder ihn doch nicht zu fürchten brauchen." Dieses republikanische Selbstgefühl ist niemals wieder in der Welt erschienen, so wenig, als die Bedingungen, auf denen es beruhte. Darüber mußte nun der bevorstehende Waffenkampf entscheiden: entweder Herrschaft der Republikaner oder der Nachfolger Cäsars.

Bei Philippi ist es zu zwei Schlachten gekommen; die erste entsprang daraus, daß Antonius die Mittel fand, einen Sumpf, welcher das Lager des Cassius deckte, zu überschreiten, Cassius aber, sowie er das inne wurde, das Vorrücken des Feindes durch Verschanzungen zu verhindern wußte. An dem Kampfe, der sich hierüber entspann, war Brutus, der in einem zwar äußerlich verbundenen, aber doch für sich selbst bestehenden Lager stand, unbeteiligt und trug Bedenken, dabei mitzuwirken. Der Ungestüm seiner Truppen jedoch, die einer Feldschlacht in ihrer Nähe nicht ruhig zusehen mochten, riß ihn fort.

Sie fielen auf das Lager des Octavian, wo sie nur wenig Widerstand fanden. Der junge Führer, der an einer Krankheit litt, hatte, wie er behauptet, durch ein Vorzeichen gewarnt, das Lager verlassen; es fiel in die Hände der Republikaner, die sich nicht abhalten ließen, dasselbe zu plündern, statt an der Hauptschlacht teilzunehmen. Dadurch aber wurde Antonius zu doppelter Kühnheit angefeuert. Die Thatkraft, die sein ganzes Leben erfüllt hat, zeigte sich nirgends stärker, als bei dem Angriff, den er nun unternahm. Unter einem Hagel von Wurfgeschossen rückte er auf die Höhe, welche die Truppen des Cassius inne hatten, heran, überwältigte jene Verschanzungen, die ihm noch immer im Wege standen, und stürzte sich dann auf deren Lager. Diese Truppen des Cassius haben doch hiebei nicht mit der Ausdauer gefochten, die der Feldherr von ihnen forderte. Cassius ergriff in dem Getümmel selbst eine Fahne und befestigte sie in dem Boden: aber das Prästigium, das sich an die Fahne knüpft, wirkte nicht mehr in seiner vollen Stärke. Auch seine Reiterei suchte das Weite. Antonius stürmte jetzt das Lager des Cassius und nahm es mit geringer Mühe. Cassius, auf eine benachbarte Höhe zurückgezogen, sah seine Macht gebrochen, sein Lager in den Händen der Feinde. Man sagte ihm vergeblich, daß Brutus siege; er sprach den Wunsch aus: Brutus möge den Kampf als alleiniger Führer glücklich durchführen; aber für ihn hatte derselbe keine Bedeutung mehr. Er tötete sich selbst.

Brutus pries ihn als den letzten der Römer, der noch gelebt habe. Nicht ganz gern sah er den Oberbefehl in seine Hand allein gelegt: Cassius sei jetzt von Sorgen frei, die auf ihm lasteten; wohin würde er selbst unter dieser Bürde geraten. Aber das war nun allerdings die Stellung, die er einnahm; es war die größte, die ihm zu Teil werden konnte, und noch fehlte es ihr nicht an Aussicht. Eben damals nämlich war es auch zwischen den Flotten bei den Übergängen von Italien nach Illyrien zu einem Kampf gekommen, in welchem die Republikaner die Oberhand behielten. Sie sollen sich einer Art von Feuergeschütz bedient haben, wie dies schon in den griechischen Seeschlachten zur Anwendung gekommen ist. Die cäsarianische Flotte war eine von einem Triremengeschwader begleitete Transportflotte; ihre Zerstörung hatte den Erfolg, daß die cäsarianischen Legionen, die dem Brutus gegenüberstanden, in Mangel an Lebensbedürfnissen gerieten. Thessalien war bereits erschöpft, während Brutus von Thasos her auf einer Straße, die er mit befestigten Posten versehen hatte, einer sicheren und vollkommen hinreichenden Zufuhr genoß. Brutus vermied jetzt eine Schlacht; er hatte seine Truppen gewarnt, sich nicht in einseitige Raufereien einzulassen, die zu einem Kampf führen könnten, ehe er es selbst befehle. Und ein paar Wochen folgten sie willig der Warnung des Feldherrn; allmählich aber wurden ihnen die Angriffe der Cäsarianer und die mit denselben verbundenen Verhöhnungen unerträglich. Man brachte Aufforderungen der Feinde in ihr Lager, entweder zu ihnen überzugehen, worauf es dann nicht an Belohnungen für sie fehlen würde, oder sich als Männer zu zeigen und zur Schlacht herauszukommen. Hierdurch

gereizt, drängten sie Brutus zur Schlacht. Die Kriegsobersten vermeinten überhaupt an der Heerführung teilnehmen zu können. Ihr Sinn war, noch einmal ernstlich und mit aller Macht zu schlagen, was sie ihrem Imperator auf das heiligste versprachen; allein nur eben diesmal. Das Glück der Schlacht sollte über ihr ferneres Verhalten entscheiden. Und noch dringender als einst bei Pharsalus war die Lage der Cäsarianer. Sie wußten, daß sie schlagen und siegen mußten, oder verloren seien. So kam es, dreiundzwanzig Tage nach der ersten, zu einer zweiten Schlacht von Philippi, welche die entscheidende werden sollte.

Der Kampf war, wenn wir dem einzigen zuverlässigen Berichte darüber trauen, einer der hartnäckigsten, welche vorgekommen sind. Man hatte kaum noch ein Gefühl davon, weder auf der einen noch auf der anderen Seite, daß man mit Mitbürgern schlage. Wie dort bei Munda, hielten auch hier beide Teile, Mann bei Mann, auf das tapferste Stand. Endlich aber erlangten die Cäsarianer — man kann nicht zweifeln, durch die Überlegenheit ihrer von Cäsar selbst stammenden Mannszucht und Kriegsübung — die Oberhand. Sie nahmen die Thore und Zugänge des republikanischen Lagers ein, und zugleich ließ Antonius die Straße besetzen, die zum Meere führte; weiterer Rückzug wurde dadurch unmöglich. Faktisch waren die Republikaner unbesiegt, allein ihr Vertrauen zu ihrer Sache war geschwunden, und als Brutus bei seinen Legionen anfragen ließ, ob sie gesonnen seien, sich mit ihm durchzuschlagen, was vielleicht nicht unmöglich gewesen wäre, antworteten sie: nachdem sie oft das Glück vergebens versucht hätten, seien sie nicht gesonnen, durch einen erneuerten Kampf sich die Hoffnung des Friedens auf immer abzuschneiden. An dieser Stelle war es das dritte Mal, daß dieser Gedanke hervortrat, der wie ein Verhängnis über dem Heere schwebt. Die Legionen ließen Brutus wissen, er möge für sich selbst sorgen. Was blieb dann für Brutus übrig? Die Idee, die Republik wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten, die sein Leben bisher bestimmt hatte, mußte aufgegeben werden. Er rief einen seiner Vertrauten, des Namens Strato, und stürzte sich in das Schwert, das dieser ihm mit beiden Händen entgegenhielt. Auch viele andere haben sich umgebracht: denn als das äußerste der Übel sahen sie an, lebendig in die Hände der Feinde zu geraten. Dieser Tag kann als das Ende der römischen Republik angesehen werden. Das Heer, noch etwa 14000 Mann stark, überlieferte sich dem Antonius und Octavian. Alle Besatzungen der Kastelle folgten seinem Beispiel.

Neunzehntes Kapitel.

Zerwürfnis zwischen den Cäsarianern.

Wenn nun die Republik nicht mehr war, weder eine Entscheidung des Senats, noch eine freie Bestimmung des Volkes, noch ein Heerführer, um diese Rechte zu behaupten: was trat an ihre Stelle? Um es mit einem Worte auszusprechen: es war die Herrschaft der Legionen. Denn das Gemeingefühl der cäsarianischen Legionen war es, welches die Verbindung zwischen Antonius und Lepidus hervorgebracht und Octavian in den Stand gesetzt hatte, in Rom selbständig aufzutreten. Jetzt waren ihnen ihre Gegner, die Mörder Cäsars, und alles, was sich denselben angeschlossen hatte, erlegen. Sie waren Herren und Meister der römischen Welt. In der Natur dieses Ereignisses lagen jedoch wieder neue Aufgaben für die Zukunft. Vor allem: die Legionen mußten befriedigt werden, was eine Veränderung in dem Besitzstand namentlich Italiens erheischte und leicht neue Entzweiungen herbeiführen konnte. Alles aber lag daran, solche zu vermeiden. Die Imperatoren mußten in dem Verhältnis der Bundesgenossenschaft, in welchem sie standen, erhalten werden; sie mußten nicht allein die Früchte des Sieges teilen, sondern auch eine lebensfähige Regierung begründen.

Lepidus, der in Italien zurückgeblieben, war gegen die beiden anderen Triumvirn, die den Krieg geführt hatten, bereits sehr zurückgetreten. Im ersten Momente spielte Antonius, dem der Sieg vor allem zu danken war, und dem der Ruhm desselben zu Gute kam, die vorwaltende Rolle.

Er wandte sich nach Asien. Eine seiner vornehmsten Anordnungen war, daß die Abgaben, welche in neun aufeinander folgenden Jahren fällig sein würden, in den nächsten zwei Jahren erlegt werden sollten; worin schon ein Nachlaß lag: denn ursprünglich hatte er den zehnjährigen Ertrag in einem Jahre verlangt. Wenn die Asiaten sich darüber beklagten, so bemerkte er: sie seien glücklich, daß ihre Städte nicht auch den Legionen als Kolonien angewiesen würden; nur in Bezug auf die, welche von Brutus und Cassius mißhandelt worden, ließ er Gnade walten. Xanthus sollte wieder aufgebaut werden; den Rhodiern überließ er einige Inseln, wie Naxos und Andros, zur Erneuerung ihres Anteils an der Seeherrschaft. Das reiche, durch Naturprodukte und Gewerbe blühende Tarsus, das von Cassius wegen seiner Anhänglichkeit an Cäsar schwere Unbill erfahren hatte, erklärte er für frei; den Bürgern, welche in die Sklaverei verkauft worden waren, gab er die Freiheit zurück und erließ der Stadt die Steuern. Aus Syrien verjagte er eine Anzahl kleiner Dynasten, welche sich in den letzten Jahren des parthischen Einflusses daselbst festgesetzt hatten. Nicht überall kam er zum Ziel. Die Palmyrener, die er für ihre Verbindung mit den Parthern zu bestrafen gedachte,

zogen sich über den Euphrat und überließen seinen Reitern eine leere Stadt. Anfangs war er sehr gemäßigt; er schonte alle, welche sich an ihn wandten, ausgenommen die unmittelbaren Teilnehmer an der Verschwörung.

In Cilicien erschien Cleopatra, die ihn schon vorlängst kannte, bei ihm, in dem prächtigen Aufzug einer Königin, die zugleich wie eine Aphrodite angethan war, mit einem Reize, den auch die gereifte Weiblichkeit besitzt. Cleopatra hatte in der That einiges Verdienst um Antonius. Sie war in dem Kampfe zwischen Cassius und Dolabella niemals zu dem ersten übergetreten; sie unterstützte vielmehr Dolabella. Diese Haltung, die sie allen Einwendungen, die man wider ihr Verhalten machte, gegenüber mit Geist und Kunde verteidigte, ihre Erscheinung und ihre Persönlichkeit rissen Antonius hin; er war von diesem Tage an mehr der Diener der ägyptischen Königin, als der Triumvir. Ihr zu Gefallen ließ er ihre Schwester Arsinoe, die sich unter den Schutz der Artemis nach Milet geflüchtet hatte, sowie Ptolemäus, den angeblichen Sohn ihres Bruders, töten. Dann begab sich Antonius selbst nach Ägypten. Hier erschien er aber nicht in der Toga, sondern in der hellenischen Stola Quadrata, ganz als Privatmann. Er besuchte die Stätten geistiger und körperlicher Gymnastik; übrigens lebte er für Cleopatra.

Während Antonius den Orient einnahm, auch zu dem Zwecke, das zur Befriedigung der Truppen nötige Geld zusammenzubringen, war Octavian mit der ungleich schwierigeren Aufgabe beschäftigt, die Ausstattung der Truppen mit dem Landbesitz, der ihnen versprochen war, ins Werk zu setzen.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Philippi war ein Vertrag zwischen Octavian und Antonius geschlossen worden, in welchem die Provinzen, die der Administration eines jeden von ihnen vorbehalten sein sollten, bestimmt wurden. Spanien und Mauretanien fielen dem Octavian, Gallien dem Antonius anheim. Lepidus, der wegen seiner Verbindungen mit Sextus Pompejus in Verdacht geriet, sollte das eigentliche Afrika erhalten, jedoch erst dann, wenn jener Verdacht sich ungegründet erweise. Italien, welches ungeteilt blieb, fiel nun doch notwendig unter die Autorität des Octavian, da diesem die Befriedigung der Truppen überlassen war. Das Triumvirat, welches noch bestand, verwandelte sich faktisch in ein Duumvirat: Antonius und Octavian hatten einander versprochen, daß jedweder alles genehmigen wolle, was der andere in seinem Bezirke verfüge. Octavian kam noch krank nach Brundisium, genas aber bald und schritt nun, weder durch Lepidus, noch durch den Bruder des Marcus Antonius — Lucius, der damals Konsul war, — gehindert, an die widerwärtige, aber nunmehr unvermeidlich gewordene Aufgabe, die den Truppen gemachten Versprechungen zu erfüllen. Wie berührt, achtzehn blühende Städte waren ihnen als künftige Militärkolonien angewiesen. Eine allgemeine Bewegung erhob sich unter diesen, als sie von dem Schicksal vernahmen, das ihnen bevorstehe: offenbar hätten doch alle italischen Städte, meinten sie, herbeigezogen werden müssen, und man

müsse ihnen wenigstens irgend eine Entschädigung gewähren. Da war aber nur wenig zu erreichen. Wie einst die alten Römer ihre Militärkolonien in fremde Gebiete geführt hatten, so unternahm jetzt die in den bürgerlichen Irrungen zur Übermacht gelangte Partei, dasselbe System zu ihren eigenen Gunsten durchzuführen. Was schon Pompejus für seine Veteranen verlangt, die Ausstattung derselben mit öffentlichem Gut, was seit Cäsar weiter ausgedehnt und durchgeführt wurde: das sollte nun im größten Maßstabe für die geschehen, welche bei Philippi mitgefochten hatten, und zwar zum Vorteil der Veteranen sowohl des Antonius, als des Octavian. Octavian übernahm für beide die Kolonien auszuscheiden und zu bestimmen. Die Freunde des Antonius wurden schon hierüber mißvergnügt: besonders dessen Gemahlin Fulvia. Sie machten den Anspruch, die Deduktoren der Kolonien für die Truppen des Antonius selbst zu bestimmen. Man wollte bemerken, daß Octavian die bestbelegenen Plätze für sich selbst behalte.

Diese Differenzen traten jedoch zunächst vor der allgemeinen Unruhe zurück, welche die Aufteilung des Landes allenthalben in Italien hervorrief. Es war eigentlich eine durchgreifende Veränderung des Besitzes und zum Teil der Population, welche vorgenommen wurde. Die Gewaltsamkeiten der Veteranen waren unerträglich. Dem Oberanführer selbst wurde es in Wahrheit nicht leicht, seine Autorität zu behaupten: nur mit eigener Lebensgefahr hat er tumultuarische Versammlungen besucht, aber sie dann durch Mäßigung und Klugheit im Zaum zu halten verstanden. Das hinderte aber nicht, daß die Truppen nicht über die Grenzen, die ihnen gesteckt waren, noch hinausgegangen wären: auch in den, ihren neuen Kolonien nahe gelegenen Ländereien nahmen sie das beste für sich selbst.

Wie es herging, davon bietet sich ein allgemein bekanntes Beispiel in der Geschichte des Virgilius dar, welcher ein kleines Erbgut in Andes bei Mantua besaß, aber von den Veteranen, denen Cremona angewiesen worden war, verdrängt wurde. Glücklicherweise verschaffte ihm sein Talent persönlichen Schutz bei Asinius Pollio und Octavian.

Den lautesten Widerhall fanden die Klagen in der Hauptstadt selbst, wohin alle Bedrängten flüchteten, und wo man sich auch deshalb schlecht befand, weil die Zufuhr noch immer durch Sextus Pompejus, wenn nicht gehindert, doch erschwert wurde.

Dazu aber kam auch noch eine politische Betrachtung: denn alles, was vorgehe, sei doch eigentlich die Folge der auf jener Flußinsel getroffenen Übereinkunft, welche zur Unterwerfung der Stadt selbst geführt habe. Man legte Wert darauf, daß die damals den Triumvirn zugestandene außerordentliche Gewalt ihnen doch nur auf einige Jahre bewilligt worden sei. Allein die alte Verfassung werde auch dann nicht wiederhergestellt werden; Rom werde nicht mehr auf freie Bürger zählen können, sondern auf Menschen angewiesen sein, welche, an militärische Unterordnung gewöhnt, nichts thun würden, als was man ihnen befehle. Eine Art Verzeiflung ergriff auch die

gemeinen Leute. Die Handwerker verließen ihre Werkstätten: denn man müsse ja doch zu Grunde gehen. Man bedürfe keiner Magistrate mehr, da sie nichts vermöchten.

Da ist es nun geschehen, daß der damalige Konsul Lucius Antonius, der Bruder des Marcus, den Mut faßte, sich dieser Bewegung anzuschließen. Er fühlte sich gekränkt, wenn er sah, daß Octavian alles vermöge und von einer zahlreichen Leibwache beschützt werde, während er unbedeckt sei und bleibe. Das Amt der Konsuln war nicht aufgehoben, aber der absoluten Gewalt der Legionen und ihres Führers gegenüber hatte es keine Autorität mehr.

Insofern hat die Erhebung des Lucius Antonius eine gewisse Bedeutung. Sie bezeichnet den Widerstreit der Reste der alten Civilverfassung gegen die neue Militärgewalt. Dem Lucius Antonius kam es dabei zu statten, daß unter den Anhängern seines Bruders das Verfahren des Octavian das größte Mißvergnügen erregt hatte, dem eben Fulvia Ausdruck gab. Doch kann man nicht zweifeln, daß in Lucius Antonius sich noch eine andere Ader regte: er wünschte Octavian zu beseitigen, der nach der Alleinherrschaft strebe, dann aber unter seinem Bruder das aristokratische Regiment wiederherzustellen, wie es früher bestanden habe. Aristokratisch und demokratisch wird hier vermischt. Beides drückt nur den Gegensatz gegen die militärische Gewalt aus, welche alles überflutete. Daß Marcus Antonius von Asien her hierauf eingewirkt habe, läßt sich nicht beweisen und kaum annehmen; er würde damit seinen mit Octavian bei Philippi geschlossenen Vertrag gebrochen und für den Fall, daß dieser die Oberhand behielt, die Anerkennung seiner eigenen Akte im Orient zweifelhaft gemacht haben. Fulvia und Lucius Antonius trugen kein Bedenken, sich dem Octavian entgegenzusetzen: jene im Interesse der Veteranen und der Militärregimenter selbst — es war eine Frau, die mit dem Schwert gerüstet unter den Truppen erschien, — dieser mehr im Interesse des Volkes und der durch die Anordnungen des Octavian Bedrängten und Verletzten. Man hat versucht, Lucius mit Octavian auszugleichen; namentlich war eine Versammlung der Veteranen in Gabii, bei der sie beide erscheinen sollten, darauf berechnet; aber „diesen Senat in Halbstiefeln" wollte Lucius Antonius nicht anerkennen. Er vermied, daselbst zu erscheinen. Zwischen seinen Leuten und denen des Octavian kam es hiebei bereits zum Handgemenge. Wollte Lucius etwas ausrichten, so mußte auch er sich bewaffnen. Seine Haltung war zwar eine zweideutige, aber doch eine solche, der das Volk sich anschloß. Durch ganz Italien wurde von beiden Seiten geworben. Die Sendboten des Octavian und seine Werber wurden aus manchen Städten vertrieben; man versagte ihm die Anlehen, die er bei den Tempelschätzen zu machen gedachte.

Während er beschäftigt war, die Gegner, die sich an verschiedenen Stellen offen erhoben, niederzuwerfen, wußte Lucius Antonius, nicht ohne geheimes Einverständnis, nach Rom vorzudringen, wo er dem Volke die Aussicht eröffnete, daß es der triumviralen Gewalt entledigt werden sollte,

und von demselben als Imperator begrüßt wurde. Es war ein Moment von nicht geringer Verlegenheit für Octavian. Durch seine Entzweiung mit den Antonianern geschah, daß Sextus Pompejus von vielen als der Mann angesehen wurde, der die gerechteste Sache führe. Wer sich beleidigt fühlte und noch Kräfte hatte, nahm seine Zuflucht zu ihm, bei dem man Rettung zu finden hoffte. Sextus war damals durch ansehnlichen Zuzug und mächtige Flotten von den Anhängern des Brutus und Cassius verstärkt worden. Marcius, ein alter Anhänger Cäsars, der dann aber in Syrien zu Cassius übergegangen war, und der alte Vorfechter der republikanischen Ideen, Domitius Ahenobarbus, waren zu ihm gestoßen; von Mauretanien her übte König Bocchus unter dem Einfluß des Lucius Feindseligkeiten gegen die Befehlshaber des Octavian in Iberien aus — was dann alles auf die Zustände in Italien zurückführte.

Aber eben dieser Moment ist es, von dem die eigentümliche Größe des Octavian ausging. Bisher hatte er immer die zweite Rolle gespielt: wie in seinem Verhältnis zu Cicero und den Republikanern, so in der Verbindung mit Antonius und Lepidus, die ihn doch mit sich fortrissen; selbst in dem Kriege gegen Brutus und Cassius. Zum erstenmal stand er jetzt ganz allein. Denn auf Marcus Antonius, dessen nächste Angehörige ihn vielleicht ohne dessen Willen befehdeten, konnte er wenigstens nicht rechnen. Sein Vorteil lag darin, daß er keineswegs die beste, aber doch die stärkste Sache, die der Veteranen, verfocht: denn die populären Hinneigungen des Lucius konnten den Veteranen, weder der einen noch der anderen Partei, willkommen sein. Lucius baute auf die Hülfe der Truppen seines Bruders, die aus dem transalpinischen Gallien heranzogen; aber deren Führer Asinius und Ventidius waren doch selbst ihrer Sache nicht gewiß und eilten wenigstens nicht, ihm zu Hülfe zu kommen. Von beiden Seiten auf seiner Straße von den Truppen des Octavian bedrängt, wandte er sich rückwärts und nahm Stellung, anfangs bei Perusia. Hier umgab ihn nun Octavian mit einer jener großen Cirkumvallationen, welche überhaupt die Stärke der römischen Belagerungskunst ausmachten. Noch einmal wußte Fulvia eine nicht unbedeutende Kriegsmacht ins Feld zu bringen, die aber dann doch nicht stark genug war, um einen Entsatz zu versuchen. Lucius dachte sich durchzuschlagen, oder durch Ausfälle die Belagerungswerkzeuge zu zerstören. Er war überaus tapfer; aber seine Versuche wurden zurückgewiesen.

Neben Octavian erscheint hier zum erstenmal Vipsanius Agrippa, sein Jugendfreund und Studiengenosse in Apollonia, ein geborener Kriegsmann, neben dem aber auch Octavian ein selbständiges Talent entwickelt. Wir haben eine aus authentischen Denkwürdigkeiten der Zeit entnommene Schilderung dieser Belagerung bei Appian übrig, welche ein Gefühl für die Frage des Moments enthält und erweckt. Aus dieser lernt man die würdige und männliche Haltung kennen, welche Lucius Antonius in der Mitte der Gefahren und bei der Entscheidung bewahrte. Er faßte zuletzt den Entschluß, sich ohne

vorangegangene Sicherung in das Lager des Octavian zu begeben, um die Schuld, die er ehrgeizig genug war allein auf sich zu nehmen, auch allein zu büßen.

Octavian begegnete dem Feinde, der sich überwunden bekannte, mit einer Großmut, die doch zugleich Klugheit war. Man sah in kurzem die bisherigen Feinde das Feldgeschrei des Tages von Octavian holen. Auf die Bitten der Seinen gewährte der Sieger den anderen Verzeihung unter der Bedingung, daß sie in Zukunft die nämliche Gesinnung hegten wie jene.

Das hinderte Octavian aber nicht, daß nicht dennoch auf den Wunsch der Truppen die getötet wurden, welche für die vornehmsten Feinde desselben galten.

Die Entscheidung von Perusia hatte nun die größten Folgen für Italien. Die Truppen, die für Antonius im Felde standen, wichen an die See zurück. Ein anderes Heer, das eben im Begriffe war, über die Alpen nach Italien vorzudringen, wurde nach dem Tode seines Befehlshabers, Fufius Calenus, von Octavian dahin gebracht, zu ihm überzugehen. Mit einem Schlage gewann er elf Legionen. Er ließ sie bestehen, wie sie waren, setzte ihnen aber einige andere Befehlshaber.

Jetzt erst trat eine wirkliche Entzweiung mit Antonius hervor. Antonius, der sich in Asia propria aufhielt, wahrscheinlich doch nicht ohne die Absicht, demnächst nach Italien zu gehen, gab große Unzufriedenheit kund, als er von den Ereignissen bei Perusia hörte. In Athen traf er die Fulvia, aber er bezeigte ihr auffallende Mißachtung; sie ist kurz darauf gestorben. — Indessen waren nun aber die Führer seiner Truppen in Italien mit Domitius Ahenobarbus in Verbindung getreten, was denn eine Annäherung des Antonius selbst an Sextus Pompejus anbahnte, die doch sehr eventueller Natur war: nämlich für den Fall, daß es zwischen Antonius und Octavian zum Kriege komme: für Octavian selbst eine nicht geringe Gefahr, da die vereinigten Flotten fünfhundert Segel betrugen und Italien an allen Seiten gefährden konnten. Seine Sorge war nun vor allem, Italiens vollkommen Meister zu werden. Lepidus wurde mit den Legionen, denen man am wenigsten traute, nach Afrika abzugehen veranlaßt. Die Veteranen, welche der Meinung waren, unter dem Einfluß des Pompejus würden viele zurückkommen, die ihres Besitzes entsetzt worden, hielten umsomehr an Octavian fest. Es ist, wie gesagt, eine seiner ersten politischen Handlungen, daß er sich Italiens vollkommen versicherte. Als Antonius in Brundisium landen wollte, wurde ihm von den Einwohnern die Aufnahme versagt, eben deshalb, weil er mit Ahenobarbus und Pompejus verbündet sei.

Da schien es nun zu einem ernstlichen Zusammentreffen zwischen Antonius und Octavian kommen zu müssen, das um so mehr sagen wollte, da Octavian nach dem Übergang jener elf Legionen auch Gallien und Iberien beherrschte, Antonius aber den Orient. Wenn es zum Schlagen zwischen ihnen kam, geriet der ganze Zustand von Orient und Occident in Frage. Was aber hat nun hier den Zusammenstoß verhindert?

Antonius belagerte Brundisium, Octavian eilte herbei, es zu entsetzen. Indem der Konflikt zwischen beiden unmittelbar bevorzustehen schien, sind die Veteranen aus beiden Lagern zusammengetreten, um einen solchen unter allen Umständen zu verhindern. Sie forderten die beiden Heerführer auf, sich untereinander zu verständigen, und bedrohten Antonius ausdrücklich mit ihrer Feindseligkeit, wenn er sich dieser Forderung nicht füge. Einige Freunde von beiden Seiten traten ein; vor allen Coccejus Nerva war dabei thätig, um das Verständnis herbeizuführen.

Und diesen ist es nun damit gelungen. Noch ehe der Krieg eigentlich recht ausgebrochen war, wurde er beigelegt.

Gewiß ist es von Bedeutung, daß zwischen den beiden Oberhäuptern ein verwandtschaftliches Verhältnis begründet wurde.

Fulvia war gestorben; die Schwester des Octavian, Octavia, entschloß sich, dem großen Nebenbuhler ihres Bruders die Hand zu geben, obwohl sie seine Leidenschaft für Cleopatra kennen mußte und kannte. Octavia ist eine der größten Frauengestalten der Epoche; sie trug zum Frieden der Welt bei, nicht weniger, sondern ohne Zweifel noch mehr, als einst Julia.

Mit dieser engsten verwandtschaftlichen Verbindung war nun aber eine Verständigung verbunden, welche die Welt umfaßte. Antonius fügte sich in die Autorität, welche Octavian im Occident errungen hatte. Octavian erkannte die Stellung an, welche dem Antonius im Orient zu teil geworden war. Was ist nicht für die Welt aus diesem Verhältnis zwischen dem Osten und dem Westen des römischen Reiches hervorgegangen? Während dort bei Alesia eine Verbindung zwischen Rom und Germanien, trat hier in dem Augenblick, daß das Reich gegründet wurde, eine Trennung desselben in zwei verschiedene Hälften in eine, glücklicherweise noch sehr entfernte Aussicht. Aber die beiden Oberhäupter gestatteten einander ausschließende Autorität, die von dem einen im Orient, von dem anderen im Occident ausgeübt werden sollte.

Skodra wurde als der geographische Mittelpunkt der beiden Hälften betrachtet. Was von diesem Platze nach Osten gelegen sei, wurde dem Antonius, die im Westen desselben gelegenen Provinzen wurden dem Octavian anheimgegeben. Denn so war bereits der Bereich ihrer Macht begründet: hätte der eine in das Gebiet des anderen eingreifen wollen, so würde er das eigene gefährdet haben. Was sie beide zusammenhielt, war eben die Macht der cäsarianischen Legionen, die untereinander nicht streiten wollten, sowenig als einst die macedonische Kriegsmacht mit den verschiedenen Königen.

In diesem Augenblick aber hatten sie noch einen mächtigen Gegner zu bekämpfen: Sextus Pompejus, der Sicilien, Sardinien, Korsika inne hatte, und um den sich alle sammelten, welche mit dem gerade auch durch den brundisinischen Frieden herbeigeführten Zustande unzufrieden waren, so daß er sowohl durch diese als durch die Sperrung der Zufuhr die Seeherrschaft überhaupt besaß und die Hauptstadt selbst aufregte und bedrängte.

Er lebte nur in Erinnerung an seinen Vater; das Feldgeschrei „Pietas", welches sein Bruder in Spanien vernehmen ließ, erscheint auf den Münzen des Sextus wieder.

Sextus Pompejus war ein halber Barbar; denn nur in Entfernung von Rom und im Gegensatz mit den daselbst herrschenden Gewalten hatte er sich ausgebildet. Er nahm eine Stellung ein, wie die gewesen war, welche sein Vater einst unterdrückt hatte. Wilde Götterdienste wurden von ihm geschützt und selbst ausgeübt, wie damals von den Führern der Seeräuber. Antonius und Octavian dagegen hatten eine Position, wie einst Pompejus Magnus.

Noch konnten sie aber nicht hoffen, Sextus zu überwältigen, der alle Küsten und Häfen von Italien gefährdete und soeben als der Bundesgenosse des Antonius erschienen war. Die beiden Triumvirn wurden soweit gebracht, daß sie von der Strenge ihres Systems nachließen und den Geächteten einen Teil ihrer Besitztümer zurückgaben, wodurch dann Sextus wieder verhindert wurde, die Schroffheit seiner Position zu behaupten. Nach mancherlei anderweiten Versuchen wurde eine Zusammenkunft auf dem Hafendamme von Puteoli (Dikäarchia) zwischen Sextus, Antonius und Octavian zu stande gebracht, in welcher dem Ersten die von ihm eingenommenen Inseln vorbehalten, die Getreidelieferungen, zu denen dieselben bisher verpflichtet waren, gelassen, seine Autorität über Achaja erstreckt wurde. Alle die, welche zu ihm geflüchtet waren, sollten nach Italien zurückkehren können, mit Ausnahme der durch ein förmliches Urteil als Mörder Cäsars Verurteilten; er sollte selbst das Recht haben, das Konsulat der Männer, die er dazu bezeichnen werde, verwalten zu lassen und in die obersten Priesterkollegien aufgenommen werden. Es hatte den Anschein, als würde auf diese Weise ein Zustand des Gleichgewichts hergestellt werden.

Wie sollte es aber möglich sein, zwei entgegengesetzte Prinzipien mit einander zu vereinigen? Wie hätte der Nachfolger und Erbe Cäsars, selbst Cäsar, mit dem Sohne des Pompejus Magnus Freundschaft halten können? Für Antonius und Octavian gehörte die Abkunft dazu, um es ihnen möglich zu machen, die Unterwürfigkeit des Senats, der Magistraturen und des Volkes in Rom zu erhalten. Eigentlich ausgeführt wurden aber doch die Bedingungen des Vertrages niemals. Sextus gelangte nie zum Besitz von Achaja und räumte dagegen die Plätze nicht, welche er in Italien inne hatte. Octavian brachte mit Hülfe eines Mannes, der gleichsam systematisch von einer Partei zur anderen überging, Menodor, Sardinien und Korsika an sich und schritt im Frühjahr 38 dazu, mit seinen eigenen Kräften Sicilien zu erobern. Es ist die zweite Handlung des Octavian, die sich an das anschließt, was er in Italien gethan hatte. Er entwickelte hiebei eine nachhaltige Festigkeit; nie verlor er sein Ziel aus dem Auge; Unfälle, die ihn trafen, bestärkten ihn noch vielmehr. Im Jahre 38 wurden die beiden Flotten, die er in See brachte, durch Feinde und Seestürme zertrümmert. Aber es gelang ihm, wiewohl nicht ohne große Anstrengungen, sie wieder herzustellen. An deren Spitze stellte er dann

den alten Freund Agrippa, der sich das Verdienst erwarb, den Lucriner See zu einer Art Kriegshafen umzuschaffen und die Flotte selbst wieder in einen Stand zu setzen, daß sie dem geschickten und wohlgerüsteten Feind die Seeherrschaft streitig machen konnte. Auf seine eigenen Kräfte allein verließ sich aber Octavian nicht mehr. Antonius, der selbst nach Tarent kam, überließ ihm ein sehr ansehnliches griechisch-orientalisches Geschwader, wogegen ihm Octavian Rüstungen in Italien gestattete, durch die er fähig wurde, ein neugeworbenes occidentalisches Heer nach dem Orient zu führen, wo der wieder ausgebrochene Krieg gegen die Parther dies erheischte. Gerade bei dieser Aussöhnung trat das Verdienst der Octavia hervor, die wenigstens ihrem Halbbruder alle Verdächtigungen gegen ihren Gemahl, die man vorgebracht hatte, ausredete. Überdies aber ward auch Lepidus aus Afrika herbeigezogen.

Soeben hatten die drei Männer die ihnen auf fünf Jahre erteilten Befugnisse eigenmächtig auf neue fünf Jahre ausgedehnt. Das Triumvirat strengte nochmals alle seine Kräfte an, um Sextus zu überwältigen.

Der setzte sich aufs tapferste zur Wehr. Aber er konnte nicht verhindern, daß nicht Octavian ein mächtiges Landheer, das nach und nach auf einige zwanzig Legionen anwuchs, nach Sicilien geführt hätte. Sextus mußte trotz einzelner Erfolge, die er errang, doch inne werden, daß er sich gegen diese Übermacht auf der Insel nicht werde halten können. Sein einziger Rückhalt war dann die Seemacht.

Gegen die Angriffe Agrippas, der schwerere und besser gerüstete Schiffe herbeiführte, wußten sich die leichten, zum Seeraub eingerichteten Fahrzeuge des Sextus zu behaupten. Nach dem ersten Zusammentreffen bei Mylae schrieb sich Sextus, obwohl er Verluste erlitten hatte, doch den Sieg zu. Entscheidend auf immer wurde ein zweites Seetreffen in der Nähe der Meerenge bei Naulochus. Sextus soll es selbst provoziert haben. Seine ganze Zukunft hing davon ab. Aber Agrippa hatte die römischen Schiffe durch eine Vorrichtung verstärkt, wie die jener Haken im ersten punischen Kriege. Es war ein starker Enterhaken, den er Harpax nannte, durch welchen die leichteren Fahrzeuge des Sextus festgehalten und zu einem Kampfe auf Leben und Tod gezwungen wurden. Die beiden Landheere sahen von den Küsten her diesem Zweikampfe zu. Er war lange unentschieden; endlich erhoben die römischen Seefahrer ein Siegesgeschrei, das von ihrem Landheer mit Jubel wiederholt wurde. Die Flotte des Sextus war vollkommen geschlagen: sein Landheer ging zu Octavian über. Er selbst flüchtete von Messana, das ihm noch gehörte, nach dem Ägäischen Meer in der Hoffnung, Antonius für sich zu gewinnen. Bald aber gab er Anlaß zu dem Verdacht, als neige er sich in den orientalischen Verwickelungen auf Seite der Parther. So wurde er getötet.

Immer noch ein großes Ereignis, da Sextus doch eine von dem Triumvirat unabhängige Gewalt repräsentierte, in dem ganzen Umkreis des Reiches Anhänger fand und alle die zu Freunden hatte, welche das militärische Regiment des Triumvirats verwarfen. Damit aber war es nun am Ende, und wenn

es bisher noch zweifelhaft war, wie sich Lepidus zu den beiden mächtigeren seiner Genossen verhalte, so ward auch diese Frage dort in Sicilien zur Entscheidung gebracht. Lepidus hatte Anlaß gegeben, daß man ihn für fähig und gesonnen hielt, in Sicilien mit Sextus anzuknüpfen, wie einst in dem südlichen Gallien. Jetzt nahm er Messana durch einen Vertrag mit den Truppen desselben ein.

Man meinte wohl, er habe gedacht, was hier so nahe lag, Octavian ganz von dem Eiland auszuschließen und es mit Afrika zu verbinden. Allein er konnte auf die Treue seiner eigenen Truppen nicht mehr zählen; die Emissäre des Octavian, dessen Stärke darin lag, daß er ja der unbezweifelte Erbe Cäsars war, fanden ohne viele Mühe Eingang bei denselben.

Octavian konnte es wagen, mit geringer Begleitung — denn die Reiter, die mit ihm waren, hatte er draußen zurückgelassen — in das Lager des Lepidus einzutreten, wo er dann sofort als Imperator begrüßt wurde. Die ersten, die zu ihm übertraten, waren die Pompejaner, die sich in dem Lager befanden; sie unterwarfen sich ihm und baten ihn um Vergebung. Aus dem Tumult, welcher hierüber entstand, wurde Lepidus erst inne, was in seinem Lager vorging. Er traf mit Octavian zusammen, der nun selbst in persönliche Gefahr geriet, aber noch Zeit hatte, zu seiner Reiterei zurückzukehren und diese heranzuführen. Die Verschanzungen wurden leicht genommen, und die Mannschaften des Lepidus gingen selbst zu Octavian über, ein Beispiel, dem die übrigen Truppen folgten. Lepidus wurde unter Androhung des Todes genötigt, den Abfallenden ihre Fahnen zu überlassen. Die Truppen wollten mit Octavian nicht fechten, in welchem die Einheit der alten cäsarischen Legionen zur Erscheinung kam.

Lepidus mischte sich unter die Befehlshaber, die sich unterwarfen, wurde von Octavian zu Gnaden angenommen und nach Rom geschickt. Was die Legionen zusammenführte, war die Erinnerung an den großen Imperator, dem sie einst alle gedient hatten: der Schatten Cäsars schwebte über ihnen.

Die Meutereien der Truppen, die, jetzt nicht mehr mit Kränzen zufrieden, welche für Kinder gut seien, auf das ernstlichste Belohnungen durch Geld und Besitz verlangten, wußte Octavian auf eine ähnliche Weise, wie einst sein Großoheim, zu beschwichtigen durch wohlberechnete Strenge und kluge Nachgiebigkeit. Die Provinzen des Lepidus fielen ohne Schwertstreich in seine Hand.

Auch Antonius hatte während dieser Zeit das Vorbild Cäsars nicht vergessen. Er hielt es für seine Aufgabe, den großen Kampf gegen die Parther, in welchem Crassus erlegen war, wieder aufzunehmen. Er selbst glaubte durch die inneren Unruhen in Parthien, wo sich ein nicht legitimer Fürst, Phraates IV., durch Vater- und Brudermord den Weg zum Thron gebahnt hatte, aber noch mannigfachen Widerstand fand, zur Überwältigung dieses Landes in den Stand gesetzt zu werden. Von den Gegnern des Königs eingeladen, unternahm Antonius, eine der Grenzfesten, wohin die parthischen Könige in Kriegsgefahr

sich zurückzuziehen pflegten, zu belagern. Aber Phraates hatte die Hülfe der Atropatener, welche einen Legaten mit großem Verlust zurückzugehen nötigten, so daß der Tod des Crassus ungerochen, die Grenze des Reiches dieselbe blieb, wie sie durch jene Katastrophe geworden war. Einige Jahre darauf erneuerte Antonius den Krieg infolge der Irrungen, welche zwischen Atropatene und Parthien ausgebrochen waren, und soviel erreichte er nun wirklich, daß er den König der Armenier, von dessen Treulosigkeit er seine früheren Unfälle herleitete, in seine Gewalt brachte. Er legte demselben, wie man sagt, silberne Fesseln an. Er feierte den Sieg auf einer Münze mit der Inschrift „das besiegte Armenien", auf welcher neben seinem Haupte eine armenische Tiara erscheint. Mit dem Fürsten von Atropatene schloß er eine Verbindung, die durch gegenseitige Vermählungen bestätigt wurde, indem der Fürst seine Tochter mit einem Sohne des Antonius und der Cleopatra verband. Im allgemeinen angesehen, erwarb sich Antonius hierdurch ein nicht geringes Verdienst um das römische Reich. Antonius bekämpfte die Parther, und obwohl er sie keineswegs unterwarf, so machte er doch ihren Einwirkungen auf Medien und Atropatene zunächst ein Ende.

Gleichsam wetteifernd breiteten dergestalt Octavian und Antonius ihre Autorität nach dem Westen und dem Osten hin aus; zusammen erfüllten sie den gesamten Umfang des Reiches mit der Herrschaft der cäsarischen Legionen. Sie standen jetzt einander unmittelbar gegenüber, jeder mit einer Macht ausgerüstet, die zwar seine eigene war, auf die aber auch der andere Anspruch machte. Octavian hatte Sicilien mit Hülfe der Seemacht des Antonius überwältigt und alsdann Afrika eingenommen; Antonius beschwerte sich, daß Octavian diese Länder für sich allein behalte; mit Hülfe der von Octavian ihm zugestandenen Legionen hatte Antonius Armenien und Medien unterworfen. Octavian antwortete auf die Beschwerde des Antonius über seine Verfügungen im Westen, daß ihm dagegen auch im Osten von den neuen Eroberungen nichts zu teil werde. Er wollte von dem Anspruch, den Antonius auf eine Versorgung seiner Truppen in Italien machte, nichts wissen, da er sie ja in Armenien versorgen könne. Genug: an ihre Erfolge, die durch ihre Vereinigung errungen, knüpfte sich eine Entzweiung über die Verwendung derselben. Da aber nahm nun Antonius eine offensive Haltung an.

Den Römern war es schon sehr anstößig, daß er einen Triumph in Alexandrien hielt, gleich als wolle er die ägyptische Stadt der alten Metropole der Welt zur Seite setzen; aber dabei ließ es Antonius nicht lange bewenden. Den aus der Verbindung zwischen Cleopatra und Cäsar entsprungenen Sohn, des Namens Cäsarion, erkannte er als legitim an; er ernannte ihn zum Genossen seiner Mutter in der Herrschaft über Ägypten und die Nachbarländer, wodurch dem Octavian ein gerade für die Idee, die ihm am förderlichsten war, daß er der echte und einzige Nachfolger Cäsars sei, sehr gefährlicher Nebenbuhler erwuchs. Um die Verehrung der Ägypter an sich zu fesseln, erschien Cleopatra in dem Schmuck der Isis; angethan wie eine Göttin, gab sie ihre

Audienzen. Es sieht aus wie ein Kinderspiel, wenn Antonius auch seine Söhne von Cleopatra, den einen zum König von Syrien, den anderen von Armenien und sogar von Parthien erklärte und sie in dem Schmuck der Könige dieser Länder erscheinen ließ; den einen in hellenistischer Pracht, den anderen mit einer persischen Tiara. Das war aber doch höchst außerordentlich und offensiv gegen Rom. Es war in der Idee dasselbe, was Cäsar hatte befürchten lassen, als er sich anschickte, den parthischen Krieg in die Hand zu nehmen. Man wird dabei selbst an die Schwierigkeiten erinnert, denen Alexander erlegen war: die orientalischen Ideen wurden in ihrer Besonderheit anerkannt und sollten zu einer staatsrechtlichen Geltung gelangen.

Man versteht es, wenn die Freunde des Antonius in Rom die Nachrichten hierüber geheim zu halten suchten. Sie konnten nicht anders, als bei Volk und Senat Indignation hervorrufen.

Zwischen Antonius und Octavian bestand doch nie eigentliche Freundschaft. Alle die Jahre daher hatten sie sich in einem Wechsel von Bundesgenossenschaft und Feindseligkeit bewegt, den übrigen Verhältnissen gemäß, in denen sie sich befanden. Daß es nun zwischen ihnen noch einmal zu einem Kampfe kommen mußte, war eigentlich unvermeidlich. Denn es konnte nicht zwei Nachfolger Cäsars auf einmal geben, den einen im Orient, den anderen im Occident. Octavian hatte für sich, daß das Selbstgefühl der Römer für ihn Partei nahm. Das Bestehen von Senat und Volk war jetzt nützlich für ihn. Nachdem die beiderseitigen Ansprüche und Forderungen bekannt geworden, konnte man nicht an dem Ausbruch eines entscheidenden Krieges zwischen ihnen zweifeln.

Eine Art von Absage lag darin, wenn Antonius der Halbschwester des Octavian einen förmlichen Scheidebrief zugehen ließ. Er erschien dagegen in Begleitung der Cleopatra in Ephesus. Sie war von einer römischen Leibwache umgeben, auf deren Schilden ihr Namenszug stand. Das Kriegslager war von Mimen und Gauklern erfüllt. Antonius folgte ihr zuweilen im Zuge der Verschnittenen.

Das alte Asien, wie es unter den macedonischen Königen konstituiert worden, zum Teil hellenisch, zum Teil barbarisch, wie es einst Antiochus der Große ins Feld geführt hatte, war besiegt, unterworfen, aber noch nicht romanisiert. Es scharte sich jetzt um Antonius. Dessen Verbindung mit einer einheimischen Königin aus dem Hause der Ptolemäer, die einst das Königtum der Pharaonen möglichst fortgesetzt hatten, verschaffte ihm hohe persönliche Autorität in dem Orient. Die vorerwähnte Aussöhnung mit dem König von Atropatene beruhte eben auf dieser Verbindung.

Waren nun schon diese Elemente dem großen Pompejus zu Hülfe gekommen, so war dies noch bei weitem mehr der Fall bei Antonius. In seinem Heere sah man die Fürsten vom oberen Cilicien, Kappadocien, Paphlagonien und Kommagene; Hülfsvölker kamen aus Lykaonien, Galatien, Pontus, Atropatene, Arabien und Judäa. Thracische Fürsten schlossen sich an. Die Zusammensetzung gab dem Heere des Antonius eine orientalische Färbung.

Als ihr geborenes Oberhaupt erschien die Königin der Könige, Cleopatra. Den Kern des Heeres bildeten allerdings die römischen Legionen, die an Antonius festhielten. Wohl fehlte es nicht an Männern unter ihnen, welche die Anwesenheit der ägyptischen Königin tadelten; aber ihrem Rat, sie zu entfernen, setzten sich andere entgegen, die ihre Anwesenheit verlangten, weil sie sich bei den Rüstungen so höchst verdient mache. In ihr selbst erwachten die stolzesten Hoffnungen; sie konnte sich schmeicheln, nach Italien vorzudringen, wo Antonius noch Anhänger genug hatte. Auch aus Mauretanien waren numidische Häuptlinge erschienen; und an dem Übergewicht der phönizisch-griechischen Seemacht mit Hülfe der ägyptischen über die occidentalische zweifelte niemand.

Dies also war die weltgeschichtliche Frage, die hier vorlag: wären Antonius und Cleopatra Meister geblieben, so würde der Schwerpunkt der Macht nach Alexandrien gefallen und Rom vielleicht in die zweite Stelle herabgedrückt worden sein.

Octavian traf es eben recht, wenn er der Cleopatra den Krieg erklärte. Die Weltstellung Octavians hatte selbst einen Vorteil über die seines Großoheims, insofern dieser eine Hinneigung zu den orientalischen Ideen gezeigt hatte. Octavian dagegen war und blieb durchaus Occidentale und verfocht die römischen Ideen gegen den Orient; sie mußten sich durch seinen Sieg aufs neue festsetzen. Um ihn sammelte sich die konsolidierte Macht der cäsarischen Legionen, die immer aufs neue triumphiert hatten. „Ganz Italien", sagt er im Monumentum Ancyranum, „leistete mir den Eidschwur und forderte mich auf, den Oberbefehl zu übernehmen. Auf dieselbe Weise schwuren mir Gallien, Spanien, Afrika, Sicilien und Sardinien. Mehr als 700 Senatoren haben wir damals den Eid geleistet."

Ganz ohne Mühe war das jedoch nicht gelungen: wir vernehmen sogar von aufrührerischen Bewegungen bei den Aushebungen. Überhaupt stand alles noch zweifelhaft, als die beiden großen Heere aufeinander trafen. Bei Actium hatte die Flotte des Antonius überwintert; er säumte nicht, sie zu verstärken und in Person dort zu erscheinen. Sein Heer stellte er auf der Landspitze auf. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen der beiden Heere blieb Antonius im Nachteil, und sowie das Glück nicht mehr ganz sicher erschien, zeigten sich die Folgen der inkongruenten Zusammensetzung seiner Heermassen. Von den Römern ging der bedeutendste, Domitius Ahenobarbus, der zweite nach Antonius in dem Heere, zu Octavian über. Die Strenge und Grausamkeit, mit welcher Antonius hierauf die Verdächtigen behandelte, konnte nicht anders als Mißvergnügen erwecken. Denn was lag für die Heerführer so großes daran, ob Antonius den Osten in seiner Weise zu beherrschen fortfahren und sich vielleicht zum Meister des Ganzen machen würde? Aber auch auf die Orientalen wirkte die Anwesenheit der ägyptischen Königin nicht durchaus günstig zurück. Die Willkür, die sie aus persönlicher Ungunst gegen den Einen oder gegen den Anderen ausübte, die Unsicherheit, in der ein jeder sich neben

ihr befand, brachten die natürliche Unzuverlässigkeit der Orientalen zur Erscheinung. Der erste Orientale, der von Antonius abfiel, war der Dynast von Paphlagonien, welcher, mit einer Abteilung von Römern ausgeschickt, um Hülfsvölker herbeizuziehen, als er in Nachteil geriet, auf die Seite Octavians überging. Seinem Beispiel folgten die galatischen und römischen Truppen, die zu dem nämlichen Zweck mit ihm ausgesendet worden waren.

Alles hing nun von dem Ausgange der Seeschlacht ab, für welchen es entscheidend wurde, daß der große Seemann der Epoche, Agrippa, mit seinem Geschwader zur rechten Zeit eintraf. Dichtgedrängt nahmen die Schiffe des Antonius die Bucht von Actium ein: hochgebordete Schiffe mit ungeheuren Schnäbeln, mehreren Verdecken, Türme tragend, an den Seiten mit dicken Planken gepanzert. Die Flotte Agrippas erschien im Halbmond ihnen gegenüber. Für Antonius war die einzige Rettung, sich unbeweglich zu halten; allein seine Schiffe ließen sich doch hervorlocken; dann drangen die bei weitem beweglicheren Fahrzeuge des Agrippa in ihre Reihen ein und zersprengten sie.

Als Cleopatra Gefahr sah, warf sie sich mit ihrem Geschwader in die Flucht, mitten durch die Kämpfer. Antonius, schwächer als seine Leidenschaft, eilte ihr nach und ließ seine Flotte in der Hand der Feinde. Agrippa steckte sie in Brand. Die Schlacht, welche über das Verhältnis von Orient und Occident entschieden hat, ist am 2. September des Jahres der Stadt 723, 31 vor unserer Ära vorgefallen.

Dann war auch von dem Landheer kein Widerstand zu erwarten; einige Tage hielt es sich noch, in der Hoffnung, daß Antonius zurückkommen werde. Als diese verschwand und der vertrauteste Gehülfe des Antonius selbst die Flucht ergriff, überlieferte sich auch dieses Heer dem Octavian ohne Schwertstreich. Das entscheidende Moment lag doch in dem Gegensatz der Idee. Octavian machte sich als Erbe Cäsars für alle annehmbar: Antonius störte durch sein Verhältnis zu Cleopatra die römischen Truppen in ihrem patriotischen Machtgefühl. Als das Übergewicht zur See sich auf die Seite Octavians neigte, traten auch die Legionen zu ihm über.

Die letzten Schläge erfolgten in Ägypten.

Anfangs haben Cleopatra und Antonius noch gehofft, an dem Nil einen Mittelpunkt des Widerstandes gegen Rom zu organisieren. Antonius gab nicht allein Afrika nicht auf, er meinte selbst in Spanien und Gallien Freunde zu haben, die sich für ihn erheben würden, wenn er daselbst erscheine. Cleopatra ihrerseits glaubte, den Orient durch ihre Verbindungen mit den Fürsten von Atropatene und Medien in Unterwürfigkeit zu erhalten. Diesem schickte sie den Kopf des Königs von Armenien, seines vornehmsten Feindes, zu, gleichsam als eine Besiegelung ihres guten Einvernehmens. Eine große Anzahl von Dynasten und Städten war in den letzten Jahren wieder an Ägypten geknüpft worden. Man meinte mit ihrer Hülfe dem Gegner die Spitze bieten zu können. Und für den Fall, daß dies mißlinge, hatte Cleopatra den an die Pharaonenzeit knüpfenden Gedanken, ihre Fahrzeuge über

die Landenge nach dem arabischen Meerbusen zu schaffen, um eine Zuflucht im entferntesten Osten zu suchen. Aber gleich hiebei traten ihr die benachbarten Araber entgegen, welche ihre Vorrichtungen zerstörten. In Asien, Syrien selbst, wurden ihre Freunde für den Gegner, welchem die Autorität des römischen Namens jetzt zur Seite stand, gewonnen. Man vernimmt, mehr als einmal seien Unterhandlungen mit Octavian angeknüpft worden; aber die Überlieferung darüber ist zu unsicher, als daß man sie wiederholen und etwa durch Hypothesen und psychologische Verdächtigungen verständlich zu machen versucht sein könnte. Das merkwürdigste würde sein, wenn es wahr wäre, daß Antonius sich erboten hätte, sich selbst umzubringen, wenn Cleopatra nur gerettet werde. Darin würde wenigstens der Sinn liegen, daß die Sache des Triumvirs mit der Sache der Königin von Ägypten nicht mehr identisch war. Aber nach allem, was vorgefallen war, ließen sie sich doch nicht mehr von einander scheiden.

Dem übermächtigen Gegner vermochten Antonius und Cleopatra keinen Widerstand zu leisten. Octavian bemächtigte sich Pelusiums und drang gegen Alexandria vor. Noch einmal erfocht Antonius in einem Reitergefecht Vorteile; er verzweifelte nicht, durch große Zusagen einen Teil der Truppen Octavians auf seine Seite zu bringen. Der aber brauchte dies nicht zu fürchten; er las die ihm in die Hände gefallenen verführerischen Zusagen seines Gegners seinen Leuten selbst vor. Weder hier noch an einer anderen Stelle vermochte Antonius auf die Legionen Einfluß zu gewinnen. Dagegen gingen seine eigenen Reiter, seine Schiffe zu Octavian über. Überhaupt war es der Abfall von den Gegnern, was Octavian zum Herrn der Welt machte. Antonius und Cleopatra hatten hierauf beide den Eindruck, daß alles verloren sei. Letztere machte Anstalt, sich in ihrem Grabmal, das zugleich ihr Schatzhaus war, zu verbrennen.

Schon meinte Antonius, das sei geschehen. Er brachte sich eine tödliche Wunde bei, an der er aber nicht sogleich starb. Als er vernahm, Cleopatra lebe noch, ließ er sich nach dem Grabmal bringen, um daselbst in ihrem Schoße zu sterben. Antonius starb im Grabmal. Aber Cleopatra versäumte den Augenblick, der ihr, wenn sie ihn benutzt hätte, einen Nachruhm verschafft haben würde, wie einst dem Sardanapal. Sie gab zu, daß man sie wieder nach der Königsburg brachte, wo sie mit den gewohnten Beweisen der Verehrung und Dienstbeflissenheit empfangen wurde. Hier sah sie im Trauergewande, in welchem sie sich besonders gut ausnahm, den siegreichen Gegner. Sie begrüßte ihn mit den Worten: „Willkommen, o Herr, denn das bist Du jetzt an meiner Stelle." Ein vielleicht zunächst durch die Umstände hervorgerufenes Wort, jedoch von gewichtigem Inhalt: denn Cleopatra war von Antonius allezeit als Königin behandelt worden. In ihr repräsentierte sich noch immer die Selbständigkeit des ptolemäischen Ägyptens, die wieder an die pharaonische Epoche anknüpfte; die Königin gab jetzt diese Selbständigkeit auf. Es war die letzte von denen, die aus dem macedonischen Weltreiche

übrig waren. Sie hatte sich mit den Reliquien, die das Andenken Cäsars fixierten, umgeben. Sie sprach von den Briefen, die er ihr geschrieben, und zeigte sie vor. Man sollte kaum glauben, daß sie durch das Andenken an den Großoheim sinnliche Leidenschaft habe erwecken wollen. Sie flehte nur um Erbarmen und sprach die Bitte aus, neben Antonius begraben zu werden. Octavian schlug die Augen nieder, sah sie kaum an und antwortete mit keinem Laut. Ohne Zweifel stand ihr bevor, im Triumph aufgeführt zu werden. Das aber wollte sie nicht erleben. Sie nahm einen Augenblick wahr, wo sie minder beaufsichtigt wurde. Im königlichen Schmuck, wie jene Jesabel, gab sie sich den Tod. Die allgemeine Überlieferung ist, daß sie eine Natter, die ihr unter Blumen gebracht wurde, dazu verwendet habe.

Erst in Cleopatra ging das alte Pharaonenreich zu Grunde. Ägypten wurde in eine römische Provinz verwandelt. Das älteste Königtum der Welt, dessen Monumente an die Urzeit der Menschengeschichte anknüpfen, verschwand in dem Reiche der Cäsaren, welches die folgende Zeit beherrscht hat. Antonius ist eigentlich unwürdig untergegangen. Er stand nicht auf eigenem Grund und Boden. Ohne Cäsar, an den er sich anschloß, wäre er nichts gewesen. Seit dessen Tod aber lebte er allezeit in großen Situationen, immer unter den Impulsen der Politik und des Krieges, ebenso klug wie unternehmend, nicht aber ohne die Genüsse des Privatlebens mit den öffentlichen Angelegenheiten in eine für diese verderbliche Verbindung zu bringen. Daß er der Octavia einen Scheidebrief gab und sich unauflöslich an Cleopatra fesselte, bezeichnet den Wendepunkt seines Geschickes. Allein die Weltgeschichte wird des Antonius nie ganz vergessen können. Er war der erste, der die Idee anregte, die sich dann selbst noch unter den Römern geltend gemacht hat: die Trennung des römischen Reiches in zwei doch wieder zusammengehörige Hälften: eine Idee, der eine gewisse Notwendigkeit inne wohnt und die eigentlich erst bei dem Aufkommen des osmanischen Reiches verlassen worden ist.

Aber noch eine andere unmittelbare Wirkung kann man dem Marcus Antonius zuschreiben. Der Republikaner, wie sie sich unter Brutus und Cassius wieder aufgestellt hatten, wurde er hauptsächlich dadurch Meister, daß er die Herrschaft der Römer in Asien, die unter diesen noch besonders drückend geworden war, leichter und erträglicher machte. Das hatte dann die Wirkung, daß die griechisch-orientalische Welt im Umkreis der römischen Herrschaft sich ungebrochen erhielt. Keiner Völkerschaft wurde ein Attribut der Souveränität zurückgegeben; aber sie behielten umfassende provinziale und municipale Rechte, woraus dann folgte, daß dort die alte Kultur in ununterbrochenem Fortgang weiter entwickelt wurde, was zwar nicht zu geistigen Hervorbringungen ersten Ranges geführt hat, für welche auch das Gefühl der Unabhängigkeit notwendig ist, aber wohl zu einer Kontinuation der Studien und der Bildungsformen, die von unendlicher Wichtigkeit für die Welt geworden ist. Ich wage meinen Blick noch weiter auszudehnen. Von der

Religion ist an sich klar, daß die bisherigen Systeme und Lokaldienste, die alle einen politischen Bestandteil hatten, nichts mehr bedeuteten, sobald die politische Selbständigkeit vernichtet war. Dadurch wurde in den orientalichen Kulturländern ein Boden geschaffen, welcher den Keim anderer religiöser Anschauungen in sich aufnehmen und zur Reife bringen konnte.

Von alledem aber war in den Zeiten, in denen wir stehen, noch nicht die Rede. Fürs erste kam es nur darauf an, die Gebiete des römischen Reiches wieder zu einer Einheit zu verknüpfen. Diese Einheit repräsentierte sich in dem Manne, der bei Perusia, Naulochus und Actium gesiegt hatte: Cäsar Octavianus.

Zwanzigstes Kapitel.

Prinzipat des Augustus.

Es ist, wenn ich nicht irre, ein Mißverständnis, wenn man von einer Einführung der Monarchie in aller Form in Rom spricht, gleich als wäre dadurch etwas geschaffen worden, was dem alten orientalischen Königtum oder auch den Reichen der Nachkommen Alexanders ähnlich gewesen wäre.

Die Unterordnung der römischen Republik unter ein einziges Oberhaupt beruht auf ihrem eigenen Prinzip.

Wie einst Alcibiades sich der Autorität des athenischen Gemeinwesens nicht entzog, aber doch widersetzte, so emancipierte sich Cajus Julius Cäsar von der eingerichteten Staatsordnung in Rom. Im offenen Gegensatz mit den Beschlüssen des Senats überschritt er den Rubico und wurde durch einige große Feldzüge Meister der römischen Gebiete.

Alcibiades war untergegangen, weil er keine eigene Macht besaß; Cäsar besaß eine solche, und als sein Glücksstern ihn verließ — wir wissen, wie er den Versuch der Alleinherrschaft mit dem Tode büßte —, hinterließ er doch die Elemente und Grundlagen seiner Stellung, die nunmehr einen Erben gefunden hatten.

Octavian war nun noch in tiefgreifenderem Sinne Alleinherr, als Cäsar es gewesen war. Er hatte die zweifelhaft gewordene Gewalt behauptet, zugleich als Erbe und Sieger. Die Legionen, welche die Siege errungen, waren eben dadurch an den einzigen Herrscher geknüpft, der sie durch Freigebigkeit zu fesseln, aber auch durch seine Autorität in Unterordnung zu halten wußte. Es waren die Legionen des alten Cäsar, die sich um den neuen gesammelt hatten, in welchem sie den rechten Erben des Julius Cäsar anerkannten. Bis auf einen gewissen Grad war die Alleinherrschaft da;

aber unbedingt konnte sie nicht sein; sie war immer an die Idee von Rom geknüpft, die sich in den alten Formen darstellte und doch auch wieder die Macht des Imperators selbst begründete.

Neben den Bildern des Augustus hat man überall das Bild der weltbeherrschenden Roma aufgestellt. Die Idee der höchsten Gewalt, die einer einzigen Persönlichkeit zugefallen war, und die Idee von Rom und seiner Weltherrschaft ließen sich nicht von einander trennen. Wie sie sich zu einander verhalten, mit einander ausgleichen würden, war das für die Weiterentwickelung des Gesamtlebens vorliegende Problem.

Octavian brachte Frieden und Sieg von seinem asiatischen Kriege zurück. Er gab der Hauptstadt im Jahre 725 der Stadt, 29 vor unserer Ära, das Schauspiel eines dreifachen Triumphs über Illyrien, Ägypten und die Feinde bei Actium. Was durch Antonius zweifelhaft geworden war, daß Rom die Hauptstadt der Welt sei, wurde nun, durch jenen Triumph über seine Anhänger im letzten Kriege, außer allen Zweifel gesetzt. Zum erstenmal nach dem ersten punischen Kriege wurde der Janustempel geschlossen. — Nachdem Octavian den Imperatorentitel auf gewöhnliche Weise oftmals geführt hatte, wurde ihm derselbe bleibend zuerkannt.

Auf den Rang eines fortwährenden Imperators aber kam es nicht an, sondern auf die ganze mit demselben faktisch vereinigte Gewalt.

Octavian hat einmal den Gedanken — man weiß nicht, ob gehegt, aber doch geäußert, diese Gewalt niederzulegen. Dazu habe ihn, sagt man, besonders der Vorwurf des Antonius veranlaßt, daß es nur ihm zugeschrieben werden müsse, wenn die Republik nicht wiederhergestellt worden sei. In einer Senatssitzung des Jahres 727 (27 vor unserer Ära) hat er nun wirklich den Antrag gemacht, daß dies in aller Form geschehen solle. Jetzt, sagte er im Senat, seien die Aufrührer bestraft oder durch Gnade herbeigebracht, die Freunde befestigt. Niemand könne Neuerungen anfangen: er habe ein mächtiges Heer, Geld, Bundesgenossen, Gunst bei dem Senat und dem Volk. Allein er lege jetzt die ganze Gewalt nieder, Waffen und Provinzen: niemand solle sagen, daß seine politische Haltung die Alleinherrschaft bezweckt habe.

Die Rede kam nicht allen unerwartet. Einige der Vertrautesten waren im voraus davon unterrichtet. Indem Octavian noch sprach oder vielmehr las — denn er pflegte seine Reden abzulesen —, wurde er vielfach unterbrochen und, nachdem er geendigt, von allen Seiten bestürmt, die Gewalt, die er in Händen habe, zu behalten. Denn sie bedurften, wie unser Gewährsmann Dio nach den Begriffen seiner Zeit sagt, der monarchischen Gewalt. In der That wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, das eben Geschehene ungeschehen zu machen. Hätte man dem Inhaber der Gewalt dieselbe wieder entziehen wollen, so würden die Irrungen und Leidenschaften der eben unter den heftigsten Stürmen durchlebten Epoche wieder erneuert worden sein.

Die Aufgabe lag vielmehr darin, die höchste Gewalt in der Form, wie sie nunmehr bestand, zu konservieren und dabei doch auch die aus der Re-

publik herübergekommenen Ansprüche soweit als möglich zu befriedigen. Denn auch Volk und Senat bestanden.

Octavian hätte sich ihrer nicht entledigen können, wenn er nicht etwa als orientalischer Despot auftreten wollte. Nach alledem, was bei Cäsars Leben und Tod, unter dem letzten Triumvirat, namentlich im Kampfe mit Antonius geschehen war, konnte Octavian daran nicht denken. Dabei bekam seine Autorität einen eigentümlichen Charakter. Nicht ohne Bedeutung nach dieser Seite hin ist es doch, wenn er den Namen Cäsars, dessen Nachfolger er war, mit dem Nimbus der Divinität umgab. Dem Zusatz zu seinem Namen: Sohn des Cajus, dessen er sich anfangs bediente, zog er später den anderen: Sohn des Göttlichen, vor. Diese Göttlichkeit war schon in den Tumulten der Bürgerkriege dekretiert; dem Andenken Cäsars waren Altäre errichtet; daß man damit an die alten Sagen von dem Ursprung Roms anknüpfte, war immer von Einfluß, doch gab die Lage der Dinge dazu noch eine allgemeinere Beziehung. Wenn ich meine Meinung, wiewohl mit einigem Bedenken, aussprechen darf, so hatte sie einen gewissen Anhalt in den Ereignissen. Denn war nicht alles, was damals die Welt beherrschte, von Cäsar begründet worden? Das weltbeherrschende Ereignis lag in den Siegen der Legionen Cäsars. Deren Bildung und Ruhm aber beruhten auf ihm; sein Werk lebte nach seinem Tode fort. Der Nachfolger Cäsars konnte sich als den Sohn dieses göttlichen Menschen betrachten. Eine verwandte Beziehung hat auch der Titel Augustus, welchen Octavian am Anfang des Jahres 27 annahm, der dann sein historischer Name geworden ist. Das Wort bezeichnet ursprünglich die durch die Augurien geheiligte Örtlichkeit. Bei den Dichtern ist es immer als ein Epitheton der Götter gebraucht worden. Die Gewalt selbst hat keinen Namen; sie erscheint in der Person dessen, der sie besitzt, und der gleichsam eine göttliche Mission dazu in Anspruch nimmt. Aus den großen Waffenthaten und dem Zusammenhang der Begebenheiten entsprang diese Auffassung. Aber ohne die Beistimmung des Senats und des Volkes von Rom hätte sie keine Gewähr noch Sicherheit gehabt. Diese beiden Grundpfeiler der Republik mußten erhalten bleiben. Das Volk kam wenigstens unter Augustus noch immer zu den Wahlen zusammen. Der Senat wurde neu konstituiert. Es ist der Mühe wert, sich zu vergegenwärtigen, wie das geschah.

Eigentlich waren es doch die Rechte des Senats, deren Erneuerung durch Sulla die späteren Kämpfe, schon in den Zeiten des Pompejus, noch mehr in denen Cäsars hervorgerufen hatte. Der alte Senat war durch Cäsar so gut wie zerstört. Durch die von ihm ernannten Beamten wurde, indem sie nach Ablauf ihres Amtsjahres aufrückten, ein neuer Senat gegründet und dann durch die Aufnahme heterogener Elemente, die zum Teil auch der alten Ordnung der Dinge angehörten, zu einer respektablen Staatsgewalt fortgebildet.

Es liegt wohl in dem Prästigium einer einmal begründeten Korporation,

daß die republikanische Idee in dem Senat, wenn nicht gleich bei der Ermordung Cäsars, doch nach derselben, die Oberhand behielt. Sie ist auf dieser Stufe durch Cicero repräsentiert worden. Eben gegen diese Sinnesweise waren die Proskriptionen gerichtet. Alles wurde vernichtet, was derselben anzuhängen schien. Ihr Ansehen hatten die alten Formen noch keineswegs verloren, wie man aus der Stellung sieht, die Lucius Antonius annahm. So fand Augustus, als er zur höchsten Gewalt gelangt war, den Senat; aber er sah sich in dem Fall, ihn zu reinigen und gleichsam neu zu konstituieren.

Augustus stellte eine Anzahl Senatoren auf, in die er ein vollkommenes Vertrauen setzte, für deren Tadellosigkeit er selbst sein Wort verpfändete, und die dann wieder andere nominierten, so daß sich eine Art von Kooptation ergab, in die aber Augustus zuletzt persönlich eingriff.

Daß hiebei alles nach seinem Wunsche hergegangen sei, läßt sich an sich nicht vermuten. Er mußte wohl verzeihen, sagt Seneca: denn, wenn er nicht verzeihen wollte, über wen konnte er herrschen? Eine Anzahl der angesehensten Senatoren stammte aus dem Heerlager der Feinde. Wir finden sogar die Überlieferung, daß Augustus zu Zeiten, nur durch einen Harnisch gegen plötzlichen Anlauf gesichert und von einer Anzahl ergebener Senatoren umgeben, im Senat zu erscheinen gewagt hat, fast als hätte er das Schicksal Cäsars zu fürchten gehabt. Er mußte sich hüten, durch allzu viel Ausschließungen sich Haß zuzuziehen. Er ließ den Ausgeschlossenen senatorischen Rang und die mit demselben verbundenen Vorteile. Dabei bleibt es immer, und man darf es nicht vergessen, wenn man Augustus beurteilen will, daß er den Senat nicht willkürlich und von Grund aus umwandelte, sondern unter Mitwirkung der Senatoren selbst. Für die laufenden Geschäfte bedurfte er der Unabhängigkeit dieser Körperschaft, da sie durch ihr Votum ihn selbst autorisierte. Einige wichtige Kompetenzen blieben dem Senat vorbehalten; er war vor allem eine konsultative Behörde, deren Votum einst entscheidende Kraft gehabt hatte und eben darum noch immer ein großes Gewicht besaß. Doch war zugleich dafür gesorgt, daß dieselbe keine systematische Opposition bilden konnte. Augustus selbst war, wie Cäsar, Princeps Senatus; er gab sein Votum entweder zuerst oder zuletzt ab. Von ihm stammte in der Regel die Initiative bei den Beratungen. Wenn es vorkam, daß auch von anderer Seite Anträge eingebracht wurden, so fragte man doch erst bei dem Princeps an, ob denselben Folge gegeben werden sollte. In seinen letzten Jahren ließ Augustus einen Ausschuß aus Senatoren und höheren Magistraten zusammentreten, deren Beschlüsse dann soviel gelten sollten, als sonst die Beschlüsse des versammelten Senats. Kommen wir nun auf das Volk. Noch immer bestand dessen vornehmste Kompetenz, über die Ernennung zu den höchsten Stellen der Magistratur zu votieren; noch immer fanden Komitien zu diesem Zwecke statt. Allein diese Befugnis wurde doch durch das Vorrecht der höchsten Gewalt, das dabei eintrat, beinahe illusorisch: der

Abstimmung ging eine Prüfung der Qualifikation der Kandidaten voraus. Nur die wurden zugelassen, welche von dem Princeps gebilligt worden waren. Man bewarb sich weniger um die Stimme des Volks, als um die Nomination oder auch um die Empfehlung — denn auch eine solche wurde nach dem Muster Cäsars vorbehalten — des Inhabers der höchsten Gewalt. Wie konnte es nun dennoch geschehen, daß der neu entstehende Prinzipat dem Volke angenehm und selbst erwünscht war? Es beruht auf der tribunicischen Gewalt, nicht sowohl nach ihren Formen, die ohnehin außer Gebrauch gesetzt wurden, als nach dem Begriffe, von welchem sie ausgegangen war. Wir sehen das aus der Leichenrede des Antonius. Die tribunicische Gewalt, in dem Inhaber derselben unverletzlich, gewährte den Mitgliedern der Gemeinde den Schutz, dessen sie gegen die Mächtigen bedurften. Darin liegt das populare Prinzip des Fürstentums überhaupt; der gemeine Mann muß einen Rechtsschutz haben, auf den er sich verläßt. Dazu war das Tribunat in Rom ursprünglich bestimmt; es verknüpft gleichsam die Jahrhunderte, daß diese in langem Kampfe errungene volkstümliche Stellung dem Inhaber der höchsten Autorität anheimfiel. Das Recht der Intercession hatte in Bezug auf mißfällige Beschlüsse, die der Senat trotz aller Vorkehrungen fassen konnte, eventuell großen Wert.

Die tribunicische Gewalt war das vornehmste Fundament des Prinzipats in bürgerlichen Angelegenheiten. Sie ist immer als die vornehmste Prärogative der höchsten Gewalt angesehen worden. Deren eigenste Basis aber bildete die militärische Autorität. Alle Legionen leisteten dem Imperator den Eid; sie wurden durch Aushebungen ergänzt, die in seinen Händen lagen; sie bezogen ihre Löhnung aus der Privatkasse des Imperators, der zugleich ein Grundeigentum von unermeßlichem Umfang erworben hatte. Das Reich war in zwei Arten von Provinzen geteilt: die inneren friedlichen waren dem Senat anheimgegeben; diejenigen, in denen die letzten Kriege geführt worden waren, die beiden Gallien in weitester Ausdehnung, Hispanien, im Orient Syrien und seine Nachbarländer, waren dem Cäsar vorbehalten: in diesen gab es eine bewaffnete Macht. Brauchte der Senat solche, so mußte er auf die nächsten Befehlshaber der Truppen des Kaisers rekurrieren. Die cäsarianischen Provinzen bildeten eine militärische und administrative Monarchie in ihrem vollen Sinne. Selbst wenn ein früher unabhängiger Vorsteher jetzt unterworfener Länder mit der obersten Verwaltung betraut wurde, hing derselbe nur von dem Imperator ab. Und niemals konnte sich Italien oder gar die Hauptstadt gegen ihn aufzulehnen wagen. Er besaß den Oberbefehl zur See wie zu Lande. In Misenum auf der einen und Ravenna auf der anderen Seite der Küste wurden Kriegshäfen errichtet und mit Flotten belegt, die nur von dem Cäsar abhingen. Indem er die See beherrschte, also auch die Zufuhr, bekam er die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln, die eine der wichtigsten Pflichten der öffentlichen Gewalt bildete, vollkommen in seine Hände. Darin bestand fast das wichtigste Attribut Roms, als der Kapitale

der Welt, daß die Provinzen in einer oder der anderen Weise zur Ernährung der städtischen Bevölkerung herbeigezogen wurden. Schon von jeher hatte man hiefür besondere Magistrate aufgestellt, aber immer schwieriger wurde das Geschäft durch die Zunahme der Bürger: sie hat in noch nicht fünfzig Jahren vom Jahre 70—28 vor unserer Ära ein gutes Dritteil betragen. In allen Wechselfällen der Bürgerkriege hat der jeweilige Mangel an Lebensmitteln eine Rolle gespielt; die Machtstellung des Sextus Pompejus beruhte darauf. Diese Versorgung nahm nun Augustus, dem die Provinzen gehörten, aus denen sie bestritten wurde, unmittelbar in die Hand. An dem Amt, das man mit dem Worte Cura Annonae bezeichnete, hatten anfangs einige Senatoren Anteil; später aber blieb es ausschließend bei dem Imperator. Der Vorsteher dieses Amtes, Praefectus Annonae, stand mit allen denen in Verbindung, die für den Lebensunterhalt zu sorgen hatten, auch mit den kleinen Handwerkern. Sehr wahr ist, was Tacitus sagt, Augustus habe das Heer durch seine Geschenke, die Hauptstadt durch die Annona beherrscht. Die militärische Verfassung übte aber auch einen direkten Einfluß auf die Hauptstadt aus. Die prokonsulare Gewalt hatte bisher das Pomörium der Stadt von den Provinzen her nicht überschreiten dürfen; jetzt nahm sie in der Mitte derselben eine feste Stellung ein. Ein Prätorium ward innerhalb ihrer Mauern errichtet, aus welchem nach und nach die herrschende Klasse der Prätorianer, die anfangs alle Italiker waren, hervorgegangen ist. Unter Augustus ist nur der Grund dazu gelegt worden; aber der Gedanke ist doch immer der seine. Diese Alleinherrschaft durch Institutionen, die keinen Namen hatte und nur in der Person des Machthabers erschien, mit einem Überrest republikanischer Einrichtungen, denen doch ein gewisses Leben vindiziert wird, hat ihresgleichen nie in der Welt, weder in den altorientalischen, noch in den hellenistischen Monarchien gehabt; sie ist aber, wie in dem Wesen der Macht, so auch in ihren formellen Beschränkungen die Grundlage aller folgenden Gewalten geworden.

Das Kaisertum, das von Cäsar-Augustus den Namen trägt, ist nicht eine absolute Gewalt. Die Autorität ist immer durch Gesetze gebunden. Aber es besitzt eine über dieselbe hinausreichende, aus der Lage der Dinge entspringende, auf eigenem Entschlusse beruhende Machtvollkommenheit.

Von welcher Bedeutung nicht allein für Rom, sondern für die Welt überhaupt und für alle folgende Zeit waren die Verfügungen, welche Augustus in Gallien und Spanien traf! Die Romanisierung des Occidents ist durch Cäsar angebahnt worden: ihre feste Begründung ist das Werk des Augustus, der dafür der Beistimmung des Senats bedurfte und eine solche nach der Umwandlung aller politischen Verhältnisse, die dieselbe einst erschwert hatten, ohne Widerspruch erhielt. Zu den welthistorischen Verdiensten des Augustus gehört die Organisation der Provinz Gallien, in welcher auf den Grund der bisherigen Stammverfassungen und Gebiete Städte nach römischem Muster gegründet wurden, deren Ansehen dann für die folgende Zeit maßgebend

geworden ist. Augustus hat unzählige Kolonien gegründet, die vornehmste in Gallien Lugdunum, in Spanien Emerita Augusta. Auch nach Afrika hat er einige tausend Kolonisten geführt.

Die civilisatorische Arbeit der Zeit war vornehmlich diesen Regionen zugewendet. Auch darum nahm sie damals eine Richtung von dem Osten nach dem Westen, weil dem römischen Reiche im Orient unübersteigliche Grenzen gesetzt waren. Die Ehre des römischen Namens hat Antonius im Orient vielleicht hergestellt, die entgegenstehende selbständige Macht von Parthien und Indien aber keineswegs überwältigt. Wieviel fehlte noch daran, daß die Macht der hellenistischen Könige im Osten erneuert gewesen wäre! Aber eben in dieser Beschränkung lag es, daß das römische Reich seine Kraft umsomehr nach dem Westen richten konnte. Dahin warf Augustus auch die in Italien zu Grunde gerichteten Landbesitzer und den Zug der militärischen Ansiedelungen. Hieraus ist dann eine Gemeinschaft zwischen Gallien, Spanien und Italien hervorgegangen, welcher in der Komplikation der Weltverhältnisse fortan die größte Rolle zufiel, und welche die Grundlage der romanischen Nationen in Europa und Amerika bildet. Italien wurde nun der Mittelpunkt der gebildeten Welt. Rom selbst wurde es unter den Cäsaren mehr, als es jemals in den Zeiten der Republik gewesen war.

Eine der großartigsten Stellungen in der Geschichte aller Zeiten nimmt Augustus ein.

Man darf ihn nicht als einen ersten Begründer, als einen schöpferischen Genius betrachten: das Wesen seines ganzen Lebens ist, daß er ein Erbe war, aber ein solcher, der die Erbschaft, deren Rechte ihm zufielen, in unaufhörlichem Streit zur Geltung zu bringen gewußt hatte.

Er hatte seinen Anspruch in allen Phasen seines Lebens vor Augen gehabt: zuerst gegen Antonius in Verbindung mit dem Senat, dann im Kampfe gegen den Senat in Verbindung mit Antonius, hierauf im Kampf gegen Antonius selbst. Durch dessen Ausgang war er in unbestrittenen Besitz der Autorität gelangt, welche Cäsar besessen hatte, und das Geschäft seines Lebens bestand nun eben darin, diese Gewalt, die in dem Moment ihrer Selbstbildung vernichtet worden war, haltbar und auf immer zu begründen.

Er that das mit einer Verbindung von Energie und Geschmeidigkeit, von politischer und kriegsmännischer Thätigkeit, welche nicht zum zweitenmal wieder vorgekommen ist. Er war in den verschiedenen Abwandlungen, welche seine Sache annahm, den Forderungen derselben immer gewachsen.

Sein vornehmstes Talent war, wenn wir nicht irren, das der Organisation, nicht nach dem Belieben der Willkür, noch den Ansprüchen, die jeder nach altem Herkommen erhob, sondern nach Lage der Sache. Er glich die höchste Gewalt, insoweit das überhaupt möglich war, mit den bestehenden Rechten aus. Dabei kam ihm dann nichts mehr zu statten, als die Erinnerung

an den Sturm der bürgerlichen Kriege, die man soeben bestanden hatte. Er hatte nicht die imponierende Erscheinung, die seinen Großoheim vor allen Menschen auszeichnete; er war eher klein von Gestalt: aber frei von aller Unruhe. Der Besitz der Gewalt gab ihm Würde; seinen Augen schreibt man einen überwältigenden Eindruck zu. Einst im hohen Gebirg ist in einem seiner Begleiter an einer Stelle, die hiezu geeignet war, der verruchte Gedanke aufgestiegen, den Herrscher der Welt vom Felsen herabzustürzen. Der Mann hat bekannt, daß der Anblick des Imperators, das Selbstbewußtsein der Hoheit, das diesem eigen war, ihn davon zurückgebracht habe. Cäsar hatte keinen Freund; Augustus besaß deren zwei: den kriegsgewaltigen Agrippa, mit dem er in Familienverbindung trat, und den feinen, genußliebenden, aber sinnvollen Mäcenas, unter dessen Protektion die großen Talente gediehen, welche die Epoche auszeichnen. Auch Augustus hat Denkwürdigkeiten geschrieben, wie Cäsar. Sie sind leider verloren gegangen. So wichtig für die Nachwelt würden sie nimmermehr geworden sein. Seine persönliche Gesinnung würden wir aber daraus mit größerer Bestimmtheit abnehmen können, als es jetzt möglich ist.

Er glaubte bei jedem seiner Schritte von höheren Mächten geleitet zu sein. Auf jedes Wahrzeichen gab er acht; er hat gemeint, der Ausgang seiner Kriege und sein Tod sei ihm vorher verkündigt. Um den Neid der Unsterblichen nicht zu reizen, bat er jährlich an einem gewissen Tage das Volk um ein Almosen.

Überall stellte er die verfallenen Tempel wieder her; denn von der Zerstörung der Bürgerkriege waren sie großenteils mitbetroffen worden: er selbst zählt zweiundachtzig Tempel auf, die er erneuert habe. Die meiste Sorgfalt aber wendete er doch denen zu, an die sich die Erinnerungen seines Hauses knüpften. Namentlich hat der Apollotempel auf dem Palatin eine solche Beziehung. Apollo galt besonders als der Gott der Familie. Schon vor dem Kriege gegen Sextus Pompejus soll Octavian den Tempel aufzurichten gelobt haben: das würde in dieselbe Zeit fallen, in welcher er selbst auf dem Palatin, an dessen Fuße er einst geboren worden, Wohnung nahm, die, sehr bescheiden, doch der Mittelpunkt des römischen Erdkreises geworden ist. Im Tempel des Apollo wurden die sibyllinischen Bücher aufbewahrt. In dem Portikus zu demselben standen die beiden großen Bibliotheken; hier ist der Senat nicht selten versammelt worden. Der Tempel ist also zugleich für das Haus, für die Litteratur, für die Staatsverwaltung von Bedeutung. Apollo war als Führer der Musen dargestellt. Wie alle Paläste nach dem Palatin genannt sind, so war auch die Verbindung des Palastes mit dem großen Tempel ein Vorbild für die spätere Welt.

Ein Pulvinar, d. h. eine Stätte der Anbetung für die Götterbilder, erneuerte er am Circus Maximus auf eine solche Weise, daß er und seine Familie den circensischen Spielen von hier aus zusehen konnten.

Zum Dank für seine eigene Rettung bei einem Ungewitter in Cantabrien, bei welchem einer seiner Sklaven vom Blitz getroffen wurde, erbaute er dem Jupiter Tonans ein Heiligtum.

Zugleich aber erhielt er das Andenken an die Dienste der Urzeit. Er ließ den ältesten Tempel des Jupiter, dessen Einrichtung man dem Romulus zuschreibt und der ganz verfallen war, den des Jupiter Feretrius, wo Romulus, Cossus und Marcellus ihre Spolia opima geweiht hatten, erneuern.

Noch ein anderer Tempel war dem Andenken des Romulus gewidmet, nämlich die Aedes Quirini, die Augustus ringsum mit einem Säulengang schmückte: man weiß nicht, ob mit Benutzung alter Ruinen oder ganz von neuem. Er überblickt das den Quirinal vom Viminal trennende Thal und wurde von den Römern an Würde unmittelbar nach dem des Jupiter Capitolinus gestellt, welchen Augustus restaurierte, ohne bei der Inskription mit seinem Namen glänzen zu wollen.

Diesem fügte er die Erneuerung des Tempels der Laren und Penaten hinzu. Die Penaten waren dieselben, welche von Troja hergeleitet wurden, und an die sich der ganze, von Virgil verherrlichte Mythus von der Entstehung Roms knüpft. Noch immer schwebte ein geheimnisvolles Dunkel über ihnen, wie man bei Dionysius sieht.

In den Hallen um das Forum her, das seinen Namen trug, ließ er die Bildnisse der Altvordern, die sich um die Ausbreitung der römischen Macht am meisten verdient gemacht hatten, aufstellen und an den Piedestalen entsprechende Elogien anbringen.

In diesen Gründungen ist ein gewisser idealer Zusammenhang. Die Denkmale, an die sich die älteste Geschichte und die Größe von Rom knüpft, werden mit denen verbunden, welche das Haus des Augustus, namentlich seinen Großoheim und ihn selbst, betreffen.

Das war nun aber die Weltstellung dieses Mannes und seines Hauses, daß sich daran Verhältnisse von universalhistorischer Wichtigkeit knüpften. Es mag uns erlaubt sein, auf die allgemeine Entwickelung dieser Epoche, in welcher die römische Litteratur in der glänzendsten Gestalt hervortritt, einen Blick zu werfen.

Was will das überhaupt sagen: Litteratur einer Nation? Ist es nicht ein Widerspruch, da Wissenschaft, Poesie und Kunst dem Allgemeinmenschlichen zugewandt sind, von der Litteratur Einer Nation etwas Allgemeingültiges zu erwarten? Wie nun das Allgemeingültige aufgenommen werden kann, ohne das Nationale zu zerstören: dafür ist vor allem das Beispiel von Rom maßgebend.

Es ist nicht ganz zutreffend, wenn man die römische Litteratur und Kunst im agusteischen Zeitalter als eine Fortsetzung der altlatinischen betrachtet. Sie ist vielmehr das Produkt der durch die römische Welteroberung begründeten universalen Bildung. Daß die Römer dafür Sinn hatten, das ist das Charakteristische ihrer Weltstellung. Was würde aus der Entwickelung des mensch-

lichen Geistes überhaupt geworden sein, wenn Rom nur eben altlatinisch geblieben wäre? Nun aber war die griechische Litteratur in Rom eingebürgert, wie die griechische Sprache. Aus den Überresten der Privatbriefe sieht man, wie die Römer so ganz von der griechischen Bildung durchdrungen waren und in derselben, sozusagen, geistig atmeten. Die griechische Geschichte war eine Vergangenheit, die sie sich selbst aneigneten. Alle philosophischen Gedanken, die den Menschen über den Dienst der Götter und die Ceremonien der Religion erhoben, waren griechischen Ursprungs. Mit der Stoa war die Philosophie der Griechen, mit dieser die Weltanschauung derselben herübergekommen. Es ist beinahe ungerecht, wenn man von den Arbeiten der Römer die Originalität fordert, welche die griechischen auszeichnet.

Die Römer hatten ein Element der Kultur, das ihnen eigentümlich war, das juridische. In allem anderen waren sie auf die Nachahmung der Griechen angewiesen. In Rom konnte nicht von originalen Hervorbringungen in Poesie und Philosophie die Rede sein, wie in Athen in der Epoche der Tragiker und des Sokrates. Es war genug, daß die Römer sich dieselben zu eigen machten und dann in ihrer Weise nachbildeten. Die eigentümlichen Arbeiten der Römer haben vor allem den Wert, in der Nachahmung und Übersetzung die Bildung ihrer Sprache bis zu einem dem Gedanken adäquaten Ausdruck durchzuführen.

Lucrez wählte sich den sprödesten Stoff, den man sich denken kann, das System der epikureischen Philosophie, zum Gegenstand eines Poems. Bei ihm kam es — abgesehen von einigen glücklichen Stellen — hauptsächlich darauf an, daß die Sprache dahin gebracht wurde, abstrakte Gedanken wiederzugeben; insofern hat er einige Ähnlichkeit mit Cicero, dessen philosophische Arbeiten vornehmlich das Verdienst haben, die philosophischen Begriffe, bei ihm besonders die der Akademie, in der lateinischen Sprache auszudrücken. Sie ermangeln der originalen philosophischen Ideen: es sind Übertragungen: dafür sind sie unschätzbar. Selbst die Beredtsamkeit Ciceros hat etwas von diesem Charakter; denn er studierte in Rhodus und verließ unter dem Einfluß der dortigen Schule die Regeln der römischen Redekunst, wie sie bei Hortensius erschienen war. Nicht auf eigenem Grund und Boden allein gelangte die römische Prosa zu ihrer Vollendung: Cicero war von den litterarischen und historischen Erinnerungen Athens eingenommen; aber dennoch ist der allgemeine Eindruck, den er macht, begründet auf römische Jurisprudenz und Staatsverfassung, ein durchaus römischer. Eben diese Verbindung verschaffte ihm vom ersten Augenblick an allgemeine Bewunderung.

Seneca sagt, er sei der einzige Geist gewesen, den das römische Volk hervorgebracht habe, so groß und umfassend, wie das römische Reich.

Für die griechische Litteratur selbst war der Eingang, den sie in Rom fand, von Wichtigkeit; sie hatte sich in das bloß Formale verloren. Die Römer gaben diesen Formen, durch deren Annahme sie sich der allgemeinen Kultur anschlossen, doch wieder einen besonderen Inhalt. Wir haben berührt,

in wie hohem Grade dies bei Polybius der Fall war, der dann wieder auf Geschichtschreibung und Politik der Römer mächtig zurückwirkte und Ideen bei ihnen zur Geltung brachte, die ursprünglich griechisch waren. Das war nun alles unter dem Getümmel der Waffen und der Parteiungen, die den Zeiten Cäsars vorangingen, und in dessen eigener Epoche durch den natürlichen Zug der Dinge geschehen.

Wenn man dennoch von einem augusteischen Zeitalter redet, so liegt der Grund eben darin, daß Augustus den allgemeinen Stürmen, die alles niederzuwerfen drohten, Einhalt that und eine Epoche der Ruhe herbeiführte, welche die Geister zu freien Hervorbringungen, die doch zugleich Nachahmungen der Griechen waren, aufrief und in den Stand setzte.

Der merkwürdigste römische Dichter ist auch in dieser Richtung ohne Zweifel Virgil. Er lebte und webte in dem Studium der homerischen Gedichte, welche ein Gemeingut der römischen Welt geworden waren; indem er sie aber nachahmte, verknüpfte er mit ihnen die Erinnerungen der römischen Vorgeschichte und römische Ideale.

Äneas ist weit entfernt, ein Hektor oder gar Achilles zu sein; er ist ein Fürst, ein Vorbild für Fürsten.

Man hat wohl, wie wir aus Servius erfahren, sein Poem als „Thaten des römischen Volks" bezeichnet. So durchaus römisch ist der Eindruck, den es macht. Alles nebensächliche der Darstellung wurzelt auf dem lateinischen Boden. Die Georgica haben etwas italienisch-landschaftliches.

Ähnlich verhält es sich mit dem Historiker der Epoche, Titus Livius. Er trägt zwar in den eigentlich historischen Zeiten kein Bedenken, wo er Griechen vorfindet, deren Erzählungen sich anzueignen, wie die des Polybius. Doch ist es mehr der Stoff, als die Form; seine politisch-moralische Idee wurzelt durchaus auf römischem Boden. Und wo hätte ein griechischer Historiker die Tradition so glücklich behandelt, wie Livius die römische Sagengeschichte in seinem ersten Buch?

Die Oden des Horaz sind offenbar Nachahmungen, zum Teil Übersetzungen griechischer Vorbilder. Sie sind vielleicht zu Athen entsprungen, wo sich Horaz während des Bürgerkrieges aufgehalten hat, um dieselbe Zeit, als Brutus daselbst verweilte. Schon vor der Schlacht bei Actium scheinen die drei ersten Bücher vollendet zu sein. Das Verdienst der Sprache, die sich in den griechischen Formen mit voller Leichtigkeit bewegt, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Allein darin liegt noch nicht das ganze Verdienst des Autors: die Oden des vierten Buches sind durch und durch römisch. Sie atmen den Genuß der nach den Stürmen der Republik durch Augustus wiederhergestellten Ruhe und Sicherheit. Zugleich aber sind sie von dem Gefühl für die eigentümlichen Tugenden der Römer und ihre Größe erfüllt. Hier war von keiner Nachahmung die Rede. Zu Hervorbringungen dieser Art war es erforderlich, Römer zu sein.

Ovid ist weit entfernt von diesem Schwung der Idee; selbst wo er altrömische Mythen vergegenwärtigt, mischt er Frivolitäten ein; aber, wie schon Lessing bemerkt, man lernt aus ihm das Privatleben der Römer kennen, und in den Fasten hat er doch ein Werk hinterlassen, dem Griechenland nichts zur Seite zu setzen hatte, — gleich wichtig für die religiöse und politische Überlieferung und für das Volksleben, das dieselbe festhielt.

Properz wollte der römische Kallimachus sein und schloß sich an die Alexandriner an; aber auch bei ihm kommen durch und durch römisch gedachte Elegien vor, wie jene Zusammenstellung des alten landschaftlichen, bäuerlichen und des neuen politischen und weltbeherrschenden Rom. Diese vor allen sind charakteristisch für Propertius.

Dies Einflechten eines neuen Bestandteiles in die allgemeine Litteratur ist ein Gewinn für dieselbe und machte sie lebensfähig für die spätere Welt.

Im allgemeinen betrachtet, imponiert der Reichtum der Litteratur, der in den römischen Bibliotheken, unter anderen des Augustus selbst, aufbewahrt wurde. Es ist die Produktion des gesamten Altertums, objektiv die Summe dessen, was die früheren Epochen, besonders der griechische Geist, erschaffen haben, nicht jedoch als ein bloßer Schatz, sondern in der Auffassung eines nachstrebenden, ebenfalls originalen Geistes.

Ähnlich verhält es sich mit den Hervorbringungen der Kunst. Welch eine Menge von Werken der Skulptur ist seit der Eroberung von Korinth nach Rom gebracht worden! Und naturgemäß wanderte mit ihnen auch die Technik ein. Die Architektur fand in der Notwendigkeit der Herstellung nach den zerstörenden Kriegen einen unermeßlichen Schauplatz. Wenn das Rom des Augustus zu einem marmornen umgeschaffen wurde, geschah das besonders durch die kunstfertige Beihülfe der Griechen. Nicht allein den Gelehrten und Kunstbeflissenen, sondern auch einen der beschäftigtsten und wirksamsten Staatsmänner unserer Epoche hat die Größe der Anlagen in ihrem Zusammenhange zur Bewunderung hingerissen. Die monumentale Baukunst gewann einen Boden von einem Umfang, wie er ihr noch niemals geboten worden war. Alle römischen Gebiete wetteiferten mit der Kapitale. Das Cäsarenreich hat im Verlaufe der Zeit alle Landschaften, die ihm gehorchten, mit Denkmalen der Baukunst erfüllt, deren Überreste schon in ihrem äußeren Umfang wir mit Staunen erblicken. Für die bewundertsten Werke der antiken Bildhauerkunst drängt sich dort an Ort und Stelle noch eine Bemerkung auf, die ich nicht zurückhalten will. Unter der Führung unseres Winkelmann und seiner Nachfolger lernen wir, wie die Ideale der Götter zu Tage treten, wie man von dem Hohen zu dem Schönen fortschritt, wie man den Kanon erfand und ausbildete. Von alledem konnte in Rom nicht die Rede sein. Einen Phidias konnte Rom nicht hervorbringen, so wenig wie einen Plato. Es war schon genug, wenn die streitbaren Welteroberer Sinn und Verständnis für die großen Arbeiten vorübergegangener Weltepochen hatten. Darin liegt die Eigentümlichkeit wahrer Kultur, daß sie die Schöpfungen der Vergangenheit

als ein Eigentum, das die Gegenwart erfüllt, betrachtet. Aber auch das, was man aufbewahrt, muß doch dem Sinne dessen, der es aufbewahren soll, entsprechen. Einen Schatz, den man nicht würdigt, läßt man gleichgültig zu Grunde gehen. Zeiten solcher Art sollten wohl kommen; damals aber lagen sie noch in weiter Ferne: vielmehr war eben die innigste Verbindung des Alten und des Neuen in vollem Zuge. Der griechische Meißel arbeitete im Sinne des römischen Lebens und der römischen Republik. Sehr merkwürdig ist es, daß die Werke, welche die Aufmerksamkeit der Kenner und der Freunde der Kunst gleichmäßig am meisten fesseln, wie sie vor uns stehen, in den römischen Zeiten entstanden sind. Das bestimmteste Zeugnis beweist, daß der Laokoon unter einem Kaiser des ersten Jahrhunderts ausgeführt wurde. Es ist wohl eine römische Idee, die dabei vorschwebte. Man bemerkt, daß der Apollo von Belvedere aus römischem, nicht aus griechischem Marmor gehauen ist; es ist der Gott des cäsarischen Geschlechtes, der dessen Feinde überwältigt. Kostüm und Gegenstand des sterbenden Gladiators bewähren, daß wir das Werk römischen Händen verdanken. Die Vergleichung der Abgüsse des Parthenon mit dem vatikanischen Torso beweist durch die von der griechischen abweichende Behandlung des Fleisches, daß dieser in der römischen Zeit entsprungen und vollkommen Original ist.

Es war ein großer Moment, als das römische Weltreich erschaffen und der griechische Geist zugleich mit dem römischen auf das engste vereinigt war. Das vornehmste Produkt der Epoche ist die lateinische Kultur auf der Grundlage der griechischen, die griechische Kunst, die in Rom aufgenommen und noch einmal verjüngt wurde.

Beide sind ein unsterbliches Denkmal der Zeiten, denen sie angehören.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichnis
zum ersten Bande.

I. Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen.

Erstes Kapitel. Seite
Amon-Ra, Jehovah und das alte Ägypten 9
Zweites Kapitel.
Das israelitische Zwölfstämmereich 28
Drittes Kapitel.
Tyrus. Assur 49
Viertes Kapitel.
Medo-persisches Reich 69
Fünftes Kapitel.
Das ältere Hellas 88
Sechstes Kapitel.
Zusammentreffen der Griechen mit dem persischen Weltreiche 112
Siebentes Kapitel.
Die Demokratie von Athen und ihre Führer 139
Achtes Kapitel.
Antagonismus und Fortbildung der Ideen über die göttlichen Dinge in der griechischen Litteratur 198
Neuntes Kapitel.
Persisch-griechische Verwickelungen in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts . 241
Zehntes Kapitel.
Die macedonische Weltmacht 259
Elftes Kapitel.
Ursprung der macedonisch-hellenistischen Königreiche 309
Zwölftes Kapitel.
Ein Blick auf Karthago und Syrakus 328

II. Die römische Republik und ihre Weltherrschaft.

Erstes Kapitel.
Traditionelle Geschichte Roms bis in das 4. Jahrhundert römischer Zeitrechnung 341
Zweites Kapitel.
Grundlegung der italienischen Nationalität durch die römischen Waffen . . . 380
Drittes Kapitel.
Die hellenistischen Reiche in der Zeit der gallischen Einbrüche. Die letzte Epoche der Philosophie und politischen Unabhängigkeit der Griechen 401

Viertes Kapitel. Seite
Grundlegung der römischen Macht im Occident im Kampf mit Karthago . . 425
Fünftes Kapitel.
Begründung der römischen Oberherrschaft im Orient 477
Sechstes Kapitel.
Definitive Eroberungen 510
Siebentes Kapitel.
Gracchische Unruhen 548
Achtes Kapitel.
Militärische Erfolge in Numidien und in Gallien. Jugurtha und die Cimbern 568
Neuntes Kapitel.
Das sechste Konsulat des Marius. Bundesgenossenkrieg 583
Zehntes Kapitel.
Erster Bürgerkrieg. Repression des Mithridates 595
Elftes Kapitel.
Sullas Diktatur. Seine Einrichtungen und deren Modifikation durch Crassus und Pompejus 611
Zwölftes Kapitel.
Digression über die Makkabäer und das hasmonäische Judäa 623
Dreizehntes Kapitel.
Erneuerte Kämpfe mit Mithridates. Pompejus in Asien 634
Vierzehntes Kapitel.
Die catilinarische Verschwörung und das erste Triumvirat 646
Fünfzehntes Kapitel.
Cäsar in Gallien 665
Sechzehntes Kapitel.
Zweiter Bürgerkrieg 679
Siebzehntes Kapitel.
Alleinherrschaft Cäsars. Seine Ermordung und deren nächste Folgen . . . 702
Achtzehntes Kapitel.
Krieg zwischen den Cäsarianern und den Verschworenen 716
Neunzehntes Kapitel.
Zerwürfnis zwischen den Cäsarianern 731
Zwanzigstes Kapitel.
Prinzipat des Augustus 747

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Seite
. 495
. 477
510
548
568
588
5

[illegible]

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Leopold v. Ranke's Sämmtliche Werke.

Preis: geheftet 270 Mark, gebunden 324 Mark.

Inhalt:

1. bis 6. Band: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6 Bände. Siebente Auflage. 1894. Einzelpreis: 30 M.; geb. 36 M.

7. Band: Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Kriege. Dritte Auflage. 1888. Einzelpreis: 6 M.

8. bis 13. Band: Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. 6 Bände. Vierte Auflage. 1876. 1877.

14. bis 22. Band: Englische Geschichte vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert. 9 Bände. Vierte und dritte Auflage. 1877—1879. Einzelpreis: 45 M.; geb. 54 M.

23. Band: Geschichte Wallensteins. Fünfte Auflage. 1896. Einzelpreis: 7 M. 20 Pf.

24. Band: Abhandlungen und Versuche. Erste Sammlung. Zweite Auflage. 1877. Einzelpreis: 6 M. 40 Pf.

25. bis 29. Band: Zwölf Bücher preußischer Geschichte. 5 Bände in 3 Bänden. Zweite Auflage. 1878. 1879. Einzelpreis: 25 M.; geb. 31 M.

30. Band: Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen von Aachen und Hubertusburg. 1875. Einzelpreis: 7 M. 20 Pf.

Inhalt: Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755. Aus den Papieren des Großkanzlers Fürst. — Der Ursprung des siebenjährigen Krieges. — Ansicht des siebenjährigen Krieges.

31. und 32. Band: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790. Zweite Auflage. 1875. Einzelpreis (große Ausgabe): 16 M. 80 Pf.

33. und 34. Band: Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1514. — **Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber.** Dritte Auflage. 1885. Einzelpreis: 10 M.

35. und 36. Band: Die Osmanen und die Spanische Monarchie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Vierte, erweiterte Auflage des Werkes: „Fürsten und Völker von Süd-Europa". 1877. Einzelpreis: 12 M.

37. bis 39. Band: Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Neunte Auflage. 3 Bände. Mit Register. 1889. Einzelpreis: 18 M.; geb. 21 M.

40. und 41. Band: Historisch-biographische Studien. 1877. Einzelpreis: 11 M.

Inhalt: Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontificat Pius' VII. — Savonarola und die florentinische Republik gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. — Filippo Strozzi und Cosimo Medici, der erste Großherzog von Toscana. — Don Carlos, Prinz von Asturien, Sohn König Philipps II. von Spanien.

42. Band: Zur Venezianischen Geschichte. 1878. Einzelpreis: 7 M. 20 Pf.

Inhalt: I. Venedig im sechzehnten Jahrhundert und im Anfang des siebzehnten. (Bisher ungedruckt.) — II. Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Mit Urkunden aus dem venezianischen Archiv. — III. Die Venezianer in Morea.

43. und 44. Band: Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert. 1879. Einzelpreis: 12 M.

45. Band: Ursprung und Beginn der Revolutionskriege von 1791 und 1792. Zweite Auflage. 1879. Einzelpreis: 7 M. 20 Pf.

46. bis 48. Band: Hardenberg und die Geschichte des Preußischen Staates von 1793 bis 1813. Zweite Auflage der in dem Werke „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" den eigenhändigen Memoiren Hardenbergs beigegebenen historischen Darstellung des Herausgebers. 3 Bände. 1879 — 1881. Einzelpreis: 20 M.

49. und 50. Band: Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Alfred Dove. 1887. Einzelpreis: 12 M.

Inhalt: I. Restauration und Julirevolution. Zur französischen und deutschen Geschichte von 1815 bis 1836. — II. Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen. — III. Politische Denkschriften aus den Jahren 1848 bis 1851, bestimmt für König Friedrich Wilhelm IV. (Bisher ungedruckt.)

51. und 52. Band: Abhandlungen und Versuche. Neue Sammlung. Herausgegeben von A. Dove und Th. Wiedemann. 1888. Einzelpreis: 12 M.

Inhalt: Die Fluthsage. — Die Tragödien Seneca's. — Paulus Diaconus. — Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten. — Notiz über die Mutter Manfreds. — Zur Geschichte der italienischen Poesie. — Zur Geschichte der italienischen Kunst. — Ueber den Ausbruch des siebenjährigen Krieges. — Friedrich II. — Friedrich Wilhelm IV. — Vorrede zu den Jahrbüchern des deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. — Von der Historischen Commission bei der Akademie der Wissenschaften in München. — Ansprachen, gehalten an persönlichen Feiertagen.

53. und 54. (Schluß-)Band: Zur eigenen Lebensgeschichte. Herausgegeben von Alfred Dove. 1890. Einzelpreis: 14 M.; geb. 16 M.

Inhalt: Aufsätze zur eigenen Lebensbeschreibung. — Ausgewählte Briefe. — Tagebuchblätter. — Verschiedenes, zugleich als Nachlese.

Die einzelnen Werke bezw. Bände werden nur zu den in dem Verzeichniß vermerkten Einzelpreisen abgegeben.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, S.-A.

F. Greiner
Buchbinderei
Münch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ranke, Leopold <<von>>,

Weltgeschichte Textausgabe [in 4 Bänden]

Bd.: 1

1896

H.un. 452 nb-1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11811036-0